Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

№ 1. Dienstag den 4. Januar 1848.

Naturkunde.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Des berühmten noch in hohen Jahren die volle Jugendkraft des Geistes sich bewahrenden Verfassers jüngstes Werk hat den Zweck einer großartigen Orientirung im Weltganzen nach seinen physischen Beziehungen. Der erste Band enthält eine mit Meisterhand entworfene Uebersicht über das Weltganze, wie wir es auf dem heutigen Standpunkt der Naturwissenschaft begreifen. Der zweite Band verfolgt die Geschichte der allmählig wachsenden Naturerkenntniß von den ältesten Zeiten an bis zu unserm gegenwärtigen Standpunkt.

Voran schickt Herr von Humboldt eine Betrachtung über das Naturgefühl, über den Sinn für das Erhabene und Schöne der Natur und über die Kunst, sofern sie die Natur zum Gegenstande hat, insbesondere also über die Landschaftsmalerei. Man kann dem großen Naturforscher für diese Rückblicke auf das Schöne nicht genug danken, weil er dadurch vielleicht beiträgt, die Gelehrten vom Fach daran zu erinnern, daß man den Musen huldigen könne, auch ohne den Grazien abzuschwören.

Das Naturgefühl äußerte sich bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Während es bei den Alten hauptsächlich eine mit der Plastik verwandte Richtung nahm und in der Durchfühlung der menschlichen Natur sich gleichsam concentrirte, richtete es sich bei den Indern mehr auf die bunte Fülle der äußern Natur. Während es aber bei den Indern sich mehr mit einer bloßen Lust der Anschauung und zum Theil mit Verstandesspielen vergesellschaftete, trat es, bei den Hebräern in Beziehung zu den tiefsten Seelenstimmungen. „Es ist, sagt Humboldt S. 45, ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deßhalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach großartig und von feierlichem Ernst, sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt ꝛc." Kleinlich und überkünstelt erscheinen dagegen die spätern Blumenspielereien der muhamedanischen Poesie. Im Abendlande zeichnete sich besonders die germanische Race durch ihr tiefes Naturgefühl aus, was der Verfasser schon im ältesten Thierepos, wie später wieder in der Minnepoesie und in der altdeutschen Malerei anerkennt. Erst die Renaissance führte wieder zur Unnatur zurück. Indem man die antike Schäferpoesie nachahmen wollte, vergaß man die viel schönere Natur um sich her. Herr von Humboldt kontrastirt deßhalb die ergreifenden Naturschilderungen der ersten Entdecker Amerikas, oft sehr einfacher und ungebildeter Männern, mit den kalten und seelenlosen Künsteleien gleichzeitig berühmter Poeten. In der Landschaftsmalerei gingen die Deutschen mit ihrer treuen Nachahmung der Natur voran, Geist brachten aber erst die Italiener in die Landschaft. „Frei und großartig aufgefaßt erscheint diese erst in den Meisterwerken des Tizian, dem auch hier Giorgione zum Vorbild gedient. Ich habe das Glück gehabt viele Jahre lang im Pariser Museum das Gemälde des Tizian bewundern zu können, welches den Tod des von einem Adlerpaar im Walde überfallenen Petrus Martyr in Gegenwart eines anderen Dominikanermönches darstellt. Die Form der Waldbäume und ihre Belaubung, die bergige blaue Ferne, die Abtönung und Beleuchtung des Ganzen lassen einen feierlichen Eindruck von Ernst und Größe, von einer Tiefe der Empfindungen, welche die überaus einfache landschaftliche Komposition durchdringt. So lebendig war das Naturgefühl des Tizian, daß er nicht etwa bloß in Bildnissen schöner Frauen, wie in dem Hintergrunde der üppigen Gestalt der Dresdner Venus, sondern auch in den Bildnissen strengerer Auffassung, z. B. in dem des Dichters Pietro Aretino, sey es der Landschaft, sey es dem Himmel einen der individuellen Darstellung entsprechenden Charakter gab." Unter den ältern deutschen Bildern wäre der berühmte h. Christoph von Memling mit seinem landschaftlichen Hintergrunde zu erwähnen gewesen. Hier ist schon nicht mehr bloß ängstliche Nachahmung der Natur, sondern auch schon Geist und ein der individuellen Darstellung entsprechender Charakter. — Herr von Humboldt hofft noch eine große Zukunft der Landschaftsmalerei. Bisher seyen die Maler auf das enge Gebiet unserer nordischen Natur eingeschränkt geblieben, die Natur sey aber außerhalb dieses Gebiets gerade an landschaftlichen Schönheiten noch unendlich reich. „Warum sollte unsere Hoffnung nicht gegründet seyn, daß die Landschaftsmalerei zu einer neuen, nie gesehenen Herrlichkeit erblühen werde, wenn hochbegabte Künstler öfter die engen Grenzen des Mittelmeers überschreiten können, wenn es ihnen gegeben seyn wird, fern von der Küste, mit der ursprünglichen Frische eines treuen jugendlichen Gemüthes, die vielgestaltete Natur in den feuchten Gebirgsthälern der Tropenwelt lebendig aufzufassen? Jene herrlichen Regionen sind bisher meist nur von Reisenden besucht worden, deren Mangel an früher Kunstbildung und anderweitige

Digitized by Google

wissenschaftliche Beschäftigung wenig Gelegenheit gaben sich als Landschaftsmaler zu vervollkommnen. Die Wenigsten von ihnen wußten bei dem botanischen Interesse, welches die individuelle Form der Blüthen und Blätter erregte, den Totaleindruck der tropischen Zone aufzufassen. Oft wurden die Künstler, welche große auf Kosten des Staats ausgerüstete Expeditionen begleiten sollten, wie durch Zufall gewählt, und dann unverbereitet befunden, als es eine solche Bestimmung erheischte."

Nun die Geschichte der allmähligen Horizonterweiterung der Menschen. Plato bezeichnete am schönsten die Enge des antiken Gesichtskreises. „Wir, sagt er, die wir vom Phasis bis zu den Säulen des Hercules wohnen, haben inne nur einen kleinen Theil der Erde, in dem wir uns, wie um einen Sumpf Ameisen oder Frösche, um das (innere) Meer angesiedelt haben." Aber dieses enge Becken, an dessen Rande ägyptische, phönicische und hellenische Völker zu einem hohen Glanze der Kultur erblühten, ist der Ausgangspunkt der wichtigsten Weltbegebenheiten, der Kolonisirung großer Ländertreden von Afrika und Asien, der nautischen Unternehmungen gewesen, durch welche eine ganze westliche Erdhälfte enthüllt worden ist." Diese allmählige Enthüllung der Erde vor den Blicken der gebildeten Griechen verfolgt nun Herr von Humboldt ins Einzelne, zuerst die Seefahrten der Phönicier und Karthager im Westen, die Argonautenfahrt, die Fahrten auf dem rothen Meeee, dann die Enthüllung Asiens durch Alexanders des Großen Heereszüge. Bei diesem Anlaß erklärt sich Herr von Humboldt sehr bestimmt dafür, daß Ktesieles eine Thiergeschichte schon vor der persischen Eroberung geschrieben und die dort entdeckten Thiere keineswegs so gefannt und so genau untersucht habe, wie Einige glauben.

Von nun an wurde Alexandrien, in der Mitte dreier Welttheile liegend, der Centralpunkt wie für alle Bildung, so auch insbesondere für die Naturwissenschaften. Hier wurde die Naturkunde als Wissenschaft und schulmäßig getrieben, hier unterstützten sie großartige Sammlungen und der Verkehr mit den verschiedenartigsten Ländern. — Noch weiter enthüllte sich die Erdoberfläche den Römern. Herr von Humboldt lenkt die Aufmerksamkeit auf den Verkehr der Römer mit Indien und China. „Unter der Regierung des Kaisers Claudius kam die Gesandtschaft des Rachias aus Ceylon über Aegypten nach Rom. Unter dem Marcus Aurelius Antoninus (bei den Geschichtsschreibern der Dynastie der Han Antun genannt) erschienen römische Legaten am chinesischen Hofe. Sie waren zu Wasser über Tunkin gekommen. Wir bezeichnen hier die ersten Spuren eines ausgebreiteten Verkehrs des Römerreichs mit China und Indien schon deßhalb, weil höchst wahrscheinlich durch diesen Verkehr in beide Länder, ungefähr in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, die Kenntniß der griechischen Sphäre, des griechischen Thierkreises und der altgriechischen Planetenwechr verbreitet worden ist. Die großen indischen Mathematiker Varahamihira, Brahmagupta und vielleicht selbst Aryabhatta sind neuer als die Periode, die wir hier schildern; aber was früher schon auf ganz einsamen, abgesonderten Wegen in Indien entdeckt war und diesem altgebildeten Volke ursprünglich zugehört, kann auch vor Diophantus durch den unter den Lagiden und Cäsaren so ausgebreiteten Welthandel theilweise in den Occident eingetrungen seyn. Es soll hier nicht unternommen werden abzusondern, was jedem Völkerstamme und jeder Zeitepoche eigenthümlich ist; es ist genug an die Wege zu erinnern, die dem Ideenverkehr geöffnet waren."

Bemerkenswerth erscheint, daß man schon damals, indem man den stillen Ozean kennen lernte, dessen weite Ausdehnung nicht begreifen konnte, sondern ihn nur für einen Binnensee hielt, hinter welchem die Küsten von China und Abyssinien durch ein langes Ufer eines großen Kontinents zusammenhängen sollten. In ähnlicher Weise glaubte später wieder Columbus, als er Amerika entdeckte, dasselbe sey nur die Ostküste Asiens.

Was Alexandria und die Römer geleistet, setzten im Mittelalter die Araber fort. Bei ihnen ausschließlich blühte die Naturkunde fort als Wissenschaft, und wurde wesentlich erweitert durch ihre großartigen Eroberungen und Reisen von Spanien bis Indien. Am meisten legten sie sich auf Sternkunde, Arzneikunde und Chemie. Ibn-Baithar war ein großer Botaniker, Ibn-Sinar (Avicenna) und Ibn-Rosch (Averroes) weltberühmte Aerzte, der eine aus Bothara, der andere aus dem maurischen Spanien. In Cordova wurde der erste botanische Garten von den Arabern angelegt ꝛc. Herr von Humboldt verbreitet sich über alle wissenschaftlichen Leistungen der Araber ausführlich.

Die christliche Welt lernte von diesen Arabern und erhob sich zu wissenschaftlicher Selbstständigkeit erst am Ausgang des Mittelalters. Doch läßt Herr von Humboldt den großen Gestern, die ihrer Zeit voranseilten, volle Gerechtigkeit widerfahren. So dem Albertus Magnus, Roger Bacon ꝛc. Nicht minder preist er die großen Reisenden, die schon im Mittelalter so vieles sahen, beobachteten und treflich beschrieben, was ihre beschränkten Zeitgenossen nicht glauben wollten, namentlich den so lange verkannten Marco Polo. Indem er allen Spuren des wissenschaftlichen Verkehrs im Mittelalter nachgeht, nimmt er Anlaß, den Irrthum zu widerlegen, der in Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung wieb der magnetischen Wagen erwähnt, welcher der Kaiser Tschingwang aus der alten Dynastie der Tschen über 900 Jahre früher den Gesandten von Tunkin und Cochinchina geschenkt hatte, damit sie ihren Landweg zur Rückkehr nicht verfehlen möchten. Im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, unter der Dynastie der Han, wird in Hiuschin's Wörterbuche Schuewen die Art beschrieben, wie man durch methodisches Streichen einem Eisenstabe die Eigenschaft gibt sich mit dem einen Ende gegen Süden zu richten. Wegen der gewöhnlichsten Richtung der dasigen Schiffahrt wird immer vorzugsweise die Südweisung erwähnt. Hundert Jahre später, unter der Dynastie der Tsin, benutzen dieselbe chinesische Schiffe, um ihre Fahrt auf offenem Meere zu leiten. Durch diese Schiffe hatte die Kenntniß der Bussole sich nach Indien und von da nach der Ostküste von Afrika verbreitet. Die arabischen Benennungen zohron und aphron (für Süd und Nord), welche Bineenz von Beauvais in seinem Naturspiegel den beiden Enden der Magnetnadel gibt, bezeugen (wie die vielen arabischen Sternnamen, deren wir uns heute noch bedienen), auf welchem Wege und durch wen das Abendland belehrt wurde. In dem christlichen Europa ist von dem Gebrauch der Nadel, als von einem ganz bekannten Gegenstande, zuerst in einem politisch-satirischen Gedichte la Bible des Guyot von Provins 1190 und in der Beschreibung von Palästina des Bischofs von Ptolemais Jacob von Vitry zwischen 1204 und 1215 gerebet worden. Auch Dante (Parad. XII, 29) erwähnt in einem Gleichniß der Nadel (ago), „die nach dem Sterne weist". Dem Flavio Gioja aus Positano, unweit des schönen und durch seine weit verbreiteten Seegesetze so berühmten Amalfi, hat man lange die Erfindung des Seekompasses zugeschrieben; vielleicht war von demselben (1302) irgend eine Vervollkommnung in der Vorrichtung angegeben worden. Eine viel frühere Benutzung des

Digitized by Google

Kompasses in den europäischen Gewässern als im Anfang des 14ten Jahrhunderts beweist auch eine nautische Schrift des Raymundus Lullus aus Majorca, des sonderbaren geistreichen, excentrischen Mannes, dessen Doctrinen Giordano Bruno schon als Knaben begeisterten und der zugleich philosophischer Systematiker, Scheidekünstler, christlicher Beförderer und Schiffahrtskundiger war. In seinem Buch Fenix de las maravillas del orbe, das im Jahr 1286 verfaßt ist, sagt Lullus, daß die Seefahrer seiner Zeit sich der „Meßinstrumente, der Seekarten und der Magnetnadel“ bedienten. Die frühen Schiffahrten der Katalanen nach der Nordküste von Schottland und nach der Westküste des tropischen Afrika's (Don Jayme Ferrer gelangte im Monat August 1346 an den Ausfluß des Rio de Oure), die Entdeckung der Azoren (Beatriz-Inseln der Mittelkarte von Pizigano 1367) durch die Normänner erinnern uns, daß lange vor Columbus man den freien westlichen Ocean durchschiffte.“ In einer Note wird noch hinzugefügt: „Navarrete in seinem Discurso historico sobre los progressos del Arte de Navegar en Espaola 1802 p. 28 erinnert an eine merkwürdige Stelle in den spanischen Leyes de las Partidas (II. tit. IX ley 28) aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts: „die Nadel, welche den Schiffer in der finsteren Nacht leitet und ihm bei gutem wie bei bösem Wetter zeigt, wohin er sich richten soll, „ist die Vermittlerin (medianera) zwischen dem Magnetsteine (la piedra) und dem Nordsterne.“

Nachdem Herr von Humboldt die schon frühere Entdeckung Nordamerikas durch die Normänner erörtert, geht er zur spätern Entdeckung Südamerikas durch die Spanier über. Hiebei macht er auf das Verhängnißvolle aufmerksam, was in der scheinbar zufälligen Ansiedlung der Spanier im Süden lag. Hätten sie sich im Norden niedergelassen, so würden sie weniger erschlafft seyn, als im Süden und es würde der englisch-deutschen Race nicht wohl möglich gewesen seyn, die jetzt so mächtigen Vereinigten Staaten zu gründen. „Der verderbenvolle Washington Irving hat mit Recht behauptet, daß, wenn Columbus, dem Rathe des Martin Alonso Pinzon widerstehend, fortgesahren hätte gegen Westen zu segeln, er in den warmen Golfstrom gerathen wäre und nach Florida und von dort vielleicht nach dem Cap Hatteras und Virginien würde geführt worden seyn: ein Umstand von unermeßlicher Wichtigkeit, da er den jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika statt einer spät angelangten protestantisch-englischen Bevölkerung eine katholisch-spanische hätte geben können. „Ue ist wie, sagte Pinzon zu dem Admiral, „wie eine Eingebung (el corazon me da), daß wir anders steuern müssen.“ Auch behauptete er deßhalb in dem berühmten Prozeß, der (1513—1515) gegen die Erben des Columbus geführt wurde, daß die Entdeckung von Amerika ihm allein gehöre. Die Eingebung aber und „was das Herz ihm sagte,“ verdankte Pinzon, wie in demselben Prozeß an alter Matrose aus Moguer erzählt, dem Flug einer Schaar von Papageien, die er Abends hatte gegen Südwesten fliegen sehen, um, wie er vermuthen konnte, in einem Gebüsch am Lande zu schlafen. Niemals hat der Flug der Vögel gewichtigere Folgen gehabt.“

Herr von Humboldt macht ferner auf die fast vergessenen Wiederfunde der Spanier in Bezug auf die erste Entdeckung der bedeutendern Inseln des stillen Oceans aufmerksam. Indem er die großen Folgen schildert, welche die Entdeckung und nähere Untersuchung der südlichen Erdhälfte für die Naturkunde haben mußte, verweist er bei dem ersten großen und fremdartigen Eindruck der südlichen Nachthimmels. Eine der schönsten und interessantesten Schilderungen dieses Bandes. „Der an zusammengedrängten Nebelflecken und Sternschwärmen so reichen Zone des südlichen Himmels zwischen den Paeallelkreisen von 50° und 80° gibt die ungleichmäßige Vertheilung der Lichtmassen einen eigenthümlichen, man möchte sagen landschaftlichen Charakter, einen Reiz, der aus der Gruppirung der Sterne erster und zweiter Größe und ihrer Trennung durch Regionen hervorgeht, welche dem bloßen Auge verödet und glanzlos erscheinen. Diese sonderbaren Kontraste, die mehrfach in ihrem Laufe heller aufleuchtende Milchstraße, die isolirt kreisenden abgerundeten Magellanischen Lichtwolken und die Kohlensäcke, von denen bee größere einen schönen Konstellation so nahe liegt, vermehren die Mannigfaltigkeit des Naturbildes; sie fesseln die Aufmerksamkeit empfänglicher Beschauer an einzelne Regionen in der äußersten Hälfte des südlichen Himmelsgewölbes. Eine dieser Regionen ist seit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts durch besondere, zum Theil religiöse Beziehungen sowohl christlichen Seefahrern in den tropischen und südlicheren Meeren wie christlichen Missionaren in beiden Indien wichtig geworden; es ist die des südlichen Kreuzes.“ Daran wird nun die weitere Bemerkung geknüpft, daß man ehemals dieses schöne Sternbild des Kreuzes auch in unserm Norden habe sehen können. „Durch das Vorrücken der Nachtgleichen verändert sich an festen Punkte der Erde der Anblick des gestirnten Himmels. Das alte Menschengeschlecht hat im hohen Norden prachtvolle südliche Sternbilder auftreigen sehen, welche, lange unsichtbar, erst nach Jahrtausenden wiedererscheinen werden. Canopus war schon zur Zeit des Columbus zu Tetebe (Br. 39° 54') voll 1° 20' unter dem Horizont; jetzt erhebt er sich noch fast eben so viel über den Horizont von Cadix. Für Berlin und die nördlichen Breiten überhaupt sind die Sterne des südlichen Kreuzes, wie α und β des Centauren, mehr und mehr im Entfernen begriffen, während sich die Magellanischen Wolken unseren Breiten langsam nähern. Canopus ist in dem verflossenen Jahrtausend in seiner größten nördlichen Annäherung gewesen, und geht jetzt, doch überaus langsam wegen seiner Nähe am Südpol der Ekliptik, immer mehr südlich. Das Kreuz fing in 52° ½ nördlicher Breite an unsichtbar zu werden 2900 Jahre vor unserer Zeitrechnung, da dieses Sternbild, nach Galle, sich vorher auf mehr als 10° Höhe hatte erheben können. Als es an dem Horizont unserer baltischen Länder verschwand, stand in Aegypten schon ein halbes Jahrtausend nach der große Pyramide des Cheops. Das Hirtenvolk der Hyssos machte seinen Einfall 700 Jahre später. Die Vorzeit tritt uns schrinbar näher, wenn man ihr Maaß an denkwürdige Ereignisse knüpft.“ Wie heben nur einige solcher Bemerkungen heraus, um zu zeigen, wie lebendig hier die ganze Naturauffassung ist. Uebrigens nimmt der Verfasser auch Rücksicht auf Dante, der bekanntlich in seinem purgatorio schon im 14ten Jahrhundert des südlichen Kreuzes erwähnt, bemerkt aber dazu, es sey irrig, wenn man deßfalls dem großen Dichter einen prophetischen Geist zugeschrieben habe. „Der beleseue Florentiner Andreas Corsali rühmt Dante's prophetischen Geist: als hätte der große Dichter nicht eben so viel Erudition wie Schöpfungsgabe besessen, als hätte er nicht arabische Sternglosen gesehen und mit vielen orientalischen Reisenden aus Pisa verkehrt.“

Nachdem gezeigt ist, wie die großen geographischen Entdeckungen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und das zugleich erwachte gründlichere Verständniß der Alten die Wissenschaften in der christlichen Welt neu belebt hatten, wendet sich die Betrachtung zu den großen Naturforschern, welche das vom außen Gewonnene dahin verarbeiteten, vom bekannt Gewordenen auf das noch Unbekannte schlossen und die bisherigen Entdeckungen im Raume bald noch übertrafen durch Entdeckung von Gesetzen und Kräften der Natur, von denen die Vorzeit noch keine Ahnung gehabt. Oben an stehen hier die aftronomischen Entdeckungen des Copernikus und Kepler. Ohne hier ins Einzelne eingehen zu können, wollen wir nur des Zufalls gedenken, daß Kepler seine Hauptentdeckung in Bezug auf

Digitized by Google

Abstand und Bewegung der Planeten gerade in dem Jahre machte, in welchem der dreißigjährige Krieg begann. Während in seinem Vaterlande die furchtbarste Unordnung ausbrach, entdeckte er die schönste und wunderbarste Ordnung drobern im Himmel. — Weiter erörtert Herr von Humboldt die Erfindung der Fernröhre, die dadurch möglich gewordenen neuen Entdeckungen von Planeten und Sternsystemen der verschiedensten Art rc., ferner die zahlreichen Entdeckungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im Gebiete der Physik, Optik, des Magnetismus, der Chemie rc. Dann wendet er sich insbesondere zu den Untersuchungen über die Erde, ihre Gestaltung, ihr Inneres, und über die Versteinerungen, wobei er namentlich der schon älteren, jetzt fast vergessenen Verdienste von Steno, Scilla, Lister und Leibniz um die Petrefaktologie gedenkt.

Auf die neuesten Forschungen und Leistungen geht der Verfasser nicht ein. „Wo durch die Geistesarbeit des Jahrhunderts alles im Werden begriffen scheint, ist es eben so gefahrvoll, in den intellektuellen Prozeß eingreifen und das unaufhaltsam Fortschreitende wie am Ziele angelangt zu schildern als, bei dem Bewußtseyn eigener Beschränktheit sich über die relative Wichtigkeit ruhmvoller Bestrebungen der Mitlebenden oder Nächstvorhergeschiedenen anzusprechen." Doch bemerkt er am Schlusse: „Der dritte und letzte Theil meines Werkes liefert zur Erläuterung des allgemeinen Naturgemäldes die Ergebnisse der Beobachtung, auf welche der jetzige Zustand wissenschaftlicher Meinungen hauptsächlich gegründet ist. Vieles, das man nach anderen Ansichten der Kompendien eines Buches von der Natur, als die meinigen sind, hier vermissen kann, wird dort seinen Platz finden." Allein der Verfasser findet es nicht überflüssig zu bemerken, daß man beim Ueberblick so unermeßlicher Geistesarbeit, wie sie die Neuzeit darbietet, dennoch nicht stolz, sondern bescheiden seyn solle. „Durch den Glanz neuer Entdeckungen angeregt, mit Hoffnungen genährt, deren Täuschung oft spät erst eintritt, wähnt jedes Zeitalter dem Kulminationspunkte im Erkennen und Verstehen der Natur nahe gelangt zu seyn. Ich bezweifle, daß bei ernstem Nachdenken ein solcher Glaube den Genuß der Gegenwart wahrhaft erhöhe. Bescheidener und der Ihre von der großen Bestimmung unseres Geschlechtes angemessener ist die Ueberzeugung, daß der erobrte Besitz nur ein sehr untergeordneter Theil von dem ist, was bei fortschreitender Thätigkeit und gemeinsamer Ausbildung die freie Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird. Jedes Erforschte ist nur eine Stufe zu etwas Höherem in dem verhängnißvollen Laufe der Dinge." Wer erkennt nicht, daß so bescheidene Worte im Munde des größten unserer Naturforscher einen doppelten Werth haben.

In den zahlreichen Anmerkungen ist ein reicher Schatz des Wissens niedergelegt. Wir entlehnen demselben nur noch einige Fragen von allgemeinerem Interesse. Seite 417 erwähnt Herr von Humboldt der Nachrichten der Alten, die auf eine frühe Kenntniß der Blitzableiter schließen lassen. „Wenn man ehemals in Deutschland den Pater Angelo Cortenovis nachfabelte, daß das von Varro beschriebene, mit einem ehernen Hut und ehernen herabhangenden Ketten gezierte Grabmal des Helden von Clusium, Lars Porsena, ein atmosphärischer Elektricitäts-Sammler oder ein Blitzableitungs-Apparat (wie nach Michaelis die metallenen Spitzen auf dem Salomonischen Tempel) gewesen sey; so geschah dieß zu einer Zeit, in der man den alten Völkern gegen die Reste einer geoffenbarten, bald aber wieder verdunkelten Uroffenbarung alle Kenntniß absprach. Ueber den nicht schwer aufzufindenden Verkehr zwischen Blitz und leitenden Metallen scheint mir noch immer die wichtigste Notiz die des Ktesias (Indica cap. 4. pag. 169 ed. Bien, pag. 248 ed. Parhr) zu seyn. Er habe, heißt es, zwei eiserne Schwerter besessen, Geschenke des Königs (Artaxerxes Mnemon) und dessen Mutter (Parysatis): Schwerter, welche, die Erde gespalten, Gewölk, Hagel und Blitzstrahlen abwendeten. Er habe die Wirkung selbst gesehen, da der König zweimal vor seinen Augen das Experiment gemacht." — S. 421 spricht sich der Verf. entschieden gegen die Ansicht Niebuhrs aus, sofern derselbe das berühmte alte Volk der Stythen der wenigolischen Völkerfamilie zuzählen zu müssen geglaubt hat. — Auf S. 459 wird des räthselhaften Untergangs der altnormannischen Bevölkerung von Grönland gedacht. Es ist viel darüber gefabelt worden, aber „heutzutage glaubt man nicht mehr an die meteorologische Mythe von einer plötzlichen Veränderung des Klimas, von der Bildung eines Eisdammes, welcher die gänzliche Trennung der in Grönland angesiedelten Kolonien von ihrem Mutterlande auf einmal soll zur Folge gehabt haben." Noch weniger an die Möglichkeit, daß sich noch Nachkommen der alten Einwohner in unbekannten Gegenden der Insel erhalten haben. „Die Niederlassungen auf der Westküste von Grönland, welche sich bis zur Mitte des 14ten Jahrhunderts eines sehr blühenden Zustandes erfreuten, fanden allmählig ihren Untergang durch die verderbliche Einwirkung von Handelsmonopolen; durch die Einfälle der Esquimaux (Skräglinger); durch den schwarzen Tod, welcher nach Hecker besonders während der Jahre 1347 bis 1351 den Norden entvölkerte; auch durch den Anfall einer feindlichen Flotte, deren Ausgangspunkt unbekannt geblieben ist." Es dürfte nicht unwahrscheinlich seyn, daß die Hanseaten aus Handelseifersucht hier ein noch nicht aus Licht des Geschichte getretenes Verbrechen begangen haben.

Seite 461 wird auf ein ebenfalls noch nicht erforschtes sehr interessantes Gebiet hingewiesen, nämlich auf die Seereise des Madoc und überhaupt auf die maritime Thätigkeit der den äußersten Westen Europas bewohnenden Kelten, welche schon vor den Normannen das atlantische Meer durchkreuzten und vielleicht mit Amerika in Verbindung kamen. „Es ist sehr zu wünschen, daß in unsern Tagen, wo eine gesunde Kritik zwar strenge geübt wird, aber keinen verschmähenden Charakter annimmt, die alten Untersuchungen von Powel und Richard Hakluyt (Voyages and Navigations Vol. III. p. 4) in England und Irland selbst wieder aufgenommen werden mögen. Ist es gegründet, daß Madoc's Zerfahrt 15 Jahre vor der Entdeckung durch Columbus in dem Gedichte des welschen Sängers Meredithe vorherrlicht wurde? Ich theile nicht den wegwerfenden Sinn, mit welchem nur zu oft Volksüberlieferungen verbunden werden; ich lebe vielmehr der festen Ueberzeugung, daß mit mehr Emsigkeit und mehr Andauer viele der geschichtlichen Probleme, welche sich auf die Seefahrten im frühesten Mittelalter, auf die auffallende Uebereinstimmung in religiösen Ueberlieferungen, Zeiteintheilung und Werken der Kunst in Amerika und dem östlichen Asien, auf die Wanderungen der mexikanischen Völker, auf jene alten Mittelpunkte aufdämmernder Civilisation in Aztlan, Quivira und der oberen Luisiana, so wie in den Hochebenen von Cundinamarca und Peru beziehen, eines Tages durch Entdeckungen von Thatsachen werden aufgehellt werden, die uns bisher gänzlich unbekannt geblieben sind."

So ist denn dieses Meisterwerk Humboldts überall nicht bloß in Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch in die Zukunft gerichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 2. Sonnabend den 8. Januar 1848.

Unterhaltungsliteratur.

Skizzen aus dem Leben. Von Laman Blanchard. Gesammelt und herausgegeben von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von G. von Roß. Drei Bände. Augsburg, Fahrmbacher, 1847.

Ein sehr gutes Buch, wie eine flüchtige Skizze des Inhalts darthun wird. Den Anfang machen die Memoiren eines Schlüsselloch. Ein Schlüsselloch berichtet hier über die vielen und mancherlei Bewohner, welche nach und nach als Miethsleute in das Zimmer in London eingezogen seyen, zu dem es den Eingang öffnete. Da treten uns denn eine Menge trefflich gezeichnete Persönlichkeiten in nächste Nähe. Durch alle diese Charakteristiken aber geht ein feiner ironischer Zug hindurch. Sie bieten nämlich alle einen Widerspruch dar zwischen dem äußern Benehmen und dem innern Wesen und wenn man aus allen das Facit zieht, so ist es die Unnatur unserer modernen Sitten und Bildung.

Der erste Miethsmann, den uns das still beobachtende Schlüsselloch beschreibt, ist der liebenswürdige Kapitän Flint, der schönste und angenehmste Offizier der englischen Armee. Alles an ihm ist bezaubernd, dieselbere aber zeichnet ihn die zarteste Aufmerksamkeit für seine schweigsame Gattin aus, die sich dabei leider so verlegen und linkisch benimmt, daß man ihn bedauern muß, seinen Geist und sein warmes Herz an eine solche kalte Puppe verkauft zu haben. So erscheint uns das Paar in einer Gesellschaft. Kaum aber ist die Gesellschaft fort und das Paar ist allein, so verändert sich alles. Der Kapitän nimmt ein gemeinliches höfliches Gesicht an, spricht kein Wort, kehrt der Frau den Rücken und schilt sie aus, so wie sie sich unterstehe und leise ein Gespräch anknüpfen will. So erfahren wir denn, daß der Mann in der Gesellschaft bloß eine angenommene Rolle spielt, seiner wahren Natur nach aber ein herzloser Egoist, und daß die arme Frau eine sanfte Dulderin ist. Sie stirbt. Er zieht aus. Nach langen Jahren aber kommt er als Greis wieder, miethet dasselbe Zimmer und beschäftigt sich einzig mit dem Bilde seiner unglücklichen Gattin und stirbt, wo sie gestorben.

Ein zweites Paar Miethsleute sind Herr und Frau Amber. Er steht im Rufe der vollkommensten Redlichkeit und trägt diese Maske auch mit Meisterschaft zur Schau, während er der abgefeimteste Leuteberüger ist. Seine Ehehälfte sympathisirt mit ihm auf wunderbare Weise, so daß sogar ihr physischer Habitus und ihre Physiognomie einander immer ähnlicher geworden sind. Von gleicher Habsucht beseelt wie er, ist sie voller Bewunderung seiner genialen Pfiffigkeit, und diese Motive bewirken was bei einem andern Ehepaar nur die reinste Liebe und eine auf Tugend begründete Achtung bewirken würde. Köstlich ist eine Scene beim Kaffee. Amber und Frau sind von den reichen Digbys aufs Land eingeladen worden und zerbrechen sich den Kopf, was die Leute von ihnen wollen, was für ein Interesse sie leiten kann? Endlich sagt Amber: „weißt Du, daß ich seit langer Zeit schon einen starken Argwohn hege? Merk Dirs, einen starken Argwohn, daß diese Digbys ganz aufrichtige Menschen sind. Ich kann nicht sagen, wie dieser kuriose Gedanke mir zuerst in den Kopf gekommen, sodwerden kann ich ihn aber jetzt nicht wieder. Ich glaube wirklich, daß sie es gerne sehen, wenn man sie besucht, daß sie meinen was sie sagen und fest an unsere Freundschaft glauben, wenn sie uns willkommen heißen ꝛc.“ Eine vornehme Dame kommt, den redlichen Amber zur Unterstützung eines nothleidenden Pfarrers einzuladen. Er unterzeichnet sogleich 50 Pfund Sterling und prahlt damit in den öffentlichen Anzeigen, weiß sich aber sehr bequem von der Zahlung loszusagen. Er will nämlich der Dame insinuiren, er wisse eine Jugendgeschichte von dem fraglichen Pfarrer, es sey ein Mädchen mit im Spiele, man spreche nicht gern davon. Er seinerseits müsse seine Unterzeichnung zurückziehen, verspreche ihr jedoch, die Sache nicht weiter zu veröffentlichen ꝛc. Endlich wird dem Herrn Amber einmal ein äußerst wichtiger Brief zur Bestellung anvertraut; kaum ist der Besteller zur Thür hinaus, so bricht er den Brief schon auf, zum Unglück kommt aber der Besteller noch einmal zurück und findet ihn mit dem offenen Brief in der Hand, wodurch er sie immer als Betrüger entlarvt ist. Zum Duell gezwungen findet er in diesem den Tod.

Das dritte Ehepaar ist eine Dame im geschmackvollsten Putz mit ihren bis schönheitbindenden Töchtern und einem gutherzigen Gemahl. Das Schlüsselloch ist ganz erstaunt über die Pracht dieser Damen, noch mehr erstaunt es aber am andern Morgen über das herrenhafte Negligée der nämlichen Damen. Außen hui, innen pfui. Nur für die Gesellschaft putzen sie sich wie Engel heraus, im Hause vergehen sie in Schmutz und Nachlässigkeit.

Der vierte Miethsmann, Herr Josias Oakby, gibt sich als den hartherzigsten Geizhals zu erkennen, weiet alle Bittsteller ab, bleibt unerbittlich bei Thränen und Kniefällen und geht dann ganz behaglich „mit fürchterlichem Appetit“ an die Tafel. Am Abend aber vertieft er sich in seine Rechnungsbücher und wir erfahren, daß er alle die, welche er öffentlich so hart abgewiesen, heimlich mit Wohlthaten überhäuft. Ein solcher Charakter thut unter den übrigen wohl, doch schreint uns der Kontrast seines Benehmens etwas gar zu stark vom Verfasser markirt worden zu seyn.

Fünftens tritt auf Mistreß Fixbury mit ihrem guten Mann. Sie richtet ihre Zimmer so nett ein und ist so verliebt in diese Einrichtung, daß nichts sie darin stören darf. „Um die Tische

Digitized by Google

und Stühle zu schonen, wurden die Kinder schon im zartesten Alter zur Großmutter, oder in die Schule geschickt, anstatt ihnen, nach dem Wunsche des Vaters, eine häusliche Erziehung zu geben. „Sprich nicht mehr davon, Firburn, — war ihre gewöhnliche Antwort; — es geht durchaus nicht, daß die Kinder hier herumtoben, da ich gerade Alles in Ordnung gebracht habe. Wenn Du auch jene Pedler für gar nichts achtest, so weiß ich sie dafür desto besser zu schätzen. Es ist wahrhaftig nöthig, daß sich wenigstens Einer der Ordnung und Ruhe im Hause annimmt; die Kinder müssen fort. Wäre es nicht des neuen Teppichs wegen gewesen, so hätte der kleine Johy gerne noch einige Monate lang zu Hause bleiben können; Du weißt aber ebenso gut wie ich, Dies sagen kann, daß es rein unmöglich ist, ihn, oder eins der übrigen Kinder von diesem Zimmer fern zu halten. Außerdem fühle ich nur zu gut, daß meine häuslichen Geschäfte mich verhindern, den Kindern die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen. Häusliche Pflichten lassen mir keine Zeit für die mütterlichen übrig, und was eine Gouvernante anbetrifft, so weiß ich nur zu gut, daß diese herrlichen Stützte auch ohne, daß noch mehr Personen ins Haus kommen, bald genug ruinirt seyn werden; überdieß möchte ich um keinen Preis überall die Schuldsucher umherlaufen sehen. Doch der eine Grund genügt schon, die Stühle sollen mir nicht verdorben werden. Entweder die Stühle, oder die Kinder müssen aus dem Hause, und wo sollten wir wohl jemals solche Stühle um einen solchen Spottpreis wieder herbekommen! — Es kommen die Feiertage und mit ihnen in den meisten Häusern jene kleinen, trauten Familiengesellschaften. Für Madame Firburn brach ein solcher Tag nie an. — Aber, Firburn, wie kannst Du nur an so etwas denken? Wie ist es nur möglich, daß es Dir Vergnügen machen kann, unsere Häuslichkeit zu hören? Ich glaube gar, Du fährst gern die ganze Sippschaft hier beisammen. Das geht nun und nimmermehr! Die würden mir meine Gardinen schön aussehen machen; ihr Blindekuh- und Versteckspiel wäre hier gerade am rechten Orte. Verlaß Dich darauf, Johy würde nicht eher schlafen gehen, als bis er wenigstens die eine dieser Blumenvasen heruntergerissen hätte und am nächsten Morgen hätte er nichts Eiligeres zu thun, als eine seiner Alabasterkugeln in den Spiegel zu werfen. Alle fünf Finger würde er an den lackirten Thüren abwischen und, was ich von Allem noch am meisten hasse, wenigstens einer von unseren schönen, polirten Mahagonitischen würde rund herum mit Butter, Gerstenzucker und Marmelade beschmiert werden. O nein, wir gehen zur Großmama; dort können wir die Kinder eben so gut sehen ꝛc."

Vortrefflich ist das folgende Paar geschildert, ein junger gutherziger Mann mit seiner gleichfalls noch ganz jungen und bildschönen Frau. Er ist um Unterstützung angesprochen worden und will sie gewähren. Er spricht darüber mit der Frau. „Madame Crosoworth gab ihm, als Antwort, zu verstehen, daß der Fall zu ergreifend sey, um noch länger besprochen zu werden; sie meinte, es sey gerathen, daß Charles lieber mehr zahle und weniger Worte verliere. Solche Jammergeschichten paßten sich nicht zum Gegenstand der Unterhaltung; sie sey von jeher eine abgesagte Feindin dieser Trauerspiele aus dem wirklichen Leben gewesen und wolle lieber, wenn sie's vermöge, zehnmal mehr geben, als gezwungen werde, wenn sie dadurch nur den kummervollen Bitten entgehen könne. Ihr Grundsatz sey, allen Dingen die fröhlichste Seite abzugewinnen und sich nie, ohne die gegründetste Ursache, von trüben Gedanken übermannen zu lassen. Dann erhob sie sich vom Tische, warf ihrem verstimmten, aber höflichen Manne den lustigsten, neckendsten Blick zu und schlüpfte leichtfüssig durch die ihr von ihm geöffnete Thür zum Zimmer hinaus. — Der junge Mann blieb sitzen, leerte sein Glas, füllt es, leerte es rasch noch einmal und noch mehr

rermale. „Wer weiß, sprach er, als er das leere Glas vor sich hinsetzte, Charlottens System kann sehr wohl das richtige seyn. Es geht doch nichts über die Uebertragung. Wohlthun ist kostspielig und nebenbei sind die Weinhändler, diese gewissenlosen Schelme, in jetzigen Zeiten schwer zu befriedigen. In irgend einer Beziehung müssen meine Ausgaben geminbert werden und da will ich, bei Jupiter! lieber weniger wohlthätig seyn, als Durst leiden. Bei diesen Worten hielt er das volle Glas gegen das Tageslicht und liebäugelte mit dem Weine, der in gleichem Grade sein Gehirn zu erhitzen schien, wie er sein Herz erkaltete." Das ist ganz aus dem Leben gegriffen.

Sehr gut ist ferner ein Herr Sickley charakterisirt, der sich sein Lebenlang krauf stellt und dadurch den Leuten interessant zu machen weiß, bis ihn zu seinem größten Schrecken am Ende eine wirkliche Krankheit heimsucht. Nun will er auf einmal nicht mehr krank, sondern gesund wie ein Fisch seyn und sträubt sich aus allen Kräften gegen die Wahrheit dessen, wovon er so lange den Schein angenommen hatte, bis der unerbittliche Tod die Tragikomödie endet.

So weit das Schlüsselloch. Der ganze übrige Inhalt des Buchs besteht nur noch aus einzelnen Skizzen, die nur zum Theil eine zusammenhängende Erzählung oder wenigstens ein Charakterbild darbieten, anderntheils aber bloß Bemerkungen und Raisonnements über Welt und Menschen enthalten. Wir heben nur Einiges daraus hervor.

Zuerst begegnen und einige sehr treffende Bemerkungen über „böse Leute." Da kommen komische Fälle vor von solchen, die sich über das Unrecht, das Andern geschehen, aufs heftigste ereifern, während jene Andern selbst, die es doch eigentlich betrifft, gelassen bleiben. Fälle von solchen, die Andre zur Gelassenheit zu stimmen suchen, dabei aber selber in Wuth gerathen ꝛc. Am köstlichsten ist folgendes Beispiel. „Beatus sagte zu Gastus, daß es gemein sey, sich vor Dienern und Sklaven hitzig zu zeigen. Diese Lehre haben sich gewiß leute gemerkt, denn es ist in vornehmen Familien, in denen der äußere Schein um jeden Preis bewahrt werden muß, gar nichts Ungewöhnliches, daß Johann befohlen wird, die Thüren zu schließen und sich im entlegensten Winkel des Hauses zu beschäftigen, damit Herr und Madame, mit verhaltenem Athem, einen Zweikampf ausfechten können, wobei sie sich sollo voce die größten Grobheiten sagen und sich mit so gedämpfter Stimme die wüthendsten Vorwürfe machen, und in so zarten Tönen von Scheidung reden, wie sie zu den zärtlichen Gefühlsäußerungen nicht besser passen könnten. Plötzlich vielleicht vernimmt man ein lautes Krachen. Die Dame vom Hause die „es nicht länger aushalten konnte," begann sich mit den Tassen einen kleinen Spaß zu machen und der Herr ist ihrem Beispiele mit irgend einer Schüssel gefolgt. Wenn dann Johann in voller Angst hereinstürzt, so sieht er, ebenso klar wie das mißhandelte Porzellan selbst, daß der verwünschte Karo nicht auf den Tisch sprang, und daß nicht der verleumdete Vierfüßler das blaue, vergoldete Service unverhältnißig gemacht hat." — Ein vortreffliches Seelengemälde ist auch die Schilderung eines Verliebten, welcher bei den Eltern seiner Schönen zum Weihnachtsfest eingeladen zu werden hoffte, aber vergeblich wartet.

Nun der zahllosen Menge feiner Beobachtungen und Bemerkungen über die Menschen hier eine über Freundschaft: „Es ist eine unserer Hauptneigungen, diejenigen, welche wir am meisten lieben, zu den schlechtesten Verrichtungen zu gebrauchen; doch nehmen wir unser geliebtes Selbst stets davon aus. Mit einem Freunde glauben wir uns jede Freiheit erlauben zu können, mit ihm stehen wir ja auf dem vertrautesten Fuße. Solche freundschaftliche Freiheit besteht dann sehr häufig darin, daß wir den geliebten Freund in eine Klemme bringen, eben weil wir

Digitized by Google

ihn vor allen Menschen ganz besonders schätzen. Die innige Vertrautheit mit unserm Freunde zeigt sich auch darin, daß er uns ganz unten an seine Tafel setzt und kein Wort an uns richtet, während er sich angelegentlichst mit einem andern Gaste unterhält, den er im Stillen Meisen weit fort wünscht." ꝛc. Eben so wahr ist die Bemerkung (II. 169) über das sogenannte zarte Geschlecht: „Das zarte Geschlecht! Was verstehen wir denn eigentlich darunter? Welchen Theil des weiblichen Geschlechts schließen wir in die Benennung „zartes Geschlecht" ein? Aus wie vielen Frauenzimmern besteht das zarte Geschlecht, wenn von den Galanterien des männlichen Geschlechts gegen das weibliche die Rede ist? — Nur aus jener, verhältnißmäßig geringen Zahl, welche die große Mehrzahl ihres Geschlechtes nach ihrer Pfeife tanzen läßt. Das „zarte Geschlecht" bedeutet diejenigen Weiber, welche deßhalb einen Anspruch auf die Höflichkeit und Unterthänigkeit der Männer haben, weil sie andere Weiber miethen, um für sie zu arbeiten, sie zu putzen und zu frisiren. Wo sind die Herren erzogen, zu welcher Tagesstunde trifft man sie, und welche Stadt ist, vor allen anderen, ihr Lieblingsaufenthaltsort; sie, welche artig und höflich gegen ein Mädchen in der Küchenschürze wären, ohne, daß sie schlechte Absichten auf sie hätten? Die Höflichkeit der Männer gegen die Weiber wird lediglich vom Range bedingt; Ranggenossen sind höflich gegen Ranggenossinnen und damit hört es auf. Die Dame läßt ihren Handschuh fallen, und ein Dutzend Kavaliere bückt sich danach, doch sie mit den Köpfen gegen einander anprallen und die Unterunbaren zu zerplatzen Gefahr laufen; — der Kavalier läßt seinen Handschuh auf der Treppe fallen, — das Hausmädchen mag kommen und ihn aufheben. Er kommt mit einem Arm voll Shawls gerannt, um eine Dame seines Ranges gegen ein leises, kühles Lüftchen zu schützen; seine Dienstmagd schickt er aber im dichtesten Regen, ohne Regenschirm, fort, um ihm ein Töpfchen Pomade zu holen. Seine Höflichkeiten, seine Aufmerksamkeiten gegen Damen seines Standes sind häufig nicht ohne Aufnahmen; diese Ausnahmen sind seine Schwester und seine Frau. Seine eigene Frau zu vernachlässigen, wird sogar für fashionabel gehalten, der seines Freundes aber nicht mit der ausgezeichnetsten Artigkeit zu begegnen, wäre unverzeihlich."

Unter den einzelnen Charakterbildern, die uns der Verfasser noch vorführt, zeichnet sich das eines englischen Abenteurers aus, der sich in allen möglichen Lebensberufen abwechselnd herumtreibt, dann eines unglücklichen, den tiefsten Elend ausgesetzten Arbeiters und eines Briefträgers. In die Schilderung eines Theaterunternehmens ist viel Satire eingeflochten. „Seine Kenntniß der Bühne und der Bühnenliteratur erkennt man aus seiner Aeußerung: „wir bedürfen keiner Literatur, wir wollen Stücke;" eine Aeußerung, welche und an die eines hochgeborenen, deutschen Hoftheater-Intendanten erinnert, der zu einem Schauspieler sagte, welcher sich seiner Rolle nicht gewachsen fühlte: „Mein Himmel, die Sache ist ja ganz einfach, spielen Sie die Rolle nur so, wie sie Cäsar spielte!" — Er ist allen Stücken Feind, welche lange Monologe enthalten; sie beschränken nur die theuren Schauspieler in ihren Prätensionen. Schauspieler ersten Ranges betrachtet er als nothwendige Uebel und engagirt von ihnen immer nur einen zur Zeit und für eine kurze Frist; die dritten Ranges sind seine Lieblinge; sie bewiesen durch ihr Spiel, daß man auch beim ergreifendsten Drama einschlafen kann, und daß Shakespeare nicht „zieht." Ueberall hielt er darauf hin, zu beweisen, daß das Publikum kein Freund des klassischen Schauspiels sey, und auf die Durchführung dieses Beweises läßt er seine Gritzerg berufen. Ist ein Schauspieler nur kein sein gebildeter Mann, so kann er es ihm noch verzeihen, wenn er ein Genie ist; der Schauspieler, der ein feines Benehmen beim Theater einführen will, ist, in seinen Augen, ein Feind des Unternehmens. Ebenso lehnt er sich so viel wie möglich gegen das impertinente Ansehen auf, welches die wenigen Schauspielerinnen seiner Gesellschaft genießen, die einfältig genug sind, sich einen unbefleckten Ruf zu erhalten; Reinheit der Sitten hält er für eine Entwürdigung seines Etablissements. Sein Lieblingsspruch ist: „wenn erst die Ehebarkeit bei dem weiblichen Personale einreißt, so kann ich nur gleich mein Haus schließen." ꝛc. Ausgezeichnet ist ferner die Schilderung einer kleinen Galerie von Köchinnen und Mägden, woraus wir lernen, daß es in dieser Beziehung in England ungefähr eben so bestellt ist, wie in Deutschland. — Zum Besten gehört ferner das Portrait des Herrn Squalle, der ewig von Ruhe predigend und Ruhe suchend, doch der unruhigste Mensch von der Welt ist, und dem die Unruhe mit dem Temperament angeboren ist, dem aber eine noch unruhigere Frau zu Hülfe kommt. „Bella zu gefallen, mußte er sein gutes Amt niederlegen und einen großen Gasthof an einem der Eisenbahnhöfe errichten. Um Ruhe zu haben, begann er das unruhige Geschäft ꝛc." — Ferner das Portrait eines segenannten Gingukers, eines lästigen Besuchers, eines Unabtreiblis, der immer auf dem Sprunge fortzugehen nun mit dem Hut in der Hand doch niemals geht.

Die Beschreibung eines Zweckessens im dritten Bande überrascht, weil wir uns gewöhnlich vorstellen, in England seyen dergleichen Festlichkeiten viel solider eingerichtet, als bei uns in Deutschland. Hier lesen wir aber, daß es dort gerade so gewissenlos zugeht wie hier, daß die Suppe sehr lange auf sich warten läßt, daß unterdessen die Gäste den Nachtisch, das kleine Gebäck und was auf dem Tische steht, verschlingen, daß man mit den feinsten Gerichten wartet, bis der Spektakel der Teufe und das Durcheinanderlaufen schon angefangen hat, und daß dann eine Schüssel mit Fischen oder Geflügel oder irgend einer Kostbarkeit wie ein Meteor um den Tisch fliegt, nm wieder zu verschwinden. Zu vielen Gästen gelangt sie gar nicht. Wer sie nachträglich verlangt, kann sie nicht mehr bekommen. Nur im Centrum werden die Ehrengäste anständig bedient. Der Wein ist schlecht, alles aber enorm theuer. — Mit auffallender Verachtung spottet der Verfasser auch über die Mißbräuche der Geschwornengerichte. Indem er unter den Geschwornen den sogenannten gemäßigten Mann schildert, gebraucht er ein Bild, das sich sehr gut auch auf das politische Juste-Milieu anwenden läßt. „Es gibt bisweilen kein gefährlicheres Ungeheuer in der moralischen Welt, als Euern gemäßigten Mann. Er wird weder vor- noch rückwärts gehen, sondern im Wege stehen bleiben bis die schnaubende Maschine über ihn hingeht. Er blockirt die Stiege, wenn Feuer im Hause ist, und kocht Jedermann nach dem gefährlichsten Punkte hin, weil er als gemäßigt bekannt ist und sich nie in Extreme stürzt — nun sind aber hier die Extreme — auf dem Dache die Luke, und unten die offene Thür."

Eine der genialsten Bemerkungen ist die über die Bauern. „Meine Lieblingsscenen auf der Bühne, in Opern wie in Schauspielen, sind von jeher diejenigen gewesen, in welchen ganze Scharen von Bauern auftreten, die Männer in kurzen, reihen Westen und blauen Unnennbaren, die Frauen in abbreviirten Röcken von allen möglichen Farben. Da drängt sich Alles durcheinander; Jeder schwatzt, Einer schüttelt dem Andern die Hand und dann gehen sie paarweise ab, oder Pächter Fremdlich kommt aus seinem Hause heraus, begrüßt sie als Nachbaren, wird wieder begrüßt, und unterhält sich mit Jedem aus dem Dorfe, mit Groß und Klein. Das sind Darstellungen nach der Natur. Sie lehren uns so recht eindringlich die Macht nachbarlicher Liebe schätzen; sie zeigen uns ein Gemälde dessen, was in jedem Kirchsprengel zu finden ist, den meinigen ausgenommen. Sehe ich solche Scenen, so thut mirs immer von Herzen

Digitized by Google

leid, daß ich nicht meiner Jugend-Neigung gefolgt und zum Theater gegangen bin. So einen Pächter Freundlich hätte ich, wie aus dem Leben gegriffen, darstellen wollen.“ Das Tiefe der Satire liegt in dem Umstande, daß es in der Wirklichkeit gar kein so biederes Landvolk mehr in England gibt. Auch bei uns wird es bald nur noch im Theater wiederzufinden seyn. — Zum Schluß noch die ergötzliche Beschreibung einer Nacht, die ein Gast in einem Zimmer zubringen mußte, was, ohne sein Wissen, voller Uhren war, die nun alle nach einander zu schlagen anfingen.

Lyrische Dichtkunst.

Neue Gedichte von Moritz Grafen Strachwitz. Breslau, Trewendt, 1848.

Gedichte wie die des verstorbenen Grafen Alexander von Württemberg „gegen den Strom.“ Der Dichter wagt es, dem radikalen Poetenpöbel Trotz zu bieten, der den Parnaß jetzt allein noch inne zu haben glaubt, und wenn auch er ein politisches Lied singt, so geschieht es doch nur, um jenen Rasenden in ihrem Siegesjubel ein ernstes mene tekel zuzurufen. In der That, in dem von radikalen und atheistischen Tendenzen zerrissenen Schlesien thut es Noth, an die schreckliche Wahrheit zu erinnern, die hinter der Tageslüge lauert, und die Dichtkunst, nachdem sie so lange nur über wüthendsten Leidenschaft und abgeleimtesten Lüge gebeut, wieder zu ihrem ursprünglichen Adel zurückzuführen.

Der Dichter hat tief empfunden, wie unnatürlich das öffentliche Leben erhitzt und von welchem Alp des Mißverständnisses es erdrückt, von welchem Dämen der Lüge es bis zum Wahnsinn gefitzelt und aufgeregt ist. Unwiderstehlich zieht es ihn hinaus zur Natur, wo er allein noch Wahrheit und Seelenruhe wiederfindet:

So bin ich endlich die entronnen,
Stadt der Kritik und Politik,
Mich lockt hinaus der Maienwonnen
Unwiderstehliche Musik.
Fahr hin du Lärm der Zeitungsblätter,
Der widerwärtig gellend schallt,
Mir ist als hör' ich Horngeschmetter
Aus einem freien Buchenwald!

Und nun, mit heiligem Morgengrahle
Färbt sich der Hochwald grün und saft,
Zu Füßen mir das Grün der Thale,
Zu Häupten mir das Blau der Alp'.
Die Lerche steigt in Blatterschwingung,
Brumm ausgebreitet schwimmt der Weih',
Das Reh durchbricht die Laubverschlingung,
Und aus dem Strome schaut die Fei.

So gibt der Dichter auf eine höchst erfreuliche Weise den Ton an, der in der ganzen Sammlung seiner Lieder fortklingt. Viele dieser Lieder haben nur die Natur oder die Liebe zum Gegenstande und lassen nichts mehr ahnen von der trüben Stimmung, die den Dichter aufs Land hinaustrieb. Andere sind Erinnerungen der minnigen und ritterlichen Vorzeit, Romanzen von zum Theil ausgezeichneter Schönheit, z. B. „das Herz von Douglas.“

In einigen politischen Liedern aber sagt der Dichter seinen Landsleuten bittere Wahrheiten. Er erinnert sie, wie thöricht sie handeln, indem sie mit ihren destruktiven Tendenzen ihre eigene Demoralisation in reißender Schnelligkeit fördern, während dicht in ihrer Nähe Rußland seine ganze Macht entfaltet. Man wird beinah an die unartigen Kinder im Struwelpeter erinnert, die der große Nikas zu holen im Begriff ist. „Hoher Ernst liegt oft im kindischen Spiele.“

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube.

Auf den Knieen bete, bete,
Daß der Herr Dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er Dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah',
Sieh' Dich um Germania.

Das beste und gediegenste unter diesen politischen Liedern ist „der gordische Knoten.“ Hier wird mit tiefer Menschenkenntniß darauf angespielt, welch elende Gesinnung gewöhnlich hinter dem anarchischen Geschrei verborgen liege:

Ihr rüttelt an dem Königspallast
Mit unverdrossenem Mühe,
Ihr baut ein neues Haus mit Hast
Und schreit zum Kitt nach Blute.
Doch ist es fertig das neue Haus
Nach manchem saueren Tage,
Der Bonaparte bleibt nicht aus,
Der's stürzt mit einem Schlage!

Die Arme gekreuzt, gewaltig und stumm,
So wird er vor Euch stehen,
Ihr aber ziehet den Buckel krumm
Und traget seine Livreen.
Um schlachten laßt Ihr Euch gern und froh
Mit dienstergebener Miene
Und denket: besser in Waterloo,
Als unter der Guillotine! —

So kommt es, Ihr Männer des ewigen: Nein,
So kommt's, Ihr Tyrannenvertreiber,
Es wird eine Zeit der Helden seyn
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Euer Schlingen in einander,
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3. Dienstag den 11. Januar 1848.

Reisen.

1) Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen von Moritz Willkomm. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1847.

Kein gewöhnlicher Touristenbericht, sondern die Schilderungen eines Gelehrten, der sich zwei Jahrlang in Spanien aufhielt und die abgelegensten Gebirge besuchte, um daselbst zu botanisiren. Man findet hier also viel Neues, namentlich sehr pittoreske Naturgemälde.

Der Verfasser nahm seinen Weg von Leipzig über die Schweiz der Rhone entlang nach Marseille, von da über Meer nach Barcellona, wo er sich jedoch nur kurz aufhielt, um erst im schönen Valencia Posto zu fassen. Hier das Bild, das er uns von der Stadt gibt: „Der Regen hatte nachgelassen, die Sonne brach durch das Gewölk und beleuchtete stellenweise die smaragdenen Fluren der Huerta. Es ist unmöglich, den Anblick dieser eben im üppigsten Schmucke des Frühlings prangenden Gefilde zu beschreiben! Wohin sich das Auge wendet, erblickt es wogende Weizenfaaten, die damals bereits der Ernte entgegen reiften, durchschnitten von Alleen dicht belaubter Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume; üppige Mais-, Artischocken-, Batatenund allerhand andere Gemüsefelder, von klafterhohen Hecken spanischen Rohrs (Arundo Donax L.) umgürtet, welches auch die Tausende von Kanälen und Gräben einfaßt, von denen diese unendlich reiche Ebene durchkreuzt wird, wechselnd mit Blumengärten, mit Hanf- und Leinfeldern, mit Cactuspflanzungen zur Zucht der Cochenille oder mit Orangepflantagen ab; — überall blickt das weiße Gemäuer zerstreuter Landsitze, umrauscht von düstern Cypressen und breitkronigen Pinien, durch das hellgrüne Laub der Maulbeerbäume und hier und da hebt eine schlanke Dattelpalme ihr graciöses Blattgefieder hoch über die übrigen Bäume und die ärmlichen Hütten der Arbeiter empor, deren hohe spitze Strohdächer gewöhnlich mit einem rothen hölzernen Kreuz geziert sind. — Das Bild, welches Valencia von dieser Seite aus darbietet, ist ernst; — die gewaltige Stadt hat von außen etwas antik Römisches. Man erblickt jenseits des seichten Flusses, über den fünf lange, schöne, antik gebaute Brücken von Quadersteinen führen, eine lange, hohe, mit Zinnen und einer Menge von Thürmen besetzte Mauer, hinter welcher eine Masse hoher Häuser zum Theil mit platten Dächern emporsteigen, überragt von einer Menge meist viereckiger, aber sehr schön gebauter Glockenthürme, die entweder in Kuppeln endigen oder ganz platt abgestutzt sind. Unter allen zeichnet sich der dicke achteckige Thurm der Kathedrale aus, welcher alle übrigen an Höhe übertrifft und in eine Plateforme endigt, die von einer frei emporragenden durchbrochenen Mauer in zwei Hälften getheilt wird, in deren Oeffnungen mehrere Glocken à jour hängen, eine eigenthümliche Art von Glockenthürmen, die in ganz Spanien sehr gewöhnlich ist. Beide Ufer des Turia sind von schön angelegten, meist mit Alleen, Steinbänken und Fontainen geschmückten Quais eingefaßt und Alles deutet auf eine reiche und noble Stadt hin." — In eben so vortheilhaftem Lichte erschienen dem Reisenden die Bewohner der Stadt, besonders die Damen. „Es ist wirklich ein imponirender Schauspiel, diese Hunderte hochgewachsener und schlankgeformter Frauen mit majestätischer Haltung und leicht graziösem Schritt in höchst eleganter und äußerst geschmackvoller Toilette vorüberschweben zu sehen, den rauschenden, ewig beweglichen Fächer in der Hand, das stolz erhobene Haupt mit den dunkeln Glutaugen und dem gebietrischen Zug der üppigen Lippen halbverhüllt in die durchsichtige schwarzseidene Mantilla oder den langen weißen Spitzenschleier, und im leisen, lebhaften Gespräche die Verührungerhenden mit raschem durchdringendem Blick musternd; — dazu die männliche Bevölkerung, welche sich ebenfalls meist durch hohen schlanken Wuchs, schwarze blitzende Augen und dunkeles Haar auszeichnet, mit dem stolzen Ausdruck ihrer stark markirten, geistig bewegten Züge und dem feinen, zuvorkommenden, doch nie fervilen Wesen, welches diese Gaballeros wohl geeignet macht, den Fremden schnell an sich zu fesseln!" Dann das Landvolk. „Hier bieten Leute der Huerta ihre Früchte und Gemüse aus, gewöhnlich bloß mit einem Hemd und sogenannten Zaraguelles, einer Art kurzer, weiter, bloß bis Oberschenkel bedeckender Hosen von grobem weißem Linnenzeug, bekleidet, den Leib mit einer rothwollenen Schärpe umwunden, an den Füßen Sandalen von Esparte, die mit blauen Bändern an dem in einem fußlosen ledernen Strumpfe steckenden Schienbeine befestigt sind, um den Kopf ein buntes baumwollenes Tuch ungefähr so gebunden, wie es die Bäuerinnen der sächsischen Oberlausitz tragen, und die dicke, wollene, blau und weiß gestreifte Manta über die Schulter geschlagen; — dort bringen muskulöse Gebirgsbewohner in kurzen braunlichen Jacken und spitzen, breitkrämpigen, schwarzen Filzhüten lange Züge von Eseln und Maulthieren mit Kohlen oder Wildpret beladen; — dazwischen bemerkt man neben großen, mit den bunten Bewohnern des Meers erfüllten Binsenkörben Gruppen von trotzig blickenden Matrosen und Fischern in ihren blauwollenen Blousen und langen gestreiften Beinkleidern, die katalonische Mütze halb über den Kopf gezogen, die Hände lässig in die dicke Schärpe gesteckt; — daneben lagern eine Anzahl schweigsamer melancholischer Bewohner der Mancha, vom Fuß bis zum Kopf in dunkelbraunes Naturtuch gekleidet und in gestreifte braunschwarze Mäntel eingehüllt, um große Haufen von Töpfergeschirr aller Art" ꝛc.

Von der Stadt aus machte der Verfasser seinen ersten botanischen Ausflug in die Sierra de Chiwa und fand das

Digitized by Google

Landvolk eben so schön, als gefällig, wie er überhaupt dem Volkscharakter der Spanier, besonders da, wo die Korruption der großen Städte nicht hinlangt, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wir erhalten hier sehr hübsche Landschafts- und Genrebilder.

Nach Valencia zurückgekehrt kam der Verfasser gerade zurecht, um die Königin zu sehen, die hier durchreiste um sich in die Bäder zu begeben. Er sagt von ihr: „Die Königin, die sich bloß durch ein Diadem von Brillanten auszeichnete, mit dem ihre Mantilla befestigt war, sah damals sehr kränklich aus. Sie ist von mittlerer Statur, ziemlich stark, hat eine gelbliche ungesunde Farbe, ein bleiches, etwas aufgedunsenes Gesicht, dunkelblondes Haar und blaue Augen. Sie ist durchaus nicht schön zu nennen, hat aber gutmüthige gewinnende Züge. Dagegen war ihre Schwester, die Dona Maria Luisa Fernanda, die jetzt durch ihre Verheirathung mit dem Herzog von Montpensier so berühmt geworden ist, schon damals ein reizendes Mädchen. Sie ist ein Muster des echten spanischen Typus, von schlankem graziösem Wuchs, besitzt einen außerordentlich weißen Teint, ein sehr fein geformtes Gesicht von fast griechischem Profil, reiches ebenholzschwarzes Haar und wunderschöne, schwarze, große Augen. Sie sieht ihrer Mutter sehr ähnlich, die früher eine sehr schöne Frau gewesen seyn mag. Gegenwärtig hat sie ein zu bedeutendes Embonpoint und sieht zu verlebt aus, um noch schön genannt werden zu können."

Wir folgen sodann dem Verfasser nach Madrid, wo er sich unter andern auch als warmer Kunstfreund bewährt, indem er die dortigen Kunstschätze enthusiastisch beschreibt. Der königliche Palast schien ihm bedeutender als irgend ein anderer in Europa durch seine Großartigkeit und durch die Fülle seiner Schätze. Als Naturforscher schildert er auch das Naturalienkabinet und andere wissenschaftliche Anstalten, ferner ein Stiergefecht. Sodann wirft er den Blick auf die jüngstvergangene Zeit und auf die politischen Verhältnisse der Stadt und des Landes, auf die Journale ꝛc. Da inzwischen Madrid auch schon von Andern oft beschrieben worden ist, so fesseln uns diese Aufzeichnungen weniger, als die Beschreibung der Gebirge und Thäler, in die der Verfasser als in bisher wenig oder gar nicht bekannte Regionen eindrang.

In dieser Beziehung wird uns schon am Schluß des ersten Bandes und dann im folgenden ein hoher Genuß gewährt, indem uns der Reisende seine Ankunft und seinen Aufenthalt in Granada schildert. Er nahm seine Wohnung unmittelbar in der weltberühmten Alhambra und machte von hier aus längere Wanderungen in die nahen Gebirge. „Ich halte es für unmöglich, eine Schilderung von der Pracht dieser Landschaft zu entwerfen. Granada ist eine jener bevorzugten Stätten der Erde, die nur einmal vorhanden sind, die sich mit nichts vergleichen lassen und sich mit Flammenzügen in den Geist eines Jeden einprägen, der sie nur einmal gesehen hat." — In der Alhambra hatte der Verf. längere Zeit eine kleine Wohnung bei guten Leuten. Er fand hier unter Andern auch eine Mannheimerin, die vor dreißig Jahren mit einem spanischen Soldaten von den Ufern des Rheins bis hieher gekommen war und nun als reiche alte Frau in allgemeiner Achtung stand. Er schildert sehr beredt das Entzücken, in welchem er schwelgte, als er die wunderschöne Alhambra und das Paradies von Granada täglich vor Augen hatte. Wir übergehen inzwischen, was er alles von dem herrlichen Bauwerk und von seinen geschichtlichen Erinnerungen beibringt und folgen ihm mit noch größerem Interesse in die unbekannten Regionen des Gebirges.

In Begleitung eines treuen spanischen Bedienten reit er die Höhen der Sierra Nevada hinan, und unternahm zuerst die Besteigung des hohen Picache. Es ist noch nicht die höchste Spitze der Sierra. „Der schmale Felsengrath, welcher den Picache unmittelbar mit dem Mulahacen verbindet, ist so spitz wie ein Dach und stets mit Schnee- und Eismassen erfüllt, so daß es hier völlig unmöglich ist, hinüber zu kommen. Die Zahl der Lagunen oder Alpenseele ist in der Sierra Nevada sehr groß. Ich habe selbst deren dreizehn beobachtet, glaube aber, daß es noch mehr gibt. Sie liegen sämmtlich in der Schneeregion, umringt von moorigen Wiesen, sind zum Theil von unergründlicher Tiefe und enthalten ein wundervoll klares Wasser, das aber wegen seiner enormen Kälte fast ungenießbar ist, weßhalb auch keine Fische in diesen Teichen leben. Der Ueberblick der Schneeregion ist ebenso großartig als unheimlich. Diese gewaltigen langhingestreckten Kämme, überschüttet von grauem gligzerndem Schiefergerölle, an denen man wenigstens von fern kein Zeichen organischen Lebens bemerkt; die großen, oft Stunden langen Schneefelder, welche die Abhänge der Berge bedecken; die furchtbar zerklüfteten Schieferfelsen, die den Nordabhang der höchsten Gipfel umgürten, meist senkrecht abstürzen und häufig eine Höhe von mehreren Tausend Fuß besitzen; der fast schwarzblaue Himmel, von dem die Sonne mit bleichem Glanz herabscheint: Alles dieß versteht diesem Gemälde einen erschütternden, beängstigend großartigen Charakter." — Auf dem Gebirge leben Hirten, die unsern Reisenden sehr gastfrei aufnahmen. Einer derselben besaß 3000 Stück Ziegen. Von hier aus bestieg der Verf. auch noch den 7900 Fuß hohen Cerro Terreneque mit einer herrlichen Aussicht. Nachdem er drei Wochen in diesen Gegenden zugebracht, wählte er ein anderes Standquartier in dem Dorfe Guejar-Sierra. „Es liegt in einer Höhe von 3529 Fuß in einer der großartigsten Alpenlandschaften, die ich kenne. Berge von 6 bis 8000 Fuß umringen von allen Seiten den tiefen Kessel, den das Jenilthal bildet, und erzeugen dadurch eine so hohe Temperatur, daß hier alle Südfrüchte ebenso gut gedeihen als in der viel tiefer gelegenen Vega von Granada. Von der Ueppigkeit der Vegetation in den Umgebungen dieses im Innern sehr schmutzigen Orts hat Niemand einen Begriff, der nicht dort gewesen ist. Das Dorf liegt begraben in einem Wald von Fruchtbäumen aller Art, zwischen denen die Alles überrankende Weinrebe undurchdringliche Hecken bildet. Ueberall rauschen Bäche krystallenen Wassers von den Bergen herab, deren Abhänge mit Kastanien und immergrünen Eichen bedeckt sind, und auf dem Platze des Dorfes selbst befindet sich ein Brunnen, der aus seinen Röhren vier armdicke Strahlen des köstlichen Wassers ergießt, so rein und frisch, wie ich es nirgends mehr gefunden habe." Von hier aus unternahm der Verf. denn auch die Ersteigung des höchsten Gipfels der Sierra, des Mulahacen, aber vergebens. Er konnte ihn von dieser Seite noch nicht erreichen. Ein furchtbarer Sturm nöthigte ihn, in einer Hütte bei halbwilden Hirten zu bleiben. Ein andermal überfiel ihn, als er in einer Hütte übernachtete, ein schreckliches Gewitter. „Gegen Mitternacht ließ sich ein dumpfes Rauschen jenseits der Sierra vernehmen; gleichzeitig erhob sich ein furchtbarer Sturm, der schneller, als ich es erzähle, das Dach unserer Hütte abhob und die Hürden umstürzte, in welche einige Hundert Ziegen eingeschlossen waren. Flammende Blitze zerrissen die schwarzen Wolken, die fast den Boden streiften, und der Donner hallte schauerlich in den Gründen des Gebirges wieder. Während ich mit Vicente beschäftigt war, meinem Pferde, das sich beim ersten Blitz losgerissen hatte, den Zaum anzulegen und die Füße zu binden, und die Hirten im Verein mit einem halben Dutzend Wolfshunden sich bemühten, die zersprengten Ziegen wieder zusammenzutreiben, begann sich ein entsetzliches Hagelwetter, gemischt mit Schnee und Regen, zu entladen und die Temperatur sank binnen wenigen Minuten zu einer empfindlichen Kälte herab. Kaum hatten wir, so gut es ging, unser Gepäck vor dem herabströmenden Regen geschützt und uns unter schützende Ziegenfelle verkrochen, als wir das Geheul und Schnauben einer Anzahl Wölfe in unmittelbarer Nähe vernahmen, welche sich die

Digitized by Google

allgemeine Verwirrung und Dunkelheit zu Nutze gemacht hatten, um sich unbemerkt von den Hunden, die ebenfalls vor den Schlossen unter das Gebäsch geflüchtet waren, herbeizuschleichen und in die Ziegenhürden einzubrechen. Alles griff sogleich zu den Waffen; ich und Vicente eilten hinaus, um unser Pferd zu schützen, das durch seine weiße Farbe die Wölfe leicht herbeilocken konnte und mit weit geöffneten Nüstern und aufgesträubter Mähne in die Nacht hinausstarrte, von Zeit zu Zeit in ein kurzes ängstliches Wiehern ausbrechend." — Herr Willkomm erreichte später seinen Zweck, den Mulahacen zu besteigen, aber von einer andern Seite. Es ist merkwürdig, daß die Bewohner der einen Gebirgsseite mit denen der andern nie zusammenkommen, einander so wie die Gegend jenseits nicht im geringsten kennen. Die Aussicht vom hohen Mulahacen herab war über alle Erwartung großartig und schön. „Ein Meer von Gebirgen lag gen Osten, Norden und Westen, so weit das Auge reichte. Ueber den Bergketten von Jaen und Lucena tauchten hier und da die schwarzblauen Kuppen der Sierra Morena empor. Dann folgten weit hinaus die unermeßlichen Ebenen der Mancha und Kastiliens, die allmählig mit dem Blau des Himmels verschwammen; nur am fernsten nördlichen Horizont bezeichnete eine scharfe Wellenlinie die Sierra de Guadarrama hinter Madrid! Gegen Süden überblickte man einen großen Theil der Küste von dem keck hervorspringenden Felsen von Gibraltar an, über welchem die heller gefärbten Gebirge von Algeciras sich mit denen der afrikanischen Küste zu einem undeutlichen Ganzen verbanden, bis zum Cabo de Gata jenseits des Golfs von Almeria, und über dieser Landschaft schaute sich das Meer aus, das im Osten noch weit über die Gebirge von Murcia emporragte. Während des Aufstieges zum Mulahacen hatte eine lange Reihe röthlichweißer Wolken länge des südlichen Horizonts die Küste von Afrika bezeichnet. Kaum hatten wir den Gipfel erreicht, als diese sich plötzlich hoben und nun auf einmal die ganze Küste von Afrika von den Säulen des Herkules an bis weit gen Osten, vielleicht bis Oran im hellsten Sonnenschein dalag. Und nicht bloß die in sanft geschwungenen Linien emporsteigende Küste, denn als die Wolken vom Südwind rasch vorwärts getrieben sich mehr und mehr von Afrika entfernten, zeigten sich im Westen die hohen schneebedeckten Gipfel des großen Atlas von Marokko." — Auf dem Rückwege erhielt der Verf. das erstemal einen Begriff von Raubgesindel, dem er aber glücklich entging. Diese Ausnahme stößt die Regel der Gastfreundschaft und Gefälligkeit nicht um, die er sonst überall gefunden hat.

Volk und Sitten von Granada und Andalusien werden uns dann in einer längern Erörterung sehr lebendig geschildert. Die ungemessene Eitelkeit, Redseligkeit und Prahlerei des Volks schlieht doch die trefflichsten Eigenschaften nicht aus und begünstigt vornehmlich die Reinlichkeit und Eleganz der äußern Erscheinung, die so überaus vortheilhaft für dasselbe einnimmt. — Ehe der Verf. Granada verließ, genoß er noch das seltene Schauspiel einer nächtlichen Beleuchtung der Alhambra. Sie wurde zu Ehren des türkischen Botschafters Fuad-Effendi veranstaltet, der eigends hiehre gekommen war, um in den romantischen Erinnerungen der arabischen Vorzeit zu schwelgen. Hätten sich vor dreihundert Jahren die unglücklichen Mauren wohl träumen lassen, daß einem Muselmann einst ein solcher Genuß in der Alhambra bereitet werden würde?

Herr Willkomm begab sich sofort nach Malaga und Sevilla, welche Städte er wieder in seiner malerischen Weise höchst lebendig beschreibt, insbesondere Sevilla mit seinen Alterthümern und Kunstschätzen. Ferner Cadix und Xeres de la Frontera, von wo aus er wieder Ausflüge in die Umgegend machte, Algesiras und Gibraltar. Von hier begab er sich abermals zu Lande durchs Gebirge von Ronda zurück nach Malaga. Im Gebirge fand er Schmuggler, die eben einen heißen Kampf mit Zollsoldaten bestanden hatten, und widmete einem Verwundeten derselben seine Dienste. In Malaga erlebte er eine kleine mißlungene Insurrektion zu Gunsten Espartero's. Einen edlen Flüchtling von der Partei Espartero's fand er auch schon früher unter den Hirten des Gebirgs versteckt.

Hier bricht das Werk ab, dessen Fortsetzung wir erwarten, weil der Verf. bis dahin erst ein Jahr seines Aufenthalts in Spanien beschrieben hat und er noch ein zweited dort verlebte. Möge die Fortsetzung nicht lange ausbleiben.

2) Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste in Spanien. Aus dem Französischen des Paul Miardot von Th. Hell. Zweite Ausgabe Leipzig, Frisiche. (Ohne Jahrszahl.)

Miardot ist ein sehr verständiger und unbefangener Reisender. Besonders gerecht es ihm zur Ehre, daß er als Franzose gegen andere Nationen gerechter ist, als es seine Landsleute zu seyn pflegen, und daß er das Unrecht, welches andere Länder von Frankreich erfahren haben, eingesteht. So äußert er sich gleich im Eingang voll Entrüstung über das schändliche Spiel, welches die französischen Regierungen zweimal mit Spanien getrieben haben, einmal unter Napoleon, das zweitemal unter der Restauration, als die Bourbone dem treulosen König Ferdinand VII. mit einer Armee beistanden. Er hätte noch als dritten Fall die neueste spanische Heirathsgeschichte erwähnen dürfen.

Der erste Abschnitt seines Werkes enthält eine Geschichte der Cortes und der uralten Berechtigungen der spanischen Provinzen, welche als unverjährt auch noch in neuester Zeit immer wieder reklamirt werden. Besonders interessant ist die Geschichte der neuern Cortes seit der französischen Invasion, und der Kampf derselben gegen Ferdinand VII. Miardot macht insbesondere anschaulich, wie die Behauptungen, mit denen man vor dem Kongreß von Verona so freigebig war, daß nämlich Ferdinand VII. unter dem unerträglichsten Drucke der Cortes schmachte, gänzlich aus der Luft gegriffen gewesen seyen. Der König habe sich vielmehr seiner Unverletzlichkeit so recht von amore erfreut und mit den Cortes und Ministern sein Spiel getrieben. Hier ein paar Anekdoten von seiner köstlichen Laune. „Als bei Eröffnung der Sessionen von 1821 Barrajl an die Spitze des Kabinets gelangte, schrieb ihm der König, daß er den General Contador zum Kriegsminister ernannt habe. Barrajl kannte diesen neuen Kollegen gar nicht, und fragte daher drei General-Lieutenants nach ihm, die ihn eben so wenig kannten. Man nahm nunmehr seine Zuflucht zum Militär-Almanach und entdeckte, daß der segenannte General Contador ein 80jähriger Biscadmiral sey, der seit einem halben Jahrhunderte den Dienst verlassen habe. Die Minister antworteten auf diese beleidigende Mystifikation durch Einsendung ihrer Dimissien; sie ward ihnen verweigert und Ferdinand schrieb statt Contadore Namen den des General Rodriguez Martineg. Neue Unbekanntschaft, neue Berathungen der hohen Beamten, neue Erkundigungen. Endlich erfährt man, daß Rodriguez 1813 bei der Belagerung von Badajez am Kopf verwundet worden und seitdem in einem Irrenhause eingesperrt gewesen war. Das wird doch wohl jedermann einen Scherz mit den Ministern treiben heißen. — Was dasselbe gegen die Cortes betrifft, so ließ es Ferdinand daran auch nicht fehlen. Ohne des Vete zu gedenken, das er mehreren wichtigen Dekreten entgegensetzte, und seines launenhaften Eigensinnes, durchaus manchmal selbst die Cortes nicht eröffnen oder schließen zu wollen, kann man hieher den Mißbrauch seines Vorrechts zählen, nach welchem er zweimal sein Ministerium in dem Augenblicke

Digitized by Google

abdankte, wo die Kortes sich versammelten, so daß bei der Eröffnung der dritten letzten Sessionen die Regierung nicht repräsentirt war. Auch kann man die unglaubliche, von ihm vorausbedachte Scene anführen, als er auf einmal bei Eröffnung der Legislatur von 1821 in dem Lesen der officiellen Rede aufhörte und mitten unter allgemeinem Staunen eine herbe Schmährede gegen die Minister, die Versammlung und die Konstitution, welche er beschworen hatte, begann."

Die folgenden Abschnitte des Werkes handeln von der spanischen Literatur, hauptsächlich von Poesie und Theater. Da wir über diese Gegenstände unlängst zwei ausführliche und meisterhafte Werke aus der Feder zweier Deutschen, des Herrn von Schack und des Herrn Clauen, erhalten haben, so erscheinen die vorliegenden Bemerkungen darüber von Biardot freilich nur flüchtig. Doch erfreut darin das klare Urtheil und der gesunde Geschmack, so wie die edle Unparteilichkeit. Indem der Verf. z. B. auf den Streit zu sprechen kommt, der sich zwischen Spaniern und Franzosen über die Originalität gewisser berühmter Werke, des Gilblas, des diable boiteux ꝛc. erhoben, gibt er, obgleich selbst Franzose, den Spaniern auf alle Weise Recht und weist nach, wie unendlich vieles die Franzosen von den Spaniern entlehnt haben. Und zwar nicht bloß Lesage, sondern namentlich auch Molière.

Eben so erfreulich sind Biardots Urtheile über die herrlichen Gemälde der königlichen Sammlung in Madrid.

Dichtkunst.

Epigramme in vier Centurien, von C. M. Winterling. Erlangen, Enke, 1847.

Durchaus in der Manier der griechischen Anthologie gedichtet, aus der auch am Schlusse mehreres übersetzt ist. Herr Winterling ist ein wenig bekannter Dichter, der indeß schon mehr Gereiftes geschrieben hat, als mancher, dessen Name öfter genannt wird. Vielleicht schadet ihm die Neigung zur exotischen Tändelei, die wir übrigens hier nicht tadeln können, wo der Dichter wie einst Goethe in den römischen Elegien, den antiken Ton einhält. Dem heitern Scherz mischt Herr Winterling auch überall würdigen Ernst ein, wie in den griechischen Anthologien gleichfalls das Tiefsinnige und Rührende mit dem Erotischen und Satyreskem gemischt erscheint. An die lebendige Gegenwart aber knüpft der Dichter seine Epigramme an, indem er sie nach den Erinnerungen seines eigenen Lebens gruppirt, so daß in der einen Centurie sein Landleben in Deutschland, in einer andern sein Aufenthalt in Italien, in einer dritten seine Pariser Reise in lebendigen Genrebildern hervortritt.

Ganz im Geist der Anthologie ist z. B. die Erinnerung an Graf Platen:

Irene vom Heimathland in Trinacria's Erde gebettet
Schläfst du, Platen, mein Freund, schläfst du den ewigen Schlaf,
Nicht vom Alter gebeugt; als die Kniee noch rüstig dir strebten,
Strebst du mit Orpheus Schritt wieder ins Schattengefild.
Schlummre sanft, du Liebling der griechisch-germanischen Muse,
An Arethusa's Quell, wo einst Theokritos sang,
Wo der ersche Schwan mit sanftaushallender Klage
Lebenslaut sich ins Land ewiger Jugend entschwang.
Starben sie gleich, so lebt doch ihr Ruhm im Munde der Nachwelt,
Und ihr Vortritt sähet Andre die Pfade des Ruhms.

Klassisch pikant und frei und wieder ganz im echten Style der Anthologie ist das folgende Epigramm:

Süß in Liebe gesellt und im Ring der Liebe genießend
Schwebt ein Libellenpaar über dem grünlichen See.
So gewahrt ein Schwalbchen sie dort, das, ein Raper der Lüfte,
Jenes Gemässer bestreicht, hascht und verschlingt im Flug.
Gönnet Gott doch nie den Menschen so süßes Genießen,
Gönnt die Parze doch nie Menschen so seligen Tod!

Wieder in demselben Geiste ist das schöne epigrammatische Genrebild:

Ei, wie wußt' in des Kindes Hand sich das Täubchen so sicher!
Doch da ringelt an ihr plötzlich die Natter sich auf.
Hu, wie fährt das Geaufen so schön aus dem Mädchengesichtchen,
Und wie schreckt nun ihr Schreck selber das Täubchen des Kinds!

Obgleich auf das christliche Mittelalter übergetragen ist doch auch das folgende Epigramm entschieden im Geist der Anthologie gedacht. Es betrifft das schöne Grabdenkmal des deutschen Kaiserpaares in Bamberg:

Wie wie im dräulichen Bett einst neben einander gelegen,
Striegen, so liegen wir hier beid' auch auf häuslichem Sarg,
Und wie im Dom der Priester Gesumm einst unserer Wonne,
Mit Kunigunden so trent Heinrich noch heut sich daran.

Die vielen Epigramme, in welchen der Dichter eine ländliche Schöne und später ein sehr junges Mädchen feiert, haben oft den Werth allerliebster Genrebildchen, streifen aber hin und wieder zu sehr ans Leichtfertige. — Einige sehr gute Epigramme haben politische Spitzen. Hier rinnt der feinsten:

Da ist Kohlen und Dampf statt meiner dich locomovirten,
Sende mich lenkend des Zaums wieder zum Wagen zurück,
Wo die Meinigen einst in ländlicher Freiheit gegrast.
So zum Menschen das Pferd. Jener erwiderte ihm drauf:
Liebst du, wie ich vernehme, mein Schimmelchen, meine Gesellschaft
Gleich so wenig, daß du ihrer dich leichtlich entschlägst,
Lieb' ich die deine doch viel zu sehr, als daß ich sie mißte.
Kohlen und Dampf dafür, denke, mich leih'ger Ersatz!
Nein, vorher wir noch Vertrauen, dein Schicksal, es muß sich
Aendern, ja, es muß, Rößchen, vorerst du Vertrauen.
Bin ich in deiner Behandlung doch jederzeit responsibel,
Wenn auch nicht dir, doch mir, meinem Gewissen und Gott.
Und so fehlt's Doctrinären wie an artiger Wendung,
Zu beschön'gen, wannn Freiheit dem Volk man versagt.

Nicht übel ist auch das folgende:

Herms, der Spitalassistent, und Klaus, der Todtengräber,
Stifteten unter sich einen ersprießlichen Pact.
Klaus stärbt, eh' er begräbt, den Todten die Hemden und bringt sie
Herms'en, der sie zerpupft oder damit handagirt,
Dafür liefert ihm Herms zur Vereitgung alle die Kranken,
Die im Krankenhaus sich seiner Behandlung vertraut.

Ein sehr gutes Charakterbild ist nachstehendes:

Du zischst, Hitzmann, wenn du wo zu Gaste bist,
Dem Nachbar gern ins Ohr hinein und machst dadurch
Die ganze muntre Tischgesellschaft muckenscheu.
Ob sie auch jeder lesen kann, du verstehst
Aus Zeitungen wie aus der chronique scandaleuse
Und aus dem neuen Reinecke Fuchs ins Ohr hinein.
Du bittst um Salat und Senf, um Salz und Oel
Ins Ohr hinein; wir gehören Polizeiamt sang,
Die Hagen heut, hier rechts ins Ohr, dort links hinein.
Nun aber lobst du gar — Hitzmann, so weit, o weh!
Verirrte sich dein schlimmer Hang — anstatt ihn laut
Am Tisch zu loben, wie er's gerne hört, den Dunst,
Der heut dein Wirth und Nachbar ist, ins Ohr hinein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 4. Sonnabend den 15. Januar 1848.

Literargeschichte.

Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, Sitten, Geschmacksbildung ꝛc. der deutschen Vornehmen vom Ende des 16ten bis Mitte des 17ten Jahrhunderts. Von J. W. Barthold. Berlin, Aler. Duncker, 1848.

In diesem sehr lehrreichen Werke ist politische und Literargeschichte aufs innigste verbunden. Es handelt von der Zeit, in welcher der deutsche Genius seiner selbst am meisten vergessen und am tiefsten in die Bande der Ausländerei geschlagen war. Herr Barthold geht aber den Anfängen dieser Verirrung gründlicher und genauer nach, als es noch irgend ein Geschichtschreiber unserer Nationalliteratur gethan hat.

Man denkt gewöhnlich, wenn von dem Einfluß Frankreichs auf den deutschen Geist und Geschmack die Rede ist, nicht weiter zurück als ins berühmte siècle de Louis quatorze; allein die Spuren jenes Einflusses lassen sich weiter verfolgen. Schon im Reformationszeitalter selbst übte der galante Hof Königs Franz I. eine anziehende Kraft auf den deutschen Adel aus, und eben so sehr „die elegante Jurisprudenz" die in Paris gelehrt wurde. Der berühmte Sturm, Gründer der Universität in Straßburg, und der nicht minder berühmte Sleidan waren in dieser Pariser Schule gebildet. Noch in demselben Jahrhundert zog bekanntlich der Kampf der Hugenotten gegen die Ligue in Frankreich unzählige Glaubensverwandte aus Deutschland über den Rhein. Deutsche Fürsten, Grafen und Herrn zum Theil an der Spitze großer Heere hielten die Sache der Hugenotten aufrecht und halfen ihr unter Heinrich IV. sogar zum Siege; während auch der katholischen Ligue eine Menge deutscher Herren und Krieger zu Hülfe zogen. Dadurch wurde eine immerwährende Verbindung mit Frankreich unterhalten und der deutsche Adel nahm mehr oder weniger dort französische Sitten an. Dieß würde aber alles noch nicht ausgereicht haben, die alten Sitten in der deutschen Heimath selbst in französischem Sinne umzugestalten, wenn nicht mit dem calvinischen Bekenntniß, so weit es die deutschen Fürsten und Höfe annahmen, auch der französische Geist und Geschmack eingedrungen wäre. Dieß geschah aber schon lange vor dem Regierungsantritt Ludwigs XIV.

Unter den calvinischen Höfen in Deutschland, die bereits ganz die französische Sprache, Sitten und Geschmacksrichtung angenommen hatten, ragte der pfälzische hervor, schon unter Friedrich III., noch mehr unter Friedrich IV. und V. Der letztere spielte im Anfang des dreißigjährigen Krieges als Böhmenkönig die traurigste Rolle. Neben diesen Pfälzern zeichnete sich Fürst Christian von Anhalt durch die Dienste aus, die er als Feldherr an der Spitze des deutschen Hülfsheeres den Hugenotten in Frankreich geleistet hatte. Später vom Pfälzer Friedrich IV. zum Statthalter der Oberpfalz ernannt und mit einer schon völlig französisch gebildeten Gräfin Bentheim vermählt, impfte derselbe auch dem anhaltischen Fürstenhause die französische Bildung zugleich mit dem Calvinismus ein.

Aber gerade im anhaltischen Fürstenhause sollte eine Reaktion gegen den französischen Geist erfolgen. Christians jüngster Bruder Ludwig fühlte sich auf seinen Bildungsreisen weit mehr von Italien, als von Frankreich angezogen und nahm sich an den italienischen Akademien, die mit so viel patriotischem Eifer die Muttersprache pflegten, ein Beispiel, welches er auch auf die eigene Heimath und die Pflege der deutschen Sprache anwenden wollte und nachdem er in Köthen zur Regierung gekommen war, auch wirklich anwandte. Er gründete nämlich im Jahr 1617 (also gerade ein Jahr vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges) nach dem Muster der italienischen Akademien eine deutsche „fruchtbringende Gesellschaft," die sich zum Zweck setzte, die deutsche Sprache in Ehren zu halten und die deutsche Poesie auszubilden. Die Zeit war freilich dem Unternehmen nicht günstig, denn mit dem Kriege brach eine allgemeine Verwilderung ein und durch die fremde Soldateska, so wie durch den wachsenden Einfluß der französischen Diplomatie wurde die Sprache des Volks wie der Vornehmen immer mehr verrumpelt. Doch ist es rührend, inmitten dieses nationalen Unglücks und Verderbens die treuen Köthner wenigstens mit gutem Willen ringen und arbeiten zu sehen, um aus dem allgemeinen Ruin den vaterländischen Geist zu retten. Herr Barthold charakterisirt die fruchtbringende Gesellschaft sehr gut in Folgendem: „Ich möchte das Gedächtniß dieser Ehrenmänner wieder herstellen, welche der Nachkomme beobachten muß, weil sie in mitten allgemeiner Zerfloſſenheit den Muth in sich fühlten, dem Verderben abzuwehren, selbst wenn es den Vereinzelten nicht gelang, das Vaterland vor Ueberfluthung durch geistige Barbarei und vor Entsittlichung zu retten, welche mit dem Zeche der Fremden hereinbrachen. Ich gedenke, jedoch mit schonender Hand, auch die geschmacklose, steife Förmlichkeit, die geistesarme Nachahmung fremder Muster bei dem Trachten nach Eigenthümlichem, den Handwerkspaß bei adliger Geberdung, das linsische Spiel bei hohen Gedanken, und was sonst der Gesellschaft nach Maßgabe ihres Jahrhunderts anklebte, zu zeichnen, auch die Widersprüche in sich selbst, zu denen die jammervolle Gegenwart nöthigte, die Selbstironie, die oft arglos durchschimmert, nicht zu verhüllen. Mir ist es ferner nicht sowohl darum zu thun, erschöpfend in literarhistorischer oder sprachwissenschaftlicher oder gar bibliographischer Beziehung jenes bisher vornehm übersehene

Digitized by Google

Treiben zu verfolgen, sondern die wirksamsten und großgesinntesten der „Gesellschaften“ nach ihrem geschichtlichen Gewäge, in ihrer sittlichen Persönlichkeit, in ihrem gemüthlich heiteren Streben während der unsteligsten Zeitläufte abzuschildern und zumal den mächtigen Einfluß nachzuweisen, welchen die fruchtbringende Gesellschaft durch Beispiel, Anregung, Wetteifer und Ermunterung auf die schönen Redekünste und die verwandten Wissenschaften ausübte.“

Man war an literarische Akademien in Deutschland schon gewohnt, namentlich durch den allgefeierten Conrad Celtis († 1508), aber sie waren lediglich auf die lateinische Poesie verfessen und schlossen das Deutsche aus. Auch auf den Universitäten konnte Luthers kraftvolles Deutsch nicht durchdringen, die lateinische Sprache behielt überall die Oberhand, in den protestantischen, wie in den Jesuitenschulen, während ein großer Theil der Höfe und des Adels sich vorzugsweise dem Französischen zuwandte. Dieß alles dient der fruchtbringenden Gesellschaft zur Folie und macht ihr Streben höchst achtbar.

Zum eigentlichen Haupte der Gesellschaft wurde der alte Geheimerath Kaspar von Teutleben in Weimar ernannt, aber die Seele der Gesellschaft war und blieb Fürst Ludwig von Köthen. „Die Bescheidenheit der jüngeren fürstlichen Männer erkannte dem hochgerathen Kaspar von Teutleben die Würde des Oberhauptes zu, der jedoch arm an erfinderischem Witz, sich bei seiner Selbstbenennung vom italienischen Muster, der della crusca (von der Kleie, der das Mehl ausgeutelnden) nicht losreißen konnte; er wählte den Namen: Der Mehlreiche, zum Gemälde einen Sack Weizen, welcher in den Mahlsaften geschüttet wird, das Wort: „Hierinn sind Sichē.“ Galt Herr Kaspar gleich als Titularoberhaupt, und ward als solcher bis an seinen Tod (1628) geehrt, so konnte er sich doch nicht fernhielt um den Fortgang des Bundes bekümmern. Die politischen Stürme, welche bald seine fürstlichen Mündel mit sich fortrissen, sein Austritt aus dem weimarischen Dienst in den lebungischen (1620), seine sorgenvolle Thätigkeit als Staatsmann, entzogen ihn früh dem Geschäftskreise des Ordens, zu dem er wenigstens den Anstoß gegeben. In den Staatsschriften welche von ihm vorhanden sind, erkennt man keine Spur der Reinheit „der alten-teutschen Heldensprache“, die er selbst den Gesellschaftern zur Pflicht gemacht. — Aus Hochachtung für den Tonangeber blieb auch Fürst Ludwig für seine Person bei jener ärmlichen Benennung und nannte sich „Der Nährende“, mit dem Gemälde „Weizenbrod“ und dem Worte „Nichts Bessers“; da sich aber für die nächsten Gesellschafter aus dem Gebiete der Müllerei und Bäckerei keine gefällige Bezeichnung bot, ging man in die Symbolik der Pflanzenwelt ein, die ja so natürlich aus dem Gesammtnamen sich entwickelte und unerschöpflichen Reichthum verhieß. In späterer Zeit war das Namengeben die Sache des erfinderischen Oberhaupte; bei der Stiftung jedoch scheint jeder sich den ansprechendsten Namen nebst dem Sinnbilde gewählt zu haben. So nannte sich Johann Ernst von Weimar, in trefflicher Vergleichung mit seinem kühnen Ausfordern aus dem Druck politischer Verhältnisse, „Der Käumling“ (Keimling); als Gemälde wählte er ein Getreidekörnlein, welches sich durch den Erdklos hindurch arbeitet, mit dem männlichen Worte: „Gedrückt, doch nicht erstickt.“ In ähnlicher Deutung sein Bruder Friedrich „Der Hoffende“, eine halbreife Kirsche: „Es soll noch werden.“ Herzog Wilhelm, an unruhiger Thatkraft den Brüdern nicht gleich, „Der Schmackhafte“, Sinnbild eine Birne, welche die Weyse benagt, als „Erlaubte Güte.“ Der junge Sohn Ludwigs von Köthen, gleiches Namens, „Der Saftige“ erkor sich die Wasserraphe (Melone) mit „Unausgesogen taugt's nicht.“ Christoph von Kreßigk, ein Erelmann aus Anhalt, dessen Geschlechtschen der „Sachsenspiegel“ erwähnt, damals Rath und Hofmarschall zu Dessau, nannte sich behaglich „Der Wohlbekommende“, mit stämmigen ährenreichen Gerstenhalmen, und dem Wort „Im guten Laube.“ Sein Vetter, Bernhard von Kreßigk, Ludwigs Reisegefährte in Italien, hieß „Der Reinliche“, die weiße Lilie, die „Ungerührt bestehtˇ“, mit dem gelben Samenstaube sich nicht befleckt. Diese acht Männer waren die Gründer der engen Gesellschaft.“ Im Verlauf der Zeit traten noch sehr viele Mitglieder zu, meist bloße Ehrenmitglieder, die der Krieg gerade in die Nähe geführt hatte und die sich um nichts weniger als deutsche Sprache und Poesie zu bekümmern pflegten, z. B. Oxenstierna, sogar der wilde Banner, der große Stallhanssch, desgleichen auch kaiserliche Feldherren, Octavio Piccolomini ꝛc. Daneben kommen aber auch literarisch berühmte Namen vor, die unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft eingezeichnet sind, wenn sie auch nicht in beständigem Verkehr mit ihr standen. So Opitz, Valentin Andreä, Andreas Gryphius, Harsdörfer, Birken, Logau, Moscherosch, Zesen ꝛc. Opitz, der berühmteste Dichter jener Zeit, stand mit der Gesellschaft nicht in so enger Verbindung, als es ohne Zweifel der Fall gewesen wäre, wenn nicht der grausame Krieg Hindernisse aller Art in den Weg geworfen hätte.

Der Krieg drohte auch die Gesellschaft in ihrem innersten Prinzip anzugreifen. Als nämlich nach der großen Niederlage in Böhmen die pfälzischen, anhaltischen und weimarischen Prinzen und Prinzessinnen sich in Köthen versammelt und große Langeweile hatten, bildeten sie eine französische Gesellschaft, eine sogenannte Academie des vrais amants und schrieben einen noch erhaltenen Brief (vom 10. März 1624) an Honoré d'Urfé, um ihm für seine getische Astrée zu danken und ihm zu melden, daß sie unter sich einen Verein von Schäfern und Schäferinnen ganz in seinem Geist gebildet hätten. So sehr überweg der französische Geschmack der Pfalz damals noch das schäferierne deutsche Bestreben Anhalts. Indeß sagte der Krieg diese vornehmen Gallemanen bald wieder auseinander und Fürst Ludwig blieb seinem deutschen Streben treu.

Der Gesellschaftssaal in Köthen prangte mit einer großen Tapete, in welche das Wappen jedes neuen Mitglieds eingewebt wurde und mit einem Stammbuch, in das sich alle einzeichneten, und einem Erzschrein mit dem Archive. Leider ist der Saal mit der Tapete verschwunden. Die gedruckten Arbeiten des Vereins, der Versuch einer deutschen Wortkunst, Uebersetzungen und Gedichte sind alle kaum der Rede werth, indem sie beim besten Willen die Ohnmacht jener Zeit verrathen.

Obgleich es nicht genau zur Sache gehört, erzählt der Verfasser doch, um sein Werk für den Leser anziehender zu machen, viel Interessanten von einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft, z. B. das tragische Geschick des böhmischen Herrn von Wartenberg, das wohl eine poetische Behandlung verdiente. Wallenstein hatte von mütterlicher Seite einen großen Theil der reichen Güter des böhmischen Hauses Smirsitzky geerbt. Der übrige Theil dieser Güter war noch im Besitz eines männlichen Sprößlings der Smirsitzky, Albrecht Johannes, eines der ersten, der die kaiserlichen Räthe Martinitz und Slawata zum Fenster des Prager Rathhauses hinabgestürzt hatte und der sich mit der Gräfin Amalia von Hanau verliebte, aber schon im Anfang des böhmischen Krieges im Jahr 1618 plötzlich starb, worauf seine hinterlassene Braut sich mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen vermählte, als dessen Nachfolgerin in der Regierung sie sich während des dreißigjährigen Krieges so sehr auszeichnete. Der so jung verstorbene Smirsitzky hinterließ eine Schwester Katharina Elisabeth, welche nunmehr sein großes Besitzthum rechtmäßig erben sollte; allein eine zweite Schwester,

Digitized by Google

die mit einem Slawata vermählt war, wollte ihr das Erbe nicht lassen und hielt sie in einem Felsenschloß hart gefangen. Nun befand sich aber in Prag ein schöner und feuriger Edelmann, Heinrich Otto von Wartenberg, dessen Mutter eine Schwester der berühmten Gräfin Agnes von Mansfeld gewesen war, um derentwillen Gebhard von Köln sein geistliches Kurfürstenthum verloren hatte. Dieser Wartenberg hörte vom Unglück der letzten Tochter des Hauses Smirsitzky, befreite sie aus dem Felsennest, heirathete sie und setzte sich mit Gewalt in Besitz ihrer Güter. Weil er aber ein eifriger Feind des Kaisers war und dem Böhmenkönig Friedrich bei seinem Einzug in Prag das Schwert Zizkas entgegengetragen hatte, kam er nach des Kaisers Sieg in die Acht. Seine unglückliche Gemahlin aber, welche schwanger war, blieb zu Gitschin, ihrer Hauptbefestigung, zurück, als plötzlich ihre grausamen Verwandten, zwei Brüder Slawata, mit einer kaiserlichen Kommission, worunter ein Herr von Stubenberg und mehrere andere Obr. nach Gitschin kamen, um ihre Güter zu konfiscieren und sie selbst gefangen zu nehmen. „Da ist unversehens die daselbst vom verstorbenen Herren Smirsitzky aufs kaiserlichste erbaute Behausung von unterseztem Pulver über den Haufen geworfen und nicht allein gemeldeter Herr von Slawata und sein Bruder, sondern auch alle anwesenden Kommissarien sammt der Frau von Wartenberg selbst (welche schwanger gewesen) neben vielen anderen Personen elendiglich um das Leben gebracht worden und sollen (laut dem Berichte des Kouriers) über sechzig Personen geblieben seyn. Wie man dafür hält, ist es von der Frau aus lauter Desperation wegen der ihr und ihrem Herren bezegneten großen Unbilligkeit geschehen, welches eine sehr erschreckliche und in diesem Königreich, wie auch sonsten, fast unerhörte That." Nun siel Gitschin mit den reichen Gütern an Wallenstein; Wartenberg aber beging die Niederträchtigkeit, sich Leben und Freiheit durch Treubruch zu erkaufen, konvertirte und wurde einer der eifrigsten Schergen des durch seine Dragoner so berüchtigten Lichtenstein. Sein Bruder Johann Georg blieb der protestantischen Sache treu, floh aus Böhmen und wurde in seiner Verbannung Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, starb aber unmittelbar vor der Schlacht bei Lützen am Schlage, nachdem er einen großen Humpen auf das Wohl des Schwedenkönigs geleert hatte mit ihm erlosch sein Geschlecht.

Fürst Ludwig von Köthen überlebte noch den unheilvollen großen Krieg. Nach seinem Tode im Jahr 1650 wurde Herzog Wilhelm von Weimar das Oberhaupt der Gesellschaft und ihr Sitz wurde nach Weimar verlegt. „Leider fragt man jetzt in Köthen vergeblich nach dem Ordenssaale, welcher sich in dem fürstlichen Flügel des Schlosses befunden haben muß. Wahr, scheinlich nimmt im dritten Stockwerke ein im Geschmacke des Anfangs dieses Jahrhunderts prächtig ausgezierter großer Saal dessen Stelle ein. Laut Nachrichten vom Jahr 1824 befand sich vor d. J. 1780 zu Groß-Möhlau, unweit Gräfenhainichen, einem anhaltischen Rittergute, ein ähnlicher Saal mit den Wappen und Sinnbildern der fruchtbringenden Gesellschaft, der jetzt aber auch verschwunden ist. Wohl thut es dem Wanderer, welcher auch den Schmuck der alten Gärten um Köthens stattliches Schloß vermißt, daß man ihm auf der nordwestlichen Seite, unweit des Grabens, eine uralte, kräftige Eiche zeigt, unter deren Schatten der Rührende die engeren Gesellschafter zu gemüthlicher Berathung versammelt haben soll." In Weimar fristete sich die Gesellschaft nur noch kümmerlich fort. Nach Wilhelms Tode 1667 wurde Herzog August von Sachsen das Haupt derselben, nach dessen Tode 1680 sie völlig erlosch. Der Grund des Erlöschens ist sehr einfach. „Förmlichkeiten und hohle Phrasen, die Aufnahme von 262 größtentheils hochgebornen Mitgliedern innerhalb eilf Jahren, waren aber fast die einzigen Zeichen des Lebens der fortgepflanzten Gesellschaft. Ihr fehlte die innere Zeugungs- und Anregungskraft, durch welche die Anhalter das Aufblühen einer neuen Bildungsperiode bedingt hatten: als ein vornehmer Ritterorden abgeschlossen, konnte und wollte sie eine Herrschaft über die schönen Redekünste der Deutschen nicht behaupten; die Literatur ging ihren eigenen Gang. Fühlten die Herren gar wohl, daß das belebende Element ihnen mangele, und die schönen Künste in ihrer Entwicklung ihrer nicht bedürften, so gedachten sie dieser Verminderung ihres Ansehens zu ersetzen, indem als ritterliches Ordensgelübde prunkhaft heraustrat, „das alterweise Vertrauen deutsch redlich fortzupflanzen, alte Tugend zu bewahren", was ihnen, unter dem Einflusse des Staats- und Hofiebens Ludwig XIV., aber eben so wenig gelang."

Länder- und Völkerkunde.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten ꝛc. Herausgegeben von J. G. Sommer. Für 1848. Neue Folge. Erster Jahrgang. Prag, Calve.

Dieses Taschenbuch bringt auf eine sehr verdienstliche Weise immer die neuesten wissenschaftlichen Reisen zur Uebersicht. Der erste Jahrgang der neuen Folge hält zu unserer Freude immer noch die gute Methode der alten Folge ein.

Aus der diesmaligen Uebersicht der neuesten Reisen lernen wir die Bemühungen unseres Landsmanns, des Dr. Leichardt, um Erforschung des unbekannten Inneren von Neuholland kennen. Nachdem er schon einmal eine große und lange Forschungsreise dahin unternommen und man ihn schon todt geglaubt, ist er nur zurückgekehrt, um eine neue noch größere zu unternehmen. „Mittelst des Geschenkes von 1500 Pf. St., welches Dr. Leichardt von der Stadt Sydney als Belohnung erhielt, hatte er sich vorgenommen, im Oktober eine neue Reise anzutreten. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als das australische Festland in seiner ganzen Länge von Osten nach Westen zu durchschneiden, von welcher Richtung bloß eine geringe Abweichung nach Norden Statt finden soll, um die Quellen mehrerer Flüsse zu bestimmen, welche sich in den Carpentaria-Busen ergießen und von ihm auf der ersten Reise überschritten wurden. Namentlich will er von der Mereten-Bay zunächst den Mackenzie-Fluß zu erreichen suchen, und überhaupt bei dieser Reise die nördliche Grenze der innern großen Wüste verfolgen. Eine englische Zeitschrift bemerkt bei Mittheilung dieser Nachrichten: „Es macht uns wenig Ehre, daß die beiden für unsere Kolonie wichtigsten Entdeckungsreisen in Australien von zwei Fremden, dem Grafen Strzelecki (einem Polen) und dem Dr. Leichardt (einem Deutschen) und zwar aus persönlicher Liebe für die Wissenschaft und auf eigene Kosten, bloß mit Unterstützung einer kleinen Zahl von Freunden, unternommen und ausgeführt worden sind." — Die bedeutendsten Reisen sind ferner die des englischen Kap. Blackwood zur Aufnahme der unzähligen Korallenklippen an der Küste von Neu-Guinea; die des englischen Reisenden James Richardson durch bisher unbekannte Gegenden der Saharawüste; die des Engländers Browne in Darfur; mehrerer neuerer französischer und englischer Reisender in Abyssinien; der beiden Brüder d'Abbadie, welche noch immer bei

Digitized by Google

einem Gallaskönige gefangen sind; des französischen Offiziers Maizan, der auf der Küste Afrikas ermordet wurde; des Missionär Lemue in bisher unbekannte Gebiete Südafrikas und noch einiger andern Reisenden in verschiedenen Theilen Afrikas. Dann die Reisen mehrerer Forscher in Syrien und Kleinasien (Tobler, Daniell, Spratt, Forbes, Lebas, Laval, Koch ꝛc.); die Forschungen Kreuts, welcher Betta in Mossul nachgefolgt ist und die Entdeckung der Alterthümer von Ninive ferirtet; die Reisen Lartres in Ungern (sehr interessant wegen der gothischen Bauwerke aus der fränkischen Periode); Cleqvets in Persien; die große Expedition nach Sibirien, welche von der neuen geographischen Gesellschaft in St. Petersburg beschlossen wurde; die Forschungsreise Regulys nach dem Ural, wo er Spuren der ungrischen Urheimath sucht; Castrens Reise zum Ob im nördlichen Sibirien; Gabels und Hues erzwungene Reise (als Gefangene) von Tibet nach China; Roberts Forschungen im westlichen Himalaya; Grandjeans Reise in Siam und Laos; die vergeblichen Versuche französischer und armenischer Schiffe, in Japan zu landen; Graf Gasteinaus Reise in Südamerika; die des Heren Osery, der am Amazonenstrom ermordet wurde; das Unternehmen des York Rancleigh, vom Amazonenstrom aus ins Innere von Bolivia vorzudringen; die Reisen des jetzt glücklich heimgekehrten Mateo Ayzendas in Mexiko; Fremonts Forschungen im Oregongebiete; die englische Expedition nach dem Norden, um die noch unerforschte nordöstliche Ecke des nordamerikanischen Festlandes aufzunehmen, endlich die Nordpolexpedition des Kap. Franklin, von dem man seit 1845 nichts mehr weiß und den man daher jetzt aufsuchen läßt. Für verloren darf man ihn noch nicht halten. Auch Kap. Ross mußte bekanntlich zweimal am Nordpol überwintern.

In dieser Uebersicht ist auch des projektirten Kanals gedacht, der das rothe Meer mit dem mittelländischen verbinden soll. „Zu diesem Zweck haben sich in letzter Zeit die Regierungen von Oesterreich, England und Frankreich vereinigt. Auch der Vicekönig Mehemed Ali will sich dabei betheiligen. Eine Kommission österreichischer Ingenieurs ist im Frühling 1847 nach Egypten gegangen, um die Vorarbeiten der Engländer und Franzosen aufzunehmen und zu erledigen. Unter die wichtigsten derselben gehören die Untersuchungen des in Diensten des Vicekönigs stehenden Franzosen Linant. Er erklärt sich für den Durchstich der Landenge und für die Wiederaufnahme des Planes, welcher schon 1799, bei Gelegenheit der französischen Besetzung Egyptens unter Bonaparte, entworfen wurde. Von der Verschiedenheit des Wasserspiegels beider Meere, von welchen bekanntlich das rothe Meer an der Küste der Landenge 30 Pariser Fuß höher steht als das mittelländische, erwartet er den Vortheil einer starken Strömung, während eine Eisenbahn durch Versandung zu Grunde gehen würde. Dem Portologlio Maltese zufolge haben die drei obengenannten Staatsregierungen sich gleichfalls für einen Kanal entschieden, in der Art, daß dieser mit dem alten Damiette in Verbindung gebracht und der östliche Hauptarm des Nils bis dahin schiffbar gemacht werden soll."

Sodann bringt das Taschenbuch einzelne Skizzen aus der neuesten Länder- und Völkerkunde. Zuerst von den Sulu-Inseln, die einen merkwürdigen Piratenstaat bilden. Sie waren ursprünglich nur von Papuas bewohnt, von denen sich auch noch ein Rest erhalten hat. Dann bevölkerten sich hier Chinesen an, denen aber die Malaien den Rang abgewannen. Der muhamedanische Sultan derselben ist das Haupt der gefährlichsten Seeräuber; die Lage der Inseln ist aber auch in vorzüglichem Grade für den Seeraub geeignet, da sie den Seekehr zwischen China, Indien und Europa beherrscht. Als die Engländer die Wichtigkeit der Inseln erkannten, gründeten sie sogleich eine Niederlassung auf denselben, die das gewerben wäre, was jetzt Singapur ist, wenn die Eingeborenen nicht die ganze Niederlassung bei guter Zeit zerstört hätten. Frägt man, warum die Engländer sich nicht rächten, warum sie den Piratenstaat nicht zerstörten, so antwortet der nordamerikanische Kap. Wilkes, der die Inseln besuchte, um einen Handelstraktat für die Vereinigten Staaten abzuschließen, mit Folgendem: „Die Engländer wollen die Häuptlinge der Stämme, von welchen sie umgeben sind, bei guter Laune erhalten und lassen sie daher in Bezug auf Schiffe anderer Nationen gewähren, wenn nur ihre eigene Flagge respektirt wird." Die Seeräuber sind, nicht bloß hier, die geheimen Bundesgenossen oder Jagdhunde der Engländer und helfen ihnen fremde Flaggen vertreiben oder wenigstens schwächen.

Nach einigen Skizzen über die Kapkolonie folgt der interessante Reisebericht der Mistreß Griffith über das rothe Meer, die Wüste und Egypten. Sie schildert ungemein lebendig die Wasserfahrt zwischen Egypten und Arabien hin, dann die Wüste mit ihren Eigenthümlichkeiten, endlich das egyptische Leben, besonders ausführlich das Innere eines Harems. — Dann eine Beschreibung Chinas, das in neuerer Zeit eine so große Wichtigkeit erlangt hat, nächst Bochara der letzte noch erhaltene Rest des weiland unermeßlichen Mongolenreichs. — Ferner eine Schilderung Madrids aus dem Tagebuch eines Engländers, ein guter Ueberblick über die Verhältnisse Madagaskars, einige Nachrichten aus Korea und endlich Skizzen aus der australischen Inselwelt von Pigeard.

Novellen.

Schwarze und Weiße. Skizzen aus Bourbon. Von Dr. Oelsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann, 1848.

Nachtstücke, im Geschmack von Attar Gull. Zuerst eine Scene auf der afrikanischen Insel Zanzibar. Hier lagern Sklavenhändler und sind im Begriff, wieder ein Schiff mit 1000 bis 1200 Schwarzen vollzupfropfen. Weil sich darunter mehrere hundert vom Fürsten und wilbesten Negerstamme befinden, beschließt man, dieselben an Händen und Füßen ohne eigentliche Verstümmelung oder unheilbare Verletzung doch so zu verwunden, daß sie diese Glieder einstweilen nicht brauchen können, und die schmerzhaften Wunden die ganze Seereise über offen zu halten, um erst, wenn sie an dem Ort ihrer Bestimmung angekommen seyen, wieder die Heilung vorzunehmen. Allein die Grausamkeit wird nicht ausgeführt. Indem die Sklaven noch alle gefesselt und reihenweise auf dem Boden liegen, gelingt es einem, mit seinen gebundenen Händen dennoch heimlich aus zwei trockenen Hölzern Funken zu entlocken und das trockene Gras anzuzünden, womit die ganze Gegend bedeckt ist. Da lodert die Flamme auf und die Sklaven sammt den Sklavenhändlern verbrennen.

Den Hauptinhalt der folgenden Mittheilungen bildet die Liebesgeschichte des Jupiter und der Venus, eines schwarzen Sklaven und einer schwarzen Sklavin. Auch sie ist voll empörender Züge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5. Dienstag den 18. Januar 1848.

Italienische Literatur.

Geschichte der italienischen Poesie. Von Dr. E. Ruth, Privatdocenten in Heidelberg. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Ueber den ersten Theil dieses trefflichen Buchs haben wir uns in Nr. 55 unserer Blätter vom Jahr 1844 ausgesprochen. Der zweite Theil charakterisirt die Periode der italienischen Literatur, deren Koryphäen nach Boccaccio, Petrarca und Dante sich hauptsächlich um die kunstliebenden Häuser Mediei und Este in Florenz und Ferrara gruppiren, und dann die Periode des Verfalls. Die Ansicht des Herrn Dr. Ruth von der italienischen Poesie ist eine ganz andere, als die bisher gangbare. Nicht nur daß er eine gute Anzahl hochgefeierter Namen abschätzt, auch der Werth der gesammten Literatur scheint ihm ein geringerer zu seyn, als wofür er insgemein gilt. Doch soll damit keine Geringschätzung des italienischen Nationalgeistes ausgesprochen seyn; sofern die Nation ihren eigentlichen Geist nicht habe entwickeln können, sey sie gewissermaßen unschuldig an den Gebrechen der Literatur.

Der Grundgedanke des Werkes ist, das italienische Volk wurde von der Kirche und von übermächtigen Nachbarvölkern bevormundet und in einer künstlichen Kindheit zurückgehalten; es genoß niemals Freiheit genug, um zu männlicher Entwicklung zu gelangen. In dieser Unmündigkeit aber imponirte ihm die Erinnerung an die Römergröße und die klassische Literatur der Alten dermaßen, daß es sich von deren Autorität nie emancipiren konnte und immer in der schwachen Nachahmung des antiken Geistes befangen blieb. Während es sich aber in seinen Märchen und Volksspäßen fast kindisch verhielt und in seinen Novellen und Komödien weibisch, hatte seine Gelehrsamkeit schon etwas Greisenhaftes, weil alles Wissen der Alten hier ohne den Geist und die Kraft der Alten sich rekapitulirte. So konnte dem italienischen Charakter die fehlende Mannheit durch seine Literatur nimmer ersetzt werden.

Herr Ruth setzt sehr scharfsinnig auseinander, wie es gekommen sey, daß die italienische Literatur so gar wenig von dem Geiste des Mittelalters in sich aufgenommen habe. Obgleich unmittelbar von der Kirche beherrscht, haben die Italiener doch für Entwicklung christlicher Poesie, den großen Dante ausgenommen, fast gar nichts gethan, sondern sich schon im Mittelalter mit Verliebe den antiken Erinnerungen zugewendet. Eben so ging der Geist des Ritterthums fast spurlos an ihnen vorüber. Sie hatten Pfaffen, noble Kaufleute, Condottieri, aber keine Ritter. Daher auch ihre Dichter nicht Theil nahmen an der Ausbildung der großen epischen Cyklen des Mittelalters, sondern die Stoffe derselben von den Nachbarn nur entlehnten, um sie zu verspotten. „Echt italienisch war der satirische Zug der Hang zu Neckereien, burlesken Späßen, zum Auffinden und Lächerlichmachen der Fehler und Gebrechen, und dieser zeigte sich sogleich, als die Macht der Scholastik sank und einer freiern Geistesthätigkeit Platz machte. Die übrigen Dichtarten wurden nur in dem Maaß volksthümlich, als sie für diesen satirischen Zug empfänglich waren. Die Epen erhielten die Italiener als einen ganz fremden Stoff, sie behielten dabei die fremden Personen, Charaktere, Situationen und den fremden Schauplatz bei, und diese Epen wurden nur dadurch italienisch, daß sich über das Ganze der ironische, zuweilen auch burleske Zug verbreitete und sie durchdrang. Die Epen, die diesen Zug ursprünglich abwehrten, wurden entweder umgearbeitet oder vergessen. Die Novellen waren mit den Epen verwandt, von demselben Stamm und ebenfalls als fremder Stoff herübergekommen. Diese empfahlen sich entweder schon an sich als Schwänke, oder man stieß das Didaktische, das den ursprünglichen Sammlungen zu Grunde lag, ganz aus, und wenn man es anwandte, geschah es meist in ironischem Sinn. Die schwankhaften Novellen wurden aber so volksthümlich und paßten auch so gut zu dem Nationalzug, daß die Italiener, in umgekehrter Weise als bei den Epen, die alten ursprünglichen Schwänke und Situationen beibehielten, aber die Personen, Charaktere und den Schauplatz meist auf italienischen Boden verpflanzten und in dem italienischen Volk aufsuchten. Die Commedia dell' arte, ihrer Natur nach satirisch und burlesk, war von jeher die eigentliche Volkskomödie; aber die Commedia erudita, die von den Römern herübergekommen war, behielt anfangs, als sie von den Gelehrten zum Volk übergieng, noch die antiken Namen, Charaktere und Situationen und den antiken Schauplatz bei, verlieh das Allerthümliche aber in dem Maaß, als sie volksgerechter, burlesker und satirischer wurde. Alle übrigen Dichtarten, die den ironischen oder schwankhaften Zug nicht zuließen, sind nicht eigentlich national geworden. Die Tragödie blieb ganz nur eine gelehrte Arbeit, selbst die höhere Satire ist in Italien sehr schwach, äußerst reich aber die burleske, die sich in vielfachen Formen, der burchiellischen, bernischen, makaronischen, pedantesken u. s. w. zeigt. Die ernsten Dichtarten entsprechen auch so wenig dem Nationalzug, daß man sie lange nicht einmal in der Nationalsprache dichten und hören wollte, sondern die lateinische dafür passend hielt."

Wie in die italienische Novelle fast nur die freiesten Stoffe aus den französischen Fabliaux aufgenommen wurden, die dann auch in die Komödie übergingen, so wurde das ganze Ritterthum der Deutschen, Spanier, Franzosen und Engländer in Italien nur ironisirt. „Der Spott war das Resultat der ganzen Geschichte und Erziehung jenes Volks und ein eigentlich italienischer Charakterzug, denn er zeigt sich in allen größern Gedichten,

Digitized by Google

werin sie selbstständig aufzutreten suchten, ohne sich an die Form des Alterthums sklavisch zu binden. Die beißende und bittere Ironie ist gegen die Geistlichkeit und Kirche gerichtet, die freilich von jeher den Italienern zu sehr in der Nähe operirte, in ihren Augen den täuschenden Nimbus gänzlich verloren und dadurch auch die Religion wirkungsleer gemacht hatte. In frühern Jahrhunderten führte ein lebendiger Glaube (mag auch Aberglaube mit untermischt gewesen sein) zur That und im Ideenreich zum Sinn für das Höhere, wie auch den Dante gewissermaßen seine Täuschung zu jener großartigen Weltanschauung begeisterte; aber die Italiener wurden durch die langen Enttäuschungen, die die Verwirklichung der Religion in so schneidenden Gegensatz mit der reinen Idee derselben setzte, durch kalten Verstand und Handelsgeist bis zu jenem atheistischen Spott geführt, der uns in vielen Epen, besonders aber in den der zwei Pulci, zurücktritt, bis zu jener materialistischen Ansicht, die alles verflacht, jeden Aufschwung, jede Begeisterung fürchtet und belächelt und zuletzt auch den Spott gegen sich selbst kehrt. Mit dieser ganzen Ansicht hängt denn auch die grobe und niedrige Sinnlichkeit zusammen, die in ihrer zügellosen Herrschaft manches edlere Gefühl unterdrückte und die Liebe gar nicht von ihrer schönen Seite und ihrer erhebenden Wirkung auf die Seele kennen lehrte, sowie die unwürdige Stellung, welche nach der allgemeinen Ansicht das weibliche Geschlecht in Italien einnahm. Nur frivolem Genuß dienend, nur solchen suchend, ohne Halt und Charakter, ohne das Bewußtsein ihrer Würde als Herrscherinnen durch die Reize echter weiblicher Tugend, selbst ohne weibliche Gefühle, nur wild umherjagend nach sinnlosen Abenteuern und nach augenblicklichen Trieben: so sind die meisten Hereinen in den italienischen Epen, so und noch niedriger sind sie in den Komödien geschildert. Die mangelhafte und höchst unnatürliche Zeichnung der weiblichen Charaktere, die Abneigung, in das Innere der weiblichen Seele einzudringen und darin interessante Züge in irgend einem der vielfältigen Kämpfe ihrer zarten Natur mit den äußern Verhältnissen aufzufinden und mit allen Reizen der Kunst ausgeschmückt hervorzuheben, offenbart deutlich den Mangel an ritterlichem Sinn und an Ahnung des verfeinernden, veredelnden Einflusses, den echte Weiblichkeit auf echte Mannskraft ausübt. Wir bemerken hier nochmals, daß wir hier wie auch früher, den Taſſo ausnehmen, dessen ritterlicher Geist unter den übrigen Dichtern fast einzig dasteht."

Die Bemühungen des großen Lorenzo von Medici, welcher selbst Dichter war, reichten nicht aus, der italienischen Nationalliteratur einen höhern Schwung zu geben. Herr Ruth macht es, indem er Lorenzo's Verdienste ausführlich würdigt, den Italienern zum schweren Vorwurf, daß sie noch nicht einmal die Schriften dieses großen Mannes vollständig gesammelt und geordnet haben (S. 93). Unter den Dichtern, welche sich die epischen Stoffe der Rachbarn aneignete, glänzt vor allen Bojarde, in dessen Orlando inamorato trotz seiner breiten Fauna doch immer noch eine Anerkennung des ritterlichen Geistes verwaltet, die bei Arioſt ſchon ganz verschwunden und in Hohn und Spott verwandelt ist. Auch sind die meisten poetischen Motive, die man bei Arioſt bewundert, schon in Bojardos Werk enthalten, und somit gebührt dem letztern ein großer Theil des Ruhmes, den Arioſt allein an sich gerissen hat; wobei übrigens zugestanden wird, daß Arioſts Beschreibungskunst und Wohllaut der Sprache unübertrefflich sind und daß er nur in der allgemeinen Auffassung des epischen Stoffs und in der Erfindung hinter Bojarde zurückstehen muß. Wir müssen uns aus Mangel an Raum enthalten, auf die meisterhafte Analyse der Werke beider Dichter, welche Herr Ruth hier gibt, einzugehen. Auch die ihnen untergeordneten Dichter, insbesondere Triſſino, werden ausführlich behandelt. Dann geht der Verfasser zu einer äußerst sorgfältigen Charakteristik Taſſos über. „Taſſo ist wohl zugleich mit Dante der größte Dichter, der wahrste und aufrichtigste Charakter und der unglücklichste Mensch, den die italienische Poesie aufzuweisen hat. Und doch sind beide in diesen drei Punkten durchaus von einander verschieden. Dantes philosophische Dichtung ging von seinem religiösen Gefühl hervor, welches als ein fester, unerschütterlicher Kern seinen politischen, philosophischen und moralischen Ansichten die größte Harmonie und Einheit gab und seiner gelehrten wie praktischen Richtung ein Ideal verhieß, in dessen Verfolgung er seine volle Kraft und auch seine Ruhe fand. So ist sein inneres Leben ein einiges Bild, jede erweiterte Erkenntniß gibt seiner religiösen Ueberzeugung neue Kraft. In Taſſo dagegen ist großer Zwiespalt. Der Glaube ist in ihm nicht fest, die religiöse Ueberzeugung, die ihm in der Kindheit aufgedrungen war, bleibt ihm fremd; was ihm gehört, ist die geistige Ausbildung durch unermüdliche Studien, und diese führt ihn von jenem Glauben ab in die Richtung seiner ringenden, neu schaffenden, sich vom Alten leoreißenden Zeit. Daher hatte beider Wahrhaftigkeit auf sie eine ganz verschiedene Wirkung. Danten gab sie feste Ruhe und Uebereinstimmung mit sich selbst; er sah hier mitten in den verwirrtesten Verhältnissen und stand erhaben über seinem unglücklichen Schicksal, während Taſſo bei äußerer Ruhe in seinem Innern zerrissen und von ängstlichen Gewissenszweifeln hin- und hergeworfen war. Sein Herz, das den frühsten Eindrücken und Vorstellungen der Kindheit, je dunkler sie mit der Zeit wurden, desto unbedingter anhing, erlangte über den, auf anderm Wege als dem der Poesie nach Freiheit ringenden Geist eine solche Herrschaft, daß es nun ohne Rath und Führer dem von jedem Winde leicht bewegichen Meere glich und selbst dem so mächtigen geistigen Einfluß des Inquisitionsgerichts verschlossen blieb. Daher war auch beider Unglück ganz verschieden. Beide lebten in einer Zeit der Krisis. Aber Dantes Unglück kam von seiner Charakterstärke, die ihm nicht erlaubte, sein Inneres nach äußern Umständen umzuwandeln. Taſſos Unglück aber kam von seiner Charakterschwäche, Weichheit, Unentschlossenheit, welche ihn an der Jahrhundertwende zweier Zeiten der Rathlosigkeit und Angst preisgaben und ihn als ein beklagtes Opfer der neuen Epoche fallen ließ. Dante konnte in einer politisch bewegten Zeit vielleicht ruhig leben, wenn er nachgab; aber er war zu kräftig, um seine Ueberzeugung gegen physischen Zwang hinzuwerfen. Taſſo konnte in der geistig bewegten Zeit ruhig leben, wenn er nicht nachgab; aber er war nicht kräftig genug, sich eine Ueberzeugung zu schaffen; und so wurde er ein Spielball der auf Tod und Leben kämpfenden Parteien der scholastischen Hierarchie und der neuen geistigen Freiheit." Indem Herr Ruth Taſſos Leben und Charakter der genauesten Untersuchung unterwirft, beweist er, daß die angebliche Liebe des Dichters zur Prinzessin Leonora eine spätere Erfindung ist. Wie leben daraus nur Weniges hervor. „Wenn Taſſo der wirklichen und erklärte Liebhaber der Eleonora war, und zwar in solchem Grade, daß Viele seine Einkerkerung davon herleiten, so mußte ihn die geringste Untreue unfehlbar und für immer um die Gunst der Prinzessin bringen. Aber weder er noch die andern Dichter in Ferrara lawen in ihren Liebesverhältnissen zu ihr, wenn sie je bestanden hätten, einen Schritt weiter; die Prinzessin sah nicht nur sehr ruhig und gleichgiltig den verschiedenen unterwitigen wirklichen Liebesflammen des Taſſo zu, sondern unterstützte ihn auch bei den daraus entspringenden Verlegenheiten mit ihrem Rath, wie folgender Vorfall beweist. Taſſo liebte aus Heftigkeit die Lucrezia Bendidie, eine edle und durch Geist und Schönheit berühmte Dame an dem Hof zu Ferrara, und ward durch viele feurige Sonette um ihre Gunst. Er hatte

Digitized by Google

aber einen mächtigen Nebenbuhler an Giambattista Pigna, Secretär des Herzogs, der ebenfalls seine Flamme in Sonetten kundgab. Jenehe die Reime des Taſſo den Vorzug verdienten, um ſo vorſichtiger wollte er verfahren, um ſich einen Mann, der ihm bei dem Herzog ſchaden konnte, nicht zum Feind zu machen. Leonora gab ihm ſelbſt das Mittel an, aus dieſer Verlegenheit zu kommen und, ohne ſich zu ſchaden, ſeine Liebe zu Lucrezia Bendide ferwährend bekennen zu können. — Nach einer gewiſſen Anekdote wäre Taſſo, der ſich bis dahin immer in ſeiner Neigung Gewalt angethan, plötzlich bei der letzten Rückkehr nach Ferrara von ſeinem Gefühl überwältigt worden, hätte ſich nach Wahnſinniger in Gegenwart des ganzen Hofes der Prinzeſſin an die Knie geworfen und ſie in ſeine Arme geſchloſſen. Es iſt unbegreiflich, daß dieſe Anekdote Glauben fand, gegenüber dem hiſtoriſchen Faktum, daß Taſſo bei ſeiner letzten Rückkehr nach Ferrara nirgends Beachtung und bei den Prinzeſſinnen nicht einmal Audienz erlangen konnte und ſich gerade deßwegen in Verwünſchungen erging. Man bedachte auch nicht einmal, daß Leonora, der man bei ihrer Kränklichkeit und ihrem Geruch der Heiligkeit wohl überhaupt keine echt weibliche Liebenswürdigkeit beimeſſen kann, damals ſchon 42 Jahre alt war, was bei den Damen, wenigſtens in Italien, durchaus nicht mehr das Frühlingsalter der Liebe iſt. In unſerm beſondern Fall bemerkt aber John Black (Life of Torq. Tasso, Vol. II) ſehr richtig, daß Taſſo ſchon die zwei letzten Jahre vor ſeinem Gefängniß nichts ſehnlicher wünſchte als Ferrara zu verlaſſen, was wenigſtens ſeine Liebe zu Leonoren kundgibt, daß ſeine Einſperrung in eine Zeit fiel, nicht wo er als gefährlicher Liebhaber erſchien, ſondern wo er ſchon anderthalb Jahre lang deutliche Anzeigen von Wahnſinn gegeben hatte, und daß, wenn Liebe die Urſache der Einſperrung war, dieſe ja ſchon im zweiten Jahr derſelben mit dem Tod der Prinzeſſin wegfiel und die übrigen fünf Gefängnißjahre ganz zwecklos waren." Schon Tiraboschi hat in dieſem Sinn das Mährchen widerlegt. Taſſo wurde eingeſperrt weil er wenigſtens halb wahnſinnig war und das war er geworden aus Angſt vor der Inquiſition. — Nachdem Herr Guth das Leben des Dichters geſchildert, geht er zur Analyſe ſeines unſterblichen Epos über. Doch findet er auch bei dem edeln und reinen Taſſo Mängel, die von der Unnatur der italieniſchen Dichtungsweiſe überhaupt unzertrennlich ſind. S. 411 weiſt er nach, wie das befreite Jeruſalem der Ilias und Aeneis ſelbſt bis in die einzelnſten Züge nachgebildet, Gottfried von Bouillon Agamemnon und Aeneas zugleich, Armida Dido, Clorinde Camilla, Rinaldo Achilleus, Argante Hektor, Aladin Priamus ꝛc. ſey. Ferner wie in Taſſos Geiſt ſowohl das antike als auch das verzerrte ritterliche Element in weicher Sentimentalität verſchwommen ſey. Als den eigentlichen Repräſentanten dieſer Sentimentalität hebt er Tancred hervor. „Deſſen ganzes Verhältniß zu Clorinden iſt voll von der unausſtehlichen Verzerrtheit jener Romantik, die alle Extreme in ein unklares Bild verwiſcht, alle Unwahrſcheinlichkeiten übertreibt und aus aller Charakterſchrift herauswegt. Daß zuletzt Tancred ſeine Geliebte, da er ſie in der Nacht nicht erkennt und ſie als die grauſame Feindin der Chriſten, die den Belagerungsthurm verbrannt hat, haßt und wüthend verfolgt, noch unbewußt tödten muß, iſt eine Idee, um welche den Taſſo jener Romantiker beneiden mag; gewiß aber nicht um die darauf folgende Schilderung einer wahrhaften Sentimentalität in ſeinen Klagen, die Kraftloſigkeit und feerliche Rhetorik und Unwahrheit der Empfindung; beſonders in der 79. Strophe des 12. Geſanges, wo er ſich plötzlich erinnert, daß er die Leiche der Geliebten noch draußen im Feld habe liegen laſſen, und nun fürchtet, daß ſie von den Thieren gefreſſen ſey; und wenn dieſes Schreckliche ſchon geſchehen iſt, dann will er hingehen und ſich von demſelben Thier auch freſſen laſſen, um mit der Geliebten in demſelben Magen und Grab zu liegen. Es ſöhnt uns dabei wahrſcheinlich ſchlecht aus, daß Clorinde, die ihr ganzes Leben lang das Chriſtenthum verabſcheute, in ihren letzten Zügen ſchnell die Taufe verlangt und von Tancred erhält, daß ſie dieſem bald darauf im Traum erſcheint und ihm ſagt, ſie ſey nun im Paradies und liebe ihn, obgleich man von dieſer Liebe vorher keine Ahnung hatte, und daß zuletzt gar Peter der Eremit ihm auf echt katholiſche Art Vorwürfe über ſeinen Schmerz macht und ſeinen Unſinn als Strafe des Himmels erklärt, dafür daß er eine Heidin geliebt habe. Eben ſo tritt auch die Klage der Erminia bei dem vermeintlichen Tod des Tancred, ſowie die zürnende Rede der Armida, als ſie von Rinaldo verlaſſen wird, aus aller Natur heraus. Die Empfindungen des Dichters ſind ſchon bei den gewöhnlichen Begebenheiten ſo geſpannt und überſpannt, daß ſie in den Scenen, wo nun das Gefühl in ſeiner höchſten Steigerung hervorbrechen ſoll, keine Kraft mehr haben und der Verſtand ſubtile Betrachtungen und unnatürliche Concettis an ihre Stelle ſetzen muß." Dieſer Tadel ſchließt indeß die Bewunderung keineswegs aus, die Taſſos Sprache überhaupt und auch ſeine Erfindung in andern Stellen ſeines großen Gedichts verdient. Namentlich preiſet unſer Verfaſſer den Charakter der Erminia.

(Schluß folgt.)

Biographie.

Nelſon und die Seekriege von 1789—1815. Von Jurien de la Gravière. Leipzig, Lorck, 1847.

Voran Nelſons Bildniß, der Kopf blond, genial, launiſch; der Aermel des fehlenden rechten Arms an die Uniform genäht; ein Bildniß wie das Friedrichs des Großen und Napoleons, auf den erſten Blick zu erkennen und unvergeßlich im Gedächtniß haftend.

Dem Verfaſſer iſt der grelle Gegenſatz nicht entgangen, in welchem Nelſon zu Wellington ſteht. England ſtellte die beiden größten pſychologiſchen Antagoniſten an die Spitze ſeines Landheeres und ſeiner Marine, Wellington, den kühlſten und phlegmatiſchſten Sohn des nebelſeuchten Albion, und Nelſon, die heißeſte und leidenſchaftlichſte Natur, wie ſie kaum in Andaluſien und Sizilien gefunden wird. Aber gerade dieſe Verſchiedenheit der beiden Helden Englands war wie berechnet für die Verhältniſſe. „Die Boxerhand ließ bei dem General, welcher Truppen von unbeſtreitbarer Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde, deren erſtes Beobachten unwiderſtehlich war, beſämpfen ſollte, jenen Geiſt der Regelmäßigkeit und des Abwartens vorwalten, worean der Eifer der franzöſiſchen Soldaten ſich allmählig abkämpfen mußte, und dagegen bei dem Admiral, der eben aus dem Hafen kommende Schiffe, die durch einen plötzlichen Angriff leicht in Verwirrung zu bringen waren, vor ſich hatte, das Aufbrauſen und den Ueberwurf, wodurch allein die Unfälle möglich wurden, vor denen die unſichtige Gewöhnung der früheren Strategie Frankreichs Flotten bewahrt hätte."

Die Geſchichte des Seekriege zwiſchen England und Napoleon iſt weit weniger bekannt, als die der gleichzeitigen Landkriege. Deßhalb iſt eine ausführlichere Darſtellung der erſtern dankenswerth. Die vorliegende verdient aber um ſo mehr Anerkennung, als ſie von einem Franzoſen verfaßt iſt, der mit voller Unparteilichkeit die Größe Nelſons und die ruhmwürdigen Anſtrengungen der engliſchen Marine hervorhebt, obgleich dieſelben für Frankreich ſo verderblich geworden ſind. Uebrigens war es nicht Nelſon

Digitized by Google

allein, dem England seine glänzende Siege über die französische und spanische Flotte verdankte, sondern schon vor ihm der Admiral Jervis, der Schöpfer einer neuen Disciplin und zahlloser wohlthätiger Reformen in der Marine. Unter ihm diente und lernte Nelson und von ihm empfing er die Flotte im trefflichsten Zustand und vom besten Geiste beseelt. Der Verfasser zählt alle Verdienste des Admiral Jervis auf, der erst 1823 im neun und achtzigsten Jahre starb. Doch ist das Werk hauptsächlich nur eine Biographie Nelsons und eine Schilderung seiner Seesiege.

Nelson war ein wunderlicher Mensch, der männlichste, tapferste, unbezähmbarste Krieger, wenn er auf den Feind losdrohte und ihn faßte; aber in den Zwischenzeiten, wenn er auf dem Lande war, voll Schwachheiten bis zum Kindischen. Allbekannt ist die unanständige Verbindung, in der er mit der verheiratheten Lady Hamilton stand und die große Schwachheit, die er für diese Dame hegte. Weniger bekannt dürften seine naiven Correspondenzen mit dem englischen Ministerium sein. „Um diese Zeit (1801) erhielt Sir William Hamilton von Nelson den Auftrag, das hübsche Ritterzeug Merten-Plaee, acht Meilen von London, in seinem Namen anzukaufen. Beim Erwerbe dieses Landsitzes hatte Nelson den Zweck, es nach seinem Tode der Lady Hamilton zu hinterlassen und bis dahin mit seinen Freunden in der innigsten Gemeinschaft dort zu leben. Welche unselige Leidenschaft! Welche verhängnißvolle Klippe für diesen großen Charakter! Der Mann, dem der Himmel ein Kampfgenie verliehen, den England in den Tagen der Bedrängniß seinen Feinden wie einen Schild entgegenhielt, hätte schon zehnmal diesen Ehrenposten im Stich gelassen, um einer unwürdigen Liebe zuzueilen, wäre er nicht durch Troubridge's und des Grafen von Sanct-Vincent Bitten zurückgehalten worden. „Ihre Gegenwart an unsern Küsten," schrieb Letzterer ihm, „hat einen so vortheilhaften Eindruck auf die öffentliche Meinung gemacht, daß es sehr wünschenswerth ist, wenn Sie es über sich vermögen, auf Ihren Plan, nach London zu kommen, Verzicht zu leisten." Diese verständigen Gegenvorstellungen brantwerte Nelson mit Klagen und Murren. Er beschwerte sich über Erkältung: Troubridge rieth ihm, Flanelljacken zu tragen; über Seekrankheit: der Graf von Sanct-Vincent empfahl ihm, sich darin zu schicken. „Die Befehlshaberstelle," sagte er zu ihm, „welche Sie bekleiden, zwingt Sie nicht, im Unwetter zur See zu sein. Lassen Sie also den Gedanken fahren, dieselbe in einem Zeitpunkte aufzugeben, wo kein Engländer seinem Vaterlande zu dienen verweigern darf." Von seinen Freunden zurückgewiesen, schüttete Nelson nun vertrieflich sein Herz in den Busen der Lady Hamilton aus. „Die Admiralität," schrieb er ihr, „hat weder Gewissen, noch Gefühl; ich wünschte ihr meine Leiden; Monsieur Troubridge, jetzt einer von meinen Herren und Meistern, spielt den Spaßvogel und lacht über mich; ich möchte wetten, daß er einen Bauch bekommen hat. Ich bin dagegen bedeutend abgemagert; wenn aber diese Herren sich gegen meine Beschwerden nicht so gleichgiltig gezeigt hätten, wäre meine Gesundheit nicht so heftig angegriffen worden, oder ich würde sie doch wenigstens schon längst in einem wohlgeheizten Zimmer, an einem guten Kamin und von wahren Freunden umgeben wieder hergestellt haben." So war Nelson; eine unbegreifliche Doppelnatur, aus zwei entgegengesetzten Stoffen gebildet. Ein wunderbares Gemisch von Größe und Schwäche, plagte er die Admiralität mit seinen Grillen, während er Europa mit seinem Namen erfüllte!"

Von den zahlreichen und verwickelten Seeunternehmungen Nelsons hier auch nur eine flüchtige Skizze zu geben, mangelt der Raum. Wir wollen aus den überaus anziehenden Schlachtgemälden des vorliegenden Werkes nur das letzte hervorheben, die Schlacht von Trafalgar, und auch aus ihm nur eine Gruppe. Nelson fuhr auf dem Schiff Victory, welches der Kapitän Hardy leitete, durchbrach die Linie der französischen Schiffe und kam ihnen dicht auf den Leib. Zuerst hinter dem französischen Schiff Bucentaure daherfahrend und ihm auf Pistolenschuß nahe gekommen, läßt er eine 68pfündige Karronade, eine Vollkugel und 500 Flintenkugeln in das Kajütenfenster hineinfeuern und kann aus 50 Kanonen mit doppelter und dreifacher Ladung das feindliche Schiff beinahe zusammenschießen. Selbst von dem französischen Schiff Neptun mörderisch beschossen, antwortet er demselben nicht, sondern hängt sich an ein anderes französisches Schiff, Redoutable, an dessen Kapitän Lucas er den würdigsten Gegner findet. Beide Schiffe sind an einander gerannt und die Seeleute kämpfen Aug in Auge. Aber Nelson hat den Seinen nicht gestattet, von den Mastkörben zu feuern, damit das Segelwerk nicht zufällig in Brand gesteckt werde, während der Franzose seine Mastkörbe voll Schützen hat. In solcher Nähe nun werden durch das Kleingewehrfeuer des französischen Schiffes in wenigen Minuten 90 Engländer getödtet, nur noch 20 Mann halten das Verdeck des Victory und Nelsen selbst sinkt tödtlich getroffen nieder. Lucas eilt nun, das leer gewordene Schiff zu nehmen, die Franzosen steigen über Bord, die englischen Kanoniere, die im inneren Raume die Geschütze bedient haben, stürzen auf das Verdeck, vermögen aber die Uebermacht nicht mehr aufzuhalten und der Victory wäre unrettbar verloren gewesen, wenn nicht im gleichen Augenblick ein anderes englisches Schiff sich an den Redoutable gelegt und ihn zur eigenen Vertheidigung gezwungen hätte. So konnte sich der Victory erholen. Hier im inneren Raume lag Nelson sterbend unter einer Masse anderer Verwundeter, die zu bedienen die Wundärzte nicht ausreichten. Der Boden schwamm in Blut. In Verzweiflung floh der Schiffsfahlan, der die Scene beschrieben hat, aus der „Fleischerbank" unten in den Kugelregel eben; nirgends war auszuhalten. Nelson starb nicht eher, bis er erfahren hatte, daß er vollständig gesiegt habe. Nachdem er den Kapitän Hardy geheten, der Lady Hamilton eine seiner abgeschnittenen Locken zu bringen, richtete er sich noch einmal steif auf, sagte: ich habe meine Pflicht gethan, fiel zurück und war nicht mehr.

In seiner Charakteristik wird hervorgehoben, daß er gegen seine Untergebenen nie streng gewesen sey, körperliche Züchtigungen gehaßt und sich zum gemeinsten Matrosen gerne herabgelassen habe, ohne daß dadurch seine Autorität im mindesten Noth gelitten habe. Alles habe ihm aufs pünktlichste gehorcht und sey bereit gewesen, für ihn durchs Feuer zu gehen. Der Verfasser macht dieß gegen die Verurtheile geltend, die in England immer noch eine barbarische Strenge begünstigen. Doch darf nicht vergessen werden, daß nicht Jeder ein Nelson ist und auch in dieser Beziehung seine freie Genialität immer durch die herbe Konsequenz eines Wellington erst ergänzt werden muß.

Uebrigens erinnert der Verfasser daran, was früher die französische Marine gewesen sey, wie diese Marine mit der spanischen verbunden, ihr Jervis der englischen ihre Ueberlegenheit sicherte, noch England zwingen konnte, die Vereinigten Staaten von Nordamerika anzuerkennen und wie erst seit der Niederlage von Trafalgar die Seeherrschaft der Engländer unbestritten ist. Ob für die Zukunft unbestreitbar, das wird die Zukunft selber lehren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 6. Sonnabend den 22. Januar 1848.

Neueste Werke über Rußland.

1) Tradescant der Aeltere 1618 in Rußland. Der Handelsverkehr zwischen England und Rußland in seiner Entstehung. Der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt von Staatsrath Dr. J. Hamel. St. Petersburg, Druckerei der kais. Akademie, 1847. Leipzig bei Leopold Voß. Groß 4.

Wir beeilen uns, dieses sehr interessante Werk unserm Leserkreise bekannt zu machen. Es füllt eine merkliche Lücke in der Geschichte der geographischen Entdeckungen aus und wirft ein überraschend helles Licht auf bisher dunkel gebliebene Gebiete. Man muß die Schrift zugleich als eine Vorbereitung zu dem merkwürdigen Feste betrachten, welches im Jahr 1853 gefeiert werden soll, als zum dreihundertjährigen Gedächtniß der im Jahr 1553 zuerst zwischen England und Rußland angeknüpften Freundschaft. Haben wir Deutsche auch durchaus keinen Anlaß uns als frohe Gäste bei dieser Feier zu betheiligen, so liegt doch darin eine ernste Mahnung für uns. Engländer und Russen haben ihren Freundschaftsbund auf den Trümmern der deutschen Hansa errichtet. Sie haben in den nordischen Meeren jetzt alles zu sagen, weil wir dort nichts mehr zu sagen haben.

Die Engländer eröffneten ihre Verbindung mit Rußland nicht über die Ostsee und den finnischen Meerbusen. Rußland war damals noch gar nicht bis an die Küste der Ostsee vorgerückt, St. Petersburg existirte noch gar nicht. Die Verbindung wurde auf einem großen Umwege eröffnet, nämlich über Archangel oder vielmehr, da auch Archangel damals noch nicht existirte, über die Dwinamündung, an der später Archangel gebaut wurde. Endlich wurde die Verbindung nur zufällig eröffnet. Indem England einige Schiffe ausrüstete, um das Nordkap zu umsegeln, beauftragte es dieselben, auf dieser Seite um Asien herum einen Seeweg zu suchen, gab ihnen aber verbindliche Schreiben an mehrere fremde Potentaten mit, zu denen sie etwa verschlagen werden konnten und so auch eins an den Czaar von Moskau. Zwei Schiffe unter Sir Hugh Willoughby froren im Eise ein und die ganze Mannschaft erfror, weil sie noch nicht so viel Erfahrung gehabt hatte, um in den nördlicheren Breiten strengere Kälte zu erwarten und daher mit Kleidung nicht versehen war. Das dritte Schiff unter Chancellor kam glücklich ins weiße Meer und an die Mündung der Dwina, wo die Mannschaft auf der von ihren wilden Rosen sogenannten Roseninsel Poste faßte. Chancellor begriff schnell, daß mittelst dieses Flusses aus dem Innern Rußlands eine wichtige Handelsstraße sich öffne, reiste sogleich nach Moskau, wurde vom Czaar Iwan Wasiliewicz aufs gnädigste empfangen und erhielt alle Handelsfreiheiten, die er begehrte, 1553. Von diesem Zeitpunkt an blühte der Verkehr zwischen England und Rußland, den eine eigends in London gegründete moskowitische Handelsgesellschaft vermittelte. Nur einmal schien der Frieden gestört werden zu wollen, als der Czaar mit den ausweichenden englischen Erklärungen unzufrieden war. Er verlangte nämlich ein förmliches Bündniß gegen Polen und hatte sogar Absichten auf die Hand der Königin Elisabeth. Indeß gab er sich wieder zufrieden, da England nichts versäumte, was die Ehrerbietung erheischte.

Ehe der Verfasser nun die Leistungen der englisch-moskowitischen Gesellschaft im Gebiete geographischer Entdeckungen verfolgt, bemerkt er, daß die Engländer keineswegs die ersten gewesen, die ins weiße Meer eingedrungen seyen. Schon lange vor ihnen hatten die Normänner diesen kalten Weg gemacht. Der Verfasser gedenkt der Fahrt Ohthere schon im 9ten Jahrhundert. Ja Rußland selbst hatte schon im Jahr 1496 seinen Gesandten Ídema von der Dwina aus um das Nordkap herum nach England geschickt. Auch durch Deutsche, die zu Lande nach Rußland gekommen, war der Norden des russischen Reichs schon so bekannt worden, daß man von dort dem Kaiser Friedrich III. einen Wegweiser und ein Elennthier als Seltenheiten überschickte. Michael Snuks kam 1492 eigends nach Moskau, um eine Entdeckungsreise den Fluß Ob hinauf bis ans Meer zu unternehmen, was ihm aber der Czaar nicht gestattete. Somit waren die Engländer nicht die ersten, die jene fernen Länder ins Bereich europäischer Kenntniß zogen. Und auch nachher noch konkurrirten die Holländer mit ihnen in Entdeckungen, wie die Unglücksgeschichte von Heemskerk und Barends auf Nowaja-Semlja zur Genüge darthut.

Nachdem alles sich so trefflich in Rußland für die Engländer anließ, unternahm Chancellor eine zweite Reise an die Dwina, kam aber mit all seiner Mannschaft durch Schiffbruch ums Leben, 1556. Sein Nachfolger war Jenkensen, der des Czaars geheimstes Vertrauen genoß. Im Jahr 1570 kam der russische Gesandte Sfawin nach London und nahm von dort einen Anerlegen aus Westphalen, Namens Bemel mit, der auf seine Fürbitte aus dem Gefängniß entlassen wurde. Dieser Intrigant wußte sich beim Czaar sehr beliebt zu machen, mißbrauchte aber sein Vertrauen, korrespondirte mit seinen Feinden, wurde entdeckt und erlitt die furchtbarste Folter, worauf er bei langsamem Feuer verbrannt wurde. — Im Jahr 1576 traf den neuen englischen Gesandten wieder ein wunderbares Unglück, indem ihm unterwegs der Blitz erschlug und mit allen seinen Papieren verbrannte.

Im Jahr 1618 kam mit den Engländern auch der erste Naturforscher nach Archangel, John Tradescant, der aus Holland stammen und dessen Namen nur ein angenommener seyn soll, von dem jedoch der Verfasser vermuthet, er sey ein echter Engländer. Tradescant errichtete die erste Naturaliensammlung

Digitized by Google

und den ersten botanischen Garten in England. Seine höchst merkwürdigen Sammlungen kamen in den Besitz der Universität Oxford. „Die in dem Museum, so wie in dem Garten befindlichen Gegenstände hat Tradescant's Sohn, von welchem beide Anstalten bedeutend bereichert worden waren, durch einen 1656 gedruckten Katalog bekannt gemacht. Diesem Katalog ist sowohl des Vaters als des Sohnes Portrait, von Hollar gearbeitet, beigegeben. Auf Seite 4 sieht man, daß in dem Museum unter Anderm auch ein ausgestopfter Dodo von der Insel Mauritius war. Dieß ist das einzige in einem europäischen Kabinet gewesene vollständige Exemplar dieses bereits seit ungefähr zweihundert Jahren vertilgten Vogels. Ich habe schon erwähnt, daß Francis Willoughby bezeugt, ihn im Tradescant'schen Museum gesehen zu haben. Vielleicht ist es derselbe, welcher ums Jahr 1638 in London lebendig gezeigt wurde. Jetzt ist von ihm nur der zu Oxford im Jahr 1755 abgehackte Kopf und einer der Füße noch; von ersterem habe ich der Akademie den Gypsabguß, von letzterem aber mehrere photographische Abbildungen der Knochen und Sehnen vorgelegt. Im British Museum wird ein anderer Fuß aufbewahrt; dieser ist vielleicht derselbe, welchen Gisbius vor 1605 in der Sammlung des Professors Pauw zu Leiden, als aus Mauritius gebracht, gesehen hatte. Ich habe der Akademie von demselben ebenfalls einen Abguß vorgelegt, so wie ich auch von dem im königlichen naturhistorischen Museum zu Kopenhagen befindlichen, aus der Paludanischen Sammlung stammenden, Dodokopf einen Abguß erwarte. In Oxford befindet sich ein großes Oelgemälde eines Dodo von Johannes Savery mit der Jahrezahl 1651, welches ich der Kostbarkeit wegen kopirt habe. Roeland Savery, der Onkel des eben Genannten, hat den Dodo in seine 1639 gemalte Darstellung des die Thiere bezaubernden Orpheus aufgenommen. Das große Bild des Dodo im Britisch Museum stammt aus der Sloan'schen Sammlung, der Maler ist aber unbekannt. Nach allen von mir zusammengebrachten Materialien wird jetzt hier von Herrn Jenssen, einem Schüler Thorwaldsen's, ein Dodo modellirt, um sodann kolorirte Abgüsse in unsern Sammlungen aufstellen zu können."

Es gelang dem Verfasser, in England Tradescants Handschrift in dem dort noch erhaltenen Reisejournal von der nordrussischen Reise im Jahr 1618 wiederzuentdecken. Dieses Journal enthält gute Beobachtungen aus den Naturgebieten. Der Reisende war überaus aufmerksam auf alles, was ihm begegnete. Unter anderm interessirten ihn auch die erratischen Blöcke und er sagt darüber: „An der Dwina liegen eine Menge Steine, deren einige eine halbe Kartenladung und darüber schwer sind. Ich hat Jemand, der Russisch verstand, zu fragen, wie diese Steine dahin gekommen seyen, da doch das Land keine habe und gegen die Dwina hin Morastboden sey. Der Dolmetscher (wahrscheinlich George Brigges) bekam zur Antwort: das Eis bringe sie. Diese letztere Erklärung ist gewissermaßen interessant; die Leute waren aber der Meinung, das Eis der Dwina bringe diese Felsblöcke aus dem Innern des Landes, denn daß sie aus Skandinavien dahin versetzt worden seyen, davon ahnten unsere damaligen Dwinabewohner nichts, obgleich manche von ihnen, wie noch jetzt geschieht, lange Irrreisen auf Eisbergen im Eismeer gemacht haben mögen." Das Portrait Tradescants steht vorliegendem Werke voran.

Im Anhang folgen nun noch ausführliche Mittheilungen über die Entdeckungen, welche von der englisch-moskowitischen Compagnie gemacht wurden. Die auf Entdeckung ausgesandten Schiffe sollten die noch immer gesuchte nordwestliche oder nordöstliche Durchfahrt nach China finden, und beschäftigte sich außerdem mit Wallfisch-, Walroß- und Seehundsfang. Auf Spitzbergen besaß die Compagnie zu diesem Behuf eine ganze Niederlassung. Der Verfasser erörtert nun die Verdienste der Seefahrer der Compagnie im Einzelnen und beweist, daß ihre Namen in den Ortsnamen des Eismeers und der Polarzone verewigt sind. Ja die nördlichen Lokalitäten der Erde tragen die Namen jener Sendlinge der englisch-moskowitischen Compagnie. So die Eherrvinsel, die Hudsons- und Baffinsbay, der Muscovie Companies Mount (der höchste Berg auf Spitzbergen) ꝛc. Auch Landreisen wurden von der Compagnie unternommen, um Nordasien zu untersuchen. Damals lernten die Engländer auch Nowaja Semlja kennen. „Unsere Geographen geben nicht einer, sondern zwei nördlich von Jugorien und Waigatsch gelegenen Inseln den Namen Nowaja Semlja. Nach alten englischen Dokumenten kommt aber diese Benennung bloß der südlicheren der beiden Inseln zu; die nördlichere hat ursprünglich einen andern Namen gehabt, den man ihr von Rechtswegen wieder zu Theil werden lassen müßte. Russische Seefahrer meldeten unterm 21. Februar 1584 aus Pustosersk dem Agenten der englischen Handlung in Moskau, Anthony Marsh, man fahre zum Ob zur See drei verschiedenen Inseln vorbei; diese seyen: Waigatsch, Nowaja Semlja und Matwejewa Semlja." Der Entdecker muß Matwei geheißen haben. Den ihm heißt auch die Durchfahrt zwischen den Inseln und dem Festlande die Matofschkin- oder Matjuschkinstraße.

Interessant ist ferner, was die russische Familie Stroganof für Entdeckungen gethan hat. In ihrem Dienst wollte im Jahr 1581 der Niederländer Oliver Brunel den Ob hinab die nach China segeln. Auch nahmen sie lebhaft Theil an der Eroberung Sibiriens.

Italienische Literatur.

Geschichte der italienischen Poesie. Von Dr. E. Ruth, Privatdocenten in Heidelberg. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1847.

(Schluß.)

Indem der Verfasser zur italienischen Tragedie übergeht, findet er, um das Verständniß derselben klarer zu machen, eine noch schärfere Charakteristik des unterdrückten Nationalgeistes nöthig. „Im Allgemeinen war es schon ein übler Umstand, daß die Italiener feste Regeln für ihre Kunst hatten, ehe diese nur zur ersten Thätigkeit kam. Diese Regeln gehörten einer fremden Zeit, einer ganz fremden Kunst und Anschauungsweise an, waren aber durch einen irre geleiteten Enthusiasmus für diese alte Zeit gebräuchlich worden und unverleydar, und so feuzte die italienische Kunst schon in ihren innersten Prinzipien unter der Fremdherrschaft. Selbst die Religion, die Urquelle aller Kunstbestrebungen, war in ihren schönsten und reinsten Thätigkeit theilweise gehemmt, dem Volksbewußtseyn gänzlich entrissen und in der Hand der Hierarchie zu einem Werkzeug der Tyrannei geworden. Nur innerhalb sehr enger, in Zeiten gänzlicher Unkultur festgezogener Schranken durfte das Volk den mächtigen Trieb seines religiösen Gefühls, seine Kultur und Anschauungsweise entwickeln, und das geistige Bedürfniß der gelehrten Forschung war durch dieselben Schranken in das Labyrinth der Scholastik getrieben worden. Auch die italienische Geschichte bot kein Ereignis dar, welches, durch vereinte Volkskraft herbeigeführt und ausgekämpft, in seinen Folgen erhebend und kräftigend wieder auf das Volksbewußtseyn zurückgewirkt, welches durch ganz Italien die Nationalität ernstlich hätte. Die Erinnerung an die Fremdherrschaft der Römer war ohne lebendigen Keim, denn der römische Charakter war in Italien ganz

Digitized by Google

antinational. Die Hierarchie, die sich allein mit bewundernswerther Energie entwickelte, war nirgends unpopulärer als in Italien und lag auch wie eine fremde tyrannische Last auf ihm. Wohin wir also blicken, sehen wir Druck. Die alten Erinnerungen brachten den Italienern nur einen von fremder Kraft und Größe verübten Druck vor die Anschauung, ihre Gegenwart zeigte ihnen den hochmüthigen Trotz fremder Völker, die sich in ihrem eignen Land um sie als Beute stritten, und in ihrer ganzen Geschichte sehen sie nur vielfache Beschränkungen, die in der Sphäre der geistigen Thätigkeit am hörtesten waren und dort die schlimmsten, auch auf alle andern Erscheinungen wirkenden Folgen gehabt haben. Von der frühsten Zeit an ein eiserues Gängelband gewöhnt, lernte sich der Geist des lebendigsten Volks in einem kleinen Kreise gefallen und herumtreiben, dort eine kleinliche und einseitige Thätigkeit entfalten, denselben Gegenstand bis über die Erschöpfung hinaus auf dieselbe Art bearbeiten; die Macht der Autorität gewann unumschränkten Einfluß und eine unselige sklavische Nachahmungssucht war die sichtbarste Folge der unterdrückten Geistesthätigkeit." Daher die italienische Tragödie sich nie aus den Fesseln der Nachahmung des Antiken losreißen konnte und die Komödie in die weibischeste Frivolität versank.

In den Trauerspielen macht sich außer der kalten Nachahmung des Antiken nur der Hang zur Grausamkeit bemerklich, der dem zur Wollust in den Komödien entspricht. Die allergräßlichsten Mord- und Schandthaten wurden auf die tragische Bühne gebracht und mit Beifall begrüßt; während auf der komischen Bühne fast ausschließlich die Verspottung der guten Sitten und die frechste Obscenität herrschte. „Sobald die Dichter von der Nachahmung und Bearbeitung der Alten abkamen, sahen sie sich in ihrer nächsten Gegenwart um, behandelten irgend einen Schwank oder eine skandalöse Begebenheit ihrer Stadt und die Bearbeitung streifte dann nicht selten ans Pasquillenartige. Sowie also das Lustspiel, wie es soll, nur in der Gegenwart lebte, aus dem Kern des Volks seine Nahrung zog, so traten darin auch sogleich die zwei Hauptzüge des Volkscharakters, die üppige Sinnlichkeit und Weichlichkeit und der Hang zur Satire, mächtig hervor; sie sind die Hauptelemente der italienischen Komödie in ihrer Blüthezeit, und die größte Ausgelassenheit in beiden und die unbeschränkteste Freiheit konnte eine Zeit lang die vim comicam in ihrer Frische erhalten. Die besten Komödien sind zugleich die zügellosesten, und das große Wohlgefallen des Volks, der allgemeine Enthusiasmus feigerte die Dichter zur Uebertreibung in Scherz und Satire. — Die Befriedigung der thierischen Lust aber ist das Centrum, um welches sich das ganze Interesse des Lustspiels bewegt, ist der einzige Hebel der Handlung. Die Liebe hat hier Wurzel nicht im Gemüth dieser Menschen, sondern nur im animalischen Organismus, ja es ist meist nicht einmal von Liebe die Rede, sondern nur von fleischlicher Lust. Das diese Zügellosigkeit eine allgemeine Krankheit war, sieht man an guten wie auch an den schlechten Komödien, an den Stücken, die für das gegenannte vernehme Publikum, wie an denen, die für den Pöbel geschrieben wurden; alle sind sich darin gleich. Es ist sogar ein eignes Zeichen, daß die Komödien, die von solchen Ausschweifungen etwas freier sind, auch gerade in Hinsicht auf Kunst, Intrigue, Charakteristik, Witz und Dialog die mattesten und frostigsten sind." Neben der gemeinsten Unzucht macht sich in der italienischen Komödie auch ein harter Zug nach dem Mammon bemerklich. „Das Ritterthum mit seiner schwärmerischen Begeisterung, mit seiner ernsten Treue und Beharrlichkeit, mit seiner Verehrung für das andere Geschlecht war den Italienern meist fremd geblieben und nur durch Handelsspekulation zugekommen, und sie hatten diese poetischste Seite der jugendlichen Menschheit (mit wenigen Ausnahmen) nicht ohne Ironie und Karikatur in ihre Poesie aufgenommen. Die Entfremdung zeigt auch ihr gänzlicher Mangel an einem lebhaften und tiefen Gefühl für die Würde der Frauen, das als ein schöner Zug aus dem Ritterthum übrig geblieben ist. Freilich konnte bei dem Handelsgeist keine andere Verbindung mit dem andern Geschlecht gedacht werden, als die auf Spekulation gegründet war und auf Genuß zielte. Aus derselben Quelle rührt die so oft hervortretende Geldgier, welcher Zung und Alt beiderlei Geschlechts und aus den höhern Ständen frönnt." Wenn Jünglinge von buhlerischen Frauen oder Mädchen von ihren Liebhabern Geld nehmen, wenn das schlaue Liebespaar die Alten bestiehlt, wenn der lustige Diener rapft, was er bekommen kann, so ist das alles im Volksgeist gedacht und das italienische Publikum findet es nur natürlich, ohne irgend darüber indignirt zu seyn. Unter den Lustspieldichtern nimmt Aretin eine der ersten Stellen ein, eben so der berühmte Geschichtschreiber Machiavelli. Beide bezeichnen auf verschiedene Weise die tiefe Gesunkenheit der italienischen Zustände, indem sie sie mit so viel Geist als möglich auffaßten. Aretine ging ganz auf die Denkweise des italienischen Volks ein, ohne sich im geringsten sittlich darüber erheben zu wollen oder zu können. Herr Ruth charakterisirt ihn sehr ausführlich. Eben so Machiavelli, das politische Fallenauge auf den Ruinen Italiens.

Dem frechen Spottgeist der Komödie steht die sehr empfindsame Weinerlichkeit der Schäferpoesie und Lyrik auf merkwürdige Weise entgegen, doch bezeichnet auch sie nur die Nervenschwächung des Volks. Herr Ruth findet die italienische Lyrik doppelt krank, einmal an der weibischen Feigheit der Dichterherzen, sodann an der akademischen Förmlichkeit der Sprache, die den Geist mehr aus- als einschließt. „So wurde die vielseitige und vollständige provenzalische Lyrik durch die gelehrten Dichter der Italiener, zu denen sie übergieng, gelähmt und eingeschrumpft; man jagte das Leben durch die wissenschaftliche Kritik heraus und künstelte dann nach antiken Regeln an der Form. Diese traurige Verschennpfung hat zuerst Petrarca ganz vollendet. Er wäre freilich ohne die unglückliche Schwäche des Volks niemals zu seinem kanonischen Ansehen in der Lyrik gelangt. Aber im 16ten Jahrhundert war er bei den Meisten das Ideal und Muster, nach welchem alle Gedichte bearbeitet und beurtheilt wurden. Wie tief man sich in ihn versenkte und wie dann begreiflicher Weise seine andere Richtung gelten konnte, sieht man nicht nur daran, daß in jenem Jahrhundert zu gleicher Zeit zwölf große Kommentare über seine Sonette entstanden, sondern auch an der unzähligen Menge Lezioni, trattati, discorsi, Erklärungen, Dissertationen u. s. w. fast über jeden einzelnen Vers. So wissenschaftlich und kritisch verarbeitet ward er erst recht Eigenthum der Lyriker, das heißt, seine Formen wurden ihnen geläufig, die Lüsternheit ward in eine eingebildete platonische Liebe umgedeutet, mit vielen romantischen Uebertreibungen und Sentenzen zu vierzehn Reimen verzogen, und in dieser leichten Manier ergoß sich nun über Italien eine Flnth von Nachahmern, die dieselben Worte und Redensarten, die uns schon im Petrarca genug langweilen, unaufhörlich wiederholten. Keine Nation zeigt uns ein ähnliches Beispiel von wahrem Fanatismus in der Verehrung und Nachahmung eines gehaltlosen Dichters, der nur in der eleganten Form glänzt. Selbst die, welche sich gegen Petrarca erheben wollten und dieß mit großem Lärm kundthaten, blieben doch in seiner Manier stecken. Auch sie hatten ihre Nachahmer, die in ihrer Flachheit alle Schulen mit einander verwischten und dieß nothwendig thun mußten, da keine Schule einen innern Charakter hatte. Aber auch sie hatten in jenem grammatischen, subtilen Jahrhundert ihre Kommentatoren gefunden, die mit bewundernswerther Geduld unter den

Digitized by Google

tausend Sonetten aufspürten, wo irgend ein Reim, ein Gedanke, ein Bild, ein Ausdruck von einem andern Dichter, Italiener oder Italiener entlehnt, nachgeahmt oder erweitert worden ist. Diese Kommentare sind das Höchste, was menschliche Geduld und Kleinigkeitsgeist hervorgebracht haben, und bei einem so verbreiteten Enthusiasmus für die Sylben und Buchstaben läßt sich begreifen, wo die Italiener den Untergang ihres Vaterlandes überleben konnten." Die Eifersucht der Akademien spielt dabei eine große Rolle. „Viele Akademien waren gegen einen bedeutenden Dichter eingenommen, weil ihre Akademie mit der des Dichters schon früher in Streit lebte, oder weil der Fürst ihrer Stadt dem der andern befeindet war, und wenn man aus solchen Gründen die eigentliche Frage ganz aus den Augen verliert, so gab man aus politischer Rücksicht um so weniger nach. So hatte Tasso an der Cruſca einen versteckten und verzweifelten Gegner, ursprünglich weil die Höfe von Toskana und Ferrara nicht in gutem Vernehmen standen; so wurde Bojardo von einem Theil über Arioste gesetzt, von dem andern als ganz unwerth verworfen." Wogegen sehr mittelmäßige Dichter die an den Himmel erhoben und eifriger als Homer und Virgil selbst kommentirt wurden. Wegen einer Canzone wurde einmal bald Italien in Flammen gesetzt. „Diese unglückliche Canzone kam ungefähr 1553 ans Licht und wurde von Einigen für wirklich göttlich gehalten. Castelvetro bekam sie zufällig zu Gesicht und machte darüber gegen einen Freund einige strenge kritische Bemerkungen. Diese beleidigten den Dichter, er gerieth in Wuth und begann den Krieg gleich mit Schimpfwörtern. Jeder der Kämpen hatte seine gelehrten Freunde, die seine Sache mit der größten Hitze vertheidigten; auf Care's Seite waren Barchi, Zoppio, Borghini, besonders Alberige Longe, auf der Seite seines Nebenfeuten besten Freunde von der Modeneser Akademie und einige andere. Beide Parteien geriethen bald in solche Wuth, daß sie in die gröbsten persönlichen Beleidigungen, in Verleumdungen, Anklagen auf Mord und Ketzerei und Schimpfsonette ausbrachen. Muratori behauptet, Care habe den Krieg als Humanist, Castelvetro als Philosoph geführt. Auf seine ersten Privatbemerkungen ließ Castelvetro eine kleine Schrift, betitelt Replica, folgen, worauf unter Care's Namen der Kommentar über dessen Canzone erschien. Diesem entgegnete Castelvetro mit vier Schriften, und nun rächte der Andere mit seiner Apologia degli Accademici de' Banchi di Roma herver, an welche er noch einige Reime, die Mataccini, und einen aus Schimpfwörtern zusammengesetzten Sonettenkranz angehängt hatte. Tiraboschi sagt, dieß sey eins der zusammen Libelle, die zur Schande der Menschheit und der Wissenschaft erschienen seyen. Die Antwort des Castelvetro war hierauf betitelt: Ragione d'alcune cose segnate nella Canzone di A. C. So hatte der Streit bereits sechs Jahre gedauert. Für den Care trat nun Barchi in seinem Ercolano in die Schranken, während jener beschuldigt wird, andere Waffen gebraucht zu haben. Castelvetro wurde angeklagt, die Ermordung des Alberige Longe, eines der Streiter auf Care's Seite, veranlaßt zu haben, was ihm zweimal eine peinliche Untersuchung zuzog, während er wohl mit mehr Recht befürchtete, daß Care ihm selbst nach dem Leben trachte. Der wirksamste Schlag, welchen nun Care, dem es um seine armselige Canzone immer mehr Angst geworden zu seyn schien, anwandte, war der, daß er seinen Gegner der Inquisition verdächtig machte, wegu er dessen eignen liederlichen Bruder als Angeber gebrauchte. Dieß bereitete dem Castelvetro den Untergang. Er ging nach Rom, um sich zu rechtfertigen, wurde als Gefangener in ein Kloster gesteckt, entkoh von da nach Chiavenna, und nachdem er vergebens versucht hatte, sich mittelst des Conciliums von Trient mit dem Papst anzuschnen, lebte er dort nur noch neun Jahre in traurigen Umständen. Der kritische Streit ging unterdessen immer fort, und den Castelvetro überraschte der Tod in seiner letzten Entzagnung gegen den Barchi."

Herr Roth analysirt nun die lyrischen Gedichte der Italiener ein wenig und weist nach, wie geistlos die weitläufigen Sonette, wie tändelnd und albern die galanten Scherzy, wie weibisch die Sehnsuchtsthränen und das ewige Gewinsel sey. Dann geht er zur Satire über, die nur Nachahmung des Horaz und Juvenal ist, außer wo sie ganz burlesk und plebejisch wird, in welchem Fall aber das Hervorkehren des Cynischen und eigentlich Unflätigen sie ungenießbar macht. Herr Roth weist nach, wie viel Kardinäle, Erzbischöfe und andere hohe Geistliche in den schmutzigsten Dichtungen gewetteifert haben. Zum Schluß noch einige Worte über die macaronische und sfenzianische Poesie, in welcher die Tändelei mit den Worten am weitesten getrieben ist, und über die kühlen und matten Lehrgedichte. „Hier, sagt der Verf. am Schluß, bricht der Faden einer eigentlichen Geschichte der Entwicklung der italienischen Poesie ab. Man könnte ihn allenfalls noch bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts fortspinnen, allein wie würden dabei keine Entwicklung, sondern ein allmähliges Absterben der poetischen Kräfte, eine Fortsetzung aller der traurigen und hemmenden Erscheinungen beobachten, die sich schon in dem klassischen 16ten Jahrhundert bemerklich gemacht haben. — Im Anfang des 18ten Jahrhunderts geschah eine Rückwirkung, welche eine ganz neue Zeit für die Geschichte der italienischen Poesie vorbereitete. Die Vorbereitungsepoche, die sich durch eine heftige Oppositien gegen alles Veraltete und Hemmende ankündigte, ist noch nicht vorüber." Der Verf. läßt es dahin gestellt seyn, ob er in einem dritten Band seines Werkes etwa die weitere Entwicklung der italienischen Poesie noch schildern wird oder nicht.

Sein Urtheil ist im Ganzen etwas herb. Muß man auch alle Thatsachen zugeben, so könnte man doch eine etwas mildere Auslegung zulassen. Wenn Völker, ohne unterzugehen, Jahrtausende hindurch unter einem Drucke leben, der ihrem Geiste eine kräftige Entwicklung nicht gönnt, so scheint ihre krankhafte und schwächliche Entwicklung im Plane der Vorsehung zu liegen, weil es sonst überhaupt nicht der Mühe werth sie für wäre, fortzuexistiren. Wenn das männliche Prinzip in gewissen Völkern, z. B. bei den Normannen in allzu grausamer Härte sich offenbart, so muß hinwiederum bei andern Völkern das weibliche Prinzip im Extrem des Weiblichen hervortreten. Es ist das eine nur beziehungsweise, nicht absolute Unnatur. Es soll sich dem alles ausleben in der Menschheit und der Schwäche ist ihr Lebensbegriff verloren, wie der Kraft. Ueber allen steht das unerbittliche Fatum.

Es handelt sich hier aber nicht einmal vom Volke, sondern nur von den gebildeten Ständen desselben und deren Literatur. Das Volk ist nicht so schwächlich, wie seine literarischen Vertreter. Das Volk besitzet sich sogar in einem gesunden Widerspruch mit diesen krankhaften Vertretern. Des Volkes Schuld ist wenigstens die unsruchtbare Nachahmung des Antiken nicht; dafür sind allein die Gelehrten und Poeten verantwortlich. Das Volk blieb der Kirche ergeben; während die Gelehrten und Poeten sich in die Nachahmung des alten Heidenthums verloren. Das Volk in Italien blieb in demselben naturgemäßen Verhältniß, wie das spanische, daher auch das ganz Gepräge beider Völker heute noch viel mittelalterliches hat; aber in Spanien blieben die Gelehrten und Poeten volksthümlich und kräftigten den Geist des Volks durch ihre Uebereinstimmung mit demselben, während in Italien die antikisirenden Gelehrten und Poeten sich von dem romanischen Volke, der heidnische Geist vom katholischen trennte, ohne das Vermögen zu besitzen, eine Reformation durchzusetzen, wie sie im Norden die germanische Race durchsetzte. Die italienische Literatur ist auch wirklich in vieler Beziehung nur eine stecken gebliebene Reformation. Sie hat sich von dem gesunden katholischen Typus Spaniens entfernt, ohne zum Gesundheit des protestantischen Typus in England und Deutschland gelangen zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 7. Donnerstag den 27. Januar 1848.

Neueste Werke über Rußland.

2) Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. Von August Freiherrn von Harthausen, k. preuß. Geh. Regierungsrathe. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1847.

Ein inhaltreiches und gründliches Werk, welchem unstreitig der Vorzug gebührt vor allen andern Werken, die in neuester Zeit Rußland zum Gegenstande der Besprechung gewählt haben. Der Verfasser hat seit langen Jahren die ländlichen Verhältnisse zum eigentlichen Studium seines Lebens gemacht und acht Jahre lang zu diesem Behuf die preußische Monarchie in allen Richtungen durchreist. Da er nun fand, daß im Osten der Monarchie die ländlichen Zustände fast durchaus in einer ältern rein slavischen Verfassung und Sitte wurzeln, hielt er es für unumgänglich nothwendig, auch das russische Kaiserreich zu bereisen und jene slavischen Urzustände zu ermitteln. Der Kaiser unterstützte sein Unternehmen aufs großmüthigste. „Im Frühjahr 1843 trat der Verfasser nun von Moskau aus seine Reise an. Er wandte sich zuerst zum Norden, durchzog einen Theil der ungeheuren Wälderregion, und kehrte dann zur Wolga zurück, reiste nach Osten bis Kasan, dann südlich bis Ssaratow, wandte sich dann den reichern Kornge genden Pensa, Tambow, Woronesch, Gharkow zu, durchzog über Jekaterinoslaw die Steppe bis Kertsch in der Krimm. Von dort machte er eine besondere kleine Reise in die südkaukasischen Länder, nach deren Vollendung er die Krimm bereiste, und sich längs der Küste ziehend Odessa erreichte. Dann durchzog er Podolien und Wolhynien, erreichte Kiew, und kehrte, die Gouvernements Tschernigow, Orel und Tula durchziehend, im November nach Moskau zurück."

Gleich im Eingange werden wir durch ungemein interessante Parallelen überrascht, aus welchen hervorgeht, daß sehr viele der modernsten kommunistischen Bestrebungen des Westens längst ihr Ziel im russischen Osten erreicht haben. In Rußland gibt es kein Proletariat und kann es keines geben, weil dort jeder Geborene gleichen Antheil am Gemeindegut hat. „In der russischen Familie herrscht vollkommene Gleichheit der Rechte; so lange sie aber ungetheilt zusammen sitzt, hat sie ein Haupt im Vater, oder nach dessen Tode im ersgeborenen Bruder, dem allein die unbeschränkte Dispositon über alles Vermögen zusteht, und der jedem in der Gemeinschaft stehenden Familiengliede das Nöthige nach eigenem Ermessen zutheilt. Die dann erweiterte Familie ist die russische Gemeinde. Der Grund und Boden gehört der Familie oder Gemeinde, der Einzelne hat nur Nutzungsrechte, und zwar auch in der Gemeinde jeder, der geboren wird, ganz gleiche mit allen übrigen Gemeindegliedern. Der Grund und Boden wird daher unter alle Lebende gleichmäßig zur jeweiligen Nutzung getheilt. Ein Erbrecht der Kinder auf den Antheil des Vaters kann daher nicht existiren. Die Söhne fordern vielmehr von der Gemeinde aus eignem Recht als Gemeindeglieder ihren (allen übrigen gleichen) Antheil. Auch die Gemeinde hat ihren fingirten Vater, den Alten, den Starosten, dem sie unbedingt gehorcht. Rußland gehört nach der traditionellen Volksüberzeugung dem in Gemeinden abgetheilten russischen Volke, als einer einzigen Familie unter ihrem Haupte, ihrem Vater, dem Czaar, an, dem daher auch allein die Dispositon über Alles zusteht und dem unbedingt gehorcht wird. Eine Einschränkung des Czaars ist dem russischen Volke völlig undenkbar. — In allen übrigen Ländern Europas wühlen die Verboten einer sozialen Revolution gegen Reichthum und Eigenthum. — Aufhebung des Erbrechts, gleichmäßige Theilung des Grundes und Bodens ist ihr Schiboleth! In Rußland ist eine solche Revolution unmöglich, da jenes Utopien der europäischen Revolutionäre dort, im Volksleben völlig begründet, vorhanden ist! Der Liberalismus Europas strebt, jeden organischen Unterschied zwischen Stadt und Land zu vernichten, die mittelalterlichen Institute der Gilden, Zünfte ꝛc. überall zu vernichten, allgemeine Gewerbefreiheit zu verbreiten. Dieser soziale Zustand war seit Uralters in Rußland vorhanden, aber aller innere Fortschritt war dadurch gehemmt, und die Regierung hat durch Gesetzgebung entgegen zu wirken gesucht, Städte privilegirt und angelegt, Gilden und Zünfte geschaffen, und bis jetzt noch wenig gelungene Anstrengungen gemacht, einen wirklichen Bürgerstand zu schaffen. Der Adel, ein vielleicht dem slavischen Volksstamme ursprünglich fehlendes Element, war vor Peter I. verhältnißmäßig wenig zahlreich. Er verdankte in allen Geschichtsprechen seinen Einfluß und seine Wichtigkeit mehr dem Zutrauen der Fürsten, als seiner Stellung im Volke."

Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, die russischen Bauern befänden sich bei ihrer Leibeigenschaft unbehaglich. Ihre Häuser sind sehr zierlich gebaut und mit kunstreichem Schnitzwerk versehen, ihre Kleidung ist schön, ihr Leben sorgloss, ihr Humor stets der beste. Sowohl die Leibeigenen des Reichs, als die Kronbauern genießen jeder gleichen Antheil am Gemeindegut. So wie ein Pärchen heirathet, bekommen sie ihren Acker, wie alle andern; daher sie sehr früh heirathen. Tritt Uebervölkerung ein, so wird neuer Boden angeschafft, der in Rußland nie fehlt. Da hört man also nie Klagen über unversorgtes Alter, unversorgte Kinder ꝛc. Ueberdieß wird der Grund und Boden der Gemeinde immer von neuem, je nach dem neuen Bedürfniß, getheilt, so zwar, daß hier niemals der Boden weder in todter

Digitized by Google

Hand sich angehäuft, wie in England, noch auch in so kleine Parzellen zerrissen wird, wie in Frankreich. Beide Extreme der Vertheilung sind in Rußland aufs glücklichste vermieden und jeden Augenblick wird das Maaß der vorhandenen Arbeitskräfte mit dem Maaß des Areals ins Gleichgewicht gesetzt.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Kronbauern mit ihrer Güterstellung besser daran sind, als die Leibeigenen des Areals, weil sie für sich und nicht für die Herrn arbeiten. Erst wenn den Kronbauern der Boden einmal ausgehen sollte und die Portionen des ihnen zugetheilten Gemeindeguts immer kleiner würden, könnten sie das Loos der Leibeigenen beneiden, denen unter allen Umständen ihr Herr Lebensunterhalt verschaffen muß. Allein, wie es scheint, geht das Instinkt der Leibeigenschaft in Rußland einer raschen Umgestaltung (dem Vorboten des Endes) entgegen. Freiherr von Harthausen hat darüber die belehrendsten Beobachtungen angestellt. Vor dem großen Brande hielt sich der größte Theil des alten güterreichen Adels den Winter über in Moskau auf, lebte dort in orientalischer Pracht in seinen Palästen, umgeben von hunderten von Leibeigenen, die mit ihm verzehrten, was draußen auf den Gütern verdient worden war. Der Aufwand überschritt die Kräfte nicht; die Diener nahmen sämmtlich mehr oder weniger Theil an den Genüssen der Herren, es war ein rein patriarchalisches Verhältniß. Seit dem großen Brande aber hat sich alles verändert. Ein großer Theil des Adels ist nicht nach der Hauptstadt zurückgekehrt, sondern auf den Gütern geblieben, um dieselben auf eine neue vortheilhaftere Art zu bewirthschaften oder Fabriken anzulegen und in einer Menge von Gewerben zu speculiren. Dadurch sind fremde Verwalter und Beamte herbeigezogen worden, welche sich schnell bereichern wollen und die gegen die Leibeigenen hart und habgierig verfahren. Viele Adelige haben ihre Güter ganz verkauft, an Fabrikanten, an Fremde, die nun nicht mehr daran denken, sich mit den Leibeigenen auf einen patriarchalischen Fuß zu setzen, sondern die nur Nutzen aus ihnen ziehen wollen. „Als nun die Industrie in Rußland, vom Gouvernement angeregt, immer mehr wuchs und zunahm, als der Adel vom Gouvernement selbst aufgefordert wurde, überall Fabriken anzulegen, was seit 25 Jahren wohl viel zu sehr geschehen ist, benutzten die Herren ihre Leibeigenen als Arbeiter in denselben in der Weise, wie dieß schon früher bei den sogenannten Kronsfabriken geschehen war, zuerst ihre unbeschäftigten Hausleute, die aber wenigstens anfangs schlechte Arbeiter waren, deßhalb auch bei den Bauern, was nur eben überflüssig beim Landbau war, zuletzt selbst häufig mit Vernachlässigung und Aufgeben des Ackerbaues, weil der in schlechten und mittelmäßig fruchtbaren Gegenden weniger Rente gewährt als die Fabrik. Aber bald kam man hinter das Geheimniß, daß jeder Russe ein schlechter Fabrikarbeiter sey, sobald er zur Frohnde arbeite, daß er aber ein vortrefflicher Arbeiter sey, oder werden könne, wenn er für eigene Rechnung arbeite. So gab man denn seinem Leibeigenen die Erlaubniß, sich Arbeit zu suchen, wo er könne und wolle, und legte ihm dagegen eine Abgabe auf. Dieß ist das jetzt am meisten verbreitete Verhältniß. Es hat sich ganz natürlich und konsequent ausgebildet, und man kann nicht sagen, daß die Bauern oder die gemeinen Russen im Allgemeinen darüber klagen, es sagt vielmehr ihrer nationalen Natur durchaus zu. Wie gesagt, der Ackerbau ist nicht ihr Lieblingsgeschäft, gegenwärtig aber dürfen und können sie ihn verlassen, oder den Weibern, Kindern und Alten überlassen, sie dagegen ziehen, was sie stets am liebsten thaten, als Krämer und Kaufleute, als Handwerker, als Fuhrleute (die unermeßlich zunehmende Industrie hat natürlich diese Gewerbe ungemein in Zahl und Umfang ausgedehnt), als Fabrikarbeiter

hundert, spekuliren, arbeiten für eigenen Vortheil, und geben nur ein Bestimmtes an den Herrn ab, welches denn meist auch immer wie im Schacher bedungen wird! Für die Herren, für den russischen Adel, ist dieß Verhältniß aber ebensalls sehr bequem und angenehm.“ Es ist bekannt, daß einzelne Leibeigene als Kaufleute, als Künstler, sogar als Güterbesitzer, die wieder viele Leibeigene unter sich haben, sich ein bedeutendes Vermögen, ja Millionen erworben haben, wovon sie ihren Herren reichliche Zinsen bezahlen; und daß sie oft nicht einmal sich frei kaufen wollen, wenn sie auch können, weil sie als Leibeigene vielen Plackereien nicht ausgesetzt sind, die sie sich als freie Genossen eines andern Standes müssen gefallen lassen. „Herr von Scheremetjew, der reichste Grundbesitzer Rußlands, setzt seinen größten Stolz darin, reiche Leibeigene zu haben, und er hat deren viele, die viele Millionen im Vermögen haben! Im Birutschinschen Kreise besitzt er das Dorf Alexejewsk, angeblich mit 32,000 Seelen. Dort gibt es Bauern, die wieder auf seinen Namen (denn auf eigenen Namen dürfen dieß die Bauern nach russischen Gesetzen nicht) Güter mit 6 bis 700 leibeigenen Bauern gekauft haben und besitzen, ohne daß er sie im Mindesten stört, oder ihnen mehr abnimmt, ihre Abgaben erhöht, als seinen andern Leuten. Er gibt selten einem seiner Leute die Freiheit: die meisten wünschen sie auch gar nicht, da er ihnen größeren Schutz gewährt, als sie, wenigstens bis vor Kurzem, bei den Behörden fanden. Einzelne, denen aus besondern Ursachen die Freiheit von Werth war, haben gegen 80 bis 100,000 Rub. dafür bezahlt. Scheremetjew besitzt auch das Manchester Rußlands, das Dorf Iwanowo, welches allein über 42,000 Menschen in und außerhalb seiner Kattunfabriken beschäftigt und jährlich gegen 900,000 Stück Baumwollenzeuge liefert, die den Gesammtwerth von 23,400,000 Rubel Banco betragen.“ — Die Unnatur solcher Verhältnisse leuchtet übrigens zu stark ein, als daß sie von Dauer seyn könnten. Die Leibeigenschaft scheint sich überlebt zu haben, indem sie solche Auswüchsen zuließ.

Unter den Leibeigenen, welche sich den Künsten gewidmet, kommt eine Schauspielerin vor, die als arme Fischerstochter geboren und von ihrem Herrn dem Schauspiel übergeben, zu Nowgorod auf dem Theater in der beliebten Oper Kokoldowa die Nelle eines Mädchens spielte, welche ganz wie sie selbst als arme leibeigene Fischerstochter zuletzt die Gemahlin eines Fürsten wurde.

Indem der Verfasser die bäuerlichen Verhältnisse in Rußland in allen ihren Schattierungen schildert, vorzehlt er auch nicht, auf die Bauart ihrer Wohnung (wozu viele in den Text gedruckte Holzschnitte) und auf die malerischen Trachten Rücksicht zu nehmen.

Herr von Harthausen gibt eine gute Uebersicht über das gesammte Areal des europäischen Rußland in sehr wenig Worten: „Der Norden hat nur Wälder, darunter z. B. einen zusammenhängenden Wald, der größer ist als das Königreich Spanien! Dann kommt ein Länderstrich von geringer oder mittelmäßiger Fruchtbarkeit vom Ural bis Smolensk, 18,000 □Meilen groß mit mehr als 16 Millionen Menschen, voll der ausgedehntesten und verschiedenartigsten Gewerbsthätigkeit, der aber ohne die darüber liegenden Wälder des Nordens und die darunter liegenden unendlich fruchtbaren Landstriche gar nicht existiren könnte. Südlich unter diesem Landstriche liegt jener kandstrich der sogenannten schwarzen Erde, der an Fruchtbarkeit und Ausdehnung seines Gleichen kaum auf dem Erdboden haben möchte! Er ist zweimal so groß als ganz Frankreich! Hier wächst der Weizen 100 Jahre hinter einander auf demselben ungedüngten Acker.“ Was die Wälder betrifft, so sind sie allzu ungleich vertheilt, die

Digitized by Google

im Norden sind fast unzugänglich; in der Mitte und im Süden aber fehlt das Holz schon zu sehr; weshalb Forstinstitute ein dringendes Bedürfniß für das russische Reich geworden sind. Der Verfasser tadelt aber das neueste Institut dieser Art in der Nähe von Petersburg wegen allzu großer Eleganz.

Aus Anlaß des russischen Wassersystems macht der Verfasser Theil I. S. 11 die äußerst interessante Bemerkung, daß die Wolga mit dem finnischen Meerbusen in Verbindung gebracht werden könne. „Wir passirten bei Wüschnij-Wolotschok eine der merkwürdigsten und längsten verdeckten Hängebrücken, die es gibt, ohne sie bei dem abscheulichen Wetter näher in Augenschein nehmen zu können. Hier ist der Knoten jenes kolossalen Wasserkommunikationssystems, welches die Oßser mit dem kaspischen Meere verbindet. Man behauptet, doch will ich es nicht verbürgen, man könne, wenn man Nebenflüsse und kleine Kanäle benutzen wolle, zu Wasser von der Oßser bis an die Grenze Chinas kommen." Es scheint, man sollte diesem genialen Gedanken etwas tiefer nachgehen.

In Moskau nahm der Verfasser nicht wenig Anstoß an dem neuen viereckigen Palast, der vor den Kreml hingesetzt wird und dessen malerische Wirkung gänzlich zu zerstören droht, schlimmer noch als der Kaiserpalast Karls V., der die herrliche Alhambra von Granada rustellt.

Auf dem Lande fand der Verfasser überall die altslavische Schrift im Gebrauch. Die neue russische Schriftsprache ist dem Volke fremd und eine ganz willkürliche Erfindung. „Wenn die Bauern, namentlich im Norden, Bittschriften einreichen bei den Behörden oder ihren Gutsherren, so schreiben sie dieselben stets mit altslavonischen Buchstaben, nicht mit russischen, die sie nicht lieben und nicht kennen. Peter I. erfand selbst ein neues Alphabet, wobei jedoch das altslavonische zum Grunde gelegt wurde; es ist durch ihn und seine Nachfolger für den Druck und die Schrift allgemein eingeführt. Aber trotz der 130 Jahre, die dieß Alphabet besteht, hat sich das eigentliche Volk noch nicht daran gewöhnt. Es existiren freilich die jetzt auch einige Volksschulen, wo die Leute jene Schrift lernen können oder müßten. Jene altslavonische Schrift aber hat sich traditionell im Volke fortgepflanzt, Einer lernt sie vom Andern."

Sehr ausführlich und von besonderem Interesse sind die Schilderungen, welche der Verfasser von den verschiedenen Religionsseften in Rußland entworfen hat, zunächst von den altgläubigen Russen, dann von den zum Theil schwärmerischen Seften, die innerhalb der griechischen Kirche entstanden sind. Es sind zum Theil ganz neue Dinge, die wir hier hören. Man glaubt insgemein, die griechische Kirche lasse in ihrer Uniformität gar keine Seften zu, etwa die Altgläubigen ausgenommen, und das Volk selbst sey zu dumm, indolent und gehorsam, um auf abweichende Meinungen zu fallen. Allein dem ist nicht so. Wir wollen nur einige Thatsachen hervorheben, von denen Herr von Harthausen Bericht erstattet. So gibt es unter anderem eine Sekte, die auf Selbstvernichtung ausgeht. Es sind die Moreschchi. „Mit besondern Feierlichkeiten und Ceremonien wird eine große, tiefe Grube irgendwo ausgegraben, mit Stroh, Holz und anderen brennbaren Materialien rings umgeben. Dann tritt eine kleine Gemeinde dieser Fanatiker, 20, 30, 50 bis 100, in der Mitte der Grube zusammen, zünden unter Anstimmung wilder Gesänge die Brennmaterialien von allen Seiten an, und verbrennen sich so selbst mit fleischem Gleichmuth. Oder sie versammeln sich auch in einem Hause, welches sie vorher von Außen mit Stroh umhäuft haben, und zünden es dann an. Die Nachbarn versammeln sich um sie, aber Niemand stört sie, denn sie sind heilig, und „verhalten die Feuertaufe." Behörden und Polizei erfahren die Sache erst, wenn sie lange geschehen ist, und also nicht mehr verhindert werden kann." — Eine andere Sekte sind die Skopzi (Kunuchen). „Ob sie sich, wie Origines, auf ein paar Bibelstellen berufen, ist nicht ganz klar, da sie die Evangelien sowie die ganze Bibel für verfälscht und untergeschoben erklären und glauben, daß das wahre Evangelium nur in ihren Händen gewesen, aber von Peter III., welcher einer der Ihrigen, ja ihr Haupt und eine neue Emanation des Christus sey, in der Kuppel der Andreaskirche auf der Wasilij-Ostrow in Petersburg vermauert worden sey. Sie sind sehr verbreitet. Ein großer Theil der Juweliere und Gold- und Silberhändler in Petersburg, Moskau, Riga, Odessa ꝛc. gehört zur Sekte. Sie sind sehr eifrig, um Andere zu ihren Lehren zu bekehren und dann jene Operation an diesen ihren Schülern vorzunehmen. Sie suchen diese besonders häufig unter den Soldaten und zahlen große Summen, oft mehrere tausend Rubel. Wer 12 Schüler der Sekte zugeführt hat, erlangt dadurch die Würde eines Apostels, eine Würde, deren Bedeutung ich aber nicht ermitteln konnte. In einzelnen Gouvernements, z. B. in Orell, gibt es ganze Dorfgemeinden dieser Sekte. Aeußerlich sieht man dort den abnormen Zustand auf den ersten Blick keineswegs. Man sieht gut eingerichtete Haushaltungen, Weiber, Kinder ꝛc. Hier heirathen die Mitglieder der Sekte wirklich, und erst wenn sie einen Sohn haben, unterwerfen sie sich der Operation. Die meisten Kinder sollen jedoch von Männern und jungen Burschen aus der Nachbarschaft herrühren. Das macht aber keinen Unterschied! Die Skopzi leben höchst verträglich mit den angetrauten Weibern, und sorgen für deren Kinder wie nur wirkliche Väter thun können. Officiell möchten etwa 2—3000 Skopzi bekannt seyn und unter polizeilicher Beachtung stehen, in der Wirklichkeit sind aber deren wohl mehr als das Zehnfache an Zahl vorhanden." — Von einer dritten Sekte, der Chlüstowschinis, wird erzählt, sie schnitten bei ihrem Hauptfest einer Jungfrau eine Brust vom lebendigen Leibe ab und verzehrten sie gemeinschaftlich.

Die Sekte der Duchoborzen glaubt an eine Präexistenz und an einen Sündenfall der Seelen vor ihrem Eintritt ins jetzige irdische Dasein. Herr von Harthausen will das auf alten Gnosticismus zurückführen, da indeß keine Beweise eines so hohen Alters der Sekte vorliegen, scheint es uns näher zu liegen, diesen eigenthümlichen Glauben von den benachbarten Mongolen herzuleiten. Bekanntlich ist jener Glaube der buddhistische und in ganz Mittelasien verbreitet. Durch russische Gefangene kann er also sehr leicht auch ins gemeine Volk eingedrungen seyn. Darauf deutet denn auch ein ganz besonderer Umstand hin, dessen der Verfasser I. 400 erwähnt. Die Duchoborzen deten nämlich einen schönen weißgekleideten Jüngling auf einem Altar an, „als Symbol des in jedem wohnenden Gottes." Das ist nun dem knabenhaften Dalai Lama, der sichtbaren Erscheinung des in jedem Wesen lebenden Buddha, nachgebildet und eine echt mongolische Vorstellungsweise, wie sie nicht bei den alten Gnostikern, wohl aber heute noch in ganz Mittelasien vorkommt.

Der erste Band enthält ferner noch eine anziehende Beschreibung der großen Messe von Nowogorod, ferner der unerschöpflich reichen Goldbergwerke bei Ural. „Die uralten Sagen von dem Lande im Norden sten, wo die Greife unermeßliche Goldhaufen hüten, sind keine Fabel! Alle östlichen Abhänge sämmtlicher Gebirge vom Ural bis Kamtschatka bilden Thäler von Flußsand, und nimmt man eine Hand voll davon auf, so hat man mehr oder weniger Gold in der Hand! Es gibt aber Stellen, wo unermeßliche Reichthümer zusammengehäuft sind. Die Ausbeute des Jahres 1843, welche amtlich konstatirt wurde,

Digitized by Google

betrug faſt 1300 Pud oder 48,000 Pfund Gold, allein effektiv möchten wohl leicht 70,000 Pfund gefunden worden ſeyn, d. h. doppelt ſo viel, als alle übrigen Bergwerke der Welt zuſammen jetzt jährlich gewähren! — Und dis jetzt iſt es nur das durch die Fluthen abgeſpülte Gold, was man gefunden hat, wo mag aber der Goldſtaub liegen, von dem abgeſpült worden iſt? Bewachen die alten Greiſe ihn noch brütend für ein ſeligendes glückliches und kühneres Geſchlecht als das unſrige? — Seit einigen Jahren durchſchwärmen unzählige Aventuriers Sibirien und ſuchen Gold, aber ſie finden keine Menſchen, die ihnen bei der Arbeit helfen, keine Lebensmittel, ſich zu erhalten! An den günſtigeren Stellen ſind daher Arbeitskräfte und Lebensmittel im höchſten Preiſe, und dabei kann man nur drei Monate in dieſen Gegenden, des Klimas halber, arbeiten. Der Arbeitslohn iſt mitunter auf 15 Rubel Silber (17 Thlr.) für den Tag geſtiegen. Da gehen denn auch die Kolonisten, Statt dem ſolchen und die Reinheit der Sitten erhaltenden Landbau ſich zu widmen, jener verführeriſchen Goldſuchereі nach, und ſchen jetzt greift das Sittenverderbniß raſch um ſich."

Den Schluß des erſten Bandes macht eine Schilderung der Stadt Kaſan, die vor Kurzem abbrannte. „Der Kaiſer hatte gleich nach dem Brande einige Millionen angewieſen, welche denen, die wieder aufbauen wollten, auf gewiſſe Jahre zinslos vorgeſtreckt werden ſollten. Man erzählte mir, dieſe Hülfe ſey im Ganzen nur ſehr wenig von den Neuaufbauern benutzt worden, weil die geforderten Legitimationen, Sicherheitsbeſtellungen ꝛc. der Benutzung jener Gnade unüberſteigliche Hinderniſſe entgegengeſetzt, und ſie illuſoriſch gemacht hätten." — Auf der Bibliothek der Univerſität Kaſan fand der Verfaſſer eine Menge unbenutzter Schätze. „Ein eigener Saal enthält nichts als ſchneiſche, mongoliſche, thibetaniſche Manuſcripte, zum großen Theil noch in mächtigen Kiſten unausgepackt! Keine Bibliothek der Welt möchte einen ſolchen Reichthum aſiatiſcher Manuſcripte beſitzen, als dieſe, aber bis jetzt noch faſt unbenutzt, es exiſtirt noch nicht einmal ein vollſtändiger beſchreibender Katalog derſelben."

Merkwürdig iſt, daß die Wolga noch kein Dampfſchiff hat. Unerhörte mühſam winden ſich die Schiffe an einem Anker aufwärts, den man in einem Kahn vorausführt und einſenkt.

Der zweite Band führt uns zu den deutſchen Kolonien in Südrußland, zu mehreren großen Wirthſchaften ruſſiſcher Magnaten, z. B. den Simonien des Grafen Orlof, nach Cherſon und zu den Koſaken, endlich in die Steppe. Hier intereſſirten den Verfaſſer merkwürdige Todtenhügel mit Steinbildern, von denen er Abbildungen gibt, und die ſie alt ſind, daß ihrer ſchon bei Ammianus Marcellinus Erwähnung geſchieht. Es wäre ſehr Schade, wenn Neugier und Habſucht dieſe Hügel zerſtörte, ehe ſie gründlich von zuſtändigen Kennern des Alterthums unterſucht würden. Denkt man an die Manuſcripte in Kaſan, ſo muß man freilich glauben, die Zeit liege noch ferne, in welcher durch ruſſiſche Gelehrte ein gründlicher Aufſchluß über die Alterthümer des Landes gegeben werden wird.

Hier im Süden fand der Verfaſſer denn auch die Nogai-Tataren, den letzten Reſt des einſt ſo mächtigen und tapferen Volkes, deſſen Chan ſich noch vor nicht gar langer Zeit zu den europäiſchen Mächten zählte. In Theodoſia fand der Verfaſſer wieder eine große Bibliothek voll Manuſcripte in einer Synagoge, aber der kläglichſten Zerſtörung Preis gegeben. Daraus entweicht uns Herr von Harthauſen eine überaus verführeriſche Schilderung von den Schönheiten der Krimm und von den feenhaften Villen, welche die ruſſiſchen Großen an den maleriſchen Ufern dieſer Halbinſel unter den herrlichſten Gärten und Weinbergen angelegt haben. Vor allen ſtrahlt Alupka, das koloſſale Schloß des Fürſten Woronzow in gothiſch-maniſchem Style.

Es iſt uns unmöglich dem Verfaſſer in allen Einzelheiten ſeines ſo inhaltreichen Werkes zu folgen. Wir wollen nur noch des trefflichen Dr. Haaſe aus Mitauereifel in den Rheinlanden gedenken, der ſeit vielen Jahren aus eigenem Antriebe ſich die Pflicht auferlegt hat, täglich in dem großen Verſchlage in der Nähe Moskaus zu erſcheinen, wo die nach Sibirien beſtimmten Verbrecher bis zu ihrer Abreiſe aufbewahrt werden. Hier frägt er ſie aus, gewährt den Kranken ſeine ärztliche Hülfe und erleichtert ihr herbes Schickſal auf jede Weiſe. Der Kaiſer hat ſein menſchenfreundliches Wirken anerkannt, und dem jetzt ergrauten Manne eine gewiſſermaßen amtliche Stellung, einen Titel und Orden verliehen. Herr von Harthauſen verdient den Dank aller Deutſchen, auf einen ſo auszezeichneten Landsmann aufmerkſam gemacht zu haben.

Zum Schluſſe noch etwas für poetiſche Gemüther. Tief im Norden Rußlands in den unermeßlichen Urwäldern halten ſich religiöſe Sektirer verborgen und leben hin und wieder in Dörfern, zu denen noch Niemand den Zugang gefunden hat und die den Behörden völlig unbekannt geblieben ſind. Höchſtens daß ein vertrauter Glaubensgenoſſe den einſamen Pfad kennt, der zu ihnen führt und ihnen noch einigermaßen die Außenwelt vermittelt. Das gäbe Stoff zu einem guten Roman.

Roman.

Mährchen der Gegenwart. Von Theodor Althaus. Leipzig, Zuranv, 1848.

Ein kommuniſtiſcher Roman, der nur inſofeen ein Mährchen genannt wird, weil „alles Ende in ſeiner Jugendkraft den Alten eine Thorheit und den Leuten ein Mährchen geweſen iſt." Ein kleiner kommuniſtiſcher Klubb und ſein Held kommen in dieſem Roman in mannigfache Berührung mit den althergebrachten Zuſtänden und Meinungen, deren vis inertiae mit einem Seufzer der Reſignation anerkannt wird. In den bittern Bemerkungen über die Gewohnheitsmenſchen, die noch an Formen hängen, denen der Geiſt längſt entſchwunden iſt, liegt viel Wahres. Man meint noch ſichtlich zu ſeyn, heißt es da unter andern, während man doch die Kirche nur wie ein Opernhaus der Muſik wegen beſucht. Man bildet ſich noch ein, in ſeinem Vollblut den ritterlichen Geiſt des Mittelalters fortzupflanzen, aber „die alten Ritter ſchweren bei der heiligen Jungfrau, die modernen Uniformritter bei einer Sängerin oder Tänzerin" ꝛc. Dieſe Vorwürfe ſind wohlbegründet, doch rechtfertigen ſie die Hoffnungen nicht, die der kommuniſtiſche Idealiſt auf ſeine Weltverjüngung ſetzt. Man muß im Gegentheil fragen: wenn die Menſchen ein ſo unverbeſſerliches Geſchlecht ſind, daß ſie immer wieder in ihre alten Schwächen und Sünden zurückfallen, wenn auch noch ſo heilige Beſtrebungen an ihrer Beſſerung gearbeitet haben; was hofft ihr aus ihnen machen zu können, wenn ihr jene Beſtrebungen verdammt und die, welche ſich in der heiligen Schule nicht gebeſſert, nun gar in eine unheilige nehmt?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8. Dienstag den 1. Februar 1848.

Neueste Werke über Rußland.

3) Halbrussisches. Von Aurelio Buddeus. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand, 1847.

Der erste Band handelt ausschließlich von den Ostseeprovinzen, der zweite von St. Petersburg. In seinem wird dem deutschen und insbesondere protestantischen Publikum ausführlich auseinandergesetzt, wie es ihren Stammes- und Glaubensgenossen in Liv-, Kur- und Esthland ergeht. Gibt es in Deutschland noch eine Sympathie für Deutsche und unter Protestanten für Protestanten, so hat sie hier die scheinbar Gelegenheit sich in unfruchtbaren Seufzern geltend zu machen. Der Verfasser besitzt Verstand genug, um sich aller Sentimentalität und Täuschung zu enthalten. Er charakterisirt das Uebel in seiner Furchtbarkeit und hebt auch hervor, welche Schmach für die deutsche Nationalität darin liege, aber er kennt auch seine Unvermeidlichkeit.

Nach einer mit viel Lebendigkeit und Heiterkeit geschilderten Seereise kam der Verfasser in Riga an, wo er noch eine alte deutsche Stadt zu finden glaubte, aber schon alles auf russischem Fuß gesetzt fand. „Das Hôtel de St. Petersburg liegt an einem weiten Platz; und ihm gerade gegenüber erhebt sich ein massenhaftes Gebäude, an seinen Enden mit Thürmen besetzt. Dort wohnten vor Jahrhunderten die livischen Heermeister; dann bezogen schwedische Statthalter oder besetzten polnische Könige deren verwaiste Gemächer für kurze Zeit, und nunmehr haust dort ein russischer Generalgouverneur. Doch bis auf die jüngste Zeit war von diesen letzten Geschicken keine Andeutung am Aeußern des Gebäudes. In altehrwürdiger Pracht stand es, wie es vor dreihundert Jahren erstanden. Allein seitdem die russische Gewalt die baltischen Lande so fest knebelte, daß man ihnen selbst den Titel von Herzogthümern entreißen durfte, um ihnen dafür den Stempel echtrussischer Gouvernements aufzudrücken, seitdem ward das Gebäude, in dessen Höfe sich bereits eine Kaserne eingezwängt, dessen, von einem Gouvernene zu seinem Privatgebrauch eingerichtete russische Kirche man bereits in die Kathedrale Riga's umgewandelt hatte, für die Massen der Tschinownits zu eng. So klebte man denn nach Russenart an allen Seiten, bald da ein Baustücklein an und endlich gali es, den ganzen ehemaligen Charakter des Baues mit Uebertünchungen zu bearbeiten, damit endlich auch dessen letzte Ueberbleibsel in der modernen Einförmigkeit eines „Krongebäudes" erlischt, worüber das griechische Kreuz triumphirend emporragt, während sich das Standbild des ursprünglichen Erbauers, Walter von Plettenberg, am Nebeneingange des Hofes verstecken muß. — Aus dem Herrensterschlosse wird ein Justiz- und Administrationspalast; die verwüstete Sternwarte darauf vermandelt sich zum Archive der „12. Bezirksverwaltung der Wegekommunikationsanstalten und öffentlichen Bauten;" die Eckthürme sind ebenfalls mit russischen Akten gefüllt; das aufgesetzte Stockwerk bewohnen russische Tschinowniks (Beamte). — Eben so hat sich die russische Kirche in der deutschen Stadt eingedrängt. „Nach dem sechsten Stundenschlage Morgens schellt und klingelt und gellt es von allen Seiten her, wie von tollgewordenen Armsünderglöcklein, während von Zeit zu Zeit zwischen diesem wirren Lärmen ein einzelner dumpfer Glockenschlag dröhnt. Irgend ein unerhörtes Unglück sey geschehen, möchte man glauben, und jene wilde Glockenmelodie solle Riga's Bewohnerschaft zur furchtbaren Wirklichkeit aus ihrem letzten Morgenschlummer emporschrecken. Aber nein. Die russische Kirche ruft auf solche Weise ihre Rechtgläubigen zum Morgengottesdienst. Sie hat die majestätische Melodie der kampanischen Erstürmung auf solche Weise für ihren asiatischen Geschmack umgewandelt und klingelt dort eben so hastig, wo sie alleinherrschend, wie hier, wo sie zweifelhaften Eroberungen nachgeht."

Riga ist die natürliche Hauptstadt der großen Südostküste des baltischen Meeres, und für den Handel ungleich günstiger gelegen als Petersburg, daher es auch der russischen Regierung noch nicht gelungen ist, den Handel von Riga weg nach Petersburg zu ziehen. Dafür hat sie aber das deutsche Element in Riga durch das russische je mehr und mehr verdrängt, wie in den Ostseeprovinzen überhaupt. Diese haben ihren alten Namen verloren, und sind in russische Gouvernements eingetheilt worden. Durch Aufhebung der Leibeigenschaft ist die Auswanderung und Einwanderung und Vermischung der Letten, Liewen und Esthen mit Russen erleichtert worden. Der Adel hat noch Vorrechte seines Standes, aber keine Rechte seines Landes zu wahren. Die deutsche Universität Dorpat ist fast ganz russifizirt.

Das wirksamste Mittel der Russifizirung war aber bisher die Bekehrung der Bauern zur griechischen Kirche. Herr Buddeus stellt nicht in Abrede, daß dabei häufig Drohungen und trügerische Versprechungen angewendet werden; allein er findet es auch äußerdem natürlich, daß die Eingebornen gern zur griechischen Kirche übergehen. Diese Kirche nämlich bietet ihrer Phantasie und ihrem Aberglauben mehr Nahrung, als die protestantische. Sie erscheint ihnen volksthümlicher, als die protestantische, deren Priester sich mehr zum deutschen Adel halten und das Volk vernachlässigen. Endlich gewährt die griechische Kirche ungleich mehr Feste und Feiertage, wo alle Plackerei und aller Frohndienst aufhört, als die protestantische, und das ist ein mächtiger Beweggrund für den trägen, seinem Herren und der Arbeit grollenden Bauer. Herr Buddeus schreibt den deutschen Predigern einen großen Theil der Schuld zu, sofern sie auf ihren reichen Pfründen sitzend, lieber mit dem Adel Karten spielen und jagen, als sich des armen Volkes annehmen. „Was ist dem Letten und Esthen das Abendmahl? Tieftraurig muß

Digitized by Google

man die Wahrheit anerkennen, daß er dessen Genuß nur als Signal einer mehrtägigen Arbeitsfeier und wilder Trinkgelage kennt. Was ist ihm eine Taufe, welche eiligst und ohne alles Kirchengepränge in demselben Zimmer abgethan wird, wo kurz vorher noch der allerwirthschaftlichste Werkeltagslärm erklang? Wie mag er sie für heilig erachten, wenn ihn der kartenspielende Pastor im Vorhaus mit dem Täuflinge harren läßt, bis die Partie beendet ist? — Auch dieß sind nicht erdachte, dieß sind thatsächliche Fälle im baltischen Land: der erste gewöhnlich, der andere keineswegs selten. Eine hart zu rügende Unsitte der baltischen Pfarrbequemlichkeit muß man es darum nennen, daß die Taufhandlungen meistens im Pastorat, nur an Sonntagen in der Kirche vollzogen werden. — Doch nicht allein diese Lauheit gegen die angestammte Kirche, nicht nur russische Verlockungen, nicht nur die Lasten des Lebens schlendern dem Moskowiterthume das Volk der Esthen und Letten in die Arme; eben so wirksam ist bei ihnen auch der Umstand, daß sie nur selten einen ihrer „Herrn" am öffentlichen Gottesdienste theilnehmen sehen. Mißtrauisch wähnen sie nun, auch sogar das Glaubensbekenntniß des Herrn sei ein adelig bevorrechtetes, und er brauche die öffentliche Kirche, weil sie das Bethaus seiner Unterthanen. Die adelige Gewohnheit, Trauung, Taufe, Abendmahl und sonntägliche Erbauung den Blicken des Volkes zu entziehen, indem man sie auf das Räume des Gutshofes beschränkte und kaum der engern Dienerschaft den Zutritt öffnete, ist sogar in neuester Zeit, da die kirchliche Differenzfrage sich immer enger mit der politischen Unzufriedenheit verflocht, keineswegs selten ein unmittelbarer Anlaß gepunkt der Letten und Esthen gegen die deutschen Herrn geworden."

Daher jährlich der Abfall von Tausenden zur griechischen Kirche. Daher die Ueberschwemmung des Landes mit neuen Tempeln. Wo nur wenige Bauern bekehrt sind, gleich drängt sich ein Pope ein und muß der Gutsherr ihm einen Tempel bauen. Das griechische Ceremoniel erstreckt sich auch über andere Glaubensgenossen. In der altzeitlichen und protestantischen Riga z. B. darf kein Asyl eher verlassen werden, als bis der griechische Bischof die Asylweihe vorgenommen hat. Herr Buddeus bemerkt im zweiten Bande S. 62, was er bisher aus eigener Anschauung berichtet, reiche bis zum Jahr 1844. „Mit welchen Riesenschritten seitdem die Bevaubung der protestantischen Kirche an ihren Kindern vorwärtsgeschritten — bedarf es noch der Erwähnung? Jenen Bischof Irinarch zu Riga, welcher des Professionsmus bei den livischen Bauernaufläufen im Jahr 1842 beschuldigt und gestäubig war, sahen wir unterdessen allerdings zuerst nach Wologda versetzt; aber bereits im Vorfrühling des Jahres 1845 ließ man die Maske fallen und belohnte ihn durch die Bischümer von Kischenew und Chorin in Bessarabien. Wer mag sich da des Gedankens erwehren, daß man hier den russischen Eiferer glücklich gegen die zahlreichen, meist protestantischen und kirchlich schlecht versorgten deutschen Kolonien zu verwenden gedenkt? Doch weiter in den Ostseeprovinzen. Mit eiserner Strenge werden die konvertirten Protestanten an die neue Kirche gefesselt, während ein Ukas dem Grundbesitzern aufgibt, dann bereits eine russische Kirche zu erbauen und einen Popen zu bestellen, wenn mehr als 60 Unterthanen griechischen Glaubens ihr Gebiet bewohnen. Nicht selten waren ferner die Nachrichten davon, wie protestantische Prediger, welche sich um die Erhaltung ihrer Gemeindeglieder bei dem ursprünglichen Glaubensbekenntnisse bemühten, mit russischen Drohungen eingeschüchtert, ja wohl gar mit Absetzung und Verbannung gezüchtigt wurden. Dazu kam der Mißwachs der Jahre 1844 und 1845. Da war den Popen reiche Gelegenheit gegeben, die Letten und Esthen vom Lutherthume abwendig zu machen, indem sie ihnen Hülfe und Brod verhießen, wenn sie den russischen Kirchenfahnen folgen würden. Wir haben von den Tausenden gelesen, die ihnen folgten. Wir haben den Jammer der Ostseeprovinzen über diesen massenhaften Abfall vernommen. Wir sahen eine Deputation der livischen Ritterschaft hülfesuchend zum Kaiserhof eilen; und der Erfolg war eine angebliche Suspendirung der Uebertritte für sechs Monate. Allein im selben Augenblicke, da man diesen Ukas durch ergebene Federn in den ausländischen Zeitungen lautrühmend verkünden ließ — in diesem selben Augenblicke theilte eine Verordnung des baltischen Generalgouverneurs Golowin die Provinz Livland in 34 Distrikte der orthodoxen griechischen Kirche. Der Bauer aber, welcher sich dem Aufforderniss zuwenden will, bedarf dazu fernerhin weder der Urlaubnis seines Grundherrn, noch seines Beichtigers; er schreibt nur seinen Namen in die Verzeichnisse der Popen nieder. Und während neue russische Kirchen bereits in den Städten Livlands emporgethigen sind, hat man so eben noch 25 in Angriff genommen, deren jeder eine Bezirksschule unter der Aufsicht der russischen Geistlichen beigefügt werden soll. Das Gesammtergebniß dieses Kampfes enthüllte sich endlich im Berichte des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, welcher den Uebertritt von 16,500 livländischen Bauern zum griechisch-orthodoxen Glaubensbekenntniß als wichtiges Ereigniß der protestantischen Kirche Rußlands im Jahre 1845 bezeichnet."

Aber nicht nur die protestantische Konfession, sondern auch die deutsche Nationalität in den Ostseeprovinzen ist hart bedroht. Der Deutsche steht hier theils den eingebornen Letten und Esthen, theils den Juden, theils den Russen in einer würdigen, aber gefährlichen Stellung gegenüber. „Man kann es sich nicht verläugnen, die Deutschen, auch die der untersten Stände, sind die Aristokraten in dieser Gesellschaft der öffentlichen Begnügungsorte. Sie bleiben es selbst dann, wenn wir uns eingestehen, daß unsere Auffassung der Begegnenden nicht ganz unbefangen sein mag. Und man kennt ja auch diesen Vorzug der äußerlichen Formen- und Bewegungsnamuth der baltischen Deutschen in ganz Europa. Selbst in ihrem Vaterlande möchte man glauben, sie seien als adelige Herrscher ihrer ganzen Umgebungswelt aufgewachsen, diese selbst von ihnen nur aus artiger Rücksicht geduldet. Dabei haftet an ihrer äußerlichen Erscheinung nichts von dem Gewerbe, von der Kunst, von dem Handwerk, das sie betreiben, während in der ganzen Behabung ein gewisses edles Selbstbewußtsein mit geselliger Formengläte verbunden sich ausprägt. Durchschnittlich sind sie von hohem schlanken Wuchse, die Frauen von edlen Formen, doch in Riga, meistens von etwas blassen und schlaffen Zügen, während im Gesicht der Männer jene Züge einer gewissen Entschiedenheit vorherrschen, wie sie auch häufig die Eingebornen der nordeuropäischen Seeküste zeigen. Man könnte nun wohl im ersten Augenblicke solcher Betrachtungen in bittre Klagen darüber ausbrechen, daß das Schicksal gerade diesen Theil der Deutschen dem feindlichsten Elemente des Germanenthums anheim gab. Aber später fragt man sich doch auch zweifelnd wieder: war's denn nicht vielleicht eben diese Formengläte, war's denn nicht dieses Ueberwiegen reingesellschaftlicher Ausbildung, war es nicht jene gewisse Verweichlichung, ihr Kind, welche die nichtdeutschen Elemente ein so entschiedenes Uebergewicht in der innerlich gefesteten und auf ein siebenhundertjähriges Leben gestützten Hauptstadt Livlands erringen ließ?" Den Deutschen wird, so achtungswürdig und imponirend ihre Erscheinung ist, doch sehr viel zum Verwurf gemacht.

Dahin gehört zunächst, daß der deutsche Adel nicht mit dem deutschen Bürger zusammenhält. Der erstere erkennt sich bloß als Stand, nicht als Vertreter einer Nation. Er nimmt von der Unterdrückung des deutschen Bürgerthumes in den Städten keine Notiz, ja er hilft sie fördern; indem er sich zu geheimen Geschäften meist unsittlichen Natur ausschließlich des Russen oder Juden bedient. Ja auch der höhere Bürgerstand folgt diesem System.

Digitized by Google

„Wenn einst der deutsche Kaufherr und rigische Rathsmann all seine Jugendsünden vergessen glaubt, tritt der russische Vorsteher mit der Erinnerung seiner Mitwissenschaft hervor und fordert als Preis fernern Schweigens die Gewähr dieses oder jenen Vortheils.“ Dazu kommt, daß den deutschen Herrn die unterwürfigen und geschmeidigen russischen Handwerker und Dienstboten lieber sind, als andere. So nisten sich überall die Russen ein, wie früher schon die Deutschen.

Es läge im Interesse des deutschen Adels, wie mit dem deutschen Bürger, so mit dem eingebornen lettischen und ehstnischen Bauer zusammenzuhalten, dem letztern zu Wohlstand, Tüchtigkeit und nationaler Kraft zu verhelfen und sich so eine mächtige Stütze gegen das hereinbrechende slavische Element zu schaffen. Aber daran hat er nie gedacht. Herr Baddeus bemerkt, was das Volk gewinnen könnte, wenn es nur die natürlichen Hülfsquellen des Bodens benutzen dürfte, z. B. die Wälder, in denen das herrlichste Schiffbauholz im Werthe von Millionen jährlich vermodert. Der von seinem deutschen Herrn mißhandelte und tief verachtete, von seinem Pfarrer vernachlässigte, von Juden durch schlechten Branntwein entnervte, endlich vom Popen bekehrte Bauer hätte ein ganz Anderer werden können, wenn der deutsche Adel seinen eigenen Vortheil in dem des Volks gesucht hätte.

Vom Hasse des Volks gegen seine deutschen Herren erzählt der Verfasser böse Dinge. „Trotzdem wird man umsonst nach energischen Reuerungen dieses feindlichen Gefühles ausspähen; dazu ist die Spannkraft des Letten zu gelähmt, die Ueberzeugung von seiner Ohnmacht bei ihm selber zu fragles. Nie treibt ihn sein Ingrimm zur blutigen Beschädigung an Leib und Leben, wenn nicht im Rausche, nie zu einer wilden Rachethat, wenn nicht im ersten Sturme der Leidenschaft. Aber dafür beschädigt und verletzt er den Herrn, wo es ihm sonst nur irgend möglich. Er brennt ihm sein Wohnhaus zwar nicht über dem Kopfe zusammen, aber er steckt die „Kleete“ im fernen Walde an, worin die Ernte eines meilenweiten Hausschlages liegt. Er vergiftet die „Hofesheerden“ nicht, aber er bricht in dunkler Nacht die Bäume der Obstplantage nieder und verwundet mit seinem Beile die neugepflanzten Ebereschen und Birken zum Tode, welche die Einfahrt zur Hofslage schmücken sollen. Er wird den Herrn sogar schwerlich mit einem herben Schimpfwort ins Gesicht beleidigen, aber unter seinen Gefährten verspottet er ihn mit treffenden Schlagworten oder er geht zum „Amtmann“ (Gutsinspektor) des adeligen Nachbars und sagt: Herr, mein Herr hat dieß und das von Eurem Herrn gesagt, doch verrathen mich nicht. Und heimkehrend reitet er an der Gutsgrenze die aufsprossende Saat eines „Hofesfeldes“ nieder und tritt dann vor die Gräfinn: Gnädige Mutter, der ‘sche Herr hat seine Pferde auf Eurem Grenzfelde weiden lassen, aber verrathet mich nicht. Denn er weiß, daß solcher heraber und hinüber getragene Zunder doch endlich Feuer fangen und die Herrn verunreinigen wird. Sieht er dann einmal, wie sie ohne Gruß aneinander vorbeireiten, so ist seine Rache gestättigt. Kam aber zufällig sein Treiben zu Tag und droht nun der Stock des „Kubjas“ (Frohnvoigt), so sagt er so lang irgend eine Möglichkeit des Läugnens vorhanden ist und winselt um Gnade, sobald diese verschwindet, und küßt den Rockſaum und Stiefel des zürnenden Herrn. Fragt Ihr ihn nun um den Grund seiner Lügen und seines Benehmens, so jammert er: „Ich weiß es nicht; der böse Geist und die Mutter der Lüge haben es gethan, nicht ich.“ Allein im Krug erzählt er hohnlachend die Geschichte, wie er der Strafe entging.“

Von Riga wendet sich der Verfasser nach Mitau, Dorpat, Reval ꝛc. und schildert uns wie diese Städte, so das Landleben des Adels in sehr ansprechenden Generalidern. Dann folgen wir ihm nach St. Petersburg, dessen Zustände er ebenfalls auf mannigfache Weise erörtert. Hier nur eine artige Anekdote. „Man erzählte dem Verfasser, wie vor nicht langer Zeit ein tüchtiger Astronom dem Kaiser vorgestellt werden war und sich eben brustlustig hatte, während Großfürst Michael nahebei in seiner leichten, formgewandten Weise mit einigen Damen sprach. Der Astronom mochte die wiederholten Winken Regeln der Hofetiquette nicht genau beobachtet haben und ein sehr junger General hochariſtokratiſchen Stammes, die wohlmaitirte Brust mit Orden reichgeschmückt, welche von Damenfürsprache und keiner kaukaſiſchen Heldenthat errungen waren, sprach zu seinen Umgebungen laut, damit es der Kaiser höre: „Man sieht, daß Herr ..... diesen Sternen als in den Anstandsregeln bewandert ist. Er war so betört und befangen.“ Sogleich flog der Blick des Großfürsten auf den Sprecher, und seine Orden scharf kriegend entgegnete er: „Wie sollte er auch nicht befangen seyn, da er ein ganzes Sternbild an falscher Stelle sah.“

Auf dem Rückwege reiste der Verfasser durch Polen, wo er die Russifikation ebenfalls schon sehr weit vorgeschritten fand.

Lyrische Dichtkunst.

Die lyrischen Gedichte von Justinus Kerner. Vierte sehr vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847. Elegante Taschenausgabe mit Goldschnitt.

Unter den vielen Vorzügen des allbekannten und geliebten Dichters fällt in unsern Tagen hauptsächlich seine Offenheit und Wahrheitsliebe angenehm auf. Während sich die jüngere Poetengeneration in erlogenem Gottesdrang, erlogener Titanenkraft spreizt und ihre lächerliche Schwächlichkeit durch eitles Gebahren zur Prometheusvernethmigkeit hinaufzuschrauben bemüht ist, läßt sich der treffliche Justinus Kerner, den man jenen gemeinen Prahlern gegenüber doch wirklich eine vernehme poetische Natur nennen darf, in der bescheidensten Natürlichkeit gehen, und will nicht mehr seyn, als ein anderer Mensch. Während so viele ganz ordinäre Studentengesichter mit keketem Bärtchen und schmachtendem Augenaufschlag sich porträitiren lassen und sich dann einbilden, Incarnationen der höchsten Dichterideals geworden zu seyn, schreyt der liebenswürdige Justinus Kerner über sein Bildniß folgendergestalt:

Es treibt Natur mit nichts so viel
Als mit dem Menschenbild ihr Spiel;
Wenn man ein Laub, ein Thier zerbricht,
Entsteht ein Menschenangesicht,
Und manche Kürbisspitzme trug
Auch mein Gesicht schon Zug für Zug.

Während so viele poetische Dichter mit dem prahlen, was sie nicht zu thun vermögen, und ihren Müssiggang als das Erharren und Verbreiten der großen Zeit beschönigen, setzt der wackere Justinus Kerner mit der beschriebenen Selbstverleugnung in seinen treuen Fleiß, in seine bewährten Leistungen, in seine nun schon viele Dezennien zugenossenen getreuen und von tausend dankbaren Seelen gepriesene Praxis Zweifel und deßhalb S. 74 in „des Arztes Traum“ die Unzulänglichkeit des menschlichen Blickes und Wissens, die oft auch den gewissenhaftesten Arzt schlagreifen läßt. Solche Züge in Dichtungen wie im Leben sind in unsern Tagen erstaunlich selten. Jeder will mehr seyn, als er ist. Da kommt Einer und will gern weniger seyn. Es thu

Digitized by Google

unendlich wohl, unter den poetischen Wachspuppengesichtern ein so wahres und natürliches Gesicht zu finden. Je unphrimlicher uns die Schminke und die falschen Locken bei jenen waren, um so heimlicher und verlockanlicher wird uns wieder bei diesem zu Muthe.

Die meisten Gedichte dieser neuen Auflage gehören noch den ältern an, die schon vielfach auch von uns besprochen worden sind. Unter den neu hinzugekommenen Gedichten ist uns besonders die Ansprache an das Bildniß einer unbekannten Frau in schwarzer Kleidung von Hans Grimmer in der Moritzkapelle in Nürnberg vom zartesten poetischen Reiz erschienen. Unter den humoristischen Dichtungen, die bei Kerner nie fehlen, erleidet das Folgende gewiß eine sehr allgemeine Anwendung:

Häusliches Gespräch.

„Wie leeren die Mäuse,
Spitzmäuse und Ratten,
Verschloss'ne Gehäuse
Und offene Platten.
Mann! die Apotheke
Hilft sicherlich hier,
Gift schaffe aus ihr,
Auf daß ich es lege
Dem wüsten Gethier!"

Weib! lasse das Morden!
Vergönn' unser Speisen,
Die bürgerlich heißen,
Den schwäbischen Spatzen,
Den Mäusen und Ratzen.
Wenn voll die geworden,
In stillem Behagen
Die Mäuler sich wischen
Und weiter dann jagen,
Die nirgends noch klagen:
Wie sehr sie gelitten
An unseren Tischen!
Durch Mangel an Fischen
Und Schnyfenverschnitten.

In einigen Gedichten beklagt Kerner sein Alter, in einem auch die Schwächung seiner Augen, die jedoch, Gott sey Dank, nicht bedenklich scheint, da sie den Dichter schon seit vielen Jahren bedroht, ohne je eigentlich Ernst zu machen. Ein sehr edles und rührendes Bild erhalten wir von der Hinfälligkeit des Alters in den kurzen Versen:

Die Aeolsharfe in der Ruine.

In des Thurms zerfall'ner Mauer
Tönet bei der Lüfte Gleiten
Mit halb halb zerriss'nen Saiten
Eine Harfe noch voll Trauer.

In zerfall'ner Körperhülle
Sitzt ein Herz, noch halb besaitet,
Oft ihm noch ein Lied entgleitet
Schmerzreich in der Nächte Stille.

Das Herz des Dichters aber schwingt sich über alles Irdische, also auch über Alter und Tod frei hinaus, wieder in einem der schönsten und originellsten Bilder:

Der Magnetvogel.

Möcht' ein Magnetvogel werden!
Eilends würd' fliegen ich himmelwärts,
Und was ich liebte auf Erden,
Zög' ich empor zu mir, Herz an Herz.

Was mich gedrückt, bliebe liegen
Unter mir schwer, ein vergangner Traum,
Ich mit den Liebsten wärs' fliegen
Selig im Licht durch der Sterne Raum.

Sagt man, daß auf der Erden
Solch' ein Magnetvogel Mährchen sey,
Mein' ich, mein Herz könnte werden
Doch so ein Vogel, wärs's erlesen frei.

Romane.

1) Schloß Norbury. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Drei Bände. Hamburg, Lariß, 1847.

„Almack über alles!" ist das humoristische Thema dieses Romans, in welchem die Lächerlichkeiten der englischen Gesellschaft verspottet werden. Eine Lady, welche die exclusive Etikette und den tyrannischen Pedantismus des auf den Almackballen geregelten Ranges und der Form bis zur höchsten Virtuosität handhabt, ein entnervter Roué, ein fader Dion, ein Glanzreitmyf, langhaarige junge Gänse in alten Diamanten, zur Abwechslung auch ein geistlicher Dandy (denn es in England wie in Italien gibt) ꝛc. sind die Elemente dieser Gesellschaft, die übrigens nur die Folie eines naturgemäßen Liebespaares bildet, das im Vordergrunde fortwährend zuletzt doch noch den Sieg über die Vorurtheile der Gesellschaft und besonders der strengen Lady Mutter davon trägt. Das Gemälde hält sich übrigens streng in den Gesetzen eines Genrebildes und geht nie zur eigentlichen Karikatur über, was wir beinah bedauern möchten, da es den Geist doch mehr erquickt, wenn die komische Kraft sich concentrirt.

2) Kaukasus. Von Alexander Bestuschew (Marlinsky). Deutsch von Philipp Löbenstein. Drei Bände. Leipzig, Berger, 1848.

Romantische Gemälde aus dem kaukasischen Kriege. Der landschaftliche Hintergrund und das Kostüm sind, wie nicht anders zu erwarten war, sehr anziehend; doch die im Vordergrunde handelnden und sprechenden Hauptpersonen unterscheiden sich durch nichts von andern Romanfiguren und bedienen sich der nämlichen, in allen modernen Romanen des Abendlandes vorkommenden Redensarten. Da geht denn wieder der poetische Hauch des Morgenländischen und der frembartigen Gebirgsnatur verloren. Der Held des ersten Bandes ist Ammolat-Bek, der des zweiten Mullah-Nur, beides kühne kaukasische Kämpfer. Im dritten Bande finden sich vier kleinere Erzählungen aus demselben Kriegsschauplatze. Der russische Verfasser bekennt im Eingange zum dritten Bande, daß die Russen selbst ihre Kenntniß des Kaukasus meist von reisenden Ausländern empfangen haben, indem die russischen Offiziere, die im Kaukasus kämpfen, sich nie um Land und Volk bekümmern und keinerlei Kenntniß desselben einsammeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 9. Sonnabend den 5. Februar 1848.

Kunstgeschichte.

1) Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst von den ältesten Zeiten bis ins sechzehnte Jahrhundert. Von Ferdinand Piper. Erster Band. Mythologie, erste Abtheilung. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1847.

Die christliche Kunstgeschichte litt lange unter der allgemeinen Mißachtung, die das christliche Element überhaupt bei den Gelehrten und Gebildeten fand, sofern sie seit fast drei Jahrhunderten dem antik heidnischen Geschmack unbedingt den Vorzug gaben. Erst als die romantische Poesie in Aufnahme kam, erinnerte man sich auch wieder der so lange vergessenen christlichen Kunst des Mittelalters. Allein es fehlte viel, daß wer von Lust und Liebe zum Studium jener Kunst ergriffen wurde, seine Bedürfnisse deßfalls auch hätte befriedigen können. „Man kann, sagt Herr Piper, den Denkmälern nicht gerecht werden, wenn man sie nicht gesammelt in Beschreibung und Abbildungen, auch wohl in Abgüssen vor Augen hat: sie wollen überdieß selbst angeschaut seyn, um verstanden zu werden. Während aber für die Bekanntmachung der Denkmäler des klassischen Alterthums durch umfassende Werke längst gesorgt war, ist eine Sammlung von Zeichnungen der mittelalterlichen Denkmäler erst durch d'Agincourt zusammengebracht, dessen Werk auch erst durch die deutsche Ausgabe (1840) allgemein zugänglich geworden ist. Doch ist das nur ein Anfang. Was insbesondere die Münzen betrifft, so hat man über die alte Numismatik das treffliche Werk von Eckhel, eine Fundgrube für Geschichte und Archäologie des Alterthums (von dem der letzte, aber minder sorgfältig gearbeitete Theil auch noch der christlichen Zeit zu Gute kommt); ein gleiches Werk über die mittelalterlichen Münzen ist nicht vorhanden. Und während nicht wenige Universitäten in neuerer Zeit eigene Museen von Antiken oder Abgüssen derselben erhalten haben, ist keine einzige mit einer Sammlung mittelalterlicher, d. h. kirchlicher Bildwerke versehen. Wie hätte man auch um solche Denkmäler sich bekümmern sollen, da man die Kirche selbst oder doch jenes Zeitalter, welches in ihnen sich verewigt hat, geringschätzte?"

Für Bauwerke entwickelte sich der Sinn etwas früher, als für Bildwerke. An diese dachte man erst, als die romantische Richtung in der Poesie längst wieder untergegangen war, dagegen aber der katholische Geist überhaupt sich wieder und zwar an den Ereignissen gekräftigt und den lange abgestorbenen Körper der Kirche wieder durchdrungen hatte. Und zwar, wie das natürlich ist, mehr in Frankreich als Deutschland. „Die Zeit der Gleichgültigkeit, welche ein kräftiges Streben für diese Sache auch unter den Männern der Wissenschaft nicht aufkommen ließ, ist vorüber: und von allen Seiten regt sich ein freudiges Interesse. Man sucht und erforscht, sammelt und beschreibt die Werke der christlichen Vorzeit nicht minder, als die des klassischen Alterthums; besonders in Frankreich ist für christliche Alterthümer ein schöner Eifer erwacht und hat in Männern wie de Caumont und Didron würdige Organe gefunden. Aber auch Deutschland steht nicht zurück; deutsche Architekten haben zum erstenmal die unsterblichen Bauwerke der drei klassischen Stätten kirchlicher Architektur, das Sind Rom, Ravenna und der Niederrhein, in treuen Abbildungen bekannt gemacht; es erhält bei uns ein Land nach dem andern seine kunstgeschichtliche Beschreibung: und was der Fanatismus einer bilderstürmenden Zeit, die Barbarei der Kriege und der Vandalismus neuerer Aufklärung an Denkmälern auf deutschem Boden übrig gelassen hat, wird fernerer Verderbung entzogen; wofür zahlreiche historische Vereine im Welteifer mit den Regierungen thätig sind. Und sehen wir auf größere Mittelpunkte; so ist, während das christliche Museum des Vatican (geschaffen 1756) so lange das einzige war, im Jahr 1844 zu Paris das Museum Cluny, und im vorigen Jahr ein christliches Museum zu Kopenhagen errichtet; auch ward im königl. Museum zu Berlin im Jahr 1845 ein Saal für mittelalterliche Bildwerke eröffnet, nicht zu gedenken des Schätze altchristlicher und mittelalterlicher Kunst, die gehörigen Orts in den übrigen Abtheilungen desselben aufbewahrt werden. Diese Zugänglichkeit der christlichen Alterthümer, die wachsende Theilnahme dafür in der Kirche und die vorgerückte Stand der klassischen Archäologie enthalten die Mahnung an die Theologen, mit ihren Studien hinter dieser doppelten Aufforderung nicht zurück zu bleiben und das Interesse ihrer Wissenschaft wahrzunehmen durch Hineinleitung dieser Quellen in das Gebiet kirchengeschichtlicher Erkenntniß."

In dieser Beziehung nun hat der Verfasser eine schwierige Arbeit unternommen und mit eben so großer Gelehrsamkeit als klarem und scharfem Urtheil durchgeführt. Es erscheint zwar auffallend, daß er nicht unmittelbar zunächst den Kern des echt und rein Christlichen in der Kunst aufsuchte, sondern vielmehr die heidnische Schale; allein nun später jenes echt und rein Christliche deste klarer zu erkennen, ist es nothwendig, das Heidnische auszuscheiden, von dem die christliche Kunst so viele Neuerlichkeiten, Formen und Sinnbilder entlehnt hat und entlehnen mußte. Die christliche Kunst fand die heidnische vor, und so wie die ältesten christlichen Basiliken noch heidnische Gebäude waren, so finden wir auch in den ältesten christlichen Bildwerken noch ganz heidnische Typen angewendet, bis später in den Bildwerken, wie in der Baukunst die echt christliche Kunst all ihre Pracht entfaltete.

Digitized by Google

Man darf nicht vergessen, wie abgeneigt das Judenthum allen bildlichen Darstellungen war. Je lebendiger diese Abneigung sich im Christenthum fortpflanzte, um so sparsamer und vorsichtiger mußte der Gebrauch seyn, den man von biblischen Darstellungen oder auch nur sinnbildlichen Andeutungen machte. Allein je weiter vom Sitze des alten Judenthums entfernt und je näher dem Centralpunkt des alten Heidenthums, also in Rom selbst, gemischt man sich weniger, heidnische Begriffe einfach auf christliche übergutragen, weßhalb gerade die italienischen, insbesondere die römischen Katakomben zu ältesten Denkmalen der christlichen bildenden Kunst reich sind.

Bis ins vierte Jahrhundert war die bildende Kunst der Christen nur, wie der Verfasser sich ausdrückt, „andeutend," erst später wurde sie „darstellend." Die Andeutungen wurden aus der heidnischen Kunst entlehnt und auf christliche Begriffe angewandt, die Darstellungen entfalteten immer mehr den specifisch christlichen Geschmack. Später indeß kehrte die christliche Kunst, und zwar gerade wieder in Italien, zu den heidnischen Erinnerungen zurück. „Diese drei Perioden, die eben nach ihrem Verhältniß zur antiken Kunst abgetheilt sind, lassen sich auch geographisch unterscheiden. In der ersten sind die Kunstwerke, auf die es hier ankommt, vorzugsweise von Italien ausgegangen; in der zweiten, die von Karl dem Großen anhebt, stehen Deutschland, Frankreich und England voran; in der dritten sind wieder Werke der Kunst in Italien besonders zu bemerken."

Was nun die älteste Periode anlangt, so ist zunächst der Uebergang von den heidnischen Grabbildern zu den christlichen fast unmerklich. In vielen Fällen wissen wir nicht, ob das Grab einem Heiden oder Christen angehörte, denn es wurden nicht nur vornehme Christen in wirklich noch echt antiken Sarkophagen bestattet, sondern auch christliche Künstler bedienten die gewohnten sinnbildlichen Vorstellungen der heidnischen Sarkophage mit geringen Aenderungen bei, welche die christliche Bezeichnung ausdrücken sollten. Bekanntlich wurde Karl der Große zu Aachen in einem antiken Sarkophage beigesetzt, auf welchem der Raub der Persephone dargestellt ist, und St. Peters echter Sinkt in der Peterskirche ist mit echt antiken Baccheien der Herkulesmythe verziert. Wie friedlich die heidnische und christliche Vorstellung sich vertrug, zeigt am besten das öfter wiederkehrende Zeichen des Kreuzes über der die beiden Kinder säugenden Wölfin, dem alten Sinnbilde Roms. Herr Piper entwickelt in dem Verzeichniß und in der Charakteristik der bisher gehörenden alten Denkmäler eine seltene Belesenheit und Umsicht.

Es wäre nicht unmöglich, daß die Launen der Künstler zuweilen auf die Legende oder auf die Verehrungsweisen des Volks Einfluß hätte üben können. Wenn Herr Piper z. B. S. 65 der christlichen Sarkophage gedenkt, auf denen die Himmelfahrt des Elias dem Aufgang des antiken Helios nachgebildet ist, so liegt es nahe, damit auch die eigenthümlichen abendländischen Vorstellungen in Verbindung zu bringen, die man im Mittelalter von Elias hatte (Vergl. Grimm deutsche Mythologie, 2te Ausgabe S. 157). — In sehr vielen Fällen lag die Anwendung antiker Bildwerke auf christliche Begriffe ungemein nahe, z. B. des widdertragenden Merkur auf den guten Hirten des Evangeliums; des Hesperidenapfelbaums und des ihn bewachenden Drachen auf den Baum des Paradieses und der Schlange; des thierezähmenden Orpheus auf den die Barbaren bekehrenden Messias ꝛc.

Die Uebergänge von heidnischen zu christlichen Orpheusbildern dürften schwer zu finden seyn. Wie es scheint arbeiteten die orphischen Mysterien eben so wie die Mythenmysterien dem Christenthum in die Hände, sofern beide eine Unsterblichkeitslehre enthielten, die auf das Christenthum vorbereitete. In der spätern Kaiserzeit lehren daher keine Bildwerke häufiger wieder, als Orpheus- und Mythosbilder. Die letzteren sind von Creuzer, Joseph von Hammer, John Spenser Smith und Stel gesammelt und sehr gründlich erörtert worden, die ersteren entdeckten noch einer übersichtlichen Zusammenstellung. Was Herr Piper dafür beibringt, ist sehr dankenswerth; besonders wichtig erscheint die Notiz aus Justinus Martyr, derzufolge Orpheus der erste gewesen seyn soll, der Vielgötterei lehrte, sich früher aber zum Monotheismus bekehrt haben soll. Diese Vorstellungen der ersten Christlichen Jahrhunderte verrathen, daß man in den orphischen Mysterien einen Uebergang zum Christenthum anerkannt habe. Aus Anlaß des außerordentlich schönen Orpheusbildes auf einem bei Rottweil aufgefundenen römischen Mosaikboden, welchen der württembergische Alterthumsverein demnächst edirt, haben wir uns nach allen übrigen Orpheusbildern umgesehen, die in Deutschland, Frankreich und den Alpen gefunden worden sind und deren noch folgende zusammengebracht. Außer dem Rottweiler sind noch vier römische Mosaikboden mit Orpheusbildern aufgedeckt, eines 1838 im Walde von Brotheuse gefunden (Seebode Jahrb. XXVI. p. 88), ein anderes zu Granson in der Schweiz (Laborde, voyage pittoresque N. 197), ein drittes ebenfalls in der Schweiz zu Avenaud (Ritter, mémoire et récueil p. 70); ein viertes sehr schönes in Turin (Memoires de l'académie de Turin, 1803 p. 53). Dazu zwei Basreliefe, zu St. Martin bei Windisch-Feistritz und zu Pettau, beide in von Muchars Geschichte von Steiermark I. tab. 7 und 9 abgebildet. Wie viele mögen noch unentdeckt unter der Erde liegen!

Eine große Menge heidnischer Vorstellungen verschwindet mit dem vierten Jahrhundert, sobald die naive sinnbildliche und allegorische Andeutung den Darstellungen aus der biblischen Geschichte weichen mußte. Dagegen treten eine Menge andere heidnische Vorstellungen erst in der spätern christlichen Kunst wieder hervor. Wir wollen aus den zahlreichen Beispielen, die der Verfasser beibringt, nur wenige besonders Charakteristische hervorheben. Wie nämlich jener Orpheus, der in den ersten Jahrhunderten in der christlichen Kunst so auffallend bedeutsam erscheint, später ganz verschwindet, so treten dagegen die Sibyllen erst viel später hervor; eben so finden die Krotaunen und Sirenen erst jetzt wieder ihre Anwendung als Sinnbilder der Sinnlichkeit, Weltlust und Verführung. Gewissermaßen gehört auch der Teufel hieher, dessen später vorherrschende weckende Bildung ofenbar am meisten an die antiken Pane erinnert. Auch die Sinnbilder wechseln in dieser Weise. Wenn in den ersten Jahrhunderten das Lamm, der Fisch, die Palme, der Weinstock ꝛc. vorherrschte, so treten erst viel später das Einhorn, der Pelikan ꝛc. hervor.

Der Kunst- und Alterthumsfreund kann dem Verfasser für seine so reichhaltigen und tiefgehenden Aufklärungen über ein so schwer zugängliches Kunstgebiet nicht genug danken. Den Schluß der ersten Abtheilung bildet eine Monographie der Sibyllen, das beste, was uns in Bezug auf diesen bisher sehr im Dunkeln gebliebenen Gegenstand noch vorgekommen ist. Wir haben darin nur eine für die Charakteristik der Sibyllen nicht unwichtige Notiz aus Clemens von Alexandrien (Strom. I. p. 304) vermißt, derzufolge die delphische Sibylle von den Musen selbst erzogen wurde, nach ihrem Tode aber ihr Gesicht an den Mond abgab, und aus ihrem Grabe Kräuter wachsen ließ, von deren Genuß die Thiere in ihren Gingeweiden solche Zeichen empfangen, als resseberlich sind, und daraus bei Thieropfern wahrsagen zu können. Eben so seltsam, obgleich wieder einem ganz andern Gebiete der Einbildungekraft angehörig, ist das fabulinische

Digitized by Google

Fragment, welches Joh. Nicelius edirt hat (vergl. Nehring oracula Sybill. 422 f.), demzufolge einst die Römer Boten aussandten zu der Sibylle Kassandra (der berühmten Trocrin), um von ihr die Zukunft zu erkunden. Da heißt es weiter, seyen sie unterwegs alle in Schlaf versunken und alle hätten übereinstimmend den gleichen Traum gehabt, indem sie neun Sonnen am Himmel sahen, jede von einer andern Farbe und mit ganz andern Zeichen, worin ihnen die Sibylle die neun Zeitalter, die Rom noch erleben sollte, versinnbildlichte. — So unbestimmt die meisten Namen der Sibyllen sind, so auch ihre bildliche Charakteristik. Aus den zahlreichen Gemälden von Sibyllen, die aber alle der spätern Zeit angehören, erhellt, daß die Maler zweierlei Programmen gefolgt sind, deren Redaktion bei einigen übereinstimmt, bei andern aber sehr abweicht. Genialere Maler verfuhren überdieß ganz willkürlich, Michel Angelo z. B. drückte die stärksten Gegensätze von Alter und Jugend, Kraft und Milde unter ihnen aus, während Raphael alle Sibyllen beinah auf dieselbe Weise in höchster Schönheits- und Geistesfülle idealisirte.

Wir sind sehr begierig auf die Fortsetzung dieses schätzbaren Werkes.

2) Die mittelalterliche Kirchenbaukunst in England. Von M. H. Bloram. Nach der 7ten Auflage übersetzt mit Anmerkungen nebst 56 Tafeln. Leipzig, Haendel, 1847.

Man erhält durch dieses verhältnißmäßig kleine Werk doch eine sehr gute Uebersicht über das ganze Gebiet der mittelalterlichen Baukunst in England, über den Einfluß der kontinentalen Baukunst auf die englische sowohl, als über die Eigenthümlichkeit des englischen Styles. Die zahlreichen Abbildungen (215 Figuren) bieten der Vergleichung alle charakteristischen Formen in ihren allmähligen Modifizirungen dar, im ganzen Entwicklungsgange der Architektur von dem ältesten, einfachsten und strengsten bis zu dem spätesten, überladensten und willkürlichsten Style. Dabei ist mehr auf die Grundlinien, als auf die Verzierungen Rücksicht genommen, theils weil in ihnen das eigentlich Charakteristische liegt, theils weil in England die Ornamentik überhaupt nie so stark überwog, wie auf dem Kontinente.

Bloram hat sieben Perioden oder eigenthümliche Style der englischen Baukunst im Mittelalter festgestellt:

den angelsächsischen,
den normännischen,
den halbnormännischen,
den frühen englischen,
den dekorativen englischen,
den perpendikulären englischen,
den englischen Verfallstil.

Die beiden ersten sind nichts anderes als Modifikationen des bei uns jetzt romanisch genannten Styles, wobei zu bemerken ist, daß sich das in diesem Style noch bemerkliche byzantinische Element in England viel weniger zeigt, als auf dem Kontinent. Besonders vom Kuppelbau, der den byzantinischen Styl vorzugsweise charakterisirt, finden sich in England kaum Andeutungen. Indeß glaubt der Uebersetzer mit Recht, man soll den anglonormännischen Styl unter dem romanischen begreifen und nicht unnöthig zu viele Baustyle unterscheiden. Dasselbe gilt auch von den nächstfolgenden Stylen Blorams, die wieder nur Modifikationen des gothischen sind. Nur der von Bloram sogenannte perpendikuläre Styl tritt aus dem Verfall des gothischen als specifisch englisch ziemlich auffallend hervor. Es wird nämlich „wegen des Hauptbestrebens, Fenster zu verjüngen, in England der erste Schritt zum Verfall, vorzüglich in den Giebelverjüngungen und im Stabwerk erblickt, daher auch nehmen die Engländer die Bezeichnung der ersten Verfallsperiode von diesem Stabwerke her und nennen sie den perpendikulären Styl, weil in ihr die Stäbe nicht wie früher sich am Anfang des Gebiets zu geometrischen Figuren vereinigten, sondern in vertikaler Richtung bis an den innern Bogen emporzusteigen begannen.“ Dieß gibt allen Gebäuden auf einmal ein skelettartiges Ansehen. Es erscheint übrigens schon in einer Neigung des ältern englischen Bausyls zu schmalen und langen Fenstern motivirt. Das Auge des Briten gefällt Lanzetbogen, die angelsächsischen schmalen Doppelfenster deuten schon darauf hin. Auch entspricht der perpendikuläre Styl im Allgemeinen der größern Einfachheit und Keuschheit, durch welche sich die englische Bauweise zu allen Zeiten von der übrigeren des Kontinents unterschieden hat. Wenn nämlich die Engländer auch den gothischen Styl zur Zeit seines schwelgerischesten Reichthums auf ihre Insel übertrugen, so schnürten sie doch die Fülle der Formen sogleich durch jene perpendikulären und parallelen Linien gleichsam wieder ein und zwangen die freien und pflanzenhaft auswachsenden Ornamente, sich in Reih und Glied zu stellen, wie die Säulen des Basalts oder wie Orgelpfeifen.

Bloram verfolgt jeden Styl in seinen Einzelheiten, worauf wir hier nicht eingehen können. Das Werkchen ist so praktisch eingerichtet, daß sehr zu wünschen wäre, wir erhielten auch über die Baukunst in Deutschland ein ähnliches kurzes, bündiges und auch eben so ökonomische Art illustrirtes Werk. Es fehlt uns nicht an größeren und kostbaren Bilderwerken, aber sie machen ein Werk, wie das vorliegende, keineswegs überflüssig.

3) Handbuch der Kunstgeschichte von Professor Dr. Franz Kugler. Zweite Auflage. Mit Zusätzen von Dr. J. Burckhardt. Erste Lieferung. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1848.

4) Atlas dazu. Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges. Begonnen von August Voit in München. Fortgesetzt von Dr. Ernst Guhl und J. Caspar in Berlin. Zweite Lieferung. Daselbst, 1847.

Wir wollen nur auf das Erscheinen dieser lehrreichen Arbeiten aufmerksam machen, die dem Künstler, wie dem kunstliebenden Laien die vielseitigste Orientirung in der Kunstgeschichte gewähren; wobei wir uns vorbehalten, wenn sie weiter gediehen seyn werden, ausführlicher über sie zu sprechen.

Memoiren.

Napoleon und Marie Louise. Geschichtliche Erinnerungen von Baron von Meneval, Sekretär Napoleons und der Kaiserin Regentin. Aus dem Französischen von Diezmann. Drei Bände. Leipzig, Thomas, 1847.

Diesen Memoiristen zeichnet eine unter Franzosen seltene Bescheidenheit aus, eine Eigenschaft, die ihm übrigens Napoleons

Digitized by Google

Gunst in hohem Grade erwarb. Der Spekulationsgeist, die Arreganz und die Schwatzhaftigkeit Bouriennes waren Napoleon verhaßt und unausstehlich; indem er Meneval zu dessen Nachfolger als geheimen Kabinetssekretär ernannte, traf er eine ganz angemessene Wahl, denn Meneval war bei großem Fleiß immer schweigsam und schüchtern und legte eine gewisse Jungfräulichkeit so wenig ab, daß er sogar nie einen Titel oder dergleichen verlangte.

Solche Charakterzüge müssen für den Verfasser einnehmen. Er erzählt auch vollkommen anspruchslos und ohne die Medisance, die sonst die Würze der Memoiren zu sein pflegt. Als junger Mensch kommt er zuerst in die Dienste Joseph Bonapartes und schildert auf eine sehr anziehende Weise dessen poetisches Landleben auf dem Schlosse Mortefontaine. Es wimmelte hier von schönen und geistreichen Damen, von Helden, Dichtern und Gelehrten. Neben der Frau von Staël unterhielt der alte Dichter Casti und Chateaubriand die Gesellschaft. Auch bedeutende Staatsmänner fanden sich hier ein, unter andern der österreichische Gesandte, Graf Cobenzl. „Herr von Cobenzl kannte unsere Dichter auswendig, namentlich unsere Dramatiker; er repetirte komische Scenen mit fast künstlerischer Begeisterung; er organisirte Spiele, Räthsel, oder Tableaux, worin er immer eine Rolle übernahm und worin die Schwestern des ersten Konsuls die Hauptrollen hatten. Herr von Cobenzl sprach das Französische ohne alle fremde Accentuation; er hatte vom Deutschen nichts als den Namen. Ob er gleich schielte, dick, fett und klein war, so waren seine Manieren doch ungezwungen und angenehm. Seine Unterhaltung hielt sich im Allgemeinen oberflächlich und strömte über von witzigen Gedanken; sein Geist war mehr erfinderisch als tiefeindringend. Er affektirte eine Lebhaftigkeit und eine Gleichmäßigkeit der Stimmung, die ein plötzliches Versinken in Gedanken oft Lügen strafte. Er hatte kaum die Erzählung einer lustigen Anekdote vollendet, als seine Züge unbeweglich wurden, Ernst an die Stelle des Lachens trat, sein unsicherer Blick still stand wie eine Maschine, deren launenhafte Bewegungen plötzlich ohne sichtbare Ursache aufhören. Dadurch, daß er sich den Schein gab, von Allem entzückt zu sein, jeden Vorschlag gerade so zu finden, als sei es, was er selbst gewünscht hätte, verursachte er der vortrefflichen Madame Joseph Bonaparte eine wahre Pein, da sie niemals eine Vorliebe für irgend etwas in ihm entdecken konnte."

Meneval wurde von Joseph seinem großen Bruder empfohlen und trat sogleich die Arbeit im Kabinet an. Da Napoleon nur einen Sekretär um sich duldete, und ungeheuer viel und rasch diktirte, war die Aufgabe für unsern jungen Mann nicht klein. Er hatte aber das Vergnügen, indem er immer um Napoleon war, ihm sogar aufs Land, auf Reisen und in alle Feldzüge folgte, nicht nur Napoleon selbst, sondern auch die ausgezeichnetsten Männer, die mit ihm in Berührung kamen, ganz in der Nähe zu beobachten. Unter den vielen Besuchen, die der erste Konsul empfing, war auch Canova, der seine Statue auszubreiten, ihn aber durch allzu schmeichelhaftes Drapiren sich selbst unähnlich machte. „Als Kunstwerk betrachtet, mag die Statue sehr schön sein, aber die Unähnlichkeit des Kopfes, und daß er unbedeckt war, mißfiel dem Kaiser; sie wurde in den Louvre gebracht und nicht ausgestellt. Dieß ist die nämliche Statue, welche von Lord Wellington gekauft oder von der Regierung von 1815 ihm geschenkt worden ist. Sie wurde als Siegestrophäe nach England geführt, wo sie an einem ihrer nicht eben würdigen Orte und auf eine Weise aufgestellt worden ist, die dem Zartgefühl des Siegers wenig Ehre machen. Einer unserer Bildhauer, gleich ausgezeichnet durch sein seltenes Talent als durch seine französischen Gesinnungen, kam eines Tages von einem Spaziergange nach London zurück und sah einige Personen an der Thür eines Hôtels stehen bleiben. Die Neugierde zog ihn näher; wie groß war sein Erstaunen, in dem Gegenstande, der die Neugierigen anlockte, Canova's schöne Statue Napoleons zu erkennen, die am Fuße einer Treppe aufgerichtet, als Kleiderhalter diente!" Von solchen kleinen Zügen wimmelt das Buch des Herrn von Meneval. Hier eine artige Anekdote von der Krönung Napoleons. Als Napoleon um die Hand Josephinens warb, machte ein Herr Naguideau dieser Dame Vorstellungen, sie solle sich doch nicht mit einem armen Offizier vermählen, der nichts habe, als seinen Degen. Als nun Napoleon Kaiser wurde und im vollen Krönungsornat den großen Diamanten (den man den Regenten heißt) als Degenknopf führte, ließ er Naguideau kommen und sagte ihm: „Da sehen Sie meinen Degen." Damals soll er auch zu seinem Bruder Joseph gesagt haben: wenn unser Vater uns so sehen könnte!

Auf dem österreichischen Feldzug 1809 begegnete Napoleon eine komische Verwechslung, wie dem Ritter im Käthchen von Heilbronn. Indem er nämlich zwei Briefe zugleich, einen an den Kaiser von Oesterreich, den andern an den Kaiser von Rußland abfertigte, verwechselte er die Adressen und Graf Bubna eilte mit dem russischen Briefe zum Kaiser Franz. Die nachjagenden Kouriere holten ihn indeß glücklich noch ein.

Meneval genoß so sehr Napoleons Vertrauen, daß dieser ihn allein mitnahm, als er der Kaiserin Josephine seinen Entschluß kundthat, sich von ihr zu scheiden. Diese und ähnliche Scenen, zu denen die Scheidung Veranlassung gab, werden hier sehr ausführlich beschrieben, so wie nachher alle Einzelheiten beim Empfang der neuen Kaiserin Marie Louise, deren Sekretär Meneval wurde, da er, zumal nach den Strapazen des russischen Feldzuge den anstrengenden Dienst in Napoleons Kabinet nicht mehr aushalten konnte. Die erste Begegnung Napoleons und seiner kaiserlichen Braut in Compiegne, die weitern Feierlichkeiten, dann namentlich wieder die schwere Geburt des jungen Königs von Rom treten in Herrn von Menevals Buch besonders charakteristisch hervor. Dann viele häusliche und sentimentale Scenen, z. B. wie die geschiedene Kaiserin Josephine sich ohne Wissen der Mutter einmal heimlich den kleinen König von Rom bringen ließ und mit Küssen und Thränen bedeckte, oder wie Napoleon den Knaben mit sich in sein Zimmer nahm und auf die am Boden ausgebreiteten Landkarten setzte, wo denn das Kind seine militärischen Kombinationen nicht wenig störte ꝛc.

Dann folgt ziemlich ausführlich die Geschichte der Regentschaft Marie Louisens, wobei viele Korrespondenzen mitgetheilt werden, ferner die Geschichte ihrer Flucht und der Arrangements, durch welche sie ihrem Vater wieder zugeführt wurde, ihres Aufenthalts in Wien und in den Bädern von Aix, wo zum erstenmal Graf Neipperg viel um sie war, welcher sie nachher nach Parma begleitete. Im letzten Theil des Werkes mischen sich Anbewungen ein, die nicht ganz frei von französischem Neide scheinen und nicht mehr zu dem unbefangenen Charakter des ersten Bandes passen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10. Dienstag den 8. Februar 1848.

Neueste Werke über Frankreich.

1) Geſchichte der Girondiſten. Von A. von Lamartine. Aus dem Franzöſiſchen von G. Diezel und G. Fink. 4ter bis 8ter Band. Baden, Zehnder, 1847.

Wir können nicht umhin, nachdem wir uns in unſern vorjährigen Blättern über die erſten Bände ausſprachen, noch einige Bemerkungen über die folgenden anzuknüpfen. Herr von Lamartine hat ſeinem Werk nicht nur den Zauber ſeiner überaus maleriſchen Darſtellungsgabe verliehen, ſondern er wird auch höchſt belehrend für die Gegenwart durch die treffliche Charakteriſtik der Parteien, welche nie eigentlich aufgehört, ſondern nur geruht haben und deren Bewegung jetzt wieder zu beginnen ſcheint, wenn auch nicht gerade in Frankreich oder wenigſtens dort nicht allein.

Empfindſamen Seelen empfehlen wir die rührenden Schilderungen der königlichen Familie in ihrem Sturz, im Kerker und auf dem Schaffot. Herr von Lamartine hat alles geleiſtet, was von einem ſo traurigen Gemälde zu erwarten war. Von größerem politiſchen Intereſſe ſcheinen und dagegen die Schilderungen des Parteikampfs unter den ſiegenden Republikanern, namentlich die des Aufſchwungs und Uebermuths, der Täuſchungen, Verirrungen und des kläglichen Untergangs der Girondе; dann die des Terrorismus unter Redespierre. Faßt man alle dieſe Parteikämpfe unter einen allgemeinen Geſichtspunkt, ſo ſtellt ſich zweierlei heraus.

Einmal die raſche und immer ſteigende Erhitzung des Volks, die nach einem förmlichen Naturgeſetze unaufhaltſam wuchs, bis ſie den Kulminationspunkt erreicht hatte. Während dieſer Steigerung war das Thermometer des Volksherzens der einzige politiſche Maaßſtab. Wer nur um fünf Grade erhitzt war, wurde alsbald als ein Gemäßigter oder Mann des Rückſchritts von denen verfolgt, welche zehn Grad Hitze ertragen konnten; dieſe ſelbſt erfuhren aber bald das nämliche Schickſal von denen, welche fünfzehn Grad Hitze ausheilten, und abermals wieder dieſe von noch heißeren Naturen, denen zwanzig Grad die natürliche Temperatur ſchien. Als aber der höchſte Grad erreicht war, deſſen überhaupt die Franzoſen fähig waren, trat am 9. Thermidor die Witterungsveränderung ein, welche die Gluth plötzlich wieder kühlte und nun ſchien bald eine Temperatur von fünfzehn, dann von zehn, dann ſogar von fünf Grad zu heiß, und die nämlichen Männer, die vor dem 9. Thermidor für zu gemäßigt galten, wurden nach ihm bald als Exmegrite ausgeſchrieen und verfolgt. Hieraus ergibt ſich, daß man in der Beurtheilung der revolutionären Charaktere ſehr behutſam ſeyn muß. Oft fand ein ehrlicher Mann in der Revolution nur deßfalls und inſofern Gegner und Verfolger, als er das Unglück hatte, mit ſeinem angeborenen und unabänderlichen Temperaturgrade in eine heißere oder kühlere Periode zu fallen. Oft erbeulichte aber auch ein unehrlicher Mann die Hitze, welche die Umſtände von ihm zu verlangen ſchienen, und ſpielte den Zornigen, Grauſamen und Unbarmherzigen bei innerer Feigheit. Hierin liegt der Hauptſchlüſſel zur Charakteriſtik der Konſtitutionellen, Girondins und Jakobiner. — Man darf übrigens durchaus nicht glauben, daß jene große und allgemeine Erhitzung des Volks ein Machwerk weniger Verbrecher geweſen wäre. Es wirkten tauſend Urſachen zuſammen, das Volk allmählig ſo weit in Wuth zu verſetzen, die Wuth wirkte dann aber fort wie eine Epidemie, ohne daß es von Einzelnen abgehangen hätte, ſie zu leiten. Das beweiſt am klarſten Danton, der trotz ſeiner unermeßlichen Popularität doch nicht im Stande war, den einmal entfeſſelten Volksgeiſt wieder zu zügeln, während es ſpäter viel unbedeutenderen Leuten gelang, das Volk zu leiten, als es wieder abgekühlt war.

Zweitens muß man bei der Beurtheilung der franzöſiſchen Revolution den Geſichtspunkt feſthalten, daß das Streben nach dem Ideal eines Rechtsſtaats und gar einer ſogenannten Tugendrepublik immer nur eine Illuſion war, als deren Opfer alle fielen, die ſie hegten, während nur der grobe Realismus und nur durch die ſchlechteſten Mittel triumphirte. Es iſt beſchämend für die Menſchheit, daß ſie das Streben nach dem Idealen mit ſo viel Hohn abweiſt und mit ſo viel Rechheit beſtraft, allein was hilft alles Klagen, man kann einmal die Thatſache nicht leugnen. Ludwig XIV. und XV. herrſchten unumſchränkt und betteten ſich im weichen Pfuhl ihrer Laſter ungekränkt; kaum gelangte Ludwig XVI. zur Regierung und bemühte ſich auf die edelſte Weiſe, der Noth des Volks abzuhelfen und das früher Verſäumte nachzuholen, ſo fiel ſein Kopf auf dem Schaffot. Die Konſtitutionellen, die edelſten und gebildetſten Freunde der Freiheit, wurden nach ihm die erſten Opfer; dann die Girondе, von der die Geſchichte kein anderes Zeugniß ablegen kann, als: ſie kam empor durch die Laſter, die ſie mit den Jakobiner theilten oder zu theilen ſchien und ſie ging unter durch die Tugend, welche ſie von jenen unterſchied. Selbſt Danton und Redespierre unterlagen nur, der eine weil er endlich den Hinrichtungen Einhalt thun, der andere weil er ein Reich der Sittlichkeit und Tugend wollte. Niemand triumphirte und blieb aus dem allgemeinen Morde übrig, als die ſchlauen Egoiſten und gänzlich Prinziploſen, unter denen dann ein glücklicher Soldat den eben geſtürzten Thron wieder aufrichtete. Die franzöſiſche Revolution war ein Verſuch der Tugend, ſich der Tyrannei des Laſters zu erwehren, aber die Tugend bewies nur ihre Ohnmacht und fiel unter ein noch viel härteres Joch.

Digitized by Google

Vergleicht man die beiden hier aufgestellten Gesichtspunkte unter sich, so begreift man leicht, daß die steigende Erbitterung der Nationen dem Siege der Keerupirten über die Tugend zu Statten kam. Indem selbst die Gemüther sich zu sehr erhitzten, schienen sie die Grausamkeit zu rechtfertigen, die Andere bis zur Bestialität trieben. „Laß dich den Bösen bei einem Haar fassen, und du bist ein auf ewig," galt vorzüglich von den Girondisten. Indem sie ihr Herz verhärteten und grausamer erschienen, als sie eigentlich waren, rechtfertigten sie allen folgenden Greuel der Jakobiner. So gegen überall in der Revolution die gemeinen und schlechten Seelen Nutzen von den vorübergehenden Schwächen, Täuschungen und Sünden der besseren und edleren Seelen. Die Gemeinheit und Rohheit, ihrer Niedrigkeit und Verworfenheit sich wohl bewußt, saß lauernd im Winkel der Revolution und harrte jeder Gelegenheit, die Männer von Bildung und Seelenadel auf einer Schwäche, auf einem Irrweg zu ertappen, und kaum war ihr dieß gelungen, so brach sie hervor in all ihrer Frechheit: wie Pöbel sind so gut wie diese, wir Pöbel sind besser, wie diese, wir Pöbel sind allein die Nation!

Um unter hundert Beispielen nur eins anzuführen, welches zeigen kann, wie die steigende Erbitzung die Revolution auch von einer Steigerung der moralischen Schlechtigkeit begleitet war, wollen wir nur an St. Just und Thomas Payne erinnern. Als der Konvent den König vernichtete, affektirte St. Just bereits eine Gewohnheit republikanischer Denkweise, die mit dem tausendjährigen Bestande der französischen Monarchie und der Neugebackenheit der französischen Republik in grellem Kontraste stand. Er wunderte sich, wie man sich mit einem so gleichgültigen Ding, als ein König sey, so lange beschäftigen, wie man diese geringfügige Sache so wichtig nehmen könne. „Diejenigen, welch die gerechte Strafe eines Königs als etwas Wichtiges ansehen, werden niemals eine Republik gründen. Wir machen dem Könige nicht den Prozeß, weil er ein schlechter König war, sondern weil er überhaupt ein König war. Man kann nicht schuldlos herrschen, die Herrschaft selbst ist das Verbrechen; also wozu die vielen Umstände!" Durch eine solche Sprache eines noch sehr jungen Franzosen ließ sich nun aber wieder Thomas Payne, der, obgleich Nordamerikaner, seines literarischen und politischen Ruhms wegen in den Konvent gewählt worden war, seinerseits steigern. Er wollte als Nordamerikaner doch im Republikanismus nicht hinter einem jungen Franzosen zurückbleiben und stimmte daher für den Tod des Königs in Ausdrücken, die, indem sie ihm zur ewigen Schande gereichen, die Temperatur der Stunde aufs genauste bezeichnen. „Payne war während der Zeit, da er sich als Abgesandter in Paris aufhielt, um Frankreichs Hülfe zu Gunsten Amerikas anzuflehen, von dem König mit Gnadenbezeugungen überhäuft worden. Ludwig XVI. hatte der jungen Republik sechs Millionen zum Geschenk gemacht. Dieses Geschenk des Königs war in die Hände Frankline und Paynes niedergelegt worden. Die Erinnerungen an die frühern Wohlthaten hätten also den Mund dieses Philosophen verschließen müssen. Seine Vergangenheit wachte ihn zum Richter unfähig, wenn je seine Dankbarkeit seine Gewalt über ihn hatte. Er besaß weder das Gedächtniß noch die Schicklichkeit seiner Lage. Da er sich auf der Rednerbühne französisch nicht auszudrücken vermochte, schrieb er an den Konvent einen in seinen Ausdrücken unedeln, in seiner Absicht grausamen Brief und ließ ihn hier verlesen, eine lange Beschimpfung dir er in die Tiefe des Kerkers dem Manne zuwarf, dessen großmüthige Unterstützung er vormals gehofft, und dem er die Rettung seines eigenen Vaterlandes verdankte. — „Als Individuum betrachtet, verdient dieser Mensch die Beachtung der Republik nicht; aber als Mitschuldiger der Verschwörung gegen die Völker müßt Ihr ihn richten, sagte Payne. Was die Unverletzlichkeit betrift, so muß man diesen Grund nicht mehr anführen: Seit in Ludwig XVI. nichts anders als einen Menschen von beschränktem Geist, schlecht erzogen wie alle seines Gleichen, häufigen Ausschweifungen in der Trunkenheit unterworfen, wie man sagt, einen Menschen den die konstituirende Versammlung unklugerWeise wieder auf einen Thron setzte, für den er nicht geeignet war." — In solchen Ausdrücken erschall die Stimme des von Ludwig XVI. befreiten Amerika in den Kerker Ludwigs XVI.! Ein Amerikaner, ein Bürger, ein Weiser forderte, wenn nicht den Kopf, wenigstens die Schmach des Königs, der mit den französischen Bajonetten die Wiege der Freiheit seines Landes beschützt hatte. Die Undankbarkeit drückte sich in Beschimpfungen aus. Die Philosophie würdigte sich in Paynes Sprache unter den Despotismus herab. Frau Roland und ihre Freunde spendeten der republikanischen Derbheit dieses Akts und dieser Ausdrücke ihren Beifall. Der Konvent beschloß einmüthig den Druck dieses Briefes. Das öffentliche Gefühl empörte sich ganz leise. Jedermann fand es eher zu Ludwig XVI. zu hassen, als dem Apostel Amerikas und dem Freund Franklins."

Wenn nun selbst Frau Roland und die Girondisten solchen grausamen Rohheiten und eigentlichen Plattheiten ihren Beifall schenkten, weil sie im stubierten Hasse gegen das Königthum sich selbst gegen alle Gerechtigkeit und Billigkeit verblendeten, mit welchem Recht konnte diese Partei später sich über die Missethaten der Jakobiner beklagen?

Sehr interessant ist in Herrn von Lamartines Werk vor allem die Entwicklung des Charakters und der Politik Robespierres, der als der fuchtbarste und unbarmherzigste Feind der Girondisten denselben im Grunde viel näher stand, als dem gegenannten Berge. Es ist ein Verdienst Lamartines, diesen fast immer zu sehr unter- oder überschätzten Charakter richtiger gewürdigt zu haben. Vor allem wird entschieden festgestellt, daß Robespierre ein Fanatiker und kein Intrigant war, daß er fest an die Wahrheit dessen glaubte, was er sagte und Opfer dieser Wahrheit wurde, und daß er nur um seines Konservatismus und seiner Mäßigung willen gefallen ist, nicht als Terrorist. Hätte Robespierre die Volksgunst benutzen wollen, so würde ihm die Diktatur nicht entgangen seyn, aber er verabscheute sie. „Robespierrer der jüngere, Saint-Just, Couthon, der Italiener Buonarotti, Lebas, einige junge Mädchen mit ihrem nahen Patriotismus, einige arme und redliche Handwerker, einige durch die demokratischen Doktrinen fanatisirte Anhänger waren der ganze Hof Robespierres. Das Haus eines Redeiters war fortwährend sein Palast. Es war die Schule einer Philosophen, nicht das Gepränge eines Diktators." Robespierre sah in den Genüssen und Lastern des alten Hofes und der alten Aristokratie, so wie in der Sittenlosigkeit und in dem Atheismus der Schriftsteller, welche dem alten Hofe und der alten Aristokratie geschmeichelt hatten, das ganze Verderben Frankreichs, und dagegen in dem armen, ehrlich und sittenrein gebliebenen gemeinen Manne die einzige Hoffnung Frankreichs. Seine fanatische Seele verlangte nun den Untergang aller jener alten Korruptionen und die ausschließliche Herrschaft dieser bürgerlichen und ländlichen Tugend. Daher sein unerbittlicher und festematischer Haß gegen alle, die obgleich dem dritten Stande angehörig und jetzt im Rath der Nation sitzend, doch heimlich oder öffentlich die schlechten Sitten der alten Aristokratie fortsetzten. Aus diesem Grunde verfolgte er mit tödtlichem Hasse den brutalen und sinnlichen Danton, der zugleich sein einziger Nebenbuhler in der Volksgunst war, und mit ihm alle die, welche, obgleich eifrige Republikaner und Schreckensmänner, doch lieber plünderten und in dem geraubten Gut der Reichen schwelgen, als, wie er es verlangte, nüchtern arbeiten und

Digitized by Google

sittlich pedantisch leben wollten. Er begriff sehr wohl, daß die Genußsucht emancipirter Sklaven der Freiheit gefährlichster Feind sey.

Von einer Religion im alten Sinn des Volks konnte zwar bei Robespierre nicht die Rede seyn, aber er verehrte doch wenigstens in einem kahlen Deismus die ewige Vernunft als Être suprême, und hielt die ganzbare Religionsspötterei für eine aristokratische Untugend und Beschönigung der Unsittlichkeit. Anstatt dem Laster Privilegien zu gestatten, lud Robespierre seinen einfachen Republikanern strenge Pflichten auf. Darunter gehörte denn auch namentlich die Nüchternheit, Schamhaftigkeit, Treue in der Ehe ꝛc. Als nun mitten unter den wildesten Anarchisten des niedrigsten Schlages genau dieselben Laster wieder auftauchten, die früher in der höheren Gesellschaft geherrscht hatten; als Chaumette, Cloots ꝛc. die christliche Religion abschafften, als Hebert die Sprache der Bordelle in die Politik und allgemeine Konversation einführte, als sich weibliche Klubbs bildeten, deren Mitglieder mit ungeheuren Kokarden auf den rothen Mützen und in rothen Hosen durch die Straßen liefen und alle ehrbaren Frauen und Mädchen, die sich noch nicht zur Höhe des Bordells erhoben, insultirten, als man halbnackte Vernunftgöttinnen in den Kirchen herumführte, auf die Altäre stellte, anbetete, umfang und der Reihe nach abküßte, * da empörte sich das sittliche Gefühl in Robespierres Brust und er trat dem Unwesen mit solchem Muth entgegen, daß alle Köpfe der Schuldigen fallen mußten. Aber er bereitete sich dadurch selbst den Untergang, denn von nun an gelang es seinen Feinden, ihn als einen Mystiker und religiösen Schwärmer lächerlich zu machen und dadurch den Zauber seiner Größe zu schmälern.

Die höchste Meisterschaft der Auffassung und Darstellung bewährt Herr von Lamartine in der Schilderung der letzten Katastrophe Robespierres. Es lag in Robespierres System, nachdem er Frankreich nach seinem Sinn von dem Lasterhaften gereinigt hatte, nunmehr ein Reich des Friedens und der Eintracht unter den wahren einfachen und biedern Republikanern zu begründen. Er selbst sehnte sich innig nach dieser Ruhe der künftigen Tugendrepublik, des Musterstaates für alle andern Staaten. Er glaubte auch wirklich, nach dem Untergange der beiden Faktionen Dantons und Heberts sey die Zeit gekommen, den altjubelhaftgespannten Bogen des revolutionären Schreckens wieder abzuspannen. Aber seine heimlichen Feinde stellten sich, als merkten sie seine Absicht nicht, übertrieben seine frühere Strenge und Härte, als ob sie nur in seinem Sinne und gleichsam auf seinen Befehl handelten und machten ihm Angst, wenn er jetzt plötzlich zur Mäßigung übergehe, werde er verdächtigt werden und untergehen, wie unter ganz ähnlichen Umständen Danton. Deßhalb glaubte er wenigstens noch warten zu müssen und begnügte sich, aus dem Wohlfahrtsausschuß, der die grausamen Hinrichtungen verfügte, wegzubleiben, um keine Verantwortlichkeit für sie zu übernehmen und um später gegen den Wohlfahrtsausschuß und seine Uebertreibungen auftreten zu können. Allein er kam in eine falsche Stellung, indem seine Feinde ihn dennoch nöthigten, zu den unbarmherzigsten und auffallendsten Hinrichtungen seine Zustimmung zu geben. Er benutzte sich dadurch des Rechts, als Gemäßigter aufzutreten, und zeigte sich zugleich seinen Feinden gegenüber schwach. Das waren aber diesselben Feinde, die ihn nachher selbst als den Urheber aller Grausamkeiten im Namen der Menschlichkeit und Mäßigung angriffen. Von beiden Seiten wollte man Mäßigung, aber weil eine Partei vor der andern sich fürchtete, beharrte man noch Wochenlang bei dem Schreckenssystem, ja glaubte es noch steigern zu müssen. Diese Verhältnisse setzt der Verfasser aufs klarste auseinander.

Wir wollen nur eine Scene aus jener ewig denkwürdigen Zeit hervorheben. Robespierres Auftreten gegen Hebert und seine Vertheidigung Gottes zogen die Athesisten hatte dem gestürzten Adel große Hoffnungen erweckt. „Die im Augenblick der Proklamation des höchsten Wesens gefaßten Hoffnungen auf Nachsicht waren eine Falle, in welcher die Royalisten, die Verdächtigen und die Geächteten sich gerne fangen ließen. Man sprach überall nur von der Allmacht des neuen Gremwell oder Monk; von seinen Versuchen, den religiösen Verfolgungen Einhalt zu thun; von seinen Wünschen das Schaffot abzuschaffen; von seinem Genie für Wiederherstellung der Ordnung und von der Regierung oder der Wiedereinsetzung der Regierung, die man im Hintergrunde seiner Gedanken schlummern glaubte. Die zerstreuten Trümmer der religiösen und royalistischen Partei trösteten sich mit diesen Träumen. Die Popularität Robespierres war in diesem Augenblick in der Partei der Opfer vielleicht größer als in der Partei der Henker. Frau von Sainte-Amaranthe wurde dadurch geblendet. Sie wollte nach Paris zurückkehren und ihr Haus den Festen und Vergnügungen wieder öffnen inmitten der allgemeinen Trauer. Sie vertraute auf den Genius Robespierres. Sie brannte vor Verlangen ihn kennen zu lernen, ihn zu verführen und für ihre Grundsätze zu gewinnen.“ Sie zog also, eine der schönsten und reichsten Damen der damaligen Zeit, mit ihrer jungen Tochter, die dem Herrn von Sartines verlobt war, nach Paris. In gleicher Zeit hatte ein altes Weib in einem Winkel von Paris, Katharina Theos, die sogenannte Mutter Gottes, nichts Geringeres verkündet, als daß Robespierre der neue Messias und Weltretter sey. So lange der Haß seiner Feinde diese Dinge noch nicht ans Licht gezogen hatte, war Robespierre selbst wohl zufrieden damit. Er glaubte gewiß selbst, die Katharina Theos habe so ganz Unrecht nicht; er hatte von seiner Mission eine sehr hohe Meinung; was aber die schöne Frau von Sainte-Amaranthe betrifft, so soll er derselben durch seinen Agenten seine Zufriedenheit bezeigt haben, weil es ihm nicht unlieb war, die Partei zu verstärken, welche die Mäßigung und Rückkehr des Friedens wünschte, ohne zugleich den alten Hof zurückzuwünschen. Nun zogen aber seine Neider und Feinde die ganze Sache ans Licht, machten Robespierre lächerlich und verdächtig und gegen die unglückliche Frau von Sainte-Amaranthe vor das Revolutionstribunal. Da hatte Robespierre nicht den Muth, für die Unschuld zu reden, er ließ die Hinrichtung derer, die so arglos auf ihn vertraut hatten, zu. Die ganze Familie, selbst junge Kinder, wurden auf das Schaffot geschleppt. Es war eine der letzten, schrecklichsten Hinrichtungsscenen, die das größte Aufsehen, den tiefsten Abscheu erregte.

Und nicht nur diese ihm so verhaßte und verderbliche Hinrichtung, die er gern verhütet hätte, sondern jede in dieser ganzen Zeit, alles, was der Schrecken Gehässiges hatte, wurde, obgleich von Andern begangen, damals ausschließlich Robespierre zur Last gelegt. „Das Gemetzel (bei der Hinrichtung der Frau von Sainte-Amaranthe, ihrer Kinder und Freunde) regte das Volk gegen Robespierre auf. Das Verbrechen seiner Feinde fiel auf ihn zurück. Man glaubte nicht, daß er in den Ausschüssen so sehr allen Einfluß verloren hatte, daß er ihnen Hinrichtungen erlauben müsse, die er selbst nicht gewünscht hätte. Ganz besonders glaubte man ihn nicht feig genug, um sich Verbrechen gefallen zu lassen, die er mißbilligt habe. [Diejenigen, die auf ihn hofften, waren entmuthet. Seine Freunde waren verblüfft. Seine Feinde schöpften neuen Muth. Er hatte

* Herr von Lamartine erzählt von der sechzehnjährigen Tochter eines Buchhändlers in Paris, die ihrer seltenen Schönheit wegen gepriesen wurde, die Rolle einer Vernunftgöttin zu spielen, bei ihrer Nachhausekunft aber vor Scham starb.

Digitized by Google

ihnen das Geheimniß seiner Schwäche verrathen. Sie verdoppelten ihre Unmenschlichkeit. Sie deckten ihn vierzig Tage lang mit dem Blut, das sie vergossen. Er wagte diese Verdoppelung der Mörderei weder gutzuheißen noch öffentlich von sich zu wälzen. Vergebens lämpfte er sich ab unter der Verantwortlichkeit des Schreckens. Die öffentliche Meinung warf denselben gänzlich auf seinen Namen. Eine schreckliche, unerträgliche, aber verdiente Lage. Eine ewige Lehre für die Volksmänner, auf welche die gerechte Nachwelt alle Verbrechen häuft, gegen die sie nicht zu protestiren gewagt haben."

Nun konnten die, von denen alle jene grausamen Metzeleien ausgingen, den, der sie so gern beendigt hätte, als die einzige Ursache derselben anklagen und selbst die Miene der Mäßigung annehmen. Was waren das für Leute? Der Abschaum aller Parteien, der Rest der sämmtlichen in ihren Führern gestürzten Faktionen, Leute, die zu unbedeutend geschienen hatten, als daß man sie nicht hätte schonen sollen, während alle bessern schon auf der Guillotine ausgeblutet hatten. Unter dieser Hefe gab es feige Heuchler, die vor Robespierre frochen und sich doch gegen ihn verschworen, sobald sie merkten, seine Feinde würden immer zahlreicher und mächtiger und seine Stellung sey bedenklich geworden. Einer, der am servilsten vor Robespierre gekrochen hatte und am tiefsten von ihm verachtet wurde, trat nachher als sein grimmigster Gegner auf. In Revolutionen kann man vor knechtischen Menschen nie genug auf der Hut seyn. Sie allein sind gefährlich." Eine andere Klasse unter den Feinden Robespierres waren die lüderlichen und brutalen Männer, die man als Kommissäre des Konvents zu den Armeen und in die großmüthigen Städte geschickt hatte. „Lange Zeit unumschränkte Prokonsuln, souveräne Gebieten über das Leben und die Beute, konnten sie sich nur mit bitterem Aerger dazu verstehen wieder einfache Deputirte zu werden und unter einem Herrn zu zittern. Die diktatorische Gewalt, welche sie bei den Armeen ausgeübt, die Gewohnheit mitzufechten, der Stolz der Siege, die Dienste, welche sie der Republik geleistet, die Uniform, welche sie an der Spitze unserer Kolonnen getragen, verliehen ihren Entschließungen etwas Martialischeres und Rascheres. In den Lagern lernt man die Rednerbühne verachten. Barras, Freron, Tallien bildeten mitten unter diesen Männern des Worts den Keim und Kern einer militärischen Partei, bereit mit dem Säbel den Knoten des Gewebes zu zerhauen, welches sie immer enger einschnürte. Tallien flößte den Verschwornen Verzweiflung, Freron Rachsucht, Barras Zuversicht ein. Es waren dieß drei Männer der That, für Handstreiche um so geeigneter, je weniger sie den Aberglauben der Gesetze und die Bedenklichkeiten der Freiheit hatten. Verschwörer nach Dantons Bild, in den Revolutionen die Prinzipien vergessend, um darin nur Umstände zu sehen, eifriger auf Gewalt und Genuß als auf Institutionen erpicht, und vom Wunsche beseelt ihre Köpfe um jeden Preis zu retten statt sie ergebungsvoll auf das Schaffot zu tragen, ließen sie ihre ganze Taktik darin bestehen, zu handeln, zuvorzukommen und loszuschlagen." Man sieht, daß hiermit ein großer Wendepunkt in die Revolution eingetreten ist. Das Lager fängt an, auf die Hauptstadt zurückzuwirken, der Soldat findet das Geschwätz des Advokaten langweilig, und ganz von fern erblickt man schon den kleinen Hut des Korsen.

Robespierre behauptete diesen Umständen gegenüber die Konsequenz seines Systems. Obgleich noch immer der geachtetste Bürger in Frankreich, von der Volksgunst in Paris getragen und noch mehr gefürchtet; obgleich angeformt von seinen Freunden, einen Staatsstreich zu wagen, sich zum Diktator zu machen und seine Feinde niederzuschmettern, war er nicht dazu zu bringen, sondern blieb, was er war, einfaches Konventsmitglied und verwarf jeden Gedanken an Ungesetzlichkeit. Nur im Konvent selbst hoffte er durch seine Beredsamkeit seine Gegner zu entlarven und einen gesetzlichen Beschluß gegen sie durchzusetzen. Dadurch aber gab er sich Preis. Das tödte Gesetz konnte ihn gegen die Verschwörung und Gewaltthätigkeit nicht schützen, welche die Andern vorbereiteten. Man kann nicht läugnen, daß dieß edel war im Vergleich zur Handlungsweise seiner Gegner. Auch sein Benehmen am Tage seines Sturzes war edel und ein unwidersprechlicher Beweis, daß er es mit all seinen Irrthümern ehrlich gemeint hat.

Uebrigens war es Robespierre nicht allein, der an die Möglichkeit einer allgemeinen Herrschaft der Tugend glaubte. Auch Condorcet, der unglückliche Philosoph, beschäftigte sich noch im Kerker unmittelbar ehe er das Opfer der Revolution wurde, mit einer Arbeit über die Perfektibilität des Menschengeschlechts. Die Hyänen, Tiger und Affen der Revolution hinderten ihn nicht, doch an eine künftige Verwirklichung des humanen Ideals zu glauben.

Wenn es nicht unbankbar scheinen sollte, an einem Werke, das so reiche Belehrung und so großen Genuß gewährt, etwas auszusetzen, so möchten wir rügen, daß Herr von Lamartine nicht genug allen Eigenschaften des französischen, wie überhaupt menschlichen Charakters Rechnung trägt. Er macht zum Beispiel dem General Dumouriez seinen Leichtsinn zum bittern Vorwurf. Aber ist dieser Leichtsinn nicht echt französisch, und würde in der Geschichte der Revolution nicht eine Lücke seyn, wenn darin ein Charakter, wie Dumouriez, fehlte? Der Geschichtschreiber der Revolution ist verpflichtet, alle Charaktere unparteiisch zu zeichnen, wie Homer, und an das, was natürlich ist, ein nicht zu schweres sittliches Gewicht zu hängen.

Kupferwerk.

Die Völker des Erdballs, nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht geschildert von Dr. H. Berghaus. Mit 150 kolorirten Abbildungen. Zweiter Band. Brüssel und Leipzig, Muquardt, 1847. Groß 8.

Auch dieser zweite Band ist, gleich dem ersten, überaus reichhaltig. Das Auge wird darin zuerst durch die schönen bunten Bilder gefesselt, die uns naturtreue Exemplare der verschiedensten Völkerracen in den mannigfachsten Kostümen zur Anschauung bringen. Es sind immer ganze Figuren, männliche und weibliche abwechselnd, deren elegante Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Der sehr ausführliche Text nimmt, indem er hauptsächlich belehrend ist und das Wichtigste zur Kunde der bildlich dargestellten Völkerschaften beibringt, doch auch wesentlich Rücksicht auf eine angenehme und mannigfachere Unterhaltung, indem er das allzu Systematische vermeidet, zwischen mehr oder minder gebildeten Völkern abwechselt und zahlreiche Sittenzüge derselben aufzeichnet. Es wird keinen Leser reuen, dieses gefällige und lehrreiche Werk durchgesehen zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 11. Sonnabend den 12. Februar 1848.

Dramatische Dichtkunst.

1) Dramatische Dichtungen von Ludwig Uhland. Zweiter Abdruck. Heidelberg, C. F. Winter, 1846.

Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier. Obgleich diese Dichtungen sich keines so glänzenden Erfolges zu erfreuen gehabt haben, als die lyrischen Gedichte Uhlands, so wird doch ihr Werth, wie es scheint, je mehr und mehr dem deutschen Publikum einleuchtend. Die edle, wir möchten sagen sorgfleißige Ruhe, die in ihnen wohnt, vermag das Auge und Ohr nicht in dem Maaß zu bestechen, wie die aufdringliche Effekthascherei forcirter Dramaturgen, aber sie gewinnt zuletzt unwiderstehlich die Herzen. Es ist eine bewunderte Klarheit darin, die sich sehr zu ihrem Vortheil vor dem verlauten Toben unserer modernen politischen Tragiker auszeichnet, und sie ist von einer nachhaltigen Wärme des Patriotismus, ohne daß sie zu bengalischen Flammen die Zuflucht zu nehmen braucht. Wir meinen, unter allen dramatischen Dichtern, welche es in neuerer Zeit unternommen haben, Stoffe aus der deutschen Reichsgeschichte auf die Bühne zu bringen, habe keiner eine so natürliche und wahre Sprache geführt, keiner den deutschen Charakter so richtig aufgefaßt, wie Uhland.

2) Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Michael Beer. Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Das tragische Schicksal des deutschen Ministers in Dänemark ist von Michael Beer auf ergreifende Weise dramatisch behandelt worden und obgleich dieses Trauerspiel schon seit ziemlich langer Zeit erschienen ist, dürfte es doch gerade jetzt ein neues Interesse gewähren, da der Konflikt zwischen dem deutschen und dänischen Element aufs Neue angebrochen ist.

3) Robert Prutz' dramatische Werke. Erster bis dritter Band. Leipzig, J. J. Weber, 1847.

Jeder dieser drei Bände ist mit einer besondern Einleitung versehen, worin der Verfasser mit vielem Wortaufwande sich über die Hoftheaterintendanzen beklagt, die seine Stücke nicht haben wollen zur Aufführung kommen lassen. In solchen Angelegenheiten persönlichen Interesse rügen große Dichter zu schweigen, und wenn ihnen Unrecht geschieht, das Urtheil der Nachwelt zu überlassen. Das laute Gejaut um Mein und Dein ist eines großen Dichters nicht würdig, für den doch Herr Prutz, wie es scheint, gehalten seyn will. — Aus den Einleitungen ersehen wir ferner, daß der Dichter in dem unschuldigen Wahne befangen ist, die historischen Schau- und Trauerspiele der jüngsten deutschen Dichter, zu denen er selber gehört, bildeten eine neue große Epoche der deutschen Poesie, und sie seyen von einem so hohen poetischen Werthe, daß die Hoftheater gar nicht mehr würdig oder im Stande seyen, sie zur Aufführung zu bringen, und daß für sie eigene großartige Volkstheater eingerichtet werden müßten. Das ist etwas stark. Die Hoftheater sind weder so schlecht, noch jene historischen Schauspiele so gut, daß die hier gestellte Forderung irgendwie begründet erscheinen könnte.

An sich ist das Bestreben, vaterländische und große historische Stoffe auf die Bühne zu bringen, sehr achtbar und preiswürdig. Allein es haben sich Poeten dazu gedrängt, denen es an jedem innern Beruf dazu fehlte, welche vielmehr in ihren anderweitigen Schriften eine von französischer Mode und Frivolität beherrschte, dem sittlichen deutschen Ernst durchaus abhelde Gesinnung kund gegeben haben. Dann wieder Andere, welche die Sache bloß aus einem industriellen Gesichtspunkt ansehen. Deßhalb ist denn auch in jenen bühnengerecht gemachten Geschichtsgemälden kein Segen. Das Volk wird nirgends davon ergriffen, und trotz aller Anstrengung der Journale, welche die Dichter entweder selber redigiren, oder in denen sie sich ein gremienloses Lob wechselseitig aufschreiben lassen, wird kein Mensch in die warme Begeisterung versetzt, die einst Schiller im Volke fand. Wir müssen, so leid es uns thut, der Wahrheit die Ehre geben und sagen, alle diese neuen vielgelobten dramatischen Geschichtsgemälde sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, seelenlose Fabrikarbeiten und je mehr sie es Shakespeare und Schiller nachzuthun versuchen, um so verpfuschter. In den wenigen Ausnahmen rechnen wir den Inan d'Autria von Julius Mosen, dessen Charakteristik nicht vortrefflicher seyn kann, und in dessen echt prinzlichem Wesen auf bemerkenswerthe Weise alle die Fehler der falschen Tugendphrasologie und des deklamirenden Idealismus, welche Schiller in Don Carlos beging, vermieden sind.

Die Dramen des Herrn Prutz gehören nicht zu den geringsten an Werth; er ist ein viel zu besitzlätiger Dichter, als daß man ihn mit den eigentlichen, nur auf Mode und Erfolg spekulirenden Dramenfabrikanten unbedingt zusammenstellen könnte. Wie sehr er sich auch durch seine endlose Wortmacherei schadet, so blickt doch durch die vielen Worte immer wieder eine Seele durch. Aber er unterwirft sich seiner Kritik. Ungewarnt durch die verdiente Vergessenheit, in welche die allzu freien Ausschweifungen des romantischen Humors gefallen sind, treibt er die absichtliche Zerstörung der Illusion in seinem „Nach Leiden Lust" bis zur äußersten Ungebühr. Da wird ein poetischer König enthront, lebt in der Verbannung und wird von treuen

Digitized by Google

Freunden wieder eingesetzt. In diese Handlung aber mischen sich, und zwar durch die ganze Länge des Dramas hindurch, Nebenpersonen ein, die so aufgefaßt sind, als sähen sie dem Vorgange nur wie aus einem Parterre zu oder als unterhielten sie sich mit dem Dichter über die Art, wie er seine Stoffe behandelt. Besonders dem Paustae ist alle Gemeinheit der modernen Büchererfabrikation in den Mund gelegt und er schägt in jeder Person und Scene des Dramas nur den Geldwerth, den sie dem Dichter etwa abwerfen kann. Das wäre, einmal gesagt, gut; aber es wiederholt sich beständig und währt durch das ganze Drama, wodurch es fast unerträglich wird. Hier nur eine kleine Probe. Paustae findet den abgesetzten König in der Wüste: „Was mich herführt? Ah liebenswürdiger junger Waldmensch, dieß ist ein trauriges Kapitel! Wissen Sie, hoffnungsvoller Wüstenbewohner, was heißt Konkurrenz? Haben Sie einen Begriff von literarischer Betriebsamkeit? Stoff, junger Waldmensch, Stoff! Da liegt's! Ein Königreich für einen Stoff! Die Literatur ist verbraucht, das Publikum ist erschöpft, Franzosen und Engländer haben uns ruinirt, die billigen Uebersetzungen morden uns. Für zwei Neugeschen einen ganzen Band Mysterien —: fünf Meuchelmorde, sechs Diebstähle mit Einbruch, zwölf Ehebrüche, elf ordinär, einer mit Blutschande, Alles für zwei Neugeschen —: Gott, wer kann damit konkurriren?! — Aber wir müssen nicht aufgeben die Courage, wir müssen leichtschreiben auf das Publikum: lies oder ich morde dich! so lange sich rührt ein Fingerstumpf. Londen, Paris, Konstantinopel, es ist Alles dagewesen; mit Italien bringt man die kleinen Kinder zu Bett — Tepp, ich bin der Mann dafür! In der benachbarten Residenz ist eine Revolution ausgebrochen, sie haben weggejagt einen König — Na, ist es nicht viel, aber doch immer etwas. Ich Kurierpferde genommen, der Erste auf dem Platz, denke, nu soll es recht loegehn — paff da flg' ich! Ist die ganze Geschichte schon wieder vorbei, Alles in Ordnung, der neue König schon gefalbt, Alles verbei und vorüber: da flg' ich! Was anfangen? Das Reisegeld ist ausgegeben, muß der Mensch doch kommen zu seinem Schaden — Gott, da schießt mir das Blättchen! Hören Sie, junger Mann, sag' ich zum Kellner, wie ist mir doch? Ist hier nicht wo die große Wüste in der Nähe? Zu Befehl, Euer Gnaden, sagt der Kellner, ganz bei der Hand, zwanzig Stunden von hier. Eisenbahnen, sag' ich? Ne, sagt der Kellner, bis jetzt noch nicht, bloß erst das Projekt. Eilwagen? Nicht die Spur, sagt der Kellner. Nu schießt's mir, nu rück' ich ihm näher auf den Leib — Also wohl wenig Reisende? sag' ich, und mit den Augen fixir' ich ihn; wenig Verkehr dahin? Keine sterbliche Seele, sagt der Kellner und glotzt mich an. Herr, da hätten Sie sollen sehen meine Person! Aufspringen, den Bengel bei der Kehle packen: keine sterbliche Seele, schrei ich?! Na, sagt der Junge und wird ganz blau: keine sterbliche Seele, auch nicht einmal ein Weinhändler bis jetzt. Auch kein Schriftsteller? schrei' ich und würg' ihn vor Entzücken, ein Bischen, ganz leise, ganz angenehme Würgung: Na, auch kein Schriftsteller, röchelt der Junge — Ueber die Welt, sag' ich: Pferde! Pferde!! sag' ich! Za, sagt der Kellner und retirirte hinter den Schenktisch: da gehn keine Pferde hin, da ist es eine abscheuliche Gegend — Deste besser, sag' ich, desto besser! Ist der Mann dazu, der Paustae .... Und nun ist Paustae hier, mein Herr.

Lenardo.

Aber ich begreife noch immer nicht ihre Absicht?

Paustae.

Waldmensch, Waldmensch, Du hast noch ein sehr unschuldvolles Herz! — Meine Absicht? Na aber die kann ja merken ein Blinder. Eine Wüste, ein völlig neues Land! ein neuer Stoff, noch völlig unberührt von der Literatur: Gott, ich sage Ihnen, es wird geben reißend! Schen der Titel: Aus der Wüste, Kameleritte und Strauspflüge, Briefe eines Weltgereisten — und eine Vignette darunter ... Za, mein bester Herr Waldmensch, da kann ich Ihnen nu nicht helfen, da müssen Sie sich nu lassen schneiden als Vignette in Holz. Auf Ehre, der Titel und die Vignette, die sind allein Werth ihre zwanzig Louisdor, auf Ehre!" Und in diesem Tone geht es Seiten-, ja Bogenlang fort. Das ist eine unendliche Wortmacherei, worin der Witz so breit als immer möglich geschlagen wird.

Der zweite Band enthält das Trauerspiel „Karl von Bourbon." Der Dichter hebt seine Helden auf Kosten der Geschichte. Er läßt ihn nämlich, vom Kaiser Karl V. mit eben so viel Unkunf behandelt, wie von König Franz I., kühn eine selbstständige Stellung nehmen, dem Kaiser sein Heer entführen und Rom erobern, um sich hier ein eigenes Reich zu gründen; woran der historische Karl von Bourbon bekanntlich niemals gedacht hat, indem er nicht das Heer entführte, sondern vom Heer entführt wurde. So sehr von der Geschichte abzuweichen, ist seinem Dichter erlaubt, und Charakter und Schicksal des Helden wären auch ohne diese Zuthat tragisch genug gewesen. Uebrigens hat Prinz in diesem Trauerspiel sich aller der humoristischen Einmischungen enthalten, die im verhinnerwähnten Drama die Hauptsache sind, und den ernsten Fortschritt der Handlung nirgends gehört. Nur die Sprache des Prinzen fällt zuweilen zu sehr aus der tragischen Höhe herab, z. B.:

Und ist das mein Lohn?
Ist das der Siegesspreis, welchen man mir reicht?
Ha Tod und Teufel, so werd' ich belohnt?
Darum der Hölle mich verschrieben? darum?
Mein hell'ges Vaterland verrathen? darum?! —
So sey, wohlan! Dieß ist der Fluch der Zeit:
Den König erst verrieth ich, nun verrath
Der Kaiser mich — gib Acht, gib Acht, ich spiele
Die Karte wohl noch einmal Die zurück!
Was? soll ich dastehn, ein gereellter Aff,
Verlacht, verhöhnt, um meinen Preis betrogen?
Das nicht, das nicht! und ging' es um den Tod
Und meiner Seele ganze Seligkeit! —
Ist dieser Boden von Italien
Nicht heroenlos, die Brust voller Kämpfer,
Von denen keiner größres Recht, als ich?
Auf, auf nach Rom!

Der gereellte Affe ist ein zu niedriges Bild im Munde des Helden. Die Liebe der schönen Diana, die dem Helden folgt, ist rührend; wird aber etwas schleppend, indem sie ihm immer ermahnt und nie etwas ausrichtet. Am Schluß ist die wiederholte Erinnerung an Coriolan im Munde des Helden unpassend, einmal weil er im Angesicht des Todes gewiß an andere Dinge denken sollte, als an eine solche plutarchische Parallele; sodann aber auch, weil der Dichter solche Vergleichungen immer besser dem Leser selber überläßt.

Der dritte Band enthält ein ganz politisches Stück „Erich der Bauernkönig."

Du bringst die Antworten des Reichstags auf die
Anträge, die ich zur Verbesserung
Des Reichs gestellt? — Laß hören, rasch. Mein Vorschlag
Zur Aufhebung der Frohnden —?

Sturz.

Abgewiesen.

Erich.

Mein Auftrag auf gleichmäßige Vertheilung
Der Steuern —?

Sture.

Abgewiesen.

Erich.

Die Befreiung
Der Bauernhöfe von den —

Sture.

Abgewiesen.
Gnädigster Herr, mit Stimmenmehrheit;
Hier sind die Protokolle der Verhandlung.

Erich

(hat ihm die Schriften abgenommen, darin blätternd).

So, so, die Protokolle — Und nicht wahr,
Mit Stimmenmehrheit? Nun denn, Ihr Herrn:
(die Papiere zerreissend.)
Stimm' gegen Stimme — und so sind wir quitt!

Sture.

Was thut Ihr, Herr!?

Erich.

Setzt Euch und schreibt, Herr Sture.

Der König wüthet mit dem Henkerbeil unter dem illiberalen Adel, dann verfolgen ihn die kopflosen Geister der Enthaupteten, aber stolz ruft der ihnen zu:

Ich will Euch ja das Todesopfer nicht,
Das letzte nicht und köstlichste, entziehn,
Ich will ja nicht der Eine'ge bleiben, welcher
Gesündigt hat und wurde nicht gesteaft,
Einst, wenn das letzte Unrecht ward getilgt,
Wenn himmelwärts, mit fruchtbeladnen Zweigen,
Aus den verfluchten Herzen meines Volks
Der Baum der Freiheit blühend sich erhebt:
Dann hier' auch ich mich selbst der Strafe dar!
Dann auf dem letzten Blutgerüste fey
Mein eignes Haupt das letzte, welches fällt!

Ein vollkommnes Pandämonium beschließt das Drama, daß der König von denselben Bauern erschlagen wird, für die er so viel gethan hat. Doch ist der poetische Reich von dem historischen ziemlich verschieden. Der letztere war ein wenig wahnwitzig und handelte in schrecklicher Laune, nie nach einem Prinzip, dahrer er auch nie würde gesagt haben, was ihm der Dichter hier sagen läßt:

Und bötet Ihr
Mir alle Herrlichkeiten dieser Welt
Und alle Kronen aller Könige,
Ja, bötet Ihr mir meine Unschuld wieder
Und meinen friedlich unbefleckten Sinn:
Ich thäte dennoch keinen Schritt zurück
Von allen die ich that! Ich werde sterben,
Ich weiß es, ja! Doch über meinem Grab,
Aus diesem Staub, den ich mit Blut gedüngt,
Ein neu Geschlecht wird in die Höhe wachsen,
Der Freiheit werth, um welche ich gekämpft.

Man kann es nicht wohl gut heißen, daß ein so barbarischer König, wie Erich war, hier zum Träger des modernen Liberalismus gemacht wird.

4) Ein Ungarkönig. Historisches Drama von Karl Hugo. Pesth, Heckenast. Leipzig, G. Wigand, 1847.

Hier wird König Mathias von Ungarn in ähnlicher Weise zum Ideal eines konstitutionellen Königs gemacht, oder strebt wenigstens dem ihm von seinem Ohrim vorgehaltenen Ideale nach, was er in der Wirklichkeit ganz und gar nicht gethan hat. Mathias war ein so blutiger Barbar, als irgend einer im christlichen Mittelalter, und seiner Gewaltthätigkeit und Grausamkeit hielt nur eine seltene Verschlagenheit und List die Waage; beide gebrauchte er zu seinem Vortheil, so daß er an Gesetze und Rechte der Völker niemals dachte, außer wenn es seinem Interesse nutzte. Man darf nur an sein Verfahren in Böhmen und Schlesien denken. Der Dichter hat ihm daher einen sittlichen Zug beigelegt, den er nicht besaß, und ihm dagegen, indem er ihn zu einem bloßen Schüler seines Ohrims macht, die Kraft und Selbstständigkeit seines Verstandes und Willens abgesprochen, die ihn doch wirklich in so hohem Grade auszeichnete. Wir haben zu allen Zeiten die willkürliche Behandlung geschichtlicher Charaktere und Begebenheiten von Seiten der Dichter mißbilligt und können auch heute davon nicht abgehen. Wenn irgend bedeutende Persönlichkeiten in der Geschichte hervortreten, so haben sie schon an sich das poetische Gepräge, welches der Dichter immer nur richtig und fein auffassen, nie aber willkürlich ändern soll.

Zeitgeschichte.

Die geheimen deutschen Verbindungen in der Schweiz seit 1833. Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Radikalismus und Kommunismus. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Basel, Bahnmeyer, 1847.

Eine gute Zusammenstellung der bekannt gewordenen Thatsachen, ohne viel Zuthat von Reflexionen. Unmittelbar nach der Julirevolution sammelten sich in der Schweiz politische Flüchtlinge aus allen Ländern, darunter denn auch viele Deutsche. Mazzini darf als ihr gemeinsames Haupt angesehen werden. Sein loslassler Wahn war, ganz Europa zu einer Republik zu machen, deßhalb nannte er auch seinen revolutionären Centralverein das junge Europa, dem sich ein junges Frankreich, ein junges Italien, ein junges Deutschland, ein junges Polen und auch eine junge Schweiz unterordneten. Ihr Zweck war ein rein politischer, socialistische und kommunistische Ideen traten damals noch nicht entschieden hervor, eben so wenig atheistische. Doch unterscheiden sich die damaligen deutschen Flüchtlinge von den ältern, die nach den Karlsbader Beschlüssen in die Schweiz gekommen waren, durch ein plebejischeres Element. Sie nahmen Handwerksburschen in ihr Vertrauen auf, sie veranlaßten die Gründung von Handwerkerklubbs, während die ältern Flüchtlinge, wenn auch noch so wühlerrepublikanisch, doch von der Volksmasse sich in einer Art geistigen Vornehmigkeit entfernter gehalten hatten. Damals begannen die unsinnigen Maipamphlete und Aufrufe an die deutschen Völker und Heere, sich gegen die Fürsten zu empören.

Als aber die Nichtigkeit all dieses Treibens den Führern selber klar wurde, beschlossen sie ihren künftigen revolutionären Operationen eine breitere Grundlage zu geben, indem sie erst

Digitized by Google

den gemeinen Mann gründlicher bearbeiten wollten. Zu diesem Behuf aber schien ihnen nichts zweckmäßiger, als dem gemeinen Mann seinen alten Glauben zu nehmen. In den geheimen Korrespondenzen, die nachher entdeckt und gedruckt worden sind, kehrt beständig der Satz wieder: wenn das Volk nicht mehr an Gott glaubt, wird es auch an die nicht mehr glauben, die sich von Gottes Gnaden nennen. Eher können wir nicht hoffen, das schwerfällige deutsche Volk in Bewegung zu bringen. Es ist wohl kein Zweifel, daß das Kölner Ereigniß im Jahr 1837, wodurch überhaupt die kirchlichen und antikirchlichen Leidenschaften wieder entflammt wurden, auch viel dazu beigetragen hat, der revolutionären Propaganda in der Schweiz die antikirchliche Richtung zu geben, welche durch den Einfluß der Hegel'schen Schule und der destruktiven Poesie eine atheistische wurde. Schon die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich im Jahr 1839 bezeichnet diese Wendung der Dinge. Später kamen Ruge und Herwegh nach der Schweiz, wurden dort die Bücher von Feuerbach und Bruno Bauer gedruckt. Die revolutionäre Politik verdarg sich ganz im Kirchen- und Religionshaß.

Es wird genügen, um die Partei zu verstehen, wenn wir hier nur eine Stelle aus Feuerbachs, von Marx in einem beispiellos wohlfeilen Nachdruck umgearbeiteten „Religion der Zukunft" mittheilen. „Frage: was hat denn die Religion mit dem Fortschritt zu thun?" — „Antwort: Nichts und Alles. Nichts, weil sie den Fortschritt auf Seiten verachtet, und Alles, weil sie uns am Fortschritt hindert." — „Frage: Auf welche Weise hindert uns die Religion am Fortschritt?" — „Antwort: In ihrem Namen pretigen die Männer des Rückschritts dem Volke Unterwerfung und knechtischen Gehorsam, was der Bestimmung des Menschen entgegen ist" ꝛc. — „Mit unermüdlichem Eifer und nicht ohne bedeutende Opfer strebten die kommunistischen Vereine nach Einfluß durch die Presse. Ein Brief aus Paris an Weitling, begleitet von einer Geldunterstützung von 100 Franken (28. Okt. 1842), fordrt zur Eile an: „Jetzt nur schleunig zum Ende mit dem Buche (wahrscheinlich die „Garantien"), so wirken wir weit wie des Doktor David Strauß Leben Jesu; d. h. es wird das deutsche Wesen bis auf den Grund umrütteln. Daher kein Opfer zegt gespart!... Schicke dem König von Preußen ein Exemplar zu, nur ohne Komplimente!.... Binnen Jahresfrist werden merkwürdige durchgreifende Bücher in Druck kommen; die deutsche Literatur steigt jetzt wie die Fluth nach der Ebbe.... Wir gehen damit um, in Paris eine deutsche Monatsschrift (nicht erklusiv kommunistisch) zu stiften, und dadurch die 80,000 hiesigen Deutschen zur Verbrüderung vorzubereiten."

Die vorliegende Schrift fährt fort, Beweise für die bezeichnete Richtung zu bringen und schließt: „So viel ergibt sich aus unserer bisherigen Untersuchung: Die atheistische Propaganda des jungen Deutschlands in der Schweiz ist das geistige Erzeugniß der jung-hegelschen atheistischen Sekte (Feuerbach, Ruge, Bruno und Edgar Bauer, Herwegh u. a.); in Marx, Dölecke und Standau fand sie die thätigen Organe für die Verpflanzung ihrer Grundsätze in die untern Klassen, zunächst durch Vermittlung der deutschen Handwerker-Vereine in der Schweiz, von denen die Bearbeitung der deutschen Bevölkerung ausgehen sollte. — In Feuerbach und Bruno Bauer verehrte das atheistische junge Deutschland seine Philosophen, in Ruge und Edgar Bauer seine Historiker und Politiker, in Herwegh und Sallet seine Dichter."

Diese Richtung war und blieb aber ausschließlich die der deutschen Revolutionäre. Die französischen wollten vom Atheismus nichts wissen, weil sie sich durch die Beimischung eines solchen Elementes nur selbst zu schaden fürchteten. „Wie Frankreich dieß neue deutsche Phänomen zu würdigen wußte, lernt man aus dem Empfange, der dem demokratischen Atheisten R. dort von Seiten eines der bedeutendsten Republikaner zu Theil wurde. Als R., im Jahr 1843, nach Unterdrückung der deutschen Jahrbücher, in Paris erschien, um ein geistiges Bündniß der deutschen und französischen Republikaner zu ermitteln, trat Louis Blanc ihm mit der Erklärung entgegen: „Sie kommen um mehr als fünfzig Jahre zu spät nach Frankreich; die Zeit der Helvetius und Baron d'Holbach ist vorüber; in Frankreich will man nichts mehr wissen von einer Befreiung der Völker, die mit der Zerstörung der Religion beginnt."

Welchen Einfluß die Deutschen schon früher auf der Universität Zürich erlangten, hat das Jahr 1839 bewiesen. Jetzt unterliegt hauptsächlich Bern diesem Einflusse. „Der Same, den ein Repräsentant der deutschen Demokraten, Wilhelm Snell, als Lehrer des Naturrechts auf der Hochschule zu Bern ausgestreut, ging zu jungen, ehrgeizigen Köpfen, wie die Stämpfli, Niggeler u. a. auf, die sich neben den Ochsenbein und Funk (dem radikalen Nachwuchs der Schnell'schen Schule) an das Ruder drängten, und denen sich die Herzog, Weingart, Wevermann, Schüler, Vogt, Fedderson, Snell — fast alles Mitglieder des ehemaligen National-Vereins, oder des jungen Deutschlands und der jungen Schweiz, so wie die Meisten auch Theilnehmer am Freischaarenzug waren, — eifrig anschlossen, und nun zum Theil im neuen souveränen Rathe Berns als die Berg-Partei auftreten. Wie sich diese jung-radikale Partei in Bern selbst vorzüglich auf die Macht eines Klubs (Barenklub oder Volksverein) stützt, so strebt sie auch darnach die übrigen Kantone unter denselben klubistischen Einfluß zu bringen, durch Organisirung des „Volksvereins" in der ganzen Schweiz, d. h. des Bahnbrechens einer Bundes-Revolution und Einheits-Regierung. Wie weit diese Pläne gediehen werden, muß die nächste Zukunft lehren; gewiß ist, daß diese Allianz des deutschen und schweizerischen Radikalismus sich an vielen Orten der drei stärksten Hebel der Agitation bemächtigt hat: der Presse, durch mehrere Zeitungen in Bern, Basselland, Waadt, St. Gallen, und durch einige Buchhandlungen in Zürich, in Bern, in Lausanne u. a. Durch die Klubbs (Volksvereine) sucht sie sich einen überwiegenden Einfluß auf die Regierungsbeschlüsse und die Besetzung aller Stellen zu sichern. Auf die Schule errang sie einen nachhaltigen Einfluß durch Lehrer ihres Sinnes an Hochschulen (wie Snell in Bern) an Gymnasien, an Seminaren und an den untern Volksschulen durch eine Menge deutscher und schweizerischer Schulmeister."

Im Allgemeinen sind die Schweizer gewiß weit entfernt, jenseits ihrer Grenzen thätig seyn und ihre Privatinteressen einer allgemeinen Weltbewegung zum Opfer bringen zu wollen, doch gibt es unter ihren Häuptern in der That auch solche, die es wenigstens ihrer Politik angemessen finden, den Nachbarn zu drohen. So sagte James Fazy, das gegenwärtige Haupt der Republik Genf, in einer Rede, die er bei dem großen Fest der Genfer und Waadtländer Patrioten am 29. November 1846 hielt: „Wenn einer der Potentaten, die uns umgeben, sich in unsere Angelegenheiten mischen wollte, o! dann würden wir unsere Grundsätze in ihre eigenen Länder werfen und ihre Unterthanen zu Demokraten machen. Glaubt mir, die Schweiz setzt mehr Achtung ein als man meint."

Wir empfehlen das kleine Buch, weil man daraus über den gegenwärtigen Stand der Dinge in der Schweiz und namentlich über die Meinungen und Absichten der Radikalen mannigfaltigen Aufschluß erhält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 12. Dienstag den 15. Februar 1848.

Neueste Werke über Frankreich.

2) Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im 19ten Jahrhundert von Alphons Esquiros. Zwei Bände. Stuttgart, J. B. Müller, 1848.

In der Einleitung wird bemerkt, wie erstaunlich Paris sich umgeändert und vergrößert habe. Dann geht die Betrachtung sogleich auf den jardin des plantes über, der im Jahr 1635 von Gui de la Brosse, Arzt Ludwigs XIII. gegründet, seitdem die geschartigste Ausbildung erhalten hat. Das meiste Verdienst um die Bereicherung des naturhistorischen Museums hatten seitdem Buffon, Lacanal, Geoffroy Saint-Hilaire und Cuvier. Wir erhalten hier eine ziemlich ausführliche Biographie Lacanals, die um so interessanter ist, als sie die Geschichte der Wissenschaft in enger Verbindung mit der Geschichte der Politik zeigt. Lacanal war nämlich ein eifriger Republikaner und Konventsmitglied, stimmte für den Tod Ludwigs XVI., weigerte sich Napoleon zu dienen, wurde unter der Restauration verbannt, und durch Ludwig Philipp ehrenvoll aus Amerika zurückberufen und blieb unter allen diesen Wechseln unverbrüchlich seiner Wissenschaft treu und unermüdlich für sie thätig. Auch Saint-Hilaires Leben wird beschrieben und sein gelehrter Streit mit Cuvier erörtert. Dieser Streit war der zwischen Naturphilosophie und Empirie. „Der synthetische Geist Geoffroy Saint-Hilaires hatte das ganze Leben lang darum gekämpft, um in der Zoologie jenes große Gesetz der Einheit organischer Bildung aufzustellen, vermöge dessen die ganze Thierwelt sich auf ein einziges Exemplar zurückführen läßt. Schon hatte sein Gedanke in der Vorrede der neueren zoologischen Bücher die Oberhand gewonnen; schon wurden die verschiedenen Formen der lebenden Wesen nur als Zwischensprossen einer ungeheuren Leiter betrachtet, deren sämmtliche Glieder sich durch natürliche Beziehungen an einander reihen. Cuvier läugnete diese Einheit in der Mannigfaltigkeit; sein analytischer Geist grenzte jedes organisirte Wesen in eine feste und ewig unveränderliche Form ein, deren isolirte Charakterzüge einfach zu beschreiben, die einzige Aufgabe der Wissenschaft seyn sollte. — „Methode der ersten Zeitalter!“ rief Geoffroy, „faßt doch den Muth, einen Scheitt vorwärts zu thun; die Natur ist nur eine, und verwendet immer dieselben Materialien, indem sie sie unaufhörlich unter ihrer ergiebigen Hand umbildet, ohne sich jemals von ihrem großen Organisationsplane zu entfernen.“ — „Peetenträume!“ erwiderte Cuvier.“

Sofort werden uns die großen Sammlungen des Jardin des Plantes vorgezählt und der Verfasser verweilt am ausführlichsten theils bei den versteinerten Riesenthieren der Urwelt, theils bei der Menagerie lebendiger Thiere. Diese Schilderungen müssen für alle Leser, die nicht schon mit dem naturhistorischen Detail vertraut sind, sehr anziehend seyn.

Eine gute Bemerkung macht der Verfasser über die Neigung der Naturwissenschaften, sich gegenwärtig zu specialisiren. Er spricht von dem Journal des Sachs. „Dieses periodische Werk hat seit bald einem halben Jahrhundert unter dem Namen „Annalen des naturhistorischen Museums“ die Weihe aller Meister der Wissenschaft empfangen: Cuvier ließ darin seine meisten Abhandlungen über die fossilen Knochen, Geoffroy ließ seine verschiedenen Schriften über philosophische Anatomie darin erscheinen; eine sehr bedeutende Arbeit über Embryogenie für die Annalen wird in diesem Augenblicke von Serres vorbereitet. Man kann aus diesen Annalen die gründliche Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Naturgeschichte schöpfen, und unserer Ansicht nach fehlt diesen nützlichen und verdienstlichen Arbeiten nur eines — nämlich ein gemeinschaftliches Band: das Lehrer-Personal des Museums ermangelt des Glanzes, den die Einheit der Doktrin auf eine Genossenschaft solcher Männer werfen müßte. Die Specialität ist allerdings trefflich vertreten: sie sollte sich jedoch an den allgemeinen Fortschritt der Ideen anschließen, und eben ihre Isolirung ist es, welche sich benutzlage dem Widerstreiten der Naturwissenschaften hinderlich in den Weg stellt.“

Sofort eine Abhandlung von Geoffroy, die Zukunft der Thiere betitelt, worin etwas zu viel Phantasie waltet. Geoffroy glaubt an eine Perfektibilität der Thiere, meint, die Erziehung derselben durch die Menschen stehe noch auf der tiefsten Stufe, werde aber immer fortschreiten. Fassen wir, sagt er, unsere Behauptungen kurz zusammen, so sehen wir, daß die Zähmung der Thiere bis jetzt eine beschränkte und unvollständige ist — beschränkt, weil sie eine Menge von Gattungen, die man vielleicht noch unterwerfen könnte, außer dem Bereiche unserer Einwirkung läßt — unvollständig, weil sie selbst bei den ältesten Hausthieren nur sehr wenige und bloß unsere dringendsten Bedürfnisse berührende Instinkte entwickelt hat. Wir können noch beifügen, daß die Aera der Herrschaft des Menschen über die Natur die jetzt eine wilde, blutige, absorbirende — ein wahres eisernes Zeitalter war: wir haben das Thierreich nicht allein gebraucht, wir haben es mißbraucht; nicht zufrieden, das grausame Gesetz der Arbeit, das die Größe unserer Gemeinwesen ausmacht, auf die freien und wilden Gattungen auszudehnen, haben wir sie wie die zum Schmerz bestimmten Agentien unserer Gewalt auf Erden gleichsam als Werkzeuge behandelt, die wir nach unserem Belieben ruinirten und zerstören konnten, da ja die Thiere unser Eigenthum, unser Ding waren. Weder ihre physische Kraft noch ihre Empfindlichkeit, noch einmal das Leben, hat der Mensch an diesen armen Kreaturen geachtet: außer seinem Privatinteresse hat er weder an ihre Entwicklung, noch

Digitized by Google

an ihre Erziehung gedacht." Indem Groffroy von Bären und Affen glaubt, daß dieselben eben so wie die Hunde dereinst gezähmt seyn und mit ihren Arbeitskräften den Menschen dienen werden, scheint er nicht daran zu denken, daß gerade die ihnen zugeschriebene Arbeitsfähigkeit, wenn sie wirklich zu erzielen wäre, sie nur zu mißliebigen Konkurrenten der menschlichen Arbeit machen würde. Wir wissen hier mit Cuvier sagen: es ist nur ein Poetentraum.

Dem folgen sehr umständliche Beschreibungen der Gall'schen Sammlungen und des Gall'schen Systems, was wir hier übergehen, da die Schädellehre für unsere Leser gewiß nichts Neues ist. Daran schließt sich passend eine Abhandlung von Serres über die Menschenracen an. Es kommt darin mancherlei Bemerkenswerthes vor, unter andern eine originelle Meinung vom Verhältniß der Racen zum Christenthum. „Das Christenthum hat sich vorzugsweise bei der weißen Race festgesetzt, während es bei anderen Racen noch nie auf dauernde Weise sich auszubreiten vermochte und diese Erscheinung wurzelt ebensowohl in der physischen Konstitution unserer Gattung, wie in der Tendenz der Kulte überhaupt. Was ist das Christenthum? — Der Triumph der Seele über die Sinne, die Herrschaft des Geistes über die Materie: so oft eine solche Lehre bei den Völkern der weißen Race zur Anwendung kam, hat sie bei ihnen auch immer eine für deren Aufnahme vorbereitete Organisation gefunden, denn eben das Vorherrschen des Gehirns und in dessen Folge der geistigen Thätigkeit über die Wirksamkeit der Sinne ist das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal des kaukasischen Menschen. Nach Maßgabe als wir zu den untergeordneten Racen herabsteigen, sehen wir dieses Vorherrschen sich vermindern: bei ihnen beginnt die Verkümmerung des Gesichts. Die Entfaltung der Sinnesorgane und mit ihnen die Vermehrung des physischen Widerstrebens gegen den christlichen Glauben; der Fetischismus, oder die Anbetung der Materie erscheint von Grad zu Grad und bildet am Fuße der Leiter den einzigen Kultus des Negers, Arabers und Türken; die ersteren den Uebergang der äthiopischen, die letzteren den der mongolischen zur weißen Race bezeichnend, huldigen einem gemischten Kultus; der Mohammedanismus ist nach de Maistre's Ausspruche nur eine christliche Sekte, welcher jedoch das Genie jener beiden Völker ihren sinnlichen Charakter aufgedrückt hat. Von der Organisation einer Race sind somit alle geistigen, religiösen und moralischen Manifestationen der Gemeinwesen, aus denen sie besteht, abhängig; hieraus ergeben sich verschiedene Grade von Civilisation, die sich auf weitem Felde und in verschiedenen Stufen an einander reihen. Wird nun das Menschengeschlecht dahin gelangen, diese Ungleichheiten in einem allgemeinen Feetischeitte verschwinden zu machen? Wir glauben ja." Aber nur unter der Bedingung, meint der Verfasser, daß die weiße Race immer mehr allen übrigen ihren Stempel aufdrücke, sie in sich verschlinge.

Der zweite Band handelt zuerst von den Pariser Irrenanstalten und theilt darüber sehr interessante Dinge mit. Die Würze dieser Darstellungen sind charakteristische Anekdoten und Beispiele von einzelnen sehr merkwürdigen Irren. Unter den Irren aus Eitelkeit kommen folgende Exemplare vor. „Die Eitelkeit der Frauen veranlaßt dieselben häufig zu falschen, trügerischen Vorstellungen von sich selbst. Ihre Koketterie hilft ein gutes Theil dazu. So erzählt Calmeil: ein häßliches Mädchen, das sehr dick und dadurch entstellt war, habe immer behauptet, daß das, was man sehe, nicht ihr eigentliches Gesicht sey, sondern daß sie unter der Haut einen Körper und ein Gesicht von reizender Schönheit habe. Andere bedürfen nicht einmal derartige Ausflüchte, um sich für schön und liebenswürdig zu halten. Ich habe oft Gelegenheit, in einer Privatanstalt eine Frau von 70 Jahren zu sehen, welche sich das Gesicht beständig mit einem Schleier verhüllt, nicht um die häßlichen Falten des Halses zu verbergen, sondern um bei den Männern, die sie sähen, keine Neigungen und kein Verlangen zu erwecken. Diese Kranke soll in ihrer Jugend außerordentlich hübsch gewesen seyn." — Noch andere seltsame Beispiele. „In der Salpetrière findet sich eine Frau, welche vollständig taub ist, die aber doch Stimmen zu hören wähnt, und sich den ganzen Tag mit ihnen laut unterhält. — Ein Kommissionär hatte den sonderbaren Drang, ohne weitern Zweck die schwersten Lasten auf den Rücken zu legen und sie den ganzen Tag herumzutragen, ohne sich Ruhe zu gönnen. Anfangs hielt man diese Sonderbarkeit für eine bloße Extravaganz. Mir aber war es wahrscheinlich, daß derselben eine Halluzination zu Grunde liegen möchte. Diese meine Vermuthung bestätigte sich auch wirklich. Der Unglückliche glaubte nämlich Geld auf dem Rücken zu haben. Je schwerer seine Last war, je mehr er außer Athem kam, schwitzte und sich anstrengen mußte, desto zufriedener war er, weil das ja ein Beweis war, daß er bedeutende Reichthümer besitze." — Ein Mädchen bildete sich ein, doppelt da zu seyn, und wies den Liebhaber nur aus dem Grunde ab, weil er nur einfach sey. — In dem Jahr, in welchem Napoleons Leiche nach Paris gebracht wurde, kamen 13—14 Napoleons auch in die Irrenhäuser von Paris. — Ein Mädchen bildete sich ein die Statue des Pygmalion zu seyn und wartete vergebens auf den Pygmalion. — „Bei vielen Kranken steigert der Wahnsinn alle geistigen Fähigkeiten über ihr natürliches Maaß. Dr. Leuret erzählte mir von einem Geisteskranken in Bicêtre, welcher, so lange seine Krankheit dauerte, eine außerordentliche Fertigkeit im Schreiben zeigte, die ihm im gesunden Zustande gänzlich abging. Der Arzt glaubte einmal, er sey vollständig in der Neeromalescenz begriffen. Der Kranke sagte ihm aber: ‚ich bin noch nicht ganz geheilt: ich bin noch zu geschickt im Schreiben. Wenn ich gesund wäre, bedürfte ich wenigstens acht Tage, um einen Brief zu schreiben. Im gesunden Zustande bin ich sehr einfältig. Wenn Sie mich heilen wollen, müssen Sie darauf hinarbeiten, daß ich wieder werde.“ Herr Leuret erzählte mir noch ein anderes Beispiel dieser Art: ein Kaufmann wurde über den Ruin seines Geschäfts wahnsinnig. Dieser Mann hatte während seiner Krankheit die Kraft, sein Geschäft wieder empor zu bringen. Jeder Anfall endigte mit der Vervollkommnung einer Maschine oder mit der Auffindung eines neuen Mittels, welches seine Industrie weiter zu verbreiten im Stande war. Am Ende dieses unschädlichen Wahnsinns war er wieder im Besitze seines Verstandes und seiner Vermögens." — Sehr komisch erscheint die Figur eines übertrieben Beuden, der auf der Straße immer dicht an die Häuser sich drückte, um ja Niemanden den Rücken kehren und etwas anderes zeigen zu müssen, als das Gesicht.

Die Bemühungen der Pariser Aerzte um die Irren werden nach Gebühr gerühmt. Schade, daß diese Abhandlung einiges Ungehörige einmischt und z. B. alles Wunderbare der ältern religiösen Vorstellungsweisen auf Hallucination zurückführt. Die Religionsstifter, Propheten und Heiligen waren nach dieser Ansicht nicht Betrüger, noch ist das, was man von ihnen berichtet, bloße Mythe oder Dichtung; sie haben alles das, was sie behaupten, wirklich gesehen und erlebt, aber nur im Zustand des Irrseyns, wirklichster Hallucination.

Dann noch ein langes Kapitel über die Findelhäuser, wobei der Schleier von großen Mißbräuchen weggezogen wird. In sehr vielen Fällen sind es die reichen Männer selbst, welche ihre Weiber zwingen, die Kinder ins Findelhaus zu thun, um der Sorge für sie überhoben zu seyn. Aber man treibt auch förmlich ein Gewerbe mit den Findelkindern. „Es gibt keinen Schandfleck im menschlichen Herzen, auf welchen sich nicht auch eine gemeine, schmarotzende Industrie gründete. Sicher halten es die Wenigsten

Digitized by Google

für möglich, daß sich in unserem Jahrhunderte Leute eigens damit beschäftigen könnten, Kinder ins Findelhaus zu bringen. Es gibt aber ein solches Gewerbe, und ist sehr gewinnreich für Diejenigen, welche es betreiben. Derartige Leute übernehmen es, um eine angemessene Belohnung die Kinder, deren man sich entledigen will, ins nächste Findelhaus zu bringen. Ledigen Mädchen, welche schwanger sind, ist eine solche Gelegenheit, ihre Kinder auf eine solche leichte Art los zu werden, sehr erwünscht. Allmählig haben sich die Leute dieses Gewerbes nothwendig gemacht, und sie verkaufen daher ihre Dienste sehr theuer. Für jedes Kind müssen ihnen 30 bis 100 Franken bezahlt werden. Der Preis richtet sich nach der Lokalität sowohl, als nach der Vermöglichkeit der Personen, welche ihr Geheimniß diesen Leuten anvertraut. Einige treiben das Handwerk im Großen, gleichsam fabrikmäßig; sie besitzen eigens dazu gebaute Wägen und fahren regelmäßig ins Findelhaus. Man könnte übrigens kaum Etwas gegen diese Industrie einwenden, wenn diese Elenden sich damit begnügten, gleichgültigen und verderbten Müttern die Uebergabe ihrer Kinder ins Findelhaus zu erleichtern. Damit begnügen sie sich aber nicht. Mehreren von ihnen wurden schon gerichtlich verfolgt, weil sie sich nicht entblödeten, in einem ganzen Departement herumzureisen und die verführten schwangeren Mädchen durch Drohungen dahin zu bringen, daß sie sich verpflichteten, ihnen ihre Kinder nach der Niederkunft gegen eine angemessene Belohnung zu übergeben. Nach Curel, dem Präfekten des Departements des Hautes-Alpes, soll in dieser Gegend dieses abscheuliche Gewerbe der Hauptgrund des Auslieferns der Kinder ins Findelhaus seyn. Diese alles menschliche Gefühl empörenden Thatsachen beweisen übrigens auch noch, daß diese Menschen nicht die geringste Rücksicht auf das Leben und die Gesundheit der ihnen anvertrauten Kinder nehmen. Viele sollen schon auf dem Transport zu Grunde gehen. Andere wurden auf eine schändliche Weise vernachlässigt in den Schalter des Findelhauses gebracht. Ein Kind ist für solche Leute nichts Anderes als eine Waare, für die sie übrigens nicht die geringste Verantwortlichkeit haben. Diese entsetzlichen Mißbräuche würden die und da allerdings schon gerichtlich verfolgt; mir scheint es jedoch, daß nicht die gehörige Strenge dabei angewendet werde. Die Furcht vor Beurtheilung und einigen Monaten Gefängnißstrafe schreckt derartige Scheusale nicht zurück, ihr gewinnreiches Handwerk fortzutreiben. Schon oft haben sich sogar Chirurgen zu diesem Handwerke hergegeben. Der mächtigste Hebel für einen solchen Handel sind aber besonders in den großen Städten die Hebammen." Es wird nun weiter erzählt, wie die Hebammen die ihnen mit Effekten, Wäsche und Andenken überlieferten Kinder auspländern, dann nackt in den Schalter des Findelhauses oder geradezu auf die Straße werfen und umkommen lassen.

Zum Schluß wieder eine erfreuliche Schilderung der von Abbé de l'Epée gegründeten Taubstummenanstalt.

Dramatische Dichtkunst.

5) H. C. Andersen's gesammelte Werke. Band 22. Rafaella, Tragödie. Band 23. Agnete und der Meermann, dramatisches Gedicht. Band 24. Der Mulatte, romantisches Drama. Band 25. Die Glücksblume, Mährchen-Komödie. Leipzig, Lord, 1847.

Andersen gehört noch der romantischen Schule an. Seine Tragödie Rafaella stammt in den Trochäen Calderons, die nur zum Theil mit Jamben untermischt sind. Auch spielt das Stück in Spanien. Rafaella ist ein maurisches Mädchen, welches im christlichen Heere als Improvisatorin auftritt und alle Hörer so entzückt, daß ihr Ruf bis zum Thron dringt und der schöne junge König von Cordova sie sehen will. Zavala, der Führer des Heers, der sie liebt, sieht sie ungern gehen, indem ihm ahnt, was bald erfolgt. Der König wird nämlich selbst in sie verliebt und will sie, weil sie, fast wie eine Jungfrau von Orleans, das Heer begeistert hat, sogar zu sich auf den Thron erheben. Sie weigert sich, weil sie zu niederer Geburt sey, als der gefangene Maurenkönig in ihr seine Tochter wiedererkennt. Nun wäre zwar das Hinderniß der Geburt hinweggeträumt, aber es ist der spanischen Politik angemessen, daß der König sich mit einer französischen Prinzessin verbindet. Da nun diese schon angelangt ist, der König aber durchaus nicht sie, sondern Rafaella heirathen will, so bedient sich die letztere aus Großmuth einer frommen List, verbirgt die Prinzessin in ihrer Kammer, läßt dieselbe als Braut ankleiden und unerkannt unter dem Schleier mit dem König trauen, während sie selbst sich, ein weiblicher Ritter Curtius, in einen Abgrund stürzt. — In dieser Entsagungslust, die übrigens unzählige neue Trauerspiele und Romane mit Andersens Rafaella theilen, liegt eigentlich eine ganz moderne und feinsinnige eine echt romantische Tendenz. In den echten romantischen Dichtungen der Vorzeit entsagt der oder die Liebende niemals zu Gunsten eines Andern (oder sich, wie in der schönen Sage von der Grisseldis und von der norddischen Sygne nur scheinbar). Auch wird nie um irgend eines irdischen Interesses willen entsagt. Nur wenn der oder die Liebende durch ein unauflösliches Band an die Kirche oder durch Gesetze der Ehre und durch die Heiligkeit des Wortes gebunden sind, nur dann gestattet die echte romantische Poesie eine Entsagung; niemals aber den Staats- oder Standesinteressen wegen. Nur das Heilige steht über der Liebe, außerdem geht die Liebe über allem; das ist das Geheimniß der echten Romantik. Sobald die Liebe sich dieser stolzen Stellung begibt und sich Interessen unterordnet, fällt sie in eine sentimentale Schwächlichkeit, die durchaus modern ist. Auch wäre es den Dichtern der Vorzeit nie eingefallen, ihre Helden und Heldinnen mit so vieler Leichtigkeit, ja mit so viel Lust entsagen zu lassen. Es ist nicht natürlich. Die Tugendprahlerei hat der neuromantischen Poesie sehr geschadet; sie ist das, was auch so viele Einwendungen gegen Schiller veranlaßt und zum Theil gerechtfertigt hat. Sie ist der Poesie vielleicht nachtheiliger gewesen, als die laxe Moral, die sich als ihr anderes Extrem gleichgeltig eingefunden hat.

Wenn wir uns nun nicht ganz täuschen, so ist es dem wahren Wesen der Liebe angemessener, sich über alles hinwegzusetzen als die absolut gesetzlose Freiheit und als das angeborene königliche Vorrecht jeder tüchtigen Natur, die nur zwei Dingen sich unterordnet, dem was ihr der Glaube an das Ewige, und dem, was ihr die eigene Ehre gebeut. Dagegen ist es dem wahren Wesen der Liebe nicht angemessen, sich aufzuopfern gemeinen Rücksichten der Politik, des Ranges und Reichthume, der Familie ꝛc., und zugleich, wie das in unsern Romanen und Dramen so oft geschieht, dem Himmel zu trotzen, den Heiligen zu spotten und die Gesetze der Ehre unter die Füße zu treten. Die Zeit und die Poesie war besser, in der noch das Heilige geachtet, das Jedische und Gemeine aber dem genialen Humor der Liebe untergeordnet wurde.

Agnete und der Meermann ist eine dramatisirte nordische Ballade und hat ein sehr poetisches Motiv. Agnete ist nämlich eine Fischerstochter, die eben mit ihrem Bräutigam Hochzeit machen soll, als der Meermann sie entführt. Unter dem Wasser lebt sie nun mit ihm an gediert ihm Kinder. Dann erst gelangt sie wieder an die Oberwelt, glaubt nur geträumt zu haben, sieht aber ihren ehemaligen Bräutigam als Greis wieder und wird von dem Meermann beschworen, zu

Digitized by Google

ihm zurückzukehren, indem er ihr ihre Kinder entgegenhält. Aber im Kampf zwischen dem wiedererwachten Gheistenglauben, der ihr ihre Verbindung mit dem Dämon als schwere Sünde erscheinen läßt, und der Liebe zu ihren Kindern unterliegt sie und sinkt todt am Ufer nieder. Der Dichter hat den schönen Mährchenzauber wieder zu geben gewußt und dieses Gedicht dürfte allen übrigen vorzuziehen seyn. Wir geben nur eine kleine Probe:

Agnete (erwacht im Schlife).

Wie hoch die Sonne steht! wie sie geschlafen,
Und träumte! sonderbarer Traum! nein! nein!
Es war kein Traum! Noch hab' ich seinen Ring,
Die kleinen Kinder hör ich noch weinen!
Ich habe Urlaub nur auf eine Stunde. —
O Gott, wie lieblich warm die Sonne ist!
Sie bienet mich mit ihren starken Strahlen.
Wie groß, unendlich sich das Meere erstreckt!
Und wie das Gras so grün! wie schön der Wald!
Hör', alle Vögel singen! — Ich muß weinen.
Erlöser Jesus, heil'ge Mutter Gottes,
Gesegnet seyd in alle Ewigkeit! —

(sie sinkt auf die Knier).

Ich kann nicht beten! mein Herz ist mir so voll.
Ich bin wie neu geboren! — Hier die Heimath!
Hier meine Mutter! — Und den Hügel kenn' ich,
Die großen Steine stehn wie früher da!
Wo sind die Bäume? — wie ist Alles klein!
So sonderbar erscheint mir Alles hier,
Als wäre ich ein Todter, der mit neuen
Begriffen wieder auf der Welt erscheint,
An den Erinneerungen sich noch festeln!
Hier ist ja Holmegaard, der Mutter Haus,
Doch halb in Schutt! Der Teich ist ausgetrocknet,
Der kleine Garten steht nur wie ein Grasplay!
So können sieben Jahre Alles ändern?
Jedoch der Kettenhund muß noch hier seyn!
Ach, nur verreiset ist der Ring zurück! —
Wo ist doch meine Mutter? — Mutter! Mutter!
Hier ist Agnete! Hörst Du mich nicht?
Hier ist Dein Kind! hier ist Agnete, Mutter!
— Ach, längst schon fiel die Thür aus der Angel,
Es wachsen Gras und Disteln auf der Schwelle,
Auch ist von Staub das Spinngewebe schwer. —
(Hemming kömmt mit einem Dudelsack, sich auf seinen Stock stützend.)

Agnete.

O sag' mir, alter Mann, wo wohnet Geetrud?
Sie ist doch nicht gestorben? Kennst Du sie?

Hemming.

Ihr meinet Mutter Geetrud? Vierzig Jahre
Schon ist's, daß sie im Grabe ruht!
Wer bist Du, schönes Kind?

* (indem er sie anstarrt)

O, Jesus! Jesus!

Agnete!
(Seine Arme sinken nieder, er steht wie betäubt da und starrt sie an.)

Agnete,
Alter, hast Du mich gekannt?

Hemming.

Agnete! ja, mein Jesus, ja, sie ist's!
Ganz die Gestalt, dasselbe Lächeln noch,
Nur trauriger! — Dieselbe Jugend auch,
Nicht grau von Alter wie ich armer Mann!

Der Mulatte ist ein gutes Effektstück, ein Triumph moderner Humanität, ziemlich nahe verwandt Manpachs Leibeigenen. Horatio nämlich, der Mulatte, genießt, obgleich als Sklave geboren, wie Naupachs Ysidor, eine feine Erziehung, wird erst später aufs grausamste an seine Geburt erinnert und soll das Opfer eines tyrannischen Pflanzers werden, als ihn die schöne Gräfin Cäcilie von Rateil rettet. Sie beweist, daß Horatio auf ihren Gütern geboren, also ihr Sklave ist, nicht der des eben zu Rebellière, der ihn anfpricht. Da macht der letztere geltend, daß Horatio ihn angegriffen habe und nach dem Gesetz sterben müsse. Nun der schöne und ergreifende Schluß:

Cäcilie.

Nun wohl! Wir sagte man
Ein unbreres Gesetz, es hat die Kraft,
Daß Tod und Leben seinsam es enthält,
Das Todesurtheil wandelt es in Gnade.
Es lautet: wenn ein freigeborenes Weib
Mit einem Sklaven ehlich sich verbindet,
So ist er frei; die Strafe, die ihm drohte,
Bleibt unerfüllt, verzichtet ist sein Beerbrechen,
Im Schiff der Kirche prangen seine Fesseln.
Frei ist er! Frei!

Der Auktionator.

So lautet das Gesetz!

Cäcilie.

Für mich spricht das Gesetz! Ihm folge man!
(zeigt auf Horatio)
Nicht Sklave mehr, der Mann ist ohne Fehl,
Ist mein Gemahl! Die Gräfin von Rateil
Reicht ihm die Hand.

Das vierte Drama „die Glückskinne" ist wieder ein Mährchen. Ein Kobold macht sich den Spaß, den armen Henrik, einen Holzwegt, zu überzeugen, daß er glücklich sey, und daß keine irdische Herrlichkeit ihm mehr bieten könne, als was ihm sein Weib und Kind in ihrem friedlichen Haushalt gewähren. Er verwandelt ihn nämlich auf seinen Wunsch zuerst in ein Genie und dann in einen Prinzen, nämlich zuerst in Johannes Gwald, später in den Prinzen Burid, der zu Woltemars des Geesten Zeiten lebte, in welche uns daher auch die traumhafte Dichtung zurückversetzt. Der Gedanke dieser Zurückversetzung in eine ferne Vorzeit ist kühn und poetisch, doch der Zweck, zu dem es geschieht, erscheint zu unbedeutend. Um einem Kobold Spaß zu machen, rühren sich wohl die Geister der alten Könige nicht so tief in ihren Gräbern. Das Mittel ist für den kleinen Zweck zu kolossal.

6) Das Recht der Liebe. Lustspiel in fünf Akten von Robert Prölß. Dresden, Gottschalk, 1847.

Eine seltene Erscheinung in unsern Tagen, nämlich ein in vortrefflichen Jamben geschriebenes und durchweg mit feinem Geist behandeltes Lustspiel, erinnernd an die schönen Lustspiele Shakespeares und Calderons. Schade nur, daß der Stoff buchaus aller Originalität entbehrt. Wie zart und edel er auch behandelt ist, hätten wir von einem so bedeutenden Dichtertalent doch auch eigene Erfindung erwartet. Es handelt sich nämlich von dem bekannten Sujet „Maske für Maske." Ein Herzog, der sich mit einer Herzogin vermählen soll, will sie prüfen und verstellt sich als Diener, während der Diener seine Rolle spielt. Die Herzogin aber, ohne von ihres Freiers List zu wissen, fällt zufällig ihrerseits auf die nämliche List, läßt ihre Dienerin die Herzogin spielen und gibt sich selbst für die Dienerin aus. Das führt denn auch zu allerliebstin Konfikten, die mit der vollen Anerkennung des geprüften Weibes und mit einer glücklichen Heirath schließen

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 13. Sonnabend den 19. Februar 1848.

Neueste Werke über Frankreich.

3) Geschichte der Kabinette Europas während des Konsulats und des Kaiserreichs 1800—1815 nach den Aktenstücken im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Paris. Von Armand Lefebvre. Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. Dritter Band. Leipzig, Thomas, 1847.

Wir haben seiner Zeit die beiden ersten Bände dieses in hohem Grade ausgezeichneten Geschichtswerkes in unsern Blättern angezeigt (Jahrg. 1845, Nr. 62 und 89). Der dritte Band ist eben so reichhaltig, wie die früheren. Er umfaßt die Zeit vom Ende des Feldzugs 1806 in Preußen bis zu der Festnahme der spanischen Königsfamilie in Bayonne.

Herr Lefebvre führt den Beweis, daß Napoleon auch auf der Höhe seines Glücks in steten Verlegenheiten und Gefahren schwebte, weil er immer allein stand, nie einen aufrichtigen Verbündeten unter den Großmächten Europas finden konnte und auch der Treue seiner durch Dankbarkeit ihm verpflichteten Vasallen niemals sicher war. Schon lange vor dem Unglück in Rußland gab jede zweifelhafte Schlacht, in welcher Napoleon nicht unbedingt Sieger blieb, das Signal zum Abfall oder doch wenigstens zu gefährlichen Intrigen unter seinen besiegten Feinden und gezwungenen Bundesgenossen. Während das Publikum sich einbildete, der in ihm wohnende Kriegsdämon reiße ihn fort, war er in der That zu seinen Kriegen und Siegen fast immer gezwungen, nachdem er alle diplomatischen Mittel erschöpft hatte, durch eine europäische Allianz seiner Dynastie Ruhe und Dauer zu verschaffen. Allein das tiefe Mißtrauen und der unversöhnliche Haß, mit dem die alten Dynastien seine Anträge aufnahmen, war die Strafe für den Egoismus, mit dem er sich selbst allein und sein persönliches Interesse an die Stelle der Nation gedrängt hatte. Als Universalerbe der Revolution hatte er Verpflichtungen gegen das Volk, wenn nicht gegen die Völker überhaupt, die wenigstens nicht durch seine Bemühungen, sich unter den alten Dynastien Europas niederzusetzen und noch absolutistischer als sie zu regieren, erfüllt wurden. Jeder Abtrünnige wird für das, was er an der verlassenen Partei gesündigt, durch die gestraft, zu der er übergeht.

Napoleon konnte seinem Reiche keinen Frieden geben, so lange England nicht wollte; England aber konnte er zum Frieden nur dann nöthigen, wenn er eine innige Allianz mit einer der übrigen kontinentalen Großmächte einging. Er hatte das mit Preußen versucht, aber vergebens. Nachdem er Preußen niedergeworfen, blieb ihm nur die Wahl zwischen Oesterreich und Rußland. Aber Oesterreich, das so lange und unglücklich mit Frankreich gekämpft, war zu tief verletzt, und mißtraute zu sehr; und Rußland, das sich gegen Preußen zur Hülfsleistung verpflichtet, fühlte sich noch zu mächtig, um die stolze Haltung des Vernehmen gegen den Emporkömmling aufzugeben.

Am 14. Oktober 1806 erfocht Napoleon den glänzenden Sieg bei Jena und schon am 19. machte er Oesterreich die schmeichelhaftesten Anträge eines Bündnisses und versprach ihm um diesen Preis Schlesien. Als Preußisch-Polen aufstand und von Napoleon die Wiederherstellung des polnischen Königreichs heftig und ernstlich, ging Napoleon nicht darauf ein, und erlaubte nur den Preußisch-Polen sich in dem nachher an Sachsen abgegebenen Großherzogthum Warschau zu emancipiren, ohne daß vom Königreich Polen und seiner alten Größe die Rede sein durfte. Diese Annäherung an Oesterreich erklärt sich zwar schon aus militärischen Gründen, sofern Napoleon daran liegen mußte, bei dem Feldzug, den er gegen Preußen und Rußen noch an der Weichsel zu führen hatte, nicht durch Oesterreich im Rücken angegriffen zu werden; indeß bewiesen die diplomatischen Schritte, welche Napoleon ferner that, zur Genüge, daß er auch politische Gründe hatte, eine dauerhafte Allianz mit Oesterreich einzugehen. Als Oesterreich ihm versagte, wandte er sich an Rußland.

Der polnische Feldzug, die Friedensverhandlung zu Tilsit und der Abschluß der russisch-französischen Allianz sind von Herrn Lefebvre mit Meisterzügen entworfen. Napoleon nahm die Allianz mit Rußland an, weil ihm keine andere übrig blieb und er doch einen bedurfte. Er hätte ohne Zweifel viel lieber Oesterreich, als Rußland auf seiner Seite gehabt, denn Oesterreich hätte bei weitem nicht so viele Opfer verlangt, als Rußland. Kaiser Alexander befand sich, indem er sich mit Napoleon alliirte, in jeder Hinsicht im Vortheil, denn er konnte nun mit der Türkei und Schweden aufräumen, was er ohne jene Allianz nicht vermocht hätte. Der Vortheil Napoleons aber war nur ein prekärer. Der Beistand Rußlands setzte ihn in den Stand, England auf einige Zeit Verlegenheiten zu bereiten, allein es war kaum wahrscheinlich, daß Rußland sich auf längere Zeit sein Benehmen gegen England ausschließlich von Frankreich würde vorschreiben lassen. Das Kontinentalsystem, welches Napoleon gegen England geltend machte, war allein in seinem, nicht auch zugleich in Rußlands Interesse; dieser Umstand allein bürgte dafür, daß seine Allianz mit Rußland nicht lange Bestand haben würde. Rußlands setzte seine Rohprodukte an England ab; der ganze güterbesitzende Adel Rußlands kam in Nachtheil, sobald der Handel mit England unterbrochen war. In Riga häuften sich die Getreidemassen, die nicht mehr verkauft und über Meer verschickt werden konnten, ins Ungeheure auf. Was mußte nun Kaiser Alexander wohl empfinden, wenn man

Digitized by Google

ihm zu verstehen gab, er habe sich erniedrigt ein Werkzeug Napoleons zu seyn in einer Handelspolitik, die Rußlands Interessen schnurstracks zuwiderlaufe?

Die russisch-französische Allianz konnte aber auch noch aus einem andern Grunde nicht aufrichtig und nicht von Dauer seyn. Schweden nämlich wollte Napoleon wohl aufopfern und dem Kaiser Alexander die Eroberung Finnlands gönnen, nicht aber die Türkei. Er hatte sich nämlich zu tief mit der hohen Pforte eingelassen und ihr zu bündige Versprechungen gemacht, als daß er sie auf einmal hätte verlassen dürfen. Er wollte es aber auch nicht, weil er nicht im Sinne hatte, die russische Macht sich nach Konstantinopel verpflanzen zu lassen. Sein Benehmen war nun ein Muster von Falschheit und Verschlagenheit. Er machte nämlich den Kaiser Alexander völlig sicher durch einen förmlichen Vertrag über eine Theilung der Türkei, während er den Termin dieser Theilung im Ungewissen ließ und dadurch einen Vorwand ergrauen, die Sache immerfort aufzuschieben.

Die diplomatischen Wechsel in Konstantinopel bilden eine sehr anziehende Episode. Sultan Selim stand unter der Vormundschaft Englands und Rußlands durch die bestochenen Minister Rußlands und Mezuzi. Da schickte Napoleon den energischen General Sebastiani an ihn ab, dem es auch alsobald durch sein keckes Auftreten gelang, die englisch-russische Partei fallen zu machen. Da verließen die Gesandten Rußlands und Englands die Hauptstadt unter heftigen Drohungen und eine englische Flotte sprengte die Dardanellen und drohte, Konstantinopel in Brand zu stecken. In dieser Noth trat Sebastiani als Retter auf, erhielt den militärischen Oberbefehl in der Stadt und stellte sie in einem Tage in solchen Vertheidigungsstand, daß die englische Flotte wieder abzog. Nun war die Türkei ganz für Frankreich und Napoleons Pläne gestimmt und ließ sich von ihm überreden, Rußland den Krieg anzukündigen. Die Russen ergriffen diesen Anlaß mit Begierde, um sich sogleich der Moldau und Wallachei zu bemächtigen; aber Napoleon hatte davon den großen Vortheil, daß Rußland seine Streitkräfte zersplittete und ihm bei Friedland nicht genug Widerstand zu leisten vermochte. Nun schlossen sich aber im Frieden zu Tilsit Napoleon und Alexander eng an einander, und der letztere machte die Erwerbung eines großen Theiles der Türkei zur Bedingung der Allianz. Da hatte Napoleon nur die Wahl, entweder undankbar alle Dienste zu vergessen, die ihm die Pforte geleistet hatte; oder um threwillen das ihm so vortheilhafte Bündniß mit Alexander aufzugeben; oder einen Mitkrieg der Täuschung einzuschlagen und Alexander schimbar zu befriedigen, ohne die Türkei aufzuopfern. Er wählte das letztere; aber Alexander ließ sich nicht lange von ihm täuschen. Die Janitscharenrevolution, welche Selim vom Thron stürzte, kam Napoleon sehr gelegen, um sein scheinbares Aufgeben der türkischen Interessen zu entschuldigen. Er wußte von Allem Vortheil zu ziehen.

So hatte denn Napoleon die ersehnte kontinentale Allianz gefunden, aber sie ruhte auf einem sehr unsichern und schwankenden Grunde. Indem sie ihn für den Augenblick in den Stand setzte, England das Kontinentalsystem entgegenzuhalten, riß es ihn in neue Verlegenheiten hinein. Die Konsequenz verlangte nun, daß er das ganze europäische Festland vor England verschließe, aber um das zu können, mußte er auch noch die Gebiete unterwerfen, die bisher seinem Einfluß gar nicht oder doch nur in geringem Maaße unterworfen gewesen waren, und sich daher immer neue Feinde machen, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel. Aber auch die schon Unterworfenen verletzte er durch seine Handelssperre tief. Die großartige Schmuggelei, die sofort an allen Küsten getrieben wurde, gewöhnte die Menschen an gehemmen Ungehorsam und Abfall. Die gebildete Welt, welche die unentbehrlichen Kolonialwaaren entbehren oder die unerschwinglichen Preise bezahlen mußte, gewöhnte sich, dem großen Kaiser und dem ewigen Kriege zu grollen.

Zugleich verfehlte Napoleon die Völker durch den Zauber freier Konstitutionen und Formen zu gewinnen. Obgleich er besser als ein Anderer wissen konnte, daß dergleichen doch nur Spielzeug für politische Kinder sey, so hatte er doch, wie es scheint, noch keine Ahnung von einer Handhabung halbrepublikanischer Formen, wie die, in welcher Ludwig Philipp später seine Meisterschaft bewährte, und verrieth eine kaum begreifliche Furcht vor jeder, auch der leisesten Regung eines verfassungsgemäßen Oppositionsgeistes, gleichsam als fähre er das Gespenst der Revolution vor sich. „Ein erster Senatsbeschluß von 1802 beschränkte die Zahl der Tribunen von hundert auf fünfzig und versetzte ihren Berathungen einen tödtlichen Streich, indem er dieselben in Sektionen abtheilte. Zwei Jahre später, 1804, vernichtete der erste Konsul das Lebensprinzip dieser Körperschaft vollends: er nahm ihr alle Befugnisse und übertrug sie dem Senat. Das Tribunat war in diesem Zustande der Verstümmelung nur noch ein Beiwerk, ein nutzloses Rad in der Konstitution; aber man fürchtete sich noch vor dem Namen. Nach seiner Rückkehr von Tilsit nahm sich Napoleon vor, auch diesen lästigen Schatten zu entfernen, der ihn an die Stürme und Kämpfe erinnerte, durch welche seine Herrschaft hatte hindurchgehen müssen, ehe sie sich befestigte und bis zur Krone erhob. Ein Senatsbeschluß vom 19. August 1807 hob das Tribunat vollständig auf. Die verlässige Erörterung der Gesetzentwürfe wurde von den Sektionen des Tribunats auf die Kommissionen des gesetzgebenden Körpers übergetragen. Diese Kommissionen gab es drei, eine für die Civil- und Kriminalgesetzgebung, eine für die innere Verwaltung und eine dritte für die Finanzen. Die Gewalt beschränkte sich in ihrer argwöhnischen Eifersucht nicht darauf, sogar den Namen der einzigen politischen Körperschaft zu entfernen, welche eine kurze Zeit nach dem Schiffbruche aller freien Institutionen sich erhalten hatte; durch denselben Senatsbeschluß vom 19. August setzte sich das Alter, welches erforderlich seyn sollte, um in den gesetzgebenden Körper erwählt werden zu können, von 30 auf 40 Jahre. Eine solche Furcht vor jugendlichen Aufschweifungen in einer Versammlung von Stummen und unter der niederhaltenden Einwirkung der kaiserlichen Auterität läßt sich bei einem Manne nicht begreifen, der in seinem sechsundzwanzigsten Jahre das Oberkommando über die Armeen der Republik führte und die Welt bereits mit dem Ruhme seines Namens erfüllte. Der Stolz begann sichtbar seinen seltenen Verstand zu stören. In dem Maaße, wie er sich in dem Kreise der gekrönten Häupter erhob, entfernte er sich von seiner großen Revolution, deren Sohn und Erbe er war und die er doch nicht verleugnen konnte, ohne den Ursprung seiner Macht und das Prinzip seiner Stärke anzutasten."

Dahin gehört namentlich auch die „unsinnige Propaganda," welche Napoleon nunmehr an die Stelle der revolutionären treten ließ, indem er anfing, seine Brüder und Generale mit Königs- und Fürstenkronen zu schmücken. Je mehr von den alten Dynastien verdrängt und abgesetzt wurden, um so mehr wußten sich die noch bestehenden vor einem ähnlichen Schicksal fürchten, was jedes Vertrauen zu Napoleon vergiftete. Auf der andern Seite aber verlor er vollends alle liberalen Sympathien in Europa.

Herr Lefebvre beschreibt ferner die energischen Anstrengungen der Engländer, das Kontinentalsystem zu vereiteln. Ihr keckster Schachzug war die Vernichtung der dänischen Flotte und

Digitized by Google

die Beschießung Kopenhagens, wodurch sie sich die Herrschaft auf der Ostsee sicherten. Diese Gewaltthat, unverantwortlich an sich, findet doch ihre Entschuldigung darin, daß es damals galt, Amboß oder Hammer zu seyn. Sie wurde indeß an Tücke noch übertroffen durch die Eroberung Finnlands, welche die Russen mit Napoleons Zustimmung unternahmen. „Zur Ehre des Kaisers Alexander hätte man es gewiß lieber gesehen, wenn er sich nach seiner Rückkehr von Tilsit offen und bestimmt gegen den König Gustav ausgesprochen, ihm den ganzen Umfang der Verpflichtungen, welche er dem Kaiser Napoleon gegenüber übernommen, mitgetheilt und ihn ersucht hätte, ihn nicht in die schreckliche Nothwendigkeit zu versetzen, Krieg mit ihm anzufangen. Sein langes, mit so hinterlistiger Kunst berechnetes Schweigen, seine erheuchelte Unentschlossenheit, seine ebenso erheuchelten Bedenklichkeiten, das Zögern mit der Erklärung und besonders die friedliche und freundschaftliche Sprache seiner Minister, Alles dieß täuschte den unglücklichen Gustav, schläferte dessen Wachsamkeit ein und bestärkte ihn im Gefühle seiner Sicherheit. Die Geschichte wird in ihrer Gerechtigkeit die gehässige Doppelzüngigkeit brandmarken, welche einer der mächtigsten Monarchen der Welt gegen einen der schwächsten anwendete, der überdieß sein Bundesgenosse und sein Schwager war und dem er nichts weiter vorzuwerfen hatte, als daß er die Ehe nicht brach, welche ihn zweyer beide mit den Engländern verbunden hatten." Die Verstellung der Russen dauerte noch fort bis zum Augenblick des Einmarsches in Finnland. „Der schwedische Gesandte hatte den 2. Februar eine Unterredung mit Romanzow und drang in den lebhaftesten, pathetischesten Worten in denselben, sich über die definitiven Absichten des Kaisers zu erklären. Der russische Minister antwortete, die Redlichkeit Sr. Majestät könne nicht in Zweifel gezogen werden. „Dieß muß hinreichen, Sie zu beruhigen," fügte er mit der Miene der Aufrichtigkeit hinzu, „denn kein Angriff würde ungerechter und den Grundsätzen, welche der Kaiser während seiner ganzen Regierung kund gegeben hat, widersprechender seyn." In demselben Augenblicke, als diese Worte gesprochen wurden, erhielt der General Buxhowden den Befehl, in Finnland einzurücken."

Um nicht hinter Rußland zurückzubleiben, das sich seiner finnischen Beute versicherte, griff Napoleon seinerseits weiter in Italien um sich. Die Türkei und Oesterreich, das sich dem russisch-französischen Bündniß gegenüber zu ohnmächtigem Nachgeben gezwungen sah, waren bereits gemüthigt worden, dem Kontinentalsystem beizutreten und ihre Häfen den Engländern zu verschließen. Italien sollte nun dasselbe thun, aber der Papst machte unerwartet Schwierigkeiten. Da besetzte Napoleon Ancona und Civita vecchia, endlich Rom selbst. Den König von Etrurien, dessen spanische Gemahlin ihm Feind war, wies er auf einen noch nicht eroberten Theil Portugals an, nahm ihm Toskana weg und vereinigte es mit Frankreich. Den Papst wollte Napoleon immer noch schonen, in der Hoffnung, ihn ganz von sich abhängig zu machen. Er konnte nicht begreifen, warum der alte Papst ihm so hartnäckig widerstrebe. Napoleon faßte, wie Herr Lefebvre meint, die Lage des Papstes nicht richtig auf. Die Frage ist, auch für unsere Tage, von ungemeiner Wichtigkeit.

Lefebvre stellt den ohne Zweifel vollkommen richtigen Satz auf, daß Frankreichs Einwirkung auf Italien nothwendig immer eine solche seyn muß, mit welcher sich das Interesse des heiligen Stuhls nicht verträgt, ja wodurch dessen ganze Existenz gefährdet ist. Deswegen müsse der Papst immer österreichisch gesinnt seyn und werde es seyn, auch wenn aller Anschein dagegen spreche. Frankreich, seine Revolution und seine organisirte Militärgewalt und Büreaukratie war der Hierarchie in noch höherem Grade feindlich und zuwider, als den alten Monarchien und Aristokratien. „In Rom fürchtete man noch mehr als in Wien und St. Petersburg die Entwicklung jener kühnen Nation, welche ihre wunderbare Macht nur unter der Bedingung befestigen konnte, daß sie überall um sich ihre Grundsätze, ihre Einrichtungen und Gesetze verbreitete. Es begann ein neuer Krieg; wenn die Koalition fegte, mußte Italien wieder unter die Herrschaft Oesterreichs fallen. Das wünschte denn auch Rom sehr eifrig, denn es konnte dann wenigstens die Sicherheit haben, ruhig im Schatten der deutschen Macht zu leben; es konnte sogar hoffen, wieder in den Besitz von Bologna, Ferrara und Ravenna zu gelangen. Weiter ging sein weltlicher Ehrgeiz nicht. Wenn dagegen Frankreich durch sein Schwert der höchste Richter Italiens wurde, suchte es gewiß seinen Ruhm darin, die italienische Einheit wieder herzustellen und hauchte ihm den neuen Geist ein, von dem es selbst erfüllt war. Was sollte aus Rom und seiner Priesterherrschaft inmitten einer Revolution werden, welche alle Geschicke der Halbinsel erneuerte? Die päpstliche Regierung, in vielfacher Hinsicht ein Nebenwerk in der neuen Organisation Italiens geworden, mußte endlich früher oder später fallen und verschwinden." Liest man diese merkwürdigen Zeilen mit Beziehung auf unsere gegenwärtige Zeit, so folgt daraus, daß Pio nono und nr d'Italia einen Widerspruch bis zum Lächerlichen involviren, indem beide Begriffe sich absolut entgegengesetzt sind.

Nachdem Napoleon die Türkei, Oesterreich und Italien, so weit er es inne hatte, den englischen Schiffen verschlossen, blieb ihm die pyrenäische Halbinsel noch übrig. Spanien war längst der Verbündete Frankreichs, die mit der französischen Flotte vereinigte spanische hatte immer dieselben Niederlagen und Verluste durch die Engländer erlitten. Die spanischen Kolonien waren durch die Engländer theils erobert, theils mit dem Geist des Aufruhrs angesteckt worden. Um diesen ihnen Preis hatte bisher Spanien die Gnade der französischen Republik und nachher Napoleons sich erkauft. Aber die spanische Regierung hätte auch beim besten Willen nicht vermocht, Napoleons Kontinentalsystem so streng inne zu halten, als er es verlangte; denn bei der gänzlichen Erschlaffung aller Verwaltungszweige in Spanien waren die Küstenbewohner schon so an Schmuggelei gewöhnt, daß es kaum möglich war, sie davon abzubringen. Portugal aber stand ganz unter englischem Einfluß und war fast einer englischen Provinz oder Kolonie gleich zu achten. „Dieser Staat war seit einem Jahrhunderte in Folge der Seesklavigkeit seiner Gebieter und der Trägheit seiner Bewohner in die schmählichste Abhängigkeit von der englischen Macht herabgesunken. Der Vertrag von Methuen (1703), welcher die absolute Handelsfreiheit zur Grundlage der Verbindungen der beiden Staaten gemacht hatte, bestand noch in voller Kraft. Es gibt vielleicht kein lehrreicheres Beispiel von den beklagenswerthen Wirkungen, welche ein solches Prinzip in seiner Anwendung auf Staaten hervorbringen kann, die in so ungleichen Verhältnissen der Industrie und des Reichthums stehen. Portugal verkaufte an England seine Weine, seine Früchte, seine rohe Baumwolle und seine kostbaren Hölzer. England sandte ihm dafür seine Wollen- und Baumwollenzeuge, seinen Stahl und alle seine Luxusgegenstände. Es war kein Verhältniß in diesem Austausche. Die ertetischen Erzeugnisse Portugals und seiner Kolonien konnten der unendlichen Masse fabrizirter Waaren, mit denen die Engländer die Märkte von Lissabon und Oporto überschwemmten, das Gleichgewicht nicht halten. Bei dem Mangel aller Schutztarife hatte sich die Nationalindustrie nicht entwickeln können. Alle natürlichen Reichthümer der Portugiesen waren in ihren

Digitized by Google

trägen Händen unfruchtbar geworden und die Folge davon war eine allmählige Verarmung des Landes. Die Engländer dagegen hatten durch die Menge ihrer Kapitale und die Thätigkeit ihres Handelsgeistes die Portugiesen in der Ausbeutung des Binnenhandels verdrängt. Lissabon und Oporto waren wirkliche englische Faktoreien geworden, die endlich fast alle Kapitale Portugals an sich gezogen hatten."

Um zunächst auf Portugal zu wirken und die Engländer von dort zu vertreiben, mußte Spanien ganz ins Interesse Frankreichs gezogen werden. Es folgt nun in Lefebvres Werk eine ergreifende Schilderung der innern Zustände des spanischen Hofes, woraus sehr klar erhellt, warum Napoleon so und nicht anders handelte. Er konnte niemals auf die aufrichtige Freundschaft der spanischen Königsfamilie rechnen. Sie gehörte einmal den Bourbons an, die bereits aus Frankreich und Neapel vertrieben waren, deren hoffnungsvollster Sprößling, der junge Herzog von Enghien eben auf Napoleons Befehl hingerichtet worden war. Beim Ausbruch des preußischen Krieges hatte der spanische Hof den Gesandten der Koalition Gehör gegeben und hätte bei Napoleons erstem Unfall sich seinen Feinden zugesellt. Die Depesche des preußischen Gesandten, die alles verrieth, fiel Napoleon in die Hände. Nach der Schlacht bei Jena stellte sich der spanische Hof wieder überaus demüthig gegen Napoleon und als ob nichts vorgefallen wäre. Aber Napoleon traute nicht mehr. Auf der andern Seite sah er jenen Hof so tief in Korruptionen versunken, daß er hoffen durfte, die entartete Dynastie unschwer verdrängen zu können. Der König von Spanien erklärte seinen Sohn für die Thronen unfähig, der Sohn empörte sich und setzte den Vater ab, beide verklagten einander bei Napoleon. In dieser Ehrdrmlichkeit lag in der That eine große Versuchung für den Kaiser der Franzosen, mit einemmale der Sache ein Ende zu machen, sich von der unfähigen Familie den spanischen Thron abtreten zu lassen und das Land alsdann durch seinen Bruder Joseph in der Art reorganisiren und regieren zu lassen, wie es das Kontinentalsystem verlangte. Er täuschte sich nur im Volke. Das Volk nahm er überhaupt nirgends gern in Berechnung und wollte dessen Energie nirgends anerkennen, bis er dazu gezwungen wurde. Es liegt etwas Verhängnißvolles in dieser Verachtung des Volkes von Seite eines Mannes, der selbst aus dem Volk hervorgegangen war. Ohne Zweifel lag es vollkommen in der Wahl Napoleons, als er erster Konsul geworden war, sich mit den Völkern oder mit den Fürsten zu alliiren. Das erstere, die Begünstigung aller liberalen und nationalen Bestrebungen in Europa hätte die Bewunderung für ihn erhöht und seine Stellung gesichert. Indem er das letztere wählte, entfremdete er sich die Völker und fand doch keine Freunde unter den Fürsten. Weder in Deutschland, noch in Italien hat er den Hoffnungen entsprochen, die ihm von Seite des Volkes entgegen kamen, nicht einmal in Polen, wo es ihm so viel gemacht haben würde. Nirgends erkannte er das Recht der Nationalität an, sondern zerstückelte alle Nationen in einander fremdartige Bestandtheile, und nirgends erkannte er die Freiheit an, sondern begünstigte überall den Absolutismus selbst da, wo er, wie in einigen Rheinbundstaaten, früher durch eine Verfassung gezügelt worden war. Wo aber irgend das Volk, sey es um seiner Nationaleinheit oder um der Freiheit willen sich regte, trat es Napoleon mit Füßen oder dämpfte den Aufschwung selbst dann, wenn er, wie in Polen, zu seinen Gunsten begonnen war. Dasselbe volksfeindliche Prinzip wandte Napoleon nun auch auf die pyrenäische Halbinsel an. Erst wollte er Portugal in drei, dann Spanien in zwei Theile unter verschiedene Herrn zerstücken; dann nahm er Spanien ganz und muthete dem edeln und tapfern Volk auf einmal zu, sich in die französische Schule nehmen zu lassen, die sich ihm nicht einmal von ihrer bessern, sondern von der schlechtesten Seite in einer verwilderten Soldateska, habgierigen Kriegskommissären, einer brutalen Büreaukratie und Polizei und in scham- und gottlosen Sitten zeigte.

Der vorliegende Band reicht nur bis zum ersten Volksaufstand in Madrid. Er ist ungemein reichhaltig in den Details der spanischen Thronrevolution und der schändlichen Unterhandlungen zu Bayonne.

Freimaurerschrift.

Geschichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland 1685—1784, nebst einer Abhandlung über die Antient masons von G. Kloß, M. Dr. Leipzig, Otto Klemm.

Es ging vor Jahren eine Gesellschaft Deutscher durch das römische Thor Albanos, wo rechts ein altes Freskobild einer Madonna hoch verehrt und mit einer stets brennenden Lampe bedacht ist, für deren Unterhaltung die Vorübergehenden angesprochen werden. Einer unserer Landsleute meinte, es wäre nicht übel gethan, wenn man vor Allem das Bild reinigen würde, der Rauch habe es dergestalt geschwärzt, daß man es nicht mehr erkenne. Da sagte der Mann mit der Büchse die bedeutenden Worte: Olj questo poi nó, quande é lavata non sarà più miracoli!

Gerade so scheint es sich mit den Hochgraden des Freimaurerbundes zu verhalten, welcher in Nr. 80 unserer Blätter v. J. 1840 bei Veranlassung der Anzeige des Werkes desselben Verfassers: „die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung" beglückwünscht worden war, daß doch endlich ein wohlgesinnter, gewissenhafter und gelehrter Bruder vor aller Welt das Ergebniß unglaublich mühsamer Forschungen offen darlege, und die Schmach tilge, Unerwiesenes und offenbar Falsches als Ordensgeschichte anzupreisen. Hier nun ist die nackte prosaische Wahrheit, und die Grundlage zu einem Werke gegeben, welches die Stellung des Maurerbundes zur Außenwelt dereinst behandeln wird, mit der größten Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit gegeben, und dieses kann schon daraus geschlossen werden, daß die Großlege des eklektischen Bundes zu Frankfurt am Main die Zuzignung für sich und ihre Tochterlogen dankend angenommen hat.

Bei aller Mäßigung kann es nicht fehlen, daß die Ruhe, Mäßigung und Gründlichkeit dieses Werkchens wie eine scharfe Lauge auf die Verehrer der Hochgrade der verschiedenen Riten wirken müssen. Daß bis jetzt noch keine Widerlegung des ersten Werkes angekündigt oder erschienen ist, — scheint zu beweisen, daß man eine solche nicht zu geben vermag, und wir sind des Glaubens, daß selbst Nettelbladt dieses nicht gewagt haben würde.

Wer Enthüllung von maurerischen Geheimnissen in diesem Buche suchen will, wird sich getäuscht fühlen, der Eingeweihte wird aber die Kunst bewundern, mit welcher zu gleicher Zeit der allgemeinen Lesewelt alles Gehörige gesagt ist, und der reiche Stoff zugleich durchsichtig ist und undurchdringlich.

Wir wünschten, daß die Verlagshandlung den Preis nicht so hoch angesetzt hätte, um das treffliche Büchlein recht vielen Lesern zugänglich zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14. Donnerstag den 24. Februar 1848.

Pierer's Universallexikon.

Das „Universallexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe bearbeitet von mehr als 220 Gelehrten, herausgegeben von H. A. Pierer, herzogl. sächs. Major a. D.“ ist in der zweiten völlig umgearbeiteten Auflage (dritten Ausgabe) nunmehr vollendet und — verdientermaßen — eins der verbreitetsten Werke. Sollte es nun auch schon so allgemein bekannt und beliebt seyn, daß wir zu seiner weitern Empfehlung nicht viel mehr beizutragen im Stande wären, so wollen wir seine Eigenthümlichkeit doch, zur Vergleichung mit ähnlichen Werken charakterisiren und überhaupt Einiges über moderne Encyklopädien bemerken.

Das Wissen der Neuzeit hat sich in so zahlreichen und mannigfachen Schichten zusammengehäuft, daß ein darin orientirendes Generalregister ein unabweisbares Bedürfniß geworden ist, und zwar um so mehr, als zugleich die Schranken des zunftmäßigen Wissens überall niedergerissen worden sind und eine zwar selten gründliche, jedoch universelle Bildung die Oberherrschaft erlangt hat. Um dem Anspruch auf diese universelle Bildung zu genügen, muß nun die große Mehrzahl der nicht gründlich Wissenden in den Stand gesetzt werden, schnell und bequem durch bloßes Nachschlagen die Lücken ihres Wissens zu ergänzen. Es genügen dazu nicht mehr Speciallexika einzelner Wissenschaften und Künste. Man will zum Handgebrauch alles beisammen haben.

So das Bedürfniß. Da es sich aber bei der Befriedigung desselben um einen fast unvereinbar scheinenden Gegensatz handelt, so ist es begreiflich, daß man verschiedene Methoden eingeschlagen hat. Die Vollständigkeit nämlich, die man von einem Universallexikon verlangen muß, wenn man sich in allen Fällen darin Rathes erholen soll, scheint fast unvereinbar mit der kurzen Fassung und bequemen Handlichkeit. Will man vollständig und gründlich seyn, so schwellt das Werk auf monströse Weise an, wie die berühmte Encyklopädie von Ersch und Gruber, und die Bequemlichkeit für den Gebrauch geht verloren, wozu auch noch der hohe Preis eines solchen Werkes kommt, der nur wenigen Privaten erlaubt, sich dasselbe anzuschaffen. Will man andererseits bequem und handlich seyn, so muß man diesen Zweck wieder die Vollständigkeit und Gründlichkeit aufopfern, wie dieß z. B. in den eleganten Handbüchern der Engländer meistens der Fall ist. Die rechte Mitte ist schwer zu finden, aber das ist gerade interessant an dem Unternehmen Pierers, daß er sie mit so unermüdlicher Ausdauer und Konsequenz gesucht und nicht sowohl im Absoluten und Positiven, als vielmehr im Relativen und in der Vermeidung des Fehlerhaften auch wirklich gefunden hat. Ein absolutes Ideal hier zu erreichen ist schon deßhalb unmöglich, weil das gesammte Wissen selbst, von dem ein Universallexikon nur den kurzen Auszug geben soll, noch unvollendet und bloses Stückwerk ist. Es kann also nur von einem relativen Muster die Rede seyn, und die Relativität macht sich noch entschiedener geltend, wenn man bedenkt, daß nach Nationalität und Zeitrichtung auch der Lesekreis ein verschiedener ist. Pierer hatte auf deutsche Leser des neunzehnten Jahrhunderts Rücksicht zu nehmen, durfte also vieles weglassen, was man in einem andern Land suchen würde, oder zu einer andern Zeit gesucht hätte.

Die Grundsätze, welche Pierer aufstellt, sind die besten, von denen man bei einem solchen Unternehmen irgend ausgehen kann. Er machte sich zum strengen Gesetz: 1) die Richtigkeit und Genauigkeit aller Artikel; 2) die Brauchbarkeit aller Artikel für seinen Lesekreis, mit Weglassung dessen, was muthmaßlich Niemand suchen wird, oder was jeder schon von selber weiß; 3) innerhalb dieser Schranken die möglichste Reichhaltigkeit; 4) richtige Eintheilung und Placirung jedes Artikels; 5) kurze und klare Fassung jedes Artikels, so daß, um Raum zu sparen, alles auf den kürzesten Ausdruck zurückgebracht seyn muß, unbeschadet des Verständnisses; 6) Unparteilichkeit im Urtheile; 7) Proportionalität in der Zahl und Länge der Artikel. Wer da weiß, wie schwer es ist, viele Gelehrte unter Einen Hut zu bringen, muß die Folgerichtigkeit bewundern, mit welcher Herr Pierer jenen Grundsätzen auch wirklich nachgekommen ist und bei der Redaktion so zahlloser Artikel der verschiedensten Verfasser die erforderliche Gleichförmigkeit hergestellt hat.

Eine ganz andere Aufgabe stellte sich Brockhaus bei seinem allbekannten Konversationslexikon. Ihm kam es durchaus nicht auf Vollständigkeit und auf Belehrung solcher Leser an, die nur ein ihnen unbekanntes Wort nachschlagen; sondern er wollte vorzugsweise der politischen Bildung seiner Landsleute nachhelfen durch historische, biographische und geographisch-statistische Artikel, die dann auch natürlicherweise ausführlicher seyn durften und mußten. Da diese Werke von so ganz verschiedenem Gesichtspunkt ausgehen, kann man auch nicht behaupten, daß sie konkurrirten. Eben so wenig konkurrirt Pierers Lexikon mit dem von Ersch und Gruber, das nach einem ganz andern Plane entworfen ist. Dagegen hat sich ihm eine lästige Konkurrenz aufgedrängt durch nicht immer gewissenhafte Nachahmungen, zuweilen durch bloß spekulative Versuche, denselben Gewinn ohne denselben Einsatz einfach durch Benutzung fremder Arbeit zu erzielen. Doch trifft dieser Tadel theils nicht alle, theils nicht alles an den konkurrirenden Werken. Im Allgemeinen aber konnte auch der Pierer'sche Gedanke dem Schicksal aller guten Gedanken in Deutschland nicht entgehen, ein Zankapfel literarischer Spekulation und ein Gegenstand mehr oder minder künstlich versteckter Nachdrucksversuche zu werden. Ein neuestes

Digitized by Google

ähnliches Beispiel bieten die liegenden Blätter dar, aus denen auch gestohlen und denen nachgehumpert wird nach Möglichkeit.

Man kann dem Pierer'schen Universallexikon das Zeugniß nicht versagen, daß es seine Konkurrenten weit übertrifft an Originalität, Korrektheit und mit der Fülle des Stoffs verhältnißmäßiger Wohlfeilheit. Die Reichhaltigkeit ist besonders bemerkenswerth. Man wird, indem man es prüft, und seltener vorkommende Namen aus den verschiedensten Fächern darin aufsucht, durch den fast niemals fehlenden Fund überrascht. Wie groß aber dieses Verdienst der Redaktion ist, so hat sie doch selbst durch die zahlreichen Verbesserungen, die sie in der zweiten Auflage angebracht hat, ihr Streben bethätigt, es immer noch besser machen zu wollen. Anstatt sie daher durch irgend einen Tadel entmuthigen zu wollen, hoffen wir sie zu ermuthigen, indem wir ihr einige Fächer bezeichnen, die uns fast zu reich von ihr bedacht schienen und einige andere, deren Lücken noch auszufüllen wären. Was würde Herr Pierer dazu sagen, wenn wir ihm vorschlügen, in den Tausenden lateinischer Termini aus den Gebieten der Zoologie, Botanik ꝛc. eine Reduktion eintreten zu lassen und dagegen einige Hundrete von kurzen Artikeln aus der Literar- und Kunstgeschichte aufzunehmen. Das Universallexikon sollte nämlich, wie uns scheint, auch hinlängliche Auskunft geben über berühmte Sujets der Poesie und Kunst, von denen gewiß im gewöhnlichen Leben noch mehr die Rede ist, als von der Linnéischen Nomenclatur, über die daher der Nichtwissende auch öfter Aufklärung zu suchen im Falle seyn wird. Der Botaniker oder Zoologe von Fach ist in Besitz der speziellen Bücher seiner Wissenschaft und wird wohl nie in den Fall kommen, bei Pierer z. B. Acrocomia, Acrodryon, Acroglochin aufzuschlagen. Dem nichtbotanischen Leser aber werden solche Wörter noch viel weniger in der Art irgendwo aufstoßen, daß er bei Pierer sich danach umsähe. Viel wahrscheinlicher ist es dagegen, daß gebildete Leser und Leserinnen hie und da in Pierer nach einem berühmten Drama, einer berühmten Oper oder sonst einem poetischen Werke, von dem sie reden hören oder das sie citirt finden, nachschlagen werden, zum Beispiel nach dem einst so viel besprochenen, jetzt fast vergessenen großen Ballline, nach dem Alamantande des nämlichen berühmten Beefastees (Zschokke), nach den einst so sehr gefeierten und noch jetzt gerachteten Opern Aline und Arur, nach Tiecks Ultinia Accrombona, nach dem so oft poetisch behandelten Apollonius von Tyrus, Amicus und Amellus ꝛc., deren Namen wir die jetzt noch im Pierer vermissen. Eine Menge Halben aus poetischen Werken, Figuren aus Sagen und Mährchen ꝛc. sind sprichwörtlich geworden oder werden doch oft citirt, ohne daß Jeder in der Literatur schon so orientirt ist, um sie zu kennen. Mit Recht finden sich viele kurze Artikel bei Pierer, die in dieser Beziehung zur Erklärung dienen, aber gerade diese Gattung ist nicht reichhaltig genug vertreten. Wir finden Falstaff, aber nicht Den Ranudo; wir finden Fortunatus, aber nicht Peter Schlemihl; wir finden Sakontala und Schirin, aber nicht Medschnun und Leila; wir finden Tristram Shandy, aber nicht den leidenden Werther; wir finden den Gil Blas, aber nicht Faublas; wir finden Nebrel den Teufel, aber nicht Belsager; wir finden Rhasver und Nathan den Weisen, aber nicht Sylvof; wir finden Genovefa, aber nicht Griseldis. In der hier angedeuteten Beziehung könnte die dritte Auflage des Universallexikons noch mehr auf Vollständigkeit und Gleichmaaß Bedacht nehmen und wir wollen Herrn Pierer hiermit diese Anregegenheit zum Besten des Publikums empfohlen haben.

Auch möchten wir seine Aufmerksamkeit auf einige Gegenstände der Kunst lenken. Es wird so viel über alte und neue Kunst gesagt und geschrieben; die zahlreichen Kunstausstellungen und Kunst- und Alterthumsvereine bringen hierauf bezügliche technische Ausdrücke in Menge in Umlauf, ohne daß das theilnehmende Publikum immer deren Erklärung kennt. Wir wollen z. B. darauf wetten, daß unter hundert unserer Leser kaum einer weiß, was das Wort Mandorla bedeutet, während sich dieses Wort doch in allen kunstgeschichtlichen Werken wiederholt. Eben so das Wort Predella, das fegar noch viel öfter vorkommt, weil so viele berühmte Bilder namentlich des 15ten und 16ten Jahrhunderts auf dem Untersatz des großen Altarbildes gemalt sind, das Wort mettertia ꝛc. Die kurze Erklärung solcher Ausdrücke nun sollte in Pierer ferner nicht fehlen, zumal da sich andere Kunstausdrücke, wie z. B. pieta, das ecce homo ꝛc. darin erklärt finden. Dasselbe gilt von den in Bezug auf Kunst berühmten und in kunstgeschichtlichen Werken so oft erwähnten Oertlichkeiten. Wir finden bei Pierer z. B. den Palast Pitti und die Farnesina, aber nicht die Tribuna.

Bei der außerordentlichen Nützlichkeit und großen Verbreitung des Pierer'schen Werkes wünschten wir sehr, unsere Desiderien möchten bei der nächsten Auflage berücksichtigt werden. Es kann wohl kaum im Zweifel seyn, daß wir Recht haben, wenn wir die bezeichneten Namen aus den Gebieten der Literatur und Kunst für mehr in den Kreis der Konversation und Lektüre gehörig erklären, als wenigstens einen großen Theil der fast zahllosen, und alle Jahre durch neue Entdeckungen noch mehr anschwellenden zoologischen, botanischen und mineralogischen Termini. Sollte sich eine Reduktion der letzteren nicht wenigstens in der Art vornehmen lassen, daß nur die Familien und Gattungen, von den untergeordneten Arten aber nur alle die erwähnt würden, die für Handel und Gewerbe, Medizin oder Geschichte, Kunst, Mythologie ꝛc. eine besondere Bedeutung haben? Auch unter den geographischen Artikeln könnte vielleicht noch eine Reduktion vorgenommen werden. Es finden sich da unbedeutende Ortsnamen, die schwerlich jemals nachgeschlagen werden, weil sie nur in Reiseberichten verkommen, in denen der Leser schon die nöthige Orientirung findet, ohne nach einem Lexikon greifen zu müssen. Solchen unnützen Ballast sollte man möglichst abladen. Wir in den mythologischen Wörterbüchern die sünftig Namen der Aktäonshunde, so lassen auch im geographischen eine gute Anzahl Namen mit, die bloß dazu da sind, um überschlagen zu werden und nützlicheren Sachen den Platz wegzunehmen. Es bedarf freilich eine sehr vorsichtige Hand, solche Kröpfe und Auswüchse auszuschneiden, ohne dabei ins gesunde Fleisch zu kommen. Aber gerade Herr Pierer scheint diese geschickte Hand zu besitzen.

Dramatische Dichtkunst.

7) Luther. Tragödie von Hans Köster. Erster Theil. Graß, Barth und Comp., 1847.

8) Ulrich von Hutten. Ein historisches Trauerspiel. Von demselben, daselbst.

Herr Köster hat es gewagt, unsern großen Reformator auf die Bühne zu bringen, nachdem schon so manche andere Dichter in ähnlicher Bemühung unglücklich ist. Das Schwierige der Sache liegt in den vorgefaßten Meinungen der Zeitgenossen, da es fast unmöglich ist, Luthern anders aufzufassen, als vom Standpunkt der einen oder andern Religionspartei oder einer sich über alle stellenden Philosophie. Faßt man ihn, wenn man zunächst aufgefordert ist, lutherisch auf, so schlicht sich leicht eine gewisse halbkatholische Heiligenverehrung ein; man idealisirt ihn, macht ihn zum Träger aller möglichen Ideen des viel späteren Protestantismus und Liberalismus, an die er nicht

Digitized by Google

gedacht hat. Faßte man ihn katholisch auf, wozu, soviel ich weiß, sich in neuer Zeit Niemand mehr berufen gefühlt hat, so würde man alsbald über Unrecht und Verunglimpfung klagen. Der moderne philosophische Standpunkt eignet sich aber auch nicht für Luthers Zeit und Kostüm. Es ist mitbin schwer, den gewaltigen Mann poetisch so zu „verarbeiten," daß alle Welt damit zufrieden seyn könnte.

Von vorn herein muß anerkannt werden, daß Herr Köster den richtigen und natürlichen Weg eingeschlagen hat, indem er möglichst dem Kostüme der Zeit treu zu bleiben suchte. Die Sprache des Goethe'schen Faust schien ihm dazu mit Recht am besten geeignet. Daß er auch den Faust selbst mit einmischt, darf nicht befremden oder ihm als Nachahmungssucht zugerechnet werden. Faust war ja Zeitgenosse Luthers und kontrastirt mit ihm auf eine sehr auffallende Weise. Hier sagt Faust zu Luther:

Steh' auf, du melancholscher Träumer,
Fall' deine freudenleere Brust
Mit Jünglingsfeuer und Jugendlust,
Und denke daß geschrieben steht:
Zur Reu' ist's niemals nicht zu spät.

Luther.

Meinst du das, Faust?

Faust.

Komm', frage nicht, —
Mich jammert dein, du blecher Wicht,
Und dein unsäglich Seelenleiden.
Aus Sündenangst und Höllenleiden
Kasteiet er sich hier auf Erden
Mehr als für alle Teufelei
Ihm Strafen in der Hölle werden.
Hört, der den Trieb nach Freud' und Lust
So mächtig pflanzt' in unsre Brust,
Es nur gethan, um uns zu zwingen,
In ewgem Kampf uns matt zu ringen,
Hätt' er versuchend uns umstellt
Mit aller Schönheit dieser Welt,
Daß wir mit hohlem Blick entsagen,
Entbehrend uns und ander plagen. —

Es kommt zu einem förmlichen Kampfe zwischen beiden. Luther spricht:

Teufel, ich fürchte nicht deine Kunst —
Mein Herr und Heiland, dein die Macht! —
Stärke mich Schwachen
Wider der Sünde Wüthen und Pracht,
Wider der Hölle hellgrinsendes Lachen! —
Die Kraft des Herrn kam über mich,
Du Höllenfuhn, ich schleudre dich
In dein qualvolles Nichts hinab,
In des unendliche Flammengrab! —
(Er bringt auf ihn ein; Faust verschwindet.)

Etwas zu empfindsam scheint uns die Einführung Katharinens, für welche Luther schon als Jüngling, noch ehe sein Freund Alexius stirbt, von zärtlichen Gefühlen ergriffen wird:

Luther
(sich an Alexius Brust werfend).

Ach, hochbeglückt
Und dreimal selig ist der Mann,
Der sie an seine Brust einst drückt,
Den sie von Herzen lieben kann! —

Als ein bloßes Verstehen ist Seite 51 die Stelle zu betrachten, in welcher Luther zur Bibel spricht:

Duch dich ward ich von Sünden frei,

da Seite 109 besser in lutherischem Sinne gesagt ist:

Daß wir allsammal Sünder und vor Gott
Des Ruhmes mangeln.

Der Aufenthalt Luthers in Rom ist vom Dichter mit besonderer Liebe behandelt; nur daß das zu täppische Wesen des deutschen Mönche in der Wohnung des Kardinals übertrieben und der Gedanke, den Papst selbst durch mündliche Unterredung zu reformiren, dem verständigen Luther, der daran niemals gedacht hat, nur angedichtet ist. Sehr gut ist das Gespräch im römischen Augustinerkloster:

Prior.

Fürwahr, es ist mir von Herzen leid,
Daß ihr so übel gefahren seyd; —
Sagt' euch es aber im voraus schon, —
Ihr Deutschen seyd eine eigne Nation;
Ihr tretet mit euren Ideen und Gedanken
Gegen die Thatsache selbst in die Schranken,
Und wenn dann nicht alles gleich birgt oder beicht,
Sprecht ihr alsbald vom jüngsten Gericht
Und denkt, die Welt könn' nicht bestehn;
Wird alles trotzdem, wie sonsten gehn.

Luther.

Ihr sagt's — wir toll wir's aber treiben,
Will drum doch gern ein Deutscher bleiben! —
Jeder bringt seinen Noten mit auf die Welt,
Mit dem er steht, mit dem er fällt,
Und mag er alle Ecken abschleifen,
Keinem glückt es, ganz ihn abzustreifen.
So können wir unsres Herzens Gluth
Nicht ruhig in der Brust verwahren,
Und ist einmal in unser Blut
Ein Gott vor euch ein Teufel gefahren,
So möchten wir der Welt Gestalt
Modeln nach der innern Gewalt,
Die wie Feuerstamm' unser Brust durchzückt
Und im Zerstören noch uns beglückt.

Leider schließt der erste Theil schon mit dem ersten kühnen Auftreten Luthers, mit dem Anschlagen der Thesen und der öffentlichen Verbrennung der Bannbulle. Wir wollen nun erwarten, was der Dichter weiter aus ihm machen wird.

Ulrich von Hutten hat das Glück oder Unglück gehabt, im laufenden Jahrhundert schon ziemlich oft zum Helden epischer und dramatischer Dichtungen gewählt worden zu seyn. Obgleich sein Leben keineswegs reich an Handlung ist und er fast immer nur die Feder, statt des Schwertes führte, so daß eigentlich nur sein einsamer Tod in der Verbannung einen rührenden Effekt macht; schien er doch in kirchlicher Beziehung den Nationalisten, in politischer den Liberalen besonders geeignet, ihm ihre Deklamationen und Klagen in den Mund zu legen. In seinen kühnen Verheißungen, großen Erwartungen und Täuschungen lag für sie etwas Sympathetisches. Auch sein Schwung, seine ehrliche Grobheit, seine zuweilen prahlerische Zuversicht stimmte zu den deklamatorischen Neigungen. Nur seinen Humor und Witz ließ man sonderbarerweise aus, und faßte ihn lieber sentimental auf, was nicht recht zu ihm paßt. Er war eine seltsame doppelte Zwitternatur, indem er die Geisteskraft Luthers theils mit dem ritterlichen Thatendrang Sickingens, theils mit dem lukianischen Spottgeist des Erasmus vermittelte. Seine besten Schriften

Digitized by Google

sind einschneidende Satiren, aber von so lokaler und persönlicher Färbung, daß sie für die Gegenwart kaum mehr genießbar sind.

Herr Köster hebt mit Recht hauptsächlich die patriotische Seite an ihm hervor, die Hoffnung und der Schmerz der deutschen Nation, die sich in seinem ritterlichen Herzen spiegelten. Insofern war der Dichter berechtigt, auch Huttens Geist noch über sein Grab hinaus wirksam und lebendig zu denken, und in einem ungemein gedankenreichen Intermezzo des mit Luthers Auftreten in Worms beginnenden und mit Huttens Tode endenden Trauerspiels erscheint Hutten als gespenstischer Wanderer im neunzehnten Jahrhundert und läßt die Geisterbewegung desselben wie eine wilde Jagd vorüberrauschen. Alles bewegt sich hier in scharfen Gegensätzen:

Gesang
aus der Kirche zur Linken.

Die Zeit, das ist der liebe Gott,
Die Zeitung ist sein Tempel,
Der Zeitengeist ist Gottesgeist,
Die Zeit gibt Gott den Stempel.

Der Glaub', die Lieb', die Hoffnung war
Einst unsere Alten Stärke;
Wir sind durch uns nur, was wir sind,
Und sind's durch unser Werke.

Gesang
aus der Kirche rechts.

Wir sind die Rechten
Die Auserkornen,
Die Lieblingsschafe
Die Eingebornen.

Nicht in dem Lichte,
Nicht in der Klarheit,
Nur wo es dunkel,
Ist Gottes Wahrheit.

Auch eine Menge politische und literarische Erscheinungen und Persönlichkeiten kommen zum Vorschein, z. B.

Unpolitischer Hofmann.

Heut zu Tage kommt man weiter,
Wenn man der Canaille schmeichelt,
Als wenn man erlogne Treue
Seinem Herrn und König heuchelt.

Revolutionshistoriker.

Deutsches Volk, die englische
Gab ich anno 44,
Darauf die französische
Otto anno 45;
Deutsches Volk, nun elle dich,
Richte dein politisch Streben,
Daß ich anno 46
Dir kann fuge die deutsche geben.

Gebet eines Abgeordneten.

Als vom Ronge ich gehöret
Und der Wislicen'schen Fehde,
Kam sofort mir der Gedanke:
Welch ein Stoff zu einer Rede!

Welch ein Stoff für die Begeisterung
Deutscher Männer, deutscher Weiber,
Welch dramatischer Effekt, welch
Populärer Keileintreiber!

Und wie ganz und gar geschickt zu
Redekräftem Spekuliren,
Um sich in ehterschen Phrasen
Hypothetisch zu verlieren.

Aber vor den hundert Reden,
An dem Thema schon zerspalten,
Müßt' bei dem pikanten Stoffe
Die Begeisterung erkalten.

Darum, lieber Gott, erhör' mich
Und gib mir in meinem Jammer
Einen ähnlich unbestimmten
Vorwurf für die nächste Kammer.

Denn nichts in der Welt langweilet
Mehr die deutschen Radikalen,
Als die positiven Stoffe
Und die abstrakten Zahlen.

Endlich kommt auch noch ein Buchhändler und nimmt Ulrich von Hutten aufs Korn:

Herrn von Hutten hab' ich das Vergnügen?
Darf mich wohl die süße Hoffnung wiegen,
Daß sie, deutsche Freiheit zu begründen
Sich mit mir auf Schutz und Trutz verbünden?
Meine Firma ist im Liberalen
Minder glänzend nicht als im Bezahlen;
Denn die Freiheit recht piquant behandeln,
Heißt heut leeres Stroh in Gold verwandeln.

Dieses lustige Intermezzo paßt nun freilich in die ernste Tragödie der Reformationszeit nicht, liest sich aber für sich sehr angenehm.

Roman.

Die Tochter des Pietisten. Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Zwei Bände. Hannover, Hahn, 1847.

Während der Pietismus von den meisten fabrikmäßigen Romanschreibern nur von einer lächerlichen oder gehässigen Seite aufgefaßt wird, als Heuchelei, Muckerei ꝛc., ist es in der Regel wenigen edlern Geistern überlassen geblieben, ihn von seiner schönen Seite aufzufassen, z. B. Jean Paul, Heinrich Steffens. Diesen letztern hat sich nun auch Frau Hanke beigesellt. Ihre „Tochter des Pietisten" kommt zwar in alle die Konflikte, in welche sich ein tieferes religiöses Gefühl und eine strengere Form des Lebens unter den oberflächlichen Modemenschen und Spöttern ausgesetzt sehen, besiegt aber alle Vorurtheile durch edle Bescheidenheit und reine Humanität. Die Verfasserin selbst ist etwa keine Kopfhängerin, das Buch hat durchaus keinen frömmelnden Anstrich, es malt uns nur ein liebenswürdiges weibliches Portrait.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15. Dienstag den 29. Februar 1848.

Botanik.

Die Pflanze und ihr Leben. Populäre Vorträge von Prof. Dr. M. J. Schleiden in Jena. Mit 5 farbigen Tafeln und 13 Holzschnitten. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1848.

Ein sehr elegant ausgestatteter Band, auf dessen Titelkupfer uns die prachtvollste aller Seerosen, Victoria Regina, entgegenlacht. Je mehr die botanische Nomenklatur ins Ungeheure (sowohl der Etymologie als der Zahl) ausschweift und je schwieriger und unhandlicher andererseits auch die Beantwortung der pflanzenphysiologischen Fragen geworden ist, um so weniger kann der Laie zu einer einfachen Orientirung und zu einem befriedigenden Genuß in den botanischen Studien gelangen; weßhalb jede Bemühung eines Wissenden, diese so anziehenden Studien populär zu machen, mit Dank anerkannt werden muß.

Zuerst gibt der Verfasser eine Anweisung, das Mikroskop auf die Untersuchung der feinsten Pflanzentheile anzuwenden. Dann theilt er die Resultate der bisherigen mikroskopischen Untersuchungen mit, aus denen erhellt, daß die Erkenntniß der Pflanzenzelle gleichsam die Seele der Pflanzenphysiologie sey. Jede Pflanze nämlich ist ursprünglich eine Zelle und wächst durch fortwährende Zellenbildung. Auch die sogenannten Gefäße sind nur verlängerte Zellen. Die protensartige Zelle nimmt alle möglichen Erstreckungen und Formen an, nimmt durch ihre obgleich geschlossene Haut dennoch die verschiedensten Stoffe in sich auf, verarbeitet sie wieder auf die mannigfachste Weise zu neuen Pflanzenzellen oder zu Holz, Mehl, Zucker, Oel, Harz, Wein ꝛc. und ist die geheime Werkstätte, aus der alles Pflanzenleben herkommt. Die vormals sogenannten Kryptogamen pflanzen sich durch einzelne Zellen fort und ist durchaus von keiner geheimen Zeugung dabei die Rede. Aber auch die Phanerogamen zeigen, unter besondern Modifikationen, in der Samenbildung nur wieder denselben Prozeß der Zellenbildung. Der männliche Pollen ist nur eine Zelle, welche den neuen Pflanzenkeim enthält, während die weiblichen Samenknospen (Eierchen genannt) die Samenzellen, in welchen jener Keim sich weiter entwickelt, und der weibliche Fruchtknoten, in welchem jene Samenknospen sitzen, durch immer neue Zellenbildung die den Samen einschließende Frucht wachsen macht. Die Zellenbildung ist rasch und flüchtig oder langsam und solid nach einer fast unendlichen Stufenleiter in der Pflanzenwelt. Der große Vorzug, der bekannte schnellwachsende weißhaarige und mit dunkelgrünem Staube gefüllte Beutel bildet in jeder Minute 20,000 neue Zellen.

Die Zellenform bleibt den ausgetrockneten Pflanzentheilen so treu, daß man unter dem Mikroskop auf der Stelle Linnenfäden von Baumwolle unterscheiden und mannigfache Fälschungen entdecken kann. Der Verfasser erzählt: „Durch die Güte eines Freundes in Berlin erhielt ich einst ein Endchen Bindfaden, mit dem ein Weinkrug in Pompeji zugebunden gewesen war und fand zu meinem Erstaunen, daß er aus den leicht erkennbaren Bastzellen der Seidenpflanze (Asclepias syriaca) oder einer verwandten bereitet sey, die, soviel bekannt, jetzt nirgends mehr zu diesem Zwecke angewendet werden."

Die Pflanzenzelle ist von unermeßlicher Wichtigkeit für den Menschen, denn sie liefert ihm seine Hauptnahrung, das Stärkemehl und außerdem die mannigfachsten Nahrungsstoffe. Der Verfasser, der ausdrücklich der Autorität der Bibel in naturwissenschaftlichen Dingen spottet, steht sich gleichwohl genöthigt, die geheimnißvolle Kausalität, auf welche unter allen Büchern der Welt zuerst das Buch Hiob aufmerksam gemacht hat, während er sie im Einzelnen bestreitet, doch im Ganzen anzuerkennen. Indem er zeigt, wie die Orchideen nicht befruchtet werden könnten, wenn die Bienen nicht den Pollen von der männlichen auf die weibliche Blüthe trügen; und Palmen nicht, ohne daß der Wind den Pollen von jener zu dieser Blüthe trage; und die Feige nicht, ohne daß eine Gallwespe in den verdeckten Blüthenbehälter krieche ꝛc., wirft er die Frage auf, ob das alles bloß Zufall sey? „Und dennoch, wenn wir die Phänomene im Großen, im Zusammenhange auffassen, so können wir die Frage, die sich uns aufdrängen, weder zurückweisen, noch auch sogleich beantworten. Was hat denn der Wind mit der Dattelernte von Bildulgerid und mit dem Lebensunterhalt von Millionen Menschen zu schaffen? Was weiß die seelenlose Welle, welche die Kokosnuß an die fernen unbewohnten Inseln trägt, wo sie am Rande keimt, davon, daß dadurch der Ausbreitung des Menschengeschlechtes der Weg gebahnt wird? Was geht es die Gallwespe an, daß sie durch ihre Geschäftigkeit den Feigenhandel Smyrnas möglich macht und Tausenden von Menschen Nahrung und Unterhaltung gewährt; oder begreift der Käfer, der durch sein Naschen die Vermehrung der Kamtschatischen Lilie (Lilium camschaticum) erleichtert, daß ihre Zwiebeln in folgenden harten Wintern die ganze Bevölkerung Grönlands vor dem Hungertode schützen werden? Wenn auch alles Dieses im Einzelnen auf wesenlosen Naturgesetzen beruht, wofür dieß wunderbare Ineinandergreifen und Zusammenspielen der untergeordneten Naturkräfte, um Wirkungen hervorzubringen, die so tief in die Geschichte der Menschheit eingreifen? Wir durchschauen wohl den Mechanismus der Marionetten, aber wer hält die Fäden in seiner Hand und leitet alle Bewegungen zu Einem Zweck?"

Herr Schleiden geht sodann zur Betrachtung der Pflanzen auf der Erdoberfläche über. Während in einer untergegangenen Urzeit die ganze Erde ein gemeinschaftliches Treopenklima besaß, wie die noch erhaltenen Pflanzenreste beweisen, ist sie jetzt den größten Wechseln des Klimas ausgesetzt, worein natürlich auch

Digitized by Google

die Verbreitung der Vegetation abhängt. Indem der Verfasser das schöne Dovesche Gesetz der Windrehung so populär als möglich verträgt, knüpft er daran das Gesetz, nach welchem die warme Luftströmung, die vom Aequator ausgeht, die größte Freiheit und Mannigfaltigkeit der Pflanzenbildung, der kalte Luftstrom, der von den Polen ausgeht, die größte Einschränkung und Einförmigkeit derselben, der Kampf beider Luftströme in der mittleren Zone aber hauptsächlich die zwischen jenen beiden Extremen stehende, durch Menschen vermittelte Pflanzenkultur bedingt. Nur da, wo die beiden Naturextreme sich bekämpfen, ist den Menschen Raum gelassen, die Natur zu ergänzen und zu verbessern. Je weiter nach Süden oder Norden, um so unzähmbarer zeigt sich ihm die Naturgewalt. Diese Auseinandersetzungen sind eben so faßlich, als genial.

Von nicht minder großem Interesse ist die folgende Erläuterung der Nahrung, die der Mensch aus der Pflanzenwelt bezieht. Auch hier finden Extreme Statt zwischen den pflanzen- und thierfressenden Völkern. „Die zweckmäßigste Lebensweise führt aber das verständige Ackerbau treibende Volk, welches seine Nahrungsmittel ganz in dem Verhältnisse mischt, wie sie die Natur dem Säugling in der Milch gemischt hat. Diese enthält nämlich in dem Käsestoff die stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, in der Butter und dem Milchzucker die stickstofffreien Respirationsmittel im richtigsten Verhältnisse. Darüber hinaus finden wir die Extreme in den Völkern, welche, wie die ostindischen Stämme, die Negervölker und die Bewohner einiger europäischen Landstriche, ganz von Reis, Bananen, Kartoffeln und dergleichen Pflanzenstoffen leben, in welchen nur wenig stickstoffreiche Bestandtheile vorkommen. Daher die ungeheuren Mengen, welche diese Völkerschaften zu sich zu nehmen gezwungen sind, um aus der Masse der Respirationsmittel die nöthige Menge der wirklichen Nahrungsmittel zusammenzusuchen." Und ferner in den Völkern, welche, wie die Wilden in Amerika, ausschließlich vom Fleische der gejagten Thiere leben. „Jägervölker und fleischfressende Thiere bedürfen einer großen Menge ihrer gewöhnlich fettarmen Nahrung. Durch angestrengte körperliche Thätigkeit müssen sie diese stickstoffhaltige Nahrung erst in zwei Bestandtheile zerlegen, einen der sämmtlichen Stickstoff, einen andern, der einen Theil des Kohlen- und Wasserstoffe enthält, und diesen letztern verwenden sie dann für die Respiration, da bei der Unverdaulichkeit des Stickstoffe stickstoffhaltige Substanzen dazu untauglich sind. Eben darin findet auch die unruhige, rastlose thätige Lebensweise des reißenden Thiers, wie des Jägers ihre Erklärung, indem sie nur durch heftige Anstrengungen des Körpers so viel der stickstoffhaltigen Nahrung zersetzen können, um für den Respirationsprozeß das nöthige Material zu schaffen. Aber auch die große Masse von Nahrung, die eine solche Lebensart erfordert, ist dadurch leicht erklärt, zumal da meist viel mehr thierisches Leben vernichtet wird, als unmittelbar dem Nahrungsbedürfniß entspricht. Aus beiden Gründen bedarf das reißende Thier wie das Jägervolk ein ausgedehntes Areal zu seiner Existenz und bedingt eine sehr dünne Bevölkerung. — Endlich finden wir noch in den sämmtlichen Polarländern den übermäßigen Genuß von Fett als unzertrennlich mit der Lebensart in diesen Klimaten verbunden. Auch hier erklärt sich uns dieser Naturtrieb gar leicht aus den vorherigen Betrachtungen. Der Mensch muß hier, um leben zu können, größere Mengen von Wärme produciren und bedarf dazu auch größere Mengen von Brennmaterial: dazu eignet sich kaum eine Substanz so gut, als das ganz allein aus Kohlen- und Wasserstoff bestehende Fett der Thiere."

Hierauf läßt sich der Verfasser näher in die großen Fragen ein, welche die Agrikolarchemie Liebigs in Anregung gebracht hat. Er bekennt sich im Allgemeinen zu Liebigs Grundsätzen, obgleich er früher gegen ihn polemisirte; namentlich zu den Hauptsätzen, 1) daß die Pflanze den größten Theil ihrer Nahrung aus der Atmosphäre und nicht aus dem Humus sauge, und 2) daß die Pflanze aus dem Humus nur unorganische, nicht organische Theile in sich aufnehme, womit bekanntlich der große Krieg gegen den Mist begonnen hat.

Ferner geht Herr Schleiden zur Kartoffelkrankheit über und erklärt dieselbe sinnreich aus den chemischen Prämissen, die seine Erörterung der Liebig'schen Theorie enthielt. „Das Stärkemehl, ein stickstofffreier Stoff, ist der eigentliche charakteristische Bestandtheil der Kartoffel, eine Substanz, welche für sich längere Zeit der Fäulniß widersteht. Die Bildung desselben erfordert die Gegenwart einer großen Menge Kali und deßhalb gehört die Kartoffel ganz besonders zu den Alkalipflanzen. Das Eiweiß dagegen, stickstoffhaltig, ist außerordentlich zur Zersetzung und Fäulniß geneigt, und seine Gegenwart in größerer Menge macht auch andere Substanzen, die für sich lange der Fäulniß widerstehen, z. B. Zellstoff und Stärkemehl, geneigter zu diesem Auflösungsprozeß. Die Entbehung des Eiweißes setzt das Vorhandensein einer großen Menge phosphorsaurer Salze voraus. — Untersuchen wir nun die gesunde normale Kartoffel, so finden wir in ihr durchschnittlich das Verhältniß der stickstoffhaltigen Bestandtheile zu den stickstofffreien wie 1:20; das Verhältniß der phosphorsauren Salze zu den Alkalisalzen wie 1:10. Dagegen enthält das frischgedüngte Kulturland aus physiologischen Gründen, welche zu entwickeln mich hier zu weit führen würde, die genannten unorganischen Bestandtheile fast in dem Verhältnisse wie 1:2. Die Folge davon ist, daß die in solchem Boden gebaute Kartoffel gezwungen wird, immer im Verhältnisse zu den alkalischen Salzen eine größere Menge phosphorsaurer Salze aufzunehmen, als sie ihrer Natur nach bedarf, und in Folge dessen bildet sich auch in ihr eine größere Menge von stickstoffhaltigen Bestandtheilen, von Eiweiß, als sie in ihrem normalen Zustande enthalten sollte. Diese letzteren aber müssen unausbleiblich die Bestandtheile der stets sehr wasserreichen Kartoffel zu Zersetzungsprozessen geneigt machen, die dann unter den verschiedensten Formen auftreten und bald, wie bei der früher schon beobachteten Trockenfäule (dry rot der Engländer), vorzugsweise das Stärkemehl, bald, wie bei der vorjährigen nassen Fäule, vorzugsweise den Zellstoff selbst angreifen. Daß eine solche Anlage augenblicklich sich als verderbliche Krankheit zeigen wird, wenn äußere Einflüsse, besonders ungünstige Witterungsverhältnisse hinzukommen, ist sehr begreiflich, so wie es sich auch von selbst versteht, daß, wenn die schädlichen Einflüsse, welche die Krankheitsanlage erzeugten, fortdauern, die Ansartung der Kartoffel und ihrer Geneigtheit zu Krankheiten sich immer mehr steigern muß." Aus Liebigs Theorie der Pflanzenernährung glaubt nun der Verfasser die einzig richtige Kurmethode der kranken Kartoffeln schöpfen zu können. Man müsse einen Boden wählen, auf dem die Anhäufung der phosphorsauren Salze in den Kartoffeln nicht mehr zu fürchten sey.

Indem der Verfasser ferner die allgemeinen Gesetze der Pflanzenbildung verfolgt, greift er aus dem unermeßlichen Gebiete der Pflanzenwelt die Kakteen wegen ihrer phantastischen Formen und die Giftpflanzen wegen der intensiven Energie ihrer Produkte heraus.

Dann geht er zur eigentlichen Pflanzengeographie über und verfolgt insbesondere die Verbreitung der Kulturpflanzen, unterscheidet aber im Allgemeinen die verschiedenen Vegetationsgürtel, welche die Erde in südnördlicher Richtung umringeln. Sinnreich ist S. 240 die Eintheilung dieser Zonen und wieder ihrer untergeordneten Abtheilungen in Reiche, je unter der Herrschaft eines berühmten Botanikers, dem wir besonders ihre Kenntniß verdanken. Daran schließt sich auch eine entsprechende

Digitized by Google

Aneinanderreihung der untergegangenen, nur noch versteinert erhaltenen Pflanzenregionen nach der Stufenfolge ihrer allmähligen Entwicklung.

Schließlich noch ein Kapitel über die Aesthetik der Pflanzenwelt. Der Verfasser bedauert, daß die Alterthumskundigen in der Regel zu wenig von der Botanik und die Botaniker zu wenig von der Alterthumskunde verstehen, um die oft so tiefsinnige Pflanzensymbolik gehörig würdigen und erklären zu können. Dabei bemerkt er: „Manche der früher gebräuchlichen Bilder und Symbole haben sich auch im Laufe der Zeit umgestaltet, andere sind an ihre Stelle getreten, wenn genauere Naturbeobachtung zeigte, daß sie den zu bezeichnenden Gedanken schärfer und prägnanter aussprachen. Ja oft möchte man in solchen Vertauschungen den strafenden Volkswitz vermuthen. Die alte deutsche Mannestreue * ist zwar eine etwas derbe, auch rauhe und stachliche Pflanze, aber dauerhaft in Gestalt und unverwüstlich echt in Farbe; was man dagegen heut zu Tage Männertreue ** nennt ist ein kleines blaues Blümchen, das kaum gepflückt schon abfällt, dessen allerdings verlockend schöne Farbe schon nach wenig Stunden an der Sonne verbleicht." Die Aesthetik der Vegetation hat es aber nicht mit der Pflanzensymbolik, sondern in noch höherem Grade mit der malerischen Schönheit zu thun. Herr Schleiden erinnert deßfalls an das große Verdienst Alexander von Humboldts um die Pflanzenphysiognomik. In Bezug auf unsere nordischen Wälder hätte er auch wohl des vergessenen Engländers Gilpin gedenken können, dessen Untersuchungen über die Bedingungen der Waldschönheit noch immer für klassisch gelten dürfen. Herr Schleiden selbst erklärt sich S. 309 geneigt, der Klage den Preis der Schönheit unter allen Bäumen zuzuerkennen, worunter er freilich nicht unsere sogenannten Akazien (d. h. eigentlich Robinien) versteht. — Wir wünschen diesem lehrreichen und angenehm unterhaltenden Buche eine möglichst weite Verbreitung.

Dichtkunst.

H. C. Andersen's gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 29r und 30r Theil. Ahasverus. Leipzig, Lorck, 1847.

Die Sage vom ewigen Juden (Ahasverus) ist in neuerer Zeit sehr häufig von Dichtern bearbeitet worden. Den meisten Ruhm erlangte das bekannte Werk Eugen Sues, dem jedoch treues Einhalten der alten Sage gerade am fernsten lag. Weniger berühmt, aber in jeder Beziehung verdienstlicher und besser waren die poetischen Auffassungen der Sage von Edgar Quinet, Julius Mosen und früher schon von Arnim in seinem Halle und Jerusalem; nicht zu gedenken der vielen zum Theil geistreichen Romanzen anderer Dichter. Inzwischen ist auch sehr viel Mittelmäßiges zu Tage gefördert worden, z. B. die Dramen von Klingemann und Wilhelm Jemand.

Für den dänischen Dichter, dessen Arbeit uns vorliegt, nimmt es auf den ersten Blick ein, daß er den Stoff auf eine neue und originelle Weise aufgefaßt hat. Als nämlich, sagt er, die Engel fielen, stürzte mit Lucifer auch Ahas herab, der Engel des Zweifels:

Ahas auch, des Zweifels Engel,
Er, der Schwächste unter ihnen,
Der, was er nicht fassen konnte,
Stets verneinte, stets bestritt,
Stürzte zu dem Stern hernieder,
Welchen man die Erde nennt.
So wie Leuchtmoor in der Sonne,
Schmolzen ihm im Fall die Schwingen.
Als sein Fuß die Erd' berührte,
Da war jegliche Erinnerung
Seiner Vorzeit mit den Schwingen
Ausgelöscht und ganz vergessen.
Nun ein Kindlein neugeboren,
Lag er in der Mutter Schooß.

Er wurde aber wiedergeboren als der Jude Ahasverus:

In der armen Stadt auf Erden,
Bethlehem, ward Christ geboren;
Und zur selben Zeit und Stunde
Auch des Zweifelns und Verneinens
Engel, Ahas, welcher hilflos
Lag in Thränen und in Armuth.

* * *

Und das Kind erwuchs zum Manne:
Ahasverus, früher Ahas.

So erscheint der ewige Jude von vorn herein nicht als ein böser, vom Fluche verfolgter Mensch, sondern als ein ursprünglich guter, nur gefallener und auf Erden abbüßender Engel. Diese wir möchten sagen, indische Wendung, welche die Sache nimmt, ist genial, aber nicht der alten christlichen Sage angemessen. Der Dichter ist aus dem Charakter der Sage herausgegangen. Der Fluch Christi, auf den die Sage das größte Gewicht legt, hat in Andersens Dichtung eigentlich gar keine Bedeutung mehr, weil dem Ahas in seiner Wiedergeburt als Ahasver schon vor Christus seine ganze Laufbahn vorgeschrieben ist.

Indem ferner der Engel Ahas in der Gestalt des Menschen Ahasverus nur büßt, um nach und nach die verlorne Erinnerung an seinen himmlischen Ursprung wiederzufinden, und allein durch den natürlichen Fortschritt des menschlichen Geistes in seiner allmähligen wissenschaftlichen Entwicklung aus dem Zustand des Zweifels in den des absoluten Wissens überzugehen, so ist hiebei, ganz und gar keine Rücksicht genommen auf die alte Sage, in welcher der ewige Jude im bösen Trotz bei seinem Unglauben verharrt, ohne das geringste Bedürfniß, zu einem künftigen oder früheren Zustand der Reinheit zu gelangen, der ihm ohnehin nicht durch Wissen, sondern nur durch Glauben vermittelt werden könnte. Die Sage läßt den Juden mit seinem Fluche wandern bis zum jüngsten Tage. Andersen dagegen personifizirt in ihm den Fortschritt der sich selbst bestimmenden Menschheit:

„Ja!" es tönet durch den Himmel,
„Ahas kommt nun wieder zu uns!
Aber seine Wege geh'n nicht
Wie sie Dein Gedanke führet.
Ahas sank herab zur Erde,
Zum Geschlechte, dem er gleich ist
Im Verwerfen und im Zweifeln;
Zu der Schwäche Kindern mit der
Gottheit Funken doch im Innern.
Im Geschlecht ein Edlen, ein ew'gen,
Mit demselben wächst er fort;
In Jahrtausenden erhebt es
Sich zu uns in Kraft und Wahrheit.
Die Entwicklung des Geschlechtes
Sind die Schwingen, die ihn heben
Wiederum zum Himmel auf."

* Eryngium. ** Veronica chamaedrys.

Digitized by Google

Diese Auffassung ist ganz modern und zeitgemäß, seitdem die Menschen sich einbilden, keine Erbsünde mehr mit sich zu schleppen, sondern die allerverträglichsten Wesen von der Welt zu seyn, in denen Gott selbst erst sich seiner bewußt werde. Man kann durchaus nichts dagegen einwenden, wenn dieses moderne Selbstbewußtseyn sich auch poetisch kund zu geben trachtet. Doch sollte es in einer Weise geschehen, daß dadurch die einmal vorhandene alte Sage nicht beeinträchtigt, ihr bestimmt ausgesprochener Charakter nicht verfälscht würde. Der Dichter hätte seinen gefallenen Engel in aller Weise in die Poesie einführen können, nur hätte er ihn nicht mit jenem Ahasverus der Sage verwechseln sollen, der ganz und gar nicht dazu paßte.

Der Hauptfehler dieses Dichters, wie der meisten andern, ist, daß sie in ihrem innersten Gemüth für den ewigen Juden Partei ergriffen haben, genau so wie die meisten Dichter neuerer Zeit auch für den Faust Partei zu ergreifen pflegen. Aber beides liegt im Geist der Zeit, und kann insofern nicht anders seyn, und wenn es die Literaturgeschichte anders von unsern Tagen berichten müßte, wäre es unnatürlich; denn unter gewissen Zeitbedingungen ist das Natürliche unnatürlich und nur das Unnatürliche natürlich.

In den beiden tiefsinnigen Sagen vom Faust und vom ewigen Juden spiegelte sich das christliche Mittelalter, indem es zu Ende ging, die beiden Geisteserichtungen vor, durch die seine eigene verdrängt wurde. Es waren die Geister des Heidenthums und Judenthums, welche, in den ersten christlichen Jahrhunderten vom Geist des Mittelalters überwunden, im Zeitalter der Reformation wieder ihn zu überwältigen kamen. An die Stelle des christlichen Geschmacks trat wieder der heidnische; an die Stelle der mittelalterlichen Gottesminne trat der Zweifel und der Haß. Die poetische Kraft, die noch im Volk lebte, personificirte die beiden verneinenden Geisteserichtungen im Faust und Ahasver, hier den heitern und frischen Geist des Heidenthums, dort den finstern und grollenden des Judenthums, beide im unvereinbaren Gegensatz gegen das Christenthum, beide noch, wie billig, von ihm besiegt. Indem nun aber die poetische Kraft, welche diese echt mittelalterlichen und christlichen Sagen schuf, seitdem im Volke längst untergegangen ist, und statt des christlichen Geistes immer mehr der heidnische und jüdische in unsere Literatur und Poesie eingedrungen ist, mußten die beiden Sagen von den Neuern mit Nothwendigkeit falsch und in einem ganz andern Sinn aufgefaßt werden, als in dem sie erfunden waren. Die selbst wieder heidnisch gewordenen Dichter konnten nun nicht mehr zugeben, daß Faust sich verdündigt habe und unterliegen müsse, sie konnten in allen seinen Freveln und in seiner Gewissenlosigkeit nur eine geniale Berechtigung sehen. Eben so konnten die nun selbst wieder in jüdischem Haß gegen die christliche Kirche und Religion verbitterten Dichter unmöglich mehr im Ahasver das böse Prinzip gelten lassen; sie konnten ihm nur noch ihr tiefes Mitleid, ihre innige Theilnahme schenken. Sie mußten ihn zu einem Märtyrer der Wahrheit gegenüber der Tyrannei des Wahnes machen und endlich mußte es ihnen ganz unnatürlich und darum unerträglich dünken, so einen stolzen Vertreter des undezwinglichen Unglaubens wie einen ewig leidenden Philelket aufzufassen. Sie mußten endlich darauf denken, ihn des ihm nur vom finstern Mittelalter aufgelogenen Fluches gänzlich zu entheben und ihn als den lichten Genius der Menschheit von seinem wirren Barte und Bettelsack gänzlich zu emancipiren.

So viel vom Grundgedanken des Gedichts. Was die Form betrifft, so hat sich Anderson sichtbar an Edgar Quinet gehalten und gleich diesem alle möglichen Abstracta redend eingeführt, die Geister Indiens, Aegyptens, Griechenlands, den Weltgeist, sogar einen speziellen Kirchengeist, ungerechnet der redenden Nacht, des redenden Sturmwinds ꝛc. Da findet sich denn auch, wie bei Quinet, im Einzelnen viel Geniales, z. B. der sympathetische Zug, durch den sich Ahasver nach den Norden gezogen fühlt, nach dem Pole, wo allein in dieser ruhelosen Welt dem ruhelosen Wanderer ein fester Punkt zur Ruhe geboten ist:

Mein Fuß hat keine Ruhe,
Wie der Gedanke rastlos;
Und wandern muß ich, wandern
Durch kalte, feuchte Nebel,
In Sonnenschein und Schneesturm.

Ich seh' bei hoher Flamme
Die Könige im Norden
Mit Panzern angethan;
Ein goldner Ring umschließet
Die langen, gelben Locken;
Sie schauen stolz vom Thinge;
Ein roher Stein im Felde,
Das ist ihr Königsstuhl;
Und über ihre Häupter
Im Sturm die Wolken zieh'n.

Nach Norden, heim nach Norden!
Doch ach! kein Bergesbronn kühlet
Mein Blut, das immer brennt.
Des Tannenwaldes Sausen
Schallt wie des Richtplatz's Stimme;
Des Nordlichts rothe Zinnne
Glüht wie der Tempelbrand.
Die Nächte, weh! im Norden
Sie brennen und sie leuchten,
Wie das Thal Josophat!

Abgesehen von so schönen Gedanken ist die Dichtung Andersens viel magerer als die von Quinet und führt den ewigen Juden bei weitem nicht in so viele historisch-phantastische Gebiete ein.

Novellen.

Böhmische Dörfer. Novellen von Uffo Horn. Zwei Bände. Leipzig, Herbig, 1847.

Kleine Geschichten aus böhmischen Dörfern. Zuerst die eines unglücklichen Hofmeisters, der, weil er die ältere reiche Dame verschmäht, mit der armen jungen Braut nun ewig auf die Hochzeit warten muß. Dann der Bauernesel." Scenen aus einem böhmischen Bauernkriege, in welchem die Raitzherrn einer Stadt zur Rache für ältere Unbill von den Bauern auf den hölzernen Esel gesetzt werden. Drittens eine Scene aus dem Schmuggelerleben. Ein Unschuldiger geräth zufällig unter die Bande, wird aber gerettet. Viertens eine etwas gespenstische Musikantengeschichte. Fünftens die Treue eines böhmischen Landmädchens gegen ihren Geliebten, mit dem sie glücklich verheirathet wird, nachdem er ein beliebter Schauspieler geworden. Sechstens endlich die Strafe einer Frau, die in einen schönen Edelmann verliebt gewesen, aber nur einen gewöhnlichen Pastor hat heirathen müssen. — Von spezifisch böhmischen, von echten Lokalfarben findet sich in diesen Novellen sehr wenig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 16. Sonnabend den 4. März 1848.

Badeliteratur.

Die Heilquellen und Kurbäder Italiens, vollständig in ihren historischen, topographischen, physischchemischen und therapeutischen Beziehungen, dargestellt von Dr. Chr. Fr. Harleß, königl. geh. Hofrath und Prof. zu Bonn, Ritter ꝛc. Berlin, Rauck u. Comp., 1848. 41 Bogen in gr. 8. Auch mit dem zweiten Titel: Die sämmtlichen bisher in Gebrauch genommenen Heilquellen und Kurbäder des südlichen und mittleren Europas, Westasiens und Nordafrikas, in alter und neuester Zeit von Dr. Chr. Fr. Harleß. Ersten Bandes zweite Abtheilung. Die Heilquellen Italiens, vollständig dargestellt.

Die erste Abtheilung dieses ersten Bandes eines Werkes, welches wir unter die bedeutendsten und werthvollsten Erscheinungen in der neuesten Literatur nicht bloß der medicinischen, sondern auch der physiographischen und historischen Heilquellen- und Kurbäderkunde mit vollem Recht zählen dürfen, war im Jahre 1846 (21½ Bogen stark) erschienen, und zwar ebenfalls mit einem zweiten Titel: „Die Heilquellen Griechenlands, der europäischen Türkei, Westasiens, sammt dem Kaukasus, Palästinas und Nordafrikas." Sie enthält in sieben Abschnitten, nach vorausgeschickter allgemeiner Literatur der Heilquellenkunde, die älteste Geschichte der Entdeckung und des Gebrauches von Heilwassern, vorzüglich und in spezieller Nachweisung unter den Griechen; dann die Darstellung der Mineralquellen Griechenlands und der Inseln des Archipelagus (auch der türkischen), der europäischen Türkei, namentlich Macedoniens, Bulgariens, Serbiens mit Bosnien, und der Wallachei und Moldau, die Mineralquellen Kleinasiens (die hier zum erstenmal in solcher Vollständigkeit sammt den Salzseen beschrieben sind), der Länder des Kaukasus, Palästinas (mit einem sehr lehrreichen Auszug aus einer großen noch ungedruckten Arbeit des Verfassers über diesen See, die derselbe vorläufig in der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig vorgetragen hatte) und Arabiens, Aegyptens, Nubiens und Algiers, von welchen nordafrikanischen Quellen auch hier zum erstenmal in Deutschland eine vollständigere und interessante Uebersicht gegeben wird. Nach den bisher unseren Wissens nur erst in ein paar medicinischen Zeitschriften erschienenen sehr rühmenden Beurtheilungen dieser ersten Abtheilung scheint dieselbe bis jetzt noch nicht die Verbreitung im Publikum gefunden zu haben, die sie so sehr verdient, und zu welcher nun noch mehr die vor uns liegende zweite Abtheilung einladet, welche uns zu den Heilquellen eines näheren Landes führt, das auch in dem großen Reichthum seiner Heilwasserschätze des Merkwürdigen und Anziehenden so sehr Viel bietet.

In der That dürfen wir diese Darstellung der Heilquellen und Kurbäder Italiens, welche unter diesem Spezialtitel auch als ein für sich bestehendes Werk ausgegeben wird, als eine ebenso zeitgemäße als schätzenswerthe und willkommene Erscheinung auf dem Gebiet der balneologischen Literatur begrüßen, in der sie immer einen ausgezeichneten Platz behaupten wird. In topo- und physiographischer, chemologischer und therapeutischer Hinsicht hat der Verfasser mit dem ihm eigenen Fleiß und mit kritischer Sichtung alles das benutzt, was theils in den größeren und monographischen Schriften älterer und neuerer italienischer Balneographen, theils in ähnlichen Schriften und Reisebeschreibungen deutscher und französischer Aerzte und Naturkundigen, theils auch in mehreren Zeitschriften über Italiens Mineralquellen vorkommt, wobei ihm besonders noch zu Statten kam (wie der Verfasser selbst in der Vorrede äußert), daß er auf seinen zweimaligen Reisen in Italien selbst mehrere dortige Mineralquellen und Bäder besucht hatte. Seine Beschreibungen der Lage und Oertlichkeiten, der Beschaffenheit, Einrichtungen dieser Brunnen und Bäder ꝛc. sind größtentheils nur kurz gefaßt, mit Ausnahme einiger der berühmteren und merkwürdigeren, wie der von Segesta, Sciacca, Termini, Cutilia, einiger am Golf von Neapel, derer auf Ischia, der Albula, einiger der bedeutendsten toskanischen Bäder (Pisa, Montecatini, Lucca), der Euganeenbäder, des Wormser Bades (San Martino), der Thermen von Aquä, Valdieri, und einiger anderer im nördlichen Italien. Sie tragen aber alle das Gepräge authentischer Genauigkeit, und können denen von unsern Landsleuten, die diese Bäder besuchen oder einen oder das andere zum Kurzweck gebrauchen oder als Aerzte ihren Kranken empfehlen wollen, zum sichern Führer dienen. — Was aber diesem lehrreichen Werk einen besonders eigenthümlichen Charakter und Werth gibt, ist die historische Behandlung derselben, welcher der Verfasser bei allen denen Quellen und Bädern von Bedeutung, welche eine Geschichte und Literatur haben, eine besondere Sorgfalt widmet. Hierin dürfte kein anderes balneographisches Werk von umfassender Ausdehnung, auch das treffliche und von unserm Verfasser eben so gerühmte als vielfältig benutzte Osann'sche Werk, dem seinigen den ersten Platz streitig machen. Von Monographikern, deren mehrere allerdings in ihrem geschichtlichen Theil viel ausführlicher und erschöpfender sind, kann hierbei nicht die Rede seyn.

In eine ausführlichere Angabe des Inhaltes dieses Werkes kann Referent, der selbst sich viel und mit Vorliebe mit hydrologischen Studien und Untersuchungen beschäftigt hat, hier nicht eingehen, so gern er dieß auch schon in der Anerkennung des

Digitized by Google

ausgezeichnet Verdienstlichen desselben thun möchte. Er muß sich begnügen, hier nur noch eine kurze Inhaltsanzeige anzugeben. Der vorliegende Theil, als selbstständiges Werk über Italiens Heilquellen, zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste enthält die allgemeine Literatur und das Wesentliche der Geschichte der italienischen Mineralquellen und Bäder im Allgemeinen (von Seite 1—55), und ist bei ständiger Kürze so gehetzt als anziehend behandelt. Der zweite Abschnitt: die Heilquellen und Bäder des Königreichs Neapel oder beider Sicilien, betrachtet in seiner ersten Abtheilung die Heilquellen Siciliens, unter diesen ausführlicher, auch in historischer Hinsicht, die Thermen des alten Segesta (in der Nähe der jetzigen Stadt Alcamo), die von Sciacca (dem alten Selinunt), mit den Dampfbädern auf dem Calogerosberg, fürzer die von Hisserbiuoco, Ali, Paterno u. a. m. Hierauf die merkwürdigen aber nur wenig benützten und nicht eingerichteten Thermalbäder auf den liparischen Inseln. In der zweiten Abtheilung dieses Abschnittes folgen die Heilquellen des Festlandes von Neapel, unter welchen hier mehrere bisher nur sehr wenig bekannte und beschriebene vorkommen. Ausführlicher und zumal historisch interessant ist die Darstellung des Quellenfees von Ansantus, im Alterthum berühmt und gefürchtet, jetzt ganz ohne Gebrauch, der kalten salinischen Sauerquelle von Cutilia, deren einst so berühmt gewesene Bäder nach vielen Jahrhunderten ihres Verfalls jetzt eben wieder aufzustehen, der Heilquellen am Golf von Neapel (die ehemaligen Aquä Puteolanä und Bajanä, mit dem jetzt wieder hergestellten Serapeion), der Dunstquellen und Schwitzbäder an der Westseite des Golfs, der Hundsgrotte, Tritell-Stufe ꝛc., der vorzüglichen Bäder von Castellamare (jetzt der beliebtesten), und der auch empfehlungswerthen acqua Vesuviana, Nunziante. Hierauf folgt die sehr ausführliche und in mehrfacher Beziehung sehr anziehende Beschreibung der in neuester Zeit wieder sehr in Aufnahme gekommenen und ungeachtet ihrer noch immer mangelhaften und ungenügenden Einrichtungen viel besuchten Thermen und Schwitzbäder auf der Insel Ischia, mit der umsichtigsten Benutzung der über dieselben vorhandenen älteren und neueren Schriften (unter diesen besonders derer von Ghevallero da Neraj, und von Zieardi, und unter den deutschen derer von Schulz und v. Gräfe). — Der dritte Abschnitt bespricht die Mineralquellen des Kirchenstaats, von denen ein großer Theil noch in dem ruinösen Verfall liegt, in welchen sie durch die Verheerungen der aus dem Norden eingefallenen Völker seit dem fünften und folgenden Jahrhunderten geriethen. Hier beschreibt der Verfasser, außer den kalten Säuerlingen in und bei Rom, insbesondere den einst und zwar schon in der etruskischen Mythenzeit sehr berühmt und verehrt gewesenen, unter der ersten Kaiserzeit mit prachtvollen Badergebäuden ausgestatteten, jetzt und längst schon nicht mehr im Gebrauch stehenden sehr stark hydrothionischen Quellenfee Albula, mit vorzüglicher Ausführung seiner Geschichte und seiner örtlichen und physisch-chemischen Verhältnisse, dann die Mineralquellen am Lago di Bracciano, die Bagni di Stigliano, die kräftigen Thermalquellen im Tolfadistrikt, und unweit Civita vecchia, die durch ihren ungemein starken Gehalt an schwefelsaurem Eisen, schwefelsaurer Alaunerde und freier Schwefelsäure merkwürdigen Quellen von Latera bei Muline und von Cereone, die Orvietoquellen, die Mineralquellen von St. Maria in Bagno, und mehrere andere, welche wie die vorigen im Verfall geblieben sind. Nur die Mineral-Thermen von Viterbe (zum Theil), die della Porretta, und die kalten Sauerstoffquellen von Nocera sind im leidlichen Stand erhalten, und werden viel gebraucht. Die fast unbenutzten Mineralquellen von Nocoli enthalten viel Jod. — Der vierte Abschnitt, an Bogenzahl der stärkste (von Seite 308—504) betrachtet die warmen und kalten Mineralquellen Toskanas mit Lucca, und ist nicht nur wegen der übergroßen Anzahl von Mineralquellen in Toskana, deren der Verf. 209, nebst 10 von Lucca ausführet (Giuli, selben sechshändigen, eine Menge von Ernennen historischer und anderer Art mit aufnehmendes, übrigens durch einen großen Fleiß in der chemischen Untersuchung ausgezeichnetes Werk unser Verf. hier vorzüglich, doch nicht ohne öftere Abweichungen benutzte, hat deren noch eine größere Anzahl durch Auffindung mehrerer Seitenzweige von Quellen als eigener), sondern auch durch die Ausführlichkeit der Darstellung mehrerer der vorzüglichsten und berühmtesten Mineralquellen dieses Landes so bogenreich, aber auch um so instruktiver geworden. Nach einer vorausgeschickten lehrreichen Charakteristik dieser Wasser im Allgemeinen werden — um hier nur die vorzüglicheren und besser eingerichteten, zum Theil jedoch noch weiterer Verbesserungen, zumal für die nöthigen Bequemlichkeiten des Kurausenthalts bedürfenden Mineralquellen und Bäder zu nennen — genauer beschrieben und gewürdigt: die Thermen von St. Caeciane, nahe an der päpstlichen Grenze (die uralten Balnea Clusina), die von Chianciano, die noch bedeutenderen und wohnlicheren von Pignoni, in deren Nähe sich die kalten Quellen von St. Vitteria befinden, welche durch die ganz enorme, ja kaum glaubliche (auch vom Verf. bezweifelte) Menge von Jodnatrium, angeblich nach Giuli, 200 Gran (!!) in 25 Unzen Wasser (wahrscheinlich ein Schreibfehler Giulis) merkwürdig sind, und die kalten Quellen von Celamente, welche sich durch die ungewöhnlich große Menge von kohlensaurem Natron, angeblich 61 Gran in 16 Unzen Wasser (auch von dem Verf. in Zweifel gezogen) auszeichnen. Ziemlich verfallen sind die kräftigen-Mineralquellen von Saturnia und Roselle. Schon besser eingerichtet und als Bäder mehr im Gebrauch sind die Mineralwasser von Montaleeto, eines der beliebteren und besser hergestellten Mineralwasser, wie das von S. Morziale, die Acq. delle Caldane, die natronreiche Acqua di Pillo, Galleraje, Boccheggiane, besonders die berühmteren und besuchteren Bagni a Morda (Thermen), 14 an der Zahl, mit recht schönen Einrichtungen, die Soolquellen von Volterra, die Bagni a Acqua oder di Caneiane, kräftige und sehr wohleingerichtete Thermalbäder im Cro- und Casomathal, weniger bekannt in Deutschland, als sie es verdienen, und die nicht mit den obengenannten Thermen von S. Gaeciane verwechselt werden dürfen, die Thermen von Pisa oder von Giuliane (sehr ausführlich und auch in therapeutischer Beziehung gehaltvoll), mit den nahen Bädern von Sprefonde; die in neuerer Zeit vorzüglich belebt und berühmt gewordenen und vortrefflich gut und schön eingerichteten Mineralquellen von Montecatini, eines der schönsten Bäder-Etablissements in Toskana, in reizender Lage, neben seinem vielen Chlornatrium und anderen Salzen, auch Jodsalz in nicht geringer Menge enthaltend; die eisenreichen Quellen auf der Insel Elba; die Acqua di Casale, ein äußerst saturirtes Bitterwasser mit nahe an hundert Granen schwefelsaurem Magnesia in 16 Unzen Wasser, nebst 48 Granen Glaubersalz im Pfund, das einzige in der Art in Toskana; die starken jodhaltigen Soolquellen von Castro Caro und von Dovadola; die vorzüglich wirkungskräftigen und wohleingerichteten Thermen von S. Maria in Bagno, oder Bagno di S. Agnese, in den Transapenninenthälern, ganz nahe an der päpstlichen Grenze, sehr reich an Gasen (viel kohlensaures und Stickgas, auch Sauerstoffgas, sehr wenig Hydrothionsgas nebst Natron), welches nur bessere Zugangsstraßen haben müßte, um einer der besuchtesten dortigen Bäder zu werden; die Acqua di Montione oder Bagno di Casalpino bei Arezzo, ein an Kohlensäure äußerst reicher (90 Volume in 100 Vol. Wasser) Natron- und Eisen-Säuerling, jetzt durch Fabroni sehr in Ruf und Gebrauch gekommen, und noch eine Menge anderer minder erheblicher Mineralwasser, an welche sich zuletzt die

Digitized by Google

neuerlichst auch zu Toskana geformenen altberühmten und vielbesuchten Thermalquellen und Bäder von Lucca anschließen, über welche sich der Verf. in der unterstehenden Weise ausführlich verbreitet. Im fünften Abschnitt werden die nicht zahlreichen Mineralquellen in den Herzogthümern Parma und Modena betrachtet, größtentheils Chlorsolze mit mehr oder weniger Hydrothion enthaltend, und noch genauer Analyse, so wie besserer Instandsetzung bedürfend. Der sechste Abschnitt handelt ausführlicher und mit vielen dem Verf. eigenen und interessanten Wahrnehmungen der Mineralquellen des österreichischen Italiens oder des Regno Venete-Lombardo, sammt dem Baltelin, ab. Hier erhalten vorzüglich die Thermen und Bäder in den Euganeen, unter denen sich besonders die ausgedehnten Bäder- und Wohnungs-Etablissements zu Albano und Battaglia durch Großartigkeit und Pracht der Einrichtungen auszeichnen, und auch die Bäder zu Monti-Ortone (jetzt österreichisches Militärbad), Montegrotte u. a. nebst den bloß zum Trinken gebräuchlichen Schwefelwassern della Vergine, St. Daniele und A. Raineriana sehr geschätzt sind, eine sowohl in historischer als topographisch-physischer und chemischer Beziehung sehr vollständige Darstellung, die viel Angiehendes hat, und auch therapeutisch wichtig ist. Unter den anderen Mineralquellen werden die von Caldiero, Montfalcone in Friaul (sehr beachtenswerth), Boccaro (ausführlich und mit genauer Charakteristrung dieses bei verhältnißmäßig geringem Salz- und Eisengehalt doch zu einem großen Ruf gekommenen Wassers), Civillina (äußerst reich an schwefelsaurem Eisen, aber ohne freie Kohlensäure, darum zum Trinken nicht brauchbar), A. di Tressare (ehemals Balnea Transferii genannt), Pellegrine, Masino, im Baltelin, und dann daselbst das hochgelegene, sehr kräftige und empfehlungswerthe Thermalbad von San Martino, auch Bagne di Bormio genannt, zahlreich besucht in seiner romantischen Lage und mit sehr guten Einrichtungen und stattlichen Wohnungsgebäuden im neuen Bad. — Der siebente Abschnitt umfaßt die Mineralquellen im Königreich Sardinien. Unter ihnen werden ausgezeichnet im Festland die 3800 Fuß hoch gelegenen Quellen von Courmayeur im remarnischen Thale (Bros. Nasta), Prè St. Didier, und St. Vincent (sämmtlich gasreiche Eisensäuerlinge), die altberühmten Thermen von Acqui, mit sehr ansehnlichen und recht stattlich eingerichteten Bäder- und Wohngebäuden, die nicht minder kräftigen und auch viel besuchten Thermen (hydrosulfonisch-salinischen) von Valdieri mit einem großen und in vorzüglich guten Stand gehaltenen Bäder-Etablissement (Valdieri wie Acqui gehören zu den vorzüglichsten, heilkräftigsten Kurbädern Italiens, und sind durch ihre anmuthige Lage und bequemen Einrichtungen auch für deutsche Kurbedürfende, die nicht das heißere Klima des italienischen Südens aufsuchen wollen, sehr empfehlenswerth). Auch die Thermen von Lenadio im Sturatthal werden als sehr wirksam gerühmt. Es gehört dieses Bad, wie die beiden vorigen, zu der Gattung der hydrothionisch salinischen, ist aber ein mehr ländliches und stilles, und dient zugleich für das sardinische Festland als Militärbad in einem eigenen königl. Gebäude. Weniger bedeutend und ohne gute Einrichtungen sind die meist kalten Mineralquellen im Herzogthum Genua. Eines der fürsten Schwefelwasser Oberitaliens ist die kalte Quelle von S. Geneise, neben anderen Salzen auch Jodnatrium enthaltend. Noch wird eine große Zahl anderer pimentesischer Mineralquellen aufgeführt, unter denen der kalte sehr stark eisenhaltige und natronsäure Säuerling von Ceresele (ohne Kurgebäude), und die kalten Schwefelwasser von Castelnuova d'Asti (mit Jod), von Galliane (mit viel Salpeter), von Lie (sehr reich an Hydrothiongas), von Reterdide (eines der ältesten bekannten), und von Bobbio (ein noch nicht gehörig untersuchtes, in welcher der Verf. Jodgehalt vermuthet) sich auszeichnen. Aber die meisten derselben entbehren noch alle Einrichtungen zum Kurgebrauch, und die an einigen vorhandenen sind äußerst unbefriedigend. — Es folgt eine kurze Uebersicht der Mineralquellen Savoyens, welche der Verf. als eine nur vorläufige bezeichnet, indem er eine ausführliche Beschreibung der Haupbäder dieses Landes (Aix, St. Gervais, La Perrière, Schailles) für den folgenden Band in Aussichtsung an die dort zu betrachtenden Mineralquellen der Schweiz, sich vorbehält. — Den Beschluß machen die Heilquellen der Insel Sardinien, darunter besonders die von Forddingianes, Sardara, Benentuti, die noch immer einer genauen Analyse, so wie guter Einrichtungen für die doch immer zahlreich sich einfindenden Kurgäste ganz ermangeln, und nur noch Ruinen ihres alten Glanzes unter den Römern zeigen. Sie gehören zum Bedauern zu den am meisten vernachlässigten Bädern. — Ein vollständiges doppeltes Register über die beiden Abtheilungen dieses Bandes vermehrt die Brauchbarkeit dieses ausgezeichneten Werkes, zu dessen Fortsetzung, die in den nächsten Abtheilungen die Darstellung der Heilquellen Deutschlands mit der Schweiz, und mit Böhmen und Schlesien und denen Frankreichs enthalten soll, wir dem würdigen Veteran dauernde Kraft und ungetrübten Muth herzlich wünschen.

Biographie.

Das Tagebuch der Lady Willoughby. Nachrichten über ihr häusliches Leben und die ereignißreichen Zeiten Karls I. Zum Besten der Kleinkinderheilanstalt in Stuttgart aus dem Englischen übersetzt. Stuttgart, Zu Guttenberg, 1848.

Das Tagebuch beginnt im Jahr 1635 mit der reizenden Schilderung ländlichen Stillebens. Die Verfasserin, erst kurz verheirathet, kann sich nicht enthalten, niederzuschreiben, was sie so glücklich macht und ihre ganze Seele ausfüllt. „Bin heute, zum erstenmal seit der Geburt meines Kindes, zur gewohnten Stunde, um sechs Uhr, aufgestanden; als ich das Fenster öffnete und nach dem Park hinabschaute, zog ein Rudel Wild vorüber und ließ seine Fährten im thauigen Gras zurück. Die Vögel sangen, und die Luft war gewürzt mit dem Dufte des wilden Geisblatts und des frischen Birkenlaubs. Nahm die Bibel und fand das Zeichen bei dem 103. Psalm; las ihn und dankte dem Allmächtigen Gott, daß er mich glücklich durch meine letzte Krankheit und Gefahr hindurch geführt, und mir in seiner großen Güte ein theures Kind geschenkt hat. — Als ich dem Kleinen sein letztes Mahl vor Nacht reichte, erhob sich mein Herz in Dankbarkeit für die Gnade, die über mich ausgeschüttet worden: der Knabe sah prächtig aus und streckte sein weiches Händchen liebkosend nach meinem Gesicht aus, seine Augen schauten voll Zufriedenheit und Liebe in meine. Möge ich nie vergessen, daß diese kleine zarte Hülle der irdische Schrein einer Seele ist, die für die Ewigkeit herangezogen werden soll. Was diesen Vormittag in der Wirthschaftsstube geschäftigt, wo ich die getreckneten Rosenblätter in Papierdüten füllte. Alice pflückte Rosmarin ab und ich setzte mich nieder, ihr zu helfen. Sie sagte, die zweite Hausmagd klage über diese Behandlung; Dinge, die nicht werth sind, aufgeschrieben zu werden. Ihr hübsches Gesicht macht ihr die Männer allzu sehr gewogen, und zieht ihr darum die Feindschaft der übrigen Mägde zu; sprach mit dem Kaplan hierron, er sagte, er wolle einige Worte heilsamer Ermahnung dem Abendgebete beifügen. Ich bat Alice, Acht zu haben, daß ein guter Vorrath von Kamillenblüthen, Mohnköpfen und Pfefferminzgeist angeschafft werde: unsere armen Nachbarn wenden sich um se Etwas an uns; gab ihr meiner Mutter Receyt zu Melissenwasser und Hagebuttenlatwerge." In dieser Weise nun wird ein Tag nach dem andern anspruchslos, treu und malerisch geschildert, denn die Blätter der Lady Willoughby gleichen niederländischen Bildern.

Digitized by Google

Allein wie werden bald aus dieser lieblichen Idylle herausgerissen. Wir sehen von fernher drohende Wolken aufsteigen, die Lady wird gezwungen ihre sanften Blicke besorgt nach London hinzuwenden, und in ihrem eigenen Hause kehrt das Unglück ein, ihr einziger geliebter Sohn stirbt, es bleiben ihr nur drei Reine Töchter. Die Schilderungen ihres ländlichen Lebens werden zuerst durch Nachrichten ihres in London beim Parlament verweilenden Gemahls unterbrochen. Hier eine Nachricht von dem damals noch ungekränkten Hofe. „Mein Herr spricht in seinem Briefe viel von einem Maler, Namens Van Dyk, der bei Hof in großem Gunsten steht. Der König, die Prinzen und die Prinzessin Marie haben ihm gesessen. Die Lady's drängen sich in seine Malerstube, begierig ihre Züge durch seinen anmuthigen Pinsel verewigt zu sehen." Noch ist die Revolution nicht ausgebrochen, die Lady hat noch nichts verloren als ihr Kind, daher noch einige heitere Bilder aus ihrem Landleben. „Heute Mittag gingen wir hinunter zur Schafwäsche. Die armen Thiere wehrten sich anfänglich gegen ihr Schicksal, aber wie sanftmüthig ergaben sie sich am Ende darein; die Lämmer blökten unaufhörlich; es ist wunderbar, wie sie ihre eigenen Mütter, die so sehr verändert zu ihnen zurückkommen, herausfinden. Ein großer Widder stieß so heftig gegen einen der Jungen, daß er ins Wasser fiel; viel Gelächter und manche muthwillige Scherze wurden dadurch hervorgerufen. Auf unserm Heimweg boten uns zwei keuschaarige Kinder Sträuße von Nelken und Schlüsselblumen an, mit denen sie ihre Schürzen angefüllt hatten; ich bat sie, damit aufs Schloß zu kommen; wir gaben ihnen einige Geldstücke, die sie verwundert anschauten, wobei sie sich mit froher Miene verneigten und dankten. Das Jüngere, hart und munter, sah nicht viel älter aus, als mein süßes Kind jetzt aussehen würde, wenn es am Leben wäre."

Nun aber folgen Schlag auf Schlag erschütternde Nachrichten von London. Strafford, des Königs Günstling, wird hingerichtet, das Parlament beginnt seine furchtbare Thätigkeit. Zugleich stirbt der Lady geliebte Mutter. In die Trauer ein mischen sich die trüben Beschaffen aus der Hauptstadt. Lord Willoughby schreibt viel vom Parlament, unter andern von der Sitzung, in welcher es über Strafford richtete. „Es war den Tag über im Haus viel Essens und Trinkens, ein unanständiger Benehmen in des Königs Gegenwart und übel angemessen der Würde der Verhandlung. Die Sitzungen dauerten oft bis 2 oder 3 Uhr des Nachts. Mr. Pym hielt am zweiten Tag eine lange Rede. Bestermehlich erschienen, daß auf der Gallerie die vornehmsten Damen von Hof waren, mit Feder, Dinte und Papier, und Alles aufzeichneten, was geschah. Lord Willoughby selbst hielt sich, sobald der Zwiespalt zwischen Krone und Parlament unversöhnlich geworden war, zu letzterem und rüstete wider den König. „Während mein Herr vor einiger Zeit die Lincolnshire-Miliz ausbot und einreihte, schrieb ihm der König, der davon unterrichtet worden, er wünsche, daß er davon abstehe, worauf mein Gemahl antwortete, es sey nicht in seiner Macht, zu thun, was er von ihm verlange, ohne die Treue zu brechen, welche er dem Parlamente schuldig sey, und worin er erinnnert werde durch den Beifall Seiner Majestät höchsten, in der Kenntniß der Gesetze (worin er selbst nicht gelehrt sey) ausgezeichnetsten Beamten." So im Jahr 1642, von welcher Zeit an das Tagebuch fast nichts als schwere Sorgen und Schilderungen des Bürgerkrieges aufzeichnet. Von der Beängstigung der Gemüther möge folgender Bericht aus dem Jahr 1644 zeugen: „Groß war die Furcht und das Entsetzen in dem Lande ringsum bei dem Anblick dreier Sonnen am Firmament und eines Regenbogens mit der Krümmung gegen die Erde; da dieß an des Königs Geburtstag geschehen, glauben Viele, es bedeute ihm Uebles; man erinnerte sich auch, daß man am Abend des Tages, an welchem der Prinz von Wales geboren wurde, einen ganz seltsamen Stern gesehen hat. Einige weinten und zitterten, viele Männer und Frauen knieten nieder auf den Straßen und Feldern. Was mein Gemüth am meisten bewegte, war der Anblick des Bogens, der in die Wolken gesetzt worden als ein Wahrzeichen des ewigen Bundes, und der nun ungeführt erschien. Ich hatte mich in meine Kammer zurückgezogen, als Alice mich in der Wirthschaftsstube zu sprechen wünschte. Sie war ausgewesen, um den wunderbaren Anblick zu schauen, und kam sehr bestürzt zurück. Ich blieb bei ihr, bis sie sich etwas getröstet hatte."

In dem Maaße, wie die Tyrannei Cromwells ihren Anfang nimmt, fängt Lord Willoughby an der Sache des Rechts und der englischen Freiheiten, die er bisher vertreten, zu verzweifeln an. Er sieht das Parlament dem Militärdespotismus erliegen. „Mein theurer Ehrherr, schreibt die Lady im Jahr 1646, ist der Wirrsale müde und desselichtet, ein bewaffnetes Heer werde am Ende ein eben so tyrannischer und schlimmer Feind der Ordnung seyn, als ein König." — Und im Jahr 1647: „Das Mißvergnügen wächst allenthalben. Die presbyterianische Partei hat die Einführung ihres Gottesdienstes mit Ausschluß jedes andern proklamirt. Mein Herr wird mehr und mehr angefeindet mit dem Geiste der Frömmelei, welcher jetzt große Macht gewinnt und mit der Selbstsüchtigung, welche so ausschließend wird, wie das Papstthum. All das ist meines theuren Ehrherrn natürlichem Sinn und frühreren Grundsätzen sehr entgegen. — Die Drangsale, welche über dieses unglückliche Land gekommen sind, waren die Ursache, daß ich meine eigenen Angelegenheiten auf die Seite setzte. Wer wird aufstehen, um mit starkem Geist und reinem Herzen diese Kämpfe für Freiheit und diese widerstreitenden Meinungen zu einem glücklichen Ende zu bringen? Es gibt, wie mein Ehrherr sagt, Einen, dem es nicht am Willen fehlt, Führer zu werden oder gar die Macht an sich zu reißen; aber Niemand hat in sein Herz geschaut, Niemand weiß, ob man ihm vertrauen darf. Ich sah ihn einst, diesen Cromwell, den so Viele fürchten, aber mich dünkt, sein Blick war darf und schlau und er gefiel mir nicht. Und der König, lieber Gemahl, sagte ich, ist er frei, wird er das Land verlassen? Niemand weiß es, erwiederte er; man wird ihm nicht gestatten, das Land zu verlassen, so lange Wachen und feste Schlösser es hindern können; er kann seiner Macht und selbst seiner Krone beraubt werden, aber unter seinem Vorwande können sie ihm das Leben nehmen; und dennoch, wer kann sagen, wo sie aufhören? Ich wollte mein Leben hingeben, ihn gerettet zu sehen; wir haben gekämpft und gefritten und einen Stein ins Rollen gebracht, der Alles zertrümmern wird, was in seinen Weg kommt, Gesetze, Parlament und vielleicht den König selbst. Mein Ehrherr legte seinen Kopf auf den Tisch und verbarg sein Gesicht mit der Hand und blieb so, überwältigt von der Aussicht auf das Elend, das über uns kommen wird. Ich wagte nicht zu sprechen; es ist ein schrecklich Ding, den Geist eines starken Mannes erschüttert zu sehen und Seufzer und Schluchzen aus einem schwerbeklagten Herzen hervorbrechen zu hören." Seine Sorge war nicht unbegründet. Er gehörte zu denen, die Cromwells Regwohn erregt und wurde in den Tower gefangen gesetzt. Unsere Lady folgte ihm, wie man sich leicht denken kann, nach und besuchte ihn. Am 27. Januar 1648 sollte seine Anklage vor dem Parlament verlesen werden, aber unmittelbar darauf meldet das Tagebuch der Lady, ihr Gemahl sey glücklich nach Holland entkommen. Hiermit schließt ihr anziehendes Buch, das als eine wahre Perle zu schätzen ist, sowohl in Bezug auf den schönen weiblichen Charakter, der sich darin ausspricht, als in Hinsicht des Inhalts.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 17. Dienstag den 7. März 1848.

Neueste Werke über Italien.

Italien in seinen Beziehungen zur modernen Civilisation. Von A. L. Mazzini. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, Thomas, 1847.

Mazzinis Buch entspricht seinem großen Rufe nicht. Es ist nicht nur in einem fast unerträglich breiten und pedantesken Style geschrieben, sondern auch unpraktisch in seinen Rathschlägen. Mazzini ist nämlich in die deutsche Schule gegangen und ein vollkommener und gerechter Hegelianer geworden, der keinen andern Gott mehr kennt, als das Ich oder die Menschheit, als Summe der Ichs, und der, weil alle Ichs die gleiche Gottheit herstellen, auch eine vollkommene Gleichheit bei denselben nicht nur der Anlage und des Genusses, sondern auch des Verstandes und Talentes verlangt und als die den Menschen vorgezeichnete Bestimmung erkennt. Indem er nun die italienischen Zustände nach diesem kommunistischen Ideale mißt, erscheint ihm die nationale Partei, welche nur Emancipation vom Ausland will, unzulänglich; eben so die konstitutionelle Partei, welche im Innern freisinnige Reformen verlangt, unzulänglich; die Hoffnungen, welche der neue Papst erweckt, unzulänglich; die ganze neue Bewegung Italiens unzulänglich. So lange nicht alle Italiener, vom Papst herab bis zum letzten Lazaroni vollkommene und gerechte Hegelianer geworden sind, zweifelt Mazzini, ob etwas aus Italien werden könne. Aber er vergißt, daß jenes nordische Brockengespenst des Hegelianismus, welches jedem Ich sein vergärtertes Miesenbild im Nebel abgespiegelt zeigt, nirgends in die klare Luft Italiens paßt, und daß es rein unmöglich ist, Italiener zu Hegelianern zu machen, selbst wenn es ihnen nützlich wäre.

Mit einem Anstrich von historischer Ruhe läßt Mazzini dem Christenthum, als einen Fortschritt aus dem Heidenthum, ferner der kirchlichen Reformation des sechzehnten und der politischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren, sofern sie wenigstens Stufen gewesen seyen, auf denen die Entwicklung der Menschheit fortgeschritten und ihrem Selbstbewußtseyn immer näher gekommen sey. Diesem Selbstbewußtseyn aber können, sobald es vollendet sey, auch jene Stufen der Vorbildung und des Durch- und Uebergangs nun als überwunden erscheinen. Daher jetzt Niemand mehr etwas von kirchlichen Reformen oder politischen Revolutionen erwarten dürfe, sondern nur noch von der socialen Umgestaltung, von der Herstellung der kommunistischen Republik, in der jeder Unterschied des Standes, des Vermögens, der Bildung vernichtet ist und es keinen mehr geben darf, der geringer, ärmer oder auch nur dümmer wäre, als der Andere; in der aber vermöge der künftigen Erziehung auch jede Geisteskraft zu ihrer vollen Entwicklung gelangen müsse, so daß von einem Schutz des Schwachen durch den Starken, von einer Bevormundung des Unwissenden durch den Wissenden und von einer Züchtigung des Schlechten durch den Guten gar nicht mehr die Rede seyn könne. In der idealen Republik brauche man keinen Priester mehr, weil jeder Gott sey, keine Armeen, keine Polizei mehr, weil jeder absolut gut sey.

Wendet man diese optimistischen Träume insbesondere auf Italien an, so begreift man leicht, warum Mazzini mit nichts zufrieden ist, was in Italien geschieht. Wir wollen ihn selbst reden lassen. Zuerst sein oberster Grundsatz, die Voraussetzung für alles Folgende: „Ganz unbestritten hat sich eine große intellektuelle, politische und soziale Umgestaltung in unseren Tagen im Schooße der europäischen Gesellschaft und Gesittung begeben. Diese Thatsache ist das Resultat der Erfüllung des evangelischen Gesetzes durch die wissenschaftliche Form des Gedankens, welche auch die absolute Form jeder menschlichen Erkenntniß, jeder politischen und socialen Ordnung ist. Der menschliche Gedanke strebt sich durch die moderne Wissenschaft, durch ihre innerste Macht, durch ihre expansive Einwirkung in die Nothwendigkeit versetzt, die empirischen Gesetze der Zeit und des Raumes zu ändern, umzubilden. Es muß die Kraft der Idee, den Willen, die relative Persönlichkeit, die natürliche Individualität der logischen absoluten Form aller Erkenntniß unterwürfig machen. Die Welt, die individuelle Intelligenz, welche in den empirischen Gesellschaften das Prinzip der Sache und der Ordnung waren, werden nur die Werkzeuge, die mechanischen Mittel der Wirkung und der Herrschaft der Idee. Nur der Gedanke, die moderne Wissenschaft, begründet auf die Auffassung der Gesetze des Geistes als subjektive Manifestation des unendlichen Geistes, des absoluten Wesens, gegründet auf Beobachtung, Erfahrung, Berechnung, positive und negative Analyse des Menschen und der Welt war im Stande, die moderne Civilisation zu entwickeln, die absolute Herrschaft des Gesetzes, der Freiheit, der Idee über die Kräfte der Materie, über die individuelle Intelligenz und die persönliche Wirksamkeit des Menschen festzustellen. Folglich ist der Gedanke, die Wissenschaft dazu bestimmt, Besitz von der Zukunft zu nehmen, die Religion, die Moral, die Politik, die ganze Gesellschaft umzuformen, zu revolutioniren." Mazzini fährt nun fort, darzuthun, wie alle politischen Revolutionen der jüngsten Zeit so wie auch alle nationalen Emancipationsversuche unmöglich mehr etwas ausrichten können, so lange sie nicht zu socialen Umkurspersuchen, zu rein kommunistischen Bewegungen werden. „Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ich glaube, daß das Heil Polens gleichfalls von jenem demokratischen Geiste, jener wissenschaftlichen und civilisirenden Bewegung kommen wird, deren materielles Symbol heute die Dampfkraft ist und zugleich eine der mächtigsten revolutionären Kräfte, welche weder die Kanonen

Digitized by Google

der Könige noch die Protokolle in ihrer Thätigkeit, ihren Folgen aufhalten können. — Alle allen legalen Gewalten werden dann vor jener socialen Revolution, vor jenem Kriege zusammenbrechen, welcher weder religiösen Banner, noch strikt politisches Symbol haben wird. Dieser Krieg wird weder die Prinzipien, noch die Meinungen, noch die Glaubensansichten angreifen; er wird die Geschichte in ihrem traditionellen Organismus, d. h. die Konstitution der legalen Interessen und Rechte, welche ihn repräsentiren, bekämpfen; kurz er wird das Eigenthum und das Kapital in allen ihren Formen angreifen."

Für Italien findet Mazzini diese Lehre noch dringender, als für irgend ein anderes Land, gerade weil man dort noch so weit zurück ist, daß man noch immer von kirchlichen Reformen und politischen Revolutionen etwas hofft. Wie sehr Mazzini daran liegt, die Italiener in dieser Beziehung zu belehren, geht aus den fast endlosen Wiederholungen hervor, in denen er ihnen immer und immer wieder sagt: eure Kaebonari wollten Konstitutionen, Tribunen, freie Presse ꝛc., aber das ist nur gut für ein paar Aristokraten, reiche Kaufleute und Industrielle oder Advokaten, die sich gern reden hören, das Volk hat nichts davon; ihr müßt viel weiter gehen und die kommunistische Republik gründen, dann erst hat das Volk etwas davon. Und weiter: euer Papst ist freisinnig, will den Fortschritt, aber er ist ein Papst und der wird ewig Protest einlegen gegen Hegel. Ihr könnt nicht Selbstgötter seyn, so lange ihr noch einen Papst habt. Und noch ferner: ihr schwärmt jetzt für eure Nationaleinheit und Unabhängigkeit; aber ihr seyd viel zu schwach, sie zu erkämpfen, ihr werdet ewig von euern stärkern Nachbarn Oesterreich und Frankreich abhängig bleiben, wenn es nicht gelingt, den Kommunismus in ganz Europa einzuführen, in welchem Fall allein die allgemeine Gleichheit des Prinzips auch den bisher unterdrückten Nationen zu Gute kommen und alle Beherrschung überhaupt aufhören würde.

Es ist merkwürdig, welche Zugeständnisse Mazzini dem Ausland macht, indem er von der Unfähigkeit der Italiener spricht, sich des deutschen und französischen Joches zu erwehren. Er geht mit dieser Meinung bis tief in die Geschichte zurück und behauptet, alle Parteien, die Italien im Mittelalter gehabt, seyen, wenn sie sich auch für echt national ausgegeben haben, doch immer nur eine deutsche und französische Partei gewesen; so die Guelfen, von denen man glaube, sie hätten Italiens Unabhängigkeit verfochten, während sie doch nur die französische Partei dargestellt hätten. „Hinter den abweichenden Meinungen, den entgegengesetzten Kämpfen, den einander widersprechenden Tendenzen erblicke ich stets den permanenten Einfluß des fremden Elementes; ich sehe immer unter den italienischen Namen und Symbolen die Phasen der fremden, der französischen oder österreichischen Politik. Wohl weiß ich, daß gewisse Parteien theils im Namen des Papstes, theils im Namen eines angeblichen Prinzips der nationalen Monarchie sich zu verschiedenen Malen eingebildet haben, sie kämpften für ein wahrhaft nationales, rein italienisches Prinzip. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber meiner Ansicht nach hat eine wesentlich italienische und zu gleicher Zeit liberale und progressive Partei vom sechzehnten Jahrhunderte herab bis auf unsere Zeiten nicht existirt, nicht existiren können."

Indem nun Mazzini den Einfluß Deutschlands und Frankreichs auf Italien gegen einander abwägt, neigt er sich dem französischen zu, weil alles, was Fortschritt heiße, wenn auch noch so ungenügend, den Italienern doch immer von Frankreich zugekommen sey. Vom Papst behauptet er, derselbe sey immer österreichisch, nie französisch. Mazzini läßt sich durch den Ferrarer Handel nicht irre machen, sondern warnt im Gegentheil seine Landsleute, sie sollten doch ja nicht glauben, daß Papst und Kaiser je im Ernst uneins werden könnten. „Das Papstthum und Oesterreich unter rein politischer Beziehung betrachtet sind durch unauflösliche Bande vereint, welche die wahre Allmacht einer demokratischen Revolution nur eines Tages wird zerreißen können. Wenn man nun annehmen zu können glaubt, das Papstthum sey, so wie die Sachen jetzt stehen, gegen Oesterreich, gegen das Kaiserreich in konservativen, gegen das Prinzip, die Basis der absoluten Autorität in weltlicher Ordnung, so wie der Papst Prinzip und Basis der absoluten Autorität in geistlicher Ordnung ist; wenn man sich zu dergleichen Träumereien und Utopien über den wahren Charakter, die nothwendige Rolle dieser beiden großen Institutionen, dieser beiden großen Gewalten in dem politischen Kampfe der europäischen Geschichte und Civilisation hinreißen lassen kann, dann muß ich offen bekennen, daß alle diejenigen, welche daraus Pläne und Theorien für die künftige Regeneration unseres unglücklichen Vaterlandes gründen, sich zu leicht von ihren eigenen Gefühlen, von den heißesten, den aufrichtigsten Wünschen ihres edlen Patriotismus verblenden lassen." I. 249. — „Italiener aller Stände und aller Parteien, ich beschwöre Euch im Namen der Freiheit und des Vaterlandes, mäßigt Euren edlen und großherzigen Enthusiasmus! Ein neuer Papst ist Euch geschenkt worden, ein Papst, ein Fürst, viel größer als seine Bestimmung. Aber ich sehe auch, gebt Euch nicht kleinlichen Illusionen hin. Das Papstthum kann die Fesseln der Knechtschaft nicht lösen ohne sich selbst zu vernichten." I. 389. Zu einer spätern Stelle (II. 357) vergleiche er Pino IX. nur mit Ludwig XVI.

Eben so wenig versprecht sich Mazzini von der guardia civica und von den neuen Konstitutionen, weil sie, wie auch Herr von Kölle in seinem schon von uns angezeigten gedankenreichen Buch über Italien bemerkt hat, vom Adel und der reichen Bourgeoisie, von der Aristokratie der Geburt, des Geldes und der Bildung ausgehen. Das sey eben nicht Volkssache. „Die liberale Partei wandte sich nämlich an keines der lebendigen, progressiven Elemente der modernen Freiheit und Civilisation. Die Aristokraten träumten unter prunkvollen, klangreichen Namen, von ehrgeizigen Worten berauscht, deren wahren Sinn sie nicht verstanden, von der Rückkehr der patrizischen Freiheiten Roms oder Venedigs. Die Mittelklassen wußten nicht recht, was sie wirklich wollten, fühlten sich schwach und zerrissen und deklamirten mit Alfieri und Hugo Foscolo gegen die gekrönten Tyrannen, gegen die Priester, gegen alle Religionen, gegen alle Gewalten der Erde. Nun sah die Mehrheit der liberalen Partei, einige Individuen ausgenommen, unglücklicherweise in der Freiheit, in der Revolution nur eine Sache des Gefühls, einen rein moralischen Kampf, eine neue Aufregung zu jenen heroischen Täuschungen, jenen edlen Träumen von Tugend, Patriotismus, Ruhm, welche durch den Verlauf der Jahrhunderte in das Gebiet der poetischen Fiktionen, der klassischen Erinnerungen des Epos und der Geschichte verwiesen sind. Die Poesie, das Drama endlich nahm eine zu große Stelle in der Politik der geheimen Gesellschaften, in der Stele und dem Geiste dieser glühenden Verschwörer ein, die muthig, großmüthig, Märtyrer in der Liebe, Helden im Haß, aber stets Opfer einer edlen Täuschung, einer Täuschung von Freiheit und Ruhm waren, welche die unbilligste und zerstörende Wirkung der Zeit zu Grabe getragen zu den Freiheiten, dem Ruhm, der aus den progressiven Kämpfen Europas und der Welt auf immer verwischt ist. So war der Begriff des Liberalismus irre geleitet und außerhalb jeder wissenschaftlichen und absoluten Frage, jedes intellektuellen und materiellen Fortschrittes, jeder wirksamen und lebendigen Civilisation gestellt." Mit einem Wort der Liberalismus war eine Halbheit, war noch nicht Radikalismus und der Radikalismus selbst noch nicht Kommunismus.

Digitized by Google

Neben dem Liberalismus hat sich und zwar unabhängig von ihm das Streben nach nationaler Unabhängigkeit geltend gemacht. Die wahren Patrioten sehen nicht darauf, ob Italien eine Republik oder eine Monarchie oder ein Kirchenstaat ist, genug wenn es nur einig und nach außen unabhängig wäre. Diese Ansicht vertritt vorzugsweise Gioberti, weßhalb Mazzini sich nun zur Aufgabe macht, auch ihn zu widerlegen. Das Resultat ist: „es ist mir unmöglich, mich mit denen in Uebereinstimmung zu finden, welche die Unabhängigkeit ohne die Freiheit wollen; denn ich bin innigst überzeugt, daß die Freiheit allein Italien in aller Art Knechtschaft und besonders von dem fremden Joche befreien kann. Ferner behaupte ich, daß die Unabhängigkeit streng genommen kein politisches Prinzip ist. Die Unabhängigkeit ist eine der unerläßlichen Bedingungen jeder Freiheit, jedes moralischen und politischen Lebens in einem Volke, aber streng genommen ist sie nur eine rein äußere und materielle Bedingung oder Kraft des politischen Lebens selber." Der Kommunismus braucht auf Nationalität keinen Accent zu legen, in der künftigen kommunistischen Weltrepublik, meint Mazzini, gebe es ohnehin keine Grenze mehr.

Am Schluß des zweiten Bandes faßt Mazzini das Resultat seiner langen Betrachtungen kurz zusammen. „Das ist meiner Meinung nach die Zukunft Italiens. Und so wie es unmöglich ist, daß Europa bis zum Katholicismus, bis zur geistlichen und weltlichen Autorität der Päpste und dem Despotismus der Könige zurückschreitet, so wie Italien nicht aufrechten kann, wenn es nicht mit Europa an der historischen und politischen Vernichtung des Papstes, an der Vernichtung der Kirche, des Papstthums und des Absolutismus der Fürsten und Regierungen arbeitet, so kann es auch nur sein vielgestaltiges Joch abwerfen, wenn es seiner historischen Civilisation entsagt und seine nationale Mission in der Civilisation und der Geschichte der europäischen Welt aufgibt. Und da die Kirche und der Papst die Grundprinzipien seiner historischen Existenz sind, so kann die Wiedergeburt Italiens erst eintreten, wenn einmal eine große europäische Kraft den Achsein der alten Welt auf den historischen und nationalen Trümmern Italiens gewaltsam zerbricht; aber da auch Italien, indem es seine besondere und nationale Existenz mehr haben kann, aufgehört hat nach einem großen politischen Einfluß auf die Welt zu streben, so kann es sich erst wahrhaft regenerieren, wenn die europäische Civilisation einen neuen Charakter der Verschmelzung, der Identität, der allgemeinen Einheit nicht durch das negative Prinzip der Freiheit, sondern durch das positive Prinzip der Gleichheit und des socialen Brüderlichkeit angenommen hat. Mag dieß nun früher oder später geschehen, jedenfalls besitzt das moderne Italien in seinem eignen nationalen Dasein seine organische, synthetische Idee der zukünftigen Welt; sein Element des allgemeinen, des europäischen Fortschritts ist in dem Italien der Vergangenheit oder der Gegenwart zu entdecken. Die wenigen Keime der Erneuerung und der Wiedergeburt, welche in der Seele und dem Geiste dieses großen Volkes ruhen, können erst in einer andern Phase des geistigen, politischen und socialen Lebens der Freiheit und der modernen Civilisation Frucht tragen."

Wenn es dem Schwärmer Ernst war, so muß es auffallen, daß er, der doch selbst ein Italiener ist und sein Volk kennen muß, so gar keine Rücksicht auf das italienische Naturell, auf den Charakter genommen hat. Wenn irgend ein Volk in der Welt unfähig ist, sich in den puritanischen Kamaschendienst der Fourier'schen oder Weitling'schen Republik zu finden, so ist es das italienische. Nur Nordamerikaner, Engländer oder Deutsche vermögen sich, und auch diese nur gleichsam nesterweise in dornirten Sekten, in dem Wahnsinn jenes Gleichheit und Vernunftgemeinschaft zu gesallen. Es gehört Angewöhnung an die nordische Nebelluft dazu. Dem heitern Süden werden solche sociale Gespenster immer nur durch Bücher zukommen und seine Wirklichkeit wird sie nie kennen. Der Gedanke an den Kommunismus konnte nur in einer nordischen Fabrikbevölkerung aufsteigen, auf einem Boden, der dem Menschen freiwillig nichts bietet, dem sie alles abringen müssen und dessen geringe Morgenzahl im Mißverhältnis steht mit der großen Menschenzahl. In südlichen Ländern unter dem heitern Himmel, unter Menschen, die wenig zu arbeiten gewohnt und im Genusse mäßig sind und die noch Raum genug neben einander haben, kann nie ein kommunistischer Gedanke aufkommen. Die Lehren des Herrn Mazzini sind daher für Italiener die bestemdlichsten und unpraktischesten, die man ihnen irgend vortragen konnte.

Es wäre wohl überflüssig, wenn wir hier auch noch nachweisen wollten, wie wenig die Hegel'sche Philosophie für die Italiener taugt. Diese nordische hyperische Abtanzungsfern-Hochmuth läßt sich durch die Entbehrung der Natur und des Lebens erklären und entschuldigen, aber um so weniger paßt er für das italienische Volk, das voll Sinnlichkeit, Gefühl und Phantasie der Gegenwart genießt. Wenn an düstern Novembertagen im Norden die Wolken wie Blei über uns hängen und uns gleichsam zusammendrücken wollen, und nirgends eine Sonne lacht und eine Blume blüht, und selbst die Winde über die Steppen heulen, dann ist es uns zu verzeihen, daß wir uns melancholisch hinsetzen, uns in uns selbst versenken, die Welt und Gott in uns allein suchen und das Absolute auf unserer Nasenspitze tanzen sehen. Im lebensfrohen Italien können dergleichen hypochondrische Geistesbeschäftigungen nicht aufkommen, nicht einmal in Klöstern.

Mazzini erscheint uns demnach als ein kommunistischer Schwärmer, dessen Schriften wohl für Frankreich und Deutschland, wo es genug Kommunisten gibt, Bedeutung haben und gefährlich seyn können, für Italien aber nicht, weil sie nicht auf den italienischen Charakter berechnet und insofern ganz unpraktisch sind.

Für uns Deutsche hat zunächst nur das große Zugeständniß Interesse, welches uns Mazzini macht, indem er alle nationalen Bestrebungen der Italiener für unzweckmäßig und illusorisch erklärt, sofern Italien sich nie des deutschen und französischen Einflusses werde erwehren können. Es liegt darin eine gute Lehre für unsere radikale Presse. Dieser nämlich gefällt es, in der italienischen Bewegung nur ein reines nationales Streben zu sehen, dasselbe zu loben und zu preisen und ihm Erfolg zu wünschen. Mazzini sagt dagegen ganz mit Recht, es handle sich nicht um die italienische Nationalunabhängigkeit und könne sich gar nicht darum handeln; es sey vielmehr nur die Frage, ob Oesterreich oder ob Frankreich in Italien herrschen solle? Unterliegt Oesterreich in dieser Frage, so herrscht in Italien Frankreich. Würde unsere radikale Presse diese Wahrheit sich ein wenig näher besehen, so würde sie erröthen; aber eben deßhalb steht sie darüber hinweg. Während Oesterreich in Italien eine rein deutsche Mission hat und unsere Nationalität weetritt nicht den Italienern, sondern den Franzosen gegenüber, gibt es deutsche Blätter in Menge, welche Oesterreich diese wichtige Mission absprechen oder wenigstens so viel als möglich erschweren und dagegen das französische Interesse in Italien fördern möchten. Ein großer Theil der deutschen Tagespresse hat warme Sympathie für die Italiener kund gegeben, als dieselben aus Anlaß der Vorgänge in Ferrara auf einmal mit wilrem Geschrei gegen Oesterreich Front machten. Diese Presse vergaß über dem radikalen Parteiinteresse ganz das deutsche Nationalinteresse. Zwar entschuldigte sie sich, als zuerst die Karlsruher Zeitung und die Augsburger Allgemeine Zeitung an den innigen Zusammenhang der deutschen Nationalinteressen mit den österreichischen in dieser Frage erinnerten; allein ihre Entschuldigung war nichts weniger als stichhaltig. Die radikale

Digitized by Google

Presse nahm den Schein an, als glaube sie, das eigentliche Deutschland werde durch diesen Privathandel zwischen Oesterreich und Italien gar nicht berührt und würde sogar auch dann noch nicht berührt seyn, wenn alle rein italienischen Provinzen sich von Oesterreich losgerissen hätten. Sie ließ sogar die Hoffnung durchblicken, Deutschland werde durch die Emancipation der Italiener indirekt einen Vortheil erringen, indem dadurch Oesterreich zu liberalen Konzessionen auch für seine deutschen Provinzen gezwungen werden würde. Sie vergaß dabei die erste Regel der nationalen Politik. Wenn Frankreich oder England in ihrem Besitzstande und in den Grenzen ihrer Herrschaft gefährdet werden, so ruhen in diesen beiden Reichen alle innere Parteikämpfe und die Presse aller Parteien vereinigt sich zu einer einzigen großartigen nationalen Defensive. Die deutsche Parteipresse hat sich zu schämen, daß sie sich noch nicht zu dieser Großherzigkeit zu erheben weiß. In dem Augenblick, wo sie volle Freiheit anspricht, sollte sie sich derselben namentlich auch durch nationalen Takt würdig beweisen. Diesen aber haben wir in den radikalen Plaidoyers für die antiösterreichische Bewegung in Italien gänzlich vermißt. Man weiß nicht, soll man es diese radikale Presse, oder nur gewöhnliche Bornirtheit des allerflachsten und seichtesten Liberalismus nennen, daß keines jener Blätter that, was jedem deutschen Publicisten das natürliche nationale Ehrgefühl auch ohne viel Ueberlegung eingeben mußte, und daß keines begreifen wollte, was doch für Mazzini so klar war.

Der erste Bogen der in München erscheinenden Leuchtkugeln enthält ein Bild, auf welchem John Bull den deutschen Michel in der Geographie unterrichtet. Da heißt es, Deutschland grenze überall an sich selbst, nämlich an deutsche Provinzen, die unter fremder Herrschaft stehen, getrennt vom deutschen Nationalverbande, an die deutschen Oesterreichern, an Schleswig und Holstein, an Holland und Belgien, an Lothringen, Elsaß und Burgund und an die Schweiz. Nur eine Lücke bleibt im Südosten, da herrscht noch, wie zu alter Zeit, der Deutsche über den undeutschen Nachbar, und diese ausnahmsweise vortheilhafte und ruhmvolle Stellung Oesterreichs will unsere radikale Presse nicht gelten lassen und wünscht sehnlichst, die Oesterreicher möchten aus Italien zurückgeworfen werden. Einige dieser radikale Wunsch in Erfüllung, so würde auch Ungarn, Gallizien, vielleicht auch Böhmen abfallen, Krain und Kärnthen würden wieder illyrische, Steyermark wieder eine ungarische Provinz werden, Böhmen vielleicht eine russische und der deutsche Michel würde die bedauerliche Lücke im Südosten ausgefüllt sehen. Mazzini hat sehr Recht, wenn er bemerkt, daß die schwachen Italiener selbst in der italienischen Frage gar nichts gelten und bedeuten, und daß die Entwicklung der Dinge lediglich von Frankreich und von Rußland abhängen wird. Oesterreich wird in Italien herrschen, so lange es nicht von Frankreich in Italien und zugleich von Rußland im Osten gefaßt wird. Gelänge aber eine solche Kombination, so würde der ganze Vergang nur für Deutschland von Bedeutung seyn, nicht für Italien, denn jeder Stoß, den Oesterreich bekäme, würde zerstörend auf Deutschland zurückwirken, während Italien in keinem Fall ein anderes Schicksal erwartete, als die österreichische Herrschaft mit der französischen zu vertauschen. Wenn die radikale deutsche Presse die Wiederkehr des Jahres 1806 und ein neues französisches Protektorat in Deutschland will, indem sie die französische Politik in Italien so eifrig gegen die österreichische in Schutz nimmt, so sollte sie es offen eingestehen und wenigstens nicht die Maske eines deutschen Patriotismus vornehmen. Wer ein Deutscher und nicht unbedingt für Oesterreich ist in der schwebenden italienischen Angelegenheit, der dient Frankreich oder Rußland, auch wenn er ihnen nicht zu dienen meint.

Biographie.

Monatblätter der Bleßig-Stiftung. Herausg. von F. W. Ebel. Erster Jahrgang. Straßburg 1847.

Zum Andenken des im Jahr 1816 verstorbenen, um die lutherische Kirchengemeinde und um das Armenwesen Straßburgs hochverdienten Pfarrer und Professer Dr. Bleßig ist ein Verein und Fonds zum Besten hülfsbedürftiger Kinder unter dem Namen der Bleßigstiftung gegründet worden. Auf die zu demselben wohlthätigen Zweck herausgegebenen Monatblätter wird hier aufmerksam gemacht, sofern sie nicht bloß ein lokales Interesse haben, sondern die Lebensgeschichte und den Briefwechsel Bleßigs aus der Schreckenszeit der Revolution enthalten. „Ein flüchtiger Blick auf die Ereignisse und Zustände im Elsaß und in Straßburg während der Sommer- und Herbstmonate 1793 läßt die damalige, höchst schwierige Stellung eines Predigers wie Bleßig leicht einsehen. In den Vaterstadt hausten die fast allmächtigen Volksrepräsentanten und, unterstützt von den theils schwachen, theils herrschsüchtigen und böegesinnten Vorstehern, schalteten sie willkürlich über Leben, Freiheit und Eigenthum der stillen redlichen Bürger; Nahrungsmangel und Theurung waren für lange Zeit eingetreten; über des Landes Grenzen herein waren die Feinde siegreich eingebrochen und bedrohten die Hauptstadt der Provinz; unerschwingliche Opfer waren unter Todesdrohung von jedem nur etwas Wohlhabenden gefordert; werthloses Papiergeld mußte im Handel bei Todesstrafe angenommen werden; Belobungen wurden keine gerecht, und doch hohe Summen als gewonnenes Anlehen gefordert; Einkerkerung und Schaffot sah jeder redlichen Bürger täglich, nächtlich, ständlich vor sich, denn einer wahre Schreckensregierung war eingeführt; ein furchtbares Revolutionsgericht war angeordnet und auf blutige Weise thätig; alle waffenfähigen Jünglinge müßten dem Feind entgegen; die akademischen Hörsäle sind daher geschlossen; von den Geistlichen verlangt man Abschwörung ihres Glaubens; ein Tempel der Vernunft wird geöffnet und jede christliche Kirche geschlossen; Spione, Anklager lauern allenthalben; die rechtschaffensten Männer, und auch Frauen, stehen auf der Liste der Verdächtigen. — Am 10. Brumaire II. (31. Oktober 1793) hatten die beiden vom Nationalkonvent zur Rheinarmee abgeordneten Volksrepräsentanten Saint-Just und Lebas verordnet, daß innerhalb vier und zwanzig Stunden die auf einer Liste verzeichneten reichen Bürger von Straßburg eine Summe von neun Millionen liefern sollten; davon sollten zwei Millionen für die dürftigen Patrioten Straßburgs, eine Million für Befestigung der Stadt verwendet, und die sechs übrigen Millionen in die Armenkasse geschossen werden. Den allen Seiten wurden Vorstellungen gemacht; allein fruchtlos. Bleßig wurde zu 8000 Franken angesetzt; seine Gattin versuchte auch, wie aus den mitzutheilenden Stellen eines Briefes erhellt, eine bedeutende Verringerung zu erlangen; aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Am 15. Brumaire wurden 400 Fr. und zwei Tage nachher (5. und 7. November) die übrigen 7600 Fr. entrichtet.“ — Aber das genügte noch nicht. Bald darauf wurde Bleßig in den Kerker geworfen, wie alle andern Geistlichen, Edelleute, wohlhabende Kaufleute und Gewerbsmänner. Der Pöbel schonte Niemand, der einen guten Rock anhatte, und die Nationalfranzosen, die als Kommissäre ins Elsaß kamen, machten mit dem Pöbel Partei gegen alle gebildeten und noch etwas besitzenden Deutschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 18. Sonnabend den 11. März 1848.

Neueste Werke über Kaukasien.

1) Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843—1846, von Moritz Wagner. Erster Band. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Ein Theil der in diesem Werk enthaltenen Bilder aus dem Kaukasus erfreute die deutschen Leser schon früher, sofern dieselben als „Briefe vom schwarzen Meere“ in der Allgemeinen Zeitung abgedruckt erschienen sind. Herr Wagner ist überhaupt ein alter Bekannter unserer Lesewelt, der er sich zuerst durch seine lebendigen Schilderungen aus Algier empfahl. Er bejeht sich auch im vorliegenden Werke zuweilen auf jenes frühere, sofern ihn die Gebirgskriege und der Kampf tapferer Naturkinder gegen die Civilisation hier in Algerien, dort im Kaukasus zu Vergleichungen aufforderten und er unter den russischen Offizieren im Kaukasus, denen er von seinen Abenteuern im Kabylen- und Beduinenkriege erzählte, immer sehr aufmerksame Zuhörer gefunden hat.

Herr Wagner reist als Naturforscher, behält sich aber vor, die naturwissenschaftlichen Resultate seiner Wanderungen in einem besondern Werke niederzulegen, während er das gegenwärtige ausschließlich Schilderungen von allgemeinerem Interesse widmet. Er hielt sich in den Kosakenländern und in den Grenzstädten und Festungen des Kaukasus lange genug auf, um von erfahrnen Männern vieles zu hören, was er nicht sehen konnte, drang aber auch in den Kaukasus selber ein, so weit es die Verhältnisse gestatteten.

Zuerst orientirt er die Leser in dem Namen. Der berühmte Name der Tscherkessen ist nur ein türkischer Schimpfname und bedeutet Wegabschneider oder Räuber; die so genannten Stämme des Kaukasus nennen sich selbst Adige. Unter den übrigen Stämmen zeichnen sich besonders die Abchen im Südosten aus, deren Land noch so unbekannt ist, daß man nicht einmal die Richtung kennt, welche die Centralkette des Kaukasus in diesen Gegenden nimmt. Nur zwei Europäer sind jemals dahin gelangt; der Engländer Bell, der aber, obgleich er Abgesandter war, wie ein Gefangener gehütet wurde und fast nichts beobachten konnte, und Baron von Turnau, ein russischer Stabsoffizier, der in kaukasischer Bauerntracht das Gebirge durchforschte, aber verrathen wurde und in härtester Gefangenschaft schmachtete. „Für seine Freilassung forderten die Abchen von dem russischen Kommandanten der Festung Nebler eine Mütze voll Silberrubel. Als dieser sich zur Zahlung bereit erklärte, erhöhten die Bergbewohner ihre Forderung und wollten nur gegen einen ganzen Scheffel voll Rubel den Gefangenen ausliefern. Der russische Kommandant fragte deßhalb bei dem Baron von Rosen an, welcher damals als Oberbefehlshaber die Armee im Kaukasus befehligte. Die Sache ward nach St. Petersburg berichtet, und der Kaiser willigte ein, daß das hohe Lösegeld für die Freilassung des Baron Turnau bezahlt werde. Aber der General von Rosen stellte dem Kaiser vor, daß es im russischen Interesse besser sey, Herrn von Turnau noch einige Zeit als Gefangenen unter den Abchen zu lassen; denn erhielt wäre die Bezahlung eines so hohen Lösegeldes ein schlimmes Beispiel, und die Bergbewohner würden künftig für jeden gefangenen Offizier denselben Preis fordern, statt sich, wie bisher, mit einigen Hundert Rubeln zu begnügen; sodann würde Baron Turnau als Gefangener viel leicht Gelegenheit haben, manche nützliche Beobachtungen über das Land und den Charakter dieses bisher fast unbekannten Volkes zu machen, deren Mittheilung die noch zu dürftige Kenntniß der kaukasischen Volksstämme bereichern würde.“ So blieb Herr von Turnau gefangen, konnte aber nichts beobachten, denn der Häuptling sperrte ihn in ein Käfig ein. Da rettete ihn ein glücklicher Zufall. „Der Häuptling hatte einen seiner Diener schwer beleidigt, der dafür Rache brütete. Als eines Tages alle Leute außer dem Hause beschäftigt waren, erwordete der Diener seinen Herrn, befreite den Gefangenen aus dem Käfig, band ihn, da der kranke Baron, der mit Geschwüren bedeckt war, sich vor Mattigkeit nicht auf dem Pferde zu halten vermochte, auf dem Sattel mit Riemen fest und jagte mit ihm in vollem Galopp davon. In einem Tage legten sie achtzig Werste zurück, entrannen glücklich den Verfolgern und erreichten die Festung Ardler.“

Aus dem Kampfe der Russen mit dem trotzigen Bergvolk erhalten wir nun hier eine Menge historische und Genrebilder. Darunter zeichnet sich zuerst das Bild des alten Helden Pschi Harbschi-Dothum-Oku aus; dann die Erstürmung russischer Festungen. Das Leben in diesen Festungen wird als ein äußerst trauriges geschildert, besonders an der Meeresküste. Zwischen Felsen und Meer eingeengt, kann die Besatzung sich nicht rühren. Will einer spazieren gehen, gleich pfeift ihm eine kaukasische Kugel um die Ohren, und stets muß man vor Ueberfällen auf der Hut seyn. Auf dem Meer selbst sind die Russen die Herrn und machen daher auf die türkischen Schiffe Jagd, welche sich heimlich und nur in der stürmischen Jahreszeit an die Küste schleichen, um Sklavinnen zu kaufen. Die Türken bedecken diese Schiffe mit Laub und hängen Zweige an die Masten, daß sie wie Tannen aussehen, um so die russischen Küstenspäher von fern zu täuschen. Viele dieser gebrechlichen Fahrzeuge gehen in der stürmischen Jahreszeit mit ihrer schönen Last im schwarzen Meere zu Grunde; selten wird einmal eins von den Russen genommen.

Nachdem sich Herr Wagner einige Zeit in Kertsch aufge-

Digitized by Google

halten, begab er sich nach Fanagoria. Auf eine kurze Schilderung der interessanten Schlammvulkane der tauriſchen Halbinsel folgen wieder martialiſche Sittengemälde, diesmal aus dem Kosakenlande. Als Seitenstück zum wilden Leben des kaukaſiſchen Heldengreises, deſſen oben erwähnt wurde, erhalten wir hier nun das Leben eines Kosakengreises, deſſen Name „der Steppenteufel“ schon seine Wildheit und Abenteuerlichkeit bezeichnet. Sehr maleriſch iſt auch die Beſchreibung eines Steppenbrandes, den man sich keineswegs als ein regelmäßiges Abbrennen zu denken hat. „Eine hohe prächtige Flammenreihe, vom ſibiriſchen Winde gepeitſcht, rückte mit unglaublicher Schnelle von Nordoſt gegen die grüne Oase an. Plötzlich wenden ſich die Flammenloſſe ſtill und ſchienen zu verſchwinden, nur dicke Dampfwolken liegen empor. Der Brand war im Weiterſchreiten durch eine ſehr feuchte Stelle gehemmt, deren faſtigere Vegetation dem Feuer widerſtand. Bald aber raste der Wind in ungeſtümen Wirbeln wieder mit doppelter Stärke. Gleich feurigen Drachen ſtogen, von ihm getragen, die Flämmchen über die feuchte Schranke hinweg, und nach wenigen Minuten prauſelte der Brand aus dem Centrum der Oaſe heraus, wo an trockenen Stengeln die hineingeblaſenen glühenden Projektile wahrſcheinlich ſogleich Nahrung gefunden. Da bilderten ſich ſchnell viele einzelne kleine Feuerherde im Schilfdickicht. Der Wind aber, der um die Brandſtätte in oft wiederholten Wirbeln brauste, ſtellte bald eine Verbindung ſolcher iſolierter Flammenkeatet her. An anderen Stellen breitete ſich der Brand von einem Centrum frohlförmig, oft mit ſchlängelnden Gaſſen, bald wie ein glühendes Menſchenhaupt, bald wie die zuckenden Beine einer feurigen Rieſenſpinne über die Steppe aus. Dieſe Phänomene waren aber immer nur von kurzer Dauer. Formen und Umriſſe des gewaltigen Steppenbrandes wechſelten unaufhörlich.“

Unter den Kosaken ſind der Reiſende außerordentlich wenig hübſche Frauenzimmer, aber ſehr ſchöne Männer. Vor allen rühmt er die ſchermenmorfiſchen Kosaken, deren herrlichen Heldengeſtalten aber doch das Adelige und die nicht bloß körperliche, ſondern auch geiſtige Vornehmigkeit der Kaukaſier abgeht. Die unübertreffliche Schönheit und Würde der Kaukaſier ſticht alles neben ſich aus, kontraſtirt aber ganz auffallend mit dem gemeinen Anſehen der ruſſiſchen Rekruten. „Unter den Tſcherkeſſen in Jekaterinodar zeichnete ſich ein Wort vom Schapſuchenſtamme durch Schönheit und impoſantes Weſen ganz beſonders aus. Alle maleriſchen Erinnerungen mußten vor dieſem circaſſiſchen Adler die Segel ſtreichen. Idealiſchere Geſichtsbildung, dem antiken Apollotypus ähnlich, habe ich ſpäter in Mingrelien gefunden, aber der Kaukaſier iſt doch zu weiblich-ſanft, der Heroskopf am Kuban gefiel mir doch beſſer. Ich ſtand vor dem Schapſuchen eine gute Weile wie am Boden gefeſſelt, ſo eigenthümlich wirkte der Anblick. Welch ein Studium, dachte ich damals, für einen deutſchen Maler, der in Rom vergeblich nach ſolchen Modellen ſucht, für einen Vernet, der in ſeinen arabiſchen Gruppen die größte Meiſterſchaft ſeines Pinſels bewährte! Die mehr prieſterlichen als ritterlichen Geſtalten der Araber auf den großen algeriſchen Kriegsbildern in Verſailles machen doch nicht die Wirkung, welche die Darſtellung eines kaukaſiſchen Schlachtgemäldes durch einen Meiſter wie Vernet oder Peter Heß hervorbringen müßte. Der Schapſuchenſchnürling von Jekaterinodar ſchien ſich übrigens ſeiner herrlichen Geſtalt bewußt. Mit ſteifer Haltung und ſenem leichten halb ſchwebenden Gange, der den meiſten Kaukaſiern eigen, wandelte er durch die Kosakengruppen des Marktes, auf ihre in Schafpelze dicht gewickelten derben Körper blickt der tiefſten Verachtung verſenkt. — An einer großen militäriſchen Revue, welcher ich beiwohnte, ſchienen die Bergbewohner, deren täglich einige Hunderte nach Pjatikamlas zum Beſuch kommen, beſonderes Intereſſe zu nehmen. Ihre Adleraugen waren unverwandt nach den Musketenreihen der ruſſiſchen Glieder gerichtet. Die regelmäßigen Bewegungen Tauſender auf ein Kommandowort, das gleichmäßige Klirren der Waffen beim Exerciren wie mit einem Schlage, die Märſche, Schwenkungen, der Trommelſchlag und die Muſik — alles Dieſes war für ſie ein Schauſpiel, das ihre Aufmerkſamkeit in hohem Grade ſpannte. Das Exerciium war etwas anſtrengend, denn es dauerte lange, die Luft war kalt, auf dem Boden lag Schnee, und während der Terniſerviſtation mußten die Soldaten auf dem Schnee kampiren. Wie war der Vergleich zwiſchen den breitſchulterigen, ſtumpfnaſigen Ruſſen und den ſchlanken Kaukaſiern mit ihrem edlen Adlerprofil hier, wo ſie maſſenweiſe in dichter Nähe beiſammen ſtanden, überaus intereſſant. In den Geſichtern der Einen ein gleichſcmiger Zug von Gebuld und thieriſchem Gehorſam, jeder Ausdruck, der auf ſelbſtſtändiges Denken hätte deuten können, ſchien ausgebrillt; auf der anderen Seite kecke Haltung, feſte Mienen, jeder Einzelne ein Mann, ein ganzer Kriegsheld. Was dieſe Jungfrechen, dieſe Tſcherkeſchengen bei ſolchem Anblick denken mochten? Auf zudringliche Fragen zeigten ſie ihre innerem Gedanken ſchwerlich geſtanden, man mußte ſie am Ausdruck ihrer Mienen zu errathen ſuchen. Vielleicht ire ich mich, aber ich glaubte darin wenig Günſtiges für das ruſſiſche Syſtem zu leſen. Dieſe Mienen voll Stolz, Haß und Verachtung ſchienen zu ſagen: „ſchaut ſie an, die garſtigen Sklaven, die uns bougen wollen unter ihres Gebieters Joch! Iſt ihr Loos nicht das elendeſte? Danken wir Gott, daß wir noch nicht mit ihnen theilen, und kämpfen wir fort aufs Aeußerſte lieber, als daß wir Sklaven werden wie ſie.“

Ein ruſſiſcher Arzt erzählte dem Verfaſſer, welchen mächtigen Eindruck einſt der Blick eines Tſcherkeſſen auf ihn gemacht habe. Nach einem Gefecht ſeyen die Leichen eingeſcharrt worden, darunter ſey auch ein alter Tſcherkeſſe geweſen, der nur durch das plötzliche Aufflammen ſeiner großen und ſchönen Augen noch ein Lebenszeichen von ſich gegeben habe. Die Ruſſen hätten ihn vollends tödten wollen, aber der Arzt ſey von einer unwiderſtehlichen Gewalt gezwungen worden, ihn zu retten und habe ihn mit Hülfe ſeiner Frau in ſeinem Hauſe gepflegt. Sobald er aber geheilt geweſen, ſey er verſchwunden. Nach dieſer Zeit ſey der Arzt von einem jungen Tſcherkeſſen zu einem Kranken ins Gebirge gerufen worden und habe nicht gehen wollen, bis jener ihm eine ganze Hand voll Silber geboten und dringend zum Mitgehen gemahnt. Da ſey er denn zu einem Greiſe geführt worden, in dem er ſeinen dankbaren Pflegling wieder erkannt habe und bei dem er die gaſtfreieſte Aufnahme gefunden. Derſelbe war aber nicht krank noch bedurfte Jemand der ärztlichen Hülfe. Der alte Tſcherkeſſe hatte nur ſeinen Wohlthäter retten wollen, denn in derſelben Nacht wurde der ruſſiſche Grenzort, worin der Arzt wohnte, von den Tſcherkeſſen überfallen und alles niedergemacht oder in die Sklaverei geſchleppt. — Auch dieſenigen Stämme, die ſich den Ruſſen unterwerfen haben, behaupten ihre ſtolze Haltung und Unabhängigkeit. Herr Wagner erzählt, wie ein ruſſiſcher Beamter, der ſich heimlich mit einer ſchönen Oſſetin eingelaſſen habe, von den Landeleuten derſelben mit allen ſeinen Dienern erwortet worden ſey, ohne daß man ruſſiſcher Seits eine Strafe zu verfügen gewagt hätte, um nicht einen allgemeinen Aufſtand zu veranlaſſen.

Mit wenig Worten gibt der Verfaſſer einen ſehr guten Peyſpekt des ganzen Kaukaſus. „Man denke ſich eine faſt völlig flache Steppe mit geringer Erhebung über dem Meeresſpiegel, nur äußerſt ſparſam mit Bäumen bedeckt, im Hintergrunde dieſer kahlen Ebene aber plötzlich faſt ohne Unterbrechung eine gegen hundert Meilen lange Reihe von Rieſenbergen emportragen,

Digitized by Google

deren absolute Höhe über der Terekſteppe im Durchſchnitte 10,000 bis 12,000 Fuß beträgt. Ob es irgendwo auf der Erde günſtigere Punkte gibt, Ketten von ſolcher Größe und Ausdehnung mit einem einzigen Blicke zu überſchauen, bezweifle ich. Von außen und in einiger Entfernung geſehen, übertrifft der Kaukaſus an maleriſcher Schönheit die Alpen Europas; aber im Inneren kann er bei dem Mangel an Seen und großen Waſſerfällen, bei der geringen Zahl ſeiner Gletſcher den Vergleich mit der Schweiz und Tirol nicht aushalten. Der Elbrus im Südweſten zeigt ſich, von Georgiefsk geſehen, in vollkommen reiner Kegelform mit abgeplattetem Gipfel und vom Haupte bis zum Fuße mit einem Schneemantel bekleidet. Nach der barometriſchen Meſſung der Herren Akademiker, welche die Expedition des Generals Emannel begleiteten, erhebt ſich derſelbe 15,420 Pariſer Fuß und bildet den Mittelpunkt eines kraterförmigen Amphitheaters. Obwohl er keine Höhenrivale in ſeiner nächſten Nachbarſchaft hat — die Berge Anal, Kindſchal und Bermamuf, die ihn im Halbkreis umgeben, ſind um 4000 bis 5000 Fuß niedriger — ſo erſcheint der Elbrus dem Auge doch weniger erhaben, weniger prächtig als der Kasbek im Süden, der nach Meyers Meſſung mit dem Montblanc faſt gleiche Höhe hat. Der Kasbek, deſſen Gipfelform dem Buckel eines Kameels gleicht, iſt von gewaltigen Koloſſen umgeben, überragt dieſelben aber deutlich." Gegen dieſes Hochgebirge uralter Freiheit nun brauſen die Wogen des Despotismus von allen Seiten ſchon länger als ein Menſchenalter heran, und es trotzt ihnen und wird ihnen trotzen.

Herr Wagner iſt der Ueberzeugung, daß die Ruſſen, wenigſtens mit ihrem gegenwärtigen Syſtem, nie viel gegen den Kaukaſus ausrichten werden. Er läßt ſich nicht auf das ſchlechte Verpflegungsſyſtem ein, welches andere Reiſende bei den ruſſiſchen Truppen im Kaukaſus ſo oft ſchon getadelt haben. Er wirft nur eine Bemerkung über die Politik hin, welche ſeine „populären" Generale im Kaukaſus haben will, während ein ſo anſtrengender Gebirgsfeldzug gerade nur ſolcher Generale bedarf. Uebrigens bemerkt Herr Wagner, die Kaukaſier fechten ganz allein ohne irgend eine fremde Hilfe. Weder Gewehre noch Pulver ſeyen ihnen geſchickt worden, höchſtens empfangen die Häuptlinge von den türkiſchen Sklavinnenkäufern koſtbare Waffen als Ehrengeſchenke. Auch daß aus dem ruſſiſchen Heer deſertirte Polen eine Rolle bei den Kaukaſiern ſpielen ſollten, iſt unwahr. Viele ſind, trotz der ſchrecklichen Strafe, die ihrer wartete, freiwillig wieder zu den ruſſiſchen Regimentern zurückgekehrt, weil ſie die Sklaverei bei den Tſcherkeſſen noch härter fanden. „Graf Suzannet, der einzige von den mir bekannten Reiſebeſchreibern, welcher die gefahrvolle Fahrt den Kuban entlang gemacht hat, meint, daß er als Gefangener unter den Tſcherkeſſen leichtes Spiel gehabt haben würde und gewiß mit allen Ehren behandelt worden wäre, ſobald er ſich als Franzoſen zu erkennen gegeben und erlernte türkiſche Phraſen angebracht hätte. Wenn es dem franzöſiſchen Legitimiſten mit dieſer Meinung Ernſt geweſen iſt, ſo beweiſt er damit nur, wie ganz falſch er den Charakter der Tſcherkeſſen aufgefaßt hat. Im Kaukaſus kennt man die Franzoſen kaum dem Namen nach, und jeder auf ruſſiſchem Gebiete reiſende Europäer wird, wenn er in die Hände der Tſcherkeſſen fällt, als Ruſſe, d. h. als Feind, behandelt. Selbſt die Polen ſind davon nicht ausgenommen, auch wenn ſie freiwillig in die Berge laufen. Alle Verſuche Bell's und ſeiner Begleiter, ihre tſcherkeſſiſchen Freunde zu beſtimmen, jedem polniſchen Ausreißer die gleichen Rechte wie einem freien Eingebornen zu gewähren und durch dieſes Mittel alle Polen der kaukaſiſchen Armee zur Deſertion zu verlocken, waren vergeblich und ſcheiterten an dem Eigennutze der Sklavenbeſitzer. Einer von den Engländern, die mit Bell unter den Tſcherkeſſen ſich aufgehalten, geſtand mir, daß er und ſeine Freunde ſelbſt in großer Gefahr geweſen, als Sklaven behandelt zu werden, obwohl ſie von Konſtantinopel gekommen und den Häuptlingen Geſchenke und gewichtige Empfehlungen mitgebracht hätten."

Unſer Reiſender iſt nicht abgeneigt zu glauben, daß die ganze durch Rußland vermittelte europäiſche Civiliſation, obgleich ſie den Kaukaſus von außen zu belecken anfange und die Koſakenſteppe gleichſam oberflächlich überſchleiert habe, dennoch den barbariſchen Kern jener kriegeriſchen Völker noch nicht angegriffen habe, und daß derſelbe für einen aſiatiſchen Impuls empfänglicher ſey, als für den europäiſchen. „Mich dünkt nur, als habe der ſo gewandte, ſo nützliche Koſak dort die Aufgabe des zahmen Elephanten übernommen, den man, wie Jedermann weiß, abrichtet, die wilden zu fangen, zu zähmen und an den Dienſt des Herrn zu gewöhnen. Und Hunderte jener kriegeluſtigen Horden des ſibiriſchen Steppenreiches ſind in der That ſchon halb gebändigt und haben gelernt, der weithinſchallenden Kommandoſtimme an der Newa zu gehorchen. Im Armeeregiſter ſind ſie bereits als marſchfähige Rekruten eingetragen. Einige Tauſend deutſche und moskauiſche Exerziermeiſter mühten ſich nun ab, ſie auch manövrierfähig zu machen, und haben zu dieſem Zweck ihre Stationen bis an die Grenze des chineſiſchen Reiches ausgeſchlagen. Ueberall arbeitet man dort thätig ſeit mehr als einem Jahrzehent, Reiter zu ſchulen und Schwadronen zu bilden. Es ſollen ſehr materiſcher Koſpe ſeyn, wohl wereth, daß der ſchaulüſtige Europäer ſie ſehe, „liebenswürdige Centauren der Steppe." Doch der neugierige Europäer gedulde ſich. Wirklich ſchult, ſchwenkt und exerciert man in den mongoliſchen Steppen nur, um dem Weſten einmal eine recht maleriſche Parade von ein paar Hundertrauſend gezähmten Steppenbeſtien in Uniform vor die Augen zu führen. — Hu! Wie brulte der ſibiriſche Wind über die Mobille hin und jagte gebollte Nebelſünfte nach Weſten! Da wähnte ich ſie zu ſchauen im nächtlichen Dämmerſcheine, jene Horden, die Aſien noch einmal ausſpeien ſoll auf das ſumpfentwöhnte verweichlichte Europa. Ich meinte es zu hören, das ſchlachtlüſtige Geſchrei der disciplinirten Mongolenſchwärme mit dem alten Barbarenlaut, das gräßliche Halla, das Dſchingiſchan und Batu gerufen, als ſie an der Spitze von Millionen „Steppenteufeln" zur Bekreerung der Welt auszogen! Und die Mongolengräber öffneten ſich, und aus den Todtenhügeln der Steppe tiefen die Ahnengeiſter jubelnden Gruß ihren Enkeln und Rächern." Dann citirt er einen ſlaviſchen Autor: „Wir Slaven ſind unſeren weſtlichen Brüdern eine Warnung von höchſter Bedeutung ſchuldig. Der Weſten vergißt zu ſehr den Norden von Europa und Aſien, dieſe Heimath der Haub- und Vernichtungsvölker. Glaube man ja nicht, dieſe Völker hätten zu beſtehen aufgehört. Fortwährend ſind ſie da, wie eine gewitterſchwangere Wolke, nur das Zeichen des Himmels erwartend, um von den Höhen Hochaſiens herab ſich auf Europa zu ſtürzen. Man glaube nur nicht, daß der Geiſt der Attilas, Dſchingiſchans, Tamerlans, Suwarows, dieſer fürchterlichen Strafvollſtrecker der Menſchheit, in jenen Regionen ganz ausgeſtorben ſey."

2) Die Völker des Kaukaſus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Ruſſen. Ein Beitrag zur neueſten Geſchichte des Orients von Friedrich Bodenſtedt. Mit ſieben Tafeln Abbildungen und einer Vignette. Frankfurt a. M., Keßler, 1848.

Eine Ueberſicht über das Gebirge, dann über die verſchiedenen Völkerſchaften, welche den Kaukaſus bewohnen, ihre

Digitized by Google

Eintheilung, Verfaſſung, Sitte ꝛc. und endlich über den bisherigen Gang des kaukaſiſchen Krieges. Der Verf. war nicht ſelbſt auf dem Kriegsſchauplatz und hat ſein Werk nur kompilirt, doch wie er ſagt, dabei die mündlichen Notizen kundiger ruſſiſcher Offiziere benutzt. Kann etwas Vollſtändiges auf dieſem Gebiete auch beim beſten Willen des Autors nicht geleiſtet und daher auch nicht erwartet werden, weil das Terrain noch nicht genug durchforſcht und alle ruſſiſchen Berichte theils nur fragmentariſch, theils falſch gefärbt ſind, ſo enthält das vorliegende Buch immerhin eine reiche Zuſammenſtellung von aufklärenden Thatſachen, und die Abbildungen ſind eine anſprechende Zugabe.

Lyriſche Dichtkunſt.

Gedichte von Uffo Horn. Leipzig, Herbig, 1847.

Wie unlängſt Graf Stolberg in ſeinen Gedichten die aus der menſchlichen Geſellſchaft entflohene Romantik in der Natur aufſuchte und wiederfand, ſo ſtrebte auch Uffo Horn nach der verlornen zurück und drückt im Eingang ſeiner Gedichte die Hoffnung aus, ſie werde wiederkehren und das poetiſche Reich wieder als Königin beherrſchen, wenn erſt das Ich der rationaliſtiſchen Despoten gebrochen ſeyn werde, die ſie entthronten. Unterweilen aber will der fromme Dichter wie Ritter Toggenburg in Sehnſucht harren. In einem poetiſchen Zuruf an einen „kommuniſtiſchen Poeten," an einen jener Dichter, die ihre ſchöne öſterreichiſche Heimath verlaſſen, um draußen atheiſtiſchen und anarchiſchen Unſinn in Verſen drucken zu laſſen, was man dann euphemiſtiſch „Lerchengeſang des künftigen Völkerfrühlings" nennt, erklärt ſich Uffo Horn entſchieden gegen ſolches Treiben und wahrt ſeine geſunde Natur gegen die Anſteckung mit Leidenſchaften, die alle Poeſie vernichten:

Du ſagſt: „Wenn auch auf andre Weiſe,
„So leuft und doch nur ein Gefühl" —
O nein! getrennt ſind unſer Gleiſe,
Und jeder ſucht ein andres Ziel!
Für Vaterland und Freiheit treten
Wie ohne Furcht die Menſchen ein:
Doch haben wie mit Euch Propheten
Der neuen Lehre nichts gemein!

Das iſt ſehr löblich. Wenn auch alles in unſerer Zeit die Verneinung zu begünſtigen ſcheint, ſollten doch die Dichter nie aufhören zu bejahen. Wenn alle Kirchen von der Anarchie verſchlungen wären, ſollten doch immer noch die Dichter den Muth haben, das ewige Recht des Schönen gegen die Herrſchaft des abſolut Gemeinen zu vertheidigen. Aber es beweiet den tiefen Verfall unſerer Poeſie, daß ſo gar wenige unſerer Dichter dieſen Muth zeigen und daß die meiſten in ihren zahlloſen beſtruktiven ſogenannten Zeitgedichten ſich zu Barden jener Gemeinheit erniedrigen.

Die Gedichte Uffo Horns ſind übrigens theils zärtlichen Inhalts, theils poetiſche Reiſebilder, theils Romanzen. Unter den erſten begegnet uns die Schilderung einer Schönen, die uns faſt zu orientaliſch erſcheint und wo die Bewunderung ſelbſt zur Ironie wird:

Ich kenn' ein Weib, ein hohes,
Dem wie ein Regen Gottes
Das Haar vom Haupte wallt,
Und wie ein Rohr im Teiche
Iſt ſchlank und ſchön die weiche,
Hochherrliche Geſtalt!

Die Augen blau wie Glocken,
Die Hände weiß wie Flocken —
O wunderſame Pracht ꝛc.

Ein ſehr treues und ſchönes Naturbild iſt dagegen die „natura poetica."

Auf hohem Grat hat ſonnumlenchtet
Der Aar die Flügel ausgeſpannt —
Uns blickt hinab, wo thaubefeuchtet
Im Schlummer liegt das weite Land.

Ihm iſt der Tag ſchon aufgegangen,
Doch unten herrſcht noch Dunkelheit,
In die das Kind mit friſchen Wangen, —
Der Morgen ſeine Zukunft freut!

Wohin den Aug der Schwinge lenken?
Soll er hinauf zur Sonne ziehn?
Soll er hinab zur Erd' ſich ſenken? —
Denn zwiſchen beiden ſchwebt er hin. —

Dort oben wogt ein unbegrenztes,
Ein ungemeſſ'nes Meer von Licht —
In Purpur und Azur ergländt es —
Doch bleiben kann er oben nicht!

Zur feſten Erde muß er wieder
Aus bodenloſem Sonnenſchein —
Und müde zieht er das Gefieder
Nach ſolchem Flug', im Walde ein!

* * *

O wollt' vom Dichter nicht begehren,
Weil er ſich, gleich dem edlen Weib',
Aufſchwingen kann in lichte Sphären,
Daß ſeine Heimath oben ſey!

Unter den Reiſebildern, die der Verfaſſer mit beſonderer Liebe ausgemalt hat, tritt uns Venedig und der Comerſee entgegen, unter den Romanzen eine neue Bearbeitung der rührenden Sage vom blinden Belliſar, deßgleichen von Spartacus, von der böhmiſchen Libuſſa, vom Kaiſer Wenzel ꝛc. Einen eigenthümlichen Reiz hat die Meerfage von der Mutter Carrey, der alten Meerfey, die im Felſenriffe ſinnt und in den Flocken ihres Berges junge Vögel hegt, die ſie, wenn ſie flügge werden, als Sturmvögel über Meer ſendet, die Schiffe zu warnen. Den Schluß machen zwei ausgeführtere poetiſche Sagen, eine Bearbeitung der ſchon bekannten ferbiſchen Sage vom König Trojan und „der Bauernkrieg." In letzterem Gedicht iſt der Held ein kühner Bauernanführer, der eine Gräfin liebt, die ſich aber durch freiwilligen Tod ſeinen Armen entzieht und ihn ſterbend lehrt, wie auch er einſt ſterben ſoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 19. Dienstag den 14. März 1848.

Philosophie.

Die Gesammtausgabe der Werke Franz von Baaders.

Die jüngst von Professor Dr. Hoffmann in Würzburg herausgegebene und der Philosophen-Versammlung in Gotha gewidmete Schrift: „Philosophische Schriften und Aufsätze von Franz Baader dritter Band“ — auch unter dem Titel: „Franz Baaders kleine Schriften. Aus Zeitschriften zum erstenmal gesammelt und herausgegeben, mit einer Vorrede nebst Ankündigung des Plans einer systematisch geordneten Gesammtausgabe der Schriften Franz Baaders, sammt dem wissenschaftlichen Nachlasse, Briefwechsel und Biographie. Würzburg in Kommission bei Voigt und Mocker, 1847“ — hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, an den jetzt vor sieben Jahren (im Mai 1841) verstorbenen berühmten Verfasser dieser Schriften neuerdings zu erinnern und den Wunsch nach einer Gesammtausgabe seiner Werke im deutschen wissenschaftlichen Publikum allerseits anzuregen. Wir glauben im Interesse eben dieses Publikums zu handeln, wenn wir theils aus der Vorrede, theils aus anderm, das uns bekannt geworden, den Stand der Dinge hier zur öffentlichen Kunde bringen und damit zugleich eine kurze Uebersicht dessen verbinden, was diese so inhaltreiche und geistvolle Schrift ihren Lesern bietet. — Um zuerst im Allgemeinen die Gründe anzudeuten, welche eine Gesammtausgabe der Baader'schen Werke wünschenswerth machen, so ist hier vor Allem zu erwägen, daß Baader zu den großen Denkern in der Blüthezeit der deutschen wie überhaupt der neuern Philosophie gehört, daß der Entwicklungsgang derselben unverstanden bleibt, wenn man nicht auch ihn hinzunimmt und den Einfluß brachtet, den er auf viele der namhaftesten Philosophen theils anerkanntermaßen, theils im Stillen ausgeübt hat und noch ausübt, und daß insbesondere die christliche Philosophie in ihm einen Vertreter gefunden hat, dessen Standpunkt durchaus eigenthümlich und dessen Genialität eine der reichhaltigsten war. Vielleicht dürfte Niemand, wie wir glauben, ein treffenderes Wort über Baader gesagt haben, wie J. Görres, indem er meinte, vollkommen bezeichnend für denselben sey schon der Titel seiner Schrift: „Der Blitz als Vater des Lichtes.“ Denn in der That, was jene Gedankenblitze betrifft, die in alle Gebiete der Natur und des Geistes, in die höchsten Mysterien göttlicher Offenbarung, wie in die innere Organisation der bürgerlichen und religiösen Societät ihre unerwarteten Schlaglichter werfen, trotzdem, daß sie hierbei oft genug sehr unmethodisch verfahren und jetzt hier, sogleich darnach aber eine halbe Meile weiter aufleuchten, so möchte sich darin wohl schwerlich irgend ein älterer oder neuerer Schriftsteller mit jenem vergleichen lassen. Wie kurz immerhin die meisten seiner Schriften und Schriftchen auch sind, deren er mit rastloser Thätigkeit weit über hundert in dem langen Zeitraum von 1778—1841 verfaßt hat, keine Seite findet sich in ihnen, wo nicht solche Gedankenblitze vorkämen; der spekulative Witz, die immer neue, immer tiefsinnige Anwendung stets derselben Sätze, die Einheit einer, die Oberfläche überall durchdringenden und sofort den Kern selbst ins Auge fassenden Grundanschauung bei scheinbar größter äußerer Zersplitterung zeigen sich bei ihm in so eminenter Weise, daß viele seiner Aussprüche, wie unter andern der, daß der Geist die Bestimmung habe, wohl naturfrei, nicht aber naturlos zu seyn, eben wegen des Schlagenden, das sie charakterisirt, einen sehr weit verbreiteten Anklang gefunden haben. Damit hängt denn auch die Bezeichnung zusammen, die nicht Wenige der Einsichtigern in unserer Zeit für Baader passend fanden, daß er ein prophetischer Geist sey, der zwar noch nicht in einer, den Anforderungen der Wissenschaft vollkommen entsprechenden Form oder Methode, wohl aber thatsächlich und faktantiell in Bezug auf viele der obschwebenden Fragen die bessere Erkenntniß der Zukunft antizipirt habe. Wirklich dürfte ihm schon sein höchstes Prinzip, das er dem Cartesianischen, von der gesammten neuern Philosophie mehr oder minder adoptirten, entgegensetzte, das bekannte Cogitor ergo cogito, ferner seine fortwährende Mahnung, das richtige Verhältniß von Glauben und Wissen, von Kultus und Kultur, von Kirche und Kredit ꝛc. wieder herzustellen, und vornehmlich seine Lehre, daß nicht die Revolution noch auch die Restauration, sondern allein die Evolution das Wahre sey, indem hierin allein das konservative und das progressive Moment des Lebens zur gebührenden Anerkennung gelange, eben so wie seine Voraussetzungen über die Gefahren des Proletariats zu einer Zeit, wo in Deutschland hieran fast noch Niemand dachte, über das bald zu erwartende Umschlagen des gangränösen Indifferentismus in offenbaren Religious- und Christenthumshaß und so noch vieles Andere wohl einen Anspruch auf jene Bezeichnung sichern. Keiner hat so treffend, wie er, den tiefen Schaden der Zeit und besonders den der geltenden Doktrinen aufgedeckt; aber auch Keiner hat so positiv, wie er, auf das hier anzuwendende und allein noch heilende Heilmittel hingewiesen. Denn, was ihn vor allen Philosophen der neuern Zeit auszeichnet, was er als seine besondere Aufgabe betrachtete, und worin sein eigenthümlichstes, ihm seine Geltung für alle Zukunft sicherndes Verdienst besteht, weßhalb auch für jeden Andersdenkenden seine Schriften stets hohes Interesse haben werden: dieses ist der von ihm spekulativ-wissenschaftlich geführte Nachweis, daß das Christenthum und zwar das in den Dogmen des Katholicismus * zu seinem voll-

* Die Abneigung vom römischen und Hinneigung zum griechischen Katholicismus, die in einigen der letzten Schriften Baaders

Digitized by Google

Bündigen und bestimmten Ausdruck gekommen, keineswegs, wie man schon fast allerseits unter den sogenannten Positiven so gut wie unter den Negativen behaupten hörte, etwas ganz und gar Unphilosophisches, nämlich etwas absolut Ueber- oder lieber geradezu Unvernünftiges, sondern im Gegentheil etwas absolut Vernünftiges (im transscendenten Sinne des Worts) und darum eine würdige Aufgabe für das philosophische Nachdenken sey — mit andern Worten: der Versuch, die Liebenswürdigkeit der Religion zu allererst durch ihre Achtungswürdigkeit darzuthun oder dem Amor generosus das Wort zu reden. Das was er für dieses sein Thema vorbrachte, war von solchem Gewicht, daß wir im Hinblick auf den Erfolg, den seine Bemühungen hatten, wohl behaupten dürften, daß die Philosophie, welche in Hegel und seiner Schule bis zum höchsten Maaße der Selbstvergötterung abgeirrt, zuerst in dessen Zeitgenossen Baader ihren Wendepunkt genommen habe, indem alle seitdem wieder christlicher sich ausdrückenden und christlicher denkenden Philosophen, wie namentlich Schelling und seine Verehrer, viele dieser ihrer bessern Ansichten schriftlich Baadern zu verdanken hatten, so wie denen, auf die er vorzüglich verwies, Jakob Böhme und Thomas von Aquin, sammt den mystischen Theologen und Theosophen der frühern Zeit ꝛc. — Haben hiermit aber die Schriften Baaders für die Zeit und die richtige Orientirung in ihr eine zunehmende Bedeutsamkeit erlangt, so ist es dann auch eben dieß, was eine Gesammtausgabe derselben besonders wünschenswerth macht, da ihre bisherige Zerplitterung eine vollständige Bekanntschaft mit der Lehre ihres Verfassers und ein gründliches Urtheil über sie vorläufig noch kaum gestattete. — Wie groß nun aber der Umfang einer solchen Gesammtausgabe seyn würde, wird man sogleich daraus abnehmen, daß die schon gedruckten Schriften, der wissenschaftliche Nachlaß, der Briefwechsel und die Biographie Baaders nach Professor Hoffmanns Berechnung nicht weniger als 14 Bände, jeder Band zu 30 Bogen in gr. 8. angeschlagen, füllen würden. Dieser große Umfang läßt schon auf die Kostspieligkeit des Unternehmens einen Schluß machen. Um es jedoch auch nur anfangen zu können, müssen erst noch einige besondere Schwierigkeiten überwunden werden. Drei der frühern Verleger Baader'scher Schriften nämlich fordern, ehe sie einen neuen Abdruck derselben gestatten als Entschädigung für sich eine Summe von beiläufig 700 fl.; sodann ist für den Druck der Subscriptionsaufforderung und des ersten Bandes der Gesammtausgabe, die beide wo möglich schon im nächsten Jahre erscheinen sollen, wie auch für noch einige andere unvermeidliche Auslagen schon zum Voraus das nöthige Geld herbeizuschaffen; endlich bestimmt sich die Wittwe Baaders, ohne alles Vermögen hinterlassen, in den bedürftigsten Verhältnissen, da sie, nicht berechtigt zu einem Wittwengehalt, weil ihr Gemahl, da sie ihm vermählt wurde, als Oberbergrath nicht mehr im aktiven Dienste sich befand, als Universitätsprofessor aber nur Professor honorarius war, auf dem Gnadenwege bis jetzt noch nicht die kleinste Pension hat erlangen können. — Was nun die Mittel betrifft, wodurch diese Kosten bestritten werden könnten, so sind zwar die Versuche, welche man, um eine Unterstützung für das Unternehmen zu finden, bei verschiedenen hohen Häuptern gemacht hat, zur Zeit noch erfolglos geblieben. Dagegen hat ein edler Mann, der hänsche Baron Friedrich von der Osten-Sacken, von der eben genannten Entschädigungssumme sofort ein ganzes Drittheil großmüthig hinterlegt; folgten diesem ermuthigenden Beispiele nur noch einige Andere, so würde von den vorhin angeführten Bedingungen einer Gesammtausgabe die erste bereits erfüllt seyn! Sodann hat der Herausgeber des Janus, Professor Huber in Berlin, zu demselben Zwecke mehrere ihm zugesandte Stücke aus dem Tagebuche Baaders, sowie dessen sehr bedeutende Vorlesungen über Jakob Böhme's Theologumena und Philosophema in seine Zeitschrift aufgenommen; nächstens werden eben daselbst auch umfangreiche Mittheilungen aus dem Baader'schen Briefwechsel erscheinen, die von hohem Interesse sind. Das hiermit gewonnene oder noch zu gewinnende Honorar soll ganz allein zur Deckung des obenerwähnten Bedürfnisses verwandt werden. Das dritte Mittel endlich, wodurch man eben diesem zu begegnen und es völlig zu beseitigen hofft, ist die vorliegende Schrift Hoffmanns. Indem der Herausgeber darin alle Abhandlungen und Aufsätze Baaders, welche in Zeitschriften zerstreut vorkommen und in den früher angekangenen Sammlungen noch keine Stelle gefunden haben, in der Gesammtausgabe aber, von welcher doch nicht mehr als zwei Bände des Jahrs gedruckt werden können, erst nach sechs bis acht Jahren erscheinen werden, hier in einen Band gesammelt und auf seine eigenen Kosten gedruckt, dem deutschen wissenschaftlichen Publikum vorlegt, stellt er in der Vorrede an dieses die Anfrage: „Ob es wohl wolle, daß die Wittwe eines der genialsten Geister der neuern Zeit, auf welchen Deutschland stolz seyn dürfte, des größten Philosophen, welchen in der neuern Zeit die katholische Kirche und welchen Bayern hervorgebracht, in unverschuldetem Elend verkommere und zu Grunde gehe; und ob es nicht dem beistragen wolle, daß die außerordentlichen Leistungen dieses tiefen Denkers der von ungenialen Geistern längst anerkannt und bewundert und nur von Stümpern mißachtet sey, endlich ihrem ganzen Umfange und ihrem ganzen Werthe nach allgemeiner bekannt und zugänglicher werden?" Zugleich erklärt er: „daß der Gewinn, welcher sich aus dem günstigen Absatze seiner Schrift ergeben sollte, vollständig der Ermöglichung der Gesammtausgabe der Schriften F. Baaders gewidmet zu werden bestimmt sey, der allenfallsige Mehrgewinn aber der Wittwe des Verewigten zufallen solle." Sollten außerdem edle Wissenschaftsfreunde durch freiwillige Beiträge das Unternehmen sichern und fördern wollen, so würden er und die Professoren Dr. Julius Hamberger in München, Dr. Emil August von Schaden in Erlangen, Dr. Anton Lutterbeck in Gießen und Privatdocent Dr. Schlüter in Münster, die künftigen Herausgeber der sämmtlichen Werke F. Baaders, ihre Zusendungen gern in Empfang nehmen und zu seiner Zeit über deren Verwendung öffentlich Rechenschaft ablegen. — Wir fügen nun dem Gesagten noch folgende Mittheilungen über den Inhalt der vorliegenden, von Hoffmann veranstalteten Sammlung Baader'scher Schriften und Aufsätze bei, welche um so dankenswerther ist, weil sie die frühere, von Baader selbst herausgegebene Sammlung (Philosophische Schriften und Aufsätze, 2 Bde. Münster 1831, 1832) vervollständigt, so daß wir nun sämmtliche in Zeitschriften erschienene und nicht besonders abgedruckte Abhandlungen Baaders in drei mäßigen Oktavbänden zusammen haben. * Das in diesem Bande Enthaltene besteht aus 35 Nummern, von denen jedoch die

sich aussprecht, hatte ihren Grund nicht sowohl in seinem System, das durchweg monarchisch-konstitutiv ist, als in seiner subjektiven Gereiztheit durch verschiedene widerwärtige Zeitereignisse, weshalb die ganze Erscheinung hier, wo es uns zunächst auf das System, nicht auf Persönlichkeiten ankommt, kaum eine Beachtung verdient. Uebrigens hatten ähnliche Gründe bekanntlich auch bei andern, sonst ganz wohlentdenken und in der Kirche allgemein geschätzten Männern, z. B. dem h. Cyprian, ähnliche Folgen.

* Einiges Wenige fehle freilich auch jetzt noch, z. B. die sehr ingeniösen Bemerkungen über „Daguerre's Lichtzeichnungen und Spaths Goiometrie" (Allg. Zeitung 1839, 16. Mai. Beil.). Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch, daß der Aufsatz „über den eigentlichen Zweck und das Organisationsprinzip der Kammern" (S. 44), von dem Hoffmann nicht wußte, wo er zuerst abgedruckt worden, nach einer uns zugekommenen Mittheilung Lasaulx's im Konversationsblatt, Jahrg. 1822, stand.

Digitized by Google

beiden legten, Aphorismen und Briefe überschrieben, die eine 28, die andere 7 Stücke in sich schließen — meistens Aufsätze aus der letzten und zehngenden Periode Baaders, dem Jahrgehend 1837—37; einiges sehr Merkwürdige, jedoch aus viel früherer Zeit, nämlich den Jahren 1792—1804; und einiges auch aus der Altersperiode des Philosophen, welches er unseres Bedünkens besser nicht geschrieben hätte, das aber nun einmal da ist und daher auch vom Sammler nicht übergangen werden konnte. Wenn wir diesen zuletzt erwähnten Abhandlungen (aus dem Jahre 1839) nicht viel mehr als ein historisches und psychologisches Interesse abzugewinnen vermögen, obwohl sie zwischendurch auch manches Beherzigenswerthe enthalten und traurigen Verirrungen, die nicht zu läugnen sind, leider in übertriebener Weise begegnen, so ist es dagegen überraschend zu sehen, daß Baader bereits in seiner frühesten Periode auf einem Felde, das in der Regel den spekulativen Philosophen ziemlich fern liegt, nämlich dem der Staatswirthschaft, Prinzipien aufgestellt hat, die erst vierzig Jahre später durch Friedrich List zu allgemein geltenden erhoben wurden. Daß List dieselben von Baader aufgenommen, ist zwar wenig wahrscheinlich; aber der Scharfsinn Baaders, der fast allein unter den Zeitgenossen die wirklichen Verdienste Fichte's in dieser Beziehung gehörig zu würdigen wußte und auch auf die längst vergessenen Leistungen Büsche und anderer Aelteren wieder aufmerksam machte, verdient darum nicht minder unsere volle Anerkennung. Eine andere bis dahin wenig bekannte Merkwürdigkeit erfahren wir auch aus dem Buche, daß nämlich unser Philosoph eine Zeitlang Fabrikant gewesen ist, und als solcher sogar eine Erfindung in der Glasbereitungskunst gemacht hat, die ihm die österreichische Regierung im Jahre 1820 mit einer Prämie von 12,000 fl. abzukaufen für werth fand. Dieser Umstand dürfte vielleicht selbst die Empiriker überzeugen, daß die physikalischen Spekulationen Baaders doch nicht in jeder Beziehung als unreell zu verwerfen seyen. Wie sie aber auch darüber urtheilen mögen, das von ihnen allen ihren Erklärungen zu Grunde gelegte System des Atomismus fand nicht nur an Baader von jeher einen entschiedenen Gegner, sondern wir sehen ihn auch schon im Jahr 1792, wo er gegen Buwisser seinen Aufsatz: Ideen über Festigkeit und Flüssigkeit (Nr. 9) schrieb, und ebenso alle Folgezeit hindurch ernstlich bemüht, diesem verderblichen System ein anderes, mit der wahren Empirie vollkommen übereinstimmendes und zugleich mit der Religionswissenschaft verträgliches System entgegen zu stellen. Der bedeutendste Aufsatz in dieser Beziehung möchte in vorliegender Schrift wohl Nr. 17 seyn: „Ueber den verderblichen Einfluß, welchen die rationalistisch-materialistischen Vorstellungen auf die höhere Physik, sowie auf die höhere Dichtkunst und die bildende Kunst noch ausüben" — besonders wird man hier eine Entwicklung der Baader'schen Lehre über die Antrogyne finden, die alles übertrifft, was er sonst über diesen Gegenstand geschrieben hat. Auch die „Sätze aus der ecstischen Philosophie" (Nr. 30) gehören hieher; ferner: „Rüge einiger noch im allgemeinen Kredit stehender Irrthümer und tiefere Fassung des Begriffs der Natur" (Nr. 18); „Ueber den solidären Verband der Religions- mit der Naturwissenschaft" (Nr. 19); „Ueber den Begriff der Zeit" (Nr. 21). Wenn es als charakteristisch für die gesammte Lehre Baaders bezeichnet werden muß, daß er das Naturleben, das Geistesleben und das göttliche Leben und Wirken überall in ihrem gegenseitigen Rapport aufzufassen bestrebt war und sich dabei gleich fern vom Dualismus wie vom Pantheismus hielt, so erklärt sich hieraus, welche Wichtigkeit in seinen Augen die Erscheinungen des Magnetismus haben mußten. Auch hierüber findet sich in dem Buche sehr viel Lichtgebendes und zu tieferer Forschung Anregendes; so z. B. der Aufsatz: „Ueber eine Behauptung Swedenborgs, den Rapport des irdisch-lebenden Menschen mit Geistern und Abgeschiedenen betreffend;" ferner: „Ueber den Begriff einer rein sanguinis ultra mortem," „über Todesstrafen," „über die Scherin von Prevorst," „Unterscheidung einer centralen Sensation von einer bloß peripherischen" ꝛc. Aus der Societätsphilosophie finden wir hier den wichtigen Aufsatz „über den Revolutionismus und Revolutionismus oder über die positive und negative Evolution des Lebens überhaupt und des socialen Lebens insbesondere" und einen sehr merkwürdigen kleinen Aufsatz: „Ueber die unsichtbaren Feinde der Wissenschaft und Religion" (gegen Schelling und Görres), der schon im Jahr 1829 sehr bestimmt die Ereignisse des Jahrs 1847 voraussagt, indem er die Unhaltbarkeit des bloß exklusiven Prinzips darthut. Vieles anderes sehr Wichtige aus dem Gebiet der eigentlichen Religionsphilosophie übergehen wir, z. B. den in einer sehr gelungenen Uebersetzung von Therese Ebel hier wieder mitgetheilten Aufsatz über die Eucharistien und mehrere andere Aufsätze über denselben Gegenstand. Nur eine zu der eben damals von Baader aufgestellten Läugnung des Primats in auffallendem Widerspruch stehende Note zu einem Aufsatz dieser Art aus dem Jahr 1839 können wir uns nicht enthalten, hier noch mitzutheilen, weil sie zeigt, daß ihm das richtige Prinzip in dieser Beziehung niemals abhanden gekommen. „Es kann (schreibt er S. 299) so wenig im socialen Organismus als im physischen das korporative Element oder Prinzip ohne das monarchische (das nicht concentrirte Gliederleben ohne das persönlich concentrirte Haupthelen), als dieses ohne jenes bestehen und frei sich entwickeln, wie wir denn in physischen Organismen sehen, daß die Entwicklung und Erstarkung beider gleichen Schritt hält. Ueberschreitet darum entweder das korporative Element seine Sphäre, indem es sich neben und somit gegen die Monarchie selber als solche (in einem sichtbaren Oberhaupt oder Regenten) behaupten will, oder überschreitet das monarchische Element seine Sphäre, indem es in das innere Walten der Korporation eingreift: so entsteht der Revolutionismus als Opposition und Hemmung der freien Evolution beider ꝛc." Bestimmter, meinen wir, als mit diesen Worten, kann das in jener Societät geltende monarchisch-korporative oder konstitutive Prinzip doch nicht ausgesprochen werden!

Dieß aber möge auch zur Empfehlung des Buchs genügen, an der uns wegen seines innern Werthes sowohl als wegen seiner Beziehung zur Gesammtausgabe allerdings viel gelegen ist.

Dr. L.

Reklamation.

Der würdige Veteran der Naturgeschichte und Naturphilosophie, unser vieljähriger Freund, Professor Oken in Zürich, fordert uns auf, seine in der Isis erschienene Rechtfertigung auch in unserm Blatt aufzunehmen, da seine Ehre zu tief gekränkt sey, als daß nicht alle Organe der sittlichen und literarischen Gerechtigkeit sich seiner Sache annehmen müßten. Wir können die Erklärung der Isis hier nicht in ihrem ganzen Umfange aufnehmen, geben aber die Thatsachen.

„Schon im Jahr 1836 spielte jemand bei Empfehlung des neuen Abdrucks eines Buchs von Goethe in der allgemeinen Zeitung darauf an, daß ich Goethen die Idee der Schädelwirbel gestohlen hätte. Ich erklärte ihn ebendaselbst (20. Juni) kurz für einen Lügner, Verläumder und Ehrabschneider, worauf er schwieg. — Durch diese Beschuldigung veranlaßt, hat Professor Kieser bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Jena 1836 folgendes vorgetragen und zwar in der vierten allgemeinen Sitzung, in der Gegenwart des Großherzogs und des

Digitized by Google

Erbgroßherzogs, sowie der weimarischen und altenburgischen Minister. — Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Jena im September 1836. Weimar bei Voigt. 1837. 4. S. 95. „Der geheime Hofrath Dr. Kieser machte hierauf unter Vorzeigung eines Schildkröten-Schädels folgende Mittheilung. Ich bin es der Ehre des Stifters der Versammlung schuldig, über eine Nachricht in mehreren Zeitungen, daß seine Entdeckung über die Bedeutung der Schädelknochen nicht ihm zustehe, sondern entlehnt sey, folgende Erklärung zu Protokoll zu geben. Herr Hofrath Oken hat seine Entdeckung im Jahr 1806 (Frühjahr 1807) in meiner Wohnung unter wechselnder Besprechung in der Wissenschaft gewiesen. Stunden der Nacht mir demonstrirt, als derselbe bei Gelegenheit seiner Reise nach der Insel Wangeroog mich, den damaligen Stadtphysikus zu Nordheim bei Göttingen, längere Zeit besuchte. — Der von ihm hierzu eigens zersprengte Schädel einer Schildkröte aus meiner Sammlung hat sich glücklicher Weise jetzt, nach 30 Jahren, noch vorgefunden. Die einzelnen Wirbelknochen des Schädels sind von seiner Hand, die leicht kenntlich ist, bezeichnet; und ich freue mich, diesen das Eigenthum seiner Entdeckung beweisenden Schädel hier vorzeigen zu können. — Darauf im (Spät-) Jahre 1807, als Oken nach Jena berufen wurde, erschien sein Antrittsprogramm: „Ueber die Bedeutung der Schädelknochen.“ — Dieß ist Faktum, für dessen Treue ich bürge. Hierzu bemerkte der Geheime Medicinalrath Lichtenstein: daß auch ihm der Herr Hofrath Oken die in Rede stehende Entdeckung im Jahre 1806 * ausführlich mitgetheilt habe.“

Ich habe die Entdeckung im Jahr 1806 gemacht (Isis 1818, 511) und im Jahr 1807 die Abhandlung darüber als Privatdocent in Göttingen geschrieben, also zu einer Zeit, wo Goethe ohne Zweifel nichts von meiner Existenz wußte. Diese Abhandlung schickte ich nach Jena und ließ dieselbe bei Göpferdt drucken als Antritts-Programm der Professur daselbst, wo Goethe geheimer Rath und Kurator der Universität war. Dieses allein wäre hinlänglich, um die freche Lüge zu widerlegen. — Ich schickte natürlich Goethen wie den andern Regierungsgliedern ein Exemplar zu. Diese Entdeckung hat ihm so gefallen, daß er mich einlud, in den Osterferien 1808 auf 8 Tage zu ihm nach Weimar zu kommen, was ich auch gethan. Diese Lehre, anfangs verlacht und verspottet, wurde nachher mit so viel Eifer ergriffen, daß mehrere es versuchten, dieselbe auf allerlei Schleichwegen als die ihrige einzuschwärzen. So lange diese Lehre verhöhnt wurde, schwieg Goethe; als sie aber in Meckels Archiv überging, in Spix's Cephalogenesis 1815, in Ulrichs Schildkrötenschädel 1806 u. s. w., und alle Ruhm zu verschenken anfing, so entstand allmählig unter den Weimaranern, welche gern alles ihrem Goethe zuschrieben, was Neues in Jena zum Vorschein kam, ein Gemurmel, daß diese Idee auch von Goethen herrühre. Um diese Zeit kam Bojanus, Professor zu Wilna (der viel in die Isis arbeitete, dem ich freundschaftlich verbunden war, den ich in seiner tödtlichen Krankheit auf 8 Tage bei Darmstadt 1826 besuchte) nach Weimar, wo er bei Verwandten wohnte. Daselbst hörte er nun von dem Gemurmel über Goethes Entdeckung, schenkte ihr halb Glauben und schickte mir darüber dieses Gerede zu, das ich ohne Bedenken in der Isis abdrucken ließ 1818, S. 509. Darauf zeigte ich nun an, daß ich meine Entdeckung gemacht habe im Spätjahr 1806 am Schädel eines Hirsches auf einer Harzreise. Ebenda S. 511. — Nun Bojanus die Sache zur Sprache gebracht hatte, bekam Goethes Eitelkeit Muth und er kam hinterher, dreizehn Jahr nach meiner Entdeckung, und sagte (Morphologie I. 2. 1820, S. 250): „er sey seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt und habe Betrachtungen darüber immer fortgesetzt“ — im Jahr 1791 nach seinen nachgelassenen Werken. Band X. 1833. S. 94. — Obschon ich ihm aus seinen anderen, ganz verwirrten und ideenlosen osteologischen Aufsätzen (datirt 1795, Morphologie ebd. S. 145) leicht hätte beweisen können, daß er keine Ahnung davon hatte; so wird man doch wohl begreifen, daß dieser Schritt sehr am unrechten Ort gewesen wäre, besonders da Goethe sich hütete, meiner zu erwähnen. — Ich dachte, die Naturforscher und Anatomen wären mit der Lage der Sache bekannt, und ich könnte ihr Urtheil ruhig abwarten. Die Bellestriften aber, welche überall das große Wort führen und von meinen Schriften nichts wußten, nahmen die Andeutungen Goethes begreiflicher Weise an, und verkündigten den Ruhm ihres Mannes in aller Welt. Die Naturforscher aber, welche mit dem Gang dieser Lehre bekannt waren, wie Meckel, Spix, Ulrich, Cæus, Cuvier, Geoffroy St. Hilaire, Burmeister, Steaus-Durckheim, Owen, Kieser und Lichtenstein haben Gerechtigkeit geübt und Goethen zurückgewiesen. Damit war ich zufrieden.“

Nun beingt aber Prof. Michelet in Berlin im 6ten Bande der der Werke Hegels S. 567 das alte Mährchen abermals aufs Tapet mit der leichtsinnigsten Anmaßung, ohne alle Rücksicht auf die bereits durch die Naturforscherversammlung gegebene Entscheidung der Sache und mit der unwürdigsten Abschätzung Okens, als habe dieser nur einen großen Gedanken Goethes gestohlen und ausgebeutet. Oken schließt: „Ich erkläre daher die Angabe in diesem Buch als Witze und Ehrabschneidung, und wenn der Herausgeber in etwa einer zweiten Auflage diese Erklärung nicht wörtlich aufnimmt; so werde ich ihn als gewissenlosen Ehrabschneider gerichtlich verfolgen, und das um so mehr, als Hegel in den von ihm selbst dem Druck übergebenen Schriften nichts dergleichen gesagt und der Herausgeber diesen Band aus Hegels abgelegten Manuscripten, ja sogar aus Collegien-Heften von Studenten, jedenfalls leichtsinnige Weise zusammengestoppelt hat.“

Naturlehre.

Naturlehre im Lichte unserer Zeit; mit den neuesten Erfindungen und Entdeckungen, für die Jugend beiderlei Geschlechts von Hofrath Professor Dr. v. Peppe. Stuttgart, Hoffmann, 1847. Zweite Auflage mit 96 Abbildungen.

In geräumigem Raum hat man hier alles beisammen, was der Jugend in Bezug auf die Erklärung der Naturerscheinungen und der in der Industrie wirksamen Naturkräfte, der Maschinen ꝛc. zu wissen Noth thun. Es ist eine populäre Physik, Meteorologie, Optik, Akustik, Mechanik, Hydraulik ꝛc. kurz zusammengefaßt und klar und gemeinfaßlich vorgetragen. Dabei ist wie auf die ältesten, so auf die neuesten Entdeckungen Rücksicht genommen. Nicht blos die Jugend, auch mancher ältere Leser wird das Buch mit Nutzen brauchen.

---

* Im Spätherbst zu Braunschweig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 20. Sonnabend den 18. März 1848.

Geschichte.

Deutschland und die Hugenotten. Geschichte des Einflusses der Deutschen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältnisse von der Zeit des schmalkaldischen Bundes bis zum Gesetze von Nantes, 1531 bis 1598. Von F. W. Barthold. Erster Band. Bremen, Schlodtmann, 1848.

Wieder ein geschichtliches Meisterwerk aus der Feder eines Mannes, der, wie es scheint, in Preußen immer noch nicht zu der Geltung gekommen ist, die seinem geistigen Range gebührt, denn es gibt nur wenige neben ihm, die mit gleicher Gelehrsamkeit so treuen und unverfälschten Wahrheitssinn verbinden.

Er behandelt hier freilich wieder einen sogenannten undankbaren Stoff, denn wer wird es ihm Dank wissen, daß er eine der traurigsten Perioden deutscher Geschichte beleuchtet, in der von Ehre wenig, von Selbstvergessenheit und Selbstverrath desto mehr zu melden ist. Ueberdieß zieht er den Schleier von allen den Beschönigungen hinweg, in welchen sich die Geschichtschreiber bisher gefallen haben, und läßt z. B. Moritz von Sachsen, Philipp von Hessen, Ulrich von Würtemberg, den Markgrafen Albrecht, Wilhelm von Fürstenberg, den Rheingrafen ꝛc. im wahren Lichte ihrer urkundlichen Verbindung mit Frankreich sehen, während die bisherigen Historiographen in einem für eine so späte Zeit übertrieben ängstlichen Interesse für die betreffenden fürstlichen Häuser allzuviel demüthelt und vertuscht, oder überhaupt gar nicht angesehen und untersucht haben.

Wenn im Beginn der Reformation die Unterstützung derselben bei einigen Fürsten ernste Gewissenssache war, so hatte sie dagegen bei andern nur ein politisches Motiv. Die großen kurfürstlichen Häuser sahen mit Besorgniß die Macht Habsburg anwachsen. Auf Karls V. Haupt vereinigten sich die Kronen von Deutschland, Spanien, der Lombardei und Neapel, Burgund, Ungarn und Böhmen. Das machte sie geneigt, die Reformation als Oppositionsmittel gegen das Oberhaupt des Reichs zu benutzen. Das machte sie auch geneigt, sich zu diesem Zweck mit Frankreich einzulassen. Kleinere Fürsten aber trachteten im allgemeinen Umsturz groß zu werden. Ulrich von Würtemberg war vertrieben, er konnte nur mit Hülfe der Reformation und des französischen Bündnisses hergestellt werden. Moritz von Sachsen strebte nach dem Kurhut seiner Vettern und konnte ihn nur durch Doppelverrath an den Protestanten und dem Kaiser, schließlich nur durch ein enges Bündniß mit Frankreich erringen. Albrecht von Brandenburg trachtete nach Gewerbung der zu sekularisirenden geistlichen Fürstenthümer, und ergab sich daher dem wüthendsten antikirchlichen Fanatismus und dem französischen Solddienst. Nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges warf sich von protestantischer Seite fast aller Frankreich in die Arme; nicht nur Schärtlin, der ursprüngliche Feldherr des Bundes, trat jetzt offen in Frankreichs Dienste, auch Moritz von Sachsen, der es in jenem Kriege mit dem Kaiser gehalten, verschönte sich jetzt mit den Protestanten und schloß mit Landgraf Wilhelm von Hessen und Markgraf Albrecht verkündet ein Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich ab. „Am 5. Oktober 1552 kam auf dem einsamen Hause zu Friedewald in Hessen, im Beisein des Bischofs von Bajonne, unter Blitz und Donner der Bund zu Stande, welcher Frankreich das Recht gab, mit heuchlerischer Lüge auf beiden Seiten, als Retter der deutschen Freiheit Dank für alle Zeiten zu fordern, und welcher des Reiches Bollwerk im Westen dem Verderber Deutschlands verkaufte. Mit der Urkunde des deutschen Selbstvereaths trat Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach die geheime Reise nach Frankreich an, und erschien unter falschem Namen am Hofe Heinrichs II., von Sebastian Schärtlin eingeführt. Auf dem Schlosse zu Chambord bei Blois bestätigte der König am 15. Januar 1552 den Bund mit Unterschrift und Eid, ein Akt, der durch den Schwur des Markgrafen (2. Februar) „von deutscher Nation wegen“ seine Vollgültigkeit empfangen sollte. Doch schienen neben diesen Hauptfäden der Verschwörung gegen Karl, welche der Kurfürst von Sachsen in der Hand behielt, gleichzeitig auch andere am Hofiager des Königs zusammengelaufen zu sein. So berichtet Vincent Carleir, der vertraute Geheimschreiber des Marschalls von Vieilleville, bemüht, allen Glanz der französischen Erfolge unter Heinrich II. seinem Helden zuzuwenden, im Oktober 1551 sei Pfalzgraf Georg von Simmern, der Bruder des spätern Kurfürsten Friedrichs III., an der Spitze einer ansehnlichen deutschen Gesandtschaft nach Straßburg gekommen, auf Geheiß des Königs vom Rheingrafen Johann Philipp zu St. Dizier empfangen und ehrenvoll auf der weinreichen Straße nach Fontainebleau geleitet worden. Dort habe Graf Wilhelm von Nassau, der Vater des nachmals so berühmten Oraniers, dem Herrn von Vieilleville die Absicht der deutschen Stände, den Schutz Frankreichs gegen den Tyrannen anzusuchen, entdeckt und auch für seinen Sohn verschreit, wenn man dessen Herz öffne, würde man „une fleur-de-lys“ darin finden. — Vieilleville sei es auch gewesen, der auf die Besitzung von Metz, Toul und Verdun gedrungen (was der Graf von Nassau geleugnet unter den Fuß gegeben), und der seinen eitlen, landergierigen Gebieter mit stürmischer Kriegeslust erfüllte. Die deutschen Gesandten, der Gewährung versichert, setzen darauf um den

Digitized by Google

20. Oktober des königlichen Gastmahls so wie eines prachtvollen Balles gewürdigt worden, und reich beschenkt, unter andern mit vier Stück weißen Seidenzeugs, um französische Feldbinden daraus zu schneiden, in ihr Land heimgekehret." Deßhalb wurde auch im Vertrage zu Chambord ausgemacht, „daß der gedachte Herr König, so bald er irgend könne, der Städte, welche von Alters her dem Reiche zuständen, und die nicht der deutschen Zunge gehörten, nämlich Kammerich, Tull in Lothringen, Metz und Verdun und anderer ähnlicher sich bemächtigte, und sie als Vikar des heiligen Reiches behalte."

Da man ihm die lothringischen Bisthümer gleichsam auf dem Präsentirteller entgegentrug, wie hätte Heinrich II. sie nicht annehmen sollen. Er brauchte nicht einmal seine Franzosen anzustrengen. Schärflin brachte ihm 16,000 deutsche Landsknechte zu, um damit eine deutsche Provinz für Frankreich zu erobern! Die lothringischen Bisthümer fielen saß ohne Widerstand. Metz, die deutsche Grenzfeste, wurde französisch und Heinrich ließ eine Inschrift setzen Henricus Gallorum rex sacri Romani imperii Protector. — Als so die protestantischen Fürsten Deutschlands Grenzen dem Erbfeind öffneten, wahrten nur die Städte dem Reich ihre alte Treue. Namentlich Speyer, wo Heinrich II. schon seinen Sitz aufschlagen wollte, und Straßburg. Der französische Einfall begann und endete mit der Besetzung der lothringischen Bisthümer; von den Niederlanden her angezirkelt, mußte sich Heinrich II. zurückziehen.

Auf eine greifbolle Weise zeigt Herr Barthold nun aber, welche überraschende Wendung die Dinge in Frankreich nahmen und wie den falschen König die Nemesis ereilte. Während die gewissenlosen Protestanten Deutschlands sich nämlich nicht schämten, den fremden katholischen König gegen ihr eigenes Vaterland zu Hülfe zu rufen, nahmen es die viel gewissenhafteren französischen Katholiken ihrem König gewaltig übel, daß er Ketzern Beistand leiste. Er fühlte die Schwere des Vorwurfs und ließ die furchtbarsten Grausamkeiten an allen französischen Protestanten üben, wo sie immer auftauchten. Dadurch hoffte er, der katholischen Partei zu genügen, ohne den Vortheil aus der Hand zu lassen, den ihm sein Bündniß mit auswärtigen Protestanten gewährte. Allein sobald er sich einmal überhaupt mit Protestanten einließ, verlangten auch die einheimischen, von ihm geduldet zu werden. So oft er deutsche Söldner brauchte, mußte er in seiner Verfolgung nachlassen, um die deutschen Protestanten zu beschwichtigen; unmöglich aber konnte er verhüten, daß mit den deutschen und schweizerischen Söldnern auch immer mehr protestantischer Geist in Frankreich eindrang. Wenn er nun gehofft hatte, durch seine Strenge die Einigkeit des katholischen Glaubens und mithin auch diese Staatskräfte in Frankreich zu erhalten und mit allem Nachdenk dieser Einheit auf das gutheißt Deutschland wirken zu können, so erfolgte bald gerade das Gegentheil. Unvermerkt nämlich gewann die protestantische Partei der Hugenotten in Frankreich immer mehr Ausbreitung und spaltete Frankreich in zwei einander auf Leben und Tod bekämpfende Parteien, während in Deutschland Friede wurde und die Einigkeit sich ziemlich wiederherstellte. Unter diesen Umständen hätte es nur einer geringen Energie von Seite der Deutschen bedurft, um die lothringischen Bisthümer wieder zu nehmen, aber die Entschiedenheit dazu fehlte selbst in den günstigsten Momenten. Frankreich hatte das fabelhafte Glück, im Innern zerrüttet und getheilt zu sein, ohne daß Deutschland irgend einen Vortheil daven zog.

Der Grund dieses unbegreiflichen Benehmens liegt in der dummen Gutmüthigkeit der Protestanten. „Eine so unrigenützige, warme Liebe zu den Glaubensbrüdern leitet die Mehrzahl der protestantischen Fürsten und des Volks, daß nie einmüthig daran gedacht wird, für die Errettung Frankreichs aus den furchtbarsten Bürgerkriegen die geraubten Grenzländer zurückzufordern, und daß die jedesmaligen Vermittler und Herstellen gedrücklichen Friedens und billiger Duldungsgesetze sich mit einem Sold begnügen, der um die Aufopferung unsäglichen Blutes sowie durch baare Anleihen überreichlich verdient ist. Ohne von der Sicherstellung ihrer kirchlichen Partei in Frankreich andere Vortheile zu erwarten, als Bürgschaft überhaupt für den Bestand des Protestantismus der katholischen Welt gegenüber, verlassen die Helfer nach sieben Friedensschlüssen, den Früchten ihrer Tapferkeit kunft, hoffnungsvoll den Schauplatz ritterlicher Thaten, und sehen mit Genugthuung am Ende des Jahrhunderts durch einen duldsamen König, dessen Krontrecht sie vertheidigt haben, und der in ihrer Mitte und durch ihre Mittel zur Erfüllung seines Versöhnungsberufes gedrängt ist, einen Zustand der Kirche und des Staates gesetzlich befestigt, der ihnen selbst leider mit dem Umsturz bedroht ist. Der Vertrag zu Nantes, ihr Werk noch persönlicher dadurch, daß der edle Sache, Kaspar von Schomberg, den weseulichsten Antheil an ihm hat, wird erst wiederum dreihundertjährigt, als in Deutschlands Eingeweiden, nicht ohne die Künste Frankreichs, ein Bruderverderbertrieg wüthet; wird vernichtet, als der vierzehnte Ludwig dem deutschen Reiche und in demselben dem Protestantismus, die Kraft geraubt hat, den Religionsverwandten zu helfen, und der Heimath der reinsten Lehre nur die schöne Pflicht blieb, den Verfolgten eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Aber nur bis zum Gesetz von Nantes reicht unsere Aufgabe, das thatkräftige Mitgefühl unseres Volkes in Geschichten zu erweisen, über welche die französischen Historiker bis auf diesen Tag mit Unbankbarkeit und Geringschätzung hinweggleiten, und welche die deutschen Geschichtschreiber, so trag und gedrängt, wie es nun ein hohes nationales Vertrieb sich handelt, gleichgültig bisher behandelt haben. Ja, die neuesten französischen Darsteller jener ereignißmanchen Zeiten erblicken sich nicht, die deutschen Helfer als gierige Söldlinge zu verlästern, denen über Gebühr ihr Lohn geworden sey. So werden wir denn gegen Lacretelle und Capefigue erkundlich bewiesen, daß Millionen des blutig erwerbenen Soldes unbezahlt geblieben sind, daß in allen Archiven protestantischer Fürsten und älterer reichsgräflicher Häuser beflegelte Verschickungen uneingelöst und vergessen modern, und daß tüchtig gesinnte Privatleute in Folge großmüthiger Darangebung in Elend und Armuth geriethen."

Uebrigens gebührt dieses Lob des Edelmuthe nicht allen Protestanten. Wenn man erwägt, daß der Rheingraf Johann Philipp, obgleich selbst ein Protestant, ein großes protestantisches Heer für den Sold der Königin und der katholischen Partei ward und daß die Söldner auch weiter keinen Arg daran hatten, gegen ihre Glaubensgenossen zu fechten, so darf man die französischen Schriftsteller nicht zu sehr tadeln, sofern sie mit Verachtung auf die Rohheit und Gesinnungslosigkeit jener Söldner herabsehen.

Zu den großen Vorzügen dieses Buchs gehört die genaue Verfolgung einzelner Charaktere jener Zeit, z. B. des Markgrafen Albrecht, des Rheingrafen, des verschmitzten Spalth ꝛc. Rührend ist die aufführlich hier erzählte Geschichte des Landsknechtobersten Vogelsberger, des schönsten Mannes seiner Zeit „so ansehnlich nur ein Maler ihn malen konnte." Vom niedern Stand zum Kriegshauptmann emporgestiegen und ein Abgott der Landsknechte, wurde er vom König von Frankreich (Franz I.) dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg vorgezogen, was diesen mit unversöhnlicher Rache erfüllte, bis er die Freude erlebte,

Digitized by Google

den bürgerlichen Nebenbuhler auf dem Schaffot zu sehen. Münch hat diese Begebenheit in seiner überhaupt gewissenlosen Geschichte des Hauses Fürstenberg durchaus irrthümlich und parteiisch behandelt.

Wie in allen seinen Geschichtswerken nimmt Herr Barthold auch hier auf das Kriegswesen Rücksicht und hebt insbesondere hervor, welche große Rolle die deutschen Reiter (Reisterei oder Pistoliers) neben dem Fußvolk der deutschen Landsknechte in jenen Hugenottenkriegen gespielt haben. „Seitdem in Maximiliane I. und Frankreichs italienischen Kriegen die Anwendung des Feuergewehrs allgemeiner geworden, sowie seit den Angriffen der Osmanen auf Ungarn war die schwere Rüstung der Reisigen mit der ritterlichen Lanze allmählig auch bei den Deutschen in Geringschätzung gerathen, und hatte sich zunächst in Niedersachsen unter den ersten Zusammenstößen der schmalkaldischen Bundesglieder mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig ein neue Art von Reiterei bewährt, die statt der Lanze als Angreiffs- und Vertheidigungswaffe, ein Paar von Spannenlänge Faustbüchsen führete, eine Erfindung, welche, des italienischen Namens ungeachtet, den Deutschen gehört. * Der Gebrauch eines so mörderischen Gewehre hatte die Fechtart, so wie die übrige Ausrüstung der Reiterei völlig umgewandelt. Statt der schweeren eisenbedeckten Streithengste bediente man sich geringerer, leichter Pferde; an die Stelle der verschließbaren Helme, der starken Panzer und Schienen an Arm und Beinen traten offener Eisenhüte, brauemer Brustharnische (Corseletz) und bewegliche Lobergeller. Die Aufstellung in einer langen Reihe, nöthig um „jedem Spieser" Raum zum Ansennen zu gewähren, hörte auf; statt dessen rückten die Pistoliere in gedrängten vollen Gliedern an den Feind. Die vorderste Reihe schoß ihre Faustbüchse nahe vor dem Feinde ab, wandte schnell das Pferd und zog sich, um von neuem zu laden, hinter den Haufen zurück, während die nächsten Glieder ihnen immer folgten und ein unaufhörliches Feuer unterhielten. So geschickte Handhabung ihrer Waffe erschütterte die muthigsten Hommesd'aemes, welche gegen die rasch auseinander prallenden, „caracolirenden" Gegner nicht sicher anrennen konnten, und vereitelt auf ihren schwerfälligen Thieren, dem geschwinden Reiter Blößen boten."

Der erste Band schließt mit dem Jahr 1563. Möge der zweite bald nachfolgen.

Topographie.

Benedig von Seite seiner klimatischen Verhältnisse mit besonderer Berücksichtigung seines Einflusses auf Skropheln und Lungenkrankheiten von Dr. G. Tauffig, prakt. Arzt in Florenz. Benedig, H. F. Münster, 1847.

Eine sehr ansprechende Monographie des Lagunenklimas und seines Einflusses auf die Gesundheit. Wir besitzen über die Natur der Lagunen schon eine meisterhafte Arbeit in dem Werke des Herrn von Martens. Hier ist hauptsächlich nur der ärztliche Gesichtspunkt festgehalten, doch muß Herr Tauffig in der orientirenden Einleitung auch natürlicherweise die Eigenthümlichkeit der Lagunen und des venetianischen Kanalsystems erörtern.

Die Lebensfrage für Benedig war seit Jahrhunderten die allmählige Verschlammung der Lagunen. Alle Erde, welche die Flüsse mit sich führen, setzt sich in den Lagunen an, und so liegen mehrere Städte, die sonst unmittelbar am Meere lagen, jetzt schon mehrere Miglien davon. Allein schon die Republik Benedig sorgte dafür, daß wenigstens die wichtigsten Einfahrten für die Schiffe von Schlamm rein und tief genug blieben, und die österreichische Regierung hat die in der letzten Zeit der Republik eingerichteten Maßregeln mit Energie wieder aufgenommen. „Die Diga (Damm) ist ein mehrere Miglien langes Gemäuer, welches die Regierung mit großem Kostenaufwande bei der Hafeneinfahrt von Malamocce in den diesen Jahren vollenden läßt, um nicht nur den Hafen vor den Ostwinden zu schützen, sondern um vorzüglich die freie Ausbeutung der Gewässer der Lagunen bei der Ebbe zu verhindern und sie zu einer stärkern Strömung aufzuforbern, mit welcher sie bei ihrem Rückfluße ins Meer nach und nach sich einen Weg durch die angehäufte Sandbank bahnen und den Hafen für jedes Fahrzeug zugänglich machen sollen. Wäre indeß durch diese eine Diga der Zweck nicht erreicht, so soll eine kleinere mit der ersten parallel aufgeführt werden, welche die Gewässer desto sicherer zu einer kräftigeren Strömung nöthigen müßte." Zu dem geeigneten Unternehmungen der österreichischen Regierung gehört auch der Bau der großen Brücke, durch die jetzt Benedig mit dem Festland verbunden ist. „Sie läuft von S. Lucia an der östlichen Seite Venedigs bis zum Festlande bei der Insel Marghera und ist ein integrirender Theil der bis Vicenza bereits beschoenen und bis Mailand fortzusetzenden Eisenbahn. Sie ist 3601 Metres lang, 9 Metres breit mit 6 Abtheilungen, welche durch 6 auf ihnen angebeachte Plätze verbunden werden. Sie ruht auf 222 Pfählen und wird seit Anfang Januar 1846 mit voller Thätigkeit benützt, ohne daß der geringste Unfall irgend einer Art trotz der heterogenen Elemente vorgekommen wäre. Zu ihrem Grunde wurden 75,000 Pfeiler verwendet." Auch im Innern der Stadt ist mit ärztlichen Brunnen der Anfang gemacht worden, um die alten Cisternen durch etwas Besseres zu ersetzen.

Ueber das Meer insbesondeee, seinen Salzgehalt, Jodgehalt ze. macht der Verfasser sehr interessante Bemerkungen. Unter andern wirft er eine Frage über die Entstehung des Jod auf. „Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Wässer der Lagunen einen etwas geringern Salzgehalt als die des mittelländischen Meeres besitzen, daß sie aber, wie wir oben gesehen haben, viele andere Seen Europas an diesem Gehalte übertreffen. Ihren Jod- und Bromgehalt haben wir eben angedeutet. Wahrscheinlich aber enthalten die Lagunen mehr an diesen Metalloiden. Ueberhaupt dürfte die geößere oder geringere Menge der immerwährenden Algen auf den Jodgehalt des Seewassers Einfluß haben. Denn da viele dieser Seepflanzen, wie bekannt, das Jod in bedeutender Quantität besitzen, ist es wahrscheinlich, daß sie dem Wasser wenigstens bei ihrer Verwesung solches mittheilen; und eben der besondere Reichthum der Lagunen Venedigs an Algen berechtiget einigermaßen, mehr Jod in denselben anzunehmen, wenn auch die oben angeführten Untersuchungen nur einen sehr kleinen Gehalt nachweisen. Oder sollte man von dem Jodgehalte der Algen auf das Bestehen derselben in dem Meerwasser urtheilen, nicht also daß, wie oben gesagt, die Algen es dem Meere mittheilen, sondern daß vielmehr jene Pflanzen es von dem Meere, in

* So schreibt die Pistolen den Deutschen zu der erfahrene Martin du Bellai l. VI. 35. p. J. 1544. Vergleiche auch bei Capefigue François I. IV. 269 ein Verbot der petits pistolets d'Allemagne vom Jahr 1546. Sicher ist, daß die Deutschen diese gefährliche Waffe zuerst mit Geschicklichkeit im Großen anwandten. Nach Carloix, (Mem. de Vieilleville III. 141) zeichneten sich die Tänen (Holsteiner) als Pistoliers aus.

Digitized by Google

dem sie sich ernähren und in dem sie wachsen, entnommen haben? Und finden wir etwa eben deßhalb das Jod im Meere nicht, oder nur so spärlich, weil es die Algen aufnehmen? Diese letztere Annahme möchte den heutigen physiologischen Ansichten mehr entsprechen." — Das Meer kommt übrigens unserem Verfasser hauptsächlich in Bezug auf seinen Einfluß auf die Temperatur und in Bezug auf Bäder in Betrachtung. Er vermißt an den venetianischen Seebädern zweierlei, einmal daß für das weibliche Geschlecht der niedern Klassen gar keine solche nothwendige Reinigungsanstalten bestehen, und zweitens, daß der Wellenschlag, der in der Nordsee von so vorzüglicher Wirkung ist, hier noch gar nicht benutzt wird. Er macht aber deßfalls Vorschläge. „Eine gut angelegte Badeanstalt an dem Meeresgestade auf dem Lido würde den Wellenschlag nicht entbehren und wäre in mannigfacher Beziehung ein höchst wünschenswerthes und sich lohnendes Unternehmen." Endlich bemerkt der Verfasser auch noch in Bezug auf die mit so viel Erfolg angewandten Schlammbäder oder das Schlammauflegen, daß dieser Schlamm bisher noch nicht einmal chemisch untersucht sey.

Nach dem Meere wird die Luft, die eigenthümliche Gerüst Venedigs besprochen, die schon durch ihre malerische Eigenthümlichkeit dem Fremden auffällt. Herr Taussig knüpft hier einige scharfsinnige Betrachtungen an. „Die Beobachtung einiger besonderer Erscheinungen, daß z. B. das Silber sich hier bald mit einer bräunlichen Farbe überzieht, daß das Fleisch geschlachteter Thiere sich länger frisch erhält, als auf dem festen Lande; und andere ähnliche Bemerkungen bestätigen die Eigenthümlichkeit der Atmosphäre Venedigs. Auch ist es in dieser Beziehung bemerkenswerth, daß der untere Theil der meisten Paläste schwärzer als der obere ist, welche Thatsache bisher meines Wissens auf keine genügende Weise erörtert wurde. Sollte es eine eigenthümliche Vegetation aus dem Seewasser in der Form eines Schimmels seyn, die nur bis zu einer gewissen Höhe der Gebäude reicht? Oder wäre es den salzsauren Theilen zuzuschreiben, die schweer als die atmosphärische Luft nur auf die untersten Schichten derselben wirken? In diesem letztern Falle müßten Leidende, die in Venedig wegen des Einflusses der Seeluft leben, die untern Stockwerke bewohnen." — Es folgen dann ausführliche meteorologische Tabellen. Hierauf ist von der Fauna, namentlich von den ebaren Thieren die Rede.

Dann von den Krankheiten, hauptsächlich Wechselfieber, Skrophuln, Lungenübel. Dieses ärztliche Detail müssen wir hier übergehen und den betreffenden Kranken, welche Rath suchen, die Lektüre des Buchs selbst zumuthen. Es werden darin manche beherzigenswerthe Winke, wie über die Behandlung, so namentlich auch über die Natur der Krankheiten, zumal der Skrophuln ertheilt. Uebrigens ist Venedig, wenn auch hier verhältnißmäßig mehr Menschen sterben, als z. B. in Paris, doch andererseits auch durch die lange Lebensdauer der Gesunden ausgezeichnet. Im Schlußkapitel gibt der Verfasser noch den Venetianern so wie den dort sich aufhaltenden Fremden gute Rathschläge in Bezug auf manche kleine Mißbräuche und Vorurtheile, die dort noch herrschen, z. B. das Schlafen in engen Alkoven, das lange Nachtwachen, übermäßiges Kaffertrinken, Unvorsichtigkeit im Essen der Austern während des Sommers, falsche Behandlung der Kinder und Schwangern, Austommen der offenen Gondeln statt der ältern, welche bedeckt waren und zur rauhen Jahreszeit auf den windigen Kanälen besser vor Übermaßnehmen schützten ꝛc. Abgesehen von diesen Dingen rühmt der Verfasser die großen Fortschritte, welche Venedig unter der österreichischen Regierung gemacht habe, nachdem sein tiefer Verfall sich von früherer Zeit her datirte. „Sichtlich hat Venedig in den letzten Jahren so wie in mannigfach anderer Beziehung, auch die Salubrität und die Verschönerung seiner öffentlichen Plätze und Straßen betreffend beinahe unglaubliche Verbesserungen erlebt, die zugleich die gültigsten Bürgen für die Abschaffung der noch übrigen Mängel syn können. In der That sind so viele Kanäle, welche verschlammt durch den gehinderten freien Abfluß der Wässer üble Ausdünstungen verbreitet halten, nun zugeschüttet und in gut gepflasterte Straßen verwandelt, viele zerfallene Uferstraßen (fondamente) neu hergerichtet und vergrößert; die frühern schwerfälligen und unbequemen Brücken durch neue leichte und zierliche ersetzt, daß sie mehr zur Verschönerung als zur Nothwendigkeit da zu seyn scheinen; so viele öffentliche Gebäude neu entstanden * oder andere verwahrlose der alten Herrlichkeit wieder gegeben. ** Endlich hat die auf den größten Theil der Stadt bereits ausgedehnte Gasbeleuchtung dieser einen ganz eigenthümlichen Glanz verliehen.

Biographien.

Biographien und Erzählungen. Von G. H. von Schubert. Zwei Theile. Erlangen, Heyder, 1847.

Der unermüdliche Erzähler hat in diesen Bänden mehrere berühmter Männer Lebensbeschreibungen, sofern sie zu lang oder altersthümlich, oder gelehrt behandelt waren, zum Zweck populärer Belehrung und Unterhaltung umgearbeitet, und zwar das Leben des Weltumseglers und Kartoffelbringers Franz Drake, des orientalischen Reisenden und Diamantensuchers Tavernier, unsres unsterblichen Keppler, den der Verfasser mit Recht „den größten Reisenden" nennt, weil er uns im unermeßlichen Sternenhimmel orientirt; ferner des Prinzen Eugenius und des Columbus. Dazu noch einige kleine Skizzen von minder bedeutenden Personen. — Enthalten nun diese Biographien auch nur schon Bekanntes, so sind sie doch, ihrer Fassung wegen, als Lesebücher für das größere Publikum sehr zu empfehlen.

---

* Hieher gehören z. B. die großartigen und im schönen Style gebauten Salzmagazine; das Archiv, ein ungeheures Gebäude, das nach Valbis Zeugniß wegen der Ausdehnung des Lokales und wegen der werthvollen Papiere, die es bewahrt, als das vorzüglichste in Europa zu betrachten ist; die bedeutende Vergrößerung der Akademie der schönen Künste an ihrem Gebäude sowohl, als an den Werken der Kunst, die sie aufbewahrt; die Vergrößerung des Hofpitals; das Kameraiamt, die Appellation u. s. w. (die aus den verödeten Gebäuden um Rialto hervorgegangen sind). — So entstand aus ihrer Asche in wenigen Monaten die Fenice schöner als sie vor ihrem Brande war (im Jahre 1837). Der Bau des Palastes für den Patriarchen Venedigs, die Restauration des Palazzo Foscari und die Einrichtung vieler seiner Säle zu neuen Lehrsälen, so viele andere öffentliche Bauten, die ich nicht alle aufführen will und deren ich mich auch kaum entsinnen könnte, sind die Werke der letzten Jahre.

** Dahin gehören die Palazzi Pauluzzi (früher Erizzo), Zuccheli, Trevor, Papadopoli und viele andere in der neuesten Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21. Donnerstag den 23. März 1848.

Geschichte.

1) Alterthümer der angelsächsischen Kirche von Dr. Johs Lingard. Ins Deutsche übersetzt von Dr. F. H. in Rom. Herausgegeben von Domdechant Dr. Ritter. Breslau, Aderholz, 1847.

Lingard hat schon vor diesem Werke eine allgemeine Geschichte Englands geschrieben, welche sehr berühmt und auch in Deutschland verbreitet ist. Er zeichnet sich vor allen englischen Geschichtschreibern aus, indem er eine neue Bahn gebrochen hat und in der Beurtheilung der mittelalterlichen, sonderlich katholischen Zustände endlich von den groben Vorurtheilen abgegangen ist, welche sich seit der Reformation und die auf die neueste Zeit alle, selbst die redlichsten und geistreichsten Geschichtschreiber, haben zu Schulden kommen lassen. Das no popery Geschrei hatte alle taub gemacht, bis erst in neuerer Zeit die Wendung der Dinge, welche die politische Emancipation der Katholiken in England herbeiführte, auch wie dem Puseyismus in der Theologie, so den Lingardismus in der Geschichtschreibung möglich machte.

Lingard weist nach, daß sich in Bezug auf das Mittelalter in die bisher üblichen Geschichtswerke Englands viele Unwahrheiten und gehässige Entstellungen eingeschlichen haben, und daß die Gesammtbeurtheilung eine ungerechte gewesen, sofern man gern eine schlimme Ausnahme für die Regel selbst genommen und sogar die Verbrechen, welche Kirchenfeinde an der Kirche begangen, dieser letzteren zugerechnet habe. Er hat in der That sehr Recht, wenn er bemerkt, daß die nämlichen Geschichtschreiber, welche sich beim bekannten Investiturstreit ganz auf Seite der weltlichen Macht und der Kirche feindlich gegenüberstellen, gleichwohl aufs bitterste über die weltliche Rohheit, Jagd- und Kriegslist ꝛc. der Bischöfe klagen, da es ja gerade die gegen den Willen der Kirche von Laien eingesetzten Bischöfe waren, die sich so unchristlich aufführten, da diese Rohheit immer von der Kirche selbst am meisten bekagt wurde und am meisten zu dem Eifer beitrug, mit welchem die Kirche ihre Rechte im Investiturstreit verfolgte. — Eben so macht Lingard darauf aufmerksam, daß die so oft wiederkehrte Beschuldigung des Klosterunfugs doch eine bedeutende Einschränkung erleide. Wenn einmal irgendwo ein Exceß vorgefallen sey, so hätten die Geschichtschreiber den Fall auf alle Art ausgebeutet und zur Schau gestellt; auf die strenge Tugend aber, die von der unendlich überwiegenden Mehrheit der Geistlichen eingehalten worden sey, habe man keine Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt. — Nicht minder sucht Lingard das Mittelalter in Bezug auf die Gegenstände seiner Verehrung zu rechtfertigen. Die Geschichtschreiber haben gewetteifert in den Kreuzzügen, im Besuch des heiligen Grabes und der Orte, wo der Heiland gewandelt, in der Verehrung der Reliquien nur dummen Aberglauben sehen zu wollen. Aber mit Recht macht Lingard bemerklich, daß im Kultus des Genius unserer Tage ein neuer Aberglaube herrschend geworden ist, dem wohl jener ältere weit vorzuziehen seyn dürfte. Und wahrlich, wenn man hohe Summen bietet auf das Nachtgeschirr Kants, wie wirklich geschehen ist, oder auf irgend eine häusliche Utensilie einer berühmten Sängerin oder Tänzerin, wenn man Pilgerreisen macht zur Grotte von Vaucluse, zu Tassos Gefängniß ꝛc., wenn man Haare und Autographa in Gold faßt und Büsten von Voltaire, Goethe, Napoleon, Byron ꝛc. einen förmlichen Altardienst widmet, so hat man sich weder über die Ausstellung des h. Rocks in Trier, noch über irgend einen frommen Reliquiendienst im Mittelalter zu beschweren.

Uebrigens hat gerade die alte angelsächsische Kirche eine strenge historische Prüfung am wenigsten zu scheuen und die englischen Geschichtschreiber, die ihre Vorzüge mißachtet haben, verdienen deßhalb um so mehr eine Rüge. Während die byzantinische Kirche in den Cäsaropapismus versank und die römische nur mit größter Anstrengung sich demselben Schicksale unter den fränkischen Königen erwehrte, fand die letztere allein in England auf einem abgelegenen und für die fränkische und byzantinische Politik unzugänglichen Gebiete unter den neubekehrten Angelsachsen eine so treue Hingebung und einen so reinen und feurigen Eifer, daß es vorzugsweise angelsächsische Apostel und Bischöfe waren, durch welche die Bekehrung des noch heidnischen Europa gefördert und auf die antikirchlichen Elemente im Frankenreiche mit Erfolg reagirt wurde. Die Bedeutung der Angelsachsen im achten Jahrhundert ist in dieser Beziehung welthistorisch und die protestantischen Engländer hätten über dieses Verdienst ihrer katholischen Vorfahren nicht so leicht hinweggehen sollen, als sie es vor Lingard meistens gethan haben.

Außer der Verfassung der alten angelsächsischen Kirche ist es vorzugsweise deren innerer Geist, den Lingard näher erörtert, der schöne Eifer der Angelsachsen für Ausbreitung des Christenthums und die tiefen Einsichten einiger damals unter ihnen blühenden geistlichen Denker, bei welchem Anlaß der Verfasser nicht versäumt, sich gegen das Vorurtheil zu erklären, welches unsere Zeit allein für klug und die ganze Vorzeit für dornirt hält, während sie oft nur ihre eigene Dornirtheit dadurch verräth, daß sie die Vorzeit nicht mehr versteht.

In der eigentlichen Kirchengeschichte werden mehrere berühmt gewordene Prozesse zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt in einem ganz andern Sinne entschieden, als bisher. So z. B. der Handel zwischen Wilfried und König Egfrid, und

Digitized by Google

der zwischen dem h. Dunstan und König Edwin. Es ist hier nicht der Ort ins Näheer einzugehen. Von rührendem Interesse ist die Schilderung der von den heidnischen Dänen an der angelsächsischen Kirche begangenen Greuel. Es kommen darin von Seiten der Geistlichen Züge des ersten Heldenmuthes vor. Wir wollen zwei kleine Scenen schildern, die am besten dazu dienen, einen Begriff von jene Schreckensreiten thun zu lassen. Der alte ehrwürdige Abt von Crowland, Theodor, hörte, daß die Dänen im Anzuge seyen. „Der jüngere Theil der Brüderschaft erhielt die Weisung, sich mit den Urkunden, Reliquien und Juwelen des Klosters jenseits des Sees in einem entfernten Walde zu verbergen. Theodor selbst erwartete mit den bejahrten Mönchen die Ankunft der Barbaren. Der alte Mann wollte sein Kloster nicht verlassen, ohne erst einen Versuch zur Abwendung seines Untergangs gemacht zu haben; er schmeichelte sich mit der trügerischen Hoffnung, die Unschuld der Kinder und die grauen Haare seiner Brüder (von denen mehrere über hundert Jahre alt waren) würden selbst in der Brust der Dänen Gefühle von Mitleid erwecken. Während man die nöthigen Beereitungen traf, kündigten die Flammen den benachbarten Dörfer und das Geschrei der Baebarn ihre Annäherung an, und ermahnten die Flüchtlinge zur Abreise. Mit schwerem Herzen umarmten sie ihre bleibenden Gefährten, und schieden von ihnen für immer. Die jüngeren Mönche, ihrer dreißig an der Zahl, fuhreten nun über den See hin auf ihren Zufluchtsort zu. Theodor kehrte mit seinen Schicksalsgefährten in den Chor zurück, beendigte die Frühmette und feierte die Messe. Eben hatte er kommunicirt, als die Dänen anlangten. Die Einsamkeit und Stille des Klosters hätte zu dem Glauben verleiten können, seine Bewohner seyen geflohen, hätte nicht der entfernte Gesang der Mönche die Barbaren zur Kirche geführt. Die Thüren wurden ohne Mühe gesprengt, mit Oxkeul, der dänische Häuptling, stürzte in das Chor, ergriff den Abt bei den Haaren, und schlug ihm am Fuße des Altares das Haupt ab. Die dienstthuenden Geistlichen wurden von seinen Leuten niedergemacht, die Kinder aber und die greisen Mönche wurden für die Folter aufgespart. Man erwartete, Schmerz und Furcht würden ihnen das Geständniß auspressen, wo ihre Schätze und ihre Brüder verborgen seyen. Allein die Standhaftigkeit ihrer Seelen überwand die Schwäche ihrer Körper, die Unglaubt der Barbaren machte ihrem Leiden schnell ein Ende. Ein einziges Opfer wurde geschont, ein zehnjähriger Knabe von besonderer Schönheit; sein Name war Tuegar. Er hatte den Subprior Lethwin ins Refektorium begleitet, und stand neben ihm bis er unter den Dolchen der Mörder seinen Geist aufgab, fleheutlich bat er um gleiches Loos mit seinem Lehrer. Das Herz des jüngeren Sidroe, eines dänischen Jarls, wurde erweicht. Er zog dem Knaben die Kapuze vom Kopfe, warf einen Mantel um seine Schultern und befahl ihm, seinem Schritten zu folgen. Nachdem die Barbaren ihren Blutdurst gestillt hatten, überließen sie sich der Plünderung," und steckten das Kloster in Brand. Der Knabe rettete sich und fand die jungen Mönche jenseits des Sees wieder, die nun das Kloster erneuerten.

Die erste That beging aber Elphyg, der Erzbischof von Canterbury im Jahr 1011. Seine Stadt wurde von den Dänen umrängt. „Am zwanzigsten Tage der Belagerung steckte der Verräther Aelmer einen Theil der Stadt in Brand, und als die Besatzung die Mauern verließ, um ihre Weibre und Kinder zu retten, ergriffen die Dänen den günstigen Augenblick und erzwangen sich den Eingang durch das nächste Thor. Mit Thränen des Schmerzes und des Unwillens beschreiben die angelsächsischen Schriftsteller das Elend, das die Barbaren über die fromme Stadt brachten. Andere Grausamkeiten kann sich der Leser selbst vorstellen, nicht aber, daß es ein Gegenstand der Unterhaltung für die Barbaren war, wie es ihre eigenen Schriftsteller bezeugen, die Kinder ihrer Gefangenen auf den Spitzen ihrer Lanzen zu schwenken oder unter den Rädern ihrer Wagen zu zerquetschen. Der Erzbischof, bethümmert um seine Heerde und seine eigene Gefahr vergessend, riß sich aus den Händen seiner fehrenden Mönche los, stürzte sich mitten in das Blutbad und bethte zu den Barbaren, das Lehen seiner wehrlosen Landsleute zu schonen. Er wurde ergriffen, wie ein Gefangener gebunden und hingeschleppt, um die Zerstörung seiner Kathedrale zu sehen." Sie wurde verbrannt und alle Geistlichen ermordet. „Nur das Leben des Erzbischofs war von der Habsucht der Dänen geschont, und der Preis seines Lösegelds auf zweitausend Pfund Silber festgesetzt worden. Hätte er die Geistlichkeit der Umgegend aufgefordert ihre heiligen Gefäße auszuliefern, die Summe wäre vermuthlich zusammengebracht worden; allein er antwortete den Barbaren auf ihre beingenden Forderungen: das Leben eines hinfälligen alten Mannes sey von geringem Werthe. Diese seine Weigerung hatte eine sternere Behandlung zur Folge. Sieben Monate wurde er in Gefangenschaft gehalten oder dem Lager nachgeschleppt, und an der Vigilie der Ostern wurde ihm angekündigt, daß er, wenn er binnen acht Tagen das Geld nicht entegt, mit seinem Leben büßen müßen. Am folgenden Samstag wurde er vor das Heer geführt. „Bischof," riefen tausend Stimmen aus, „wo ist euer Lösegeld?" Der alte Mann, ermüdet von der Anstrengung, setzte sich schweigend nieder. Nach einer kurzen Pause erhob er sich und sprach: „Ich habe euch kein anderes Gold oder Silber anzubieten, als die Kenntniß des wahren Gottes. Euch denselben zu predigen ist meine Pflicht, und wenn ihr taub für meine Stimme seid, dann werdet ihr die Wirkungen seiner Gerechtigkeit empfinden." Er konnte nicht weiter sprechen. Von ihren Sitzen aufspringend schlugen ihn die dänischen Häuptlinge zu Boden: die Menge ahmte der Wuth ihrer Führer nach, und in wenig Minuten war der Körper des Erzbischofs unter einem Steinhaufen begraben."

2) Geschichte von England von Thomas Knightley. Deutsch bearbeitet von Prof. Demmler. Mit einem Vorwort von Dr. Lappenberg. Zwei Bände. Hamburg, Lariß, 1847.

Herr Lappenberg, wohl der beste Kenner in diesem Gebiete, empfiehlt das Werk den deutschen Lesern, und es bleibt uns nichts übrig, als ihm beizustimmen, wenn wie das Buch auch nur von der Geschmacksseite beurtheilen wollten, denn es liest sich sehr angnehm und weiß den Fehler der Trockenheit, der so oft Geschichtswerken anklebt, glücklich zu vermeiden.

Auch darin hat der Verenner vollkommen Recht, daß uns Deutschen das Studium englischer Geschichte und englischen Geistes nützlichere ist, als das des französischen und daß man schon in dieser Beziehung Werke, wie das vorliegende, unter uns verbreiten müsse. „Wenn die Betrachtung der von Deutschland zu früh gesonderten nordischen Reiche dem Deutschen die geemanische Verzeit, wie die Forschung über das durch Schönheit und Geist nur zu sehr anlockende, aber dem deutschen Gemüthe stets fremde Italien die Zustände des alten Reiches, unsere Rechtsverworrenheit, unsere Schwäche im Innern und Aeußern erläutern, wenn in den letzten Jahrhunderten Frankreichs zu Versailles die Gruft der Macht der deutschen Fürsten erkannt wird, während ihr Volk eben auch meistens nur das Verkehrte in Sitten, Philosophemen und Verfassungen seiner Nachbarn zu leichtgläubig annahm: so wird auch nicht verkannt

werden, daß seit längerer Zeit aus keinem Lande ein, wenn gleich unmerkbarer, doch nachhaltigerer Einfluß auf Deutschland hinüber gedrungen ist, als aus England. Die neue Entwicklung der Industrie, die richtigeren Grundsätze der Verwaltung, die bisherige Errungenschaft und der verbesserte fernere Gewinn gesetzlicher, konstitutioneller Freiheit, in welche Heimath führen sie uns zurück, wenn auch Frankreich als der Mittelsmann bisweilen erscheint, als nach England? In diesem wunderbaren Eilande, welches germanische und romanische Elemente dauernd verschmolz und den noch älteren der Urbevölkerung zugesellte, welches aus seinen Kriegen nur Ruhm und Vortheil zog, heimisches Recht, mehr als irgend ein anderes Land zu bewahren, das Uebergreifen der Hierarchie ferner zu halten wußte, als irgend ein anderer Staat, für welches der Genuese Amerika entdeckte, der Amerikaner die Dampfschiffe erfand, dessen Name und Preis immer wiederschallt, wenn nach dem Dichter, dem größten Philosophen, dem größten Naturforscher der letzten Jahrhunderte gefragt wird; dieses wunderbar energische germanische Inselland hat, während Deutschland kaum einige Handelsverbindungen mit ihm zu unterhalten schien, auch für uns die neue Welt kolonisiret und Indien und China erobert, Industrie und Handel für uns dadurch zu einer neuen Potenz im socialen Leben erhoben; es hat aber auch für uns durch die Kämpfe vieler Jahrhunderte in seiner Westminsterhalle die Grundzüge konstitutioneller Verfassungen erstritten, nicht zerstörend, sondern neuschaffend und emporhebend, und noch heute strebt es die unwandelbaren Grundlagen des freien Völkerverkehrs auch für uns neu zu begründen."

Das Werk Knightleys ist in einem Guß geschrieben und läßt alle Citate und gelehrte Exkurse fallen, um die Illusion des Lesers nirgends zu stören. Unter den Einzelheiten, die sich durch Neuheit der Auffassung auszeichnen, bemerken wir Theil I. Seite 129 die Erklärung des Lehnwesens. Knightley ist zwar nicht der erste, der dasselbe von den Römern herleitet, aber je mehr man gewohnt ist, die Barbarei des normannischen Lehnwesens in England zu verunglimpfen, um so löblicher ist es, dasselbe gerade hier auf seinen wahren Ursprung zurückzuführen. Bei den germanischen Völkern findet man in den ältesten Zeiten allerdings auch schon eine Spur des Lehnwesens, sofern es unter ihnen Hörige gab, die vom Herrn zur Entschädigung für ihre Dienstleistungen eine Wohnung und einen Acker bekamen. Im Großen aber kommt das Lehnwesen doch zuerst nur bei den Römern vor, die, hauptsächlich seit Alexander Severus, ihre Soldaten mit Ländereien entschädigten, und nach und nach ganzen Völkerschaften, gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienste, die Grenzprovinzen einräumten, was ein so vollkommenes Vasallenverhältniß war, wie irgend ein späteres im Mittelalter.

Topographie.

Geschichte der Stadt Wien. Von Franz Tschischka. Illustrirt von L. F. Schnorr, P. Geiger, C. Schnorr, L. Schnorr, G. Zielner, J. Morcrette, E. Lasite. Stuttgart, A. Krabbe, 1847. Größtes 8.

Vor nicht langer Zeit erschien die Geschichte der Stadt Paris auf ganz ähnliche Weise mit Holzschnitten illustrirt, und jenes schöne Werk scheint die Veranlassung zu dem vortrefflichen geworden zu seyn, welches gleichfalls sehr reich und geschmackvoll ausgeführt ist. Der Herausgeber ist in Wien heimisch, hat sich um Kunde der österreichischen Volksthümlichkeit und Vorzeit schon früher verdient gemacht und konnte die trefflichen Vorarbeiten in Schlagers Wiener Skizzen, so wie die von Hormayer, Carajan, Feil benutzen.

Die Geschichte Wiens wird uns nun hier von den ältesten Zeiten an in ansprechenden und belehrenden Bildern vorübergeführt. Sie beginnt mit der Römerzeit, in welcher Wien Vindobona hieß, und die ersten Illustrationen sind römische Denksteine, der Abschnitt der berühmten Peutinger'schen Tafel, auf dem Vindobona eingetragen ist, die prachtvolle Augusteische Gemme im kaiserlichen Kabinet in Wien, auf welcher die Familie des Augustus in Stein geschnitten ist, ein alter Rest vom Triumphbogen des Tiberius, einige Basreliefs, Büsten, Statuen, die in der Nähe gefunden wurden. Dann folgen die ältesten Erinnerungen und Denkmäler des Christenthums in jener Gegend, Abbildungen der ältesten Kirchen vermischt mit historischen Darstellungen, z. B. Odoakar vor dem h. Severin. Auch aus dieser Periode sind die Nachrichten noch spärlich. Der dritte Abschnitt des ersten Buchs trägt auf dem Stein das bekannte Nürnberger Bildniß Karls des Großen.

Im zweiten Buch, das mit den Babenbergern beginnt, fangen die Nachrichten an sich zu mehren und in regelmäßigerem Zusammenhange zu bleiben. Das ist die erste Glanzzeit des germanisirten Oesterreich. Was noch von alten Kirchen, Grabdenkmälern, Bildnissen, Siegillen sc. aus jener Zeit erhalten ist, wird uns, vermischt mit freien historischen Darstellungen hier vorgeführt. Besonderes Interesse erregt die große St. Stephanskirche mit ihrem weltberühmten Thurme. Sehr eigenthümlich ist unter jenen alten Kirchen auch die S. 221 abgebildete Kirche Maria Stiegen, die in ihrem gothischen Bau auffallend einfach ist und deren achteseitiger, unten ebensalls durchaus einfacher Thurm erst an der Spitze in die prachtvollste gothische Ornamentik überquillt.

Wien ist nicht erst unter den Habsburgern bedeutend geworden, es muß schon zu der Babenberger Zeiten eine ganz ansehnliche Stadt gewesen seyn. Unter andern fand Rudolf von Habsburg hier schon eine ganze Innung „schöner Frauen" oder „freier Töchter" vor, denen er ein besonderes Privilegium ertheilte. Auch sogar die bekannte Lebenslust der Wiener, welche Schiller bestimmte, sie in den Kenien mit dem lustigen Volk der Phäaken zu vergleichen, bei denen immer Sonntag sey und immer der Braten sich am Spieße drehe, erscheint schon einen sehr frühen Datums, denn schon Aeneas Sylvius beklagt sich im Anfang des 15ten Jahrhunderts über ihre Genussucht, „daß sie sich nicht (wie Freiherr von Hormayr ironisch genug bemerkt) wie die Italiener vom Geschrei, oder wie die Spanier vom Müssiggang und von einer Zwiebel ernähren?" — Aber liegt das nicht vielmehr im Klima, das, wie Jedermann bemerkt, der sich längere Zeit in Wien aufhält, auf die Verdauung mächtig einwirkt? Zudem, wer schlägt die Gaben aus, die ihm ein gesegnetes Land in Hülle und Fülle so wohlfeil spendet! — Schon ein scharfblickender Reisender aus Nordeuschland machte die Bemerkung: „Man wirft den Wienern Sinnlichkeit, einen großen Hang zum Wohlleben und zum guten Essen und Trinken vor. Allein sey es die Folge des Klimas oder der Reiz der Nachahmung oder die bequeme Gelegenheit, hier auf alle nur mögliche Art seine Laune zu befriedigen: kurz bei einem etwas längeren Aufenthalte finden Fremde an dieser Seite des Nationalcharakters allmählig weniger zu tadeln, und eifern wohl gar hierin mit den Eingebornen in die Wette."

In der Habsburger Zeit läßt sich die Geschichte Wiens noch viel zusammenhängender verfolgen, als früher. Die anziehendsten Portraits und historischen Bilder werden daraus mitgetheilt,

Digitized by Google

doch neben dem deßfalls allgemeiner Bekannten vorzugsweise das weniger Bekannte aus der Kunst- und Sittengeschichte gegeben. Viele noch erhaltene Denkmäler in und um Wien sind hier abgebildet, als Basreliefs, Grabsteine, Münzen, Siegel, die Spinnerin am Kreuze, die Gräber Ottos des Fröhlichen und Rudolfs IV., die schöne Kanzel nebst dem Taufstein zu St. Stephan, die goldene Bulle, eine Ansicht des alten Burgplatzes ꝛc. Sehr dankenswerth sind ferner die Bildnisse des Cuspinianus, Celtes und des Bischof Slatkonia, der die Kirchenmusik in Wien in Flor brachte. So sehen wir in dem trefflichen Werke Tschischkas überall die Spuren und das Wachsthum der Eigenthümlichkeiten, die noch das heutige Wien auszeichnen. Die Musik ist schon ein sehr alter Beezug der Kaiserstadt, wie andererseits die Pflust den Wienern ebenfalls schon vor Jahrhunderten vorgeworfen worden ist.

Auch an politischen Stürmen, Emeuten, Palast- und Volksrevolutionen hat es in Wien nicht gefehlt. Die dort sprichwörtlich gewordene politische Ruhe und Stille datirt sich erst vom westphälischen Frieden her. Vorher ging es oft arg her in Wien. Nachdem die Bürgerkämpfe und die Bruder- und Vetternzwiste unter den Habsburgern ihr Ende erreicht, kam nur noch zweimal ein äußerer Schrecken über Wien durch den äußern Feind, einmal durch die Türken, das zweitemal durch Napoleon. Es versteht sich, daß diese Kriegsgeschichten hier die entsprechenden Illustrationen gefunden haben.

Daneben geht die Sittengeschichte bis auf unsere Tage fort. Einen Haupttübergang bildet hier das Zeitalter Karls VI., in welchem sich spanische Pracht und Grandezza mit dem Kaiserle des Leopoldstädter Theaters in Contrast zu setzen anfing und jener eigenthümliche Humor sich ausbildete, der Wien vor allen Städten der Welt auszeichnet, und der irgends mit Travestien begonnen hat, als ein mit Allegorieäcke und Reifrock spielender saturneller Phantasus. Herr Tschischka gibt in Folgendem die Anfänge des Wiener Theaterlebens: „Bartel Ibrle im Jahr 1615 und Heinrich Schmidt 1617 zeigen sich als die frühesten Theaterunternehmer in Wien. Wohl haben sie in dem geräumigen Hof irgend eines Privathauses Thespis wandernden Karren aufgeschlagen! 1653 folgte Johann Fatbeyer von Kassel, der den Eintrittspreis in seine Hütte auf einen Groschen, auf den „für das adelige Frauenzimmer und Kavalier zugerichten Penkben“ auf zwei Groschen bestimmte. Wenige Jahre darnach wurde das Bayer'sche Ballspielhaus, welches in der Himmelpfortgasse lag, schon seit 1628 bestand und erst um 1701, bei Gelegenheit, als des Prinzen Eugen von Savoyen Palast erbaut wurde, gänzlich verschwand, als Theater-Lokale benützt. In den Jahren 1658 und 1659 agirte darin des Komödiantenmeisters Hans Georg Enther von Dresden hochteutsche Komödianten-Kompagnie. Diesen folgten noch im letztgedachten Jahre Joseph Jori mit den englischen und Chur-Heidelbergens Komödianten. 1663 und 1664 die Innsbrucker'schen Komödianten und 1669 und 1670 jene des Jakob Kühlmann. 1671 zeigt sich in diesem Hause ein Wiener, der Reichshofrathsbefanglich Hüttler als Theaterunternehmer, 1673 Andreas Elenfen und 1692 Johann Karl Sammenhofer als Principal der fürstlich Guggenberg'schen Komödianten-Kompagnie. Von nun an wechselten zwei deutsche Theaterunternehmerinnen, Maria Christiana Elenfen und Katharina Veltin, im Besitze des Hauses mit den italienischen Opernimpresarien Johann Thomae Daneste, genannt Taberini, Giovanni Marda Nanini (des großen Palästrina Freund) und Francesco Caldereni, der nach Lessings Meinung den ersten Schauspieler seiner Zeit, Cotta, unter dem Namen Celio mit sich führte, und mit seiner Truppe eine ehrenvolle Ausnahme von dem Verfalle des italienischen Theaters machte. Nach Verbannung des Bayer'schen Ballhauses in den Eugen'schen Palast finden wir von 1700 bis 1707 große bölgerne Theater auf der Freiung, dem Neuen-Markte und dem Judenplatze, in welchem Heinrich Stuffer, Jakob Hirschmack und Joseph Anton Stranitzky Vorstellungen gaben. Zugleich wurden auch die beiden noch übrigen Privat-Ballhäuser, und zwar das im heutigen Ballgäßchen zunächst des Franziskaner-Platzes für das italienische, und jenes in der Teinfaltstraße für das deutsche Theater gewidmet. Der schon genannte Caldereni, und nach ihm Sebastian Scio und Ristori gaben in dem ersteren nun komische Opern, und die hochfürstlich württembergischen Hof-Komödianten in dem andern Staatsaktionen und Possen. Endlich 1708 kam das von dem Stadtrathe erbaute Theater am Kärnthnerthore zu Stande; und nachdem schon in den Jahren 1716 und 1717 alle Marionettenspiele und Theater in den Vorstädten waren abgestellt worden, verschwanden auch allmählig jene in den beiden Ballhäusern. Mit kaiserlichem Privilegium vom 25. April 1720 wurde diesem Stadttheater sohin das Recht gegeben, daß nur hier allein scenische Vorstellungen abgehalten werden dürfen. Eine italienische Gesellschaft unter der Direktion des Comte Pecore nahm dann dieses Theater schon 1710, wie die innere Einrichtung angefertigt war, in Pacht; allein ob sie gleich an Signor Ganjachi einen der vortrefflichsten Truffaldine besaß, der dann später zum deutschen Schauspiele übertrat und für daselbe mehrere Burlesken verfaßte, fand dieselbe dennoch so wenig Anklang bei dem Wiener Publikum, daß sie sich gezwungen sah, daselbe schon 1712 an Joseph Anton Stranitzky abzutreten, welcher sich bereits 1706 und 1708 im Holztheater am Neuen-Markte durch erstemperierte Burlesken, wobei er mit unübertrefflicher Laune den Hanswurst spielte, zum Liebling des Volkes emporgeschwungen hatte. — Stranitzky um 1680 zu Schwedinitz in Schlesien geboren und 1727 in Wien gestorben, war es den von ihm erfundenen Charakter des Hanswurstes auf die Bühne brachte und das lustige Buch „olla potrida“ des durchtriebenen Fuchsmundi 1722 herausgab, aus dem man sich einigermaßen von der genialen Art seiner Darstellungen einen Begriff machen kann, und sein glücklicher Nachfolger in der Aufstellung dieser grotesk-komischen Charaktere, Gottfried Prehauser, geboren zu Wien am 8. November 1699, gestorben daselbst am 29. Jänner 1769, sowie Joseph Felix Kurz, gleichfalls ein Wiener, der sich den aus Dummheit und Spitzbüberei zusammengesetzten Charakter des Bernardon schuf, — waren das komische Kleeblatt, eben so unübertreffbar in der Darstellung, wie unerschöpflich in Erfindung neuer Burlesken, welches in dieser Zeit ganz Wien entzückte und die italienischen Farçen bald in den tiefsten Schatten versetzten.“

Wieder eine ganz neue Physiognomie erhielt Wien unter Joseph II. Auch diese Zeit der Aufklärung und Toleranz ist hier gut charakterisirt. Eine Illustration zeigt uns den edeln Kaiser bei Eröffnung des Prater's, der bisher dem Volk verschlossen gewesen, über dessen Eingang er aber setzen ließ: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schöpfer.“ In den letzten Schilderungen der langen Regierung Franz I. und der gegenwärtigen enthalten die Illustrationen, theils Kriegsscenen, theils die bedeutendsten Wiener Denkmäler der Neuzeit mit fortlaufender Rückkicht auf die Kunst- und Sittengeschichte. Wir müssen das Buch als einen werthvollen Beitrag zur Kunde deutscher Vorzeit und als ein jede Privatbibliothek zierendes Prachtwerk empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr 22. Dienstag den 28. März 1848.

Volksthümliches.

Der Lappenkorb von Gabe Schneider von Westfriesland, mit Zuthaten aus Nordfriesland. Bearbeitet und herausgegeben von K. J. Clement. Mit einem illuminirten Titelbilde. Leipzig, Engelmann.

Das illuminirte Titelbild zeigt „ein Mädchen in aller Brauttracht auf Sylt," in einer eben so eigenthümlichen als schönen Tracht mit dem enganschließenden Goldmieder und den weiten Purpurvermein, wie man sie auf Bildern noch aus dem vierzehnten Jahrhundert sieht.

Der Inhalt wird bescheidentlich nur für eine Sammlung von Lappen ausgegeben, wie sie der Schneider in den Korb wirft. Ein friesischer Dorfschneider nämlich, der einzige unter vielen großen und kleinen Brüdern, der etwas schwach und von der Natur verwahrlost geblieben und eben deßhalb ankauft zum Schwert, Pflug oder Ruder nur Scheere gegriffen hat, sagt muntere und ernste Lieder und erzählt allerlei kleine Geschichten aus dem Landleben der Friesen, dazu Erinnerungen aus der Vorzeit, Sagen und Mährchen, wozu noch ein Anhang von Sprichwörtern und Volksaberglauben kommt. Das Buch erschien zuerst in friesischer Sprache und wurde schon 1834 zum drittenmal aufgelegt. Verfasser sind zwei Brüder Halbertsma, beide Doktoren.

Das Buch erinnert sehr lebhaft an Hebels allemannische Gedichte und Schatzkästlein. Auch hier nämlich gesellen sich zum volksthümlichen Liede prosaische Erzählungen und Scherze in echtem Volkstone. Und weil beide Verfasser den gebildeten Klassen und dem studirten Stande angehören, so begehen sie auch ungefähr denselben Fehler, wie Hebel, nämlich fast unbewußt in die natürliche Bauernsprache die Stimmungen, Begriffe und Ausdrücke des höhern Standes einzumischen. Es begegnen uns hier einige sentimentale Lieder, die ganz so wie einige von Hebel, den Ton schon zu hoch greifen und aus der Naivetät des echten Volksliedes heraustreten. Z. B. „Stemanne-Liedchen."

> Gedenke mein, wenn sanfte Lüfte säuseln,
> Und ich am Heim mein Liedchen sing,
> Wenn Wellen zart das glatte Schiff umkräuseln,
> Gedenke mein ꝛc.

Zuweilen klingt auch der gar zu bäurische Ton der Vossischen Idyllen hier an, der immer nur verräth, daß sich ein Gebildeter in die grobe Bäuerlichkeit hinein versetzt hat, während die Bauern selbst in ihren echten Volksliedern eine solche Grobheit niemals zur Schau tragen, vielmehr bei aller Naivetät doch immer zart bleiben. Nirgends wird man in den deutschen Volksliedern, welche Clemens Brentano und Arnim, Uhland, Hoffmann von Fallersleben ꝛc. gesammelt haben, jene hausbackene Grobheit und Gemeinheit finden, die sich über Butterfaß und Kartoffelsack nicht zu erheben weiß. In den echten Volksliedern klagt eine tiefe Sehnsucht, schweift der Blick zur Ferne, aber fyrndelt die Luft in lecken und phantastischen Bildern und Tönen. Nie aber preist ein echtes Volkslied philisterhaft die Zipfelkappe, Tabakspfeife, die Ackergeräthschaften, den häuslichen Fleiß ꝛc. Durch die Beimischung dieser Vossischen Philisterei scheint uns hier ein ursprünglich gut motivirtes Volkslied etwas verderbt worden zu sein:

> Nun, Bauer, als regnet' es Freier hier.
> Das ist hier nun zu toll.
> Ich bleib nicht länger als Knecht bei dir,
> Wenn das so länger soll.
>
> Als Hyke noch ein Kindlein war,
> Und schrie in der Wiege bas,
> Da war man noch schon mit Rath bald klar,
> Und wußt, wo die Plage saß.
>
> Dann zog ich nur am Wiegentau
> Und ward es und zu grob,
> Dann gaben wir sie stray an die Frau,
> Dann trauf sie, daß sie schnob.
>
> Und warf sie in dem Nachtstuhl bos,
> Und hat sie was geschrie'n,
> Dann satt'le' ich mit der Brillenbos
> Mit dreien Deuten dein ꝛc.

In den zahlreichen kleinen Erzählungen und Gesprächen in Prosa kommen viele Gemeinbilder vor. Z. B.: „Ich habe ein Jahr bei einem Bauer gedient, der immer mit der Gewalt im Munde und den beiden Händen lief. Wenn er auf Markttag nach der Stadt ging, dann ward gejagt und wettgelaufen vom Hofe aus, daß das Haar hintenaus stand. Vielerlei Botschaft, und nichts zu thun, und so lange mit den guten Bekannten in der Stadt und unterwegs geschwatzt, daß er mit einer rothen Nase und einem wilden Kopf fluchend und rasend nach Hause kam. In Gesellschaft gehen und Gesellschaft geben, gerade als könnte es nie aufgehen. Ich mußte alle Tage nach dem Dorf, um die Genevrekanne füllen zu lassen, und damit manchmal so lange bei ihm sitzen, bis er sich zu geberden begann wie ein kleines Kind. Der hatte zu viel Geckheit. Es ist denn auch endlich auf einen armen Kuhtreiber hinausgelaufen. — Nachgehends kam ich zu einem, der breite Gelehrsamkeit genug beim Landbau anwandte. Er dachte darüber wie du, daß die Landwirthschaft dummer Leute Werk wäre, und er etwas mehr bei macht, als seine Bauersleute alle mit einander. Im Reden schien es schon so, aber in der Landwirthschaft konnte er lange

Digitized by Google

nicht mit seinen dummen Bauersleuten aus. Er konnte dieselben nur zum Nutzen des Allgemeinen, und er vergaß seinen eignen Nutzen. Er wußte, wie viele Meilen es in Spanien gibt, und er wußte nicht, wie viele Gräben und Rinnen er in seinem eignen Lande haben mußte. Er that viele landbouwkundige proeven (landbaukundige Proben), und wenn das Jahr nun war, hatte er ein Drittheil weniger geſäet, als seine einfältigen Bauersleute. Einmal dachte ich, nun iſt er toll. Da setzen Herr Pfarrer und er zusammen zwanzig Maulwürfe in den Garten; um einen losen Grund zu kriegen für die Schmitzbohnen. Das hatten sie einander weis gemacht. Aber es währte nicht lange, als das Pfarrhaus und unser Hof aufbrannten. Er mißtete und peitschte die Gütermasse so durch einander und in Wirrung, daß er an allen Enden und Ecken zu kurz kam." — Idyllen wie folgende kommen öfter vor. Ein altes armes Ehepaar hat seine einzige Kuh einem reichen Pfarrer abgetreten. Wie sich aber die magere Kuh auf der fetten Pfarrwiese satt gefressen, stehte sie zu den alten Leuten zurück und bringt ihnen noch eine andere Kuh mit, die der Pfarrer an sie hatte aufoppeln lassen. „Da brüllte sie, daß die Scheiben klirrten. Calsom, der gerade saß und Butterwilchbrei aß, mußte einmal auskuken, was da zu thun wäre, aber so wie er die Oberthür öffnete, legte Blearee die Schnauze auf die Unterthür, und der alte Mann, der sofort den Kopf nach vorne streckte, stieß die Nase gegen das kalte Kuhmaul an, daß es puſte. Als er aber über die Thür blickte und noch eine fette Kuh an seiner gekuppelt sah, war es gerade als wenn zwei Engeln vom Himmel vor ihm ſtänden. „Wunder! Wunder!" ſchrie er aus ſo laut als er konnte: „Hier Betje, du, komm hier! Wunder! Schnell doch! Wunder!" Das alte Mütterchen trippelte mit großer Haſt von ihrem Breitopf nach der Thür hin, und krug, was da wäre. „Betje! Komm hier! ſprach er, hab' ich dir nicht geſagt? Sieh, zwei Kühe für eine. Se geht es uns, wenn wir unserm lieben Gott geben!" Den derselben Art iſt „die Morgenzeit im Bauernhauſe," wo uns der Stall wie in einem niederländiſchen Gemälde ausgemalt wird, ſo daß wir ſogar die Kuh mitten ſehen müſſen.

Wir bekennen, daß uns das nicht recht gefällt. Das Gebiet des Niedrigkomiſchen ſteht uns niemals Sentimentalität einmiſchen. Wir hätten überdieß etwas mehr ſpecifiſch Friſiſches erwartet. Solche Stallbilder kann man auch anderwärts her entnehmen, von dem alterthümlichen und tapfern Friſenvolke waren wir etwas beſseres zu vernehmen berechtigt.

Der heroiſche Zug tritt nur in der Lebensgeſchichte des Hark Ulwe, eines friſiſchen Schifferſ hervor, der im vorigen Jahrhundert viele Abenteuer zur See beſtand und lange bei den Türken gefangen war. Daran ſchließt ſich die Erzählung von der Wegnahme eines friſiſchen Schiffes durch einen türkiſchen Kaper im Jahr 1667. Als das tüchtigſte Portrait eines echten Friſen tritt uns hier Nis Jpſen entgegen. „In den erſten Jahren des 18ten Jahrhunderts diente Nis Jpſen von Klanrbüll in der Wiedingharde als Hausknecht bei dem damaligen Gutsbeſitzer auf Bombell im Kirchſpiel Rodenäs. Als nun während des ſchwediſchen Krieges, welcher einige Zeit darauf erfolgte, ein Reiter von der Steenbock'ſchen Armee auf Bombell einquartiert lag, kriegte Nis Jpſen einſt Händel mit ihm und erſchug ihn in einem Gefecht. Jn Folge dieſer That mußte er unter veränderten Namen nach Holland flüchten, und fuhr ſeither als Matroſe auf Oſtindien. Durch ſeine Gewandtheit und Einſicht brachte er es nach und nach bis zum Kauffahrtei-Captain. Bald wurden die General-Staaten auf die ausgezeichnete Perſönlichkeit dieſes Mannes aufmerkſam gemacht, und ernannten ihn zum Captain-Lieutenant im See-Etat. Er ging ſchnell alle Officiers-Stufen durch und ward endlich wirklicher Admiral im holländiſchen Dienſt. Jetzt war es, als er an ein armes Dienſtmädchen in Ommerlef, womit er einſt zu gleicher Zeit auf Bombell gedient hatte, folgenden Brief ſchrieb:

Meine Grethe,

Wenn du noch von der Geſinnung biſt, von welcher du warſt, als ich mit dir zugleich auf Bombell diente, ſo komm zu mir nach dem Haag und werde meine Frau. Jch bin gegenwärtig holländiſcher Admiral.

Nil de Bombell,
vormals Nis Jpſen,
dein getreuer Bräutigam.

Grethe folgte, kam nach dem Haag und ward ſeine Frau."

Unter den im Anhang mitgetheilten Volksſagen kommt eine vor, die ſehr eigenthümlich iſt. Die „Unterirdiſchen" nämlich, d. h. die Zwerge und Kobolde ſollen Brüder der Menſchen ſeyn. „Der Herr Chriſtus kam in ein Haus, wo ein Weib wohnte, die hatte 5 hübſche und 5 häßliche Kinder. Sie verſteckte die 5 häßlichen im Keller. Der Herr Chriſtus fragte, wo ihre andern Kinder wären. Das Weib ſprach: andere Kinder habe ich nicht. Da verwünſchte der Herr Chriſtus die 5 häßlichen und ſprach: Was unten iſt, ſoll unten bleiben, und was oben iſt, ſoll oben bleiben. Als nun das Weib zum Keller kam, waren die 5 häßlichen Kinder verſchwunden. Aus ihnen entſtanden die Unterirdiſchen." Bei Hans Sachs kommt Gott auf dieſelbe Weiſe zur Eva und macht aus den verſteckten Kindern die Armen und Bettler, nachdem er aus den andern die höhern Stände gemacht hat.

Unter den Sprichwörtern kommen viele ſehr treffende vor. „Das Hauptſprichwort aller friſiſchen iſt folgendes: Piader an Pai wiar laang onner Wai, Pai ſtuk' ſai, an Piader weſt a Wai, an de kam's egh lar am'n Sant'nedai — Peter und Pal waren lang unterwegs, Pal ſollt's ſagen, und Peter wußte den Weg, und ſo kamen ſie nicht eher als am Johanni. — Der Sinn: Erſt am längſten Tage kommen ſie ans Ziel — das iſt der Lauf der Welt —, denn der's ſagen ſoll, weiß nichts, und der's weiß, darf nichts ſagen — die Wahrheit darf ja nicht geſagt werden —, denn der wird nicht erhört. — Alla Bab halpt, ſait hjü Mirr, an de paſet hjü un Sia — Jeder Betrug hilft, ſagt die Ameiſe, und ſo pißt ſie in die See. — At Bürr un a Man an 'at Wat un a Kan — Das Bier im Mann und der Verſtand in der Kanne." — Blum het an fülk ſtirni — Blume heißen und häßlich riechen. Das iſt die moderne Welt. — Hy ſlacht Sünt Egbert, der de Aepen ſpiet in ſoech de Poppen en Gebs Wille — Er gleicht Sanct Egbert, der die Eier aufaß und die Schalen um Gottes willen gab. — Mei gee Folk ik't gar dwaen, fei de Kerker, in teach uns Jfrawe Frou de Reuk uwt — Mit guten Leuten iſt gut verkehren, ſprach der Küſter, und zog Unſrer Lieben Frau den Reck aus. — Minchtmet as de Bargeſmuut — Gradaus wie der Schweinstrüffel. — Thiar Likſs Mäther ſtaapi ſtal, hi ſtal fif Slenten ha — Wer der Leute Mäuler ſtopfen ſoll, muß viele Lumpen haben. Sinn: Läßt ſich wenig dabei thun.

Biographien.

Berühmte deutſche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Jn Bildniſſen zuſammenſtellt von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Mit der ihm eignen Gewandtheit hat Herr von Sternberg hier die Charaktere ausgezeichneter Frauen entworfen. Wenn ihm gute Quellen zu Gebote ſtanden, ſo iſt es doch ſein Verdienſt, ſie auf eine geſchmackvolle Weiſe und mit Ausnahl benutzt zu haben.

Digitized by Google

Warum er wohl gerade mit einer Maitresse beginnt, der berüchtigten Aurora von Königsmark? Da er nur deutsche Frauen schildern wollte, hätte er auch wohl der deutschen Frauentugend die Ehre geben sollen. Jene Aurora malte zuerst Pöllnitz im „galanten Sachsen“ in einem sehr vorsüdertrischen Licht, während sie in ihren später herausgekommenen Briefen äußerst mädchern, gediegerig und gemein erscheint. Daß Herr von Sternberg die erfragenste Quelle vorzog, ist ihm nicht zu verdenken. Die Schilderungen der feenhaften Feste auf der Moritzburg sind ein köstlicher Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit.

Wahrscheinlich nicht ohne Absicht läßt Herr von Sternberg diesem üppigen Portrait ein strenges und fast heiliges folgen, das der frommen Fürstin Gallitzin. Es scheint ihm um den Kontrast zu thun gewesen zu seyn.

Etwas komisch nimmt sich nach diesen beiden jedenfalls anziehenden und in ihrer Art idealen Bildern das Kostümbild der Frau Anna Louise Karsch aus. Wie die Fama auf einem alten Kupferstich bläst sie in Frisur und Reifrock die Trompete, um den Ruhm des großen Friedrich zu verkünden.

Ihr folgt Angelika Kaufmann, die berühmte Malerin, in der das moderne Griechenthum sich zwar, wie in der französischen Revolution, vom Reifrock und Frisur emancipirte, aber nur, um in eine falsche Realität und weichliche sogenannte Natürlichkeit zu verirren. Ihr Geschmack, der viel Nachahmer gefunden, wird hier sehr gut bezeichnet. „Angelika hatte das „reine Ideal“ auf ihre Weise aufgefaßt, sie sah es in der ununterbrochenen Monotonie der Linien, in einem süßen und zugleich faden Farbenschmelz, in einer interessten, aber das Auge durch Weichheit und Flüssigkeit bestechenden Gewandung. Von der Antike nahm sie das edle, sich immer gleich bleibende Profil, die starre und schöne Rundung der Schultern, die Melodie der Bewegung und die gezierte aber für unsere Zeit völlig unwahre Deapyrung; von dem Charakter ihrer eigenen Zeit behielt sie das ganz moderne Element der Sentimentalität, ein Element, das sich durchaus nicht, auf keine Weise, in keiner Manier mit der großartigen Naivetät der Antike verschmelzen läßt.“

Das fünfte Bildniß ist Elisabeth Maca, die berühmte preußische Sängerin. In ihrer Lebensgeschichte erweckt besonders der häusliche Kummer Intresse, der sie heimlich quälte, während sie von der Welt bewundert wurde.

Das sechste Bild ist Frau von Krüdener, die den unglücklichen Einfall hatte, unmittelbar nach den großen Kriegen gegen Napoleon als Peerphetin umherzuziehen.

Eines der anziehendsten Bilder dieser Sammlung ist das siebente, die berühmte Schauspielerin und Direktrice Caroline Neuber. Wer auch sonst nichts von ihr kennt, der weiß doch, daß sie unter Gottscheds Auspicien den alten Hanswurst feierlich von der deutschen Bühne verbannt hat, um anstatt des derbkomischen altdeutschen Geschmacks, die antikisirende Grandezza des französischen Geschmacks auf der deutschen Bühne einzuführen. Die Neuern haben durchgängig gegen sie Partei genommen und den romantischen Hanswurst wieder zu Ehren gebracht. Doch hat Herr von Sternberg nicht Unrecht, wenn er die Neuberin und Gottsched entschuldigt, sofern die Hanswurstiaden doch gar zu gemein gewesen seyen. „Dem Deutschen ists gegeben, in seiner niederen Komik unendlich platt, roh und haarsträubend unsittig zu seyn. Der Franzose ist bei solchem Anlaß immer noch zierlich, der Engländer humoristisch, der Deutsche aber — es ist betrübend zu gestehen — immer nur gemein. Es liegt in seinen Späßen diese niedrigsten Art ein so abscheulicher Qualm schlechten Tabaks, ein so völlig hoffnungsloses Darniederliegen alles Geistes und Witzes, ein so unelastischer und widerstandloser Sinnenschmutz, daß selbst die schlechteste Gesellschaft anderer Nationen noch immer glaubt bei dem deutschen Pöbel in schlechter Gesellschaft zu seyn. Dabei ist die Nation durchaus nicht so verderbt wie ihre Nachbarn, stände sie sittlich tiefer, wäre sie vielleicht ästhetisch annsanter. Nur eine Nation übertrifft in ihrer Volkskomik die deutsche noch an Unfläterei und zugleich Langweiligkeit, das ist die holländische. Hier ist dies sammervolle Element sogar in die Kunst übergegangen und macht sich auf freche Weise breit. Der Deutsche hält wenigstens seine Gemeinheit wie ein Veilchen verborgen, der Niederländer läßt sie wie eine Tulpe, eine Düfte hauchend, aus seinen Stümpfen und Niederungen erblühen. — Es gab eine Zeit, wo die Deutschthümler und Mittelalter in der Poesie und Kunst gerade mit Vorliebe jene Volksfratzen und Volksunfäterein aufsuchten und sie für naive Poesie, für einen süßen, unendlich lieblichen Naturlaut ausgaben. Diese Verehrung des Niedrigen und Trivialen fing an mit der Schaustellung des Nürnberger Schusters Hans Sachs. Goethe wies auf ihn hin, und sogleich stürzten von allen Gegenden Deutschlands die Verehrer zu Füßen des neuen Götzen. Es hieße die Poesie in ihrem innersten und lebendigsten Pulsschlage verkennen, wenn man die Schöpfungen jener tüchtigen, gestaltenquellenden und bildvertreibenden Zeit, und der der alte Meistersänger stammt, verwürfe; allein in den Späßen Hans Sachsens und nun gar in denen seiner Nachahmer hat Höchst und seinste der graziösen Laune, des liebkosenden Scherzes zu feiern, ist eine Versündigung an dem Adel der komischen Muse. Ebenso gibt es eine Komik der Uebertultur, eine schwächliche, süßliche, ungesunde und sittenlose Komik, die ebensalls vor der Kritik der guten Geschmacks und des offnen Sinnes nicht besteht, als ihre Repräsentanten können die Franzosen gelten; zwischen diesen Extremen muß die echte, wahre Volkskomik gesucht werden, ebense sich vom Unsittigen des Pöbels, wie von dem Erkünstelten der gebildeten Stände fern halten. Es ist demnach Herrn Gottsched nicht zu verargen, wenn er einem so ungezogenen Geschöpfe, als der deutsche Hanswurst war, den Zutritt auf der Bühne anfangs erschwerte, zuletzt ganz verweigerte.“ — Das Schicksal der Neuberin nahm eine tragische Wendung. Nachdem sie mit Gottsched aus unbekannter Ursache zerfallen war, konnte sie sich nur noch kurze Zeit lang halten; ihre Gesellschaft löste sich auf, sie alterte im bittersten Elend und starb in Lumpen in einer armen Bauernhütte, wo man sie als Kurmendiantin nicht einmal hatte aufnehmen wollen. Ohne Sang und Klang wurde sie in die Erde geschart.

Der zweite Band beginnt mit dem achten Bilde, der Cyaarewna Katharina II., bekanntlich einer deutschen Prinzessin. Herr von Sternberg sagt viel Wahres über die oft Ueber- oder Unterschätzte und zeichnet sie natürlich, wie sie war, nicht wie die Schmeichler und Feinde sie sehen wollten.

Sehr verschieden von ihr ist das neunte Portrait, die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, deren grobe Schale den edelsten Kern der Gesinnung einschloß. Herr von Sternberg ist insofern nicht ganz gerecht gegen sie, als er ihr ihre Derbheit gar zu übel nimmt und sich durch ihre übrigen Vorzüge nicht damit versöhnen läßt. Er hätte indeß nicht vergessen sollen, zu berücksichtigen, daß nach dem Urtheil aller Zeitgenossen, seine Dame am französischen Hofe mit so vornehmem Anstande repräsentirte und die Würde des Salons so zu wahren wußte, als gerade unsere Pfälzerin.

Viele Aehnlichkeit mit ihr hat Maria Theresia im zehnten Bildniß. Auch diese treffliche Dame nämlich war bei ihrem hellen Verstande und kräftigen Willen auf provinzielle Weise naiv.

Elftens die berühmte Herzogin Anna Amalia von Weimar, die Patronin Wielands, Herders, Goethes, Schillers. Man kann nur Gutes von dieser Dame sagen, die als Weib

Digitized by Google

und im Beſitz nur geringer Mittel manchen mächtigen und reichen Fürſten beſchämte, indem ſie ſich des Genies annahm.

Die Königin der Herzen oder die ſchöne Gräfin Albani, die Gemahlin des letzten Prätendenten aus dem Hauſe Stuart, iſt das zweifelhafteſte und letzte Bildniß. Bekanntlich wurde ſie nach der Trennung von ihrem ſchwachen Gemahl die Freundin Alfieris. — Herr von Sternberg wird hoffentlich dieſe intereſſante Galerie weiblicher Portraits fortſetzen.

Reiſen.

Reiſen im Innern Braſiliens, beſonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendiſtrikte. Von Georg Gardner, Vorſteher der botaniſchen Gärten in Ceylon. Aus dem Engliſchen von Lindau. Erſter Band. Mit einer Karte. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Der Verfaſſer bedauerte, daß meiſt nur Deutſche in Braſilien gereiſt ſeyen, von Engländern aber wenigſtens das Innere dieſes Landes noch nicht durchforſcht worden ſey. Alſo geſellte ſich eine Art nationaler Eiferſucht auf unſere wiſſenſchaftlichen Landsleute zu dem natürlichen Drange, der jeden Botaniker nach einem Lande ziehen muß, deſſen Vegetation jede andere in der Welt übertrifft. Insbeſondere aber hatte Herr Gardner die noch wenig beſuchten Nordprovinzen im Auge.

Inzwiſchen ging ſeine Reiſe zuerſt nach Rio de Janeiro, der Hauptſtadt, wo er ſich zuerſt orientiren wollte und in deren Nähe er mehrere Monate zubrachte. Gleich allen Reiſenden war er im höchſten Grade entzückt von den Naturſchönheiten, die verſchwenderiſch um jene Stadt ergoſſen ſind, und als Botaniker ſchwelgte er vorzugsweiſe in der fremdartigen, immer Neues darbietenden Flora. In Bezug auf das Volk hebt er, ohne ſich auf das Albekannte einzulaſſen, hauptſächlich zwei Punkte hervor, einmal das Verſchwinden der alten Landestracht und die immer vorherrſchender werdenden europäiſchen Phyſiognomien der Stadt und ihrer Einwohner; ſodann die Verhältniſſe der Sklavenbevölkerung. Man hat geglaubt, die letztere werde abnehmen, ſeitdem der Sklavenhandel verboten iſt; aber Gardner berichtet, der Sklavenhandel blühe in Braſilien trotz aller Geſetze fort, er ſelbſt habe öfters große Züge neu angekommener Sklaven landen ſehen oder ſey ihnen auf dem Transport im Innern des Landes begegnet. Aber er erklärt ſich auch andererſeits gegen die Behauptung, die Sklaverei ſey hart. Er hat ſie im Gegentheil, bei der Träghheit und Gutmüthigkeit der peruginäriſchen Herren, durchgängig ſehr milde gefunden. Nur in den nördlichen Provinzen ſeyen die Schwarzen gefährlich, weil ſie hier, meiſt von der Goldküſte abſtammend, viel kräftiger und kriegeriſcher ſeyen, als im Süden, und weil ſie von den Mulatten und Weißen ſelber aufgereizt und mit republikaniſchen Ideen erfüllt werden.

In der Nähe von Rio de Janeiro hielt er ſich eine Zeitlang auf einem hoch im Gebirg gelegenen großen Landgut auf, wo ein reicher Engländer in der kühleren Temperatur alle möglichen europäiſchen Früchte und Gemüſe zum Bedarf der reichen Einwohner der Hauptſtadt aufzieht. Als er ſich in der Umgegend genug umgeſehen, begab ſich Gardner zur See nach Bahia, Pernambuco, von da wieder zurück nach Maceio, von da wieder nordwärts über Pernambuco hinaus bis Aracaty, und erſt nachdem er ſomit auch den größten Theil der braſilianiſchen Küſte bereiſt und in ihren bedeutendſten Hafenſtädten verweilt hatte, trat er die Reiſe ins Innere an. Von Pernambuco aus beſuchte er das nahe Olinda, von Maceio aus das nahe Alagoas.

Nachdem er ſich zu Araacty mit Pferden verſehen, ritt er von der Küſte in die Tiefe des Landes hinein, und zwar von Norden nach Süden, ſo daß er zuerſt die nördlichen Provinzen, dann die weſtlichen Gold- und Diamantendiſtrikte durchreiſend in einem weiten Bogen nach Rio de Janeiro zurückkehrte. In ſeiner Schilderung nimmt er überall auf die Flora Rückſicht und beſonders auf die neuen Pflanzen, die er entdeckte. Weniger auf die Fauna, obgleich er auch hierüber manches Bemerkenswerthe ſagt. Wen dieß weniger intereſſirt, wird auch gute Sittenſchilderungen der Menſchen finden. In den nördlichen Provinzen Braſiliens iſt durch das erſchlaffende Klima und die Entfernung von der übrigen civiliſirten Welt eine ungemein lare Sitte herrſchend geworden, wie folgendes Gemälde der Stadt Crato zeigen mag. „Der ſittliche Zuſtand der Einwohner von Crato iſt im Allgemeinen ein ſehr geſunkener; Kartenſpiel iſt die Hauptbeſchäftigung während des Tages, und bei ſchönem Wetter ſieht man Gruppen von Spielern aller Klaſſen, von den ſogenannten Großen (gente grande) bis zu den Niedrigſten herab, im Schatten der Häuſer auf dem Pflaſter ſitzen. Die Vornehmern ſpielen gewöhnlich um Dollars, die Aermeren um Kupfermünze, oder noch häufiger um große gefprenkelte Bohnen. Natürlich fehlt es bei ſolchen Gelegenheiten nicht an Zänkereien, die nicht ſelten mit dem Meſſer geſchlichtet werden. Von der höheren Klaſſe lebt faſt nicht ein einziger Mann mit ſeiner Gattin; einige Jahre nach der Verheirathung jagt man die Frau aus dem Hauſe und erſetzt ſie durch ein junges Mädchen, das keinen Anſtand nimmt, die Stelle der Gattin auch ohne eheliche Verbindung zu verſehen. In einem ſolchen Verhältniſſe leben z. B. der Juiz de Direito, der Juiz das Orfaos und die meiſten angeſehenen Kaufleute, die auf dieſe Weiſe zwei Häuſer erhalten müſſen, eins für ſich und eins für ihre verjagte Frau. Man höre auf, über dieſe Sittenloſigkeit zu ſtaunen, wenn man einen Blick auf das Leben der Geiſtlichkeit wirft. Der Pfarrer (Vigario), der damals ein ziemlich achtzigjähriger Greis war, hatte ſechs natürliche Kinder, wovon ein Sohn zum Prieſter erzogen und ſpäter Präſident der Provinz wurde und gegenwärtig, unter Beibehaltung ſeines geiſtlichen Titels, Reichsrath war. Er kam während meines Aufenthaltes in Crato auf Beſuch zu ſeinem Vater und brachte ſeine Geliebte, ſeine eigene Baſe, und acht von den zehn Kindern mit, die ſie ihm geſchenkt hatte, während er noch fünf andere Kinder von einer anderen Frau beſaß, die im Kindbett des ſechten geſtorben war. Außer dem Vigario gibt es noch drei andere Prieſter in der Stadt, die alle Familien von ihren Maitreſſen haben, mit welchen ſie ganz öffentlich zuſammenleben. Eine derſelben war das Weib eines Andern.“ — Von Indianern ſah der Reiſende nur wenig, unter Anderm fand er aber Zigeuner, die ſich in der neuen Welt ganz ſo verhalten, wie in der alten. Erſtaun erſcheint auch eine politiſche Sekte des Landes. „Ich bin in verſchiedenen Theilen Braſiliens mit vielen jener merkwürdigen Leute zuſammengekommen, die man Sebaſtianiſten nennt. Sie haben ihren Namen von ihrem Glauben an die Rückkehr des Königs Don Sebaſtian erhalten, der in der berühmten Mauerenſchlacht von Alcazarquivir fiel. Die Anhänger dieſes Glaubens ſollen in Braſilien zahlreicher ſeyn als in Portugal, und ſie meinen, daß Sebaſtians Rückkehr Braſilien in einen Zuſtand vollkommener Glückſeligkeit verſetzen werde.“

Für Geologen iſt die Beſchreibung eines Landrückens von Intereſſe, der als durch plutoniſche Kräfte erhobener Meeresboden noch viele verſteinerte Fiſche enthält. Der erſte Band ſchließt mit der Ankunft Gardners in der Stadt Oeiras.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23. Sonnabend den 1. April 1848.

Biographie.

Mnemosyne. Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern. Von Karl Gustav Carus. Oberheim, Flammer und Hoffmann, 1848.

Eine Anzahl vermischte, größtentheils kleine Aufsätze über Kunst und Leben, insbesondere viel über Musik; dann die anziehende Schilderung einer Reise, welche der Verfasser im Jahr 1831 nach Florenz unternahm, um einer dort schwer erkrankten Prinzessin ärztliche Hülfe zu leisten. Endlich ein „biographisches Fragment," worin der Verfasser seine Jugend- und Bildungsgeschichte erzählt.

Herr Carus ist ein Mann voll Geist und feinen Gefühls. Besonders aber erfreut an ihm ein gesundes Behagen, das ihn nirgends verläßt und wenn es auch hin und wieder zu selbstgefällig wird, doch nicht den Eindruck gewöhnlicher Professoreneitelkeit macht, sondern als Ausdruck einer heitern Stimmung immer unbefangen erscheint.

In den kleinen Aufsätzen begegnen uns einige sehr feine Bemerkungen, z. B. über das Verhältniß des malerischen Ideals zur Natur. An dem berühmten Bilde Fiesoles „die Krönung Mariae" fiel ihm die außergewöhnliche Kleinheit der Augensterne auf, welche, obgleich unnatürlich, dennoch die schönste Wirkung hervorbringen. Er unterfuchte die Sache näher, maaß und verglich und gelangte zu dem Resultate, daß die christlichen Maler des Mittelalters vielleicht unbewußt ähnliche Gesetze befolgt haben, wie früher die antiken Plastiker. Ideale Schönheit wurde auch in der griechischen Marmorwelt in gewissem Sinne nur auf Kosten der Natur ergielt. Die Gradlinigkeit der Stirn und Nase ist schon selten in der Natur, das Ueberragen dieser berühmten Schönheitslinie nach vorwärts, so daß sie nicht einmal mehr mit der Wirbelsäule parallel steht, sondern mit derselben einen noch unten zu gespitzten Winkel bildet, kommt in der Natur gar nicht vor und ist nur eine Gesetzung von Künstlern, in idealen Köpfen. Gerade so verhält es sich nun auch mit der Verkleinerung der Pupille bei den christlichen Malern. Herr Carus beweist, daß die Iris bei Thieren um so größer sey, je niederer sie stehen, gerade so wie auch die Thieraxe um so flacher, je niedriger das Thier selbst organisirt ist, und daß wenn vom gewöhnlichen menschlichen Maaß das Thier nach der innern Seite hin gleichsam in die Karikatur abweiche, das künstlerische Ideal auch in die entgegengesetzte Richtung einigermaßen abweichen dürfe, daß wenigstens die Erfahrung beweise, wie in dieser Beziehung die größten Kunstschöpfungen und die Thiere einen sehr charakteristischen Gegensatz bilden. „Wir sind berechtigt, zu folgern, daß, wenn Iris und Hornhaut auf einem Bilde verhältnißmäßig noch etwas kleiner dargestellt werden, als sie in Bezug auf das ganze Auge bei Menschen gewöhnlich sich finden, dieß nicht sowohl als ein Herabsetzen menschlicher Feuer, sondern, wenn es ohne Uebertreibung geschieht, als eine Veredlung, Vergeistigung der Form des Auges erscheinen müsse, indem eben durch Verkleinerung dieser Gebilde stillschweigend eine Vergrößerung der Marthaut, als des höchsten sensiblen Gebildes, angedeutet wird." — Eben so fein urtheilt der Verfasser über die Tonwelt und charakterisirt besonders glücklich einzelne ausgezeichnete Tonstücke.

Nicht minder warm zeigt sich Herr Carus begeistert für alles Kunstschöne, was ihm auf seiner italienischen Reise begegnete, nur daß er, felsamerweise, während er vom Anblick heiliger Bilder hingerissen vor dem frommen Sinn der Maler, und vor dem, was er selbst Gottinnigkeit nennt, sich beugt, andererseits den allerflachsten sächsischen Nationalismus zur Schau trägt. Da lesen wir S. 39: „Hier also, theuerster Freund, haben Sie meine Gründe, warum mir jeder Dogmatismus der Religion, welcher Glauben ohne Vernunftüberzeugung verlangt, so entgegengesetzt ist, und ich gestehe, daß ich eben hierin immer den hohen Sinn Luthers verehrt habe, welcher die Schranken des Dogmatismus durchbrach, wahrlich nicht damit aus seinen Worten nur wieder ein neuer Dogmatismus geschmiedet werde." Das ist erstens nicht wahr, indem Luther der strengste Dogmatiker und unerbittlichste Orthodox war; zweitens streitet eine solche gemeinrationalistische Ansicht mit aller der Kunstbegeisterung, die der Verfasser kund gibt und die ihm eine Herzensangelegenheit zu seyn scheint. Wer so tief ergriffen wird von der Kirchenmalerei, befindet sich in einem Widerspruch, wenn er gleichzeitig sich auf den Rationalismus steift. Nämlich das, was in der kirchlichen Kunst so tief die Gemüther ergreift, ist nie das bloß künstlerische, sondern specifisch das kirchliche, mag man es sich gestehen wollen, oder nicht. Es ist nicht die Bewunderung des Pinsels oder Meißels, sondern es ist der Schauer vor der geistigen Macht. Wenn man die kirchliche Kunst, wie der Nationalismus zu thun pflegt, abschließlich der profanen gleichstellt, ein heiliges Bild z. B. mit einem niederländischen Genrebild gleich rangirt, so wird man doch unwillkürlich durch den Gegenstand selbst und seinen ergreifenden Eindruck gezwungen, wenn man seine Bewunderung für ein heiliges Bild auszudrücken will, in einen katholischen Ton zu fallen; oder man gibt sich eine Blöße, wie sie Goethe sich gab, als er sich vom Kölner Dom nur eine Miniaturcopie als kleines Schreinkapellchen in seinen Gaeten wünschte, etwa neben einem tiburtinischen Sibyllentempelchen und ein chinesisches Häuschen. Die zierliche Ornamentik allein ist es nicht, die den Charakter einer Kirche bestimmt. Jedermann fühlt, daß es sich

Digitized by Google

beim Kölner Dom um etwas handelt, was kein Scheinkapellchen ersetzen kann.

Gelegentlich verläugnet der Verfasser auch nicht, daß er Naturforscher ist. Er macht sehr anziehende Bemerkungen über den Charakter der Landschaften, die er durchreiste. Unter andern führt er uns ein schönes Bild aus den Apenninen vor. „Rien der ersten toskanischen Stationen Filigare hebt sich der Weg erst, senkt sich dann bedeutend und steigt nun erst bei Govigliaso gegen das höchste Joch des Pyrennin, auf welchem ich schon lange unter dem blauen sonnigen Himmel einen konterdaran blendend weißen Wolkensaum hatte aufliegen sehen. Aehnlich der Brandung einer überschlagenden, langhingestreckten Wege hing diese eigenthümlich zackige Cumulusmasse längs des Jochs der beschneiten Gebirge; aber die Erscheinung wurde mir erst ihrer Bedeutung nach klar, als ich weiterhin auf dem Kamme selbst in diesen Wolkendunst eintrat, ja auf der andern Seite des Berges wieder gegen Monte Carelli herabfuhr. So wie ich nämlich jenem Kamme mich näherte, verschwand im grauen Wolkendunst die Sonne und ein Stuem tobte mir entgegen, dessen Kälte nach der frühern Sonnenhitze so durchdringend war, daß ich hier noch einmal die Wagenfenster schließen mußte. Als ich dann tiefer hinab kam, als die Luft sich beruhigte, die Wolken sich wieder über mir erhoben hatten und ich den Wagen wieder öffnen ließ, da fand sich die ganze Scene verändert, denn anstatt des jenseits des Kammes durchaus blauen und sonnenhellen Himmels hatte sich hier eine weite, gleichmäßige Decke grauer Stratuswolken über den ganzen Himmel gezogen. So bildete denn dieser Gebirgszug ganz eigentlich eine Wetterscheide zwischen westlich und östlich von ihm gelegenen Landstrichen; dort nach dem adriatischen Meere hin reine Atmosphäre, hier nach dem tyrrhenischen Meere zu allgemeine Bedeckung! Oben am Kamme der Berge stieß sich der vielleicht 50—100 Quadratmeilen große Stratus und hing nur mit seinen cumuloartig geformten Rändern über das langhin sich dehnende Joch hinüber. Eine solche Erscheinung war mir durchaus neu; sie erinnerte mich an das in meinen Erdlebenbriefen ermähnte Wolkenbreiben auf dem Tafelberge am Cap, welches man mit dem Namen des Tafeltuches belegt, und ich wünschte mir in alle Wege Glück, diesen hübschen Beitrag zur Atmosphärologie durch Selbstersahrung gewonnen zu haben." Eine ganz ähnliche Erscheinung beobachtete Herr von Sydow in den Karpathen, nur daß die Scene noch viel bewegter war. Tagelang kämpfte nämlich eine über Galizien ausgebreitete Wolkenmasse den ganzen Sead der Karpathen entlang mit dem Winde, der aus Süden bei ganz klarem Himmel über Ungarn wehte, bis es der nordischen Wolke endlich gelang durchzubrechen und in triumphirendem Zuge auch Ungarn zu überziehen.

Die Reise des Herrn Carus ging nur bis Florenz und unterwegs verweilte er nirgends lange. In Florenz theilte er seine Aufmerksamkeit zwischen Natur und Kunst, wissenschaftliche Sammlungen, Gesellschaften ꝛc. und obgleich wir uns auf einem schon sehr bekannten Terrain befinden, weiß der geistvolle Verf. doch überall noch eine feine und neue Bemerkung abzupflücken. Auf dem Rückweg in Bologna sah er den alten Rossini. „Jetzt bewohnt er einen jener weitläuftigen, halb verödeten und verrotteten Paläste, welche hier wie in Rom den Verfall der vornehmen Familien bezeichnen. Es war wunderlich zu sehen: diese prachtvollen Freitreppen mit großen Statuen und Reliefs; diese Säulen- und Bogenstellungen nun mit allen Zeichen langer Vernachlässigung und verrückenden Verfalls; diese weiten Vorsäle mit alten besseren Thüren und schlecht oder gar nicht schließenden Fenstern; diese beschädigten Teppiche und halbzerbrochenen Bänke! Als ich zu Rossini eintrat, war noch der Sänger Iwanoff, den ich in Venedig gehört hatte, der Theaterdirektor und ein Marchese, der Intendant des Theaters, bei ihm. Sein Wohnzimmer war auch ein weiter Saal, worin einige große Tafeln umhrestanden, mit mancherlei Geräth, Schreibereien und Noten bedeckt; darunter auch einige Waffen, ein Paar große, silberbeschlagene Pistolen und einige Dolche. Rossini selbst, mit den eigenen ernsten Prägnanten großen Zügen, starkem schwarzen Backenbart und von großer Statur, mit ziemlichem Embonpoint, dabei aber mit krankem Aussehen, kam mir sehr freundlich entgegen, und bat mich, nur etwas zu verziehen, bis er habe den Kontrakt unterzeichnen lassen und die Uebrigen dann entfernen könne. Auch bei solcher Ceremonie sollte ich also einmal auf dieser Reise gegenwärtig sein! Die Unterzeichnung ging feierlich vor sich und die Herren entfernten sich, doch nicht, ohne daß der Theaterdirektor zuvor ehrerbietig die Hand Rossinis geküßt hätte. Rossini, der zwar jetzt selbst gar nicht mehr Musik treibt (er hat nicht einmal mehr ein Fortepiano im Hause), der aber doch immer als die erste Autorität Italiens in allen diesen Angelegenheiten verehrt wird. Eben wollten wir uns nun zum Gespräch setzen, da kam noch eine Art Hausmann von seiner großen Villa in der Ebene von Bologna herein, und es war mir jetzt interessant, den Koryphäen dieser modernen Musik in dem vollen, barbarischen Pateis des hiesigen Volks, einer wahren Karikatur des Italienischen, noch allerhand ökonomische Angelegenheiten über Wein- und Oelverträge u. dergl. verhandeln zu hören. Was unsere Gespräche betraf, so wendeten sie sich bald auf seine Gesundheit ꝛc."

Es fällt einigermaßen auf, daß Herr Carus sich so wenig befriedigt von München zeigt. „Nach dem alten ernsten, so ganz hiltorisch in sich begründeten Florenz macht dies München, halb noch eine altdeutsch-deutsche Stadt und halb ein modernes Aggregat der verschiedensten Bauhyle in breit um sich greifender Entwicklung, einen sonderbaren Eindruck auf mich. Der Graf Buquoi sagt einmal: „ein Staat läßt sich nicht organisiren, er muß sich von innen heraus selbst organisch entwickeln," und so möchte ich es auch von den Städten wie von den Staaten behaupten. Wenn man so, auf einmal, zu viel willkürlich hinein organisiren will, so stört man durchaus den großen, lebenvollen und deßhalb auch schönen Zusammenhang." Hat Herr Carus wohl daran gedacht, daß diese Vorwürfe, wenn sie gerecht sind, unsern ganzen modernen Bildungsgang treffen, und daß die norddeutsche Gesellschaft darunter in allen möglichen geistigen Beziehungen noch mehr leidet, als die Baukunst in München. Die ganze deutsche Kunst und Poesie, alles was ins Gebiet des Geschmackes gehört, ist ein modernes Aggregat der verschiedensten Style. Auch der Herr und Meister im Reiche dieses Geschmackes, der von Herrn Carus so hoch verehrte Goethe war nur ein solches modernes, antik-romantisches, westöstliches Aggregat.

Länder- und Völkerkunde.

Amerikanische Negersklaverei und Emancipation. Nebst Mittheilungen über Kolonisation mit besonderer Rücksicht auf Brasilien. Von Hermann Abeken. Berlin, Nicolai, 1847.

Ein verständiges, auf Sachkenntniß gegründetes Votum. Der Verf. stellt eine geschichtliche Uebersicht über die Entstehung der Negersklaverei in Amerika voran, woraus erhellt, daß die Nordamerikaner sich wiederholt und lange der Negereinfuhr widersetzt haben, die aber durch das Mutterland England im

Digitized by Google

Interesse des englischen Handels durchgesetzt wurde. Diese Thatsache ist deßhalb merkwürdig, weil es jetzt umgekehrt England ist, was den Negerhandel abgeschafft wissen will, während die Südstaaten Nordamerikas ihn nun nicht mehr entbehren können.

Daran knüpft sich die praktische Frage, wie es mit dem Anbau der Kolonialwaaren fortgehen soll, wenn die Neger überall emancipirt werden. Es hat damit zwar keine Eile, denn wie wir aus dem Werk von Gardner über Brasilien ersehen, ist der Negerhandel dort, und nicht bloß dort, noch in voller Blüthe. Allein überall da, wo die Neger wirklich emancipirt worden sind, auf den britischen Inseln sowohl als auf Hayti, hat die Production der Kolonialwaaren auf bedenkliche Weise abgenommen, einfach deßwegen, weil der emancipirte Neger nicht mehr arbeiten mag. „Dem Reisenden auf der Insel Hayti fällt das durch wenige und leicht zu befriedigende Bedürfnisse fast unbeschwerte Leben der dortigen Einwohner auf, welches der Typus des trägen, träumerischen Negerlebens innerhalb der Tropen, wo ihn kein Zwang zur Arbeit treibt, genannt werden mag. Inmitten der herrlichsten, üppigsten Natur in leichtes, aus Palmenblättern geflochtenes und damit gedecktes Häuschen, dem die festgestampfte Erde zum Fußboden dient, ein spannengroßes Stückchen Land, im Walde ausgehauen, wo sie den nöthigsten Bedarf an Yam, wo es geht, etwas Mais und Tabak, bauen; und mitunter einige Kaffeebäume, die ihnen ungewartet und ungepflegt ihre reiche Ernte bringen, für welche sie auf dem nächsten Markt ihre sonstigen Bedürfnisse eintauschen, bis diese sich, der schlechten Wartung müde, dem Nährsystanzenfande emancipiren und fast fruchtlos den Waldblumen anreihen, genügen allen ihren Ansprüchen, und raubt die darauf zu verwendende Arbeit ihrem träumerischen, müßigen Leben wenige Augenblicke. Der Rest ihrer Zeit wird in träger Ruhe oder schwatzend, lachend, tanzend, oft in ausgelassener, todender, unerschöpflicher Heiterkeit, wozu ihnen der geringste Gegenstand Veranlassung werden kann, verbracht. Und zu solchen, Trägheit und Indolenz befördernden Ansiedelungen bietet die unvergleichlich schöne, große Insel, mit Recht die Perle der Antillen genannt, deren Boden nur zum geringsten Theil von wohl legitimirten, rechtmäßigen Eigenthümern beansprucht wird, und wo eine laxe, unwissende Regierung weder Macht, noch Einsicht hat, die Staatsländereien zu der Quelle eines Einkommens zu machen, allen Raum und Gelegenheit. Dieselbe Verführung und dieselbe Gelegenheit zu einem müßigen, unthätigen Leben bieten aber auch die meisten jener englischen Besitzungen, mit Ausnahme weniger der Kleineren, besonders fruchtbaren Inseln, wo jeder Fußbreit Landes seinen rechtmäßigen Eigenthümer hat." Denke man sich Brasilien in den Händen der Neger, so würde es dort bald eben so hergehen, wie auf Hayti.

Da die Neger in Afrika selbst in einer noch weit härteren Sklaverei unter ihren eigenen Fürsten schmachten, findet der Verfasser ihre Sklaverei in Amerika verhältnißmäßig nicht hart und behauptet namentlich, im Gegensatz gegen Dickens, gerade in den Vereinigten Staaten seyen die Schwarzen gesünder, kräftiger, in jeder Hinsicht besser gehalten und auch gebildeter, als in irgend einem andern Lande. Er glaubt nicht, daß die Neger durch die Sklaverei edle Eigenschaften verloren, vielmehr eher gewonnen haben. Er ist, wie alle Amerikaner, von der absoluten Inferiorität der schwarzen Race überzeugt, die der Vormundschaft der weißen nie entbehren könne, wenn sie nicht in die halbthierische Barbarei zurückfinken solle. Er hält es daher auch für rein unmöglich, aus emancipirten Negern neben und zwischen den Weißen einen Stand zu bilden, der sich etwa wie der Bauern- und niedere Bürgerstand in Europa verhalten könnte. Die Neger, meint er, würden immer entweder nur als Sklaven zu thun, oder sich als Wilde wieder in ihre Wälder verlieren, wie aber den Weißen als freie Männer ebenbürtig werden. Die Folge der Emancipation könne also keine andere seyn, als allmählige Ausrottung der schwarzen Race da, wo die weiße ohnedin überwiegt, wie im Norden der Vereinigten Staaten und im spanischen Amerika, und vielleicht umgekehrt die gewaltsame Ausrottung der Weißen da, wo die schwarze Race überwiegt, wie in Hayti schon der Fall gewesen ist. Jedenfalls werde die schwarze Race aber in Amerika auf die Tropenzone beschränkt bleiben, der sie angehöre.

Sofern man annehmen muß, daß der noch bestehende Negerhandel nur noch Rest einer jetzt allgemein mißbilligten Barbarei und größtentheils Schleichhandel ist, daß eine gesetzliche Wiedereinführung deßelben da, wo er einmal abgeschafft oder verboten ist, nicht mehr denkbar ist, und daß demnach die Emancipation immer weiter schreiten wird, damit zugleich aber für die Production der Kolonialwaaren die tüchtigsten Arbeitskräfte verloren gehen, entstund bei den britheiligten Pflanzern und Regierungen schon vor mehreren Jahrzehnten die Frage, wie diese Arbeitskräfte zu ersetzen seyen? Man hatte den unglücklichen Gedanken, den jährlichen Abfluß der deutschen Uebervölkerung theilweise dafür in Anspruch zu nehmen, daher die vielen lockenden Einladungen deutscher Auswanderer nach Brasilien. Allein auch abgesehen von den Betrügern, denen die brasilianische Regierung diese Angelegenheit allzu unverschämt anvertraute (wer erinnert sich nicht des berüchtigten Major Schäfer's), so eignete sich schon das Klima in Brasilien für deutsche Anbauer nicht. Herr Abeken erörtert diese Frage ausführlich und mit Belegen. Man kam nun auf einen andern Gedanken und holte aus Ostindien sogenannte Coolies herbei, die an ein heißes Klima gewöhnt, wie die Neger und eben so gesunde und tüchtige Arbeiter, dieselben zugleich an Intelligenz weit übertreffen. „Die Einschiffungen nahmen in Ostindien, in Folge dieser Präliminarien, ihren raschen Fortgang, und waren in Kalkutta und Madras bis zum 20. Oktober 1845 bereits 16 Schiffe unter Charter von London aus dort hingeschickt, um 3978 Coolies nach Georgetown, Demerara, zu bringen, welche spätestens bis zur Mitte Februars 1846 dort einzutreffen bestimmt waren. Ueber den ferneren Verlauf dieser Unternehmung, ob diese Einwanderer den Erwartungen entsprochen haben, ist leider noch Nichts kund geworden, und steht das eigentliche Resultat noch zu erwarten. Manche Zweifel müssen sich Einem jedoch über das vollkommene Gelingen aufdrängen." Die Hauptfrage ist nämlich auch hier, kann an eine Verschmelzung mit den weißen Europäern gedacht werden? So lange sich hier noch immer ganz fremdartige Racen gegenüberstehen, muß entweder eine Art von Sklaverei fortbestehen, oder endlich eine Theilung des Landes unter die unvereinbaren und von einander streng geschiedenen Racen erfolgen.

Um Brasilien vor dem Schicksale zu bewahren, am Ende ganz, wie Hayti in die Gewalt der an Zahl dort schon weit überwiegenden Schwarzen zu fallen, wäre allerdings nichts passender, als eine Einwanderung weißer Menschen aus dem übervölkerten Europa. Allein die Zustände in Brasilien müßten erst von der Art seyn, daß man freiwillig dahin auszuwandern sich entschließen könnte. Alle Anwerbungen unter trüglichen Versprechungen helfen hier nichts. Brave Familien kommen dadurch nur ins Unglück und Gesindel verdirbt vollends allen später kommenden den Kredit. Nach den Vereinigten Staaten wandern unzählige Deutsche aus, weil sie dort schon Verwandte und Bekannte und geordnete Verhältnisse finden. In Brasilien aber erwartet den Deutschen eine ganz fremde, mißtrauische und feindliche Welt. Wenn man aber die Brasilianer mißtrauisch findet gegen deutsche Einwanderer, so darf man sich darüber nicht

Digitized by Google

wundern. Brachte der Major Schäfer doch einmal ganze Schiffsladungen mit, in welchen sich die Zuchthäuser Mecklenburgs entleert hatten. Kaum war diese auserwählte Gesellschaft ans Land gestiegen, so fing sie zu stehlen, zu rauben und zu betteln an, und die überraschten Brasilianer, welche die nähern Umstände ihrer Herkunft nicht kannten, bildeten sich nun ein, die ganze deutsche Nation bestehe aus Spitzbuben.

Kriminalgeschichten.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1847.

In diesem neuen Bande der schätzbaren Sammlung stehen wieder einige politische Prozesse denen voran, in welchen nur gemeine Verbrechen vorkommen. Zuerst eine ausführliche Berichterstattung über die berüchtigte Höllenmaschine, durch welche Napoleon, als erster Konsul, auf der Straße zerschmettert werden sollte. Das Komplott ging bekanntlich von den Royalisten aus, denen jedoch auch Jakobiner behülflich waren. Die Frechheit erregt dabei mehr Erstaunen, als die Liſt. — Der zweite große Prozeß betrifft die bekannte Verschwörung des General Mallet, während Napoleon in Rußland war. Dieser an sich unbedeutende Vorgang iſt sowohl durch die Keckheit des Generals, als durch die Illusion Napoleons ausgezeichnet, da der letztere eine ganz übertriebene Furcht vor einem Aufstand in seinem Rücken hegte und daher auch dem wahnsinnigen Unternehmen des General Mallet eine viel größere Bedeutung beilegte, als dasſelbe verdiente. — Der dritte Prozeß betrifft den Chevalier de Guaault, einen Royalisten, der im Jahr 1814 zu frühe in der Stadt Troyes die weiße Kokarde aufſteckte und von dem dahin zurückkehrenden Kaiser Napoleon vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wurde. Napoleon begnadigte ihn zwar auf dringende Bitte der Familie, aber die Hinrichtung war schon vollzogen.

Wir werden nun von Frankreich nach England versetzt, um den berüchtigten Rob Roy, den Walter Scott als Romanhelden benutzt hat, in seinem geschichtlichen Auftreten kennen zu lernen. Diesem nur kurzen Charakterbilde folgt wieder ein sehr langer, aber auch sehr interessanter französischer Prozeß, dessen Gegenstand dießmal nur ein gemeines Verbrechen bildet. Es iſt die Ermordung des Herrn von Marcellange, durch einen Bedienten, der ohne Zweifel im Solde, wie im engsten Vertrauen, der von dem Ermordeten getrennten Gattin und ihrer intriganten Mutter stand. Es handelte sich darum, einen lästigen Ehemann bei Seite zu schaffen und das Gut für sich oder vielleicht auch für einen begünstigten Liebhaber zu behalten. Ein nicht sehr ausgezeichnetes, öfter vorkommendes Verbrechen, das aber im vorliegenden Falle ein besonderes Interesse erhielt durch die Zeugeneinträgen und durch die ganz eigenthümlichen Sitten und Charaktere des Landvolkes aus der Gegend von Puy, wo sich die Handlung zutrug.

Den Beschluß machen die Prozesse, welche die Ermordung zweier unserer berühmtesten Landsleute zum Gegenstand hatte, nämlich die des trefflichen Malers v. Kügelchen in Dresden, der beim Nachhausegehen von seinem Landhause in die Stadt von einem Soldaten brandt und erschlagen wurde, und des weltberühmten Winckelmann, der auf der Heimkehr von Wien nach Italien unterwegs in Triest von einem gemeinen Italiener, den er unvorsichtigerweise seine goldenen Schaumünzen hatte sehen lassen, jämmerlich umgebracht wurde. Der erste Prozeß iſt noch dadurch merkwürdig, daß ein einfaltiger Soldat, der zuerst als angeblicher Mörder Kügelchens verhaftet wurde, die That eingestand, ohne sie wirklich begangen zu haben. Auch im zweiten Prozeß kommen in den Nebensachen Seltsamkeiten vor. Der flüchtige Mörder Winckelmanns blieb nämlich, obgleich er nur halbangeschossen, ohne Hut und blutend durch die Stadt und auf belebten Straßen entfloben war, lange unentdeckt, weil ihm alles nach italienischer Weise durchhalf, sogar öffentliche Beamte.

Literargeschichte.

Rousseau, Goethe, Byron, ein kritisch-literarischer Umriß aus ethisch-christlichem Standpunkt, von Elise von Hohenhausen, geb. v. Ochs. Kassel, Hotop, 1847.

Frau von Hohenhausen verlor ihren Sohn bekanntlich durch Selbstmord, und die Veranlassung zu dieser That war der Weltschmerz oder die Europamüdigkeit des kaum zwanzigjährigen Jünglings. Man kann es nur natürlich finden, daß die tiefgebeugte Mutter seitdem schon mehrmals warnende Worte in die jugendliche Welt hat ausgehen lassen, sich vor ähnlichen Verirrungen zu hüten, und daß ihr Gram den tiefen Spuren der Irrreligiosität nachwühlt, die durch die ganze neuere, namentlich die politische Literatur gegangen sind. Sie greift hier Rousseau, Goethe und Byron heraus, um an ihren Werken jene verderblichen Spuren zu zeigen. Sie zeigt, welche Herzensschwäche und Weichlichkeit sei Rousseau, welche eitle Triebe und Gelüste sei Goethe, welche freche Auflehnung gegen Religion und Sitte sei Byron entschuldigt, beschönigt, gepriesen und allgemein üblich geworden seyen. Sie hat hierin nun allerdings nicht Unrecht, allein jene Dichter und ihre Werke standen nicht allein, noch gaben sie ihrer Zeit die Richtung an. Sie standen vielmehr in innigem Zusammenhange mit der Bewegung der Geister überhaupt und wenn man ihr bewundernswürdiges Talent allein als ihr Eigenthum betrachten und ehren muß, so darf man ihre sittliche oder vielmehr unsittliche Tendenz mehr auf die allgemeine Rechnung des Jahrhunderts schreiben. Deßhalb kann auch eine sittliche Kritik des Unsittlichen in der Poesie wenig oder nichts fruchten. Das Uebels Quelle entspringt anderswo, als bei den Dichtern. Was kann man mit Grund den Dichtern vorwerfen, wenn im vorigen Jahrhundert die Höfe und der Adel mit dem Beispiel der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit voran gingen; wenn der Staat als solcher sich feindlich der Kirche gegenüberstellte, wenn die Philosophie alle Theologie entehrlich zu machen suchte und am Ende wirklich faß abscheidirte ꝛc. Man kann daher auch die sittliche Reform nicht bei den Dichtern beginnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 24. Dienstag den 4. April 1848.

Länder- und Völkerkunde.

Die Battaländer auf Sumatra. Im Auftrage des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien 1840 und 1841 untersucht und beschrieben von Franz Junghuhn. Zwei Theile, mit vielen Tafeln. Berlin, G. Reimer, 1847.

Der Verfasser hält sich seit eilf Jahren in Java und Sumatra als Arzt auf, genießt das volle Vertrauen des niederländischen Gouvernements, reiste in dessen Auftrag und hatte somit die günstigste Gelegenheit, über die noch wenig oder gar nicht bekannten Verhältnisse Sumatras Aufschluß zu geben. Im Jahr 1845 erschien zu Magdeburg bereits die Beschreibung seiner Reisen durch Java.

Im vorliegenden zweiten Werke schildert er vorzugsweise Sumatra und zwar den Theil dieser Inseln, den die als Menschenfresser berüchtigten Battas bewohnen. Indem er anderthalb Jahre nach allen Richtungen unter ihnen herumreiste, lernte er Land und Volk aufs genauste kennen; leider aber war es ihm nicht verhattet, noch tiefer in die große Insel einzudringen, von der noch sehr bedeutende Landstrecken so gut wie unbekannt sind. Gleichwohl hat sich Herr Junghuhn bemüht, aus dem Bekannten allgemeine Schlüsse zu ziehen und uns somit ein Gemälde des Ganzen wenigstens in Umrissen anzudeuten.

Hier tritt uns nun zunächst die (zuerst von Junghuhn bemerkte) höchst auffallende Gebirgskonstruktion des großen Inselandes entgegen. Von der Küste aus betrachtet, fallen die mannigfachen Berge und Vulkane auf. Reist man von der Küste ins Innere, so staunt man über die wunderbaren Thäler, deren breite waagrechte Sohle plötzlich auf beiden Seiten in rechten Winkel durch steile Bergabhänge abgeschnitten wird. Ein ungeheures Thal dieser Art läuft 100 geographische Meilen lang in schnurgerader Richtung der Küste parallel. Dringt man aber noch tiefer ins Innere, so steigt das Land immer höher an, indem die Gebirge sich verflachen und die Mitte der Insel ist ein doppeltes ungeheures Plateau, das nördliche von Malaien bewohnt, das südliche das uralte Centralland der Battas.

Ueber jenes große Thal, dessen Gleichen nicht wieder auf Erden vorkommt, sagt der Verfasser Theil I. S. 33: „Das große Parallelthal von Mittelsumatra zieht sich in einer schnurgeraden Linie, genau in der Richtung von N. 40½° gen W., nicht weniger als hundert geographischen Minuten lang ununterbrochen hin, hat überall eine mittlere (südwest—nordöstliche) Breite seiner flachen Thalsohle von 4, und seiner einfassenden Bergfirsten von 12 Minuten, und endigt sich eigentlich erst 5' nordwestlicher als der angegebene Punkt bei Tobing, in der Spitze des Lubu Rabja, dessen Gipfel man von der Wasserscheide zwischen Bondjol und Kotta tenga, als die Grenzmarke der Battaländer (105 Minuten entfernt), ohne Zweifel eben so gut wird erblicken können, als ich vom Gipfel dieses Berges faß in derselben Richtung durch das Längenthal herab den noch weiter, nämlich 123 Minuten entfernten Gipfel des Merapi sah und visirte. Merkwürdig ist es, daß diese Richtung, nach den besten seitherigen Bestimmungen und kartographischen Angaben, genau mit einer Linie zusammenfällt, die man von dem äußersten Südostende der Insel an der Sundastraße, und zwar von der mittelsten der 3 Landspitzen daselbst, dem Tanjong Kawantara, bis zum Tanjong Batu im Osten von Asjin zieht, und welche (900 Minuten lang) wahrscheinlich die wahre Längenare der ganzen Insel ist. Etwas länger ist die von der äußersten Spitze der Insel, vom Asjinkap bis zu der östlichsten der drei Lampongspitzen, Raja bassa, gezogene Diagonal-Linie; sie mißt 925 Min. Länge und ist nach N. 42° gen W. gerichtet. Jene Richtung von N. 40½° gen W. ist in der That die Streichungslinie der Mehrzahl der Gebirgsketten Sumatras. Merkwürdig ist es ferner, daß diese Linie auch die Richtung angibt, in welcher die Ströme des Centralhalbes fließen, und daß sie fast alle in der Thalsohle liegenden Hauptörter entweder genau schneidet, oder doch dicht bei ihnen vorbei läuft, eben weil diese Oerter in der Mitte des Thales nahe an den Centralbächen gegründet wurden. Auf jeder Seite ist das Thal von einer einfachen Bergkette eingefaßt, welche beide Bergketten unter einander und mit der Längenare des Thales parallel, zwar viele Krümmungen und Einbuchtungen wahrnehmen lassen, und sich an einigen Stellen bis auf 8 Minuten nähern, an andern bis zu 15 Minuten von einander entfernen, dadurch jedoch weder die Totalrichtung des Ganzen stören, noch die mittlere angegebene Breite der Thalsohle von 4, und der obern Thalöffnung oder der Entfernung der 2 Bergfirsten von einander von 12 Minuten, merklich verändern. Es gleicht also dieses Thal einem riesenmäßigen, geradlinigen Kanale, einem Troge. Da es als ausgemacht betrachtet werden kann, daß die meisten Thäler nicht, wie die frühere Lehre der Neptunisten angab, durch Auswaschung entstanden sind, sondern durch Aufreißung ihrer Wände beim Emporbrängen des damals feurig-flüssigen Trachyts, so ist es seinem Zweifel unterworfen, daß die auf den vorigen Seiten angedeuteten Winkelverhältnisse der trachytischen Bergketten und Bergrippen kein Ergebniß des Zufalls sind, sondern durch ein tiefes, bis jetzt noch nicht bekanntes Naturgesetz auf Sumatra hervorgerufen sind, dessen weitere Ergründung (wenn ich mich nicht irre) die wichtigsten Resultate für die Geologie und Erdkunde dieser Insel herbeiführen im Stande ist." — Die hier

Digitized by Google

bezeichnete Thalbildung nach rechten Winkeln kommt überall auf Sumatra vor. „Wir können Tobah nicht verlassen, ohne noch einen Rückblick auf seine kanalartigen Flußthäler zu werfen — Wir haben solche Thäler mit breitem, flachem Grunde und steilen Seitenwänden (die mehr oder weniger senkrecht sind), schon kennen lernen in Siepierek und im Hochlande von Marantjar, und fanden auch bei Baweah ist eine Annäherung an dieselben. Dort bemerkten wir schon, daß sie überall auftreten, wo Hochländer sich ebnen, horizontal werden, und wo aus nahen Gebirgen die Bäche mit einem starken Falle in diese Hochebenen hinabfließen; — wir können hier noch hinzufügen, daß unter dieser Bedingung sich jedesmal tief eingeschnittene Bachklüfte bilden, wenn die Hochebenen nicht aus festem Gestein, sondern entweder aus Konglomeraten, wie Siepierek und Marantjar, aus Konglutinatmassen vulkanischen Ursprungs, oder, wie Tobah, aus weichem Sandstein oder weichen Thonerdeschichten bestehen. Die regelmäßigsten dieser Klüfte, aber die am wenigsten tiefen, sind die zwischen Thonschichten und Sandstein ausgeschnittenen in Tobah; ihr Grund ist ganz ebenso flach und ihre Wände senkrecht, ihr Durchschnitt gleicht einem Rechteck: die in Nord-Siepierek sind viel tiefer, die zu 300 Fuß, und haben terrassenförmige Wände, die sich nicht auf einmal, sondern in mehreren Absätzen senken; — die tiefste von allen aber, die ich angetroffen habe, ist die romantische Kluft des Malakkut im Hochlande von Marantjar, das sie 700 Fuß tief durchschneidet. Ihre, sowie die Eigenthümlichkeit aller übrigen, ist, daß sie den Zusammenhang der Fläche plötzlich unterbrechen, und sich von einem flachen Rande auf einmal und scharf begrenzt hrabklaffen, und sich dann unten wieder ausbreiten; aber hierin, in dieser steilen Beschaffenheit der Wände und der flachen Sohligkeit ihres breiten Grundes, liegt gerade das Merkwürdige und Eigenthümliche dieser Plateau-Flußtanäle."

Der Küstenstrich ist sehr heiß und schwül, wie es in jener Zone nicht anders sein kann, daher auch die große Sterblichkeit unter den holländischen Truppen. Die Battäer aber auf ihrem 4000 Fuß hohen Plateau befinden sich sehr behaglich. Die Vegetation ist eine doppelte, wie in den großen Kontinenten, nämlich Urwald und Steppe; die Stelle der Steppen vertritt aber hier der sogenannte Allangheden, mit einer eigenthümlichen Grasart (Allang) bedeckt, wie die Savannen und Prairien Amerikas. Häufig scheint das Allanggras sich nur da eingefunden zu haben, wo früher Kultur geherrscht; in andern Fällen scheint es aber ursprünglich zu sein. Der Urwald wird noch fortwährend durch die Kultur ausgerodet. Jeder Battäer hat neben seiner Wohnung im Dorfe noch eine Art Landhaus mitten in einem Reisfelde, das er im Urwald angelegt. Jedes junge Paar, das sich verheirathet, legt sich ein solches Haus im Walde an. „Diese Häuser sind gewöhnlich von trockenen Reisfeldern, Ladangs, umgeben, und danken ihre Entstehung dem Bedürfniß, jedes Jahr ein neues Stück Grund zur Anpflanzung des Reises zu wählen, und daher in waldreichen Gegenden ein neues Stückchen Waldung zu koppen. Da sich hierdurch bei stark bevölkerten Dörfern der Bezirk des vereinzelten Dorfes immer weiter ausdehnt, und solche Ladangs oft stundenweit vom Dorfe entfernt sind, so haben es ihre Besitzer, um den weiten Weg nicht jeden Tag von Neuem zurücklegen, vorgezogen, ihre Hütten in dem Ladangfelde selbst aufzuschlagen. Solche einzelne Hütten am Rande oder in der Mitte eines kleinen, mit Reis bepflanzten Stückchen Grundes, auf dem die frischgelegten Baumstämme noch regellos umherliegen, findet man daher oft mitten in der Urwaldung, wo sie kleine, offene Plätzchen bilden, die den Wanderer freundlich ansprechen, mit den Gruppen ihrer Pisangs, ihrer Papayans, ihrer Nanka- und Durioobäume, die sich zugleich mit ihnen angesiedelt haben. Auch die treuen Begleiter der Battäer, Hühner, Hunde und Schweine, stellen sich allmählig in ihnen ein und bilden eine belebte kleine Kolonie in der Wildniß. — Den unwillkommenen Besuch von Elephanten pflegt man mit langen spitzen Bambusstäben abzuwehren, die man, schief mit ihrer Spitze nach außen gerichtet, in geringen Entfernungen von einander in die Erde steckt und damit das bebaute Feld und dessen Hütten rings umgibt. — Zuweilen entfernen sich solche Wohnungen sehr weit von der ursprünglichen Heimath ihres Dörfchens, besonders längs der Ufer solcher Flüsse, auf denen einiger Verkehr mit Kähnen stattfindet. Theils wegen der wilden Thiere, namentlich der Elephanten, theils wegen der Ueberschwemmungen, die im Stromthale solcher Flüsse, z. B. des E. Lumut, Buruman, oft einzutreten pflegen, sind dann diese Häuser (die verlassen in der Mitte weiter Umwaldungen liegen) sehr oft auf Bäumen erbaut, nämlich auf der Gabel- oder Quirltheilung einer Baumstammes, dessen Mitteläste man gekappt hat, während man die Aeste des Umfanges hat stehen lassen, um das Häuschen in seiner Mitte zu umgrünen und zu beschatten. Auf 25 bis 30' hohen Leitern steigt man zu diesen grünen Luftschlößchen hinauf, von deren Höhe herab der Battäer sein kleines Padri- und Zagenfeld zufrieden überschaut. Wenn einige Höhne darin krähen, so ist er reich. In seiner Nähe auf Baumzweigen, die im Begen fast bis in den Strom hinab hängen, schaukeln sich die geselligen Affen. Er sieht gern ihrem harmlosen Spiele zu und ist befreundet mit allen Thieren der Wildniß; Stenopexrten und langgeschwänzte Sciuri kriechen und springen vor seinen Augen in den Bäumen umher, Elephanten haben sich ungestört im Flusse, Galeopithei umflogen des Abends seine Hütte, Schaaren von Kalongs (Pteropus edulis) ziehen über sein Haupt, Rudel von Hirschen durchstreifen den Wald, und kein einziger Feind, den er zu tödten sucht, ist der Legnan (Crocodilus Leguanus), der seine Hühner stiehlt, und der im Klagaschilfe und im Gebüsche lauschend am Ufer liegt."

Die Flora der Insel beschäftigte unsern naturkundigen Reisenden viel. Er hatte das Glück, die erste Fichtenart in dieser Zone zu entdecken. „Fehlt doch in ganz Südamerika, trotz der Höhe der Andenkette, die Fichtenform, — und ist noch nirgends unter den Tropen eine eigentliche Pinus entdeckt! — Die südlichsten Länder, wo Fichten wachsen, sind, wie bekannt, Japan, Fotieng in China, das Himalayagebirge und Merike, aber alle diese Länder liegen anerkannt der Tropici, und nur auf den Hochebenen Merikos steigen sie bis zu 16° nördlicher Breite herab. Ob in Cochinchina, nach Loureire (Flora Coch.), echte Fichten wachsen, ist zweifelhaft. — Auf den Sundainseln, so wie auf den Arden von Quindiu kommt nur eine den Fichten verwandte Form, nämlich die Gattung Podocarpus vor; — in Brasilien erlegt Araucaria imbricata die Form der Fichtenhölzer: — auf Amboina kommt keine Fichte vor, denn die Pinus Dammara, Rumpf. (Agathis loranthifolia Salisb.) weicht eben so sehr durch ihr Fructificationsorgan von Pinus ab, als ihre eiförmigen, lederartigen Blätter himmelweit von den feinen Nadeln der Abietinen verschieden sind. Deßhalb findet sich, meines Wissens, hier in den Battaländern das einzige Beispiel auf der ganzen Welt, einer echten Fichtenart Pinus Sp., nahe unter dem Aequator (Dolof Simanen, 1° 52' nördl. Breite). Ich nannte sie vorläufig Pinus sumatrana." Sie wurde jedoch seitdem zu Ehren des Generalgouverneurs Merkus pinus Merkusii genannt. Der prachtvollste Baum der Insel ist übrigens der berühmte Kampherbaum „wegen seiner säulenförmigen, schnurgeraden, kolossalen Stämme von grauer Farbe und durch seine gewaltige Laubkrone, die hoch aus der Waldrecke hervorragt. Er übertrifft an Dimensionen die Rasamala, den höchsten Baum

Digitized by Google

Javas, — und ist wahrscheinlich der größte des Archipels, wo nicht der ganzen Welt. — Er erreicht eine Höhe von 200 Fuß." Ueberhaupt ist die Natur auf Sumatra von hoher malerischer Schönheit.

Der Reisende wagte sich, mit einigen wohlbewaffneten einheimischen Begleitern, tief in die Gaue der Menschenfresser hinein, fand meistentheils eine gastliche Aufnahme, gerieth aber auch mehrmals in Gefahr und fand endlich überall Schranken seiner Wißbegier. „In Silindong wurde mir das Messen von Sonnenhöhen in einem künstlichen Horizont bestimmt unterfagt, weil dieß pure Zauberei sey; ich wurde dringend gebeten, meinen Sextanten ein- und mich selbst aus dem Lande zu packen. — Dann kommt die gebirgige Umwegsamkeit des Landes; man kann keinen Schritt weit anders, als zu Fuß kommen; — in einem Tage muß man zuweilen 30 bis 40 Bäche, wovon einige (in der Thalsohle ausgetretene) sehr warm, und andere gleich darauf (dicht am Bergfuße fließend) eiskalt sind, durchwaten und, wenn man bis an die Achseln im Wasser steht, seine Instrumente über dem Kopf emporhalten. — In den Wäldern ist man über Tag von kleinen Springbutzgen geplagt, die sich zu 20—30 an alle Theile des Körpers zugleich anhängen und durch die Fußkleider hindurchstechende schmerzhafte Geschwüre erregen, und des Nachts von Mosquiten. Endlich muß man bei allem diesen noch stete Sorge auf persönliche Sicherheit verwenden, und selbst des Nachts in den Hütten, wo man ein hartes Lager mit etwas Mais und Bataten findet, wenigstens sechs Gewehre geladen und mit seinen Bedienten abwechselnd Wache halten, um die Eingebornen durch Furcht zu verscheuchen; — berücksichtigt man alle diese Schwierigkeiten, so wird man mit den Mängeln dieser Karten wohl einige Nachsicht haben können." Auf S. 248 des ersten Bandes erzählt der Verfasser, wie er einmal von einem besartigen Häuptling gefangen wurde. Da er inzwischen zehn Gewehre führte, brach er mit seinen Begleitern sich gewaltsam den Weg und entfloh in eine dichte Wildniß. „Die erste Nacht, welche auf diese Flucht folgte, war ein Bivouac am Ufer des Eik Suha, mit leerem Magen an einem verglimmenden Wachtfeuer von Allang und Cafuarinenzweigen. — Am zweiten Abend, wo ich glücklich Bamber Naher erreicht hatte, bot man mir Hungrigen — Menschenfleisch an, von zwei Gefangenen, die man den Tag vorher geschlachtet hatte."

Herr Junghuhn suchte sich über die Theile der Insel, die er nicht selbst besuchen konnte, wenigstens einige Nachrichten zu verschaffen, doch sind sie nur spärlich, da die Battäer bei ihrem Absichließungssystem von dem, was außer ihren Grenzen liegt, nichts wissen. Es wird die Vermuthung ausgesprochen, mehrere bisherige geographische Annahmen in Bezug auf Sumatra dürften irrig seyn. Die Höhen der Insel sind sehr viel mit Nebel bedeckt, und wenn dieser niedersinkt, erscheinen die Thäler und Plateaux wie große Seen. „Vielleicht daß der „Tobah kake" auf Raffles Karte durch eine solche optische Täuschung des Reisenden entstanden ist, da dieses Nebelluch aus großer Ferne erblickt; denn da, wo dieser See bei Raffles angegeben ist, von 1° 35' bis 2° 20' nördl. Breite, dehnen sich in der That die von mir bereisten Grasfluren Nord-Silantonns und Götz-Tobahs aus, und ein wirklich vorhandener, aber kleiner See, Gkl Dabo, liegt viel weiter gegen Norden."

Während der erste Theil des Werkes die Naturverhältnisse erörtert, beschäftigt sich der zweite ausschließlich mit dem Volke. Herr Junghuhn fand die Battäer bei weitem besser, als ihr Ruf sie erwarten ließ, trotz ihres Kannibalismus. Er faßt sein Urtheil über sie Theil II. Seite 275 in Folgendem zusammen: „Wir haben gesehen, daß sie nach ihrer Schädel- und Gesichtsbildung, so wie sich diese in den unvermischten Zünften in Todah aussprichi, nicht zu der Malaienrace, noch viel weniger zu der mongolischen gehören können, da sich die Eigenschaften ihres Körperstammes mehr der hindu-kaukasischen Race nähern, und sindem sie durch mehr ovale, regelmäßige Gesichtszüge und schönere Formen (als die der Malaier) den Europäer für sich einnehmen. Sie haben ihre eigene Schrift, sie verfassen Bücher, sie haben feste, zum Theil zweckmäßige Gesetze, die strenge befolgt werden; sie sind sanft von Charakter, äußerst gutmüthig und dankbar für genossene Wohlthaten, sie sind gute Freunde und unverbrüchlich in ihrer Treue; sie lieben Musik und haben einen gewissen Sinn für stille Beschäftigungen und für friedsame Künste; sie weben hübsche Kleider und bauen große starke Häuser mit künstlichem Schnitzwerk an den Balken, sie verstehen Metalle zu bearbeiten und verschiedene Metalle mit einander zu verschmelzen, sie brechen Eisenerz; sie sind nicht blind-wüthend in ihren Leidenschaften, sondern überlegen alles was sie thun; sie schicken jeder wichtigen Handlung eine wohlgemessene Rede voraus; sie beraihen alle ihre Angelegenheiten in öffentlichen Volksversammlungen, und — essen Menschenfleisch."

Was die Race betrifft, so erörtert der Verfasser sehr ausführlich die charakteristischen Unterschiede der Battäer von den „afrikanischen" Malaien und von den noch tiefer stehenden schwarzen Negriten als einer durchaus edlen Race, als eines Mittelgliedes zwischen der malaischen und kaukasischen Race. Er nimmt demnach drei Urvölker Polynesiens an, die edlen und auch an Farbe lichtern Battäer (deren Mädchen vor Scham erröthen können, was dem Verfasser nicht selten eine süße Sehnsucht nach der nordischen Heimath weckt), die braunen Malaien und die schwarzen Negriten. So weit die Sage der Battäer reicht, sind sie auf dem Hochplateau Sumatras zu Hause und haben sich von dort ausgebreitet; von einer Einwanderung oder von einem mitgebrachten etwa indischen Kultus finden sich keine Spuren. Das brahmanische Kastenwesen ist den Battäern so fremd, wie der Buddhakultus. Sie haben eigentlich gar keine Religion, ausgenommen den Glauben an böse Dämonen, von denen alle Krankheiten kommen, und an Geister Verstorbener, die auf Berggipfeln wohnen.

Auch leben sie noch in einem patriarchalischen Urzustande, in Familien und Gemeinden, denen ein Radjah mit sehr geringer Gewalt vorsteht. Die Radjahs sind von einander selbst unabhängig und oft in Fehde, was den Holländern die Unterwerfung des Landes sehr erleichtert. Es kam vor, daß von zwei feindlichen Radjahs jeder in eine andere Faktorei der Holländer ging, sich derselben unterwarf, um mit ihrer Hülfe den Feind zu überwältigen, und sich sehr ärgerte, als er hörte, daß der andere es auch so gemacht habe und daß beide Faktoreien unter Einer Regierung stünden. Herr Junghuhn macht darauf aufmerksam, daß die Unterwerfung sämmtlicher Battäer unter Holland gar keine Schwierigkeiten darbiete, weil alle einzelnen Gemeinden das Bedürfniß fühlten, sich zum eigenen Schutz an eine stärkere Macht anzuschließen, und weil ihr Hauptfeind die muhamedanischen Malaien seyen, gegen welche sie bei den Holländern Schutz suchen und finden. Dabei ist ein anscheinend kleiner Umstand doch von Wichtigkeit, nämlich daß die Battäer die ihnen unentbehrliche Schweinezucht unter den Christen fortireiben dürfen, während sie ihnen unter Muhamedanern nicht gestattet ist. Doch legt Herr Junghuhn das meiste Gewicht auf die edle Gesinnung und Bildungsfähigkeit der Battäer, welche sie geneigt machen, sich den gebildeten Europäern anzuschließen, während die Javanen ewig ein niederträchtiges Sklavenvolk bleiben werden, das sich nie zu europäischer Höhe erheben könne. Indem er den Charakter der Battäer mit dem der Javaner vergleicht, kann er die ersteren nicht genug loben. „Der Javan besitzt zwar auch einen

Digitized by Google

Schrift von Gutmüthigkeit; diese liegt jedoch bloß in seinem äußern Wesen und ist nicht innig, überhaupt schnell vorübergehend; man würde daher auf Sandgrund bauen, wenn man sich auf solche Ergüsse der Herzlichkeit eines Javanen verlassen wollte; auf den Battäer aber, sobald er einmal sein Wort der Freundschaft oder Zuneigung gegeben hat, kann man sicher rechnen. (Ich habe mich wenigstens dabei nie betrogen. Der Javan ist weder dankbar gegen seine Landesgenossen, noch gegen Europäer. Wenn z. B. ein Bediente von seinem europäischen Herrn Wohlthaten genoß und, krank, Jahre lang von diesem gepflegt wurde, so wird er später, wenn er sich nach Veränderung sehnt (ohne andere Ursachen), seinen Augenblick Bedienten tragen, diesen seinen Herrn, selbst wenn derselbe krank und hülflos ist, zu verlassen. In dieser Beziehung steht der Javan (dies ist eine traurige Wahrheit!) unter demjenigen Geschöpf, das schon Linné mit dem Ehrennamen „fidelis" belegte. Wenn der Battähäuptling Jemandem seine Freundschaft und Beihülfe versprochen hat, so wird er diese zum Trotze der ganzen Welt verleihen, so lange sein Kampong nicht in der Asche liegt."

Die Battäer haben eine sehr merkwürdige Schrift. „Sie schreiben von unten nach oben, stellen nämlich ihre Zeichen in gerader Reihe von unten nach oben über einander, so daß die zweite Reihe rechts neben die erste zu stehen kommt und wieder von unten angefangen wird u. s. f. Daher ist der Anfang auf jeder Blattseite unten und links, das Ende oben und rechts. Bei ihrer gegenwärtigen Schreibmethode auf Bambus wählen sie am liebsten grünen Bambus, weil diese grüne Färbung nur ganz oberflächlich ist und weil deßhalb die, 1/6 bis 1/5 Linie tief eingeferbten Charaktere weißlich-hell auf dem dunkeln Grunde deutlicher hervortreten." Der polnische Graf Potocki brachte ein Manuscript dieser Schrift, ohne ihren Ursprung zu kennen, aus China mit und schenkte es dem Kloster Krzemienicz, von wo es nach Kiew kam. Niemand wußte, was für eine Sprache es enthalte, bis man entdeckte, es sey die der Battäer. „Köppen erhat sich eine Probe der Batta-Schrift aus England und fand durch sie, daß sie dieselbe mit der des Kiewer Mscr. sey. Der Professor Dorn machte ihm einige Mittheilungen über die Batta-Sprache: jedes dritte Wort sey mit dem malayischen verwandt; die Schrift- und die Hofsprache ständen dem Malayischen näher als die Sprache des Volks; die Sprache enthalte keine arabische Wörter, aber mehr Sanskritwörter als die malayische." Diese Notiz rührt nicht vom Verfasser, sondern vom deutschen Herausgeber her, der demnach die Behauptung des Herrn Junghuhn, als sey die Battasprache von der malayischen ursprünglich verschieden, für nicht stichhaltig hält. Uebrigens enthalten die beiliegenden Tafeln mehrere Schriftproben.

Sehr interessant, wenn auch ebenfalls vielleicht zu gewagt, ist die Vermuthung des Verfassers, es möchten auf der großen Insel Borneo, etwa auch auf den muthmaßlichen Hochebenen des Innern Stammverwandte der Battäer leben. Es ist jedenfalls sehr dankenswerth, daß er übersichtlich alles zusammenstellt, was er von der Verbreitung der drei schon bezeichneten Racen Battäer, Malaien und Nigritten, weiß, und daß er die Inseln und Landstriche bezeichnet, deren Bewohner wir erst noch kennen lernen müssen. Zu den am wenigsten bekannten Inseln gehört namentlich auch noch Neu-Guinea.

(Schluß folgt.)

Roman.

Die Klubbisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich König. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Der Dichter hat sich alle Mühe gegeben, ein treues Sittengemälde in dem kühlen, aber hellen Silberton eines nüchternländischen Genrebildes auszumalen. Zuweilen scheint er sich sogar Goethe's klare und ruhige Erzählungsweise zum Muster genommen zu haben, wie er denn auch Goethe selber redend einführt und mit Georg Forster Gespräche abhalten läßt. Indeß paßt der Inhalt und die Tendenz nicht ganz zu dieser Sprache. Die Sprache ist von der geistigen Vornehmigkeit nur entlehnt, um damit bei entschieden radikaler Gesinnung wundersam zu kokettiren. Eine Wunderssamkeit, in der übrigens Herr König nicht zuerst excellirt, denn schon lange vor ihm hat der deutsche Sanculotismus seine Beelichtheit in die Goethe'schen Formen kund gegeben und dem vornehmen Altmeister, mit einer rothen Mütze auf dem Kopf, wie einem Großpapa geschmeichelt, den man allein verschont, während alle andern Alten, die Priester und der Adel, die Könige und Gott im Himmel selbst „über die Klinge springen" müssen. Sofern Herr König ein ganz naturtreues Sittengemälde geben wollte, hätte er auch nicht so unbedingt für die Mainzer Klubbisten Partei ergreifen müssen; ja er hätte diese Figuren viel charakteristischer und anziehender hinzeichnen können, wenn er sie nicht idealisirt, ihnen zum Theil sehr faden Kosmopolitismus nicht gehuldigt und ihren Vaterlandsverrath nicht beschönigt hätte. Wir verlangen nicht von ihm, daß er dem Regiment unter dem alten Mainzer Kurfürsten hätte das Wort reden oder dessen tiefe Korruption entschuldigen sollen; wir verlangen eben so wenig, daß er den preußischen Stock und Zopf der damaligen Zeit mit der Ehre und dem Interesse deutscher Nation hätte identificiren sollen; aber wenn er die Menschen und Dinge ganz so schildern wollte, wie sie waren, so verlangen wir, daß er auch den Zopf an den Mainzer Klubbisten hätte sehen, und daß er nicht nur Georg Forsters unpatriotische Verirrung, sondern auch die Seichtigkeit und Fadheit der andern damaligen Mainzer Weltverbesserer hätte schildern müssen. Das hat er vermieden und so hat er denn kein treues Sittengemälde der neunziger Jahre, sondern nur einen kokettirenden politischen Parteiroman zu Stande gebracht.

Die behagliche Sprache, die, wie wir schon bemerkt haben, zuweilen Goethisch seyn zu wollen scheint, fällt leider auch zuweilen in sehr ungoethische Breite. Da lesen wir z. B.:

> Lebe wohl, ewige Ides,
> Gott führe dich, mein Karl Franz!
> Gelobt sey Jesus Christ, Herr Baron,
> Gut' Nacht, Schwester Beatrix!

oder:

> Freund, habt ihr keine Geliebte, keine Braut zu Hause?
> Nein, Bürger!
> Aber doch eine Schwester?
> Ja, Bürger!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 25. Sonnabend den 8. April 1848.

Naturkunde.

Die Entstehung und Ausbildung der Erde, vorzüglich durch Beispiel aus Rheinland-Westphalen erläutert. Gesammelte populäre Flugblätter vom Geh. Bergrathe Prof. Dr. J. Nöggerath. Stuttgart, Schweizerbart, 1847.

Ein zusammenhängendes Ganzes aus Vorlesungen und Zeitungsartikeln muthwisch zusammengesetzt. Das Hauptinteresse ziehen die vulkanischen Gebilde im untern Rheinlande auf sich, woran der Verfasser eine Erörterung der Erdbildung oder Urgeschichte der Erde überhaupt anreiht.

Zuerst entwickelt er in einem sehr klaren Vortrage die bekannte und jetzt fast allgemein angenommene Theorie, derzufolge die Erde, innerlich noch immer glühend, erst allmählig auf der Oberfläche erkaltet werden ist. Sofern er aber der Bildung der Dämpfe in der Atmosphäre, und dem Kampf zwischen dem aus der Atmosphäre niedergeschlagenen Wasser und der noch glühenden Erdoberfläche eine große Bedeutung zuerkennt, findet er, daß Wasser- und Feuerwirkung bei demselben Material wirksam gewesen sind, weßhalb es z. B. schwer hält, den aus der feuerflüssigkeit gebildeten Thonschiefer von dem neptunisch abgelagerten überall scharf zu unterscheiden. Die ursprüngliche Kruste der auf ihrer Oberfläche erkaltenden Erde wurde durch Niederschläge aus dem atmosphärischen Wasser erhöht, aber auch wieder von innen her zerrissen und durch Ausbrüche feuerflüssigen Granits und späterer vulkanischer Gebilde durchbrochen. Als die Erde genug erkaltet war, um die fortwährenden atmosphärischen Niederschläge als Meer zu tragen, erfolgte die Reaktion des Feuerflüssigen im Innern der Erde theils durch Gebirge, theils durch plateauartige Gesammterhebungen, welche das Meer verrückten und die sogenannten Diluvien veranlaßten. So, nur in großen Grundzügen, wird uns hier die Urgeschichte der Erde hingezeichnet.

Dem folgt eine besondere, sehr anziehende Untersuchung der Meteorsteine, als solcher Minerale, die nicht in den oben beschriebenen Prozeß der Erdbildung gehören, sondern die aus einer fremden Sphäre nur in die unserer Erde hineingerathen sind. Da große Meteorsteinmassen ziemlich tief unter der Erde gefunden werden, müssen solche Steine schon in einer Zeit vom Himmel gefallen seyn, die der gegenwärtigen Bildung der Erdoberfläche vorangegangen ist. Herr Nöggerath schließt sich der Ansicht an, welche die meteorsteinhaltigen Feuerkugeln für Zwergplaneten hält, die in zahlreichen Massen um die Sonne kreisen und in deren Strömung die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne regelmäßig im November eintritt. Wir halten indeß diese Ansicht noch nicht für die unbedingt erwiesene. Eine neuere Hypothese, derzufolge sie eine Art von Erdkometen seyn sollen, dürfte doch wohl auch Berücksichtigung verdienen. Nimmt man an, sie bewegen sich nicht um die Sonne, sondern in einer viel engern, jedoch elliptischen Bahn um die Erde und durchschneiden die Erdatmosphäre nur in ihrer Erdnähe, so lassen sich dadurch die Novembermeteore zwar nicht genügend erklären, und ihr auffallendes Erscheinen gerade an diesem Zeitpunkt ist der Voraussetzung einer Massenströmung um die Sonne günstiger; allein man ist mit der Rechnung doch noch nicht ganz im Reinen. Viele Jahre lang bleiben die Novembermeteore aus, während sie doch regelmäßig wiederkehren müßten, wenn die Erde jährlich in ihre Strömung einträte. Es ließe sich nun wohl eine Kombination der Erdkometenbahnen mit der Erdbahn in der Art denken, daß an einem gewissen Punkt der letztern eine Mehrzahl jener Meteore in die Erdnähe träten, und wenn es erlaubt ist, in diesen Gebieten zu träumen, so ließe sich demnach von der Bahn, welche die Erde um die Sonne zieht, auch auf die Bahn, welche die Sonne um die Centralsonne zieht, und von den Erdkometen auf die Sonnenkometen ein Schluß ziehen, und wer könnte, wenn die Sonne auf ihrer Bahn um die Alkyone einmal vergleichungsweise da angelangt seyn wird, wo die Erde jährlich im November anlangt, plötzlich durch die Erscheinung einer ungeheuern Menge von Kometen überrascht werden, die sich zur Sonne verhalten würden, wie der Sternschnuppenfall im November zur Erde. Wenns nicht wahr wäre, so wäre es doch schön.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, muß noch erwähnt werden, daß bekanntlich unser deutscher Landsmann Chladni es war, der die Entstehung der Meteorsteine aus den Feuerkugeln nachwies. Die französische Akademie wied diese seine Entdeckung mit Hohn zurück, als der Himmel selbst ihrer spottete und in Frankreich selbst einen ganzen Hagel von Meteorsteinen regnen ließ. Eine Kommission wurde an Ort und Stelle gesandt und Chladnis Voraussetzung in allen Punkten bestätigt gefunden. Aber der französische Stolz ließ nicht zu, dem Deutschen Recht zu geben. Abermals die Miene der Verachtung annehmend, sprach Cuvier in seinem offiziellen Bericht nur von Konjekturen Chladnis, während die Sache selbst erst durch die Franzosen zur wissenschaftlichen Gewißheit erhoben worden sey.

Dann gibt Herr Nöggerath eine gute Anzahl Landschaftsbilder aus den Rheinlanden, woran sich wichtige geologische Fragen knüpfen. Zuerst ein Bild von Oberstein im Nahethal mit seinen reichen Achatgruben. „Die Ansichten über die Entstehung der Achatkugeln und Mandeln, welche in den unmittelbaren Beobachtungen und in den sonstigen physikalischen und chemischen Verhältnissen vollkommen Bestätigung finden, sind von besonderem Interesse. Diese Kugeln und Mandeln sind

Digitized by Google

offenbar ursprünglich leere Räume gewesen, welche zur Zeit, wo die Masse des Melaphyres sich noch in einem mehr oder minder flüssigen Zustande befand, von erpandirten Dämpfen und Gasen erfüllt waren. Die Dämpfe und Gase waren aus der Masse selbst oder aus der Tiefe aufgestiegen. Alle Verhältnisse in der Gestalt der Kugeln weisen auf eine solche Entstehung hin, und es finden sich deren sogar offenbar aus zwei oder mehreren Luft- oder Dampfblasen zusammengesetzt, welche zusammengeflossen sind, als das Gestein schon in seiner Erhärtung begriffen war: denn es ist die Gestalt der einzelnen Blasen theilweise noch an der dadurch entstandenen Vereinigung zu schauen. Die Ausfüllung dieser Blasenräume mit fester Masse, mit Achat u. s. w., ist aber eine spätere; sie ist offenbar eine Einsiehung auf dem nassen Wege, ohne alle vulkanische Mitwirkung entstanden. Bei der Verwitterung der Melaphyre haben die überall in der Erde durchsickernden kohlensauren Wasser die Kieselerde und die Kalkerden der Gebirgsart aufgelöst und nach und nach die erstere in den Blasenräumen abgesetzt. Daher liegen and die verschiedenfarbigen Achatstreifen in lauter dünnen, aber unter einander fest verbundenen concentrischen Schichten in den Kugeln über einander: je nachdem die einfliessenden Wasser etwas anders geartete Bestandtheile enthielten, mehr fleirten sich die daraus abgesetzten Schichten des Achats und Amethystes in ihrer Natur und Färbung, und in ähnlicher Weise entstanden auch die Kalkspathkrystalle im Innern der Kugeln aus aufgelöst gewesener kohlensaurer Kalkerde. In manchen Achat- und Amethystkugeln lassen sich noch die kleinen Infiltrations-Oeffnungen nachweisen, durch welche die Steinbildung bis zum Innern gedrungen ist. Eine grosse Reihe von Phänomenen, welche noch jetzt an den Achatkugeln sichtbar sind, bestätigen allseitig diese Genesis. Der Schreiber dieses hat sie möglichst vollständig gesammelt; zur erschöpfenden Mittheilung an dieser Stelle, wo nur Allgemeines gegeben werden kann, sind sie nicht geeignet, und daher sollen sie den Gegenstand einer gesonderten, wissenschaftlichen Arbeit abgeben." Nicht minder interessant ist, was der Verfasser über die Kunstfertigkeit bemerkt, mit der man neuerdings die Achate bearbeitet, und wodurch auch Licht auf die Alterthumskunde gewerfen wird, da in den genannten Steinarten die schönsten Gemmen der Alten geschnitten sind. „Es ist ein belangreller Vorschritt, den die neuere Zeit in der Behandlung der Achate und anderer ähnlicher Steine gemacht hat, daß man jetzt ihre Farben bleibend erhöhen, verschönern und selbst in andere umwandeln kann. Dadurch vorzüglich hat der Handel mit diesen schönen Producten einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß sie in grossen Mengen in die ganze kultivirte Welt versührt werden. Man kannte früher die Eigenschaft dieser festen und harten Steine nicht, daß sie dennoch eine gewisse Porosität besitzen, wodurch es auf dem Wege eines langwierigen Verfahrens möglich wird, färbende Substanzen in ihr Innere zu bringen, sie damit durch und durch zu durchdringen. Die Weisen dieser Behandlung sind sehr mannigfaltig, und kann ich sie daher hier nicht mittheilen. Aber durch ihre Anwendung verwandelt man jetzt die unscheinbarsten Steine in Onyxe, Sardonyxe, Carneole u. s. w., welche viel schöner sind, als diese irgend im natürlichen Zustande erscheinen. Es werden sogar Steine in Farben dargestellt, welche bei den entsprechenden natürlichen Steinarten gar nicht vorkommen, gewissermaßen also neue Steinarten fabrieirt. Die Griechen und Römer, welche einen so sehr grossen Werth auf solche Steine legten und sie in grosser Menge zu ihren beliebten Cameen benutzten, haben ähnliche Verfahrungsweisen angewendet. Daher ihre prachtvollen Onyxe, deren ursprüngliche Fundorte man später nicht mehr zu kennen glaubte. Der ältere Plinius spricht in seiner Naturgeschichte von solchen Behandlungsarten, denen man die rohen Steine unterwerfen hat."

Hierauf führt uns Herr Nöggerath in das vulkanische Gebiet ein, zuerst zum berühmten Laacher See, den Friedrich Schlegel so schön besungen hat, und der ein uralter Krater ist, in dessen Nähe sich auch noch Mofetten befinden. Dann zu den unterirdischen Mühlsteinbrüchen von Niedermendig und Mayen, welches alte Laven sind; zu den drei vulkanischen Bergen von Siegsburg und dem Rodenberg bei Rolandseck, der ebenfalls nur ein erloschener Vulkan ist. Während der Verfasser an diesem Beispiele die Uegelschichte der Erde überhaupt nachweist, verfehlt er nicht, auch das Landschaftliche und Malerische zu berücksichtigen und malt der Einbildungskraft seiner Leser vor, wie herrlich es müsse ausgesehen haben, als jener Vulkan am Rhein noch seine hohe Flamme über die Umgegend habe aufsteigen lassen.

Von da springt der Verfasser weit nach Osten ab und schildert den ebenfalls sehr malerischen Brand der Steinkohlengrube Fanny in Oberschlesien. „Im Jahr 1823 brach in dieser Grube, wahrscheinlich durch Selbstentzündung der reichen Steinkohlen-Niederlage, Feuer aus, und alle angewandten Kunstmittel haben bisher nicht genügen wollen, um dem unterirdischen Brande Einhalt zu thun; man hat den Berghau der Grube einstellen müssen. Das Feuer brennt noch immer fort, hat einen grossen Umfang gewonnen und schlägt flammend die über die Oberfläche heraus; es gewährt den seltsamsten und frappantesten Anblick. Auf eine grosse Ausdehnung von beinahe einer Achtel-Stunde Länge und ebenfalls sehr ansehnlicher Breite bestehen sich ein paar ganz grosse Vertiefungen, wie enorme Sandgruben, und auf dem Boden derselben steht man zahlreiche kleine, einige Fuß hohe Hügel, oft von langen Spalten und weit geöffneten Schlünden durchzogen. Wenn man das Bild gestalten will, so möchte ich das Ansehen der in ihren Conturen verlaufenden Hügel mit einem auf der Oberfläche im Wellenwerfen erstarrten Meere, mit einer versteinerten wogenden See vergleichen. Die Wellen sind mannigfaltig kolorirt, bald roth, bald gelb, bald weiß in allen Nüancen und im vielfachsten Durcheinander der Mischungen. An Hunderten von Stellen dieses Steinmeeres rauchi es nicht allein in hoch in die Lüfte sich entwickelnden Wolken und Dämpfen, so wie sie ähnlich in der nächsten Umgebung von den vielen Eisenhochöfen, Zinkhütten und Dampfmaschinen aufsteigen, sondern an eben so vielen Punkten schlägt die reine blaue Schwefelflamme hervor, in ewiger Bewegung und unzählige Male ihre Stelle verändernd, und anderwärts wieder gewährt die intensiv-rothe Gluth im Innern der Erde ein prachtvolles Schauspiel." — Daran reiht sich eine sehr einlässliche Schilderung der ausgezeichneten Höhlen des Petersberges bei Mästricht und der noch berühmteren Salzbergwerke von Wieliczka; ferner der Salzbergwerke bei Hallein und Berchtesgaden, wo die schöne Natur wieder mit in die Betrachtung hineingezogen wird, und der Knochenhöhlen im rheinisch-westphälischen Gebirge.

Eine besondere Abhandlung untersucht aus Anlaß des Erdbebens vom 29. Juli 1846 die Natur und Entstehung der Erdbeben überhaupt. Nach dem eben schon Gesagten versteht es sich von selbst, daß sie von der Kraft der Dämpfe hervorleiten sind, die sich im Innern der Erde entwickeln und die theils von unten nach oben excentrisch, theils seitlich linear fortwirken. Das Erdbeben vom 29. Juli war ein excentrisches. „Der Erschütterungskreis dieses Erdbebens hat einen Radius von 35 Meilen, dessen Centrum in die Gegend von S. Goar am Rhein fällt, in welcher die Erschütterungen am stärksten verspürt worden sind. Die äußersten Grenzen liegen gegen Westen bei La Hamaide in der Gegend von Ath in Belgien, gegen Norden in der Nähe der Grenze des Regierungsbezirks Münster, gegen Osten

Digitized by Google

bei Coburg und gegen Süden bei Freiburg im Baden'schen. Nach den Beobachtungen ist das Erdbeben zwar nicht innerhalb des Kreises südöstlich von einer Linie, welche von Freiburg über Stuttgart nach Würzburg und Coburg reicht, verspürt worden. Aber in diesem Raume liegt die rauhe oder schwäbische Alp vor; wahrscheinlich hat es sich gegen diesen Gebirgszug hin aus geworfen, da es sich überhaupt sehr oft ereignet, daß Erdbeben über bedeutende Gebirgsketten nicht hinübersetzen. Eben so fehlt an dem südwestlichen Theile des Kreises ein Stück, in welchem das Erdbeben nicht verspürt worden ist. Hier liegt die französische Jurasormation vor, welche ein gleiches Hinderniß dargeboten haben mag. Endlich hat sich auch gegen Nordwesten der Erschütterungskreis nicht ganz ausgebildet; es ist hier in einer bedeutenden Strecke das Erdbeben nicht beobachtet worden, welche noch in die Kreislinie mit dem Radius von 35 Meilen fällt. Die Ebenen von Belgien und Holland fallen in diesen Raum, der seine Erklärung darin finden wird, daß Erdbeben nur selten in Flachländern mit aufgeschwemmtem lockern Boden sich verbreiten." — An diese Abhandlung knüpft sich eine andere über sogenannte Bergschlipfe und Erdfälle.

Sehr interessant ist ferner die Abhandlung „Holland, ein Geschenk des Rheins." Wie nämlich schon die Alten sagten, Aegypten sey ein Geschenk des Nils, so konnte Napoleon auch von den Niederlanden sagen, sie gehören zu Frankreich, weil sie nur eine Anschwemmung der (damals) französischen Flüsse seyen. Wie viele holländische Erde auf dem Rhein hinuntergeschwemmen ist, erhellt aus den Berechnungen, welche man mit dem Rheinwasser angestellt hat. Dem Engländer Horner gebührt der Ruhm dieser ersten Versuche. Er sammelte bei ganz gewöhnlichen Wasserstande Wasser aus jeder Tiefe des Rheins und maß den davon abgesetzten Schlamm. „Die Menge des festen, feinerdigen Rückstandes, welchen das Rheinwasser enthielt, betrug nach den verschiedenen Umständen und in den verschiedenen Zeiten, in welchen es geschöpft worden war, auf jeden Kubikfuß Wasser 21,10 Gran oder ungefähr den $\frac{1}{29733}$ Theil des Wassers bis 35 Gran oder den $\frac{1}{17500}$ Theil des Wassers. Ueber die durchschnittliche Menge des vom Rheine bei Bonn vorbeigeführten festen Materials stellte Horner folgende Berechnung an. Er nahm hier die mittlere Breite des Flusses zu 1200 Fuß an, die mittlere Tiefe zu 15 Fuß, die mittlere Geschwindigkeit zu $2\frac{1}{2}$ engl. Meilen in einer Stunde und die mittlere Quantität der im Wasser enthaltenen Schlammasse zu 28 Gran auf den Kubikfuß. Als Resultat ergibt sich, daß 145,981 Kubikfuß festes Material als Schlamm in je 24 Stunden vom Rheine bei Bonn vorbeigeführt werden. Berechnen wir dieses auf ein ganzes Jahr, so erhalten wir dafür die Summe von 53,283,065 Kubikfuß." Das gilt nur vom gewöhnlichen Wasser. Im Frühjahr aber und bei periodischen Ueberschwemmungen strömt unendlich viel mehr Schlamm mit fort, ja man hat berechnet, ein Prozent der Wassermasse sey dann Erde. — Sehr richtig ist die Schlußbemerkung Réggerath's, daß die Ablagerung der Erde in Holland früher viel regelmäßiger und naturgemäßer vorgegangen seyn muß, während sie erst durch die Kunstanstalten der Menschen unregelmäßig und gefährlich geworden ist. „Wenn nun auch demnach in einer früheren Zeit, ehe noch die schützenden Dämme bestanden, die Ueberschwemmungen des Rheines häufiger und verbreiteter waren, so mögen sie doch im Allgemeinen weniger verheerend und gefürchtet gewesen seyn, als dieß gegenwärtig in Folge von Deichbrüchen der Fall ist, da das Mißverhältniß zwischen der Stromhöhe und dem angrenzenden Lande noch nicht so groß war. Und darin eben liegt wiederum die Schattenseite unserer künstlichen Vorsichtsmaßregeln gegen das freie Walten der Natur, und die Besorgniß, daß der Vater Rhein für den Zwang, den wir ihm anthun, und dafür, daß wir das Geschenk, welches er uns alljährlich anbietet, verschmähen, sich dereinst noch an unseren Nachkommen rächen werde, ist nur allzusehr gegründet. Hoffen wir jedoch, daß des Menschen Geist auch gegen diese Gefahr neue Mittel finden werde."

Schließlich noch eine Abhandlung über das Alter der Bäume mit Aufzählung vieler interessanter uralter Baumgreise. Aus dieser kurzen Angabe des Inhalts wird man ersehen, wie viel Belehrung und Unterhaltung aus diesem schätzbaren Buche zu entnehmen ist.

Länder- und Völkerkunde.

Die Battaländer auf Sumatra. Im Auftrage des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien 1840 und 1841 untersucht und beschrieben von Franz Junghuhn. Zwei Theile, mit vielen Tafeln. Berlin, G. Reimer, 1847.

(Schluß.)

Nachdem der Verfasser so viel Löbliches von den Battälern gesagt hat, weiß man damit nur zwei Dinge nicht zu vereinigen, einmal ihre unglaublich beschränkte Religion, die kein höchstes Wesen, überhaupt kein sittlich Gutes und Böses, sondern nur die physischen Krankheiten als Dämonen personificirt, kennt und einige ausgezeichnete Verstorbene als Gespenster auf Bergen umgehen läßt; und zweitens ihren Kannibalismus. Von diesem letztern handelt ein ganzes, sehr interessantes Kapitel. Da die Sitte, Menschenfleisch zu essen, sich nur bei den Battälern in ihrer alten Heimath und nicht auch in den Kolonien findet, die sie vor kürzer Zeit angesandt, und da sie selbst die Einführung jener Sitte erst drei Menschenalter alt seyn lassen, so scheint es in der That, als ob es sich hier nicht von einer ursprünglichen, sondern von einer erst später angenommenen Barbarei, also von einer Korruption handle, die um so auffallender bei einem Volk erscheinen muß, welches sonst so treffliche Anlagen, so viele Bildungsfähigkeit und sogar eine Schriftformate besitzt. Die Battäer haben überdieß die barbarische Sitte gleichsam in ihre Civilisation aufgenommen, wenigstens durch förmliche Gesetze aufs genauste geregelt. Gewisse Verbrechen können gesühnt, andere müssen mit dem Tode bestraft werden; unter diesen tadelnswürdigen Verbrechern unterscheidet das Gesetz wieder solche, welche nicht gefressen werden, von denen, welche man abschlachtet und verzehrt; und auch hier findet wieder ein Unterschied Statt, sofern die Einen vorher getödtet werden, die man sie verzehrt, die andern aber, nach dem ausdrücklichen Verlangen des Gesetzes, lebendig gefressen werden müssen. „Ist ein Schlachtopfer erlesen, so wird der Tag bestimmt, an dem es verzehrt werden soll; es werden Boten an alle befreundete oder verbündete Häuptlinge zur Einladung geschickt, und alle Anstalten wie zu einem Feste werden getroffen. Hunderte von Menschen strömen herbei. Der Delinquent wird gewöhnlich außerhalb des Dorfes, zuweilen aber auch im Dorfe, wenn dieser geräumig genug ist, um alle Zuschauer zu fassen, an einen Pfahl in aufrechter Stellung gebunden, eine Anzahl seiner werden unher angezündet, sämmtliche Spiel-Instrumente werden geschlagen, und überhaupt werden alle bei festlichen Gelegenheiten gebräuchlichen Ceremonien beobachtet. Der Gegner des Verurtheilten oder Derjenige, welcher von ihm beleidigt war, und der in der Regel der Häuptling des Dorfes selbst ist, in welchem die Scene

Digitized by Google

stauſindet, tritt vor (entweder als Rächer einer eigenen perſönlichen Schmach, oder als geſetzlicher Sachführer und Sprecher für ſeine Gemeinde), zieht ſein Meſſer und hält eine kurze Anrede an das Volk: denn der Battaer verrichtet nie etwas, ohne vorher zu ſprechen und der Handlung eine rhetoriſche Einleitung vorauszuſchicken. Er entwickelt in dieſer Rede kürzlich noch einmal die Urſachen des gegenwärtigen Ereigniſſes und ſtellt der Verſammlung vor, daß nun der Moment gekommen ſey, wo der Delinquent, den er als einen hölliſchen Böſewicht, als einen Satan (Begu) in menſchlicher Geſtalt, den zu vertilgen verdienſtlich ſey, ſchildert, für ſeine Uebelthaten büßen werde. Bei dieſer Anrede läuft allen Anweſenden das Waſſer im Munde zuſammen, und ſie empfinden ein unwiderſtehliches Verlangen, ein Stück vom Fleiſche des Böſewichts in ihren Magen aufzunehmen weil ſie dann ſicher zu ſeyn wähnen, daß er ihnen nie mehr ſchaden könne. Dieß ſind ihre eigenen Ausdrücke, womit ſie mir die Stärke ihres kannibaliſchen Triebes begreiflich zu machen ſuchten. Nach ihrer Beſchreibung iſt der Genuß, den ſie bei dieſer Art, ihre Rache zu befriedigen, empfinden, und die tröſtende Beruhigung, die ihnen dieſe gewährt, mit nichts Anderm zu vergleichen. Alle, von dieſem Triebe geſpornt, zücken ihre Meſſer. Der Radja oder der Beleidigte ſchneidet nun, dieß iſt ſein Vorrecht, dem Verurtheilten das erſte Stück ab, das er nach ſeinem individuellen Appetite gewöhnlich von der innern Seite des Vorderarmes, auch von der Wange, wenn dieſe gehörig fett iſt, wählt, hält es jubelnd empor und trinkt mit vor Wollluſt funkelnden Augen etwas von dem ſtrömenden Blute. Darauf eilt er an eines der Feuer, um ſein Stück Fleiſch, ehe er es verſchlingt, ein wenig zu roſten, und nun fallen alle Anweſenden über das blutende Opfer her, dem ſie das Fleiſch von den Knochen ablöſen, am Feuer roſten und mit Schaudern erregendem Appetite verzehren, wobei ſie das Jammergeſchrei des Unglücklichen, der mit noch nicht gebrochenen Augen Stücke ſeines eigenen Körpers braten ſieht, nicht zu rühren ſcheint. Sie klopfen ſich mit entſetzlicher Luſt auf den Magen, und meinen, daß es ihnen gut geſchmeckt habe, während die ſchmerzlichen Klagetöne des geſchnittenen Opfers, das an Verblutung ſtirbt, immer ſchwächer erſchallen." Herr Jungbuhn erzählt, wie erſt vor ſechs Jahren zwei katholiſche Miſſionäre von den Battas gefreſſen worden ſeyen; verſchweigt aber, wie viele ſeiner armen deutſchen Landsleute, als holländiſche Soldaten von den Battas kriegsgefangen, daſſelbe grauſame Schickſal erduldet haben.

Während bei allen Battäern das Menſchenfreſſen durch Geſetz geregelt iſt, fand Herr Jungbuhn nur eine Ausnahme roher Willkür. „Dieſe betrifft den Radja Bantam lombu, Häuptling von der kleinen Landſchaft Sihirijuk, in den wilden Gebirgen oſtwärts von Siepierok, zwiſchen Tanna Dolok und Tanna Rampeh. Es fell dieſer Radja ein Kannibal im eigentlichſten Sinne ſeyn, der Menſchenfleiſch des Wohlgeſchmacks wegen iſt, und der nach Willkür, wenn er keine fremden Wanderer aufzufangen kann, von Zeit zu Zeit einen ſeiner Sklaven ſchlachtet und verzehrt, ohne daß ein ſolcher Sklave vorher ein Verbrechen begangen hat. Kann er ſich käuflich einen ſolchen Sklaven verſchaffen, ſo fell er, dieß erzählten mir die Häuptlinge, in ſeiner Nachbarprovinz Siepierok, wenn er fett iſt, wohl hundert ſpaniſche Matten dafür bezahlen." — Doch genug, um unſern Leſern anzudeuten, was für merkwürdige Dinge dieſer neue Beitrag zur Kunde Aſiens enthält.

Lyriſche Dichtkunſt.

H. C. Anderſens geſammelte Werke. 26—28r Bd. Gedichte. Leipzig, Lorck, 1847.

Die Bändchen ſind nur klein, daher die Sammlung nicht allzu umfangreich. Den Inhalt bilden theils Empfindungen, meiſt ſentimentaler Art, Verſe, in denen der Dichter von eigenem Herzen ſpricht und deſſen Wonnen und Schmerzen uns ungefähr ſo beſchreibt, wie es ſchon tauſend andere Dichter gethan haben, theils Landſchaftsbilder und balladenartige Dichtungen, in denen ſich ſeine nordiſche Heimath ſpiegelt und die wir für werthvoller halten, als obbezeichnete Subjektivitäten. Eines der ſchönſten und am meiſten charakteriſtiſchen Bilder dieſer Art iſt „das Kind vor der Kirche."

Wir müſſen über den Kirchhof gehn,
Wo im Schnee die ſchwarzen Kreuze ſtehn
Und die Steine im finſteren Grunde;
Der alte Prieſter lehet heim in's Haus,
Der Mond leicht aus drohenden Wolken heraus,
Es ſchlägt die Mitternachtsſtunde.

Schon ſtreift die Mauer der Mondenſchein,
An der Thüre ſteht ein Kindlein klein,
Das hat ſo bloſſe Wangen;
Der alte Prieſter tritt ihm nah':
„Wer biſt du, uns was willſt du da?
Wie biſt du hergegangen?"

„O thu' mir nichts, o laß' mich ſeyn,
Nicht wiſſen darf es mein Mütterlein,
Sonſt würde noch mehr ſie weinen!"
„— Nein, Kind! dir ſoll nichts Böſes geſchehn!
Wie blutet die Hand dir? Gib hrr! Laß ſehn!
Sag' an, wer ſind die Deinen?"

Das Kind erzählt nun, wie ſeine Mutter vor Hunger ſterbe.

„Denn immer weinte mein Mütterlein,
Und ſagte dann: Von Gott allein
Kann Troſt ich mir erlangen.
Doch, da auch Gott uns nicht beherzt,
So bin ich nun bei ſolter Zeit
Zur Kirche hergegangen."

„Ich ſchnitt mich, bis das Blut mir rann —
Dem lieben Gott verſchrieb ich dann
Mich ganz, doch nicht dem Böſen.
Dort will ja gern die Kleinen ſehn;
Bär ewig will ich zu ihm gehn,
Um ſie nun zu erlöſen."

„Doch ſag's nicht meinem Mütterlein:
Sie darf nun nicht mehr traurig ſeyn;
Sonſt klagt uns weint ſie immer —!"
Der Prieſter ihn im Arme hält:
„Dich ſegne Gott im Himmelszelt,
Nun ſollſt du weinen nimmer!"

Echt nordiſch iſt auch die Sage von der ſchönen Schneekönigin, die einen jungen Mann, indem er zu ſeiner Geliebten gehen will, unterwegs berückt und in ihr weißes Reich hinabzieht. Man wird dabei halb an den Erlkönig, halb an die Mondgöttin und Endymion erinnert.

Die Sammlung enthält auch viele däniſche Gelegenheitsgedichte, unter denen ſich die auf Thorwaldſen auszeichnen. Antideutſches findet ſich nirgends, der Dichter ſteht uns Deutſchen auch zu nahe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26. Dienstag den 11. April 1848.

Geschichte.

Geschichte der Kolonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen 1607 bis zur Provinzialverfassung von 1692. Nach den Quellen bearbeitet von Talvy. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Seitdem unsere berühmte Landsmännin, die Uebersetzerin der schönen serbischen Volkslieder und die Verfasserin mehrerer geschätzter literargeschichtlicher Schriften über Volkslieder, über Ossian, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika übergesiedelt ist, hat sie die Geschichte der ersten europäischen Niederlassungen daselbst zum Gegenstand einer eben so eifrigen als mühevollen Untersuchung gemacht. Wenn man erwägt, was für Leute es waren, welche jene ersten Niederlassungen begründeten, in welcher Zeit sie lebten, welche Vorurtheile und welchen Geschmack sie auf Europa mitbrachten und mit welcher rellen Noth sie auf dem neuen Boden, den sie zu bebauen kamen, zu kämpfen hatten, so muß man sich fast wundern, wie das seelenvolle und an Poesie gewöhnte Auge der Verfasserin bei ihrer Betrachtung so lange verweilen konnte; allein bald entdeckt man, daß sie ihrem Gemälde den vollen Reiz eines niederländischen Genrebildes zu verleihen gewußt hat, der auch sehr prosaische Dinge in einem poetischen Lichte erscheinen läßt.

Bekanntlich war es Sir Walther Raleigh, der schon zur Zeit der Königin Elisabeth die erste englische Niederlassung auf der Ostküste von Nordamerika begründete und der jungfräulichen Königin zu Ehren Virginien nannte. Diese Kolonie nahm mehr oder weniger den Charakter der spanischen Kolonien an, indem hier sehr frühzeitig Negersklaven aus Afrika eingeführt wurden, die auf den Tabakereien reicher Pflanzer arbeiten mußten. Ganz anders gestaltete sich bald darauf eine neue englische Kolonie weiter nordwärts, in welcher der rein puritanische und demokratische Charakter vorwalten sollte, zuerst New-Plymouth, das aber bald von Massachusetts überragt wurde. Die ersten puritanischen Pilger kamen 1620 unter John Carver nach New-Plymouth und standen unsäglliche Leiden und Gefahren aus, bis sie in den unwirthbaren Wäldern und unter den wilden Indianern sich eine bleibende Stätte bereiten konnten. Alle Details dieser ersten Noth sind hier anziehend geschildert.

Höchst merkwürdig ist die Gemeindeverfassung und Gesetzgebung der Puritaner in diesen beiden Kolonien New-Plymouth und Massachusetts. Die Sekte war ganz von dem alttestamentlichen Geiste durchdrungen, der jene Zeit auszeichnete. Das engherzigste Absichliessen der „Kinder Gottes" nach außen und die peinlichste Gesetzesstrenge im Innern der Gemeinde selbst charakterisirte sie. Die Kleidung war vorgeschrieben, jede Pracht darin aufs strengste verpönt. Eben so war die strengste Mäßigung im Trinken geboten. Die wenigen Wirthshäuser standen unter polizeilicher Aufsicht. „Nur Männern von entschiedem gutem Rufe wurden Lizenzen dazu ertheilt. Kaum war ein Fremder in die Schenkstube getreten, so sah er sich von einem Gerichtsbeamten gefolgt, der genau darauf achtete, wie viel er trank und wenn es nach seinem Urtheil zu viel ward, dem Wirthe verbot, ihm noch mehr verabreichen zu lassen. Tanzen in Wirthshäusern war bei schweren Geldstrafen verboten, Karten- und Würfelspiele selbst in Privathäusern." Sehr verpönt war das Fluchen, und „ein alle Moralität untergrabendes Anklagesystem wurde mit solcher Entschiedenheit aufrecht erhalten, daß z. B. Einer, der den Andern einen Fluch ausstoßen hörte und ihn nicht anzeigte, dessen Strafe theilen mußte." Mit Recht wurde den Kindern Ehrerbietigkeit gegen die Eltern eingeschärft, doch scheint hier die Strenge sehr weit gegangen zu sein, denn im Jahr 1665 wurde ein junger Mensch „wegen Mißverhaltens gegen seine Eltern zum Tode verurtheilt." Wie weit die Keuschheitsgesetze gingen, erhellt aus folgendem Beispiele. „Im Jahr 1630 kam der Fall vor, daß ein junger Kaufmann und seine Gattin, letztere aus einer der ersten Familien Bostons, nachdem sie drei bis vier Jahre verheirathet gewesen, vor Gericht gezogen wurden wegen Vertraulichkeit, in welcher sie während der ersten Ehe der Dame gelebt zu haben beschuldigt wurden. Der junge Mann, wahrscheinlich, weil er zur Zeit nicht verheirathet gewesen, wurde der Todesstrafe nicht schuldig befunden. Die Dame aber kam mit genauer Noth mit dem Leben davon." Mit großer Härte wurde jeder Sabbathsbruch bestraft. Der Name Sonntag war als heidnischen Ursprungs verdammt, man sagte nur Sabbath. „Jede Handlung, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit Andachtsübungen stand, wurde als Sabbathsbruch betrachtet. Ein Anstreicher in New-Hampshire entging mit Mühe und Noth der Bestrafung, als er einst am Sonntage einen Bären erschoß, der seine Heerde verwüstete. Es wird erzählt, daß ein Schiffskapitän öffentlich ausgepeitscht wurde, weil er seine Gattin, die am Sonntage nach langer Abwesenheit am Ufer den Landenden empfing, in der Freude des Wiedersehens umarmte. Versäumung des Kirchendienstes wurde, wenn nicht Krankheit ein unüberwindliches Hinderniß bot, streng gerügt." — Bis zu welcher Aengstlichkeit die Gesetzgebung ging, beweist das Tabaksgesetz. „Personen unter 20 Jahren war es nicht verstattet zu rauchen ohne eine schriftliche Lizenz der Regierung und eine solche wurde nur auf ein Certifikat eines Arztes ausgestellt. Hatten sich aber einmal Leute das Rauchen angewöhnt, so durften sie es doch nicht üben, erstens bei der Arbeit, zweitens in Gesellschaft, drittens nur in einer zehn Meilen weiten Entfernung von irgend einer bewohnten

Digitized by Google

Stelle, und selbst in diesem Falle nur einmal im Tage." Obgleich die Gesetzgebung vieles enthielt, was für keusche Ohren und die zarte Jugend keineswegs taugte, mußten doch alle Kriminalgerichte jede Woche einmal in jeder Familie verlesen und erklärt werden.

Die dem englischen Stamm eigenthümliche und seltsamerweise mit ihrem Ernste, der zartesten Weichheit im Nationalcharakter gepaarte, Gemüthsphäre verrieth sich bei jenen Puritanern hauptsächlich in der Oeffentlichkeit ihrer entehrenden Strafen, Kiechenbußen und Beichten. Die Frauen wurden öffentlich vor der Gemeinde geistlich geprüft und mußten vor allem Volk ihr Innerstes offenbaren. Hatten sie gefehlt, so erfolgte eine oben so öffentliche schimpfliche Kirchenbuße. War ihr Vergehen sehr schwer, so erfolgte eine Art öffentliche Brandmarkung. „So ward ein Weib, die mit einem Indianer in unsittlicher Gemeinschaft gelebt, verurtheilt, zum Zeichen ihrer Schande einen aus rothem Tuch ausgeschnittenen Indianer ein Jahr lang auf dem Ermel zu tragen." Schmerzhafte körperliche Züchtigungen fanden sehr häufig Statt und das schöne Geschlecht wurde mit der Oeffentlichkeit derselben keineswegs verschont. Ein unnatürlicher Vater, Malden, Beamter in New-Haven, stimmte selbst in das Urtheil ein, das seine eigene Tochter zu öffentlicher Auspeitschung verdammte.

Man kann sich denken, daß untee solchen Umständen auch Ketzerrichterei gäng und gäbe war. Todfeinde der bischöflichen und katholischen Kirche, waren die Puritaner nicht minder unbarmherzig gegen jede neue Secte, die sich von der ihrigen unterschied. Die Verfasserin schildert ausführlich die traurigen Schicksale einer heterodoxen Frau, die dem puritanischen Inquisitionsgericht anheimfiel, excommunicirt, zur Kirchenbuße verurtheilt, lange herumgetzeert wurde und kaum dem Tode entging. Diese Frau hieß Anna Hutchinson. Sie besaß viele Beredtsamkeit und eine verschrobene Phantaske. Als sie zufällig von einer Wiegeburt entbunden wurde, gab dieß dem ortsboten Prediger Gelten erwünschte Gelegenheit, in einer (auch gedruckten) Predigt zu beweisen, daß diese Mißgeburt die sichtbar gewordene Gestalt ihrer kirchlichen Irrthume sey. Eben so streng, ja bis auf den Tod, dem sie kaum entgingen, wurden von den puritanischen Ketzergericht ein gewisser Gorton und seine Genossen verfolgt. Noch härter die Quäcker, weil diese mit unglaublicher Keckheit als Propheten unter das Volk traten und die wirklichen Gebrechen und Schwächen der Geistlichkeit schonungslos geißelten. Mehrere von ihnen wurden hingerichtet.

„ Dieser finsteren Orthodoxie wagte zuerst Roger Williams entgegenzutreten, wurde daher verfolgt und verbannt, gründete aber Providence im neuen Staate Rhode Island, und machte diese Niederlassung zu einem Asyl aller von den Puritanern verfolgten Andersdenkenden, nach dem Grundsatz der vollsommensten Toleranz, den später die gesammten Vereinigten Staaten annahmen. Hier fanden denn auch die Quäcker Schutz. Der Gegensatz Roger Williams gegen die Puritaner gewährt ein sehr interessantes historisches Bild und ist für die ganze Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten von ungemeiner Wichtigkeit.

Während die jungen Kolonien in ihrem Innern meist nur mit theologischen Fragen sich beschäftigten und darüber in arge Zwietracht kamen, hatten sie nach außen furchtbare Kämpfe mit den wilden Indianern zu bestehen. Es ist bemerkenswerth, daß sich die Engländer sehr wenig Mühe gaben, diese Wilden zu bekehren. Nur John Elliot erwarb sich damals schon das Verdienst, die Sprache der Indianer zu lernen, um sie zu bekehren, die Bibel in ihre Sprache zu übersetzen ꝛc. Aber er fand weder Unterstützung, noch Nachahmer. Die englischen Protestanten thaten unendlich weniger für die Bekehrung wie gleichzeitig die Jesuiten in den spanischen Kolonien, und zwar, wie die Verfasserin mit Recht bemerkt, aus einer Art von Reflexation, weil sie wohl begriffen, daß zwischen ihrer Dogmatik und den Fassungskräften der Indianer ein gar weiter Abstand sey. Sie verlangten eine ernstliche bewußte Bekehrung, und diese war unmöglich zu erreichen, während die Jesuiten sich mit einigen Ceremonien begnügten, um einen Wilden für tauffähig zu halten. Indeß kam bei den Puritanern bei ihrer Abneigung gegen das indianische Bekehrungswerk auch ein finsterer Aberglaube hinzu. Sie hegten nämlich die abenteuerliche Vorstellung, als der Teufel durch Gott vom Thron gestossen worden, sey er hierher in die Wildniss gestehen und habe einige Heiden mitgenommen; aus dieser Verbindung seyen nun alle die Rothhäute entstanden, welche die weissen Einwanderer in Amerika vorfanden, es seyen also Teufelskinder, nicht mehr werth, als geradezu vertilgt zu werden. Bei diesem Anlaß macht die Verfasserin ausdrücklich darauf aufmerksam, daß nach allen glaubwürdigen Aussagen die Indianer in diesen Gegenden wirklich ein überaus rohes, diebisches, schmutziges und demoralisirtes Gesindel gewesen seyen, die keineswegs verdient hätten, in dem Grade idealisirt zu werden, wie es in Paul und Virginie, und noch später in den Romanen von Cooper geschehen ist. Der Abscheu vor ihnen wurde noch durch die stete Gefahr vor ihren Grausamkeiten erhöht. Die englischen Puritaner kamen nicht, wie die Spanier in geschlossenen Regimentern mit Kanonen, als Eroberer, sondern siedelten sich einzeln nur mit Pflug und Spaten in den Wildern an, waren also den Raubanfällen der unbarmherzigen Wilden beständig ausgesetzt, die ihnen, wenn sie sie gefangen nahmen, wirklich teuflische Martern anthaten. Was Wunder, daß sie von ihnen für dämonische Unholde angesehen und massenweis vertilgt wurden. Die Puritaner waren ehrlich genug, den Indianern ihren Grund und Boden abzukaufen und in friedlichen Verkehr mit ihnen zu treten; sie wurden aber nach und nach um ihrer eigenen Existenz willen gezwungen, sie zu vertilgen, da sie vor den Unholden keine Ruhe mehr fanden. Aufgebote in Masse und eigentliche Vertilgungskriege gegen die Indianer kommen bei den Puritanern erst vor, nachdem sie selbst von den Wilden durch Ueberfälle große Verluste erlitten hatten und sich im Stande der Nothwehr befanden. Der erste größere Krieg dieser Art wurde 1637 bis zur gänzlichen Vertilgung der Pequoten, eines der grausamsten Stämme, geführt. Der zweite war der berühmte allgemeine Kampf gegen den sogenannten König Philipp, einen Indianerhäuptling, der alle Rothhäute gegen die Weißen empört hatte, für seine Person aber ziemlich im Hintergrunde blieb und bei weitem nicht so heroisch und genial hervortrat, wie in unsern Zeiten Abdel-Kader. Dieser zweite Krieg fällt in die Jahre 1675 und 1676.

Außerdem führten die jungen Kolonien Nordamerikas einen kurzen Krieg mit den Holländern in New-Amsterdam und mit den Franzosen in Kanada. Beide für die Krone England, jedoch den ersteren auch im eigenen Interesse, indem es ihnen nicht gleichgültig seyn konnte, daß sich die Holländer ihnen so nahe gesetzt hatten. Die kleine holländische Kolonie ergab sich, da sie keine Unterstützung vom Mutterlande erhielt, ohne Widerstand und wurde in New-York umgetauft. Der Krieg mit Kanada führte zu keinem Resultate und währte nur kurz.

Die Unterhandlungen der Kolonien mit dem englischen Mutterlande selbst sind von hohem Interesse. Diesellen Motive, welche die Auswanderung der Puritaner veranlaßt hatten, wirkten nämlich nach. Weder die englische Regierung noch selbst die englische Staatskirche wollten ihre Rechte in den Kolonien aufgeben und schickten von Zeit zu Zeit Kommissionen hin, um die lockeren Bande zwischen denselben und dem Mutterlande wieder fester anzuziehen. Der Staatskirche gelang es nicht, die

Digitized by Google

zähren Sekten in den Kolonien zu bewältigen, aber die Oberhoheit des Staats blieb unbestritten. Nur behielten sich die jungen Gemeinden wesentliche Rechte bevor und benutzten namentlich den Sturz der Stuarts am Ende des 17ten Jahrhunderts, sich vor der Wiederkehr der Beeinträchtigungen, die sie unter den Stuarts gefährdet hatten, sicher zu stellen, obgleich sie dabei die Verbindung mit dem Mutterlande aufs neue befestigten. Man muß bei allen diesen Verhandlungen ihre Festigkeit und Klugheit bewundern, die Elemente, die später die Gründung der Freistaaten herbeiführten. Hier eine kurze Erläuterung der Grundsätze, nach denen die Väter von Massachusetts handelten, und auf denen auch später noch das Recht der Union gefolgert wurde. Sie wurden schon im Jahr 1665 den königlich englischen Kommissarien gegenüber scharfsinnig entwickelt. „Sie unterschieden in bürgerlicher Unterthänigkeit nothwendig und freiwillig. Nothwendig durch Geburt und Wohnort, freiwillig durch Vertrag. Ein Mensch ist nothwendig der Regierung und den Gesetzen des Landes unterworfen, in dem er lebt. Auswanderung hebt diese Art von Unterthänigkeit auf und ist nur gesetzlich zu verhindern, wenn der Staat dadurch geschwächt und gefährdet wird, aber im Fall der Versagung des ersten Rechtes der Menschen, Gewissensfreiheit, auch dann erlaubt. Freiwillige Unterthänigkeit entsteht durch Vertrag. Ein solcher Vertrag war ihre Charte. Das Land, das sie bewohnten, Boden und Herrschaft, war das ihrige, erstlich durch die Schenkung des Königs, zweitens durch doppelten Ankauf. Die Herrschaft war ihnen durch die Charte und durch das Kaufgeld an die Wilden, die als die ursprünglichen Herrn anerkannt wurden, geschenkt. Den Boden hatten sie einzig und allein aus eigenen Mitteln erbaudelt und angebaut, ohne je weder zum Transport der Bevölkerung, noch zur Beschützung desselben von dem Mutterlande nur die mindeste Unterstützung zu erhalten. Ja wir werden bald sehen, daß sie bei einem ausbrechenden Kriege gänzlich sich selbst überlassen wurden, während die andern Kolonien, als königliche Lieblingsekinder, den englischen Schutz genossen. Die beiden Hauptgründe der Abhängigkeit einer Kolonie, die bei ihrer Gründung aufgewandten Kosten des Stammlandes und sein Schutz in Gefahren, fielen demnach hier ganz weg. Der Vertrag durch die Charte war also alles, was von ihrer Unterthänigkeit übrig blieb." Diese Charte ließen sie aber auch gelten. Die Verfasserin widerlegt diejenigen Historiker, die hierin die Loyalität der nordamerikanischen Kolonisten bezweifelt haben, indem sie bemerkt, daß sie sich im Gegentheil auf die königliche Schenkung ausdrücklich stützten, um den Holländern ihr Recht auf Neu-Amsterdam abzusprechen. Hätten sie nämlich nur die Ansiedlung auf eigene Kosten und nicht die königliche Schenkung als Rechtstitel gelten lassen wollen, so hätten sie auch die Holländer nicht angreifen dürfen, die ganz eben so, wie sie selbst, auf eigene Kosten sich an jenen Küsten etablirt und den Grund und Boden von den Wilden gekauft hatten. Nach demselben Grundsatz verurtheilten die Puritaner auch den schon genannten Roger Williams, als er sich von der Charte und überhaupt von England gänzlich emancipiren wollte.

Trotz dieser Anerkennung der englischen Oberhoheit waren die Kolonisten aber keineswegs gemeint, sich allem zu unterwerfen, was ihnen von England aus zugemuthet wurde. Von ihrer kirchlichen Unabhängigkeit ist schon die Rede gewesen. In Bezug auf Besteurung weigerten sich die Kolonisten, einen Pfennig zu zahlen, so lange sie nicht auch im englischen Parlamente vertreten seyen. Von besonderer Wichtigkeit waren ihre Differenzen mit England in Bezug auf Industrie und Handel. Das Mutterland gestattete ihnen nur Ausfuhr roher Erzeugnisse und behielt sich allein alles Manufakturwesen vor, was weniger schwer genommen worden zu seyn scheint, weil die Kolonien noch nicht bevölkert genug waren, um neben dem Ackerbau und der Schifffahrt schon Fabrikation aufkommen zu lassen. Viel größern Werth legten die Kolonisten auf die Emancipation vom Navigationsgesetz, und geharnischt sich, dasselbe auf alle Weise zu umgehen. Der hartnäckige Widerstand ging hauptsächlich von Massachusetts und Connecticut aus, die übrigen neugegründeten Staaten nahmen weniger Theil. Dadurch verwirkten auch die beiden erstgenannten Staaten im Jahr 1684 ihre Charte; da sie indeß damals noch zu schwach waren, um eine völlige Unabhängigkeit zu behaupten, wurde der Friede wiederhergestellt und eine neue Charte gegeben, wobei sich der Einfluß der Thronveränderung in England nach der Vertreibung des Hauses Stuart besonders günstig erwies. Es ist von Interesse, zu wissen, von wo von jeher der Widerstand der Kolonie gegen England ausging, da noch gegenwärtig die nördlichen Uferstaaten den Kern der Union bilden. Virginien und die südlichen Sklavenstaaten würden schwerlich jemals vom Mutterlande sich getrennt haben, wenn sie nicht von den halsstarrigen Puritanern im Norden wären mit fortgerissen worden.

Das treffliche Werk schließt mit der neuen Charte des Jahres 1692. Es kam der Verfasserin nur darauf an, die Anfänge der Kolonien zu schildern und namentlich die Eigenthümlichkeit der Kolonisten zu charakterisiren, woraus sich so manches Eng erklärt, der die Nordamerikaner noch heute ausgesetzt sind. Wie sehr übrigens die Sitten und Meinungen sich seit zwei Jahrhunderten verändert haben, mögen einige Züge beweisen. Wenn gegenwärtig jener Nordamerikaner an die Preßfreiheit wie an Luft und Wasser gewöhnt ist und Jeden für toll halten würde, dem sie als etwas nur entbehrliches erschiene, wollten im Gegentheil ihre puritanischen Väter weder von der Preßfreiheit noch überhaupt von der Presse etwas wissen. Zu der strengen Ansicht, die überhaupt über alle Aeußerungen des Lebens geführt wurde, gehörte namentlich auch eine unerbittliche Censur. Außer der Bibel, gewissen geistlichen Traktätlein und dem Kriminalcoder, den schon die Kinder auswendig lernen mußten, durfte in der spartanischen Theokratie dieser seltsamen Gemeindewesens kaum ein Buch gelesen werden. In einem Bericht des Gouverneurs von Virginien steht wörtlich: „Freie Schulen gibt es hier, Gott sey Dank, so wenig als Druckerpressen, und ich hoffe, es wird noch ein hundert Jahre lang keine hier geben. Denn die Gelehrsamkeit hat den Ungehorsam mit sich und Ketzerei und Sekten in die Welt gebracht ꝛc."

Die den Nordamerikaner so sehr auszeichnende praktische Richtung verrieth sich schon frühe im schlimmen wie im guten Sinne. Der erste Engländer, der in Virginien schwarze Sklaven besaß, Samuel Maverik, hatte bereits im Jahr 1639 den praktischen Gedanken, eine Art Viehzucht mit ihnen zu treiben. Er hatte nur vier Sklaven. „Darunter war eine gefangene Königin, die von den übrigen mit einer Art Ehrerbietung behandelt wurde und die durch ihre melancholischen Gesänge selbst im Busen des rohesten Jafetyn, der uns diesen Zug mittheilt, Mitleiden erregte. Maverik aber, der allerlei ekelmännische Liebhabereien hatte, wünschte auch, wie eine Koppel von Hunden, eine Stutterei ꝛc. eine Negerbrut zu haben. Er befahl daher einem jungen Negersklaven, sich an die Unglückliche zu machen und als diese ihn verschlich abwies, ohne Weiteres Gewalt zu brauchen." — Ganz anders entwickelte sich der praktische Sinn in den nördlichen Staaten. Schon in den vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts kam folgender Fall vor. Es fehlte damals an baarem Gelde, weßhalb ein Herr seine Diener entlassen wollte. Ihr könnt mir ja statt des Geldes Vieh zum Lohn geben, sagte der Diener. Aber wenn ich nun kein Vieh mehr habe? frug der Herr. Nun, versetzte jener,

Digitized by Google

dann könnt ihr mir euer Vieh wieder abverdienen. In diesem Gedanken lag die ganze Zukunft der Republik.

Am Schlusse des Werkes gedenkt die Verfasserin mehrerer merkwürdiger nordamerikanischen Hexenprozesse. Die Kolonisten hatten nämlich den Hexenwahn aus Europa mit über Meer gebracht und wiederholten alle die Greuel, die in Europa vorgangen wurden. In einem einzigen Prozeß wurden zwanzig vermeintliche Hexen geopfert. Von besonderm Interesse ist dabei die Klageführung. Wie erinneren uns nicht, unter den zahlreichen europäischen Hexenprozessen etwas Aehnliches gefunden zu haben. Im Jahr 1688 fingen vier Kinder eines achtbaren Mannes, Namens Goodwyn, zu Boston an, sich wunderlich zu geberden, in Zuckungen zu fallen, Thierstimmen nachzuahmen, sogar zwanzig Schritt weit über den Boden zu fliegen, inzwischen aber erbärmlich zu wehklagen, daß sie etwas plage, dann wieder überlaut zu lachen, alles umkurz zu gerbrechen ꝛc. Der Geistliche, Dr. Cotton Mather, war ganz der Mann danach, diesen Fall als Teufelswerk auszubeuten. Ein altes Weib wurde beschuldigt, die Kinder behext zu haben, und hingerichtet. Vier Jahre später wiederholten zwei Mädchen im Hause eines Predigers zu Salem den nämlichen Spuk und sagten aus, sie würden durch das Gespenst einer gewissen Tituba, einer noch im Hause lebenden indianischen Sklavin, beständig geplagt, gezwickt ꝛc. Parris, so hieß der Pfarrer, nahm die arme Sklavin vor und peitschte sie mit seinen frommen Händen so geistlich durch, daß sie alles gestand, was es von ihr verlange. Nun ahmten aber bald viele andere junge Mädchen das Beispiel jener beiden nach und klagten andere Personen gleichfalls an, durch deren Gerfenster sie geplagt zu werden behaupteten. „Die Kerker zu Salem wurden zu enge für die Hunderte von Angeschuldigten, die von Cambridge, von Boston und Charlestown mußten zu Hülfe genommen werden. Unter den Beobafteten war ein Kind von fünf bis sechs Jahren. Der Wahnsinn griff auf gemeinvolle Weise um sich. Auch unter den bekennenden Hexen waren drei Kinder, das älteste von zehn, das jüngste war nicht viel über sieben Jahre. Ihre Mütter sollten sie dem Teufel geweiht haben. Mehrere junge Leute sagten überdem auf ihre Eltern aus, ein junger Mann unter gezwungener Tortur auf seine Mutter, eine Frau auf ihren Mann, in einem Fall sogar eine Mutter gegen ihre Tochter." Dreizehn Frauen und sechs Männer, darunter viele von tadellosem Ruf und anerkannter Frömmigkeit wurden hingerichtet. Ein Geistlicher, Namens Stoyes, spielte dabei den Großinquisitor und überzog die Verurtheilten vor ihrer Hinrichtung feierlich dem Teufel. Ein Greis, der das Gericht gar nicht anerkennen wollte, wurde nach altenglischem Rechtsgebrauch mit Steinen, die auf ihn gewälzt wurden, zu Tode gepreßt. Mehr als diese zwanzig kamen indeß nicht ums Leben. Fünfzig andree wurden freigelassen, nachdem sie alle Qualen der Tortur eelitten hatten. Man fing an, einzusehen, daß am Ende Niemand mehr vor Anklagen sicher sey. Die öffentliche Meinung wendete sich gegen das Gericht und es stellte seine Greuel ein. Von psychologischem Interesse ist in diesem Falle, daß alle Klagführende als Grund der Beherung nicht, wie es überall in Europa geschah, Einwohnung des Teufels (des eigentlichen Besessenseyns) oder zauberische Einwirkung einer behexten Speise, oder magische Künste angaben, sondern immer nur aussagten, das „Gespenst" irgend einer noch lebenden Person verfolge und plage sie. Dieses Schemen des lebendigen Leibes, der Doppelgänger, die gleichsam aus dem Leibe tretende Seele oder was Justinus Kerner den Nervengeist nennt, ist zwar eine in der Literatur der Bissonen und des thierischen Magnetismus nicht unbekannte Erscheinung, kommt aber doch nirgends in so bestimmter Weise als Vampyrismus bei noch lebendem Leibe vor, als gerade in jenem merkwürdigen nordamerikanischen Hexenprozeß, welcher demnach wohl verdiente, von Justinus Kerner seinem Magikon, als dem großen Magazin für Geisterkunde, einverleibt zu werden. Auch wollen wir es ihm anheimstellen, ob er etwas mehr als Betrug dahinter erkennt. Mistreß Talvy ist geneigt, alles nur für Betrug zu halten.

Lyrische Dichtkunst.

Sicilianische Sonette vom Jahre 1845 von Friedrich Thiersch. München, Christian Kaiser, 1848.

Der Grundgedanke dieser schönen Sonette ist der tragische Kontrast, den der Reisende zwischen dem findet, was Sicilien ist und dem, was es seyn könnte und sollte. Wo alle Fülle und Herrlichkeit der Natur sich vereinigt, um die Menschen zu beglücken und zu veredeln, sind sie unglücklich und elend.

Wir theilen nur zwei Sonette mit, die den Geist des Ganzen charakterisiren:

Die Hölle hat ihr Inn'res, ihre Schrecken
Auf dein Gefild, in Catania, ausgeleert,
Der Menschen Werk entflammet und zerstört
Und exht verglüht in schwarzen Lavablöcken.

Doch siegreich brach aus starken Todesrocken
Des mächt'gen Lebens Urkraft unversehrt,
Und strebt zum Licht und Aether hingekehrt
Aus Nacht und Oede sich empor zu strecken.

Indeß die Sonn' am klaren Himmel glüht,
Ihr Flammenstrom durch Thal und Höhe sprüht
Und neue Schöpfung ihr entgegen blüht.

Der Kaktus trotzt, fruchtschwanger, aus den Klüften,
Die Palme wiegt ihr Haar in weichen Lüften
Und um dich wogt ein Meer von Blumenblüten.

* * *

Wann aber wird die Fürcht Rinde brechen,
Die um des Volkes Busen sich gelegt?
Wann wird der Geist, der es zu Zorn erregt
Zu ihm das Wort der Auferstehung sprechen?

Es gilt die Schuld, die schrecklichr, zu rächen,
Die hier ein ganzen Land in Tränmer schlägt,
Verzweiflung die zur fernsten Hütte trägt
Und Paradiese kehrt zu Jammerrächen.

Der Kummer hat den edelsten Gestalten
Sein Siegel aufgedrückt und schreut die Klagen
Selbst im geheimsten Herzen zu entfalten,

Und nicht an Stämme nur, die hochgeschossen;
Auch an der Bäumlein jugendliche Sprossen,
In ihre Wurzeln ward die Axt geschlagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 27. Sonnabend den 15. April 1848.

Reise.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Dritter und letzter Theil: Syrien und Kleinasien. Berlin, Alexander Duncker, 1848.

Nachdem der berühmte Verfasser auf seiner Rückreise aus Aegypten nach Palästina gekommen war, setzte er seinen Weg fort durch den Libanon, Aleppo, das nördliche Syrien, begab sich sodann zur See und landete nach einem kurzen Aufenthalt auf Cypern an der Westküste von Kleinasien, hielt sich längere Zeit in Burnabat auf und kam endlich auf einem Umwege zu Lande über Magnesia, Sardes und Nicäa nach Konstantinopel.

Was er auf diesem Wege nun gesehen und erlebt, erzählt er in seiner vornehm bequemen Weise, die so sehr das Gegentheil von gelehrter Pedanterei ist, daß wir fast bedauern müssen, ihn nicht wenigstens dießmal ein klein wenig pedantischer gefunden zu haben. Er sah nämlich so viele klassische Ruinen und Denkmäler, daß eine strengere Genauigkeit in der Beschäftigung und Würdigung derselben wohl zu wünschen gewesen wäre. Doch, wenn er sie auch nur flüchtig schildert, läßt er es an einem scharfen Geschmacksurtheil nicht fehlen. So gibt er uns z. B. von den berühmten Ruinen Balbeck eine einleuchtende Kritik. „Was die Ruinen von Balbeck betrifft, so ist ihr erster Anblick zwar imposant, ihr Kunstwerth aber sehr gering, und bewundern kann sie nur der, welcher weder die Vollendung griechischer Tempel, noch die Wunder ägyptischer Bauwerke kennt. Die Massen sind allerdings bedeutend, und ein Theil der Säulen kolossal, aber Styl, Verhältnisse, Zierathen schon zu sichtlich aus den Zeiten des Verfalls, die Säulen zu bauchig oder zu schlank, ohne Harmonie zu einander gestellt, die Kapitäle und Friese überladen, und alles von der gröbsten Arbeit. So bildet der Plafond des Porticus im kleineren Tempel, von dem schon viel herabgefallen ist, nur ein konfuses und steifes Gewebe plumpen Blätterwerks mit Vertiefungen darin, aus denen häßliche Büsten herauszusehen wie Frösche aus einem Sumpf. Ein korpulenter Genius und ein Adler im Innern hätten zur Zeit Ludwigs XV. nicht rococoartiger ausgeführt werden können, und die nur halb aus der äußern Mauer hervortretenden Säulen geben dem Ganzen ein schweres ungeschicktes Ansehen. Doch ist ein Theil dieser Ruinen höchst merkwürdig, und dieser, der ohne Zweifel aus uralterer Zeit herstammt, wäre selbst Aegyptens würdig. Ich meine die Grundmauern, auf denen die beiden römischen Tempel hauptsächlich erbaut sind. Die Größe der Steine, aus denen diese Basis besteht, ist staunenerregend."

Auch die weltberühmten Cedern von Libanon fand der Verf. weit unter seiner Erwartung. „Es ist gewiß, daß die einzelne Ceder des Jardin des plantes in Paris — welche bekanntlich hier geboren ward und mit väterlicher Sorge gehegt und gepflegt unter vielen Gefahren ihren Bestimmungsort erreichte — von weitem eine weit überraschendere Wirkung macht. Auch besitzt jetzt England in seinen vielen Parks wohl hundertmal mehr Cedern als der Libanon. — Von den uralten, vielleicht mehr als tausendjährigen Königen des Waldes gibt es nur noch zwölf Kolosse an verschiedenen Orten des Hügels. Mehrere davon sind schon abgestorben, und auch unter den sieben größten sind nur noch wenige ganz frisch. Dieser krankhafte Zustand ist hauptsächlich durch das unverschämte Abbrechen der Rinde von fremden Besuchern herbeigeführt worden, bloß um ihre Namen bequemer in den Stamm einweisseln zu können. Manche haben ellenlange Räume dazu nöthig erachtet. Auf einem der größten dieser Schandflecke fanden wir Herrn von Lamartine's Namen eingegraben, der nicht einmal hier gewesen ist, sondern sich durch die wichtige Inschrift nur par procuration im Libanon vereewigen ließ, wie Herr von Chateaubriand einst auf der großen Pyramide von Dschisch. Dieß ist in sofern zu bedauern, als der hiermit Beauftragte die Buchstaben nicht groß genug machen zu können glaubte, und daher eine solche Masse Rinde abgenommen hat, daß in Verbindung mit den Wirbelstaben der frühern Rindenabdrecker nun der tödendste Kranz um den ehrwürdigsten Baum der alten Welt vollendet ist, und derselbe unfehlbar eingehen muß." Man sieht hier wieder, der Verf. läßt nicht leicht eine Gelegenheit vorbeigehen, wenn er eines Vergängers spotten kann. Hätte er, als er das Buch schrieb, schon wissen können, mit wie viel größern Zügen Lamartine seinen Namen in die Rinde der jungen französischen Republik schreiben würde, so hätte ihm dieß vielleicht zu einer beißenden Vergleichung Anlaß gegeben.

Der kleine Krieg des türkischen Gouvernements mit den Araberstämmen erlaubte es dem reisenden deutschen Fürsten nicht, sich bis nach Palmyra zu wagen, dessen Ruinen er gern gesehen hätte. Dagegen besuchte er Aleppo und verweilte namentlich mit Behagen in dem nahen schönen Etablissement des Engländers Barker. Auch erzählt er uns viel von den schönen Pferden, die er auftaufte und einiges wenige von den Sprachstudien, die er mit seiner Abyssinierin trieb. In seinem Bericht über die Seereise spielt Sturm und Ungewitter die Hauptrolle und wir erfahren, daß am Geburtstage des Fürsten ein Blitz in seinen Schiff gefahren sey, jedoch ohne zu zünden.

Mit diesen martimen Nachtstücken wechselt der heitere Aufenthalt auf der Insel Kos gerade so anmuthig ab, wie in der Odyssee der Sturm, der den Odysseus umherwirft, mit seiner Landung bei den Phäaken. Der köstlichste alte Cypernwein wird aufgetragen, ein geschickter Koch ist emsig beschäftigt, Landpartien werden gemacht ꝛc. Hierauf die Landreise an der kleinasiatischen Küste, durch Mylasso, Labranda, Karpuntsi (Alabanda), Alinda, Aidin (Tralles), Magnesia, Milet, Geronda, Ephesus

Digitized by Google

nach Smyrna. Hier traf der Reisende überall zahlreiche Ruinen, die ausführlich zu untersuchen aber nicht seine Sache seyn konnte. In Alabanda fand er das größte antike Theater, das er bis dahin gesehen. „Während wir eine Weile nach allen Richtungen in diesem Chaos umhergeklettert waren und nach und nach den stellsten der zwei Berge immer höher hinanstiegen, wurden wir plötzlich, aus einer Gruppe alter Oelbäume hervortretend, durch einen Anblick überrascht, der mich in Staunendes Entzücken versetzte. Das größte bisher von mir gesehene antike Theater lag vor mir, gegen welches die im Peloponnes besuchten, von Sparta, Epidaurus und Megalopolis nur klein genannt werden müssen. Das umfangreichste unter den griechischen maß im Durchmesser am Proscenium nur 70 Schritt, das hiesige 120. Und wie wunderbar ist dieses erhalten! Unter den 70 Sitzreihen über einander, die es hat, fehlte kaum eine einzige Stufe, nur waren sie größtentheils mit Moos bewachsen und viele in den Fugen durch hundertjährige Oelbäume gesprengt, welche jetzt, im Krautz umherstehend, die Stelle der Zuschauer eingenommen zu haben schienen. Die Sitze waren auf das affurateste bearbeitet, breiter als gewöhnlich und mit besonderem Platz für die Füße der dahinter Sitzenden versehen. Auch die Scene, nebst einem aus der Mitte derselben noch besonders vorspringenden Bau, war meistens erhalten, überhaupt allem Anschein nach nie etwas von hier entnommen worden, so daß alles, was nicht mehr steht, wenigstens noch am Boden liegt." — Von dem berühmten Ephesus berichtet der Verfasser, das dortige Weltwunder, der große Dianentempel, sey bis auf die letzte Spur verschwunden. „Es ist nicht nur kein Stein mehr davon vorhanden, sondern man hat auch durchaus keine positiven Data, daß irgend etwas von der ungeheuren Masse seiner Materialien zu andern Zwecken entnommen und verwandt worden sey. Ich habe freilich nun schon die Lokalitäten von vier jener Weltwunder besucht, von denen allen nichts mehr vorhanden ist, aber bei den übrigen ist es sehr erklärlich. Das ägyptische Labyrinth diente als bequemster Steinbruch unter Christen und Arabern zur Erbauung von Arsinoë oder Crocodilopolis, und hundert andere Orte, die zur Zeit muhamedanischer Herrschaft dort blühten; der Koloß zu Rhodus, einmal umgestürzt, und wegen eines Orakelspruche nicht wieder aufgerichtet, mußte wohl sehr natürlich als werthvolles Metall anderweitig benutzt werden: das Grabmal des Attalus bei Halikarnaß diente ohne Zweifel der neuern Stadt und Festung als Material — aber von den Ruinen der Stadt Ephesus ward nur das verhältnißmäßig selbst in seiner Blüthenzeit doch nur unbedeutende Mausolet erbaut, und nirgends sieht man dort irgend etwas, selbst in der schönen arabischen Moschee, das nur entfernt der Pracht und den gigantischen Dimensionen gliche, welche uns von den Hunderten 60 Fuß hohen Säulen und den übrigen prachtvollen Bauornamenten des Dianentempels geschildert wird. Man kann nur annehmen, daß die Wahrsagung jener Sybille, die im zweiten Jahrhundert prophezeite: ein Erdbeben werde den Dianentempel so gänzlich verschlingen, wie ein Schiff im Meersturm untergeht — wirklich in Erfüllung gegangen sey." — Vieles Antike von Werth scheint noch in diesen Gegenden verborgen zu seyn, vieles ist auch schon von den Engländern aufgefunden und entführt. So gedenkt unser Verfasser mehrerer Alterthümer im Schlosse zu Bodrun, die von dem weltberühmten Mausoleum stammen, und zu deren Anblick er nicht zugelassen wurde, die aber vor Kurzem von einem Engländer gekauft und fortgebracht worden sind. Das Mausoleum selbst ist verschwunden, doch erkennt man noch deutlich seine Grundlage. — Den sogenannten Croesus-Palast in Sardes hielt der Reisende für ein viel späteres römisches Werk.

Brussa, einst die Hauptstadt der Türken, ehe sie Konstantinopel eroberten, erschien dem Verfasser immer noch sehr ansehnlich und besonders gewerbsteißig. In Nikäa empfing er alle Eindrücke des romantischen Mittelalters und der Kreuzzüge. „Der ganze innere Raum, den die Mauern einschließen, d. h. die jetzige Stadt Nikäa, ist eine malerische Wildniß mit kurzweise wuchernder Vegetation, pittoresken Ruinen und einigen hundert schlechten Wohnhäusern. Nach der Meerseite hin erhebt sich ein großer Hügel von Schutt, ebenfalls dicht bewachsen, in dem sich seltsam konstruirte Gewölbe von colossalen Werkstücken aufgeführt befinden, deren frühere Bestimmung schwer zu ermitteln ist. Die Türken nennen es den Palast des unglücklichen Königs, einige Reisende halten es für die Reste eines Amphitheaters und die erwähnten Gewölbe für die Behälter der zum Kampf bestimmten wilden Thiere. Doch schienen sie mir keineswegs diesem Zweck zu entsprechen, wiewohl ich eine bessere Hypothese auch nicht aufzustellen vermag. Ich kletterte in drei bis vier dieser wunderlichen Konstruktionen hinab, konnte es aber wegen eines penetranten Geruchs des alle Mauern bedeckenden Schierlings, der sich Grauen erregend mit dem Moderduft im Innern der Gewölbe mischte, nicht lange genug darin aushalten, um nähere Untersuchungen anzustellen. Das Ganze dieser Nikäischen Trümmer paßt vortrefflich zur finstern Romantik der Kreuzzüge. Ihr Anblick ist schauerlich, die Luft umher voll Pest und sieder geschwängert, und die Natur dazwischen doch voll üppigen Schmuckes und phantastischer Formen. Aber ein noch weit wichtigeres Denkmal der Geschichte befindet sich innerhalb der der Mauern Nikäa's. Unter einem dichten Laubdach alter Platanen und Cypressen, von einem Gewirr mannshoher Disteln und Dornen umschlungen, erheben sich die Wände der zerstörten Moschee Sultane Orchane, früher die griechische Kirche, in der das berühmte ökumenische Concilium unter Konstantin, den die christliche Kirche mit Heiligkeit Dankbarkeit den Großen nennt, abgehalten wurde — jene ewig denkwürdige Versammlung von 318 Kirchenvätern, durch welche die wirkliche Gottheit Christi und völlige Einheit in der Dreieinigkeit des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes zuerst kirchlich als heiliger Glaubensartikel festgestellt wurde."

So viel von den Lokalitäten, die der Verfasser besuchte. Was die Menschen anlangt, so läßt er es nicht an guten Charakterzügen derselben fehlen. Mancher dicke Pascha, mancher eulenaugige Aga muß da die Revue passiren. In Smyrna fand er ein paar Wundermädchen, die durch bloße Kraft des animalischen Magnetismus einen Tisch in Bewegung setzten, was er mit behaglicher Aufsührlichkeit zu Nutz und Frommen der Wissenschaft beschreibt.

Ueber die türkische Verwaltung in Kleinasien erhalten wir zwei, gewissermaßen einander widersprechende und doch mit einander wohl vereinbarte Berichte. Die Korruption des türkischen Beamtenpersonals nämlich, die hier gerügt wird, hängt aufs genauste mit der Intoleranz zusammen, die anderseits eine Toleranz bedingt, welche hier gerühmt wird. „Während des in Sack zugebrachten Tages erhielt ich den Besuch mehrerer Türken und auch eines deutschen Kontumaxbaumeisters, der von Konstantinopel hierher geschickt worden war, um alle neuen Quarantainenanstalten in Anatolien zu organisiren. Nach seiner Erzählung scheint die Administration des Großherren an eben dem Krebse zu leiden als die Mehemed Alis, nämlich an einer tief eingewurzelten Immoralität der Beamten, nebst dem fortwährenten Bestreben derselben höhere Befehle, die eine bessere Ordnung der Dinge beabsichtigen, durch jede Art von Intriguen, falsche Berichte, ja, wo man es durchsetzen zu können glaubt, direkten Ungehorsam zu entkräften. Der ehrliche Deutsche sagte, er spie hier wie auf Nadeln, und da er im Anfang gezlaubt ohne Rücksicht seiner Pflicht streng genügen zu müssen, habe man schon zweimal Versuche gegen sein Leben gemacht, einmal

Digitized by Google

ihn in seinem Bette zu erdrosseln, wo er nur durch die glückliche Dazwischenkunft seines Bedienten gerettet worden sey, das zweitemal durch Gift, dessen Opfer derselbe treue Diener leider geworden, indem er durch Zufall den Kaffee zu sich genommen, der für seinen Herrn bestimmt war. Obgleich er dieß alles nach Konstantinopel gemeldet, sey er seit 5 Monaten doch ohne Antwort geblieben, und sähe nun wohl ein, daß er hier mit dem Strome schwimmen oder untergehen müsse." An einer andern Stelle wird dagegen die Humanität gerühmt, mit welcher die Türken in Kleinasien gegen die Griechen verfahren, und der Verfasser hält es für seine Pflicht, daran allgemeine Bemerkungen über eine mögliche Auswanderung aus dem christlichen Europa nach Kleinasien zu knüpfen.

Nachdem er nämlich aus dem Munde eines Griechen vernommen, wie glücklich derselbe unter den Türken lebe, findet er diese Aeußerung ganz übereinstimmend mit dem, was er selbst und sein Reisegefährte Graf Tattenbach, bisher im Oriente erlebte, und fügt noch hinzu: „Es bestärkte uns beide immer mehr in der Ueberzeugung, daß ein solider und irgend industriöser christlicher Einwanderer auch als türkischer Unterthan, ohne allen Schutz eines europäischen Konsuls, sehr ruhig und zufrieden hier leben und sich ein angemessenes Wohlseyn verschaffen kann, ja vermöge seiner höheren Bildung und eben als Fremder vielleicht leichter als ein eingeborener Türke. Da aber gerade dieser Umstand, d. h. die übertriebene Besorgniß unter türkischen Gesetzen zu stehen, die meisten Europäer abhält sich in diesen in jeder Hinsicht so sehr von der Natur gesegneten und doch zu zwei Drittheilen noch unbebaut liegenden Ländern anzusiedeln, Länder, deren Klima so gemäßigt und gesund als das von Neapel ist, auf der andern Seite aber das türkische Gouvernement mit Recht keine Kolonisten dulden will, die nicht unter ihm, sondern unter dem fremden Schutze und der Gerichtsbarkeit der Konsuln stehen, auf die sie bei jeder Gelegenheit trotzen und sehr oft auch im Unrecht durch dieselben beschützt werden — so ist es nicht unwichtig solche Fälle wie den eben erzählten zur Kenntniß eines größeren Publikums zu bringen. So viel bin ich überzeugt, daß wenn in diesem Punkte ein gegenseitiges besseres Zutrauen gefaßt werden könnte, beiden Welttheilen kaum eine folgenreichere Wohlthat zu erzeigen wäre, als durch Kolonisation Kleinasiens im Großen von Deutschland aus."

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von L. v. Morajn. Berlin, Alexander Duncker, 1848.

Die Manier dieses Dichters erinnert an die Rembrandts und einiger verwandter Maler, welche absichtlich den Gegenstand ihrer Darstellung aus einem tiefen Dunkel halb heller, bald auch nur dämmernd hervortreten ließen. Wenn man das im Gebiet des Geistes Dunkle und Dämmernde in Worten fassen will, so kann man es kaum auf eine charakteristischere Weise thun, als hier geschehen ist. Man höre z. B. folgendes Gedicht, welches „Nähe, eine Geisterstimme" überschrieben ist:

Hörst du Nachtwinds leises Girren?
Gib dein lauschend Ohr ihm hin,
In der Lüfte todtem Schwirren
Naht mein Wesen deinem Sinn.

Oft schon fuhlten deine Thränen
Mich mit starker Liebeshand,
Oft schon neigte deinem Sehnen
Ich mich ohne Widerstand.

Doch uns Geistern zum Erscheinen
Bleibt nicht dauernder Gestalt:
Nimmer darf zur Form sich einen
Was ins Aetherweer gewallt.

Weil uns Eine Form darf binden,
Ist uns auch nur im Moment,
Der vereinigt Nah'n und Schwinden,
Euerer Sinne Nah' vergönnt.

Darum wo Gesänge schallen,
In der Töne Sturmgewühl,
Trifft der leiseste von allen
Euer schamberaubt Gefühl.

Darum bildt oft Aremdesgrüßen
Aus des Thieres starrem Blick,
Flüchtig zwar, wie Sterne schießen,
Doch erkenntlich euch zurück.

In dem langen Weltenzuge,
In der Lichter schwankem Spiel,
In des eignen Angst Trage
Sind wir eures Blickes Ziel.

Ob ihr flieht — ob ihr entteilet,
Immer trifft ihr unser Spur;
Ihre Formen alle theilet
Mit uns Geistern die Natur.

Auch da, wo die Bilder bestimmter hervortreten, bleibt der Hintergrund immer noch ein tiefes, traumhaftes Dunkel. Das paßt denn sehr gut zu den nächtlichen Sturmbildern aus der Alpenwelt. So heißt es vom Sturm:

Weltenbreit das Schneegefieder
Stürzt er von den Höhen nieder,
Ein ergänzter Riesenaar,
Schlägt den Gletschern in die Flanken
Seine Griffe, die sie schwanken,
Bis sich Strahl ihr weißes Haar.

Horch! sie brüllen tausendstimmig —
Weiße Rachen, bärengrimmig,
Gähnen aus der Nacht hervor.
Donner brunten, Donner beoben,
Weiß, erschicend kömmt's gestoben,
Aus der Tiefe ständ's empor.

Erde, Lüfte, Lichter, alle
Mischen sich in einem Schwalle
In chaotischem Gebraus.
Nachtende Lawinen flattern,
Zahle Riesenflammen knattern
Durch den unentwirrten Graus.

Inzwischen macht sich zuweilen bei unserm Dichter in der Wahl der Bilder eine Absichtlichkeit geltend, die dem Gedicht den Charakter allzu dürftiger Künstlichkeit gibt und eigentlich der Rembrandt'schen Manier widerspricht. Folgendes Gedicht z. B. entbehrt die Naturwahrheit, die in den oben ausgewählten sich gewiß nicht verkennen läßt. Es ist eine schöne, doch zu spielende Phantasie:

Einst hab' ich aus dem Aether
Die Erde von ferne gesehn,
Passionsblume die düstre
Stand sie im Blindeswehn.

Ein schwarzer Trauermantel
Hing Nacht ob ihrem Gesicht,
Ganz schmal die dunkeln Flügel
Besäumt mit weißem Licht.

Digitized by Google

Als Goldmarzipfe wiegte
Der Mond sich in der Luft,
Nachtfalterneunge darüber
Erstaubte von Glanz und Duft.

Die Sonne sah ich ferne
Im Rosenfeuer stehn,
Und Schwingen auf ihr wie breite
Goldblitze aufgehn;

Und wie in Gartenbeeten
Dann Rosen an Rosen blühn,
Ob ihnen wellenschlagend
Eine Morgenröthe glühn ꝛc.

Von dieser Art kommt Mehreres vor. Zuweilen drängen sich die Vergleichungen zu sehr und wie schön sie immer sind, man würde eine einfachere Fassung vorziehen, z. B. heißt es in dem Gedicht „Leuchtkäfer“:

Und Funken kreisen jubilos, kaum erschienen!
Lichthieroglyphen ziehn sie wunderbar;
Ein goldnes Netz, ein Schwarm von Feuerbienen
Erscheint es bald; bald geht's in enger Schar
Wie Mönche die zu Nacht im Chore dienen.
Nun glimmt's im Moos — an Blatt und Zweigleln klar,
Wie wenn's ein Schacht voll Grubenlichter wäre, —
Nun wiebelt's, eine tolle Sternenspähre!

Ein Wunder so in grünen Einsamkeiten
Ist es zu schauen, doch nicht zu verstehn.
Sind's Flämmchen die im Hin- und Wiedergleiten
Auf abwegaendem, goldnen Schätzen stehn?
Sind's Elfen, die auf grüne Kunstschaft reiten
Mit Horn und Speer und Lampe wohl versehn?
Sind's Lichtgedanken, die durchs Haupt der Eichen,
Der alten, während ihrer Ruhe streichen? —

Dieses Gedicht würde einfacher und deßhalb auch effendar schöner seyn, wenn es sich die Häufung so vieler Vergleichungen erspart und sich einzig mit der letztgenannten, den Lichtgedanken im Eichenhaupt, begnügt hätte, weil diese Vergleichung effendar die originellste ist.

Diesen Naturbildern folgen Romanzen, unter denen sich mehrere maurische in den bekannten spanischen Trachten, so wie nordische im Nibelungenversmaaße bemerklich machen. Dem Sieste nach neu und, so viel und bekannt, bisher noch nicht poetisch bearbeitet ist die schöne Erzählung von Leif und Thorilde. Leif ist der bekannte Isländer, der von seiner Geliebten getrennt, nach Westen fuhr, lange Jahre unter den Wilden Amerikas lebte und als wackrer Greis den ersten Normannen, die an seiner Küste landeten, Thorildens Ring mitgab, um ihn der noch Lebenden zu bringen. Auch die Sage von der schönen Bolgena findet sich hier als Romanze. Bolgena war ein böhmisches Landmädchen, die Prinz Oldrich beim Waschen antraf und, ergriffen von ihrem Reibreiz, sie zu seiner Gemahlin machte. Ferner theilt der Dichter ein längeres Fragment aus seinem noch nicht erschienenen größeren Epos „König Manfred“ mit. Auch einen Stoff aus der muhamedanischen Welt, den Ruhm des Sängers Hafis, dessen Gesang selbst das wüteste Despotenherz erweicht. Merkwürdig erscheint eine poetische Anrede an die alte Stadt Venedig. Nachdem er gefragt, ob sie ganz in die Vergangenheit versunken, fährt er fort:

Wie? Oder drusst du Künftiges? Vielleicht
Daß Wetterhauch der Zukunft sich umstreicht.
Wie manchmal Blasen stumm und träg und schwer
Aufsteigen aus dem Schlamme tief im Meer,
So gibt auch aus des Zeitmeers schwarzem Grunde
Sich Zukunft im Verbergen gährend kund.

Vielleicht daß mit dem Zoche das uns drückt
Atlantis einst den stolzen Nacken schmückt.
Dann glühn vielleicht, wie ein Kometenband,
Scepter und Kronen ob Washingtons Land,
Und du verdorrter Sumpf der Tyrannei
Trägst Freiheitsblüthen in Europas Mai.

Am Schluß noch einige, meist ernst, zuweilen sogar düster gehaltene Lieder der Liebe und dazwischen Gedichte vermischten Inhalts. Was für Vorstellungen sich die eigenthümliche Einbildungskraft dieses Dichters von unsern kirchlichen Zuständen macht, erhellt aus den nachfolgenden kurzen mit einander kontrastirenden Gedichten:

Katholisch.

Was ich von der katholischen Kirche denke?
Es geht einem jeglichen Institut,
Es sey noch so heilig, so gut,
Wie dem Tempelherr zu Palermo:
Gebäu so kühn, als ihr man noch
Mit starrer Brau' gesehmunzlen Nacken
Den Menschengenius selbst sich plackten
In eines Riesenteufelsstoss Joch;
Nun unter Schlingpflanzen überwuchern
Zugänglich kaum neugierigen Sachern;
Der Schutt, den der Regen mitgeschwelkt,
Jahrhundertlang zu Hügeln gehäuft;
Der Säulenhimmel, die Zeitstapete
Die Todtenköhle für Raubgethier,
Der Fledermäuse schmutzges Schlafrevier —
Nun trete einer dahin und bete! —

Lutherisch.

Was ich von der lutherischen Kirche denke?
's ist eben eine Karavanserai,
Die Manr, der Boden glatt und frei,
Unkundter Niemand und Niemands Schenke.
Was jeder brachte, das hat er mit,
Wird dessen schlechter Beschaffnis quitt.
In einem Zimmer Feuer am Herde,
Zwischen Schläuchen, Teppiche hingebreitet,
Als Sattelzeug behaglich gebraut
Ansenhender Männer Kraftgeberde,
Mit schönen Waffen, geschlegtem Bart,
Erleichtung schöpfend in würdiger Art.
Draußen liegen in Dunkel und Kälte
Erschöpfte Treiber bei müdem Vieh,
Sie sprechen gern wenn Durst nicht schrie,
Sie möchten schlafen wenn Hunger nicht bellte.
Kömmt der Wüstensturm, er wird stürmahe
Wegfegen manchen aus solcher Schaar;
Die Beduinen die fern dort streifen,
Werden manchen noch als Geisel ergreifen.
Ists Karavanserai denn Schuld?
Hat's Einem Unzunft, dem andern Huld?
Als Reisende kamen sie alle an —
Im Freien hätten sie dasselbe gethan.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 28. Dienstag den 18. April 1848.

Geschichte.

Geschichte Peters des Großen von Eduard Pelz (Treumund Welp). Leipzig, Lorck, 1848.

Der allbekannte Verfasser der „Petersburger Skizzen“ hat es hier unternommen, das Charakterbild Peters des Großen von einem ganz andern Standpunkt aus zu beleuchten, als es bisher geschehen ist. Man war nämlich immer geneigt, jenem Czaaren trotz seiner anerkannten Barbarennatur doch eine staunenswürdige, auf das Bessere gerichtete Willenskraft und den Ruhm eines großen Reformators zuzugestehen. Noch sehr namhafte Geschichtschreiber der neuesten Zeit haben dieses Urtheil über ihn wiederholt. Man wird nicht irren, wenn man annimmt daß sich das ihm so sehr günstige Vorurtheil erst im Zeitalter Katharinas II. ausgebildet hat. Peters eigene Zeitgenossen urtheilen bei weitem noch nicht so gut von ihm, z. B. Burnet, Pöllnitz, die Markgräfin von Baireuth. Erst unter der glanzvollen Regierung der deutschen Katharina II., die sich mit dem Nimbus der Aufklärung und Philosophie zu umgeben wußte, wurde Rußland in Europa populär, wurde es als das Eldorado deutscher und französischer Abenteurer gepriesen, und strömten Tausende von Industriellen, Gelehrten, Künstlern ꝛc. nach St. Petersburg, um dort ihr Privatglück zu gründen, aber unter dem Vorwande, Rußland zu vermenschlichen und auf die Höhe der europäischen Civilisation zu erheben, oder wie man zu sagen pflegte, das von Peter dem Großen begonnene Werk zu vollenden. Dadurch erst fiel ein schimmernder Nester auf Peter den Großen zurück und indem man Katharinen schmeichelte, glaubte man auch ihren Vorfahren nicht stark genug rühmen zu können.

Herr Pelz bemüht sich nun, die Reformen Peters des Großen auf ihren wahren Werth zurückzuführen. In dem Versuche Peters, die Russen den Westeuropäern und namentlich den schiffahrtskundigen und industriellen Holländern gleich zu machen, erkennt Herr Pelz mit Recht nur eine Spielerei. Alles war bei diesem Versuche nur oberflächlich und erzwungen. Indem Peter die Bartrussen in Matrosenkleider steckte und mit der Knute zwang, Schiffe zu bauen und Seile zu drehen, brachte er ihnen doch so wenig holländischen Geist bei, als es ihm möglich war, durch slawische Abrichtung der Leibeigenen in einem Musikchor, in welchem jeder nur einen einzigen Ton vertrat, die italienische Tonkunst nach Rußland zu verpflanzen. Peter äffte die Aeußerlichkeit nach, ohne im geringsten den innern Geist zu erwecken oder nur wecken zu wollen.

Wenn alle westeuropäische Kultur und Civilisation durch den Aufschwung der unabhängigen Kirche im früheren und durch den Aufschwung des Bürgerthums im späteren Mittelalter bedingt ist, so that Peter der Große seinerseits Alles, um sowohl die Unabhängigkeit der Kirche, als bürgerliche Freiheit unmöglich zu machen, verschüttete also die Quellen, aus denen für Rußland eine Civilisation hätte entnommen werden können, wie die war, die er doch dem Abendlande nachahmen wollte. Hatte die griechische Kirche schon unter den byzantinischen Kaisern nur ein steifes Leben hingefristet, so verurtheilte sie Peter der Große in Rußland vollends zum moralischen Tode. Indem er ihr auch noch den letzten Schein von Unabhängigkeit und innerer Selbstständigkeit raubte, sich selbst mit allen seinen Rohheiten und Lastern zum Patriarchen der Kirche erklärte und den Cäsaropapismus oder das Papsthum in Stiefeln und Sporen einführte, ertödtete er den letzten Keim kirchlichen Lebens und theologischer Bildung. Die einst so geistvolle griechische Kirche der ersten Jahrhunderte sank in eine Barbarei hinab, die noch unter dem Lamaismus der Kalmucken steht, denn der Lama denkt und mag Verschiedenes zu denken, während der Pope lediglich nichts mehr denkt. Ueber diesen Punkt hätte Herr Pelz vielleicht ausführlicher seyn können.

Mit größter Evidenz aber weist der Verfasser nach, daß die so oft gerühmten Reformen Peters im Staate nur den einzigen Zweck des absoluten Despotismus verfolgt haben, weit entfernt, dem Volke wohlthätig zu werden oder es auf eine höhere Stufe der Reife zu erheben. Die Unterdrückung des rohen Bojarenthums geschah nicht zum Vortheil der bürgerlichen Freiheit, sondern einzig zum Vortheil der Czaarengewalt und des neuen Heers von Beamten, mit denen sie sich umgab. Diese Beamte aber sind, wie Jedermann weiß, durch ihre Korruption der Fluch Rußlands geworden. „Die Adelsaste, sagt Pelz S. 324, warf Peters Regierung gleichfalls darnieder; jedoch nur, um — ihr einige Zähne auszureißen, mit denen sie seither das Volk allein zum Aussaugen festhielt. Was ist nun aus dem einst so reichen, fröhlichen, gastfreien russischen Adel geworden? Graf Sollogub meint in seinem Tarantes, er habe seine Güter spekulirenden Kaufleuten in die Hände gegeben, die in den prächtigen Schlössern — Fabriken angelegt hätten! — Auf das Regiment der Hetzpeitsche, des Kantschuhs und der Knute ist mithin das Fabrikelend gepfropft worden. Kann ein Volk grünlicher eine Verderben geführt werden? Allerdings gibt es auch noch Bojaren, die eben nur den Ertrüns von ihren Bauern begehren, um denselben im Auslande zu verzehren, und die sich somit um Nichts daheim kümmern, Alles ihren Beamten überlassend, von denen das arme Volk unter unsäglichen Thränen ausgesaugt wird. Stocken einmal die Zahlungen, dann steckt man die Söhne der Starosten (Landgemeindevorsteher) unters Militär und die säumigen Zahler ins Arbeitshaus; weiter geht die patriarchalische Fürsorge nicht. Man gibt sich also alle erdenkliche Mühe, das Volk zu demoralisiren, und selbst die seltenen Ausnahmen wirklich

Digitized by Google

fürsorgender Gutsherren oder Seelenhefter tragen nur dazu bei, von der Selbstregierung fernzuhalten, dem einzig richtigen Wege zum gedeihlichen Staatsleben, abzuhalten. Das üble Beispiel Peters wirkte bis auf die heutige Zeit fort, indem in der nächsten Folgezeit die Gutsbesitzer sich mit einer Schaar von Zwergen, Hofnarren und Hofnärrinnen umgaben, jedann aber ein grausherrliches Sanssouci einrichteten, das endlich auf das ganze Volk überging. Daneben waltete der Stock oder der Kantschuh, sowie anderweite Brutalität, und es gehörte die Sanftmuth des russischen Volks dazu, dergleichen zu ertragen, ohne bis zur reinen Bestialität herabzusinken. Von einem Gefühl für Staatsbürgerpflicht konnte sich unter solchen Umständen keine Spur entwickeln, und wenn durch die Schöpfung des Verdienstadels auf menschliche Eitelkeit spekulirt wurde, wo Ehrenes zu beanspruchen gewesen wäre, so haben sich die schlechten Folgen mehr als hinlänglich herausgestellt. An die Stelle der allein ersprießlichen Selbstthätigkeit der Nation ist ein leidiges Tschinownikwesen getreten; überall, wo sich die eigenen Hände und Köpfe rühren müßten, um rechtes Gedeihen zu bringen, schiebt man die Angelegenheiten auf Beamtenschultern, und es waltet mithin der Miethling. Das Laster des Diebstahls, obnehin ein Kind der Sklaverei, hat durch diese Beamten- oder Tschinownikwirthschaft gewissermaßen Sanktion erlangt, und es ist bis zu einer Korruption im Reiche gekommen, von der sich kein Außenstehender einen deutlichen Begriff zu machen vermag."

Allerdings schwebte Peter dem Großen etwas vom Werthe des Bürgerstandes vor, den er auch zwischen die Leibeigenen einerseits und die Beamten und Adligen andererseits einschieben wollte, aber es geschah oberflächlich, und man darf nicht verhehlen, Peter war ein viel zu eingefleischter Autokrat, als daß er ein wahres Bürgerthum auch nur hätte wollen können. Herr Peez sagt sehr wahr: „Hätte Peter nur einiges schärfere Beobachtungstalent besessen, so müßte ihm der gänzliche Mangel eines vermittelnden Bürgerstandes unter den Russen einleuchten; er mußte begreifen, daß unter solchen Verhältnissen eine bloße Nachahmung des Auslandes nicht zum erwünschten Ziele führen könne. Der Gedanke an naturgemäße Entwicklung des Allgemeinen würde alsdann sicher von selbst entstanden sein; der zur Kultur bestimmte Volksboden hätte vor Allem dem Sonnenscheine der Freiheit bloßgelegt werden müssen, bevor der Samen durch Lehre und Unterricht ausgestreut wurde, bevor an Erziehung zur höhern Civilisation mit Nutzen gedacht werden konnte. Peter selbst sah zuletzt seinen Fehler zum Theil ein und wollte nun in Hast einen Mittelstand herstellen, war aber zu kurzsichtig, um zu erkennen, daß auch ein Solcher seine Unterlage zum Gedeihen in der Volkstreiheit haben muß. Neben der Sklaverei stehend, fehlt dem Mittelstande ebenfalls die nöthige Saugader nach Unten, und er bleibt, was er in Rußland war und ist: eine kränkelnde Pflanze, deren frühzeitige Früchte eher faulen, als sie reifen. Auch der Mittelstand tritt mit der Sklaverei in Verbindung, indem er sie mißbraucht oder benutzt, und so trifft ihn gleichfalls der auf aller Sklaverei ruhende Fluch des Beflecktwerdens mit den Lastern derselben; denn überall ergreift das Laster nicht bloß den Sklaven, sondern Alle, die mit ihm in Verbindung kommen."

Zu den wichtigsten Vorwürfen, welche dem Czaar Peter hier gemacht werden, gehört noch der, daß er die Industrie zu sehr auf Kosten des Ackerbaues begünstigt habe, eine Caprice, die nur zu sehr beweise, wie arg er die Natur seines Landes gleich der seines Volkes verkannt habe. „Nebenbei legte Peter ein gänzliches Verkennen der ersten Interessen seines Volkes dadurch an den Tag, daß er die zur genügenden Bodenkultur bei Weitem noch nicht ausreichende Bevölkerung gewaltsam auf den Industriezweig zwängte, dessen Verfolgung bis auf die neuesten Zeiten nachtheilig wirken mußte, indem dadurch eine naturgemäße Entwicklung verhindert wurde. Ebenso schreckte Peter das russische Volk durch die Art und Weise, wie von ihm andere Kultur und andere Sitten gepredigt wurden, nur zurück, anstatt befestigend einzuwirken. Auf beiden Wegen erreichte man also gerade das Gegentheil von Dem, was bezweckt werden sollte; die Kultur des Landes und Volkes ging nur im Aeußeren scheinbar fort, während sie innerlich stockte oder gar zurückging, wenn der natürliche Widerstandsgeist nicht offenbar schädliche Nebenwege einschlug. Diese Letztere war namentlich bei einem großen Theile der Aristokratie der Fall, welcher sich — aus Haß gegen die von Peter aufgedrungene germanische Kultur — einer französirenden Aftercivilisation in die Arme warf. Ein wahrhaft großer Fürst würde so auffallende Mißgriffe zu vermeiden gewußt haben. Ein anderer, nicht mit wirklicher Größe vereinbarer Vorwurf trifft Peters Regierung in Hinsicht auf die Störung der Bodenkultur durch Vermischung der Khelopi (Kuechte) und der Leibeigenen, an die Schelle gehefteten Frohnbauern, ackerbauenden Leibeigenen. Beide trug man untereinandergemischt in die Zählungs-Register ein, wodurch es den Grundbesitzern leicht gemacht wurde, die Pflugbauern in Dienstboten zu verwandeln. Daher alle stammt die Menge von Tagedieben, welche selbst ihren Herrschaften zur größten Last werden, während es an Händen für die Bodenkultur mangelt; aus nützlichen Männern hat man unnütze und sogar schädliche Zehrer gemacht. Wer sich, verführt durch täuschende Schilderungen der Größe Peters als Herrscher und Reformator, Rußland als von der Barbarei befreit denkt, dem ist die einfache Thatsache entgegenzustellen, daß noch in unsern Tagen, und nachdem unter Katharina II. das Wort Sklav pamphalt aus dem russischen Wörterbuch getilgt wurde, vor den Augen des Kaisers eine alte Frau einem Bestbieten für zwei Rubel in öffentlicher Auktion zugeschlagen wurde. Lebtlich der sanfte, friedliebende Charakter des russischen Volkes ist es, dem wir den Fortbestand einer harten Unterdrückung beizumessen haben, und Schande Dem, der hieraus seine freiheitsbedrückende Herrschaft baute. Jeder Sieg der Bajonette über sogenannte Empörer, die der harte Druck endlich zum Ausbruche der Ungeduld gebracht, wies zur schärfsten Anklage des Prinzips, das vom groß genannten Peter durchweg gehandhabt wurde. Eros würden wir Peter nur dann nennen, wenn er den sittlichen Begriff der menschlichen Freiheit erfaßt hätte, um durch Anwendung desselben auf sein Volk künftiger Entwicklung der Kultur und Civilisation einen sichern, gute Früchte tragenden Boden zu bereiten."

Wenn das Schicksal, wie es scheint, alle Unnatur der bisherigen europäischen Staatsverhältnisse ahthun will, so wird auch Rußland in die Bewegung mit fortgerissen werden, ohne daß man noch behaupten kann, es seyen dort andere Elemente gesunder Reproduktion vorhanden, als provinzielle und an den einzelnen Volksstämmen haftende. Im großen Reichsverbande, in allem, was als allgemeines Element für alle dem Selbstherrscher unterworfenen Seelen betrachtet werden kann, sitzt die Korruption und Unnatur allzutief fest. Man kannte in Rußland bisher nur Palastrevolutionen und rohe Barbarenaufstände, wie der Pugatschews war. Wie sich eine wahre Reform, die das wirklich leistet, was Peters des Großen Werk nur zum Schein gewährte, dort machen lassen wird, ist noch durchaus nicht zu berechnen.

Digitized by Google

Biographie.

Rückblick auf mein Leben. Selbstbiographie von Karl Friedrich Burdach. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Leipzig, Leopold Voß, 1848.

Der berühmte Königsberger Arzt, dessen Leben uns hier vorliegt, war in Sachsen geboren und hatte am Schlusse des vorigen Jahrhunderts mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen, bis er eine würdige Stellung im Leben erhielt, die er zuerst in Leipzig, dann in Dorpat, zuletzt in Königsberg fand. Die Geschichte seiner Jugend läßt einen tiefen Blick in das damalige Treiben auf den deutschen Universitäten thun. Wie er nun ein Meisterstipendium hat, wurde es ihm von der Regierung abgeschlagen. „Die medicinische Fakultät zu Leipzig nämlich hatte auf Befragen erklärt, sie finde mich nicht so ausgezeichnet, daß nicht mancher andere Mediciner auf solche Vergünstigung Ansprüche zu machen in gleichem oder auch höherem Grade berechtigt wäre. Ich hatte mich um die Gunst der Fakultät nicht besonders beworben und sie im Gegentheile durch verschiedene Umstände verscherzt. Plattner, der so viel auf elegantes Latein hielt, war, als ihm meine oben angeführte Gelegenheitsschrift zur Censur vorgelegt worden war, über die Nachlässigkeit meines Styls ganz entrüstet gewesen und hatte sie mir mit Unwillen zu nochmaliger Durchsicht zurückgegeben. Hebenstreit war ein lebhafter Gegner der Brown'schen Lehre und ich hatte durch öftere Vertheidigung derselben in dem unter ihm bestehenden Disputatorium mir seine Unzufriedenheit zugezogen. Ludwig hatte an mir nicht die erwartete Dienstwilligkeit zum Skeletiren und zu ähnlichen Arbeiten gefunden und obendrein seinen Zorn erregt, indem er mich eines Tages ertappte, daß ich über einen gegierten Aufsatz in seiner Vorlesung lachte." — Burdach hatte, obgleich ohne Anstellung und Aussichten, eine junge Wienerin geheirathet, die auf der Reise unsern von Prag mutterseelenallein in einer elenden Bauernhütte mit ihrem ersten Kinde niederkam (eine gemüthlich geschilderte Episode). Er begann sodann eine ärztliche Praxis, die ihm aber wieder vielfach verleidet wurde. Unter mehreren angeführten Fällen hier nur einer. „Einmal wurde ich zu einem durchreisenden jungen Ehepaare gerufen, da sich bei der ganz kürzlich verheiratheten Dame ein Zurunkel gebildet hatte; ein Kaufmann, an den sie adressirt waren, besuchte sie, fand die Dame schwand, sragte mich im anderen Zimmer mit bedenklicher Miene nach der Natur des Uebels, und da ich theils aus Delikatesse, theils aus Verdruß über die Anmaßung des Fragenden ihn mit der Erklärung abfertigte, die Sache habe nichts auf sich und werde binnen 24 Stunden wohl in Ordnung sein, so schickte er noch an selbigem Tage seinen Hausarzt, der nichts Anderes als den fortgesetzten Gebrauch der von mir verordneten Breiumschläge mit einem gleichgültigen Zusatze empfehlen konnte. Da aber etwa zwölf Stunden nach seinem Hinzukommen der Zurunkel sich öffnete, so erschien er als der eigentliche Helfer, und benahm sich auch so, weßhalb ich als überflüssig mich zurückzog. Dieß war übrigens ein sehr braver, mir anfrichtig wohlwollender Mann; aber das Haschen nach Kunden wird endlich zur blinden Leidenschaft. Mich stimmten dergleichen Erfahrungen sehr bitter und füllten mich mit Ekel gegen solch ärztliches „savoir faire", das meiner Natur so ganz widerstrebte."

Burdach widmete sich daher vorzugsweise literarischen Arbeiten, erlangte dadurch Ruf und erhielt endlich eine Professur. Unter den Mitteln, zu denen er greifen mußte, um in jener knappen Zeit seine und seiner Familie Existenz zu fristen, gehört auch der Verkauf von Arzneien nach Rußland mit griechischem Titel und französischer Anweisung.

Im Allgemeinen beschreibt Burdach seine Schicksale etwas zu weitläufig. Er hätte sich füglich kürzer fassen, vieles von dem weniger Interessanten seiner Personalien weglassen können. Unter andern hat er Freundesbriefe aufgenommen, die nichts enthalten als ganz gewöhnliche Privatnachrichten. Dadurch ist sein Buch sehr dick geworden. Auf die großen Weltbegebenheiten kommt er wenig zu sprechen. Erst nach der Schlacht bei Jena veranlaßte ihn der Einmarsch der Franzosen, aus dem Familienleben und dem Auditorium heraus auf die große Weltbühne zu blicken. Seine Aeußerungen sind erfreulicherweise immer partiotisch. Er schildert den Widerwillen, den ihm die Diebsgeschichten des Davoust'schen Corps eingeflößt. Er spricht von dem entschiedenen Widerwillen der Sachsen gegen die Franzosen zu der Zeit, als ihr König sich an Napoleon anschloß. Diese Stimmung war wohl mit ein Grund, daß Burdach im Jahr 1814 Leipzig verließ und einen ehrenvollen Ruf nach Dorpat annahm.

Hier aber kam er in eine Art von Weltverneil. Die deutschen Professoren, anstatt treu zusammenzuhalten, entwürdigten sich vor Rußland durch ihren wissenschaftlichen Hader und Kathedernei. Charakteristisch ist schon der Zug, daß Burdach zum Ersatz seiner Reisekosten 200 Dukaten zugesichert erhielt, aber wirklich nur 125 in Empfang nahm und es sehr lange brauchte, bis er den Rest bekam. Als der Krieg 1812 ausbrach, wurde Pierfch, der talentvolle Anonymus Burdachs, um eine Stellung zu bekommen und beirathen zu können, russischer Regimentsarzt, reiste mit seiner jungen Gattin zum Regiment ab, befand auf der Ostsee einen furchtbaren Sturm, wobei er statt des kopflosen Kapitäns kommandiren mußte, fand nachher sein ganzes Regiment am Typhus erkrankt, und erlag demselben mit seiner Gattin ebenfalls in wenigen Tagen. Wieder eine rührende Episode.

Im Jahr 1814 nahm Burdach einen Ruf nach Königsberg an, da er sich nach Deutschland zurücksehnte. Hier ist er nun bis an seinen Tod geblieben, durch seine literarische Thätigkeit zu immer größerem Rufe gelangt und endlich auch in die politischen Händel der Provinz verwickelt worden. Als Episoden von Belang treten in der Schilderung seines Königsberger Lebens nur sein Briefwechsel mit Goethe (der einigermaßen die Oekonomie Reklamation gegen Goethe berührt und worin Burdach sich keineswegs günstig über Goethe's Sachkenntniß in Bezug auf Physiologie und Osteologie ausspricht), seine Reise nach Paris und seine Thätigkeit zur Zeit der Cholera hervor. Er gehörte damals zu denen, die sich gegen die Contagiosität, mithin auch gegen die Sperre erklärten. Als Rektor der Universität glaubte sich Burdach berufen, obgleich er von Theologie und Kirchenwesen lediglich nichts verstand, sich dem falschen Enthusiasmus für Dinter anschließen zu müssen. Die Ostpreußen haben sich sehr herabgewürdigt, indem sie dem seichten Geiste dieses Dinter Huldigungen darbrachten. Wenn eben so seichte Köpfe wie derjenige Dinters war, für ihn schwärmen, so sollte sich doch jeder höher gebildete Gerist schämen, seinen Trivialitäten auch nur die geringste Ehre anzuthun. Wir vermögen daher den Muth, mit dem Burdach an der Spitze der dinterbegeisterten Schaaren dem König entgegengetreten ist, nicht in dem Grade zu bewundern, in dem wir es recht gern thäten, wenn er eine bessere Sache vertreten hätte.

Uebrigens verfehlt Burdach nicht, trotz des damals bewiesenen Oppositionsgeistes, unter der besondern Rubrik „Beehrungen" alle die kleinen Auszeichnungen in Titeln, Orden, Mitgliede und Ehrenmitgliedschaften ꝛc., die ihm gewerden, sorgfältig zu verzeichnen. So sehen wir denn in ihm einen echten und gerechten deutschen Professor mit allen seinen Stärken und Schwächen.

Digitized by Google

Naturkunde.

Königsberger naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Zweiter Band, erstes Heft. Königsberg, Gebr. Borntträger, 1848.

Unter den in diesem Heft vorliegenden Abhandlungen sind besonders zwei von allgemeinem Interesse. Die eine von Prof. Dr. Hirsch über das Fett verbreitet sich über die Bedeutung und den Nutzen dieses Stoffes innerhalb des lebendigen Organismus. „Zunächst hat das Fett eine kosmetische Bedeutung. Es füllt die Ecken und Lücken zwischen den Knochen und Muskeln aus und gibt dadurch, wenn es nicht im Uebermaaß vorhanden ist, dem Körper eine gefällige Rundung; es gibt namentlich dem menschlichen Antlitz den unvergleichlichen Ausdruck, der es über alle Thiere erhebt, und vorzugsweise dem des Weibes und Kindes, bei dem die genannten Vorsprünge durch eine verhältnißmäßig größere Fettwenge versteckten sind, den eigenthümlichen Liebreiz. — Weit wichtiger ist die mechanische Beziehung des Fette. Dasselbe ist unerläßlich um den äußern Druck sowohl als die Reibung der übrigen Gebilde unter einander zu mäßigen, und alle Bewegungen leicht und geschmeidig zu machen. — Inzwischen sind diese mechanischen Beziehungen trotz ihrer Wichtigkeit für die Bedeutung des Fettes durchaus nicht erschöpfend; sie erklären nicht das Fett des Bluts und der Parenchyme, nicht die lokalen Fettanhäufungen im Unterleibe und besonders nicht die eigenthümlichen Bedingungen, die der veemechten oder verwunderten Fettbildung günstig sind." In dieser Beziehung glaubt der Verfasser sich nicht unbedingt Liebigs chemischer Theorie anschließen zu dürfen. Er sagt: „Das Fett, als ein sehr leicht zersetzbarer und bei höherer Temperatur oder andern begünstigenden Umständen vollkommen verderblicher Stoff ist es, das die Zersetzung, welche eine nothwendige Bedingung der Lebensthätigkeit ist, in dem mit ihm verbundenen Protein einleitet und hervorruft: es ist demnach allerdings dazu bestimmt verbrannt zu werden, aber nicht um die Wirkung des Sauerstoffs von dem lebenden Körper abzuhalten, sondern gerade um dieselbe zu vermitteln. Die Physiologie bietet auf diese Weise der verbrennen Chemie zu einer billigen Transaktion die Hand, indem sie deren Ausspruch, das Fett sey nicht zur Ernährung, sondern zur Respiration bestimmt, dahin modificirt, daß es nicht für die thierische Substanz, sondern für den Lebensprozeß selbst von Bedeutung sey: diese Bedeutung aber beruht auf seiner leichten Zersetzbarkeit, vermöge welcher es nach der gerade von Liebig für das Ferment angregezten so folgereichen Idee, auch in andern Stoffen, mit denen es in Berührung kömmt, Zersetzungen zu provociren im Stande ist. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir die mannigfachen Beziehungen des Fetts zum thierischen Leben der Reihe nach überstehen. Den verhältnißmäßig einfachsten Prozeßtyp dieser Vorgänge finden wir außerhalb des Thierkörpers bei der Milchgährung. Diese besteht bekanntlich darin, daß der Milchzucker durch den Käsestoff der Milch in Milchsäure umgewandelt wird, welche dann ihrerseits den Käsestoff zum Gerinnen bringt. Lehmann aber hat gefunden, daß reines Kasein oder andrer Proteinstoffe an sich nicht im Stande sind, diese Gährung herbeizuführen, sondern daß die gleichzeitige Gegenwart eines Fetts, wie es in der Milch natürlich vorhanden ist und im Experiment künstlich zugesetzt werden kann, dazu erforderlich ist; daß Fett also vermittelt in Gemeinschaft mit dem Käsestoff die Umwandlung des Milchzuckers. Ganz analog ist die Vermittlung des Fetts zur Umwandlung der Speisen bei der Verdauung. Um die meisten Speisen, besonders pflanzlicher, gut verdauen zu können, bedarf der Mensch, wie wir gesehen haben, eines künstlichen Zusatzes von Fett; ja manche vegetabilische Nahrungsmittel, z. B. Erbsen, Kohl, sind ohne Beimischung von Fett kaum genießbar." — Es bleibt aber noch gar vieles räthselhaft am Fett. Warum enthält z. B. das Gehirn von allen menschlichen Organen am meisten Fett? „Leider müssen wir gestehen, daß in dieser Hinsicht unser Wissen nicht Stückwerk, sondern gleich Null ist; wohl haben wir seit J. Müller schöne Anfänge einer Nervenmechanik, aber noch keine Spur einer Nervenchemie."

Die andere Abhandlung, die das Interesse in vorzüglichem Grade auf sich zieht, ist die von Dr. Wichmann über die Entdeckung der neuern Planeten. Bekanntlich sind seit drei Jahren fünf neue Planeten entdeckt worden, so daß sich die Gesammtzahl derselben nunmehr auf sechzehn beläuft. Am 8. Dec. 1845 entdeckte Herr Hencke in Driesen den fünften Asteroiden oder die Asträa. Am 1. Juli 1847 entdeckte derselbe den sechsten, die Hebe. Am 13. August 1847 entdeckte Herr Hind in London den siebenten, die Iris, und am 18. Oktober den achten, die Flora. Diese vier neuen Asteroiden liegen wie die vier ältern gerade in der Mitte zwischen den untern (sonnennahen) und den obern (sonnenfernen) Planeten und bilden eine eigene durch die Kleinheit ihrer Körper und durch das Anschwemfende ihrer Bahnen ausgezeichnete Gruppe. „Auch für alle Zeichen dieser neuen Himmelskörper ist bereits gesorgt und folgende Symbole gewählt: für Astäa ein Anker als das Familien-Wappen ihres Entdeckers, für Hebe ein Zeichen, welches an die Nektarschale erinnert, gleichsam ein geometrisches Gerippe des schönen vollen antiken Form der Götterschale. Iris erhielt einen auf den Regenbogen deutenden Halbkreis mit einem Stern darunter, und für Flora scheint man das sehr nahe liegende Symbol einer Blume, eine Aster oder eine ähnliche Sternblume wählen zu wollen." — Noch weit interessanter als der Fund dieser Asteroiden ist das des Neptun, eines neuern obern Planeten jenseits des Uranus. „Am 23. September 1846 erhält Galle in Berlin einen Brief aus Paris, worin Leverrier ihn auffordert, an einer bestimmten Stelle des Himmels nachzusuchen, daselbst müsse ein jenseits des Uranus liegender gut sichtbarer Planet stehen; der klare Himmel gestattet noch denselben Abend Leverriers Bitte zu erfüllen, und alsbald erscheint ein auf der verbandenen alsbenischen Karte nicht notirter Stern, der, sogleich sich verdächtig zeigend, am folgenden Tage wirklich als der verkündete Planet erkannt wird." Leverrier's Berechnung gilt mit Recht als ein Triumph des menschlichen Scharfsinns; jedoch glaubt Herr Wichmann, und ebenfalls mit Recht, auf die Vorarbeiten aufmerksam machen zu müssen, die ihm jene Berechnungen erleichterten. Lange vor ihm nämlich schlossen auch schon Andere aus gewissen Störungen in der Bahn des Uranus auf einen noch jenseits desselben befindlichen Planeten. Merkwürdig ist auch, daß Lalande den Neptun schon im Jahr 1795 beobachtete und sogar zweimal in seine Sternkarte eintrug, indem er ihn an verschiedenen Stellen sah, ohne zu ahnen, daß es ein Planet sey. „Was die physische Beschaffenheit des Neptun betrifft, so erscheint er am Himmel als ein Stern achter Größe, unter einem Durchmesser von zwei bis drei Sekunden. Durch die von Lassel in Liverpool mit einem vorterflichen zwanzigfüßigen Spiegelteleskop angestellten Beobachtungen scheint es außer Zweifel, daß dieser Planet nicht nur einen Mond besitzt, sondern auch einen Ring ähnlich wie Saturn, aber mit einer etwas abnormen Lage. Die Bestätigung solcher Beobachtungen ist stets sehr schwierig, da dazu die vorzüglichsten und größten optischen Hülfsmittel erforderlich sind."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29. Sonnabend den 22. April 1848.

Lutherana.

1) Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite 1483—1517. Von Karl Jürgens. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Drei starke Bände handeln hier von der Jugendzeit Luthers. Das Werk beurkundet ein eben so gründliches Studium als tiefe Begeisterung für seinen Gegenstand. Herr Jürgens versetzt sich so ganz in Luthers Standpunkt, daß er zwar hin und wieder nicht scharf genug erwägt, was sich wohl von einem andern Standpunkt aus über einige Seiten seines Wirkens sagen läßt, dagegen aber uns gleichsam alle Falten in Luthers Seele aufdeckt und uns überraschend klar macht, warum Luther in jedem Moment seiner Thätigkeit gerade so und nicht anders handelte.

Im Allgemeinen wird Luther hier als der vollkommenste Ausdruck deutscher Nationalität aufgefaßt, und diese Anrückerziehung der Reformation auf das nationale Bedürfniß und den nationalen Charakter scheint uns in jeder Beziehung Anerkennung zu verdienen. Luther war das deutsche Volk selbst, das damals die lange welsche Umtriebung zerriß. Wenn der Vergleich nicht zu gemein wäre, könnte man sagen, es war der deutsche Michel, den man in eine Mönchskutte gesteckt hatte, und der plötzlich seiner Riesenkraft sich bewußt wurde und die Kutte abwarf. Es war derselbe deutsche Michel, der auch heute wieder aus dem Schlafe aufsteht, nur fand damals die Nation den Mann, der sie vertrat, während sie ihn heute noch vergebens sucht. Der Grundgedanke des Verfassers ist folgender: „Wir erblicken alle diese deutschen Eigenthümlichkeiten bei Luther in schärfster Ausprägung, und wie sie bei ihm wirksam waren, so gab er ihnen den schärfsten Ausdruck. Weil die Reformation von ihm vornehmlich ausging und ein deutsches Werk war, tritt die ganze deutsche Art so scharf in ihr hervor. Keine andere Nation und keiner ihrer Angehörigen war so in den Gehorsam des Glaubens und der Kirche eingegangen und stellte sich in solcher Glaubenskraft und Fülle dar, in keiner und keinem Andern erwachte der religiöse und der Freiheitssinn so lebendig und gewaltig, der zu einem solchen Selbstbewußtsein in ihm und dann großentheils durch ihn in der Nation gelangte, ohne in Irrreligiosität oder Zügellosigkeit wesentlich auszuarten. In den Antrieben und der Behauptung des deutschen lutherischen Glaubens- und Freiheitsdranges wurde die Reformation durchgesetzt, die Befreiung vom hierarchischen Drucke, die Herstellung des evangelischen Dogmas und Glaubens. Mit so gewaltiger Feindschaft und Kraft zerstörte Luther die hierarchischen Elemente, daß die katholische Hierarchie nur einen Rest ihrer ehemaligen Gewalt behaupten, eine protestantische auf die Dauer nicht aufkommen konnte, die Freiheit unzerstörbar bis diesen Tag begründet wurde. Wie er die hierarchischen Triebe, Gelüste und Kräfte niederdrückte, warf er auch die anarchischen Destruktiven zu Boden. Wie er, zum wenigsten auf einige Zeit bewirkte, daß die zertheilte, gegen Unterordnung des Meinens oder Beliebens, Uebereinkunft und Einigung so widerwillige Nation einmal wieder einen Gesammtwillen bekundete, bezwang er diesen Widerwillen und die empörerischen und zerstörerischen Neigungen und Absehen so gewaltig, daß die ungeheure Aufregung und Verwirrung nicht zur allgemeinen Auflösung und Zerrüttung gedieh, die Reformation nicht in Revolution umschlug, daß nicht mit der Hierarchie und dem hierarchischen Dogma der christliche Glaube verworfen, dieser vielmehr noch einmal fest wie je begründet wurde, daß mit der Freiheit nicht Zuchtlosigkeit der Geister und Zerfahrenheit in tausend individuelle Meinungen, sondern Sammlung um das Panier fester Ueberzeugungen kam, daß die Anarchie nur vorübergehend das Haupt erheben durfte. Eben dadurch war er groß, und eben darauf wirkte wesentlich, eben damit steht im genauesten Zusammenhang seine Gehorsamslehre."

Leider ist, was in Luther so gesund und kräftig vereinigt war, nunmehr auseinandergefahren. Der leidende Gehorsam hat sich als krankliche Pietisterei verächtlich gemacht, die Freiheit aber ist bis zu den äußersten Punkten der Negation fortgeschritten und hat nicht nur jede Kirche, sondern auch das Evangelium und endlich sogar den Gottesbegriff in Natur und Vernunft selbst weggeläugnet.

Daß Luther nichts von der Negation wollte, sondern den positivsten Glauben von der Welt lehrte, ja von der largewordenen Observanz der Katholiken zu einer viel strikteren zurückkehrte, ist bekannt. Eben so, daß er fest überzeugt war, aus dem Evangelium lasse sich nur eine Glaubensnorm herleiten und keine zweite, daher sein orthodoxer Eifer gegen alle Sektirer. Wie er die Wiedertäufer, die Karlstadtischen, Münzerschen, Schwenkfeldischen ꝛc. Schwärmer angedonnert, wie er die empörten Bauern zurecht gewiesen, wie er das Werk seiner Reformation vor der Anarchie zu schützen gewußt, so ist wohl nie eine große Volksbewegung bemeistert worden, und mit Beschämung müssen wir gestehen, daß in die Bewegung unserer Tage noch keine solche Meisterhand eingegriffen hat.

Das Verhältniß Luthers zu den rehanarchischen Tendenzen seiner Zeit ist schon vielfach erörtert worden, weniger sein Verhältniß zu den Humanisten, den gelehrten und witzigen Alterthumsfreunden, den spottenden Lucianen seiner Zeit. Herr Jürgens spricht darüber sehr wahr und klar: „Luther dachte nicht daran, um den Beifall der Neuchlinisten zu werben, in einen Vergleich mit ihnen zu treten, wobei er auch nur das Mindeste von seiner innersten Ueberzeugung hätte aufopfern müssen, oder eine Vermittlung zwischen seiner Richtung und der

Digitized by Google

übrigen zu Stande bringen zu wollen, sofern beide sich geradezu widersprachen, und auch dieses war der Fall. Es muß uns von selbst klar seyn, wenn wir an das im ersten Hauptstücke dieses Buchs Erörterte zurückdenken. Seine reformatorische Grundansicht, und die in den humanistischen Kreisen vorherrschenden Ansichten und Gesinnungen! Sein Dogma und der pelagianisirende Rationalismus der Humanisten! Was von jener Seite in sein Streben einklang, mochte und mußte ihm von selbst zufallen. Er konnte die Rücksichten der Klugheit nehmen, wovon wir oben sprachen, allein er würde geglaubt haben, seine Sache durch einen Bund mit den Neuchristen und Humanisten zu trüben, seine Kraft durch einen Bund mit einem Herrhausen zu schwächen, in welchem sich die verschiedensten Grösse zusammengefunden und die ihn zum Theil geradezu abstießen, der nur zusammengehalten wurde durch einen gemeinsamen Haß und eine gemeinsame Verneinung, worin er schlechterdings nicht völlig eingehen konnte, und nur durch einen einzigen positiven Gedanken, den der Herstellung der klassischen Studien, der bei ihm hinter einem andern weit zurückstand. Die Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, die das Heilige mittrat, indem sie den Mißbrauch und die Zerrbilder desselben angriff und verspottete, beim Entarteten an den edeln Kern nicht dachte, gegen das Pfaffenthum stürmte, ohne das Christenthum wieder aufzurichten: dieser Sinn und diese Weise däuchten ihm eben so verwerflich, gefährlich, widerchristlich, als der Katholicism und Scholastikism in ihrer Verderbniß. Er hätte durch unbedingte Billigung der Humanisten, ihres Treibens, ihrer Richtung und Produktionen ebenso den Feind gestärkt — den Unglauben, den religiösen Leichtsinn — wie durch Einstimmung in den Tadel, durch welchen die Widersacher der religiösen Auffassung und der reinen evangelischen Lehre Erasmus beklämpften. Wie viel mehr war von diesem für die letztere zu hoffen, wie viel weniger gestörend, wie viel ernster und dauender waren die erasmischen Bestrebungen und Schriften als jene Spottschriften, die Dunkelmännerbriefe und was ihnen ähnlich war. In Erasmus vereinigte sich die humanistische und die neuernde theologische Richtung am vollständigsten, und er traf deßhalb auch am nächsten mit ihm zusammen. Dennoch aber enthielt ihm selbst die erasmische Richtung des Verneinenden zu viel, oder sie ging ihm doch von einem zu wenig positiven Prinzipe aus, so daß ihm selbst zu Erasmus der Sinn mit jedem Tage abnahm, weil Erasmus Christum und die Gnade Gottes nicht genug förderte, weil das Mustische höher bei ihm als das Geistliche weg, und er entnahm von seinem Beispiele, daß Einer ein Geistiger und Gläubiger seyn könne, ohne ein weiser Christ zu seyn."

Auch von dem Bauernkrieg, Luther habe die Fürstengewalt zu sehr begünstigt, wird Luthern bis heute vorgeworfen und nachgewiesen, wie wenig er ein Schmeichler gewesen sey. Da ihn der Kaiser verwarf, da ihn auf der andern Seite die Anarchie abstieß, an von sollte er sich anschließen, als an wohlwollende Fürsten und an die Reichsstädte?

Ueberhaupt ist es Herrn Jürgens gelungen, uns in Luther, trotz seiner Menschlichkeiten, doch den Mann zu zeigen, der hoch über seine Zeitgenossen hervorragte und seiner Autorität, seinem Stande, seiner Meinung schmeichelte und diente, sondern vielmehr auf alle seinen eigenen Einfluß übte. Und zwar hatte er es überall mit rohen und bösen Elementen zu thun und war sich dessen so wohl bewußt, daß er bitter darüber zu klagen sich nie enthalten konnte. Seine Freunde, seine Anhänger machten ihm dabei fast mehr Sorgen, als seine Feinde, und am meisten der deutsche Volkscharakter. Wie sehr er alles nur für sein Volk thun wollte, welch lebendiges Volksgefühl in ihm lebte, dasselbe Volk, mit dem er es so treu meinte, entwich ihm wie ein treuloses Material unter den Händen und wollte sich von ihm nicht zügeln noch bilden lassen. Daher sein klassisches Wort über das deutsche Volk: „man hilft ihm auf, aber es hilft doch nichts, denn wie einen betrunkenen Bauer hat man es kaum auf den Gaul gebracht, so fällt es auf der andern Seite schon wieder hinunter."

2) Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, deutsch und lateinisch. Neue Ausgabe, besorgt von J. T. Müller. In sechs Abtheilungen. Stuttgart, S. G. Liesching, 1848. Groß 8.

Mit einer sehr schätzbaren historisch-theologischen Einleitung, ohne die in der That die meisten Leser, die nicht Theologen sind, das Ganze nur unvollkommen verstehen würden. Die Herausgabe der symbolischen Bücher war dringend nöthig, da man, namentlich im nördlichen Deutschland so allgemein, laut und erbittert für und wider die Symbole zu streiten anfing, und sicherlich nicht der Hunderste der Mitstreitenden die symbolischen Bücher ihrem Inhalte und Zusammenhange nach kannte, noch jemals gelesen hatte.

Da hier nicht der Ort ist, ins Einzelne einzugehen, begnügen wir uns das Werk denjenigen Lesern zu empfehlen, die sich in diesen Gebieten gründlicher orientiren wollen.

3) Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Herausgegeben von Philipp Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching, 1848. 4.

Eine ausgezeichnet schöne mit Noten und Vignetten versehene Ausgabe, die der Verlagshandlung viele Ehre macht.

Bekanntlich war Luther selbst sehr musikalisch, erkannte in vollem Maaß die Bedeutung des Kirchengesangs und suchte denselben in zweierlei Beziehungen zu reformiren, einmal sofern er statt des bisher ausschließlich lateinischen Kirchengesangs einen deutschen wollte, zweitens sofern er verlangte, nicht bloß die Priester, auch die Gemeinde selbst soll singen. Beides hing mit der nationalen Grundidee der Reformation genau zusammen. In seiner trefflichen Einleitung sagt Herr Wackernagel über diesen wichtigen Punkt. „Fragen wir nach der Bestimmung des Erfurter Enchiridions und des Wittenberger Gesangbüchleins von 1524, so erinnern wir uns sogleich der Absicht Luthers, die er schon ein Jahr vorher aussprach, unter der Messe die ganze Gemeinde singen zu lassen, nicht bloß die Geistlichen und die Chorknaben. „Denn welcher will daran zweifeln, daß vor zeiten gewesen sind des ganzen volks gesänge, was jetzt allein der chor der pfaffen und schüler singt und anwerfet, wenn der bischoff das brev segner oder messe hält." Er ließ es sich aus diesem Grunde angelegen seyn, alles zu sammeln, was sich an gutem deutschen Liedern fände, die entstellten zu verbessern, neue selbst zu dichten oder von andern beizutreiben, und was den Chor betrifft, so sollte derselbe zwar auch vorzugsweise deutsche Lieder singen, der lateinische Gesang aber sollte nicht verworfen, sondern nur auf die alten evangelischen Texte zurückgeführt werden. Waren nun jene beiden ersten evangelischen Gesangbücher für den Dienst der Gemeinde bestimmt? Ich glaube diese Frage in Beziehung auf das Johann Walthersche Gesangbüchlein entschieden mit Nein beantworten zu müssen, während ich übre das Erfurter Enchiridion weniger klar sehe. Die Einführung des deutschen Gemeindegesanges fand gewiß anfänglich sehr große Schwierigkeiten; selbst bei aller Willigkeit der lebendig angeregten Gemeinden waren doch leibliche Unbehelfenheit und Trägheit nicht so bald überwunden: wo es sich um Uebung und Fertigkeit, um Geschick, das man am besten im Schooß der Familie und der Gemeinde erwirbt, wo es sich mindestens um große Beharrlichkeit handelt, ist der gute Wille nur etwas. Niemand wird

Digitized by Google

dieß besser gewußt, vielleicht auch erfahren haben, als Luther, und ich glaube, wir gehen nicht weit fehl, wenn wir ihm die Absicht zuschreiben, zunächst einen guten Chorgesang zu bilden und durch diesen auf Bildung des Gemeindegesanges hin zu wirken. Das Erfurtee Enchiridion hatte vielleicht die Bestimmung, in die Hände der Gemeinde gegeben zu werden, aber vielleicht nur, damit dieselbe während des Chorgesanges nachlesen könne; die Vorrede läßt dieß fast vermuthen."

Luther nahm einige alte herrliche Lieder auf, übersetzte einige lateinische ins Deutsche, dichtete selbst mehrere der allerbesten und ergänzte sein schönes Gesangbuch noch durch einige gute neuere Lieder anderer Sänger. Dabei übte er eine strenge und gewissenhafte Kritik und warnte hauptsächlich vor zwei Dingen, nämlich vor dem „Versehen und Uebermeistern." v. L. dem Bestermachenwollen, den willkürlichen Veränderungen alter Liedertexte, und zweitens vor der Aufnahme seichter und fabrikmäßiger Lieder. Mit Recht spricht Wackernagel seine Einwilligung darüber aus, daß man von dieser guten alten lutherischen Regel in neuerer Zeit so gar weit abgewichen sey, und in dieser Beziehung entgeht weder Rudolf Stier noch Albert Knapp seiner strengen Kritik.

Ferner rechtfertigt Wackernagel die lutherischen Lieder gegen den Vorwurf, der von katholischer Seite gemacht worden ist, daß die meisten dieser Lieder nur altkatholische seyen, die Luther auf unerlaubte Weise seiner Sekte zueignet habe, und zeigt, wie erst von Luther angeregt, auch katholische Gesangbücher entstanden seyen, in welche Lieder von entschieden protestantischem Ursprung Aufnahme gefunden. Wackernagel schließt mit den Worten: „Lassen wir diese kleinlichen Dinge auf sich beruhen. Wollte Gott, wir hätten alle unsere Lieder von euch oder ihr hättet sie alle von uns. Es wäre doch in beiden Fällen die Einheit vorhanden, die der abendländischen Kirche nach Innen und Außen so noth thut. Wir seenen uns, wenn ihr nach unsern Liedern verlangt; unterdeß wollen wir uns stärken und ein Volk werden, das Eine Sprache führt und einerlei Lieder singt und Gott aus Einem Munde lobt. Dann ist die evangelische Kirche die deutsche Kirche, und ihr werdet ihr zufallen. Dann freuen sich der Deutschen Apostel, Bonifacius und Luther, des großen Werkes, das sie vollführt, der Schöpfung eines Volkes und einer Kirche, die durch einander Gestalt gewonnen. Dann leuchtet durch die Fenster des Straßburger Münsters der Tag, den der Hahnenschrei so lange verkündet, dann endlich hat das Amerika ein Ende, die heiligen Gewölbe des Domes füllt der Triumphgesang der Gemeinde, und der fünfstimmige Chor der Jugend, in der Kunst Johann Eckardts, der so lange für die Kirche zu groß gewesen, singt mit unaussprechlichem Jauchzen:

Nun freut euch, lieben Christen gmein,
und laßt uns fröhlich singen,
Daß wir getrost nun all in ein
mit lust und liebe singen:
Was Gott an uns gewendet hat,
und seine süße wundertat,
gar true hat er's erwerben."

Außer den geistlichen Liedern Luthers mit ihren alten Melodien enthält das Buch noch Wackernagels Erklärungen und Noten der einzelnen Lieder. Wir entnehmen daraus, was er über das berühmte Lied „eine feste Burg ist unser Gott" sagt. „Ueber die Zeit, in welcher das Lied entstanden, sind verschiedene Ansichten herrschend gewesen. Viele, unter ihnen zuletzt Peter Busch, der im Jahr 1731 ein besonderes Büchlein über die „Historie und Erklärung des Heldenliedes Luthers" herausgegeben, waren der Meinung, Luther habe es im J. 1521 zu Oppenheim, auf dem Wege nach Worms, gedichtet, und briefen sich besonders darauf, daß der Anfang der dritten Strophe so nahe übereinkomme mit den Worten, die er von dort an Spalatinus geschrieben: „Ich will nach Worms, wenn gleich so viel teufel darinnen wären, als ziegel auf den dächern." Allein abgesehen davon, daß, wenn man sich auf einen Brief beruft, das letzte Schreiben Luthers an Spalatinus, das wir kennen, nicht aus Oppenheim, sondern aus Frankfurt ist und die betreffende Stelle also lautet: „Verum Christus vivit, et intrabimus Wormatiam invitis omnibus portis inferni et potentatibus aeris", so mußte man sich auch, je mehr die Kenntniß der alten Gesangbücher zunahm, immer klarer davon überzeugen, daß kein einziges derselben bis zum Jahre 1528 das Lied enthalte, und sich gestehen, daß dieß von diesem Liede, unter der gemachten Voraussetzung, am wenigsten zu begreifen wäre. Man gab also diese Meinung auf, und da man das Lied zuerst in dem Wittenberger Gesangbuche von 1533, also nicht so lange nach dem Augsburger Reichstage, getrennt fand, so lag die Vermuthung nahe, Luther habe dasselbe im Angesicht der Gefahren gemacht, von welchen die evangelische Kirche in dieser Zeit bedroht schien. Das ausdrückliche Zeugniß eines Zeitgenossen Luthers, das oben mitgetheilte Joh. Steidans, schien dieß auf glaubwürdige Weise zu bestätigen, und der einzige Einwand, der dagegen vorgebracht wurde, daß nämlich das Lied schon in einem Gesangbuche von 1529 vorkomme, ward 1759 durch Schober und Riederer leicht zurückgeschlagen: es war ein Irrthum gewesen, die Lieder Luthers, die in dem bei Chr. Rödingers Erben zu Jena 1558 erschienenen achten Theil seiner deutschen Schriften zusammengestellt sind, für den Abdruck eines Gesangbuches zu halten, und vollends eines vom J. 1529, dieß weil diese Jahrszahl sich in der Ueberschrift findet. Zuletzt, „nur wie ein Nebenleser folgt dem Schnitter," hatte ich selbst gemeint, ja alle dem, was schon für diese Ansicht gesagt worden, noch einen guten Beitrag durch die Auffindung und Beschreibung eines Augsburger Gesangbuches (Nro. 24) zu liefern, das, so weit sich urtheilen läßt, 1530 gedruckt worden, also überraschend genug das Lied nicht nur an dem Ort der Anregung aufnahm, sondern auch das erste Gesangbuch war, das sich mit demselben schmücken durfte. Allein auch diese Ansicht muß aufgegeben werden; die Zeugnisse aller Zeitgenossen Luthers und unsere geistreichsten Kombinationen vermögen nichts gegenüber einer Thatsache, wie das Jos. Klugsche Gesangbuch von 1529 (21) ist, in welchem sich das Lied bereits findet. Seit dem Jahre 1788, wo eine kurze Beschreibung dieses Gesangbuches erschien, hat dasselbe zwar Niemand gesehen, doch trägt die Anzeige so viel innere und äußere Zeichen der Glaubwürdigkeit, daß an eine Mystifikation, vollends in jenen Jahren, gewiß nicht gedacht werden kann."

Begaben sind ein Verzeichniß der ältesten deutschen Gesangbücher und Liederabdrücke, ein anderes der ältesten protestantischen Dichter neben Luther, endlich einige alte Melodien, auf die im vorliegenden Werke Rücksicht genommen werden ist. Das Ganze ist als eine Perle unserer Literatur zu betrachten.

4) Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen von Gustav König. In geschichtlichen Umrissen von H. Gelzer. Erste Lieferung. Hamburg, Besser, 1847. 4.

Im Allgemeinen sind diese Illustrationen geistreich und lebenvoll komponirt und alles Lobes würdig. Doch ist der Gegenstand von der Art, daß er dem Künstler nicht alle die Freiheit gestattet, die ihm ein anderer weniger in die kirchlichen Kämpfe eingreifender Gegenstand erlauben würde. Gerade je begeisterter der Künstler für seinen Stoff ist, um so leichter kann er in den Fehler fallen, den strengen Charakter der Reformation zu verleugnen.

Gleich das erste Bild stellt uns die Geburt Luthers dar, ganz in der Weise, wie auf altdeutschen Bildern die Geburt

Digitized by Google

des Heilandes, oder der Maria dargestellt wird. Die Mutter liegt im Bette, vor dem eine Ampel brennt. Zur Seite gießen zwei ehrbare Frauen oder Dienerinnen Wasser in eine Wanne. Auf der andern Seite kommt der Vater und hebt das Kind empor. Diese ganze Auffassung ist katholisch und muß vom protestantischen Standpunkt aus verworfen werden. Als die Protestanten nach Luthers Tode haufenweis nach Wittenberg wallfahrteten und mit dessen Kleidern, Gerätchen, Möbeln einen völlig katholischen Reliquiendienst begannen, hatte man nichts Eiligeres und Klügeres zu thun, als alle diese lutherischen Reliquien zu verbrennen, weil dem Unwesen auf keine radikalere Art gesteuert werden konnte. Wenn es damals schon ein Bild gegeben hätte, auf welchem die Geburt Luthers wie die Geburt Jesu dargestellt gewesen wäre, es hätte sicherlich mit ins Feuer wandern müssen und zwar ganz vernünftigerweise. Der Protestantismus soll und darf nie in dieser Weise mit der katholischen Kunst kokettiren.

Alle übrigen Bilder aus Luthers Jugend sind dagegen löblich. Der Künstler hat meist die naive Weise altdeutscher Bilder nachgahmt, und wo es nöthig war mehr modernes Pathos hinzugefügt. Nur mit dem dreijuhnten Bilde sind wir wieder nicht einverstanden. Hier kniet Luther in Rom auf der Straße, während der Papst mit Gefolge vorüberreitet und den Segen spendet. Die Geberde, mit der sich Luther, statt demüthig das Haupt zu senken, hier stolz aufrichtet und den Papst anstarrt, erscheint uns zu tendentiös.

Vermischte Schriften.

Aus den Papieren einer Verborgenen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847.

Gedichte und vermischte Aufsätze, Briefe und einige Musikalien. Die ersteren Gedichte erwecken beim Leser nur Wohlwollen und Theilnahme. Es sind die Ergüsse eines wahrhaft in Gott befriedigten, einfältigen Herzens, oft in sehr gutem Ausdruck:

Pfingsten.

Stille, stille meine Seele,
Still vor seinem Angesicht;
Denn es kann sein heil'ges Walten
Nur im Stillen sich entfalten.

Nicht im Reuen, nicht in Stürmen,
Nur im Säuseln kommt Er nah';
Gottes Ruhe läßt er wehen
Ueber Tiefen, über Höhen.

In mir sind die Fluten Höhen,
Dunkle Tiefen heißen Weh's,
Oede ist's und wüst und leide;
Komm, du Geist der stillen Liebe!

Tröstend senkst du dich herniedre,
Und umfängst mich leis' und hold,
Stillend alle Gedenschmerzen
Thaut der Feier' aus deinem Herzen.

Durstig sang' ich deine Strahlen
Bis in meinen tiefsten Grund.
Gnadengeist, in deiner Fülle
Wied die Seele licht uns Stille.

Aber bald gehen leider diese natürlich-menschlichen, echtchristlichen Gefühle in die konventionell-übertriebenen der Sette über. Wir fürchten, dieß ist auch der innere Lebensgang der Verfasserin. Ihr Gemüth ist edel und fromm von Natur. Sie schloß sich an die Eifrer an und wurde fromm vom Handwerk. Das folgende Gedicht zeugt für diese Richtung:

Wo ich geh' und stehe,
Denk' ich noch an dich!
Still ich für dich flehe
Mehr noch als für mich.

Mitten in Geschäften
Meinen Blick auf ihn,
Für dich bittend, heften,
Ist mein steter Sinn.

Kaum ich's will und denke,
Spreck' ich leis' ihm zu:
„Herr, und setzt ihn senke
„Ein in deine Ruh'!"

Liebe ohne Schranken
Bitter Nacht und Tag;
Schweigen die Gedanken,
Ist ihr Seufzen wach.

Ohne Wort und Werke
Hat die Liebe Kraft,
Hat verborgne Stärke,
Die das Leben schafft.

Seltsam, daß es also vorzugsweise christlich ist, bei Geschäften, anstatt an diese, an Gott zu denken. Eben so seltsam nimmt es sich aus, wenn unsere Dichterin in einigen für reifende Künstler geschriebenen Stanzen diese admahnt, sich nicht vom Schönen verführen zu lassen.

Die prosaischen Aufsätze und Aphorismen enthalten manches echt weiblich Gefühlte, z. B. „Unbefangenheit ist die Anmuth der Tugend, es geht aber damit, wie mit dem Schlaf; beide schwinden, wenn man sie erstreben will, weil beide nur in der Unbewußtheit gedeihen. Das Köstlichste überall kann nur erbeten werden als ein Geschenk der göttlichen Liebe! — Zartheit im Umgang ist eine schöne Eigenschaft stiller Herzen; ohne Sammlung hat man weder Zeit noch Ruhe zu bemerken, was Andern wohl oder wehe thut, was sie wünschen oder fürchten. Zerstreute Menschen verletzen, ohne es zu wissen, oder vielmehr, weil sie es nicht wissen. Unzartheit Anderer muß man schweigend tragen, weil man selbst unzart wird, wenn man sie rügt. — Viele neuere Musik kommt mir vor wie ein recht leichtsinniger, zerstreuter Mensch, dem allerlei durch den Kopf fährt, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Revolutions- und Theatergedanken, Schauderhaftes und Lustiges, und der bei dem Allen Langeweile hat. Die echte alte Musik ist wie ein herrlicher, gottseliger Mensch, in dem ein gesammeltes, starkes Gemüth herrscht." — Gar vieles aber in diesen Aufsätzen ist weder neu noch irgend tief, und die weiblichen Halbgedanken, die schwache Neproduktion dessen, was Andere vor ihr gedacht haben, herrschen bei der Verfasserin vor. Am wenigsten gefällt sie uns, wenn sie in den erbaulichen Ton fällt oder gar theologische Untersuchungen beginnt, indem sie z. B. einmal die scharfsinnige Frage aufwirft, ob die Buße aus Furcht auch eine echte sey? Und dünkt, in dergleichen Sachen sollen die Frauen nicht mitsprechen, die sollen sie getrost den Männern überlassen. Ueberhaupt ist es ein Widerspruch, immer von der frommen Demuth, von der Unbewußtheit ꝛc. zu reden, und doch so viel von sich drucken zu lassen. Was sollen wir aber zu dem Vorwort sagen, worin der königliche Kurator einer großen deutschen Universität in einem Tone öffentlich spricht wie der Prediger einer stillen Landgemeine und ein mittelmäßiges Buch mit den Schlußworten empfiehlt: „Wor allem aber wolle der, von dem sie (diese Blätter) Zeugniß ablegen, sie mit seinem Segen begleiten und dadurch dem ganzen Unternehmen sein Siegel aufdrücken." Um ein einzelnes Buch bekümmert sich der Weltgeist nie, dafür muß der Geist des Verfassers sorgen. Man soll den Namen Gottes nicht mißbrauchen! —l—

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 30. Donnerstag den 27. April 1848.

Biographie.

Friedrich Creuzers Deutsche Schriften, neue und verbesserte. Fünfte Abtheilung. Erster Band. Aus dem Leben eines alten Professors. Mit literarischen Beilagen und dem Porträt des Verfassers. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1848.

Die Selbstbiographie des ehrwürdigen Creuzer.

Creuzer ist am 10. März 1771 zu Marburg geboren, wo sein Vater Buchbinder, nachher Steuereinnehmer war. Nachdem er Theologie und Philologie, namentlich in dem damals schon geistig bewegten Jena kurirt, und in Leipzig Hauslehrer gewesen war, wurde er Professor an der Universität seiner Vaterstadt und 1804 in Heidelberg. Von hier ging er nur einmal auf kurze Zeit nach Leyden in Holland, wohin man ihn berufen hatte, kehrte aber bald wieder zurück und blieb dort bis auf diese Stunde.

Während Deutschland in ihm einen seiner größten Philologen verehrte und auch Frankreich ihn zum Mitglied seines Instituts wählte, während die bedeutendsten Staatsmänner, Denker und Dichter des Jahrhunderts ihm befreundet waren, erfuhr er von einer andern Seite her die Verunglimpfungen des blindesten und wüthendsten Hasses. Er lebte nämlich zu Heidelberg in innigem Verkehr mit den zu Anfang des Jahrhunderts dort wirkenden oder öfter sich dort aufhaltenden Männern der sogenannten romantischen Schule, Fr. Schlegel, Görres, Arnim, Tieck, Boisserée ꝛc., was ihm der alte Johann Heinrich Voß nicht verzeihen konnte. Dazu kam, daß Creuzer irgend einmal nicht alles gebilligt, was Voß von sich aus orakelt hatte. Nun konnte nichts den Groll jenes Alten mehr versöhnen und es wurden die unsinnigsten Beschuldigungen bei den Haaren herbeigezogen, um Creuzer zu verdächtigen. Während derselbe harmlos den altägyptischen Kultus und die Mysterien der Griechen erklärte, wurde ihm untergeschoben, er rede nur verblümt, verstehe unter jenen Mysterien nur die der noch bestehenden katholischen Kirche und sei ein verkappter Jesuit, der die Jugend unter dem Vorwande wissenschaftlicher Bildung katholisch machen wolle. Einen Theil der Studenten fanatisirte man systematisch gegen ihn, kurz es geschah alles, was nur der giftigste Neid und Haß ersinnen kann. Da Creuzer vollkommen unschuldig war, hierin jeder kundige Gelehrte und rechtliche Mann übereinstimmte und das volle Vertrauen seiner Regierung ihm blieb, so konnte er sich über die schmähliche Verleumdung hinwegsetzen und forscht auch in vorliegendem Buche nur wenig davon.

Dagegen setzt er denen Rede, die auf würdige und schickliche Weise über seine mythologische Methode mit ihm gerechtet haben. Indem er ohne Eitelkeit, aber mit gerechtem Selbstgefühle, die Autoritäten anführt, die ihm zugestimmt haben, gedenkt er auch der Abgeneigten oder Zweifelnden. Gar interessant ist in dieser Beziehung, was er mit Goethe verkehrt. „Eines Tages hatte ich ein Gespräch mit ihm, das sich zunächst an meine Abhandlung: „Idee und Probe alter Symbolik," im zweiten Bande der Studien anknüpfte. Dieß kann zum näheren Verständniß eines Gedichtes dienen, welches er nachher in seinen West-östlichen Divan aufgenommen und das er mir im Spätherbst jenes Jahres, auf einem zierlich geränderten Bogen eigenhändig geschrieben, ohne Titel, aber mit dem Baumblatt selbst, zugesendet hat. — Adresse:

„Herrn Hofrath Creuzer in Heidelberg."

„Dieses Baum's Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

„Ist er ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getheilt,
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

„Solche Frage zu erwidern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst Du nicht an meinen Liedern,
Daß ich Eins und doppelt bin?"

„Zur Erinnerung glücklicher Septembertage 1815."

„Goethe."

Zwei Jahre später schrieb ihm Goethe in Betreff der Briefe über Homer und Hesiod:

„Eurer Wohlgeboren
bin ich für die übersendeten Hefte den größten Dank schuldig. Sie haben mich genöthigt in eine Region hineinzuschauen, vor der ich mich sonst ängstlich zu hüten pflege. Wir andern Nachpoeten müssen unserer Ritterdorden, Homers, Hesiods und A. m., Verlassenschaft als urkanonische Bücher verehren. Als vom heiligen Geist Eingegebenen betagen wir uns vor ihnen und unterstehen uns nicht, zu fragen: woher, nach wohin? Einen alten Volksglauben setzten wir gern voraus, doch ist uns die reine charakteristische Personifikation ohne Hinterhalt und Allegorie Alles werth; was nachher die Priester aus dem Dunklen, die Philosophen ins Helle gethan, dürfen wir nicht beachten. So lautet unser Glaubensbekenntniß! — Gehts nun aber gar noch weiter, und deutet man uns aus dem hellenischen Gott-Menschenkreise nach allen Regionen der Erde, um das Aehnliche dort aufzuweisen, in Worten und Bildern, hier die Frost-Riesen,

Digitized by Google

dort die Feuer-Brahmen, so wird es uns gar zu weh, und wir flüchten wieder nach Jonien, wo hämenische liebende Quellgötter sich begatten und den Homer erzeugen. Demungeachtet kann man dem Reiz nicht widerstehen, den jedes Allweltliche auf Jeden ausüben muß. Ich habe die geweckfeltsten Briefe mit vielem Antheil gelesen; wenn aber Sie und Heemann streiten, was macht unser einer als Zuschauer für eine Figur! — Wiederholten Dank also für die Hin- und Herschift, wenn auch für mich keine Umschift möglich ist. Manches bieher Unsichere versteh' ich wenigstens besser, und es ist nicht zu läugnen, die Ihnen angeborene Behandlungsart, bei so großem literarischen Reichthum, muß auch dem anziehend seyn, der sich dafür fürchtet."

Mehr als alles andere charakterisirt unsern Verfasser, was er S. 64 von sich selbst sagt: „Jederzeit sind mir die Mythen als ewig prennirende Pflanzen erschienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der sie wartet und zu einem Kranze flicht. In diesem Gefühle habe ich auch meine mythologischen Vorlesungen jedes Jahr, so zu sagen, ganz neu gebern müssen. Wenn auch die Hauptgesichtspunkte und das große Material ihres Inhaltes dieselbigen blieben, so gab es doch in der Darstellungsweise nichts Stationäres, sondern der mythologische Korper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt und auf eine andere Weise wieder beseelt werden. Da hierbei der geistige Blick bald heller, bald trüber, und die Auffassungsweise und Stimmung mehr oder minder günstig waren, so mußte dabei ganz besonders auf Geduld und Mitempfindung der Hörenden gerechnet werden. Das beständige Bewußtseyn der Inkongruenz der Aufgabe mit seinen Mitteln konnte den Lehrenden hierbei keineswegs befähigen, in Orakeln zu reden. — Ist nun jene poetische Betrachtungsart der Natur des Menschen ein Traum, so haben ihn die ältesten und geistreichsten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vasen, Reliefs, Münzen und geschnittenen Steinen findet sich diese Anschauungsweise verkörpert. Im Allgemeinen sey hier noch bemerkt, daß, wenn man die Mythologie eine historische Wissenschaft neuerlich genannt, und damit die Methode ausgesprochen zu haben glaubt, ich dieses nur in soweit zugebe, als in Betreff der alten Völker ihr Stoff ein gegebener ist, und man sich dessen auf dem Wege historischer Untersuchungen und Beweise bemächtigen muß. Das Hauptgeschäft, welches den Mythologen macht, beruhet auf einer ganz andern geistigen Thätigkeit, als die jener geschichtlichen Operation — auf einer Apperception, die man weder lehren, noch erlernen kann; sondern die von einem geistigen Organismus bedingt ist, nicht wahnlich dem, welcher den Dichter schafft. — Sonach sollte jeder Gebildete den materiellen Inhalt der Mythologie kennen; aber nicht jeder sollte über Mythologie mitsprechen wollen." Wir zweifeln nicht, daß von vielen Seiten her gegen die Apperception Protest eingelegt werden wird, bekennen aber unverhohlen, daß wir an eine solche Apperception nicht blos in dieser, sondern auch in andern Wissenschaften glauben.

Greuzer tadelt mit der ganzen Wärme seines Jünglingsgefühls die jüngere Generation mit ihren kalten Greisesgefühlen. Er wundert sich, wie man an das Erhabene und Schöne nicht glauben, und anstatt sich bewundernd darin zu vertiefen, es nur bekritteln und wegklügsuniren kann. „Eben weil ich fühlte, welche seltene Gaben und Kenntnisse dazu gehörten, die höhere Kritik auf eine solche Weise zu handhaben, blieb ich von der seitdem ziemlich herrschend gewordenen Stimmung frei, der zufolge ein junger Philologe nicht eher etwas zu gelten glaubte — bis er irgend einen Kapitalsatzer für untergeschieben erklärt hatte. Jetzt hat diese Meinung sich auch vieler Theologen bemeistert. Man verstehe mich nicht unrecht. Habe ich doch selbst einmal etliche sogenannte orphische Hymnen für neuplatonisch erklärt, weil sich plotinische Redensarten darin gefunden. Es ist hier nur von dem Sturm und Drang die Rede, sich durch dergleichen aus der Luft gegriffene Hypothesen in aller Eile berühmt machen zu wollen." — Das philologische Seminar gab Greuzer auf, weil er den rechten Takt bei den Lernenden vermißte. „Seit zwanzig und mehr Jahren hat der Zeitgeist eine Richtung genommen, die dem ernsteren Studium der Wissenschaften überhaupt, insbesondere aber dem der alten Sprachen und der Alterthumskunde sehr ungünstig ist. Die Realien auf mittleren und höheren Schulen fingen an vorzuwalten. Zu praktischen Zwecken und Anstalten verwilligte man gern die größesten Summen, während die mäßige Besoldung eines Philologen den Ministern aufgerechnet wurde. Der Materialismus der Utilitarier erhob sein Haupt. Die vorherrschenden politischen Tendenzen erweckten unter den Studirenden die Vorliebe für die neuere und neueste Geschichte, und Literaten drängten sich neben den Professoren vor. Die Folgen davon verspürt man auf allen deutschen Universitäten, besonders in den Fächern, welche zu zeitlichen großen Vortheilen nicht verhelfen können, namentlich in den rheinischen Landen. Da mußte einem alten Philologen, auch wenn er noch Kraft hatte, doch die Lust ausgehen, noch länger auf dem Lehrstuhl zu verbleiben."

So enthält diese Selbstbiographie gar viel Beherzigenswerthes für Lehrende und Lernende. In den Beigaben finden sich die interessantesten gelehrten Korrespondenzen der berühmtesten Zeitgenossen, wovon der Herausgeber noch mehr publiciren sollte.

Lutherana.

5) Thomas Murner's Gedicht vom großen lutherischen Narren. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz. Zürich, Meyer und Zeller, 1848.

Thomas Murner, der berühmte Franziskanermönch in Straßburg, erließ bald nach Luthers Auftreten einige anonyme Schriften, worin er bei aller Achtung vor dessen großem Geiste und in mildem Tone ihm doch vorwarf, er verirre sich von der rechten Bahn, indem er nicht mehr blos die sittlichen Mißbräuche angreife, sondern auch mit seinen Neuerungen ins gesunde Fleisch zu schneiden anfange. Damit kam er bei Luthers zahlreichen und kampfgerüsteten Freunden übel an. Er bekam gleich die größten Antworten. Unter den Gegenschriften, die ihn vor ganz Deutschland an den Pranger stellen sollten, zeichnete sich besonders Karsthans aus, eine Spottschrift, die so gut geschrieben war, daß man lange und allgemein Hutten für ihren Verfasser hielt. Murner ist darin mit einem Katzenkopf abgebildet, wie er sich mit einem Bauer (Karsthans) unterredet. In einer andern Schrift wird er Geldnarr, Lentathan, Schmutzkolb, Gänsepredniger ꝛc. genannt und als Drache in einer Mönchskutte abgebildet ꝛc. Der Vorwurf, daß er für Geld schreibe, war der gemeinste, da man durchaus nicht zweifeln darf, daß Murner aus Ueberzeugung schrieb.

Diese groben und zahlreichen Angriffe veranlaßten ihn nun sich zu vertheidigen. Dabei nahm er besonders noch Rücksicht auf die fünfzehn Bundesgenossen, wie man fünfzehn damals gegen das Papstthum geschleuderte Flugschriften nannte. So entstand das wunderliche Gedicht, das uns vorliegt. Der Herausgeber hat es analysirt und recht gut charakterisirt, doch etwas gar zu günstig. Man braucht sich durchaus nicht auf einen konfessionellen Parteistandpunkt zu stellen, um doch zugestehen zu müssen, daß die Reformation ein unumgängliches und naturnothwendiges Ereigniß war, daß großartige und edle Kräfte, namentlich in Luther, dafür wirkten, und daß dieser Ruhm

Digitized by Google

ihm durch seine Anbedung von Einseitigkeiten und Fehlern im Einzelnen geschmälert werden kann.

Da gewiß die wenigsten Leser das Gedicht gelesen haben, noch auch in seiner ganzen Anbedeutung lesen werden, es aber doch seinem Hauptinhalt nach gekannt zu seyn verdient, indem es den Geist seiner Zeit und der antilutherischen Partei trefflich bezeichnet, theilen wir hier die kurze Inhaltsanzeige mit. „Nachdem der Dichter im ersten Abschnitt die Verhältnisse, die ihn zur Abfassung des Gedichts bewegen, dargelegt hat, beginnt er seine Satire damit, daß er den großen Narren beschwört. Dieser große Narr ist aber nichts Anderes, als die Personifikation der reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit, wie denn auch alle einzelnen Erscheinungen jener Tage von ihm gleichsam geboren werden. Der Narr widersetzt sich der Beschwörung, aber er muß sich endlich den mächtigen Worten des Beschwörers fügen. Zuerst kommen aus seinem Haupt die gelehrten Narren, welche die Bibel nach ihrem eigenen Sinne erklären, dann aus seiner Tasche diejenigen, welche nach den Gütern der Kirche lüstern sind; aus seinem Bauch kriechen hierauf die fünfzehn Bundesgenossen hervor, die mit Geist und Gewandtheit verfilzirt werden. — Von da an entwickelt sich eigentlich erst der Plan, den der Dichter nun verfolgt; es scheint beinahe, daß der Name Bundesgenossen ihm die gewiß glückliche, und wie sich aus dem Verlauf zeigt, auch sruchtbare Idee gegeben hat, die er nunmehr ausführt. Die fünfzehn Bundesgenossen die er manchmal höhnisch Buchgenossen (Buchgenossen) nennt, bilden noch keine hinlängliche Macht, den Feind mit Erfolg anzugreifen; man muß sich nach weiterer Hülfe umsehen. Es wird daher der Bruder Veit berufen, der Repräsentant der Landsknechte und Söldner, dem es aber nicht sehr behagt, für die neue Lehre zu kämpfen; dazu kommen drei Reisige, mit denen Murner wohl auch andere gegen ihn gerichtete, oder für die Reformation geschriebene Flugschriften perstiftren will, die wir aber nicht zu bezeichnen wüßten. Den Troß bilden die Lügen, welche die Reformatoren und deren Lehre gegen das Papstthum ausgebreitet haben. Wie in manchen andern Stellen, so fällt Murner auch hier aus der Ironie, was wohl zu erklären, aber poetisch nicht zu rechtfertigen ist. — Der Bund muß nunmehr auch einen Hauptmann haben; Niemand paßt für diese wichtige Stelle besser, als Luther, der ja schon hinlängliche Beweise seines Muths und seiner unternehmenden Thätigkeit gegeben hat. Sebaun werden die Fahnen ausgetheilt; das Fußvolk erhält ein Banner mit der Ueberschrift: Evangelium, die Reisigen ein Zweites mit der Unschrift: Freyheit, und der Troß das Dritte mit dem Motto: Vorheit; (wie man sieht, lauter Schlagwörter der Anhänger der neuen Lehre). Nun stellt sich die Schaar der treuen Christen dem Bund entgegen, denn die Banner, welche dieser aufgepflanzt, sind in der That die ihrigen; sie sind ihnen vom Feind geraubt worden, und es gilt, sie wieder zu erobern. Die Zahl der Gläubigen und Getreuen ist noch groß; ihrer Macht gegenüber fühlt sich der neue Bund noch zu schwach; es müssen daher noch mehr Hülfsvölker herbeigezogen werden. Zum Glück für den Bund sind die reichen Quellen, welche der große Narr darbietet, noch lange nicht erschöpft: in seinen Schuhen sitzt Bruder Stifflein, auserdem der große Haufe der Aufrührer, die den Bundschuh im Banner tragen. In seiner Brüh ist Karsthans verborgen, der durch einen wirksamen Trank zu Tage gefördert wird. Nachdem sich der Bund endlich noch mit zwei „sickenhengsten“ (von denen der Eine wohl Hutten seyn mag) und durch diejenigen Narren verstärkt hat, welche dem großen Narren in den Ohren sitzen, läßt der Hauptmann sein Heer den Fahnneid schwören und den Bundschuh aufstecken; d. h. es werden die Klagen angeführt, welche als Grund der Empörungen vorgebracht wurden. Jetzt geht der Bund zum Angriff über. Nachdem Kirchen und Klöster zerstört worden, der Angriff auf die Hauptfestung aber mißlungen ist, weil Murner dieselbe vertheidigt, fordert Luther diesen auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Als Murner aber erklärt, sich bis auf den letzten Athemzug vertheidigen zu wollen, sucht ihn Luther durch Versprechungen und Schmeicheleien zu gewinnen. Endlich verspricht er ihm, nachdem er zuvor noch mit den Seinigen Rücksprache genommen, ihm seine Tochter zur Frau zu geben, wenn er die Feindseligkeiten einstellen wolle. Murner wird nunmehr mit den Grundsätzen des Bunds bekannt gemacht, die ihm gar wohl behagen, so daß er den Vertrag eingeht und Frieden schließt. Er bringt der Braut sogleich eine Serenade, und bald darauf wird die Hochzeit durch ein großes Gastmahl gefeiert, zu welchem alle Feinde des Papstthums eingeladen werden. Doch kann bei dieser Gelegenheit Murner nicht unterlassen, eine kleine Rache auszuüben; den Gästen wird eine in Wandelreife gebackene Brücke aufgetischt, welche sie, obgleich mit Ekel und Widerwillen, hinunterschlucken. Nach der Mahlzeit wird getanzt; auch Murner soll Theil nehmen, doch will er (höchst bezeichnend für ihn) die Kutte nicht ablegen. Als er endlich seine Braut in die Hochzeitskammer führt, gesteht sie ihm, daß sie den Grind habe, worauf er sie mit Schlägen vertreibt, ohne sich durch Luthers Vorwürfe von seinem Vorsatze, die Ehe aufzuheben, abhalten zu lassen. — Bald darauf wird Luther krank, wahrscheinlich aus Kummer, daß seine Tochter (sein Ruhm) ein so übles Ende genommen; auf dem Todesbett beruft er Murnern, der ihn trösten soll. Aber die Tröstungen der Kirche, wie sie ihm der Franziskaner anbietet, weist er zurück, und er stirbt seinen Ansichten getreu. So muß er denn als Ketzer begraben werden; Murner besorgt zum Leichenbegängniß eine Katzenmusik, denn wozu wäre er sonst der Murnar? Nun Luther todt ist, kann der große Narr auch nicht länger am Leben bleiben. Auch er wendet sich in seiner Krankheit an Murner, der ihm eine Begnine zur Pflege schicken will; aber der Narr will solche nicht, da sie nur Heuchlerinnen und unkeusch seien. Murner verspricht, ihm eine zu schicken, die nicht wie die andern, Unkeuschheit treiben; ganz im Geiste seiner früheren Schriften schickt er ihm eine alte, die der Narr alsobald verjagt. Der Narr stirbt: er wird mit allen ihm gebührenden Ehren zur Erde bestattet; nach seinem Tode aber erhebt sich ein Streit, um seine Erbschaft (wobei der Dichter vergißt, daß Luther gestorben ist), den er nach seiner Weise schlichtet, indem er selbst auf die Narrenkappe Anspruch macht.“

Im Anhang ist auch der sehr selten gewordene ganze „Karsthans“ mitgetheilt.

6) Das Kloster. Weltlich und geistlich. Zehnter Band. Murner vom großen lutherischen Narren, andere Schriften von und gegen Murner. Fischarts kleine Schriften. Stuttgart, Scheible, 1848.

Auch hier ist das oben charakterisirte Gedicht Murners vom großen lutherischen Narren abgedruckt und zwar illustrirt durch Nachbildungen der alten Holzschnitte. Ferner folgt beigeben Murners lutherischer Kirchenhieb- und Ketzerkalender, eine kurze Zusammenstellung aller Vorwürfe, die man der Reformation machte, namentlich wegen der sie eine Zeitlang begleitenden Anarchie. Dazu hat Herr Scheible auch hier wieder den Karsthans und noch sechs andere Streitschriften gegen Murner abdrucken lassen, nämlich: Antwort dem Murnar, ein schöner Dialog zwischen einem Pfarrer und Schultheiß, Leviathan, Sendbrief von der Meßkrankheit, das hord zwoen Schweizerbauern gemacht, und Luthers „auf des Königs von England Lästerschrift.“ Man lernt daraus, welche entsetzliche Rohheit in der deutschen Natur liegt, und wie geschmack- und schamlos sie sich in der Leidenschaft

Digitized by Google

ausprägt. Schwerlich hat die Literatur eines andern Volks, selbst in den leidenschaftlichsten Zeiten, so etwas Grobes und Unsittiges aufzuweisen. Und von dieser Art waren fast ohne Ausnahme alle Streitschriften für und wider die Reformation. Till Eulenspiegel war das Ideal von Geschmack, dem damals die Theologen nachtrachteten.

Erfreulicher sind die nachfolgends hier abgedruckten kleinen Schriften von Fischart. Fischart, der deutsche Rabelais, brachte einen guten Humor in jenes plumpe und gemeine Jahrhundert und seine Scherze führen die von der grauenhaften Zeit gedrängten Seelen wie auf Friedsflügeln einer bessern Zukunft zu. Zwar die Streitschriften der Reformation lachen auch zuweilen, aber es ist das Hohnlachen eines Mörders; mit Fischart kann man fröhlich lachen, bei ihm athmet man eine gesunde Luft, nicht jene heiße Schwüle der theologischen Marterkammern seiner Zeit. Auch er ist grob, wer war es damals nicht? aber er geberdet sich wie der gutmüthige Polterer, wie ein Siilen, in dem die Grazie verborgen ist.

Die von ihm hier mitgetheilten Schriften sind: 1) Das philosophisch Ehezuchtbüchlein (ohne die Holzschnitte), eine sehr verständige Betrachtung über die Ehe und über das Unglück derselben, fofern es durch Schwätzer, Thorheit, Eigensinn ꝛc. herbeigeführt wird. 2) Das Pedagrammisch Trostbüchlein, eine gute Satire gegen die Schlemmer. 3) Die berühmte Flöhhatz, eine Burleske ersten Ranges. 4) Die Legende vom viereckigen Hütlein (der Jesuiten). 5) Ein Vorbericht vom Ursprung der Emblemata. 6) Ein poetisches Lob der Lauten, worauf man ersehen kann, wie Fischart, der kühnste Durchreinanderwerfer deutscher Prosa, doch höchst korrekt sire feine Zeit fließend Verse machen konnte:

So die Musick gerühmet wird,
Umb ihr lieblichrept, die sie führt,
Daß sie die Menschen machet gütig,
Zeim freundtlich, sittig von gemüttig,
Und die gemüther so erregt
Gleich wie ein süße red bewegt,
Und macht die wilden herzen milter
Dem zorn von all unwillen stille:
Und dis als durch je süßigkeit:
So wird zwar nicht unbillich heut
Die Lauten also hoch erhebt,
Weil sie am weissen brinnen lebt,
Und schwebt in lauter freud von wann:
Das gleich wie von der Mreerfinn
All Land von geaß, all Bäum auff Erden,
Za auch die leüt exquicket werden.

* * *

Dann dieser Künstlich zwölffe hauß
Hat solch anmutung vberauß
Das so bekompt ein Orpheum
Ein Amphion, so weiß darumb,
So gfellen sich zu ihr die Thier,
Vergessen ihrer wildtnuß schier,
Verwundern sich was in ihr leb,
Das ir rund banch solch stimmen geb,
Daß die hald himmelsraud vnd Sybir
Die himmlisch Concordanz erklär,
Das ein gewelb von holz gebogen,
Mit todten därmen nur bezogen,
Vnd auff ein höltzen thack gespant
Soll klingen, singen allerhandt.
Wie solt sich dann nicht vrob entsezen
Der mensch, vnd sie ganz Himlisch schätzen? ꝛc.

7) Vorwort zu Stimmers biblischen Figuren. 8) Zueignung zu Bodins Dämonemania. 9) Erklärung der Spottfiguren des Straßburger Münster. 10) Lob der Landlust. 11) Verzeichniß der spanischen Armada. 12) Beschreibung des Schweizer Bündnisses von 1568. Endlich noch eine andere Beschreibung der Straßburger Spottbilder von Naß.

Herr Schedle hat sich durch Herausgabe dieser seltenen Sachen ein neues Verdienst erworben. Doch hätte er vielleicht alle Fischartiana unvermischt mit den Murneriana besonders sollen abdrucken lassen.

Geschichte.

Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg von Dr. Ernst Münch. Fortgesetzt von C. B. A. Fickler. Vierter Band. Karlsruhe, Macklot, 1847.

Münch hat die Geschichte des Hauses Fürstenberg unvollendet gelassen und einige Theile derselben auch so ungenau behandelt, daß eine Fortsetzung mit Ergänzungen und Berichtigungen Bedürfniß wurde. Die Mühe, die sich Herr Fickler deßfalls gegeben hat, muß um so mehr anerkannt werden, als sein Stoff gerade kein sehr dankbarer gewesen ist. Während der letzten 150 Jahre nämlich theilten die Fürstenberge, wenige treffliche Ausnahmen abgerechnet, den allgemeinen Verfall der hohen deutschen Aristokratie. In dem traurigen Kriege mit Ludwig XIV., der uns Straßburg entriß, spielte ein Wilhelm Egon von Fürstenberg leider die Rolle der schlimmsten Feinde. Eine kaum weniger beklagenswerthe Rolle spielte Anton Egon von Fürstenberg als Statthalter in Sachsen, während der starke August als neugewählter König in Polen weilte. Ein tüchtigeres und würdigeres Benehmen ist dagegen zu rühmen von Karl Egon von Fürstenberg, der im Jahr 1702 in einem Gefecht am Rhein gegen die Franzosen den Tod fand, von Froben Ferdinand von Fürstenberg, der um Kaiser und Reich vielfach verdient in den Fürstenstand erhoben wurde, und von Joseph Wenzel, der sich in seinem kleinen Gebiet bei mancherlei Schwächen, die er mit seiner Zeit theilte, doch als guter Landesvater bemerklich machte. Karl Joachim erscheint wieder in schlimmem Lichte, versunken in Leidenschaften und Verirrungen, die ihm den Tod zuzogen. Eine sehr bedeutende und rühmliche Stellung nahm dagegen im vorigen Jahrhundert Karl Egon als Oberstburggraf von Böhmen ein, der sich besonders durch seine Bemühungen für Erleichterung des armen Landvolks auszeichnete. Desgleichen Karl Alons, der im österreichischen Kriegsdienst im Jahr 1799 in der Schlacht bei Stockach fiel; und dessen Sohn der jetztregierende Fürst Karl Egon von Fürstenberg ist.

Die genannten Grafen und Fürsten, die sich unter den übrigen nichtgenannten im guten oder schlimmen Sinn auszeichneten, gehören sämmtlich sehr verschiedenen Linien an, in welche sich das Gesammthaus zerspliltert, die aber auch wieder ausstarben, so daß die meisten Besitzungen wieder in einer Hand vereinigt werden konnten. Die Verzweigung des Geschlechts in die Nebenlinien wird vom Herausgeber sorgfältig verfolgt, und in einem Anhang wird neben Anderm auch Münchs vorige Ansicht vom Ursprung des Hauses, nach Stälins gründlicheren Untersuchungen berichtigt.

Was wir in diesem Werke vermissen, sind Ipsissima, Korrespondenzen und Relationen der Zeitgenossen selbst und Sittenzüge, Genrebilder, Beschreibungen der Schlösser und des kleinen Hoflebens in der Renaissance- und Rokokozeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 31. Dienstag den 2. Mai 1848.

Biographie.

Khlesl's des Kardinals, Direktors des geheimen Kabinets Kaisers Mathias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Mit Urkunden. Erster und zweiter Band. Wien, Kaulfuß Wittwe, Prandel und Comp., 1847.

Zwei sehr starke Bände in Groß-Oktav, denen noch zwei nachfolgen werden. Man muß die ungeschwächte Jugendkraft des Freiherrn von Hammer-Purgstall bewundern, der noch Werke eines so großen Umfanges und ganz neuen Studiums hervorbringt, nachdem er schon so unermeßlich viel für die Kunde des Orients geleistet hat.

Wie kam wohl der geistreiche Verfasser auf den Einfall, das Leben Khlesl's zu beschreiben? So wird Mancher fragen, der von Khlesl nicht mehr weiß, als daß der witzige Taubmann aus seinem Namen CLOsel (hundert und fünfzig Esel) herausbrachte. Wer nicht schon einigermaßen in die Tiefen der deutschen Geschichte eingeweiht ist, der wird sich bei der Biographie Khlesls etwas Langweiliges aus der Zeit des Familienhasses in Oesterreich und der allgemeinen Reichsohnfussen vorstellen. Allein es handelt sich im Gegentheil von überaus interessanten Dingen. Khlesl war, wie noch früher der berühmte Kanzler Kaspar Schlick, ein Vorbild des Fürsten Metternich und nur deßhalb konnte ihm Freiherr von Hammer-Purgstall die Bedeutung beilegen, die er ihm beigelegt hat. Man kann sich wenigstens der stärksten Vermuthung nicht erwehren, daß die Aufdeckung des Khlesl'schen Machiavellismus eine indirekte Spiegelung, d. h. Verdammung des Metternich'schen Systems bezweckt habe.

Nachdem die Habsburger sich in den Besitz von Böhmen und Ungarn gesetzt, bildete sich in ihrer Hofburg zu Wien die ganz eigenthümliche Politik aus, die bis in unsere Tage hinabgereicht hat, die Politik der Staatskanzler nämlich, deren Aufgabe es seyn sollte, unvereinbare Nationalitäten durch das Band theils der legitimen Geburt, theils der katholischen Kirche zusammenzuhalten, und jede Bewegung, durch welche ein Schwung in die eine oder andere Nation kommen konnte, zu unterdrücken. Schon der erste Kanzler des ersten Habsburgers in Böhmen und Ungarn intensivte diese Politik. Kaspar Schlick half im Bunde mit Aeneas Piccolomini (nachmals Papst Pius II.) den Hussitenkrieg beendigen und wußte auf europäischen Kongressen durch diplomatische Künste die ganze Geisterbewegung des 15ten Jahrhunderts zu unterdrücken und die Uhr der Weltgeschichte um hundert Jahre stille stehen zu machen. Als aber nachher Luther die Bewegung aufs Neue in Gang brachte und die erste in Huß mißlungene Reformation vollendete, war es wieder ein österreichischer Staatskanzler, der wenigstens die österreichischen Erbstaaten in derselben Weise, wie früher Schlick, durch die Schlauigkeit und Zähigkeit seiner Politik der Reaktion zuführte, Kardinal Khlesl, von dem sogleich mehr die Rede seyn soll. Als endlich die französische Revolution ihren großen Impuls auf Deutschland ausübte und die Anstrengungen des deutschen Volks gegen Napoleon endlich die Frucht größerer politischer Freiheit und kräftigerer Nationaleinheit (auf Kosten der einzelnen Territorialherren) tragen sollten, war es abermals ein österreichischer Staatskanzler, der durch ähnliche Klugheit und Zähigkeit, wie Schlick und Khlesl, die Bewegung in Menschenalter hindurch aufhielt, Fürst Metternich.

Aus diesem Gesichtspunkt muß nun das Leben des Kardinal Khlesl viel interessanter erscheinen, als mancher Leser anfangs vielleicht geahnt hatte.

Khlesl war ein Konvertit. „Sein Vater war ein Bäcker, lutherischer Religion, wie seine Mutter, die ihn im Jahre 1553 zu Wien geboren. Schon in früher Jugend durch außerordentlichen lebhaften, seinen Jahren weit vorauseilenden, seine Mitschüler weit hinter sich zurück lassenden Geist und Genius ausgezeichnet, im sechzehnten Jahre seines Alters durch den Jesuiten P. Scherer zur katholischen Lehre bekehrt, für deren Vertheidigung und Verbreitung er sofort in Eifer erglühte, und bald seine Eltern dazu bekehrte. Bei jedem Uebertritte von einer Religionslehre zur andern ist nach den Gründen der Bekehrung zu forschen, aber nicht in Voraus anzunehmen erlaubt, daß dieselbe durch diese Ueberzeugung, oder durch bloßes Interesse bewirkt worden sey. Bei der Ermanglung urkundlicher Zeugnisse hierüber mögen historische Kritiker, welche von Khlesl das erste voraussetzen, sich auf die leicht aufbrausende Wärme berufen, womit er Alles, was ihm als recht und gut erschien, ergriff, und das Ergriffene folgerecht durchführte; für die das zweite Vermuthenden spricht sein großer Ehrgeiz, zu dessen Befriedigung der Katholicismus in Oesterreich weit größeres Feld bot, als das Lutherthum, und für sie spricht sein fernhin berechnender politischer Kopf. Der Feuereifer, womit er gleich Anfangs seiner geistlichen Laufbahn im Restaurationsgeschäfte zu Werke ging, kann eben sowohl seiner natürlichen Heftigkeit, als der Lebendigkeit seiner innigsten Ueberzeugung zugeschrieben, eben sowohl auf Rechnung dieser, als auf die, Neubekehrten insgemein eigenen, übertreibenden Eifers gesetzet werden. Jeder Uebertritt von einer Lehre zur anderen (sey es nun religiöse, philosophische oder politische) ist für den Neubekehrten ein zweischneidiges Schwert, das ihn entweder durch die Schneide übertreibenden Eifers, oder durch die zurückgebliebenen Sauerteigs der aufgegebenen Lehre lebensgefährlich zu verletzen droht; so wird der Eifer nur übertreiben, um jeden Verdacht von zurückgebliebenem Sauerteig hinweg zu thun; oft kämpft dieser noch wider jenen an, und nicht selten stellt sich in der Folge des Lebens dieser

Digitized by Google

und jener abschließlich oder unwillkürlich zur Schau. Von Beiden wird Khlesl's Lebensbeschreibung großes Beispiel und unläugbare Beweise gewähren. Mit achtzehn Jahren trat er als päpstlicher Alumnus ins Convikt der Jesuiten," zeichnete sich außerordentlich aus und gelangte frühzeitig zu einer bedeutenden Stellung. Sowohl sein Feuereifer für die Bekehrung der Protestanten, als seine glänzende Beredtsamkeit und sein Geschick zur Intrigue empfahlen ihn. Der päpstliche Stuhl ernannte ihn ausdrücklich zum Reformater in Oesterreich; erst Offizial in Passau wurde er Hofprediger und endlich Bischof in Wien.

Als das thätigste Werkzeug, die Protestanten in Oesterreich zu unterdrücken (unter Kaiser Rudolph II.), verbanden ihn bald, wie man sich leicht denken kann, innige Sympathien mit dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark (nachmaligem Kaiser Ferdinand II.). Wie schlau Khlesl in jeder Beziehung war, erhellt aus seinem taktvollen Benehmen gegenüber von Rom, und aus der Mäßigung, die er empfahl, wo Uebertreibung geschadet hätte. „Mit Beginn des Jahres 1590 hatte Erzherzog Ferdinand Khlesln nach Gratz zu kommen eingeladen, um sich mit ihm des Fortganges der Reformation zu freuen. Khlesl entschuldigte sich aus dem Grunde, daß er den päpstlichen Nuntius, Portia, mit seiner Gegenwart nicht betrüben, den Schein zu vermeiden wünschte, als ob er einen Theil des Verdienstes des Bekehrungswerkes sich aneignen wolle; übrigens ermunterte er den Erzherzog darin fortzufahren, dieß sey das wahre Mittel, unüberwindlich zu werden, Freund Gottes zu bleiben, und zu erlangen, was die Schrift an Königen rühme: „Und sie fürchteten ihn Alle;" mit der Furcht des Volkes sey Alles gewonnen, und bedürfe es weiter keines Kriegsaufrufs und keiner Befehlshaber, es gelte nur die Mauern nicht zu überschreiten. Obnedieß habe der Erzherzog zur Erweiterung der Christenheit mehr gethan, als man in Ungarn mit vielen Millionen vermocht. Wäre er, Khlesl, nach Gratz gekommen, hätte man das heilige Werk ihm zugeschrieben, weil sein Eifer in solchen Dingen bekannt. So ermunternd dieses Lob zur Fortsetzung der Reformation der Steiermark, so enthält dasselbe doch auch die Lehre, die Mauern, das ist: das Maaß nicht zu überschreiten." Ferdinand war klug genug, sich von Khlesl belehren zu lassen und beide blieben im engsten Vertrauen. Aus ihrem Briefwechsel geht hervor, daß es keineswegs fromme Gottesminne und Demuth war, die sie beseelte, sondern daß sie durch kirchliche Mittel rein weltliche Zwecke verfolgten. Khlesl durfte es wagen, unzweirt an den Erzherzog zu schreiben, wie er alle Andern an „Machiavellismus" übertreffe und heute mit der frommen Maske täusche. „Die zwei merkwürdigsten Aeußerungen dieses vertrauten politischen Briefwechsels zwischen Ferdinand und Khlesl, wovon sich leider nur dieses einzelige Bruchstück von sechs Schreiben aus diesem Jahre erhalten, ist die des überbietenden Machiavellismus, dessen sich Khlesl schuldig bekannte, und zweitens die der theologischen Possenpredigt; worden beide mit dem nicht minder merkwürdigen obigen Schreiben an Drepp Hackl zusammengehalten, so sehet dieß erste das, was Khlesl dort von der Lesung politischer Bücher, der Theilnahme an politischen Reden, und der Fähigkeit zu politischen Geschäften gesagt, ins hellste Licht, und die zweite erregt nur zu sehr den Zweifel, ob jener mit Schriftstreten auch verbrämte rednerische Graus nicht auch bloß als theologische Possenpredigt gemeint gewesen; auch werfen beide diese Aeußerungen ein neues Licht auf den Charakter Ferdinands, welcher schon in seinen jüngsten Jahren in alle Geheimnisse der damaligen Staatsklugheit eingeweiht war."

Da Kaiser Rudolph dem intriganten Khlesl zu mißtrauen anfing und seine Entfernung verlangte, stiftete Khlesl feinerseits eine Verbindung unter den Erzherzögen, die den Sturz des Kaisers zur Folge hatte. Ohne sich anfangs sehr vorzudrängen und immer die alte Vorsicht bewahrend, war er doch die Seele dieser Palastrevolution. Erst, als ihm alles gelungen war, brach sein natürlicher Uebermuth hervor und er vergaß plötzlich, auf welchem schlüpfrigen Boden er stand, so daß er sogar den Erzherzog Ferdinand verletzte. „Im Besitze solchen Einflusses beim Erzherzoge und solcher Macht in der Regierung überschritt Khlesl's hochfahrender und überwältigender Charakter gar oft die Schranken der Mäßigung, sobald sich seinem Willen irgend ein anderer, und sey es selbst der des Erzherzogs, entgegenstehe. Ein grelles Beispiel davon gab die während der ungarischen Krönung im Kloster bei den Schotten zu Wien gehaltene Prälatenwahl. Khlesl hatte den ihm vom Bischof von Regensburg zum Prälaten empfohlenen Augustin Plütrich dem Erzherzoge dazu vorgeschlagen, da das Kapitel aber für Valentin Stammler gestimmt, ließ er diesen durch seinen Official Scultetus erst im Kapitel selbst ergreifen, welcher ihn einen Lappen und Prälappen schalt, und als Stammler Khlesln vor der Wahl sagte, daß sie nun nach der Ordensregel den heiligen Geist anrufen wollen, fuhr ihn Khlesl heftig an: „Du Lecherbub, ich will dir den heiligen Geist weisen. Du sollst wissen, daß, wenn der Erzherzog einen Abt bei den Schotten auf die rechte setzt, und ich auf die linke, so muß der von der rechten dem von der linken aufstehen und weichen." Er hatte wohl gesprochen, denn trotz der auf Stammlern gefallenen Wahl mußte dieser weichen, und Plütrich wurde als Prälat eingesetzt."

Sehr interessant ist der Briefwechsel des Erzherzogs Ferdinand und des neuen Kaisers Mathias mit Spanien. Weil nämlich Kaiser Rudolph II. den Böhmen den berühmten Majestätsbrief gegeben und zum Aerger des Mathias und Ferdinand den Protestanten große Freiheiten bewilligt hatte, machte ihnen Ferdinands Schwester, die Königin Margarethe von Spanien, bittere Vorwürfe, daß sie diesem ketzerischen Unwesen nicht rascher steuerten. Nun entschuldigen sie sich oder lassen sich durch Khlesls gewandte Feder entschuldigen, sie könnten nicht anders, durch allzurasches Verfahren würden sie sich das Spiel verderben; dadurch verschern sie aber doch und theurer, sie hätten die besten und reinsten Absichten, nämlich alle Religionsfreiheit in den Erbstaaten bis auf die letzte Spur zu vertilgen. Dieß zu einer Zeit, in welcher sie immer noch äußerlich die Verträge beschworen. Um diese Zeit tritt Tschernembl an der Spitze der österreichischen Stände und der protestantischen Partei mit kühnen Offenheit der diplomatischen Ergilt Khlesls gegenüber, was einen sehr guten Kontrast bildet.

Am Schluß des zweiten Bandes sehen wir die Verwicklungen sich häufen. Die Fürsten Deutschlands und im Hintergrunde Frankreich wollten aus der Zerrüttung des Habsburger Hauses Vortheil ziehen, und es bedurfte des ungeheuersten Aufwandes von Schlauigkeit und Täuschung, um den Sturm zu beschwichtigen. Mathias wurde vorgeschoben und mußte den Liberalen spielen, während Ferdinand sich geduldig die Verfolgung seines jesuitischen Zieles vorbehielt. Wie Khlesl aber am Ende doch das Opfer der von ihm selbst so lange geleiteten Intriguen und von dem, dem allein er eigentlich gedient, mit Undank belohnt wurde, wird in den beiden Schlußbänden erzählt werden.

Das treffliche Werk ist reich mit Urkunden ausgestattet, die größtentheils nie vorher gedruckt waren und erst durch des Herausgebers Fleiß zusammengebracht werden sind.

Roman.

Die gelbe Gräfin. Von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Berlin, Alexander Duncker, 1848.

Ein historischer Roman aus den Zeiten der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. von Rußland. Die Heldin der

Digitized by Google

Geschichte ist Elisabeth, eine natürliche Tochter der alten Kaiserin gleiches Namens. Von dieser unglücklichen Prinzessin weiß man, daß sie auf geheimen Befehl Katharinas durch den Grafen Orloff in Neapel, wo sie incognito lebte, aufgegriffen, in ein Schiff gebracht und darauf heimlich umgebracht wurde, weil man fürchtete, sie könne eine Partei in Rußland finden. Herr von Sternberg malt nun ihre Geschichte ausführlich aus, nur, was seltsam erscheint, mit Ausnahme der letzten Katastrophe, die er nur mit wenigen Zeilen berührt. Er beschränkt sich darauf, nur die Jugend der Prinzessin zu schildern bis zu dem Zeitpunkt, in welchem sie sich verheirathete und ein vermeintlich sicheres Asyl fand. Ueberhaupt füllen den Roman hauptsächlich Schilderungen aus dem russischen Hofleben und aus dem frivolen Treiben des geistlichen Hofes in Trier, weil er hier eine Zeitlang die Prinzessin verweilen läßt. Die furchtbare Korruption jener Höfe ist bekannt. Herr von Sternberg hat sie, ohne ins Indecente zu fallen, mit Meisterzügen aufgemalt. Man kann ihm nur vorwerfen, daß er überhaupt so widrige Stoffe zur Darstellung ausgewählt, aber nicht die Art, wie er sie dargestellt hat.

Am meisten Ekel erregen die Orgien der schon mehr als sechzigjährigen Kaiserin Elisabeth. Weniger die Tabakskollegien Peters III. Die Scene, wie er einmal mit seiner Maitresse, der Gräfin Worenzoff, im Tabakqualm vor einem kleinen Liebhabertheater sitzt, auf dem Tänzerinnen ihre frivolen Tänze machen, und plötzlich seine Gemahlin Katharina hereintritt, ist vortrefflich ausgeführt. Eben so später der Pendant zu dieser Scene, die heuchlerische Demuth, mit welcher Katharina öffentlich vor dem Volk die Leiche ihres Gemahls küßt, nachdem er auf ihren Befehl erwürgt worden ist.

Das Neue plus ultra findirter Gräßlichkeit in diesem Roman ist der Tod der schönen Zenzi. Dieses liebenswürdige Mädchen erscheint als ein Doppelgänger der unglücklichen Prinzessin und wird öfter mit ihr verwechselt. Der rohe Graf Orloff, Liebling der Kaiserin Katharina, hat von dieser den Befehl, die junge Elisabeth aufzuspüren und zu verderben. Er findet nun statt Elisabeth die Zenzi, hält sie für die junge Prinzessin selbst, verliebt sich aber in sie und will sie auf eine ganz andere Art verderben, als er der Kaiserin versprochen hatte. Sie leistet ihm Widerstand und beleidigt ihn durch ihre Verachtung. Nun beschließt er ihren Tod, immer noch in der Meinung, es sey die Prinzessin, und läßt sie in einer Badestube ersticken. „Das Bad selbst befand sich in einem Gemach, das weiter keine besondere Einrichtung zum geheimen Zwecke verwies, das Kabinet nebenbei jedoch war die eigentliche Hinrichtungskammer, und wer sich hier von unsichtbaren Händen eingeschlossen sah, mußte sich rettungslos auf den qualvollsten Tod gefaßt machen, den die mit höllischer Einbildungskraft geschwängerte Erfindungsgabe kunstvürtiger Mörder je ersonnen hat. Kaum befand sich das Opfer in diesem Raum, und hatte sich, nichts ahnend, auf das Ruhebette hingelegt, als sich die Wände nach und nach zu erhitzen anfingen. Die Luft, von ungesehenen Flammen durchglüht, ward immer schwerer, immer dichter, und drang in die Lungen mit einem immer stärker werdenden peinvollen Schmerze ein. Dieser Schmerz ward so stechend, daß der Ermüdete aufsprang, um ein Fenster oder eine Thür zu öffnen. Er fand keine, die sich öffnen ließe. Er sieht sich rings hermetisch eingeschlossen. Seine bebenden Hände streifen die Wand, und finden sie glühend; er tastet an eine andere Wand, und findet auch hier die Fläche brennend heiß. Ohnmächtig taumelt er auf das Lager zurück, das bestimmt ist sein Sterbelager zu seyn. Die Gluth wächst an — der Unglückliche erstickt. Aber so gewaltsam und entsetzenvoll dieser Tod ist, er hinterläßt keine den Mörder anklagende Spuren. Ist es nun die eigenthümliche Beschaffenheit dieser kochenden Luft, die indem sie den Lebensnerv tödtet doch zugleich die Wärme und Fülle, den Schein der Gesundheit und eines ruhigen Schlafes dem Körper hinterläßt, oder sind hier andere Umstände, die diese Wirkung hervorbringen, thätig, genug, wenn nach Verlauf der genau vorgezeichneten Stunden diese höllische Kammer eröffnet wird, findet man den Todten gleich Einem den der Schlag gerührt; eine sehr wahrscheinliche Todesart bei dem unverschämten Gebrauch eines Bades. Den allen andern Heimlichkeiten des Palastes — und er hatte deren sehr viele gehabt — behaut nur noch diese infernalische Kammer, und Gregor Orloff fühlte eine seinem Charakter und seiner Sinnesart entsprechende Befriedigung darin, mit diesem Kabinet, das er, von dem allmähligen Erglühen der Kupferplatten der Wände, das rothe Kabinet nannte, Experimente zu machen, indem er bald diesen, bald jenen seiner Sklaven, „zum Scherz" wie er sich ausdrückte, die rothen Tapeten des Badegemachs bewundern ließ. Als Mortemn ihn gebeten hatte, Elisabeth einen qualvollen Tod sterben zu lassen, so war dem Manne, der an Blutthaten und Hinrichtungen seine Freude hatte, sogleich das rothe Kabinet eingefallen; er hatte sich jedoch wankend in seinem Entschlusse gezeigt, da ihm Zenzis Schönheit andere Pläne und Entscheidungen in den Sinn gebracht; jetzt jedoch da die Schmach, die er hatte erdulden müssen, ihn empörte, war der Tod in dem rothen Kabinette der Verfolgten gewiß, und er freute sich ein verborgenes Fenster benutzen zu können, das den Blick in das Innere frei ließ, und von wo aus der ehemalige Besitzer dieses furchtbaren Gemaches das leidende Zucken seiner Opfer oft mit angesehen. Kaum hatte Zenzi das Badegemach verlassen, als die Thüren hinter ihr geschlossen wurden und sie in der Marterkammer allein blieb. Unwissend des Geschicks das ihrer wartete, legte sich die schöne, blühende Gestalt, in Jugendfrische prangend, auf die seidnen Polster des Ruhebettes." Nun fährt der Verf. fort, noch Seitenlang die Schönheit des nackten, dem Tode geweihten Mädchens unter den lauernden Augen ihres verstockten Mörders anzumalen, des heißen französischen Henkermalers würdig. Um aber die Seelenmarter, die der Leser dabei auszuhalten hat, zu versüßen, malt er uns einen entzückenden Traum vor, der angeblich vor der Seele des zu Tode geängstigten und erschöpften Mädchens schwebte. Wie nach und nach den schönen Leib Brandblattern überziehen, malt er in ihrem Traum also aus: „Es war der heimathliche Wald, und war es doch auch wieder nicht. Das scheue, bange Mädchen eilte immer tiefer und tiefer hinein, und wie sie im Innersten des Waldes war, leuchteten die Gebüsche wie grüne Flammen und ungeheure große Blumenkelche flogen aus der Erde, entfalteten sich langsam, wie wenn eine goldene Düte sich entrollt, und heraus aus der Tiefe kamen Töne, die dem Herzen wehe thaten und die Seele des zum Wahnsinn betrübten. Je länger Zenzi diesen Tönen lauschte, desto banger wurde ihr, und es trieb sie fort von der Stelle. Allein ihr Fuß wurzelte am Boden, sie vermochte nicht zu weichen. Und immer mehr Blumen öffneten sich und immer mehr unheimlich flüsternde Stimmen wurden laut. Da regte und rührte sich der Waldesboden und wurde eine einzige hinzuckende grüne Flamme, die Gebüsche züngelten und warfen goldgrüne feurige Ringe ab, von den Bäumen fielen die goldgelben Vögel als brennende Flammenbüschel nieder, und aus den Kelchen der Blumen kamen lange, dünne, schlangenartig sich biegende und züngelnde feuerfarbene Strahlen, die sich um Zenzis Arme und Beine wanden, Purpurfarbene und grüne Schmetterlinge kamen in Schaaren und legten sich saugend an den frischen, falten, weißen Busen, an die festen runden Schultern, an die marmornen Knie, an die nackten fleischigen Füßchen. Zuletzt war der ganze Leib mit diesen zuckenden, flimmernden Geschöpfen besetzt, die wie lauter Diamantensträuße in hundertfachen Farben blitzten, und während sie sogen, mit ihren Flügeln schlugen. Das Mädchen wollte sich befreien, allein wenn

Digitized by Google

sie einen dieser Schmetterlinge erfaßt hatte, so zerfaß er ihr unter den Fingern und wurde zu farbigen Flammen, die auf den Schner des unbefleckten Leibes niederfaßen. Wie flog die Gesängelte dahin — wie drängte sie sich an die Gebüsche, in der Hoffnung die Blätter würden kühlend an sie streifen, und die glühenden Falter abstoßen, allein die Gebüsche waren auch Flammen. Wie suchte sie nach dem wohlbekannten Waldsee, in dessen schwarzen, stillen, herrlichen Spiegel sie so oft geschaut, jetzt konnte sie ihn nicht finden" ꝛc. Welche Wollust des Henkersgefühls in dieser Beschreibung! Genau so, wie in einem bekannten französischen Roman den besinnungslos gewordenen Helden, als er zum Galgen geführt wird, ein lieblicher Traum umgaukelt, in welchem er sich einbildet, seine Geliebte umflechte seinen Hals scherzend mit ihren Haaren, in dem Augenblick, in welchem der Henker den Strick anzieht.

Wir haben niemals eine Freude gehabt noch geäußert über diese Art von Greuelbildern, womit die französische Poesie sich seit und fort vergiftet, und haben immer bedauert, daß deutsche Dichter von Talent sich dazu hergeben, diese abscheuliche Manier auch in unsere Poesie zu verpflanzen, ja vorübergehend sogar hereschend zu machen. Man muß nun wohl zugestehen, daß bei solchen Wechseln der Mode Vieles unabsichtlich und bewußtlos geschieht. Das elastische, mehr reproduktive als produktive Talent der Dichter folgt dem Impulse, den ihm die Zeit gibt. In der Zeit aber wirken geheimnißvolle Mächte. Man kann niemals sagen, dieser oder jener Dichter hat eine neue Mode aufgebracht. Man muß vielmehr sagen, er hat zuerst eine Stimmung ausgedrückt, die aus ganz andern Ursachen die herrschende zu werden begann. So darf man ohne Zweifel die Pariser Dichter als solche von dem Vorwurf freisprechen, als hätten sie durch die Grausamkeit und Wollust ihrer Romane und Schauspiele erst die Phantasie des Pariser Volks vergiftet. Man muß vielmehr sagen, diese Dichter sprachen nur die fieberhafte Spannung aus, die sich überhaupt des Volkes zu bemächtigen anfing, als es durch die Restauration, und auch nicht einmal durch die Julusrevolution befriedigt worden war. Die Gespenster der alten Revolution gingen nicht bloß in der Literatur um. Sie kamen nur in sie hinein, weil sie auf der Straße umgingen. Besonders aber erklären sich die zahlreichen üppigen Darstellungen aus dem Zeitalter der Maitressen theils durch das Bedürfniß der republikanischen Partei, das Königthum in seinem gehässigsten Lichte zu zeigen, theils aber auch durch den unvorsichtigen Leichtsinn, mit dem der Hof und die höhern Stände sich in der Erinnerung ihrer alten Korruption gefielen.

Entschuldigen wir nun die schlechte Poesie dieser Art durch die Zeitumstände, in denen sie auftam, so erscheint doch von nun an, nachdem eine so große Wendung der Dinge eingetreten ist, das Interesse für die Rokokokorruption nicht mehr an der Zeit und dürfte nun bald aus unserer Literatur verschwinden.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Adolf Böttger. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Otto Klemm, 1847.

Hätten wir hier einen anfangenden jungen Dichter vor uns, so würden wir nur loben und als sehr talentvoll ermuntern. Allein da diese Sammlung bereits drei Auflagen erlebt hat, und also einen entschiedenen Erfolg des Dichters im Publikum voraussetzen läßt, dürfen wir ihm nicht bloß, sondern müssen einen strengeren Maaßstad der Beurtheilung anlegen.

In Folge dessen gestehen wir denn eben, daß wir mehr zu tadeln als zu loben finden. Bei aller Weichheit und Schmiegsamkeit des Dichters finden wir ihn durchweg zu sentimental, matt, unklar, und selbst ohne angebornen Wohllaut im Gesange. Ja, auch die Korrektheit der Bilder und Sprache ist nicht immer stichhaltig. Das Studium der Goethe'schen Jugendgedichte ist allenthalben und zuweilen in auffälliger Weise sichtbar. Es thut uns leid, ja, wir sind — so sehr imponirt uns die „dritte Auflage" — sogar verlegen, daß wir so streng verfahren müssen. Indessen können wir unser Urtheil nicht verläugnen. Zum Beweise diesen, was wir gesagt haben, mögen hier die ersten besten zwei Gedichte der Sammlung folgen:

Als noch der hohe Frühling war,
Brachst Du die rothe Rosen,
Die bursten in dem dunkeln Haar
Mit süßem Duft sosen.

Und als der Sommer kam ins Land,
Da schlug Dein Herz geschwinde,
Zum Strauße wand die liebe Hand
Des Feldes blaue Kinder.

Dann naht der Herbst mit bunter Lust,
Mit Astern, Anemonen,
Die liesest Du an Deiner Brust
Wie Odemsterne thronen.

Nun aber, das noch Winter ist
Und keine Blumen spriessen,
Kannst Du dafür die kurze Frist
Mich an den Busen schliessen!

* * *

Die Stunde naht, wir müssen scheiden,
Der letzte Gruß, der letzte Blick,
Vielleicht lacht künftig noch uns beiden,
Wehe als wie glauben das Geschick.
Ich liebte Dich, wie ich noch nimmer
Geliebt, noch wieder lieben kann;
Doch bleibt mir jener klare Schimmer,
Ob auch der Sonne Gluth verrann!

Ob wie auch sonder Arg' und Hehle
Uns liebten wie'a nur Liebe kann,
So gab's doch manche giftge Seele,
Die der Verklärung Reze spann;
Wo Hexen liebesfeig schlagen,
Dringt bald die Hand des Neides ein,
Das Loos Beglückter zu ertragen,
Vermag die eine Klust allein.

Das Schicksal gönnt nicht einmal mündlich
Uns noch ein letztes Scheidewort,
Doch folgt, wohin Du gehst, Dir stündlich
Mein Segen bis zum fernsten Ort:
Gedenke Du der schönen Stunden,
Die Dir in der Erinnerung blieb,
Dem laß die Seufzer und die Wunden,
Der schmerzlich diese Zeilen schrieb.

Den Beschluß des Bandes macht ein dramatisches Gedicht: Agnes Bernauerin. Seltsam! wie sich ein jedenfalls begabter lyrischer Dichter wie Herr Böttger so weit verirren kann, dem Publikum einen solchen dramatischen Versuch vorzuliegen? Keine Spur von Handlung, dramatischem Leben! Verdaut! Alles unbedeutend, wenn man dagegen die bei allen ihren Fehlern so höchst schätzenswerthe Agnes Bernauerin vom Grafen Törring betrachtet! Unser Verf. kannte diese Tragödie gewiß. Und wie war es möglich, daß er sich nicht selbst fragen mußte: was die seinige nach so unfruchtigem, lebensvollem, durch und durch theatralischem Bühnenwerke solle? Welche Folie ist diese Agnes jener! Wie fühlt man sonach den ganzen Werth des noch lange nicht genug anerkannten Törring! Wunderlich genug hat Herr Böttger in mehreren Scenen seiner Agnes Goethe's Grethen im Faust geradezu, ohne daß er es zu ahnen scheint, vorebirt. Herr Böttger trägt unter den Dichtern beinah denselben Charakter an sich, den viele Düsseldorfer in Weichheit und Sentimentalität verschwimmende Maler in der Malerei vertreten hatten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32. Sonnabend den 6. Mai 1848.

Lyrische Dichtkunst.

Allerlei Geister von August Kopisch. Berlin, Alexander Duncker, 1848.

Durch seine Entdeckung der berühmten blauen Grotte auf Capri, durch seine Gemälde und Gedichte (besonders die schönen italienischen Agrumi), und durch seinen ausgezeichneten Kommentar zu Dante hat sich der Verfasser längst einen der gekanntesten und ehrenvollsten Namen erworben. In der vorliegenden neuen Sammlung von Gedichten behandelt er fast durchaus volksthümliche Sagenstoffe, und vorzugsweise Elfen- und Nixensagen. Dabei kommt ihm sein glücklicher Humor zu Statten. Es ist nämlich gewiß, daß eine Menge jener alten Mährchen nur humoristisch aufgefaßt werden können. Das Neckische der Kobeldsnatur fordert dazu auf, und selbst die zartere Elfennatur liebt den anmuthigen Scherz. Niemand hat das so tief gefühlt, als Shakespeare im Sommernachtstraum und im Sturm. In ähnlicher Weise nun behandelt auch Kopisch die Elfenwelt, indem er sich in seinen Schilderungen derselben zugleich als Maler bewährt. Gleich im Eingang leitet uns ein sehr lebendiges Elfenbild entgegen:

Die Donnerhäuschen sind kleine Leut'
Und wohnten sonst vom Strande nicht weit
In grünen Dünen.
Sie kamen hervor, wenn das Wetter klar,
Bald sichtbar und bald unsichtbar,
In Sternennächten.
Sie planschten und wuschen im Wässerlein
Und bleichten die Wäsche wie Schnee so rein,
Im Mondenscheine.
Man sah sie nicht kochen; doch blauen Rauch,
Und hört' im Berg' ihre Stimmchen auch,
Musik und Singen.
Oft klangen die Fideln und sang ein Chor:
Wipp, schlüpften sie aus dem Berg hervor
In Ringeltänzchen,
Und ringelten hin und ringelten her,
Als ob hier lustige Hochzeit wär,
Am grünen Strande.
Sie nannten den Himmel Tropfensaal
Und flohn vor dem Donner allmal
Wie weggeflogen!
Im Winter, wenn frisches Eis im Teich,
So kamen sie auf Schlittschuhn gleich
Und schoben Kegel:
Purr! schurrte die Kugel, und fiel was um,
So blieb das kleine Volk nicht stumm;
Schrie: Alle Neune!
Die Kegel die Kugel, die seh man dort;
Doch nicht die Leutchen, am selben Ort;
Nur Schlittschuhblinken.
Man sah das Blinken und Spur hingehn,
Manch zierliche Eisfigur entstehn:
Die konnten Künste ꝛc.

Ueberaus malerisch ist auch die Schilderung des Nöck (Wassergreises):

Es tönt des Nöcken Harfenschall:
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt, mit Schaum und Wogen,
Den Nöck im Regenbogen:
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen
Und athmend horcht die Nachtigall! —

„O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannst ja doch nicht selig seyn!
Wie kann dein Singen taugen?“ —
Der Nöck erhebt die Augen:
Sieht an die Kleinen,
Beginnt zu weinen...
Und senkt sich in die Fluth hinein ꝛc.

In dem Liede von den „Heinzelmännchen“ erscheinen diese Hausgeister in voller Thätigkeit, indem sie bei Nacht für die Menschen arbeiten:

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brod.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und schafften daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben
Und segten und backten
Und klopften und backten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brod, ... das neue, vor!

Digitized by Google

Einſt hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock ſollte fertig ſeyn;
Warf hin das Zeug und legte ſich
Hin auf das Ohr und pfriegte ſich.
Da ſchlüpften ſie friſch
In den Schneidertiſch;
Und ſchnitten und rückten
Und nähten und flickten,
Und faßten
Und paßten
Und ſtrichen und zuckten
Und zupften und ruckten,
Und eh mein Schneiderlein erwacht':
War Bürgermeiſters Rock . . . bereits gemacht!

Die Frau des Schneiders will durchaus wiſſen, wer die Arbeit verrichtet hat, lauert in der nächſten Nacht den hülfreichen Geiſtern auf und verſcheucht ſie dadurch auf immer.

Nur ſo viel, um den Charakter der Elfenlieder zu bezeichnen. An ſie ſchließen ſich Sagen von Hexen und Zauberern, z. B. ein ſehr luſtiges Lied vom „Hexenritt.“ Einer will mit zum Blocksberge fahren, ſpricht aber das Zauberwort falſch aus. Anſtatt zu ſagen „flieg um, nicht an,“ ſagt er „flieg um und an,“ und reitet nun, indem er in die Luft fliegt, überall an:

Doch fliegt er zum Schrecken
(Er kann ſich nicht decken)
An Mauern und Ecken:
Pik, paff, ho, heh!
Rumm, rumm, Witz, weh!
Mit dem Kopf an den Baum:
Ihm wird wie im Traum! —

Fort und fort,
Von Ort zu Ort,
Im Sturm an den Thurm, vier! flirr! an die Fahn!
Er reißt in der Hütte den Wetterhahn
Schwirr' pirr' an die Mühle,
Ins Flügelgewühle! —
Blauz' prallt er ab;
Der Kopf fliegt ab;
Doch er noch feſt
Zum Geierneſt —
Flitzt an — da rupft und zupft ihn vorn,
Rechts, links und hinten Klau' und Dorn.
So wird er zerſchliſſen,
Zu Boden zerriſſen
Herunter geſchmiſſen:
Es bleibt nicht ein Biſſen! —
Urber Stock und Block
Hin fliegt ſein Stock
Ganz ſelig allein
Zum Hexenverein.

Dort fliegt er an,
An Weib und Mann,
Man flieht und flüchtet vor ihm her,
Stürzt, holpert hin, die Kreuz und Quer ꝛc.

Kurz, der Stock ruht nicht, bis er den ganzen Blocksberg rein gefegt hat. Zu dieſer Gattung anmuthiger Burleskes gehört auch die Legende von den Fröſchen in Schwanke, die ein Schäfer zum Schweigen brachte, indem er ſie durch Zauberei zwang, hundert Jahrelang je einer dem andern mit der breiten Hand das grüne Maul zuzuhalten. Weiter auch die Sage vom großen Kinds im Mohrinter See.

Von mehr ernſtem Charaktre ſind die zarten Sagen von der Taube, die unſichtbar in der Chriſtnacht umfliegt, und vom unſichtbaren Flöter:

„Oh klingt ſo ſüß im Apfelbaum:
Wach auf, wach auf vom Mittagtraum!
Mir fallen auf dich der Blüthen ſo viel:
Sie lößt der Flöter mit ſeinem Spiel,
Der Unſichtbare, der Frühlingsgeiſt,
Der Nachtigallen unterweiſt.“

Da flattert hernieder der ſüße Klang
Und hinter ihm folget der Kinder Drang:
Auf dem Platz im Dorfe weilt er mehr,
Da ringeln die Kleinen um ihn her.
Jetzt ſcheint er mitten, nun wieder dort:
Es wechſelt Alles mit ihm den Ort.

Und wo er hin flattert und wo er hin geht
Kein Menſch auf den richtigen Füßen ſteht,
Das ganze Dorf es folgt dem Schall
Und jubelt und jauchzt allüberall,
Die Waſſermühle ſtehet ſtill:
Den holden Geiſt ſie hören will.

Einſt hatt' ihn Einer ins Haus gelockt,
Die ſüßeſte Milch ihm ringbredt;
Da ſpielt' er eine Weile ſchön,
Doch mußt' er am End durchs Fenſter gehn,
Bibibip, wie der Blitz die Scheiben hinaus!
Es ſprangen die Fenſter im ganzen Haus.

Er leidet niemals einen Zwang:
In der Stube weht ihm die Zeit zu lang;
Doch draußen, ſo weit der Himmel blau,
Spielt gern er den Hirten in Feld und Au.
Man ſieht ihn nicht: es iſt der Geiſt,
Der Nachtigallen unterweiſt.

Eine der lieblichſten der hier bearbeiteten Sagen iſt auch die vom Kirchthurm zu Kritzow, welcher einfallen ſoll, wenn einmal das ſchönſte Mädchen an ihm vorübergehen wird.

Die hier mitgetheilten Gedichte vermögen dem Leſer einen Begriff vom Charakter und Geiſt der ganzen Sammlung zu gebrn. Nur weniges Einzelne tritt aus dem Kreiſe der deutſchen Volksſage heraus, z. B. die ſchöne iriſche Sage von der keuſchen Srinin, die im Bade überraſcht, noch ſchneller untertauchte, als ihr Erröthen ſichtbar wurde, und lieber ſtarb, als ſich ſehen laſſen wollte. In einigen wenigen Liedern tritt der ryſiſche Charakter mehr zurück und herrſcht der rein lyriſche vor, z. B. in dem anmuthigen Gedicht vom Meereseuchten:

O komm in mein Schiffchen,
Geliebte, daher!
Die Nacht iſt ſo ſtill und
Es leuchtet das Meer!

Und wo ich hin rudre,
Entbrennt die Fluth:
Es ſchaukelt mein Nachen
In wallender Gluth! —

Digitized by Google

Die Gluth ist die Liebe,
Der Rachen bin ich:
Ich sink' in den Flammen,
O rette du mich!

Humoristische Literatur.

Die Prinzenschule zu Möpselglück. Schilderungen aus der jetzigen Welt. Von S. Brunner. Zwei Bände. Regensburg, Manz, 1848.

Der Dichter hat es sich zur Aufgabe gemacht, die geistige Mittelmäßigkeit zu verspotten, die durch Bubierei mit der öffentlichen Meinung und durch ein übermäßiges Ausgreifen mit den Beinen des Fortschritts sich an die erste Stelle drängt und sowohl das echte Genie, wie die echte Wissenschaft in den Hintergrund schiebt.

Er hat nicht Unrecht, wenn er in den ungeheuersten Kühnheiten der Philosophie nur Experimente der Professorenintellect steht, denen nicht der mindeste Muth und nicht die mindeste Tiefe des Geistes, sondern nur Spekulation auf das Erstaunen des Auditoriums zu Grunde liegt. Diese Gattung von Beifallerederern schildert der Verfasser sehr gut. „Wenn man wissen will, was Gelehrte von sich selber halten, so darf man nur die glückliche Stunde abwarten, wo sie von Tafelfreuden überhaupt, oder von Weinfreuden insbesondere aufgeregt sind, wo sie die Gespanntheit des Katheder tones verklingen lassen, wo sie es nicht mehr der Mühe werth finden, ihre Eitelkeit niederzuhalten, wo ihnen das stolz geschwollene Herz auseinander platzt, wie eine gefüllte Tulpe, die der Morgenhauch der Maienluft anweht. Darum und darum allein sind auch jene gerühmten Festmahle bei den Versammlungen von Gelehrten in Uebung gekommen, die Herren sollen sich im wechselseitigen Ergusse so recht kennen lernen, sie sollen sich gegenseitig in die Köpfe gucken, um zu sehen, was darin ist, und um nicht zu sehen" ꝛc. Vortrefflich ist die Rede des großen Naturforschers Dr. Pantscher: „Ich sage: Der Weltgeist ist in der Subdana aufgegangen — er muß sich also durch Reagentien finden lassen. Diesen Ausspruch wird kein vernünftiger Mensch bezweifeln, viel weniger Jeder, der ihn nur im mindesten bezweifelt, eben schon dadurch aufhört, ein vernünftiger Mensch zu seyn! — Ich hoffe, es ist Niemand unter ihnen, der mir eine gewichtige Einwendung machen könnte; sie schweigen — es ist also Niemand da! Das ist also meine schön gemachte Entdeckung, daß sich der Weltgeist in der Subdana finden lassen muß, und zwar durch Reagentien, es handelt sich jetzt, auf was für einem Wege; auf dem nassen, oder auf dem trockenen. Auf dem trockenen, sa auf dem trockensten Wege haben eine Menge alte und neue Philosophieren den Weltgeist gesucht, er sollte als Reaktion zum Vorscheine kommen, das heißt: als eine durch die Reagentien hervorgerufene Erscheinung. Ich bin nun insofern gegen die Philosophie, als ich gegen den trockenen Weg bin, und ich werde den Weltgeist auf dem nassen Weg herausbekommen! Dadurch hoffe ich die Philosophie und den Pantheismus der Philosophie umzustehen, und die Chemie und den Pantheismus der Chemie an die Stelle zu setzen, und die Chemie zur Weltweisheit zu erheben! Sie staunen, meine Herren, und Sie haben vollkommen Recht, daß Sie es thun; ich will Ihrer Bewunderung keine Schranken setzen, denn ich begreife sehr wohl, wie sie gar nicht anders seyn kann, als grenzenlos! Ich sage Ihnen also, die ganze Welt ist vom Weltgeiste nicht nur erfüllt — ich verachte die philosophischen Floskeln, und bediene mich chemischer Redewei sen, und sage Ihnen: die Welt ist mit dem Weltgeiste gesättigt, d. h. die Welt hat den Weltgeist satt."

Es ist Schade, daß nicht alle Partien dieses humoristischen Romans gleich geistreich sind. Namentlich fällt der Humorist allzusoft aus der Rolle und geräth, anstatt immer mit der vis comica seiner Gegenstandes Herr zu bleiben, öfters in ernsthaften Zorn, indem ihn das Widrige so überwältigt, daß er nicht mehr darüber spotten kann, sondern ins Schelten geräth. Dabei wird er denn auch ungerecht gegen den wirklich guten Fortschritt der Zeit und sieht überall nur schwarz.

Wir geben noch Einiges sehr Treffende zum Besten: „Das christliche Sittengesetz war zu Möpselglück, Dank den wissenschaftlichen Modisten, längst unter dem Titel: Albernes Pfaffengewäsche, in die Pfanne gehauen; an seine Stelle wurde der Anstand erhoben, die gesellschaftliche Form verlangte nun despotisch ihre Geltung, und es galt als die größte Sünde: sich gegen den guten Ton verstoßen. Selbst zum liederlichen, gemeinsten Pöbel herab hatte sich die Religion des äußeren Anstandes verstiegen. Auf den Anschlagzetteln vor den schäbigsten Kneipen konnte man mit großen Buchstaben gedruckt die Worte lesen: „Ohne Frack darf Niemand am Tanze Theil nehmen." Und ein solches Gesetz handhabte man auch mit einer Gewissenhaftigkeit, die jedes Opfer zu bringen bereit war. Es geschah bisweilen, daß ein Fracklose (ein Mann ohne hochzeitlichem Kleide) aus Kellerkneipen geworfen wurde — blos wegen der Fracklosigkeit. Und das ist keine kleine Expedition, einen sich Wehrenden über die Stiege hinauf ein Drittel zu tragen, ein Drittel zu zerren und ein Drittel zu werfen! — Die große Dreschmaschine: Industrie kommt dereinmig mit Kapitalien, Maschinen und Spekulationen auf die armen Teufel, welche bisher mit kleinen Geldmitteln ihr Geschäft betrieben — im lustigen dreiviertel Takte herausgekegelt, auch schlägt den bloden Philistern die erübrigten paar Kreuzer aus dem Sack heraus, wie Weizenkörnlein aus den Aehrenhülsen; dann wird der Gewinn säuberlich in große Haufen zusammengetzogen und hoch aufgeschaufelt — ist darnach das Kapital, wie Eisenfeilspäne an einen Magnet, an Aktiengesellschaften herangeflogen, so werden die Kugelschalen, denen die Weltschöpfung abhanden gekommen, zu Proletariern, d. h. zu Leuten mit leerem Sack und leerem Magen und leerem Herzen, denn es ist ihnen ja auch alle Hoffnung auf die Zukunft herausgerissen, und die Wunder des Evangeliums, welche sie als Aufgeklärte lange hinter sich haben, wußten den Wundern der Industrie weichen, die ihnen auf dem Sinnenwege des Hungers höchst begreiflich und fühlbar entgegengekommen. Diese Industrie-Wunder sind nun wohl ganz augenscheinlich — und doch, doch werden die Proletarier, welche im Zweifeln schon einmal d'rin sind, selbe abzustreiten suchen. Oder meint ihr nicht, ihr lieben Genossen im Zeitgeist und Fortschritt, daß dieses Volk, welches ihr gelehrt habt, die Wunder des Evangeliums zu verspotten, auch gar bald die Wunder der Industrie lächerlich machen wird? Meint ihr, daß auch dieses Volk, das ihr gelehrt habt, an der wunderbaren Brodvermehrung in der Wüste zu zweifeln, nun an diese wunderbare Brodverminderung der Industrie glauben wird? Meint ihr, daß es die wunderbare Thatsache des Hungers stehen lassen, und selbe nicht auf kritischem Wege anfechten wird? Meint ihr, daß dies dumme Volk, das ihr mit euern neuen Lehren in die Wüste der Verzweiflung geführt habt, um, statt es wunderbar zu speisen, es wunderbar hungern zu lassen, sich mit einigen faulen Fischlein von Humanität, Moral, Eigenthumsrecht u. dgl. abfüttern lassen, und dann ruhig seine Wege nach Hause gehen wird?"

Digitized by Google

Statistik.

Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von Dr. Wilh. Stricker. Erster Band. Frankfurt a. M., Brönner, 1847.

Der Herausgeber hat sich zur Aufgabe gemacht, alles zu sammeln, was man über die Deutschen außerhalb Deutschland erfahren kann. Man findet mithin in diesem Bande eine große Menge von Zeitungsnachrichten, so wie Abhandlungen und Fragmente aus Reisewerken und Länderbeschreibungen ꝛc., die sich darauf beziehen, nur leider etwas zu sehr durcheinandergeworfen. Der Herausgeber hätte das reiche Material wenigstens in so weit ordnen sollen, daß alles was sich auf Nordamerika, oder Brasilien, oder Rußland, oder Ungarn, oder Paris, London ꝛc. bezieht, beisammen geblieben und nicht auseinander gerissen worden wäre. Wie es scheint, ist das Buch schon zu drucken angefangen worden, ehe das spätere Material gesammelt war, und so hat sich eben eines aus andere gefügt, wie der Zufall gewollt hat. Die Uebersicht wird dadurch sehr erschwert.

Den Anfang macht ein interessantes Verzeichniß aller ungarischen Komitate, in welche das deutsche Element eingedrungen ist, mit genauer Bezeichnung der deutschen Ortschaften. Mancher Leser wird das gar nicht einmal wissen, da in der Regel nur vom deutschen Element in Siebenbürgen, nicht auch von dem in Ungarn viel gesprochen wird. Dann folgt eine Uebersicht über die deutschen Theile Siebenbürgens, mit Beziehung auf die praktische Ansicht Arthur Schotts über die neuen Rothschen Einwanderungsversuche, und eine Abhandlung über die Deutschen in Rußland. Hierauf wendet sich die Betrachtung zu den großen und regelmäßigen Auswanderungen der Deutschen nach Nordamerika, wobei auch auf Texas und Brasilien ausführlich Rücksicht genommen wird. Endlich wirft der Herausgeber auch den Blick auf die zahlreichen Deutschen, die sich in den großen Haupt- und Handelsstädten Europas aufhalten. Bis hieher, etwa den vierten Theil des Buches, ist eine gewisse Ordnung eingehalten; von nun aber beginnen bunt durcheinander die Zusätze und Nachträge, die noch drei Viertel des Bandes anfüllen. Darunter findet sich viel Interessantes, z. B. über die deutsche Sprachgrenze in Kärnthen, über das deutsche Element in Belgien, über die deutsche Literatur im Elsaß, über den auswärtigen Solddienst der Deutschen und Schweizer noch in den neuesten Zeiten, eine kleine Chronik der deutschen Kolonisation ꝛc.

Die Deutschen im Ausland sind ein Gegenstand, den man nur mit Bewunderung betrachten kann. Wenn der Engländer auswandert, so gründet er große selbstständige Kolonien oder erobert und die Ausgewanderten bleiben mit dem Mutterland in Verbindung, vermehren dessen Macht und Wohlstand. Wenn die Franzosen auswandern, erreichen sie zwar vermöge ihres leichtern Blutes nie solche dauerhafte Vortheile, wie die Engländer, kommen doch aber überall, wo sie hinkommen, nur als Herren und Gebieter hin. Sogar die Russen, wie tief sie an Bildung unter uns stehen, kolonisiren doch mit eben so viel praktischem Geschick, wie die Engländer, eben so massenhaft und auf die Dauer, während sie zugleich die militärischen Herren aller der Länder werden, in welche sie kommen; wie sonderbar, wie schimpflich verhält sich gegen sie alle der Deutsche? Deutschland schickt jährlich nach allen Weltgegenden hin mehr Auswanderer, als England, Frankreich und Rußland zusammengenommen. Es könnte mit dem Ueberfluß seiner Bevölkerung seine Staaten alle überflügeln; es bietet bei weitem die größte und, die Engländer ausgenommen, auch ohne Zweifel die intelligenteste Masse der Kolonisten dar, und doch dienen diese Hunderttausende, die alle Jahre fortgehen und binnen wenigen Jahrzehnten zu mehreren Millionen angewachsen sind, ihrem Vaterlande nichts, weil sie ihre Selbstständigkeit nicht zu behaupten wissen, sondern in fremde Nationen übergehen und fremden, Deutschland feindlichen Staaten dienen, daher Deutschlands Macht und Wohlstand nicht vergrößern, sondern ruiniren helfen. Den Nerven der russischen Macht bilden schon seit hundert Jahren die deutschen Staatsmänner und Feldherren, die deutschen Denker und Techniker daselbst, und nicht nur die deutschen Ostseeprovinzen, auch die neuen großen deutschen Kolonien im Innern und Süden Rußlands verstärken die Macht Rußlands zum Schrecken Deutschlands. England, dessen Handelspolitik uns so verderblich ist, zählt auf seinen Schiffen gleichwohl viele tausend deutsche Matrosen, ja man rechnet ein Drittheil Deutsche auf zwei Drittheile Engländer. Daß in Straßburg der Deutsche gegen Deutschland Schildwache steht, ist eine alte Sache; aber auch Paris zählt mehr Deutsche, als manche mittlere deutsche Hauptstadt, und die Deutschen in Frankreich sind in der Regel die besten Franzosen. In allen Hauptresidenzstädten Italiens wimmelt es von Deutschen, aber nach dem Sprichwort Tedesco italianizato e diavolo incarnato darf man sich nicht wundern, wenn viele unter ihnen in das Geschrei Tod den Deutschen! einstimmen. — Die Donau hinab und im Orient wimmelt es von Deutschen, aber sie gelten nichts. Ein Hofpodar dürfte noch vor Kurzem ein tugendhaftes deutsches Mädchen auf kannibalische Weise peitschen lassen, ohne daß es eine Vertretung deutscher Nationalehre gegeben hätte, welche diesen Barbaren zu bestrafen nur den Gedanken hätte fassen können, geschweige zur That zu schreiten.

Auch in der neuen Welt tritt der Deutsche, wenn gleich in großer Zahl, doch nicht selbstständig auf, sondern duckt sich unter die angloamerikanische Sitte und Unsitte und wird in wenigen Generationen seiner eigenen Nationalität entfremdet. In Brasilien hat er gar eine Zeitlang die Rolle des weißen Sklaven neben dem schwarzen gespielt.

Betrachtet man das deutsche Volk als ein großes Betriebskapital, so läßt sich nicht leugnen, seine Gesammtadministration war seit einigen Jahrhunderten die schlechteste, die man erdenken kann. Aus diesem zahlreichen, fleißigen und tüchtigen Volke, das jährlich hunderttausende seiner Söhne auswärts beschäftigen kann, ohne dadurch im Innern etwas zu entbehren, ließe sich etwas ganz anderes und besseres machen, wenn Einigkeit unter die Administratoren käme, und wenn sie, nicht mehr in Sonderinteressen getheilt, einmal das Ganze berücksichtigten. Unthreilig gehört es zu den wichtigsten Aufgaben einer künftigen großartigeren deutschen Nationaleinheit, auch den Deutschen im Ausland und den Auswanderern Aufmerksamkeit zu schenken, ihre Rechte so weit möglich zu sichern und ihre Kräfte dem Vaterlande so weit möglich dienstbar zu erhalten. Es steht inzwischen so übel mit uns, daß ehe den Deutschen eine Einwirkung nach außen möglich werden würde, sie wohl erst noch Einwirkungen der schlimmsten Art von außen werden erfahren müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 33. Dienstag den 9. Mai 1848.

Reise.

Reise in Süddeutschland und am Rhein, von Matthias Koch. Leipzig, Mayer, 1846.

Ein Autor ist mit seinem Buche, wenn es, vom Stapel gelassen, ins Meer der Literatur eintaucht und von Wind und Wellen fortgetragen wird, oft ebenso daran, wie ein Vater, der sein liebstes Kind an den Seehasen begleitet, es aus seiner Umarmung entläßt und in seinem Leben nichts mehr von seinem Schicksal erfährt.

Ermunterung, Belohnung — oft die einzige — würde der Autor darin finden, wenn er erfahren könnte, welchen Anklang sein Buch und in welchem Umfreis gefunden. Er muß sich resigniren und statt einer ihm kundwerdenden Anerkennung des Publikums etliche beurtheilende Anzeigen in öffentlichen Blättern hinnehmen. Ein freundliches Verhältniß zwischen ihm und dem Referenten leitet sich dadurch ein, daß dieser ihn versichert, sein Buch ganz, gern, mit Antheil, mit Genuß gelesen zu haben. Dieß sey denn auch im vorliegenden Fall ausgesprochen. Es ist immer nur eine kleine Gegengabe für ein Werk, an das man einen Theil seines Lebens gewendet hat. Das macht die große Konkurrenz der Schriftsteller, besonders groß im Fach der Reisewerke.

Das gegenwärtige will sich nicht durch einen brillanten Styl, durch ein feuriges geistreiches Wesen, durch glänzende Bilder, durch üppige Blumenlist, durch scharfen Witz oder vornehmthuendes Absprechen bemerkbar machen. Es sind treue Schilderungen des Gesehenen, ohne Umschweife in gewählter Sprache vorgetragen. Sie haben vorweg das Interesse des Gegenstandes für sich: Auf dem Neckar den Rheinlanden zu.

Es kann für ein deutsches, noch jugendfrisches Gemüth kein erhebenderes Naturbild geben, als wenn sich ihm das Cestemal mit den letzten Schritten auf einer vorliegenden Höhe des Schwarzwaldes der ungeheuer Horizont aufthut. Wo in aller Welt wäre ein Gesichtskreis, der in solcher sinnlichen Erhabenheit, mit solchen Erinnerungen dem Deutschen ans Herz träte? — „Das ist der Rhein!“ sagte einst ein junger Geschirte zu mir, als er dessen Silberband dem Dunst der Alpen-Ferne sich entwinden und unabsehbar den Niederlanden zuströmen sah. Ja! das ist der Rhein! — erwiederte ich, und Beide schwiegen dann unter Thränen.

Das Rheinthal, diesseits von der mit freundlich-wechselvollem Anbau übergossenen Abdachung des Schwarzwaldes, jenseits von dem mannigfaltig eingeschnittenen Vogesengebirg begrenzt, stellt einen unabsehbar langen Eck-Salon dar, in welchem uns unser freundlicher Führer auf- und abgeleitet.

Wir schließen uns aber schon in Stuttgart an ihn an, machen von Heilbronn aus die Neckarfahrt mit ihm und gelangen bei Heidelberg in die freie Weite. Er ist nicht aufdringend, notizenreich, wie ein Reisehandbuch, unterhält uns nicht, wie ein Tourist, mit pikantem Klatsch; er ist ein freundlicher, wohlunterrichteter, in Geschichte und Alterthumskunde umgethaner Weltmann, mit offenem Naturstinn, ernst und entschieden in seinen Ansichten von sozialen und politischen Zuständen, anerkennend ohne Wohldienerei, rügend ohne sich durch Rücksichten bestimmen zu lassen.

Wir dürfen aus den Ortsbeschreibungen des Raumes wegen nur Einiges zur Probe anführen.

Ueber das Schillers-Monument von Thorwaldsen sagt er, die tiefe Kopfsenkung sey motivirt, aber unschön. Mit großen Künstlern verhalte es sich aber, wie mit großen Herren. Beiden sage man die Wahrheit ungern und Beide verzeihen sie nicht gut. „Für das Theater hat der König neuerlich noch aus eigenem Vermögen sehr viel gethan. Es ist im Innern ganz neu ausgestattet, entwickelt in den Dekorationen und der Garderobe der Schauspieler bisweilen einen überraschenden Luxus und zählt in der allerdings gemischten, im Ganzen aber bestrebigenden Gesellschaft stets einige, von weit größern Bühnen berufene Mitglieder, die übrigens in Stuttgart so gut bezahlt sind, daß sie nicht nöthig haben, es zu verlassen. Das Orchester ist vortrefflich besetzt, das Repertoir hingegen läßt meines Dafürhaltens Manches zu wünschen übrig. Die Stuttgarter sind im Theaterbesuch ungefähr so mäßig wie die Münchner, sind aber bessere Kenner als diese, obgleich auch ihnen ein unbestechliches kritisches Theaterjournal nöthig wäre. Dagegen sind sie zu kritisch und prätentiös, anerkennen zwar gern das Verdienst, tadeln aber zu streng und entmuthigen schwächere Kräfte dadurch leicht.“

Auf der Neckarfahrt, einem serpentinenden Wasserweg von der größten Abwechslung, die fast in jeder Viertelstunde ein anderes Bild gewährt, wird jeder Punkt fixirt. Wie in der Romantik der Natur die Erstreckung des Gebirges uns mit vorgeschobenen, konkaviirenden Massen malerisch frappant vors Auge tritt, welche, indem sie unsern Sinn aufregen, auf seine Struktur und Formation zurückdenken, so stellt sich uns in den mit jeder Thalwendung erscheinenden Burgen, Kastellen, Kirchen und deren Ruinen die geschichtliche Romantik dar, in welche sie unsere Einbildungskraft zurückleiten. Unser wohlunterrichteter Führer hilft hiebei dem Gedächtniß durch historische Notizen treulich nach. Auch Sagen und Legenden werden beigebracht, wo sich dann auch ergibt, daß dieselbe Sage an verschiedene, jedoch einander ähnliche Oertlichkeiten sich geknüpft hat. Hier hat die Zeit aus Verlangen nach Romantik gedichtet. Um nur das Unbedeutendste anzuführen: Wie viel gibt es nicht Hirschen-, Pfaffen-, Mädchen- ꝛc. Sprünge, dazu noch die unmöglichen Pferde-

Digitized by Google

Sprünge mit dem Ritter? „Heidelberg habe etwas Idyllisches an sich, ich glaube aber auch Recht zu haben, wenn ich behaupte, Heidelberg ist im Kleinen, was Salzburg im Großen. Die örtlichen Verhältnisse sind bei beiden dieselben, bloß der Maaßstab ist verschieden. Man vergesse übrigens nicht, daß die Neckargegend, die auf der zurückgelegten Fahrt von Heilbronn gesehen wurde, größtentheils denselben landschaftlichen Charakter an sich trägt, den wir an Heidelberg bewundern, nur wird hier der Reiz durch das Auslaufen der Berge und das Hinaustreten des Flusses in die Ebene bedeutend erhöht. Daß er vollends zu einer hinreißenden Bewunderungserregung sich steigert, erklärt sich nicht aus eigenthümlichen Naturverhältnissen, sondern aus dem, was die Menschenhand, absichtlich und zufällig, hier gethan. Die hehre Ansicht eines umfangreichen Schlosses in Ruinen, mit der glücklichen Wahl auf einem Bergvorsprung hinausgerückt, durch Pracht und Größe das Gefühl, durch Mannigfaltigkeit und überraschende Vertheilung seiner Bestandtheile die Sehtraft und die Phantasie beschäftigend, wirkt für sich allein wie eine Mahnung an Zauber und an Feen. Wenden sich sodann die Blicke nach der Stadt, so strengen sie sich vergebens an, das Bild des Ganzen sogleich in den passenden Rahmen zu fassen. Zwischen den Bergen und an den Gestaden des Flusses sind die schmalen Räume mit Gebäuden so dicht und in solcher Dehnung ausgefüllt, daß dem Auge die Ruhepunkte fehlen. Auf dieser Fülle von Gegenständen, bei welcher die Sonderung erschwert ist, und auf ihrer heitern und belebten Hindeutung, wodurch die Zusammenfassung bildlichen Reiz bekommt, beruht das Wunderwirkende der Heidelberger Ansicht, die vom Schloßaltan und den dortigen Promenadepunkten mit Vortheil, mit dem größten Genusse aber auf dem Philosophenwege gewonnen wird."

Ladenburg. Schwetzingen. Mannheim. „Alte Städte mißfallen wegen ihrer Unregelmäßigkeit, Mannheim erfährt den Tadel der regulären Anlage. Es sey, heißt es, eine ermüdende Einförmigkeit dadurch entstanden. Sagt also, wie man es hätte machen sollen, um Eurem Geschmack zu entsprechen? Auf der Bühne lassen sich die Gegenstände beliebig gruppiren, dort sind Anforderungen, im Spiel überraschender Abwechselungen die Einbildungskraft zu beschäftigen, am rechten Platz; die Wirklichkeit folgt jedoch anderen Gesetzen. Mannheim ist den schönsten Städten Deutschlands beizuzählen." Wir möchten sagen: die Symmetrie ist heiter, hell, modern, reinlich, aber prosaisch. Sie gibt mit Einem Schlag ihren ganzen Inhalt. Die alte Banart ist ernster, düsterer, ehrwürdiger, malerischer, überraschender; sie enthält eine Vergangenheit. Die alten Städte wurden von den Kasten gebaut; die neuen baute Fürsten-Laune oder die alle Stände nivellirende Zeit. — Speyer; Worms; Mainz. Den alten Domkirchen dieser Städte wird viel Aufmerksamkeit geschenkt. Wiesbaden; — lustig klingt die Herleitung der Worterforscher: Usipeter, Hitzbädner, Wißbädner. Schwalbach; Schlangenbad. Alle schönen Höhenpunkte der Taunusbäder sind bemerkt. Biebrich. Karlsruhe. Durch die öffentlichen Bauwerke von Weinbrenner und Hübsch erhielt diese Residenz eine sprechendere Physiognomie. Rastatt. Baden-Baden. Sein Thal das Temper Südwestlichlands zu nennen, nimmt unser Führer, „der Oesterreicher, der Kenner aller Abendländer seines Vaterlandes," keinen Anstand. Er schildert Baden und dessen Umgebungen ausführlich. „Die Bergreihen, von denen das Thal ringeschlossen ist, zeichnen sich durch wundersche Formen, durch eine reiche, üppige und abwechselnde Bewaldung, durch sanfte im Wiesen- und Rebgrün prangende Gelände, endlich durch zahlreiche Einschnitte und Uebergänge aus, deren faß jeder ein liebliches Ganzes für sich bildet und stets zu einem Ziele führt, das größer und herrlicher als der Ausgangspunkt ist. Diese letztervähnte örtliche Eigenthümlichkeit ist meines Erachtens Badens größter Vorzug, den selbst andere ungleich größere Thäler nicht mit ihm gemein haben. Indem die Natur Baden zwischen das zwölf Stunden lange prachtvolle Murgthal und die unübersehbare Rheinebene in die Mitte setzte und zugleich die Fülle ihrer Reize über dasselbe ausgoß, verschaffte sie ihm den gerühmten Vorzug: Brennpunkt alles Schönen in einer Umgebung zu seyn, wofür sie die Vollkommenheit zum Maaßstab erkor. Die Lage der Stadt hat etwas vom Idyllischen und zugleich vom Erhabenen an sich, denn ein Theil der Gebäude kommt dem Residenzschlosse des Großherzogs, welches gleichsam ihre Krone bildet, breitet sich amphitheatralisch auf dem Berge, ein anderer Theil in Gruppen zwischen Gärten und Wiesen im Thalgrunde aus." — Freiburg. „Heidelberg und Freiburg wetteifern um den Vorzug der Lage und Umgebung. Die Urtheile sind aber in diesem Punkte wirklich so verschieden, daß ein gemeingültiges wohl nicht zu Stande kommen wird. Wer blos vom Ueberraschenden und Seltsamen sich bestimmen läßt, wird Heidelberg vorziehen, während gewiß Freiburg den höhern Preis erringt, wenn als bezeichnende Schönheitsmerkmale einer Landschaft die größere Mannigfaltigkeit bei allseitiger ebenmäßiger und gefälliger Partienvertheilung angenommen werden." Das Münster wird noch Verdienst gewürdigt. Das Höllenthal und Bodenweiler — „nach Baden der reizendste und gesündeste Landaufenthalt."

Das Rheinland, von den Vorhöhen des obern und untern Schwarzwaldes und des Taunusgebirges überschaut, entspricht durch den erhebendsten Eindruck sinnlicher Gegenwart dem imaginativen Vorbilde, das wohl Jeder daran in sich trägt. Wer denkt es sich wohl nicht als den schönsten, hellesten, herzerfreuendsten Distrikt Deutschlands, fruchtbar und malerisch, von einem rührigen, beweglichen, zum Frohsinn geneigten, wirthschaftlichen und gewerbfleißigen Volke bewohnt? In seinem blaugrünen, dem deutschen Meere zueilenden Strome sieht die Phantasie nicht nur eine Wasserstraße bei sich auf- und abbewegenden Welthandels, sondern auch einen Leiter höherer geistiger Interessen und Ideen. Gebirge trennen; Flüsse verbinden. Wie man sich auch sonstwo und in den schönsten deutschen Landen von irgend einer materiellen oder innerlichen Seite bedingt, beengt fühlen mag; — am Rhein glaubt das treuherzige Gemüth frei werden, die frischesten, tiefsten Athemzüge holen zu können.

Ueber Leben und Sitte in Süddeutschland und über politische Zustände sind besondere Abschnitte beigefügt. Wäre unser Führer nicht ein so unterrichteter und zugleich wohlmeinender Mann, so könnten wir uns durch manche seiner Bemerkungen verletzt fühlen. Wir haben — man erlaube mir diese Allgemeine — zweierlei Gewissen: eines sagt uns, was wir thun sollen; das ist nun unsere Sache und kommt selten zur Sprache. Das andere hält uns vor, was wir seyn sollten und hier kommt der Anstoß nicht von außen, von Freunden und von Widersachern. Das Tadeln ist dann immer leichter, als das Besserwachen, zum Glück aber ein gegenseitiges. Keinem deutschen Stamme ist der andere in allen Dingen ganz recht und gerecht, und möchte auch jeder Recht haben, das Naturell ist stärker als die Kritik.

Der Stuttgarter Sitte ist viel Aufmerksamkeit geschenkt. Er spricht zuerst vom Hasten an der Mundart: Gucken statt Schauen; Schaffen statt Arbeiten; wirklich statt sogleich; zaufen statt gehen; laufen statt gehen; springen statt laufen ꝛc. Vom Geselligen sagt er: „Hat man einmal Wien im Rücken, so findet man von dem dort üblichen geselligen Leben im übrigen deutschen Süden kaum noch Spuren. Hier sind nicht wie dort abendliche Zusammenkünfte in den Häusern und in gemischter Gesellschaft gebräuchlich; im Gegentheil findet Abends eine vollständige Trennung beider Geschlechter statt. Die Männer ziehen dem Gasthause nach und überlassen es ihren weiblichen Angehörigen, zu Hause zu bleiben oder ihre Freundinnen und Verwandte zu

Digitized by Google

besuchen. Von standesgemäßer Verpflichtung zur Geselligkeit hat man keine Vorstellung. In Stuttgart besteht bloß die Sitte, sämmtliche Verwandte und Bekannte einmal im Jahre zu einer großen, mit Spiel, Musik, Tanz und reicher Tafelbewirthung unterhaltenen Gesellschaft zusammenzuladen. Ueber Jahr geschieht dieß wieder, in der Zwischenzeit aber bleibt man sich fern. Dieser sonderbaren Erscheinung liegen zum Theil Vermögensrücksichten, zum Theil die Unlust der Männer zum Grunde, ihr gewohntes behagliche Kneipenleben aufzugeben und dem kleinen, mit häuslichen Zusammenkünften verbundenen Zwange, besser sich zu kleiden, Andere zu unterhalten, gewisse Schranken zu beobachten, sich anzubequemen." Das Schlittenfahren und Spielen der Kinder in den Straßen, statt auf freien Tummelplätzen, wird gerügt. Er bemerkt den frühzeitigen Haarverlust bei vielen Stuttgarterinnen und meint, durch zu starke Spannung der Haare sey eine schöne Scheitelbildung zu theuer erkauft. Warum findet er nicht überdieß die Bedeckung von Stirne und Wangen durch dunkle, fettglänzende Haarflächen über Alles unmalerisch und häßlich?

Ueber unsere politischen Zustände hat der Verfasser, der als Oesterreicher und noch im vorigen Jahr schrieb, freie, dem Fortschritt im konstitutionellen Leben zugewiesene Ansichten. — Was würde der Verfasser jetzt im April 1848 sagen? Es ist mit der Fristhaltung von allgemeinen politischen Grundsätzen, während die Grundpfeiler einstürzen, von individuellen Ansichten, während die Totalansicht der Gegenwart sich wandelt, eine eigene Sache. Man hat jetzt mehr zu ersehen und zu schauen, als auf stabile Begriffe zu bringen. An ungeheuern politischen Erfahrungen hat man zu lernen, während man in seinen sittlichen Ueberzeugungen unwandelbar derselbe bleibt. Bei des Autors Bemerkungen über unsere Oppositionen und über den Maikrawall werden sich Manche an ihm ärgern. Den Grund der der Regierung zur Last gelegten Volksnoth findet er in der Bodenzersplitterung. — Ueber die Presse sagt er: „Preßfreiheit würde in Württemberg vermuthlich im Punkte der Begriffsstagnation und der damit verbundenen Einseitigkeit ein glückliches Flüssigwerden bewirken und die Oppositionsgewalt auf das Niveau unparteiischer Schätzung und Geltung zurückversetzen. Die Regierung gewänne also dabei, und zwar ganz in erwünschter Weise. Wie ich als unparteiischer Beobachter mich überzeugte, ist sie gegenwärtig ebenso zu wenig unterrichtet, als die Volkssache entsprechend vertreten. Das letztere geschieht häufig in einer mäkelnden, kleinlichen, wiederkäuenden, oder auch plumpen Ausfallsweise, wobei auf Lokalverhältnisse größere Wichtigkeit, als sie verdienen, gelegt wird, und worüber der höhere allgemeine Gesichtspunkt verloren geht. Das ersterr hingegen geschieht gar nicht, weil dafür kein Organ besteht. Inzwischen ist die Herstellung eines ausschließlichen Regierungsorgans weniger als die eines Blattes wünschenswerth, welches auf ganz freiem Standpunkte sich bewegt und eines Jeden Recht gleichmäßig vertritt." — Man möchte wünschen, das Buch wäre um ein Jahr später geschrieben worden.

F. L. B.

Geschichte.

Geschichte der Römerherrschaft in Judäa und der Zerstörung Jerusalems von J. Salvador. Deutsch von Ludwig Eichler. Zwei Bände. Mit zwei Karten. Bremen, Franz Schlodtmann, 1847.

Die sehr ausführliche Geschichte der entsetzlichen Greuel, unter welchen Jerusalem von Titus zerstört und dem jüdischen Kriege ein Ende gemacht wurde. Sie ist durchaus pragmatisch und im Geiste Gibbons geschrieben. Der Verfasser umgeht gänzlich die Beziehung der Zerstörung Jerusalems zum Christenthum und ist weit entfernt, darin eine Bestrafung der Juden für die Kreuzigung des Erlösers, oder gar den symbolischen Ausdruck eines weltgeschichtlichen Gesetzes zu erkennen. Er faßt nur einfach den Gegensatz des welterobernden Roms gegen das zähe, an seiner Originalität haltende Judenvolk auf und verfolgt das anfangs noch leibliche Verhältniß, den Territorialbesitz des jüdischen Königthums unter römischem Protektorat, endlich die Erhebung des Volkes und den Kampf auf Leben und Tod, der seines gleichen an Fanatismus wohl in der ganzen Weltgeschichte nicht wieder findet. Wie uns aber scheint, läßt sich das Dämonische, was in diesem Verzweiflungskampfe hervortritt, nur aus Ueberzeugung und dem Schuldbewußtseyn, die der Frevelthat auf Golgatha folgte, genügend erklären. In fieberhafter Aufregung trachtete das bethörte Jerusalem noch immer den Messias zu gebären, nachdem er schon geboren war. Das hamvisschlich charakterisirt den heroischen Wahnsinn, den Titus zu bekämpfen hatte.

Wir wollen aus den zahlreichen und sehr interessanten Einzelheiten nur zwei weibliche Bilder hervorheben, deren sanfter Reiz eine Art Trost gewährt bei der Betrachtung so endloser Greuel. Es sind die Portraite der Marianne und Berenike. Beide schöne und berühmte Frauen sind Gegenstand der Dichtkunst geworden, da aber die Dichter weit weniger aus ihnen gemacht haben, als in ihnen liegt, hat sich der Verfasser ein wahres Verdienst erworben, indem er zeigt, um wie viel poetischer ihre wirkliche Geschichte ist, als die Tragödien, die von ihnen handeln. Marianne war als letzter Sprößling der genau sam ausgerotteten Maccabäer gepriesen worden, den Usurpator Herodes zu heirathen, den die Römer begünstigten. „Marianne war in den ersten Tagen nach ihrer Hochzeit Zeugin gewesen von dem Blutbade in Jerusalem, und von der Proscription aller Freunde ihrer Familie. Unter dem verderblichen Einflusse des Geschlechtes des Antipater, waren Aristobulus II., der Großvater der Königin, väterlicher Seite, Alexander II. ihr Vater, Antigonus ihr Onkel, alle eines gewaltsamen Todes gestorben; noch vor Kurzem erst hatte sie den Mord ihres jungen Bruders bewinnen müssen, und jetzt opferte man unter ihren Augen den andern Großvater, den schwachen Hyrcan. Obgleich Mutter mehrerer Kinder, hatte Marianne sich bloß mit ihrer Schönheit und ihrem Muthe waffnend, jetzt keinen andern Gedanken mehr, als eine Fluth von Haß, von Entrüstung, von bitterem Spott über Herodes auszuschütten, keinen anderen Gedanken, als ihn in seiner Liebe zur Verzweiflung zu bringen und seine Leidenschaft zu verhöhnen. Abwechselnd griff sie in ihm den Tyrannen von dunklem Ursprung an, dem Gewaltthat und Kegistt sie vereinigt hatte; den Sklaven der Fremdherrschaft, den Mörder der ganzen Familie der Königin, den Vernichter seines Volkes und der Gesetze seines Landes Vergebens ging der König von den Ausbrüchen des höchsten Zornes zu aller Demüthigung einer von der Leidenschaft ergriffenen Seele über, vergebens nahm der Gatte zu trügerischen Rechtfertigungen seine Zuflucht und reklamirte seine Rechte, Herodes fühlte keine andere Wirkung von allen diesen Bestrebungen, als das bittere Gefühl seiner Niederlage." Seine Schwester Salome beeilte sich, ihn zu rächen, indem sie Marianne fälschlich beschuldigte, theile die alte maccabäische Partei zum Aufruhr verlockt, theile ihrem Gemahl Herodes mit Gift nachgestellt zu haben. Sie wurde vor Gericht gezogen und verurtheilt. Ihre eigene Mutter „Alexandra, welche fürchtete, auch in ihr Verurtheilung ihrer Tochter mit eingeschlossen zu werden, oder die vielleicht Herodes zu Gunsten der unglücklichen Königin dadurch zu rühren

Digitized by Google

gedachte, machte der Marianne heftige Vorwürfe und verschwendete alle Arten von Lobeserhebungen an ihren Mörder. Jedermann war über ein solches Benehmen empört, sagen die Annalen der Zeitgenossen. Marianne gab keine Antwort darauf, aber auf ihrem Antlitz war es zu lesen, welch schmerzlichen Eindruck dieser Wahnwitz ihrer Mutter auf sie machte. Mit einer Unerschrockenheit, welche ihres Stammes würdig war, ging sie zum Tode, und die Größe ihres Charakters verleugnete sich nicht bis zu ihrem letzten Athemzuge." Wer sieht nicht, wie viel in diesem weiblichen Charakter liegt, was mit der Antigone des Sophokles übereinstimmt.

Das zweite weibliche Bild ist weniger heroisch, hat aber doch viel Anziehendes, weshalb es auch öfter von Dichtern behandelt worden ist, aber eben so wenig treu historisch, wie das Bild Mariannens. Bekanntlich entsagte Titus, als er römischer Kaiser geworden, der jüdischen Prinzessin Berenike, weil ihm das Volk diese Liebe zum Vorwurfe machte. Die wahre Geschichte ist nun folgende. Berenike war die Tochter des Judenkönigs Agrippa I. und mußte sehr jung ihren Oheim Herodes, König von Chalcis, heirathen. Als dieser starb, erbte ihr Bruder Agrippa II. das kleine Chalcis und sie blieb bei ihm, was zu bösen Gerüchten über ihren sittlichen Wandel führte. Um diese niederzuschlagen, heirathete Berenike den Polemon, König von Cilicien, konnte ihn aber nicht lieben, verließ ihn und kehrte zu ihrem Bruder zurück. Sie war schon zweimal verheirathet gewesen, hatte zwei Kinder und zählte bereits 39 Jahre, als Titus, indem er zur Belagerung des empörten Judäa auszog, sie ganz ersehnsal kennen lernte. Titus war erst 26 Jahr alt und trotz dieses Unterschiedes der Jahre wurde er von Berenikens Schönheit bezaubert und vermählte sich heimlich mit ihr, wie es scheint. Als die Kaiser Otho und Vitellius mit einander um den Thron stritten, kehrte er nach Rom zurück, bloß um unterdeß ganz seiner Liebe zu leben. Als er aber selbst Kaiser wurde, größte ihm das Volk wegen Berenike und er sah sich, wenn auch äußerst ungern, gezwungen, sie heimzuschicken. Es ist zu beklagen, daß die Dichter, anstatt der Geschichte treu zu bleiben, und die Zauberkraft einer älteren Schönen über einen Jüngling zu schildern, die wunderbare Erscheinung verwischen und aus der Berenike eine ganz gewöhnliche sentimentale, junge, unschuldig leidende Prinzessin machen.

Eine der interessantesten Episoden dieses Geschichtswerks wird durch eine dritte berühmte Frau jener Zeit herbeigeführt, nämlich durch die ägyptische Königin Kleopatra. Während nämlich ihr Geliebter Antonius gegen die Parther zu Felde lag, kam sie selbst nach Jerusalem und besuchte den König Herodes (Mariannens Gemahl), in der Absicht, ihn an sich zu ziehen für den Fall, wenn den Antonius ein Unglück träfe. Herodes aber verstand die Sache falsch. Diese Intrigue ist überaus charakteristisch für die Diplomatie und Kornpsiten der Ptolemäerzeiten. „Nachdem Kleopatra ihren Geliebten, der gegen die Parther marschirte, an die Ufer des Euphrat begleitet, gab die Königin Kleopatra dem Wunsche nach, sich nach Jerusalem zu begeben, und Herodes bestrebte sich, sie königlich und verschwenderisch zu empfangen. Wenn man den eigenen Meineiden dieses Fürsten Glauben schenken will, die zum großen Theil unter seinem Diktate von Nikolaus von Damaskus niedergeschrieben sind, und denen Josephus an vielen Stellen entlehnt, so soll Kleopatra bei ihren gemeinschaftlichen Unterredungen es sich haben angelegen sein lassen, ihre Macht als Weib auf ihn auszuüben; sie soll die Absicht gehabt haben, ihm Liebe einzuflößen. Aber der neue König nahm sich vor diesen Verführungsversuchen in Acht und betrachtete dieselben als einen Köder, der ihn zu unbedachten Schritten fortreißen und dann bei Marc Anton stürzen sollte. Vielleicht aber wollte Herodes nur nicht dem eigentlichen Gedanken Kleopatra's auf den Grund gehen. Wenn diese Königin die wirklichen, tüchtigen Eigenschaften des Königs von Judäa und seinen weit ausgedehnten Umkreis zu beurtheilen verstand, so liegt es gar nicht außer der Möglichkeit, daß sie die unbestimmte Absicht gehabt, sich für alle Fälle eine Zuflucht für die Zukunft zu bewahren. Wenn ihr Geliebter bei dem Feldzuge gegen die Parther umkam, wenn das Geschick Roms, das schon gegen die ägyptische Königin erzürnt war, ihren Untergang verlangte, so konnte sie es für einen sicheren Vortheil halten, auf den Eifer eines Mannes rechnen zu können, der mit so unbestreitbarer Tüchtigkeit begabt war, als Herodes und mit dem sie dann gemeinschaftlich Aegypten, Judäa und Obersyrien nach ihren Planen handeln lassen konnte. Aber welches auch die geheimsten Absichten der Königin bei diesem Kampfe der Verstellung und Arglist gewesen sein mögen, der Sohn der Antipater scheute sich nicht, den Gedanken an eine Freundschaft freilich bei sich zu ernähren; er machte seinen Freunden und Vertrauten einen ähnlichen Vorschlag, welchen er seinem Bruder mitgetheilt, damals als der unter den Mauern von Jerusalem mit seinen Schaaren gelagerte Parthersiedhherr zu ihnen gekommen war, sie zu überreden, daß sie dem Antigonus die Festung übergeben sollten. Herodes fragte seine Vertrauten, ob er nicht einen großen Ruhrruch auf die Dankbarkeit der Römer, zu auf die künftige Dankbarkeit des Marcus Antonius selbst erlangen werde, wenn er jetzt augenblicklich die arglistige Frau, deren Herrschaft auf diesen Triumvir lastete, umbringen ließe. Und wer kann voraussehen, welche Veränderungen dies Verbrechen im künftigen Schicksal des Antonius, des Augustus und des ganzen Reiches hervorgebracht haben würde."

Mögen diese wenigen Skizzen zeigen, welch reichhaltige Lektüre man sich von den beiden Bänden zu versprechen hat.

Dramatische Dichtkunst.

Ein Patricier. Trauerspiel in fünf Akten von Karl Twesten. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Appius Claudius, der stolze Patricier, hat die Plebejer vielfach gereizt, namentlich durch seine Strenge als ihr Feldherr, sie klagen ihn nun an und seine Standesgenossen opfern ihn auf. Wie er sich in dieser Lage benimmt und seinen Augenblick seine Würde verliererd, einen freiwilligen Tod der Schande vorzieht, dies darzustellen, ist die Aufgabe des vorliegenden Trauerspiels. Claudius vergleicht sich selbst mit Coriolan und Menenius, die in ähnlicher Lage waren, sagt aber, er wollte es anders machen:

> Der Erste, auf den Tod verklagt, bot der
> Gemeinde Trotz, entzog sich durch Verbannung
> Dem Urtheilsspruch und zog die Waffen wider
> Das eigne Vaterland. Der Andere
> Bezahlte die ihm auferlegte Buße
> Und ärgerte sich todt. Dein Vater wird
> Das Eine nicht und nicht das Andre thun.

Er nimmt den Giftbecher. — Der patricische Stolz hat hier seinen vollkommenen Ausdruck gefunden, gehört aber zu denjenigen Charaktermasken, die in unsern Tagen wenig Sympathien finden würden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 34. Sonnabend den 13. Mai 1848.

Novellen.

Novellen von Eduard von Bülow. Dritter und letzter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottaſcher Verlag, 1848.

Vier eigentliche Novellen und anziehende Reiſebilder aus Italien, hauptſächlich aus Genedig und Mailand.

Herr von Bülow iſt als Novellendichter der deutſchen Leſerwelt bereits hinreichend und rühmlichſt bekannt. Er hat ſich in der Schule der beſten Meiſter gebildet, der alten Spanier und Italiener, Goethe's, Tiecks, und ſich jedergeit von den modernen Verirrungen fern zu halten bemüht. Es iſt intereſſant, ihn zu beobachten, wie ihm die Korruption, die von Paris herüber ihr allmächtiges Scepter über die ganze Welt erſtreckt, bald imponirend, bald verführeriſch nahe tritt, und wie er ſich doch immer wieder ritterlich ermannt, ſie zurückzuweiſen. Wieder in anderer Weiſe ſcheint ſich ihm das tolle Treiben der neueſten Poeſie zu dämoniſchem Spuk zu geſtalten, daher in ſeinen letzten Novellen die Hinneigung zu Callots Manier.

In der erſten Novelle des vorliegenden Bandes „das Modell" iſt ein Bruchſtück aus einem Künſtlerleben mitgetheilt, in dem alle Begeiſterung und Sorge, Keckheit und Leichtſinn der Künſtlernatur ſich ſpiegeln. Wenn es ſich nicht um das Launenhafte einer ſolchen Natur gehandelt hätte, ſo würde es von Seite des Dichters etwas gewagt geweſen ſeyn, Scenen zu beſchreiben, wie die auf Seite 20, wo der Künſtler ſein ſchönes Modell zum erſtenmal zum Sitzen bringt, aber mit der dummgemeinen und ſchiefen Mutter die rohſten Expectorationen durchmachen muß. Eben ſo würde der raſche Entſchluß des Künſtlers, nur um die Mutter zu beruhigen, geſchwind das Modell zu heirathen, gar zu toll und unmotivirt erſcheinen, wenn es nicht eben ein Künſtler wäre, dem dieß in einem Augenblick aufgeregter Phantaſie und eigenſinniger Laune begegnete. Doch müſſen wir geſtehen, wir hätten erwartet, die unter ſo wunderlichen Umſtänden geſchloſſene Verbindung, die ſich auch wirklich glücklich anläßt, da das Modell nicht bloß einen ſchönen Körper, ſondern auch einen feinen Geiſt beſitzt, werde gut enden und die Novelle werde die Grundſtimmung eines humoriſtiſchen Capriccio nicht aufgeben. Statt deſſen aber läßt der Dichter alles tragiſch ausgehen, das Modell wird einem Fürſten verkuppelt und ſtirbt. Der Maler weint auf ihrem Grabe.

Die zweite Novelle „die Sylveſternacht" iſt in Callots Manier geſchrieben. Der Dichter ſieht im Traum den Hexenſabbath auf dem Blocksberge. „Kreiſchend ſtürmten die Unholden vorüber. Meiſt Frauen kamen ſie wie Furien, mit fliegenden Haaren, nackt, auf Stöcken, Beſen oder Böcken an und kreiſten luſtig oder ſchwirrten und ſummten wie Ungeziefer umher, jedwede ihren Teufel vor, ein Kind hinter ſich. Die Teufel peitſchten das Ding, das ſie ritten, wo ſie eben nicht, in den verſchiedenſten Geſtalten und Bekleidungen, ſelbſt geritten wurden. Die vornehmſten Herren ließ der Satan oder allgemeine Teufel auch ohne Reitmittel reiſen und ſie fuhren wie der Geier, der nach Beute ſtößt, durch die Lüfte ꝛc. — Die Liebestränke und Liebeszauber braute eine alte Frau, deren pechſchwarzes Haar wie Trauerweidenzweige über die abenteuerlichen Lumpen ihrer Anzüge hing, und die auf ihrem Kopfe eine felſſame, mit allerlei Schmeckeln bezeichnete ſpitze gelbe Mütze trug. Sie ſchlief daneben einen prachtvollen damascirten Dolch, deſſen Griff mit Rubinen eingelegt war, und als mein Auge auf ihr ruhte und dem ſtechenden Blick begegnete, mit dem ſie mich langſam durchbohrte, wußte ich nicht gleich, ob ich in ihr eine ehemalige oder zukünftige Bekannte, eine Erinnerung oder Ahnung wahrnahm. — Nach dem Nachtmahle ward unter Geſängen getanzt, wobei ſich die Krüppel und Lahmen am leichteſten und behendeſten hatten, und die anbetenden Heren mit Fackeln den vergoldeten Flammenthron umkreiſten, auf dem der Satan neben der Königin des Sabbaths, ſeiner Geliebten, ſaß, die eine Krone von falſchen Steinen trug und jedesmal eine verbrieathete Frau ſeyn mußte. Er ſelbſt hatte drei Hörner auf dem Haupte, auf deren mittelſtes ein Licht geſteckt war, woran die Heren ihre Fackeln anzündeten, und erſchien zumeiſt als zottiger Bock. Jedoch ſah man ihn auch ſonſt als Thier oder Baumſtumpf, ohne Arme und Beine, wo nicht als Menſchen, mit entſetzlichem Angeſicht, das roth wie Eiſen glühte, und übrigens ſo übler Geſtalt, daß es zweifelhaft blieb, ob man Baum, Thier oder Menſch vor ſich habe ꝛc." In dieſer Weiſe und noch viel ausführlicher wird die ſaubere Ballgeſellſchaft der erſten Mainacht beſchrieben. Dann läßt ſich Satan in ein Geſpräch mit dem Dichter ein, ſucht ihm auf alle Art beizukommen und hinterläßt ihm endlich einen goldenen Spiegel. Was er nun darin geſehen, theilt uns der Dichter in einer Novelle mit, in welcher der Dolch, deſſen oben ſchon gedacht iſt, die Hauptrolle ſpielt. Die ſchöne Kunigunde wendet in der Sylveſternacht Zaubermittel an, ihren künftigen Bräutigam zu ſehen. Er kommt, durch den Zauber bezwungen, in bewußtloſen Zuſtand, erhält aber die Beſtimmung wieder, als ſie einen Schrei ausſtößt, merkt, welche dämoniſche Gewalt ihm angethan worden und ſchlendert jenen Dolch nach ihr. Die Waffe trifft zwar nicht, als er aber ſpäter Kunigunden wirklich heirathet, und ſie ihm, um ſich von der Hölle loszuſagen, frei alles bekennt, was ſie gethan, erinnert er ſich der ſchaudervollen Nachtſcene und ſtößt der Herenbraut den Dolch wirklich ins Herz. Eine ergreifende Erzählung, deren ganze Poeſie übrigens ſchon in Tiecks „Liebeszauber" erſchöpft iſt. Indem Herr von Bülow gleichſam eine Umarbeitung jener meiſterhaften Erzählung Tiecks vornahm, legte er den Werth hauptſächlich darauf, daß die Gattin dem Gatten ein freiwilliges Geſtändniß ablegt, während

Digitized by Google

er bei Tieck nur zufällig den verhängnißvollen Dolch erblickt und dadurch, ganz gegen ihren Willen, an ihre Zauberei erinnert wird. Jene von Bülow beliebte sittliche edle Wendung und der ihr voraussehende psychologische Kampf sind zwar sehr interessant, machen aber die Sage nicht poetischer. Die specifische Poesie dieser Sage scheint vielmehr in Tiecks Auffassung besser bewahrt. Wer sich einmal mit der Hölle eingelassen hat, soll ihr auch angehören. Das Bereuen und Bessern schwächt den Eindruck des Dämonischen ab. Uebrigens entspricht es der weiblichen Natur so sehr, den Mann zu übertrösten, daß in diesem Fall die Reue und Redlichkeit nicht einmal ganz natürlich erscheint.

Die dritte Novelle, „die Emancipirten," behandelt einen weiblichen Charakter, in welchem die angeborne gesunde und tüchtige Natur mit der Korruption ringt, in die sie durch Verhältnisse und Bildung gestürzt worden. Die Tochter eines russischen Fürsten und einer deutschen Magd, in einen Abgrund von Unsittlichkeit hinabgezogen und durch ihren Geist völlig emancipirt und über jede Scham erhoben, wird die Heldin der Novelle doch dahin gebracht, zu heirathen, und zwar einen durchaus edeln Mann. Die völlig neue Situation und Stimmung, in welche sie dieser Wechsel versetzt, ist vortrefflich und mit psychologischer Meisterschaft geschildert. Mit diesen Worten führte er sie durch eine Seitenpforte in das Schloß und über die Corridore der Kapelle zu. Wanda folgte schweigsam, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. An der Kapellenthür wartete der Kammerdiener, er öffnete und nach zwei letzten Schritten stand das Paar inmitten der Versammlung vor dem Altare. Ernestus grüßte im Halbkreise mit einer Verbeugung und der Prediger nöthigte Braut und Bräutigam, bei dem Beginnen des Gottesdienstes, auf den für sie bereit stehenden Stühlen Platz zu nehmen. Wanda hatte vor Ueberraschung die Sprache verloren, befolgte jedoch unwillkürlich den Wink des Predigers und Ernestus Beispiel. Dieser beobachtete sie mit Bangigkeit, derweil ein paar Strophen eines Kirchenliedes gesungen wurden, und Wanda fand so viel Besinnungskraft, verstohlene Blicke über den Kapellenraum gleiten zu lassen und sich der auf sie gerichteten Neugier zu versehen. Scham über sich, Verachtung ihrer Selbst, glühenden Unwille gegen die Welt, sowie abwechselnd Liebe und Leidenschaft beherrschte ihre Seele und sie hatte das immer peinlicher werdende Bewußtseyn, den geistigen Grund und Boden zu verlieren, worauf sie fußte. Alle Schmach und Schrecken ihrer Vergangenheit, das Angedenken selbst, was sie hierhergeführt, bedrohten und verhöhnten sie. Und wie sollte sich ihr die Zukunft gestalten, wobald das bekannt würde, wie würden die Menschen von ihr denken, wie sie behandeln, in welches Verhältniß mußte sie zu Ernestus nächsten Angehörigen treten? Was dachte, was that er vielleicht selbst....? Hinweiden machte sich auch ihre Liebe zu ihm und ihre Ueberzeugung von der seinigen gelten. Ihr Seelen- und Charakterstolz erhob sich .... kurz es trug alles dazu bei, sie in eine Stimmung zu versetzen, in der sie nicht wußte was sie thun und lassen sollte. Da sprach, nach beendigten Liede, der Prediger eben eine kurze Trauungsrede, als Ernestus sich versah, daß der Kranz vergessen worden. Ein Wink unterrichtete den aufmerksamen Kammerdiener, der ihn herbeibrachte und dem Prediger überreichte. Dieser nahm die grüne Myrthe und schmückte Wanda, wie sie meinte, zu ihrer grausamsten Verhöhnung. Dann sollte die Ceremonie des Wechselns der Ringe stattfinden, das entscheidende Ja ausgesprochen werden. — Sie riß sich den Kranz vom Haupte, der es nur einen Moment bedeckt hatte und warf ihn zu Boden, indem ein Thränenstrom aus ihren Augen brach. Sie rief dem bestürzten Geistlichen, anstatt des erwarteten Ja, ein durch die Kapelle wiederhallendes Nimmermehr! zu, und eilte wie ein geschrecktes Reh von dannen. — Sie hatte aufrichtig auf Ernestus verzichtet, seitdem ihr durch ihre eigenen Eröffnungen der Umfang ihrer ehemaligen Verirrungen klar geworden war, und erst vor dem Altare die Ueberzeugung von ihrem unverdienten Glücke so durchdrungen, erst in dem Anblicke des symbolischen Kranzes der Jungfrau dessen, was er zu bedeuten und sie selbst unwiederbringlich verloren habe, ihr inneres Auge erschreckt." Dennoch gelang es dem wackern Ernestus sie wieder zu beruhigen und die Hochzeit wurde vollzogen. Daß der Dichter auch nachher noch die arme Wanda zu gar keiner Ruhe kommen läßt, scheint uns zu weit gegangen.

In der vierten Novelle ist ein tief poetischer Stoff behandelt, derselbe, den wir im letzten Heft des Magikon von Justinus Kerner kurz erwähnt fanden. Nach der Schlacht bei Waterloo litten zwei preußische Offiziere über das Schlachtfeld. „Hier hatten die Wundarzte einen französischen Krieger von der alten Garde, der vor Schmerz und Wuth nicht mehr schreien konnte, weil ihm beide Beine abgeschossen waren, als unrettbar verlassen. Er hatte sie vergebens um den Tod gebeten und es war ihm nur der Wahnsinn zu Theil geworden. Er kannte sich nicht von der Stelle rühren und da es seiner Ohnmacht nichts half, sich mit eignen Händen zu verletzen, raffte er zwecklos nach einer Waffe umher, die ihn tödte. Die beiden Preußen verstanden sich mit Einem Blicke und Sturm erhob die Hand zu einer ausdrucksvollen Bewegung. Sie wollten ihren Pferden zu gleicher Zeit die Sporen einsetzen, um dem erschütternden Bilde zu entfliehen. In dem Augenblicke erhob sich der Unglückliche auf die Stummel seiner Beine und stellte sich aufrecht vor sie. Sein Gesicht war bleich wie Blei, seine Augen blicklos in die Höhlen gesunken und er streckte die Arme nach den Fremden aus, die Finger vorgespreizt, als ob die Hände sie mit dem Verlangen des Körpers auszufolgen wollten, nur weniger Gefühlsorgane zu besitzen. Er bat in Ton und Geberde scheußlichst um den Tod, wiederholte die Bitte tonlos, drohend noch einmal und stieß sie, als es fruchtlos blieb, zum drittenmale, mit überschlagender, heiserer Stimme, in ungezügelter Erbitterung zwischen den Zähnen hervor. Die Rosse waren auf den ersten Schrei zurückgewichen und hatten sich kaum noch bändigen lassen. Sturm fühlte sich auch nicht sobald einigermaßen Herr der thierischen Kraft, als er dem seinigen nachgab und es mit dem Rufe: Hinweg! im donnernden Laufe von dannen sprengen ließ. Bruchsal wollte ein Gleiches thun. Da versah sich der Grenadier dessen was vorging und flugte dem Jüngslinge, der nächstichen Gewalt anheimfallend, in so unmenschlichen Tönen, daß ihm beinahe das Bewußtseyn verging. Sein Pferd that einen Seitensprung, bäumte sich und stürmte mit den bügelfestesten Reiter auf und davon."

Richard, Graf von Bruchsal, hatte eine schöne Schwester, Emilie, welche seines Freundes, des Baron Sturm, Braut wurde. Da bei einem Besuch schlafen die beiden Freunde in demselben Zimmer einander gegenüber, als Richard einen furchtbaren Traum hat. „Der Grenadier von La belle Alliance stand wie damals vor ihm, als er ihm den gräßlichen Fluch zugeschmettert hatte: verstümmelt, blutend, mit klaffenden Wunden, ein schwarzes Tuch um den Kopf gewunden, das Gesicht noch geisterbleicher als ehedem, in einem weißen Grabgewande, und schritt nicht, sondern schwebte auf den Stummeln der Beine gleich wie durch die Luft rinher, indem er hohnlächelnd dem Jüngling winkte. Bruchsal konnte keinen Augenblick zwifeln, in welches Gebiet die Erscheinung gehöre; jedoch bot er derselben in seinem Herzen Trotz, und überzog eine Röthe der höchsten Erbitterung sein Antlitz. Er griff, ohne hin zu sehen, nach dem ihm zunächst liegenden Pistol. Das Gespenst winkte wieder und schien nicht eher weichen zu wollen, bis er folge. Bruchsal

Digitized by Google

sprang auf, das Abenteuer zu Ende zu führen, spannte die Pistole, die er in die eine Hand nahm und ergriff das Licht mit der andern, damit ihn der Schatten nicht heimtückisch in einen Abgrund führe. Die Erscheinung glitt voran, Bruchsal schritt besonnen hinterdrein, eine Reihe von Gemächern durch, deren Fußboden unter seinen Tritten knarrten. Die Zugluft pfiff durch zinnene zerbrochene Scheiben und belebte die todte Luft der weiten Räume. Motten flatterten bei dem Lichtscheine aus den verschiessnen Tapeten, flaubaufregende Mäuse rauschelten über den Weg. Am Ende der Zimmerreihe befand sich eine geheime Treppe. Der Schatten bewegte sich die Stufen hinab und Bruchsal folgte unverdrossen. Das flackernde Licht drohte auszulöschen. Es ging immer tiefer, durch verstedte, feuchte Kreuzgänge. Sie gelangten zu einer hohen eisernen Pforte, im Hintergrunde einer Wölbung, deren Fußboden mit mobergrünen Platten belegt war. Das schwere Gatter drehte sich auf und beide Wanderer gingen ein, drr Lebende entschlossen, den Todten hier zum Stehen zu bringen, es koste was es wolle. Der Schatten stand. Sie befanden sich in drr thmaligen Familiengruft. Sarkophage standen an den Wänden neben und über einander, dem Schatten zunächst ein mit einem weißen Tuche überdeckter offener Sarg. Der Schatten zog die Decke weg und Richard sah einen blutenden Leichnam darin liegen. Er trat seß und bückte auf den Wicht des Geistes nähre, hielt das Licht darüber und erkannte die Leiche seines Freundes Sturm, mit einer offenen Wunde in der Brust, den Kopf verbunden. Ein dumpfer Schrei entrang sich den Lippen des Jünglings, er knirschte mit den Zähnen und preßte die Hände fester zusammen. Er wendete sich nach seinem Führer, den sein stummer Blick durchbohrte, sein Arm erhob sich langsam, sein Zeigefinger zitterte an dem Drücker der Waffe. Das Gespenst schlug ein schallendes Gelächter auf, das in unartikulirten Tönen abermals wie Fluch klang. Bruchsal zielte ihm mit krampfhafter Ruhe nach der Brust und drückte ab, sobald er seines Schusses sicher war. Der laute Knall hallte in dem Gewölbr zehnfach wieder. Eine zwrite Stimme schrie auf, es röchelte, die gespenstische Gestalt zerfloß im Pulverdampfe . . . . . .

In dem Augenblick erwachte Bruchsal und kam wiedrr zu sich selbst. Er sah umher. Er stand aufrecht vor dem Sopha, auf dem er gesessen, hinter dem Tische, an dem er geschrieben hatte und hielt in der einen Hand ein Pistol, in der andern ein Licht. Er sah haunend von sich ab, vor sich aus und sein Blick traf auf das Bett seines Freundes, der, in seinem Blute, sterbend, vor ihm lag. Es tagte fürchterlich in seiner Seele. Er war im Nachtinnen auf dem Sopha eingeschlafen und hatte die Erscheinung des Geistes, so wie die ganze Wanderung nur erträumt, hatte, anstatt des sodren Grenadiers von la belle Alliance, seinen Freund Sturm erschossen." Der Dichter reibt gleichsam noch Salz in die Wunde Richards, indem er ihn in hoffnungslosrr Liebe zu Emilie dahinschmachten läßt, wru der man am Schluß erfährt, sie sey nicht seine Schwester. Dieses Verhältniß ist an sich sehr interessant, hätte aber wohl in einer besondern Novelle behandelt und nicht mit jener schauerlichen Geistergeschichte vermengt werden sollen.

In der italienischen Reise findet sich sehr vieles, was besonders beherzigt zu werden verdient, während sie überhaupt sehr gut geschrieben ist und den Leser auf eine anmuthige Art unterhält. Herr von Bülow reiste von Berlin aus über Baireuth. Hier veranlaßte ihn Jean Pauls Statue zu einer sehr guten Bemerkung: „In Baireuth wollte ich Jean Pauls Wittwe besuchen, traf sie aber nicht zu Hause. Seine Wohnung ist beschränkt, gering, gewöhnlich; der Garten, worin er viel wandelte, merkwürdig, willkürlich pertisch. Er erinnert mit seinen Terrassen an manche Schilderungen des Dichters. Gegen Jean Pauls Standbild von Schwanthaler hat man allerlei einzuwenden. Ich finde die Statue genial, erhebend, durchaus künstlerisch schön gedacht und ausgeführt. Die Aehnlichkeit ist keineswegs so gering als man behauptet, der Platz neben der Post, vor der Schule, vortrefflich gewählt, so daß selbst der flüchtige Fremde das Kunstwerk sehen mag und die strebende Jugend der Stadt es immerdar zur Erweckung der Ehrbegierde vor sich hat. Das Standbild ist von allen Seiten schön. Ich habr aber noch an keinem andern wahrgenommen, daß sich so scharf wie hier ein einziger Standpunkt vor ihm als der günstigste bezeichne. Der herabgefallene Mantel des Dichters liegt über einem abgebrochenen, humoristisch mit dem Wurzelwerk verschlungenen Baumstumpfe dahinter und dessen oberer Theil guckt wie ein Gnomengesicht unter dem Mantel hervor. Ich kann nicht glauben, daß diese Aehnlichkeit ein bloßer Zufall sey; halte aber die künstlerische Absicht und Andeutung für vortrefflich und im besten Sinne modern." — Von Stuttgart, das er ebenfalls berührte, sagt Herr von Bülow: „Das Stuttgarter literarische Leben habe ich als eine sehr bedeutende Kundgebung des deutschen Geistes, es sey in Bezug auf das Wesen sr wie auf die Form, erkennen müssen. Unter Form verstehe ich hauptsächlich jene anspruchslose, duldsame, klassische Einfachheit, der es immer nur um die Liebe zur Sache zu thun ist, und die niemals wie so manche neuable nordrussische wissenschaftliche Persönlichkeit jede unbequeme Meinungsverschiedenheit mit geheimem Uebermuthe bekämpft. Ich liebe Berlin und wer müßte das nicht aus seinem Innersten thun, der Deutschland liebt! Aber das kann ich drn Gegnern nicht in Abrede stellen, das Berliner Bewußtseyn in allen Dingen verdient noch einmal durch die schärfste Hechel des Spottes gezogen zu werden. Es mag sein, daß in Süddeutschland hie und da viel anarchische Unduldsamkeit vorherrscht; aber so wie ich Schwaben in seinen edelsten Männern habe kennen lernen, ist sie nirgends davon angesteckt und wird es sich, wenn es früher oder später darauf ankommt, als einen Heerd der thatkräftigsten Vaterlandsliebe so gut wir Preußen bewähren. Man denkt hier frei, aber nur so wie jeder echte unabhängige deutsche Mann es soll und darf."

Aus Venedig, wo sich der Verfasser mehrere Monate aufhielt, erhalten wir eine Reihe klargezeichneter Canaletti und Genrebilder. „Es ist schon oft gesagt worden und kann nicht oft genug gesagt werden, daß Venedig eigentlich eine Stadt ist, die man nur bei Mondschein sehen sollte, und keine Stadt auf der Welt darin eine so wunderbare Wirkung als Venedig thun kann. Die Venetianer behäligen durch ihre Lebensart, wie sehr sie sich dessen bewußt sind und machen die Nacht fast zum Tage. — Neulich schon mir auf der Riva von fern her Gesang entgegen und als ich näher kam, saß ich eine Gruppe der malerischsten Lumpe aus Morgen- und Mittelland, stehend, sitzend, liegend, Mütter mit Kindern dazwischen in den natürlichsten Beschäftigungen. Murillosche Betteljungen, groß und klein, allesammt die gespannteste Aufmerksamkeit auf einen schönen wilden schwarzhärtigen Mann in Volkstracht gerichtet, der zur Laute mit der reinsten Baßstimme eine breolsche Ballade oder ein patriotisches Lied bald sang, bald recitirte. Dazu der Mond am Himmel mit seinen Lichteffekten, die Nebelatmosphäre der Lagune, Masten und Schiffslichter, die fernen Kirchkuppeln, grau in grau über dem Wasser." Ungemein charakteristisch ist auch die Schilderung einer großen Leichenbegängnissfeier auf Gondeln, wie man es nur in Venedig sehen kann. Uebrigens verschönert der Verfasser nicht, sondern schildert die Gondolierr und das andere unverschämte Bettlervolk, das massenweise über den Fremden herfällt, um ihn auszubeuten, ganz so wie sie sind. Es ist nicht zu zweifeln, daß hauptsächlich von dieser Menschenklasse, der man überall in Italien begegnet, das

Digitized by Google

Vorurtheil ausgeht, das der Nordländer gegen den Italiener hat. Hinter dem Gesichte, das die Grosse belagert, steht ein achtbarer Adel, ein intelligenter und frommer Klerus, ein durchaus tüchtiger und gemüthreicher Kleinbürger und Landmann.

Die italienischen Kirchen veranlassen Herrn von Bülow zu einer sehr ketzerischen aber nur zu wahren Bemerkung. „In Betracht der Kirchen Benedigs muß ich mit einigem, wenn auch nicht allzustarkem Zittern vor den Kunstrichtern ein Bekenntniß ablegen. All der gerühmte Zopfstyl der grossen italienischen Baumeister, den Goethe dereinst gewissermaßen für die Spitze der Kunst erklärte, ist mir ein Greuel. Man wird mich recht verstehen, daß ich dieses nur auf dem höchsten Standpunkte der Beurtheilung sage. Je länger ich diese Denkmale betrachte, desto weniger verstehe ich sie von aussen oder innen. Das sollen christliche Gotteshäuser seyn? Ist die christliche Religion nicht die der Demuth und Einfalt? Liebte Christus nicht vor allem die Armuth und die Armen? Wenn er jetzt wiederkäme und sähe diesen heidnischen Flitter, würde er diese Pfaffen nicht zusammt damit, wie die Verkäufer, aus dem Tempel jagen? Baumworte Rom diese Fragen vor dem Richterstuhle der Vernunft, der Himmelsgabe, durch die sich der Mensch vom Thiere unterscheidet! Diese italienischen Kirchen kommen mir in ihrer überladenen Baupracht wahrhaft sündlich vor und dieses Mort umfaßt den ganzen Eindruck, den sie auf mich machen. Es ist überhaupt alle Pracht Sünde, die sich nicht durch die höchste geistesbedeutende Schönheit rechtfertigt, und es rechtfertigen sich nach diesem Grundsatze nur zwei Baustyle aller Zeiten: der griechische Tempel, als das reinste Kunstprodukt des Südens, die gothische Kirche, als das reinste Kunstprodukt des Nordens. Ich nahm auf meiner Reise bereits in München Gelegenheit, dieß auszusprechen. Das Mittelding, den Zwitterstyl, der das reiche griechische Haar mit einem Zopfbande umwickelt, kann ich wohl bewundern, wenn ein kunstreicher Palladio das unnatürliche Werk zu vollenden unternimmt, es lieben aber nimmermehr. Es kann in einer solchen Kirche kein Schatten von Andacht auf mich fallen. Ich finde eine einfache Dorfkirche Deutschlands, von Lehm erbaut, zehnmal christlicher als diesen künstlerischen Unfug, der Millionen gekostet hat."

Wir können uns nicht enthalten, noch eine ketzerische Kunstansicht des Herrn von Bülow hier mitzutheilen. Nachdem er Fanny Elsler gebührendermaßen gepriesen, sagt er: „Es wurde mir bei der Gelegenheit aufs neue klar, wie es doch eigentlich ein monströses Mißverständniß ist, daß es Tänzer gibt. Ein Tänzer ist ein Unding, er mag sich noch so sehr abhaspeln und abarbeiten, er bleibt abscheulich. Tanz und Grazie sind ein ausschließliches Eigenthum des Weibes, darin darf und soll der Mann künstlerisch nicht mit ihr wetteifern. Das Aequivalent des Mannes ist Kraft und Gewandtheit. Will man Mann und Frau in Pantomimen mit einander wetteifern lassen, so muthe man dem ersteren nicht zu, sich zu einem sogenannten Pas de deux herabzuwürdigen, sondern komponire ein neues Genre, in dem die Frau allein im Tanze Grazie und Schönheit zu entwickeln sucht, derweil der Mann sich ihr mit Aeußerungen der Schnelligkeit und Gewandtheit harmonisch anschließt."

Ferner schildert Herr von Bülow seinen ländlichen Aufenthalt auf den reizenden Lugganerbergen und dann die Rückreise über Mailand. Hier sah er den berühmten Manzoni. „Manzoni ist von Gestalt untersetzt, mager und nicht schön gewachsen, sein Hals kurz, sein Haar und Backenbart grau, seine Züge leidend und blaß, oft von einem nervösen Zucken überfogen, bei dem seine Augen momentan etwas Stieres bekommen und die Unterlippe beinahe verschwindet; seine schmale Stirn soll die Kante besitzen, welche die Phrenologen das Organ der Musik nennen; sein Auge ist lichtbraun, die breiten Augenlieder gerothet, sein ganzes Aussehen seinem Alter von 62 Jahren angemessen. Manzoni spricht fliessend das Französische wie seine Muttersprache, lebhaft, mit Gefühl und oft von dem Gegenstande hingerissen; nur hat er nicht selten ein gewisses, wohl nervöses Hinderniß im Sprechen zu bekämpfen, das ihn fast halbe Minuten lang abhält, über eine Silbe hinauszukommen. Der Ausdruck seines Wesens ist höchst fein, zart und wohlwollend, voll der mildesten Innigkeit."

So findet man durchweg in diesem Buche lebhaft ansprechende Bilder und Gedanken. Herr von Bülow sollte wohl noch mehr von seinen Reisen und mannigfaltigen Erlebnissen mittheilen. Er besitzt ganz die Gabe einer eben so gefälligen, als discreten Mittheilung.

Geschichte.

Geschichte des Fürstenthums Lichtenstein. Nebst Schilderungen aus Chur-Rhätiens Vorzeit. Von P. Kaiser. Chur, Wassali, 1847.

Diese durch ihren Gegenstand interessante Spezialgeschichte ist nicht blos für den Historiker vom Fach geschrieben, um denselben neue Data an die Hand zu geben, sondern auch für das östliche Publikum des Fürstenthums Lichtenstein, um denselben die gesammte Vorzeit des Landes und Volkes in einem zusammenhängenden Gemälde vorüberzuführen. Aus letzterer Rücksicht nun mußte sich der Verfasser wegen der genauen Beziehungen des kleinen Fürstenthums zur Schweiz und zu Tirol auf die Erzählung schon bekannter Ereignisse, der alten Schweizerkriege ꝛc. einlassen.

Vaduz, die Hauptstadt des heutigen Fürstenthums Lichtenstein, gehörte zum alten Rhätien und theilte dessen Schicksale. Im vierzehnten Jahrhundert erscheint es als Eigenthum der Grafen von Werdenberg; im Anfang des fünfzehnten kam es auf wenige Jahre an die Freiherrn von Brandis, dann an die Grafen von Sulz, 1613 an die von Hohenems und 1712 an die Fürsten von Lichtenstein. Dieses österreichische Adelsgeschlecht hatte sich durch seinen Eifer für den Kaiser und die katholische Kirche in den Religionskriegen rasch emporgehoben. Wer kennt nicht die berüchtigten Lichtensteinischen Dragoner? Ob geründete aber seine Größe nicht in Rhätien, sondern in Schlesien, Böhmen, Oesterreich und erwarb nur zufällig die rhätische Herrschaft, die, obgleich keineswegs die größte Besitzung des Geschlechts, demselben doch das Souverainetätsrecht zugebracht hat, indem die Lichtensteine in Bezug auf ihre andern viel größern Besitzungen nur mediat sind.

Außer der politischen Geschichte berücksichtigt der Verfasser auch die der Sitten und Kultur, vergißt daher auch der edeln Minnesinger nicht. Ferner die kirchlichen Verhältnisse. Aus einem alten lokalen Gesetzbuche theilt er sehr interessante Stellen mit, welche in die Polizei und den Sittenzustand des sechzehnten Jahrhunderts tief hineinblicken lassen. — In Bezug auf die neueste Zeit bemerkt der Verfasser, daß die guten alten Sitten sammt dem alten Wohlstand vorzüglich durch die Uebervölkerung Noth gelitten haben. Der kulturfähige Boden des engen Gebirgsländchens ist der nämliche geblieben, während die Volksmasse sich seit kaum zwei Jahrzehnten verdoppelt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 35. Dienstag den 16. Mai 1848.

Politik.

Oesterreichs innere Politik, mit Beziehung auf die Verfassungsfrage. Stuttgart, Krabbe, 1847.

Der Verfasser ist ein älterer, welterfahrener, sehr besonnener und gemäßigter Mann und schrieb sein Buch schon im vorigen Jahre, ohne von der im März dieses Jahrs eingetretenen Katastrophe noch eine Ahnung haben zu können. Um so mehr Gewicht müssen wir auf den Freimuth seiner Aeußerungen legen. In dem Maaß, in welchem die neuesten Ereignisse den Schleier von Oesterreich hinwegziehen, finden wir alles bestätigt, was in vorliegendem Buche gesagt ist. Unter den vielen neuen politischen Schriften über Oesterreich scheint uns die vorliegende in jeder Beziehung die wahrste und gediegenste zu seyn.

Vor allem bemüht sich der Verfasser klar darzulegen, daß das Volk in Oesterreich seinem Monarchen immer treu war, daß es beispiellose Aufopferungen für sein Regentenhaus gemacht hat, beispiellosen Druck geduldig ertragen, in allen Gefahren die Monarchie gerettet hat, während es die Aristokratie war, welche ihrerseits beständig das monarchische Prinzip gefährdete, sey es in offener Empörung, sey es durch geheime und systematische Mißleitung. Hauptsächlich aber wirft der Verfasser jener Aristokratie vor, sich ungebührlich zwischen Kaiser und Volk gedrängt, beide künstlich auseinander gehalten und das treue Volk stets beim Kaiser verdächtigt zu haben. Ihren ganzen Plan habe die Aristokratie noch unlängst verrathen in der famosen Schrift „Oesterreich und dessen Zukunft," deren Sinn in Folgendem ausgedrückt ist: „Wir wollen uns nicht länger mit dem begnügen was wir haben: die Stellenbesetzung und der status quo sind uns viel zu ärmliche Vorrechte. Machtheilung heischen wir. Wir, die Vasallen, besitzen in Zukunft die anordnende, der Regent die vollziehende Gewalt. Für das Volk treten unsere Beamten an die Stelle der landesherrlichen. Der Rechtszug von ihnen geht hinfüro nur noch an die Regierung, die schwache Mittelsbehörde der Kreisämter ist abgethan. Unsere Vorrechte sind für alle Zeiten unantastbar. Wir, der Kern der Illustrationen des Landes machen als Provinzial- und Reichsstände die Gesetze. Wird uns nicht gewährt, so sey hiermit der Handschuh hingeworfen. In offener Empörung wollen wir erzwingen, was man uns verfagt."

Der Himmel hat es ganz anders gefügt, als jenes Programm der Aristokratie gemeint hat. Das System ist gefallen, es bleibt nur noch übrig es in treuen Zügen der Geschichte einzuverleiben. Unser kundiger Verfasser trifft ausnehmend richtig den rechten Wiener Ton, indem er die vornehme Suffisance der Privilegirten und Unantastbaren, die ewige Angst des Dionysiusohrs und die Korruption der Parasiten also schildert: „Wenn es gilt einen Catilina und seinen Anhang zu vernichten, dann mögen die Konsuln ihre Häscher und Aufläurer entsenden, jeder gute Staatsbürger wird selbst die Hände zur Verfolgung der Verbrecher bieten. Wenn aber das freie Wort des unbescholtenen Mannes Gegenstand der Nachstellung wird, wenn der im Finstern schleichende Feind darauf lauert, um daraus den Deich zu schmieden, der mich rücklings durchbohren soll, dann ist nur noch das Grab der Freiheit Zufluchtsstätte, im Leben gibt es keine Sicherheit mehr. Daß die Denunciation sich mit den lieinlichsten Dingen zu schaffen machte, mögr mindestens ein Beispiel darthun. Ein verehrbarer Wiener Arzt vom ausgebreitetsten Rufe und gewiß der ungefährlichste Mann, äußerte in einer Abendgesellschaft, daß er in Beziehung auf die öffentliche Gesundheitspflege mit den damals eben entworfenen Wasserleitungen aus der Donau nicht einverstanden sey, weil die Beschaffenheit des Donauwassers der Gesundheit wenig zuträglich seyen. Noch einiger Zeit ward er zu einem ebenfalls schon verstorbenen Vorstand einer Hofstelle beschieden. „Sie stehen, redete ihn dieser an, auf dem Polizeirapport. Sie haben sich höchwillig gegen die Absichten der Regierung ausgesprochen, Wasserleitungen anzulegen, was ich Ihnen hiermit zu verweisen mich gedrungen sehe." Der Arzt rechtfertigte sich im Bewußtseyn seiner bekannten guten Gesinnung, nicht ohne zu lächeln, und setzte sehr bündig auseinander, daß der Angeber seine Aeußerung offenbar verdreht habe. — Mit der Ausdreitung der Denunciation riß auch jener schmähliche Servilismus gegen die großen Herren ein, wodurch sie die Fähigkeit einbüßten, die Wahrheit zu vertragen, die Andern aber verlernten, sie ihnen zu sagen. Man hatte nur noch Bücklinge, unterthänigste Ja und das Räucherwerk der Schmeichelei zur Verfügung. Wie verhexten sie sich, Einer nach dem Andern aus der Schaar der Wohlmeiner, ihnen „etwas Unangenehmes," d. i. eine Wahrheit zu sagen! Und wenn es nun vollends gegolten hätte, einen Untergebenen gegen sie in Schutz zu nehmen, für ihn das Wort zu führen, die Stimme des Rechts und der Billigkeit laut werden zu lassen, wie zog man sich da ängstlich aus der Schlinge und lief bestürzt über ein solches Ansinnen kopfüber davon! Hätte aber Einer selbst halben Muth geschöpft, ein gerades Wort zu wagen, so würde es mit der Bemerkung abgelehnt worden seyn: „der Mensch hat keine Erziehung." Es ist bemerkenswerth, daß das Wort und der Begriff: Mensch, zu Josephs Zeiten so viel gegolten und geschätzt, seit der erneuerten Herrschaft der Aristokratie nur noch zur Bezeichnung des Mannes aus dem Volke, im Sinne der Verächtlichkeit, Anwendung fand. Wie lächerlich, wenn Einer im Salon von Menschenwürde, Menschenadel, Menschenrecht hätte sprechen wollen! Was will denn eigentlich der Mensch, würden die Damen gefragt haben? „Er ist ein Phantast," hätten die Herren darauf zur Antwort gegeben."

Digitized by Google

Damit hängt aufs genauste zusammen, daß die gesammte Wiener Gesellschaft „die realistische Seite des Lebens“ allein ergreift und daß der Geist so lange Zeit ein Fremdling in Wien geblieben ist. Beispielsweise zeigt der Verfasser an der neuen Wiener Akademie, wie man die Wissenschaft dort ansah. „Als Freiherr von Hammer-Purgstall den Vorschlag vor neun Jahren dazu machte, griff ihn die Regierung anfangs scheinbar ernstlich auf, zog ihn nach der Hand auseinander und unbestimmt hin, ließ ihn endlich entschieden fallen, und nahm ihn plötzlich wieder auf, als, man weiß nicht warum, wider Vermuthen ein anderer Sachwalter als Hammer, neuerdings mit diesem Unternehmen hervortrat. Solch' seltsamen Schicksalswechsel kann eine Staatssache kaum haben, wenn sie die Ueberzeugung bestand, sie sey ein reelles Bedürfniß, eine Vernunftsnothwendigkeit. Die Einrichtung dieses Institus ist vollends für die oben bemerkte Wissenschaftsanschauung zeugenkräftig. Wie man ziemlich genau weiß, sind die Vernunftwissenschaften ganz ausgeschlossen, die Naturwissenschaften mit überwiegender Vertretung in den Vordergrund und mit unverhältnißmäßig geringer, Sprachkunde, schöne Wissenschaften und Geschichte zurückgestellt, dergestalt, daß man mit Grund sagen kann, die letztern seyen nur geduldet, und namentlich würde man Geschichte, ginge es an, am allerliebsten ganz weggelassen haben. Die Akademie ist also in der oben erwähnten bezeichnenden Dreiheit von Begünstigung, Ausschluß und Duldung thatsächlich dergestalt und ebenfalls kein freies, in voller Integrität hergestelltes Wissenschaftsinstitut, sondern ein dienstbares Systemsgeschöpf, das vorzüglich in der Geschichte als solches sich charakterisiren dürfte.“ — Von der Strenge der Censur hier noch ausführlich zu reden, wäre überflüssig, da sie bekannt genug ist. Hier nur eine kleine Anekdote. Der Censur in Wien wurde einst ein Aufsatz, worin der Vorschlag gemacht war, Besserungsanstalten für entlassene Sträflinge zu errichten, zur Einrückung in die Wienerzeitung übergeben. Diesem Aufsatze ward das Imprimatur versagt, weil nach des Censors offener Aeußerung: „der besagte Vorschlag zum Tadel der Regierung, daß solche Anstalten noch nicht bestehen, benützt werden könnte.“

Während die männlichen Wissenschaften, in denen der freie Geist sich bethätigt, fast ganz ausgeschlossen blieben, huldigte alles weibischem und üppigem Genuß. Auch die Kunst diente nur diesen niedren Zwecken. „Da bei allen Ständen der Begriff vorherrscht, die Kunst sey nur der angenehmen Sinnesbeschäftigung und des Pennles wegen da, so kömmt es Niemand in den Sinn, sie als Bildungsmittel zu benützen. Dieß ist der Grund, weßhalb so wenig wahre Kunstkennerschaft und geläuterter Schönheitssinn in Wien getroffen werden, und zugleich ist dieß der Grund der widernatürlich sich äußernden Vorliebe für die Kunst des Schauspiels und Gesangs, bei gleichmäßig tiefer Zurücksetzung aller übrigen Kunstzweige. Im Kunstleben des Volkes offenbart sich demnach vielfache verderbliche sensuelle Geschmacksrichtung, die bei allen übrigen staatlichen Erscheinungen wahrgenommen wird. Sie äußert sich nicht wie anderswo bloß in einem erhöhten Grade, sondern mit einem alles Andere bewältigenden und verschlingenden Uebergewicht, mit einer kompleten Geistesausfüllung, die keinen Raum für eine andere Beschäftigung übrig läßt. Schauspiel, Oper, Ballet und vorzugsweise die letztern, sammt der dazu gehörigen Histrionen- und Hetärenzucht, bilden einen das Leben der vornehmen Welt tollsinnig agitirenden Zauberkreis, dem es verfallen bleibt bis zum letzten Athemzug, und worin es nicht, wie echter Kunstgenuß bewirkt, der gemeinen Wirklichkeit entrückt, sondern vielmehr darin schmunzelbefindelt herumgewühlt wird. Ist es nicht so, und wie stark wird der Keil geistiger Erschütterung seyn müssen, den in diesen mehr und mehr sich verthierenden Gesellschaftskörper hineinzutreiben Noth thut, um eine Umstimmung zu bewirken!“

Am scharfsinnigsten untersucht der Verfasser das System in Bezug auf die Kirche, und zeigt mit klarster Evidenz, auf welche unvernünftige und unverantwortliche Weise auch in ihr aller Geist ertödtet worden sey, und zwar in dem Maaße, in welchem man mit Kirchlichkeit geprahlt habe. „In neuester Zeit häufen sich die Messestiftungen auf dem Lande dergestalt, daß in einigen Provinzen für Schule und Krankenpflege verhältnißmäßig nichts mehr geschieht. Es ist zur Seltenheit geworden, von Errichtung neuer Spitäler und Pfründenhäuser oder auch nur von wohlerlittigen Testamentsbestimmungen für die bestehenden Anstalten zu hören. Die Regierung wird daher der Geistlichkeit, welche offenbar hieran die Schuld trägt, nachdrücklich befehlen müssen, den Sinn des Landvolks für den wohlthätigen Zweck der Armen- und Krankenpflege anzuregen, und selbst streben müssen dasselbe durch amtliche Aufforderungen, welche von Zeit zu Zeit von der Kanzel zu verlesen sind, dafür zu gewinnen. Wie sind in Beziehung auf die Vernachlässigung dieser Humanitätszwecke von dem Extrem der josephinischen Zeit, welches der Kirche nichts zugestehen wollte, gerade in das entgegengesetzte gerathen. Jetzt haben wir Klostervermehrung, deren Unterhalt dem ohnedieß von Steuern und Leistungen aller Art gebeugten Landmann zur Last fällt, wir haben Eröffnung neuer Wallfahrtsorte, obgleich es der alten noch zu viele gibt, kostspielige, meistentheils auf freiwillige Gaben und Frohnen begründete Kirchenbauten, neue Glockenanschaffungen, zahlreiche innere Ausschmückungen und Restaurationen, wofür die Kostenbestreitung aus dem Säckel des armen Bauern, der dem Willen des geistlichen Herrn nicht zu widerstreben wagt, hergeholt ist. — Sehen wir auf den Grund, weßhalb auch der bessere Theil der Geistlichkeit, dem man nicht Lauigkeit vorwerfen kann, im Ganzen Undefriedigendes, im Einzelnen fast nichts in den höhern Schichten der Gesellschaft leisten konnte, so stellt sich die dießfällige Unmöglichkeit wieder als vom System verschuldet heraus. Die Religion als Wissenschaft des Uebersinnlichen und in Abhängigkeit vom freien Willen, setzt für ihre Wirksamkeit voraus, daß im Menschen im Allgemeinen geistige Empfänglichkeit vorhanden sey, weil diese der Boden ist, worauf sie pflanzt und schafft. Wo diese fehlt, und die Richtung ins Sinnliche überwiegend ist, hat sie keine Kraft, denn sie kann nicht zwingen wie die Gesetze, oder würde, wenn sie Zwang übte, dem rechten Zweck sicher verfehlen. Da nun durch die vorsinnliche Begünstigung der materiellen Kräfteerhätigung die geistige lebensprinzip im Volke erstarb, so erstarb gleichzeitig auch die religiöse Empfänglichkeit, und dem Wirken der Geistlichkeit war es unmöglich gemacht, diese zu wecken und zu benützen, nachdem jenes entschwunden war. Dieß ist der wahre, sonderbarerweise nicht entdeckte, Sachverhalt mit der dem Klerus zur Last gelegten Unthätigkeit und Erfolglosigkeit seines Wirkens, und mit dem so sehr beklagten Verfall der Religiosität im Volke. Um dieser zu steuern, hätte vor allem der Geist entfesselt werden müssen, damit durch das Ausströmen seines Elements die vom materiellen Getriebe verursachte Sinnesinkarnirung erweicht, und sammt der Eiterinde des Egoismus wäre hinweggeschmolzen worden.“ Die Frömmelei derer, die in Staatsangelegenheiten einen Einfluß hatten, äußerte sich nur im strengen Halten auf äußerliche Andachtsübungen und heuchlerische Schaustellung. An Erweckung des innern Lebens, an einen Aufschwung kirchlicher Wissenschaften, an eine sittliche Begeisterung dachte kein Mensch. Daher die tiefe Erbärmlichkeit der geistlichen Schulen in Oesterreich, der gänzliche Mangel an großen, tonangebenden Theologen daselbst und das Verherrschen eines seichten und fatiecken Tones in Eirkeln, wo man ihn am wenigsten voraussetzen sollte.

Digitized by Google

Schlimmer als alles andere hat jenes systematische Niederdrücken des deutschen wissenschaftlichen und sittlichen Geistes auf die Schwächung des deutschen Elements in Oesterreich überhaupt zurückgewirkt. Nur weil es den deutschen Oesterreichern absolut verfagt und verboten war, das Uebergewicht ihrer Nationalität durch geistige Waffen geltend zu machen, konnte es den Ungarn, Italienern und Slaven gelingen, sich ihrerseits zu überheben. „Der Verfall der Wissenschaften in den österreichischen Ländern bewirkte, daß die Bestrebungen der Slaven und Magyaren für das Emporbringen ihrer Sprache und Literatur, mit einemmale zu einer übergewichtigen Geltung und Bedeutsamkeit gedihen, wodurch, da diese Bestrebungen von den gedachten Völkern mit Begeisterung getheilt wurden, deutsche Wissenschaft und ihre Verterer noch größere Gewichtseinbuße erfuhren. Mit vollster Wahrheit läßt sich sagen: der Aufschwung des Slavischen und Magyarischen datirt von dem Zeitpunkte des Verfalls deutscher Wissenschaft in den deutschen Ländern der österreichischen Monarchie."

Bei dem, was der Verfasser über die Bureaukratie sagt, fällt auf, daß er nicht einmal auf den Gedanken gekommen ist, sich die Frage aufzuwerfen, warum die bürgerliche Bureaukratie in Oesterreich nicht in Opposition gerathen ist mit der adeligen Aristokratie, wie in Preußen und fast überall? Die Antwort liegt übrigens schon in dem, was vom System überhaupt gesagt ist. Alle höhern Aemter waren in den Händen der Aristokratie und die feudalternen Beamten durch die strengste Subordination gefesselt, abgesehen davon, daß nichts geschah, ihren Geist zu beleben. Das todte Formenwesen ist vielleicht nirgends weiter getrieben worden, als hier. Es wurde aber noch unerträglicher durch die geheime Kontrole. „Der Charakter der Geschäftsführung in Meinungsvereine der Meinungen, und Kontrole der Kontrolen. Wenn z. B. ein Buchhandlungskommis in einer Provinzialhauptstadt die Bewilligung erlangen wollte, daselbst Geschäftsführer oder Eigenthümer einer erledigten Buchhandlung zu werden, so mußte er sich mit seinem Gesuch an die Provinzialverwaltung wenden. Diese theilt dem betreffenden Referenten in diesem Fache den fraglichen Gegenstand zur Behandlung zu. Demnächst ergehen a. an das Kreisamt, b. an die Polizei, c. an den Magistrat Anfragen, ob gegen die Annahme des N. N. zum Geschäftsführer u. s. w. kein gesetzlicher oder sittlicher Abhaltungsgrund von diesen Behörden angeführt werden könne. Nebstdem wird, wie es sich von selbst versteht, auch d. das Buchhandlungsgremium roetiger Stadt vernommen. Die Polizei stellt ihre Nachforschungen an und berichtet e. an die Polizeihofstelle, in Wien, auf deren Votum es ebenfalls und hauptsächlich ankömmt. Es läßt sich denken, wie viele Zeit verrinnt, bis nur alle diese Behörden ihre Stimme abgegeben haben und der betreffende Gegenstand spruchreif geworden ist, wie vieles ferner benöthigt wird, bis die Entscheidung dem Gesuchsteller entlich zukömmt. Ein ganzes Jahr kann darüber verfließen. Setzen wir nun den Fall, der intimirte Bescheid laute abschlägig und der Bewerber regreife den Rekurs bei der Hofstelle in Wien. Dann wird es noch ein halbes Jahr oder länger hergehen, bis die Entscheidung von der Rekursbehörde erfolgt."

Damit der bürgerliche Beamte nicht auf die Seite des Volks etwa der Aristokratie gegenüberträte, war ihm die strengste Abgeschlossenheit vom Volke zur Pflicht gemacht. Außerdem hatte auch jeder Beamte Angst, das unschuldigste Wort, das er öffentlich spreche, könne ihm verdreht und zu einer Denunciation benutzt werden. Die Absonderung vom Volk machte aber die Beamten unfähig, das Volk gehörig zu kennen und zu behandeln, begünstigte die herkömmliche Beamtengrobheit und andererseits den Haß gegen die Beamten, der besonders in Italien den höchsten Grad erreichte.

Ein besonderes Kapitel ist auch den Finanzen gewidmet und es wird einfach dargelegt, daß das immer neue Schuldenmachen des Staats auch nur Folge des Systems und bei einem besseren System keinesweges nöthig gewesen sey.

Beim Militärwesen wird gerügt, daß die Unterdrükung des Geistes überhaupt auch auf die Bildung der Offiziere insbesondere unguinstig eingewirkt habe. Hauptsächlich wird aber gegen die Stockprügel und sonstige harte Behandlung des gemeinen Mannes geeifert.

Wenn der Verfasser hoffte, durch eine Aenderung des Systems würden die schwierig gewordenen Provinzen wieder enger an das österreichische Gesammtinteresse gefesselt werden, so schwindet diese Hoffnung jetzt wenigstens in Bezug auf Italien, wo alle Besserung jetzt zu spät kommt. Ungarn wird unter allen Umständen dem deutschen Oesterreich feteronbel bleiben, weil es sich gegenüber von Rußland und seinen eigenen slavischen Elementen auf nichts stützen kann, als auf uns.

Von besonderer Wichtigkeit ist Böhmen, als Enclave von Deutschland. Wenn man eine gerade Linie zieht zwischen Breslau und Wien, so bleibt ihr ganz Böhmen westlich liegen. Mehr braucht man nicht zu wissen, um zu begreifen, daß Deutschland sich Böhmen nie und um keinen Preis entreißen lassen darf Aber das fehlerhafte alte System in Oesterreich hat das deutsche Element auch dort geschwächt und in Misskredit gebracht. „Böhmen hat an der Czechenmanie und an der Adelsopposition zwei innere Feinde, die ihm, ohne es zu merken, Verderben bereiten. Hauptabsicht des Czechenthums ist die Deutschen verhaßt zu machen, und Hauptabsicht des Adels ist, wie in den vergangenen Zeiten wieder den Herrn im Lande zu spielen. Beides ist dem wahren Interesse Böhmens zuwider. Dieses verlangt den engsten Anschluß an Deutschland und eine, durch das Band der Sprache geschirmte Gemeinschaft mit den Deutschen. Verkennt Böhmen dieses natürliche Bedürfniß und geht es noch länger und tiefer in die Absichten der Czechenpartei ein, so wird es abermals die vergeffene bittere Erfahrung machen, daß ihm vom Abfall von der deutschen Sache nur Unheil komme, und daß, hat es Deutschland nicht zu seinem Verbündeten, es verlassen dasteht, und seinen Feinden preisgegeben ist. Darum weg mit dem slavischen Hochmuthsdünkel, welcher Böhmen in die verderblichen Träume einer unerreichbaren phantastischen Zukunft mit Aufopferung seiner nächsten und wichtigsten, von der freundnachbarlichen Stellung zu Deutschland bedingten Interessen, wiegt! Deutschland wird nie mit dem czechisch-iseliten, feindseligen sich ihm entgegenstellenden Böhmen verkehren, denn Deutschland kann kein Böhmen entbehren. Böhmen aber nicht Deutschland. Das bereits zwischen beiden bestehende, von der Czechenpartei herbeigeführte und geförderte Mißverhältniß würde unvermeidlich zu einem vollständigen Bruch führen, wenn die slavischen Bestrebungen, die deutsche Sprache zu erdrücken, sowie den beabsichtigten Erfolg haben sollten. Böhmen muß sich ihnen also im eigenen wohlverstandenen Interesse widersetzen, ohne daß es deßhalb einer gänzlichen Verläugnung seiner Nationalität bedürfte. Was von dem richtigen Takt eines Theils der Slaven in dieser Hinsicht zu gewarten ist, dürfte viel zu wenig bedeuten, um den politischen Verhältnissen in Böhmen eine Wendung zum Bessern zu geben. Aber auch von den Deutschen in Böhmen, von den nämlichen, die über czechische Umtriebe gegen das Deutschthum laute Klage führen, wird für die deutschen Interessen erst dann etwas geschehen, wenn die Regierung durch gemessene Abwehr-Maßregeln gegen deutsche Sprachunterdrükung den Impuls dazu gibt. Es bedarf in dieser Beziehung zuverdest einer Erhebung der seit 1790 bis 1847 durch die czechische

Digitized by Google

Sprachverbreitung herbeigeführten Minderung der deutschen Volkszahl, was durch Vergleichung der Bevölkerungslisten von damals und jetzt leicht genau ermittelt werden kann, um, mit Hinweisung auf das beharrliche Streben, theils die Slaven von Erlernung der deutschen Sprache abzuhalten, theils die Deutschen und namentlich die Kinder ihrer Muttersprache und Nationalität zu entfremden und in Slaven zu verwandeln, diesem Treiben eine offene von ganz Deutschland vernommene strenge Verbotsweisung, mit übergehenden Gründen von ihrer Nothwendigkeit, entgegenstellen zu können. Wenn das konservative Regierungssystem die nicht deutschen Nationalitäten des österreichischen Staats anerkannte, so konnte dieß niemals mit Einräumung des Rechts geschehen, die deutsche dadurch zu Schaden zu bringen." Seit dieß geschrieben wurde, sind die Czechen noch mehr in Vortheil gekommen und haben sich der neuen deutschen Einheit zu ihrem eigenen Vortheil nicht anschließen, sondern sich uns als Nationalfeinde aufzwingen wollen

Viel Vortreffliches sagt der Verfasser über die bäuerlichen und Industrieverhältnisse, erklärt sich eben so entschieden gegen die Gütertheilung wie gegen die unbedingte Gewerbsfreiheit, als gegen zwei Extreme, und verlangt für Oesterreich, daß es mehr ein Ackerbau- als ein Industriestaat seyn solle. Eben so beherzigenswerthe Vorschläge macht der Verfasser am Schluß in Bezug auf die künftige Verfassung Oesterreichs.

Manches hätte er in Bezug auf die äußere Politik hinzufügen können. Namentlich verdiente das System Metternich gegenüber von Rußland die strengste Rüge. Wie war es möglich, daß Oesterreich die Gründung eines Königreichs Polen unter russischer Herrschaft zugeben konnte? daß es die Gründung russischer Festungen an der untern Donau, daß es die russische Besetzung der Moldau und Wallachei und die russischen Umtriebe in Serbien dulden konnte? — Metternich, dem die deutsche Dankbarkeit den schönsten Weinberg im Reiche schenkte, hat den Becher nicht Deutschland, sondern Rußland zugetrunken.

Man muß gestehen, die österreichischen sowohl als die allgemein deutschen Angelegenheiten waren seit dem Wiener Kongreß durch diesen allmächtigen Staatsmann schlechter vertreten, als man auch bei mäßigen Forderungen nur irgend für möglich hätte halten können. Wie schwach auch Hardenberg und die preußische Vertretung beim Wiener Kongreß sich zeigte, so nahm sie doch wenigstens einmal einen patriotischen Anlauf, während Metternich von vorn herein alles that, was Deutschland und mithin auch Oesterreich früher oder später zum Verderben gereichen mußte. Wenn Metternich mit Preußen und Süddeutschland treu zusammengestanden wäre, so wäre die Südwestgrenze Deutschlands nimmermehr offen geblieben, so wäre 1814 das Elsaß ein deutsches Bundesland geworden. Eben so hätte es in seiner Macht gestanden, in Verbindung mit den andern auf Rußland eifersüchtigen Mächten dessen Ausbreitung im Westen einzuschränken. Daß er die Russen den Keil zwischen Preußen und Oesterreich bis dicht vor Posen eintreiben ließ, dessen fernste sich der russische Pentarchist mit schadenfroher Lust. Der Deutsche, der Oesterreicher kann nur mit Zorn daran denken.

Und wer anders als Metternich verhinderte auf dem deutschen Bundestage zu Frankfurt und auf den europäischen Kongressen jede billige Konzession? Wer damals selbst, weiß wo gerecht und mäßig die Forderungen der Deutschen ausmittelnd nach den großen Kriegen waren, welcher fromme Geist sie eingegeben hatte, wie sie mit der größten Loyalität vereinigt waren, wie Niemand daran dachte, die durch das Unglück eben erst mit den Völkern neu verbundenen Fürsten zu kränken, wie man von ihnen nur das Unentbehrlichste von Konzessionen erwartete. Wenn man dagegen in neuester Zeit den wildesten Republikanismus, Kommunismus, Atheismus und die anarchischen Gelüste auftauchen sieht, so sind dieß die Folgen des langen Hinhaltens, des langen Weigerns, der langen Unterdrückung. Aus der Milch frommer Gesinnung ist ein tödtlich Drachengift geworden. Unter allem, was man Metternich vorwerfen kann, ist das vielleicht das ärgste, daß unter den Federmausstrichen seiner Legitimität und Stabilität alle Dämonen unserer Anarchie ausgebrütet worden sind.

Metternich hat in der sittlichen Welt ungefähr die Bedeutung wie in der physischen jener fabelhafte Upasbaum im Gifthal auf der Insel Java, dessen Ausdünstung ringsum die Luft verpestet und alles Lebende tödtet. Es ist in seiner ganzen politischen Wirksamkeit auch se gar nichts Fruchtbares, daß man staunen muß, ihn als Vertreter des erhaltenden Prinzips anerkannt zu sehen, während in und um ihn nur der Tod war. Wenn er als ein unglücklicher, aber doch wenigstens begeisterter und poetischer Restaurator, wenn er als der Julianus Apostata der Revolution aufgestanden wäre, um das neunzehnte Jahrhundert in die poetische Dämmerung des längst untergegangenen Mittelalters zurückzuführen und hätte sich zu diesem Zweck mit allem romantischen Zauber jener Zeit umgeben, so könnte man seinen Wahnsinn wenigstens geistreich finden. Allein er war der nüchternste und langweiligste Tyrann, den die Erde jemals gesehen hat, und entfernte allen poetischen Reiz aus seiner Nähe, auch da, wo er ihn genugt hätte. Der Arzt wurde unter ihm möglichst der alten Ahnenlegenden entkleidet und geistloser noch wie unter den drei letzten Bourbonen vor der Revolution in die gemeinste und profaischste Korruption hineingezogen. Nicht einmal dem Klerus gestattete Metternich einen poetischen Aufschwung, auch er sollte durch stumme Subordination und durch die lare Observanz allmählig dem geistlosen Pepenthum genähert werden. Dazu die lederste Bureaukratie unter der Sonne und bei den braven Truppen der Stock, also alles, was dem romantischen Ideale geradezu widerspricht, welches gleichwohl seine Publizisten dem Metternich'schen System dahen anzusinteln wollen.

Die einzige Genugthuung, welche dieser Staatsmann der Welt zurücklässt, ist die Wahrscheinlichkeit, daß einem so leeren, geistlosen, abgewelkten und blasirten Regime, wie das seine war, als dem Aeußersten in seiner Art nur in natürlichem Gegensatz eine Zeit der Fülle und Lebendigkeit folgen kann.

Geschichte.

Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit biographischen Abbildungen ꝛc. Sechster Band. China und Japan. Leipzig, Teubner, 1847.

Hier handelt Herr Klemm anschließlich von Ostasien, von dem wunderbaren Staat und Haushalt der Chinesen und Japaner, eine der seltsamsten und abenteuerlichsten Formen, welche die Menschheit angenommen hat. Sofern der Verfasser die gesammte Menschheit in eine passive und eine aktive Race theilt, zählt er die Chinesen trotz ihrer hohen Bildung der passiven Race zu, auf die aber die aktive mächtig eingewirkt habe. Nachdem die Aktivität sich gleichsam in dieser passiven Masse erschöpft hat, ist sie in dieser Stabilität erstarrt. Doch abgesehen vom Zusammenhange mit den Grundideen des ganzen Werks, ist dieser Band auch als eine selbstständige und äußerst reichhaltige Schilderung des chinesischen Volks zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 36. Sonnabend den 20. Mai 1848.

Naturkunde.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von D. Fr. Arago. Fünfter und sechster Theil, 1844. Neue Folge: Erster Theil. Aus dem Französischen von Dr. Grieb. Stuttgart, Hoffmann, 1848.

Arago besitzt die seltene Gabe, wissenschaftliche Gegenstände nicht nur äußerst klar und gemeinverständlich vorzutragen, sondern den Vortrag auch durch alles, was die Phantasie lebhaft anregt, zu würzen, indem er überall die Hauptsache scharf hervorhebt, neue noch undurchworfene, überraschend scharfsinnige Fragen aufwirft, gelegentlich seltsame und närrische Meinungen anführt oder, indem er von einer Entdeckung oder Meinung spricht, schnell einen Blick auf irgend ein interessantes Lebensmoment des betreffenden Gelehrten wirft ꝛc. In dieser Weise hält Arago stets den geistreichen Konversationston fest, ohne je in den langweiligen Katheder ton zu fallen.

Wie die frühern Bände des annuaire enthalten auch diese eine sehr gemischte Sammlung von akademischen Reden und Aufsätzen. Arages Gedächtnißreden auf verstorbene Gelehrte und Kollegen sind berühmt durch ihre lebendige und geistvolle Auffassung. Hier finden wir die auf Prony, Poisson, Laplace, Fourier, Volta, Young, Davy, Puissant, Bouvard. Indem Arago z. B. Fouriers Verdienste um die Wissenschaft rühmt, erzählt er uns zugleich, derselbe habe sich in seiner Jugend dem Menschenstande gewidmet, und benutzt den Umstand, daß Fourier Präfekt in Grenoble gewesen, zu einer sehr anziehenden Episode, worin uns die Rückkunft des von Elba zurückkehrenden Napoleon aufs lebendigste beschrieben wird.

Unter den wissenschaftlichen Abhandlungen zeichnen sich im fünften Bande besonders aus der berühmte und schon durch alle Zeitungen bekannte Bericht über das Daguerreotyp, ein Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen auf der Fregatte Venus während einer Reise um die Welt, worin unter anderm nachgewiesen ist, daß die höchsten Wellen selbst am Kap Horn, wo der Wind bekanntlich am heftigsten ins Meer wühlt, doch 7,5 Meter nicht übersteigen. Eine Abhandlung über den Mond, worin unter anderm nachgewiesen wird, wie irrig die Vorstellungen von einer Schärflichkeit des Mondlichts seyen. „Bei den Alten schon stand er in keinem guten Geruche und Plutarch behauptet, sein Licht bringe die animalischen Substanzen in Fäulniß. Es ist wohl wahr, daß, wenn man z. B. zwei Stücke Fleisch an einen offenen Ort stellt und man eines davon den Mondstrahlen aussetzt, während ein Schirm oder Deckel das andere dagegen schützt, das erstere weit bälder in Fäulniß übergehen wird als das zweite; aber hier, wie im vorhergehenden Falle, schreibt man dem Monde eine Wirkung zu, die ihm nicht gebührt, und seine Strahlen haben hieran gar keinen Antheil. Geht das aufgedeckte Stück Fleisch bälder in Fäulniß über als das andere, so kommt dieß daher, weil es, da es durch die Ausstrahlung mehr erkaltet ist, mehr Feuchtigkeit eingefangen hat, und weil das Wasser für die animalischen Substanzen ein Zersetzungsprinzip ist, indem man sie trocknet, um sie aufzubewahren. — Ein eben so alter und nicht minder verbreiteter Irrthum ist der, welcher den Phasen des Mondes, seinen Durchgängen durch die verschiedenen Viertel, einen Einfluß auf die atmosphärischen Veränderungen, auf den Witterungswechsel zuschreibt. Dieser Volksglaube, den man schon bei den ältesten Schriftstellern findet, beruht durchaus auf keinem Grunde. Denn nicht nur sieht man durchaus nicht ein, wie der Mond ähnliche Resultate hervorbringen könnte, sondern die sorgfältigsten, nach einem großen Maaßstabe angestellten Beobachtungen strafen diese Voraussetzung förmlich Lügen. Die Wetterveränderungen sind bei den Durchgängen des Mondes von einem Viertel in ein anderes nicht häufiger als zu irgend einer andern Zeit."

Im sechsten Bande bildet der treffliche Bericht über Herschels Leben und Arbeiten den Hauptinhalt. Hier läßt sich Arago in die tiefsten Fragen der Sternkunde ein. Unter andern auf die Frage: „Wird die Milchstraße einst in ihrer jetzigen Gestalt bestehen? Zeigt sie nicht bereits Spuren einer Verrückung (Dislokation), einer Auflösung? Herschel hat durch tausend und aber tausend Beobachtungen deutlich nachgewiesen, daß die Weise der Milchstraße gestirnthells von Agglomeraten von Sternen herrührt, die zu klein, zu schwach sind, als daß sie einzeln unterschieden werden könnten. Die in gewissen Verhältnissen mit den Sternen vermischte nebelartige Materie spielt hier eine Rolle, wie bei mehreren auflösbaren Nebeln; es ist dieß aber eine augenscheinlich untergeordnete Rolle. Fast überall, wo nahe beisammen stehende Sterne sich unsern Blicken außerhalb der scheinbaren Grenzen der Milchstraße dargeboten haben, haben wir gesehen, daß sie sich um mehrere Mittelpunkte herum zu gruppiren suchen; daß sie, wie die verschiedenen Körper unseres Sonnensystems, einer anziehenden Kraft zu gehorchen schienen; daß diese Kraft endlich in gewissen abgerundeten Gruppen bereits gewirkt, daß sie dort schon sehr bedeutende Verdichtungen hervorgebracht hat. Warum sollten die Sterne des großen Nebels, zu welchem wir gehören, mehr als die andern dieser Art von Wirkung entgangen seyn? Wenn sie ehemals gleich vertheilt waren, so hat dieser Zustand aufhören müssen und wird mit jedem Tage mehr aufhören. Die Thatsachen bestätigen diese Schlüsse unserer Vernunft. Die Sterne haben, weit entfernt, auf der ganzen Ausdehnung der Milchstraße sich als gleich vertheilt herauszustellen, dem mit seinen Teleskopen bewaffneten Herschel 157 besondere, abgegrenzte Gruppen gezeigt, die dem Kataloge der Nebel einverleibt werden sind. 18 ähnliche auf

Digitized by Google

den Grenzen, an den Rändern desselben Gürtels gelegene Gruppen nicht mitbegriffen. — Alles rechtfertigt somit die Meinung des berühmten Astronomen. Im Laufe der Zeiten wird die Konzentrationskraft (the clustering power) unfehlbar die Zerstückelung, Zerreißung, Dislokation (Verrückung) der Milchstraße herbeiführen." Diese Ansicht stimmt mit der von Mädler gemachten Entdeckung einer Centralsonne nicht überein.

Bei diesem Anlaß wirft Arago auch einen Seitenblick auf die Vorstellungen, welche sich die Alten von der Milchstraße gemacht haben. „Die Milchstraße hatte die Aufmerksamkeit der alten Philosophen aufs Lebhafteste erregt. Manilius beschreibt in seinem Gedicht sehr weitläufig die Sternbilder, durch welche sie sich hinzieht. Auch theilt er die meisten Erklärungen mit, die man von einem so großartigen Phänomene gegeben hatte. Diese Früchte griechischer Phantasie, die, welche man bei noch andern Schriftstellern des Alterthums auffinden könnte, dürften heut zu Tage die Ehre einer ernsteren Untersuchung nicht verdienen. Was kann der Wissenschaft, sagt mit Recht ich sagen, ihrer Geschichte, daran liegen, ob Reichstetel von der Milchstraße gesagt hat, „sie sey ein in der mittleren Region befindliches leuchtendes Meteor?" Und wenn man den Ursprung dieses ungeheuren weißlichen Gürtels sogar in den Milchtropfen gesetzt hat, welche Herkules als Kind vor der Brust der Juno fallen ließ, in der Feuerspur, welche der Wagen Phaetons oder irgend ein Gestirn zurücklassen mußte, das ehemals plötzlich seine gewöhnliche Stelle verließ und den Raum durchirrte, wen kümmert das heut zu Tage? Muß man daran erinnern, daß nach Democrites und Metrodor die Milchstraße die Bahn ist, welche die Sonne ehemals verfolgt, als sie ihrem jetzigen Zodiakallaufe nahm kam, die Grenzbahn, worauf das Gestirn lange genug verweilte, um dasselbst unverlöschbare Spuren ihres Weges zurückzulassen? Seitdem die Kometen den festen Sphären, denen die Alten eine so große Rolle in dem Mechanismus des Weltalls zuschrieben, für immer ein Ende gehabt haben, brachtet man eben so wenig eine oft angeführte Stelle bei Makrobius, worin dieser Schriftsteller sagt, Theophrastus sehe die Milchstraße als die Löthe- oder Verbindungslinie der beiden Hemisphären an, die, seiner Meinung nach, das Himmelsgewölbe bildeten. Die Sonderbarkeit, Abgeschmacktheit dieser Einfälle veranlaßt mich um so mehr, von einem scharfsinnigen, genialen Gedanken Democrits zu sprechen, den Manilius wieder ans Licht gezogen und beleuchtet hat. Wenn die Milchstraße einen so lebhaften Glanz hat, so kommt dieß nach der Meinung dieses Philosophen daher, weil die Sterne, in Betracht ihrer ungeheuren Entfernung, zu gedrängt sind, als daß man sie einen um den andern unterscheiden könnte; so kommt dieß daher, weil die Bilder so vieler stark zusammengedrängten Gestirne sich mit einander vermischen." Hier spricht sich Arago doch zu geringschätzig über die Meinungen der Alten aus und hat eine Hauptansicht derselben ganz übersehen. Die Alten stellen sich nämlich unter der Milchstraße den sichtbaren Strom vor, durch den alles Leben, alle Keime der Pflanzen und Thiere und alle Menschenseelen aus den Tiefen des verborgenen Aetherhimmels in unsere irdische Welt eindringen, und in dieser Vorstellung stimmten mit den Griechen auch die Aegypter, und fast alle Völker des Orients und des europäischen Nordens überein. Sie erschient daher als eine uralte und gewiß sehr sinnreiche Vorstellung, die man, wenn von den aftronomischen Ansichten der Alten die Rede ist, nicht übergehen darf. Da wo die Milchstraße den Thierkreis durchschneidet, dachte man sich, trete der vom Aether kommende Lebensstrom in ihn ein und steige auf der Leiter der Planeten zur Erde hinab. Zuerst trete er durch die Pforte des Mondes im Zeichen des Krebses ein und von da auf die Erde; von hier aber steigen dann die zum Aether rückkehrenden oder wiedergeborenen Seelen wieder auf und kehren durch die Pforten des Saturn im Zeichen des Steinbocks wieder zum Aether zurück. Vergl. Porphyrius de antro nymph. 16—28 und Macrobius somn. Scipionis I. 12 und was wir über diesen Gegenstand schon in unsern Blättern von 1845 in Nr. 19 und 20 beigebracht haben.

Im siebenten Bande beschäftigt sich Arago hauptsächlich mit den interessanten Beobachtungen bei Sonnenfinsternissen und stellt aufs scharfsinnigste und umfassendste alles zusammen, was bisher darüber vorliegt. Auch in den beiden vorhergehenden Bändchen begegnen sich schon einzelne kleinere Aufsätze auf den nämlichen Gegenstand. Es hat ziemlich lange gewährt, ehe man sich einen irgend klaren Begriff von der Beschaffenheit der Sonne machte. Als man die Sonnenflecken entdeckt hatte, hielt man sie anfangs für Krater von Vulkanen oder dunkle Körper, die auf der Oberfläche der Sonne schwimmen ꝛc. Noch früher glaubte man gar, die Sonne brenne, ohne daß der Stoff sich verzehre. Mitten war der erste, der im Jahr 1774 einen festen Kern und eine leuchtende Atmosphäre an der Sonne unterschied, und Herschel war der erste, der die Sonne für kalt erklärte. Wie Arago nun der Belehrung unterhaltende Anekdoten einzumischen verstehe, möge folgendes Beispiel zeigen. „Dr. Allot hatte schon im Jahr 1787 behauptet, das Sonnenlicht rühre — bließ ist sein Ausdruck — von einer dichten und allgemeinen Morgenröthe (aurora) her. Auch glaubte er mit einigen alten Philosophen, dieses Gestirn könne bewohnt seyn. Als der Doktor wegen eines an Miß Bendell verübten Mordes vor den Assisen von Old Bailey stand, so behaupteten seine Freunde, unter andern Dr. Simmons, er sey ein Narr und glaubten diese ihre Aussage mehr als hinlänglich dadurch zu beweisen, daß sie die Schriften verwiesen, worin diese so eben angeführten Meinungen entwickelt waren. Diese Gedanken eines Narren sind heut zu Tage faß allgemein angenommen. Die Anekdote scheint mir es zu verdienen, daß sie in der Geschichte der Wissenschaften aufgenommen werde." Jetzt steht wenigstens die Meinung fest, daß die Sonne nicht brenne, daß sie einen dunkeln Kern habe und daß ihre leuchtende Atmosphäre sehr beweglich seyn müsse, weil sie so vielfache Veränderungen (Flecken und Fackeln) zeige.

Ueber die eigentliche Beschaffenheit des Sonnenlichts ist man noch keineswegs im Klaren. „Welches ist die Natur des Lichtes, das die Sonne uns zusendet? Ueber diese Frage kennten die Physiker lange Zeit sich nicht vereinigen. Die Einen, sich auf das Ansehen Newtons stützend, behaupteten, die Sonne habe, wie alle leuchtende Körper, die Eigenschaft, mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit äußerst kleine Theilchen ihrer Substanz ausströmen zu lassen; dieß ist das Emissionssystem. Andere dachten im Gegentheil, das Phänomen des Lichtes werde durch die Vibrationen (Schwingungen) eines gewissen Fluidums, Aether genannt, der in der ganzen Natur verbreitet sey und durch die Gegenwart der leuchtenden Körper in Bewegung gesetzt werde, hervorgebracht; dieß ist das Vibrations- oder Undulationssystem. Dieses System hat heut zu Tage alle Meinungen für sich; denn man sieht nicht ein, wie ein Körper beständig einen Theil seiner Molekülen (Theilchen, Klügelchen) ausströmen könnte, ohne je an Volum und Glanz zu verlieren. Der größte Fehler des Emissionssystems ist jedoch, daß es heut zu Tage nicht allen Bedingungen Genüge leistet, während das andere alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, besonders seitdem neuere Entdeckungen auf die so innigen Beziehungen zwischen der Ursache, welche die elektrischen Phänomene erzeugt, und derjenigen, welche das Licht hervorbringt, hingewiesen haben."

Scharfe Beobachtungen der Lichtphänomene während einer Sonnenfinsterniß haben theils weitern Aufschluß gegeben, theils

Digitized by Google

die Räthsel vermehrt. Vieles ist auf optische Täuschung reducirt, vieles andere aber als physische Thatsache ermittelt.

Von besonderer Wichtigkeit ist während einer totalen Sonnenfinsterniß die Lichtkrone. „Die Lichtkrone, worüber Halley, Louville, Ulloa, Ferrer und Andere in den Jahren 1715, 1778 und 1806 so viele Einzelheiten gegeben haben, zeigte sich im Jahre 1842 in ihrem vollen Glanze. Sie bestand aus einem den dunklen Mondrand berührenden kreisförmigen Gürtel, so wie aus einem andern minder hellen Gürtel, welcher den ersten berührte. Das Licht dieser zweiten Gürtels, dieser zweiten Hülle nahm von Innen nach Außen zu fusenweise ab. Das des ersten Gürtels war beinahe gleichförmig; intessen schien es Herrn Baily in der Nähe des Mondes glänzender zu seyn, als an seiner andern Grenze. Wie dem nun auch seyn mag, das Licht der beiden concentrischen und einander berührenden Gürtel war verschieden genug, um den von uns angenommenen Unterschied zu rechfertigen. In der Richtung der Linie, welche den Punkt der Sonnenscheibe, wo die Sonnenfinsterniß anfing, mit demjenigen, wo sie endigen mußte, verband, waren zwei beträchtliche lichte Verlängerungen, zwei große Strahlenbüschel der Lichtkrone. In Frankreich sind diese Strahlenbüschel fast überall, nur in etwas verschiedener Gestalt gesehen worden. Zu Perpignan hielt Herr Mauvais dafür, jeder dieser beiden Strahlenbüschel sey von den zwei Zweigen einer Parabel mit den Mondrand berührendem Scheitelpunkte begrenzt gewesen. Sie erweiterten sich daher (ähnlich en s'évasant) vom Berührungspunkte an. Der Seeoffizier Silva bemerkte gleichfalls neben uns, daß die beiden Verlängerungen der Strahlenkrone die Linie verfolgten, welche die Immersions- und Emersions-Punkte verbunden haben würde, und durch krummlinige Strahlen oder Streifen (traits, ähnlich den Zweigen einer Parabel, begrenzt waren. Höchst sonderbarer Weise sind die nämlichen Verlängerungen von unterrichteten Personen in Perpignan mit spitzigen Endpunkten dargestellt worden. Woher rühren wohl diese Verschiedenheiten in den Beobachtungen eines und desselben Orts? Wohl daher, daß die Figuren nicht in dem nämlichen Augenblicke gezeichnet worden sind, und hauptsächlich daher, daß die Einen das zu Papier brachten, was sie mit unbewaffnetem Auge sahen, während den Andern Fernröhre zu Gebot standen, welche mehr oder minder vergrößerten." Weiter heißt es über die merkwürdige Richtung der Strahlen: „Als ich die Strahlenkrone mit nacktem Auge untersuchte, sah ich, ein wenig links von der durch den Kulminationspunkt des Mondes gehenden Vertikallinie, deutlich einen großen, lichten Flecken, der aus in einander verschlungenen Strahlen gebildet war. Ich werde eine ziemlich genaue Idee von diesem ungewöhnlichen Aussehen geben, wenn ich es mit dem eines verwirrten Fadenstranges vergleiche. Herr Abbé Pental von Montpellier untersuchte mit besonderer Aufmerksamkeit die Lichtstrahlen, woraus die Krone bestand, besonders aber nach der linken Seite hin; „diese Strahlen, sagt er, schienen in einander verflochten (contournés), wie die Fäden bei einem Bündel gehechelten Hanfs." Zufolge der von Herrn Pental gegebenen Abbildung war die Gesammtheit dieser Strahlen fast parallel mit dem Mondrande. Wie ich in dem ungedruckten Berichte, worin Herr Wanette, Hauptmann im Genieforps, seine in Perpignan gemachten Beobachtungen niedergelegt hat, finde, so zählte man unter den divergirenden Strahlen, die, von dem Umkreise der Krone ausgehend, sich im Raume verloren, viele, die auf diesem Umkreise nicht senkrecht standen. Diese verlängerten Strahlen wären bei weitem nicht durch den Mittelpunkt des Monds, noch durch den der Sonne gegangen. Herr Daitiez von Perpignan hat mir eine sehr gut ausgeführte Abbildung der Krone übergeben, worauf man viele Strahlen bemerkt, deren Verlängerungen, weit entfernt, durch den Mittelpunkt des Mondes zu gehen, vielmehr dessen Rand berühren. Endlich bemerke ich deutliche krummlinige Strahlen, auf einer Abbildung, die ich der Gefälligkeit des Herrn Bilasca, eines jungen, sehr unterrichteten Naturforschers, verdanke. Krummlinige Lichtstrahlen; in einander verschlungene Strahlen; den Rand der Mondscheibe berührende Strahlen; Strahlen, die nicht von der dem Mittelpunkte der Lichtkrone am meisten entsprechenden Region ausgehen — das sind die harten Proben, welche künftige Erklärungen des Phänomens werden zu bestehen haben. Die falschen Theorien werden sich Angesichts solcher Thatsachen leinen Augenblick zu halten vermögen."

Die schwarzen kammartigen Zacken, die man zwischen dem konvexen Rande des Mondes und dem konkaven der Sonne sieht, wenn sie einander am nächsten sind, erklären sich lediglich durch optische Täuschung. Eben so ein gewisses Nachleuchten, das nur im Auge seiber liegt.

Von großem Interesse sind dagegen die leuchtenden Punkte, die man am Nordrande gesehen hat. „Wenig Sekunden vor dem Ende der totalen Finsterniß, sagt Herr Baly in einem Briefe vom 30. Juli 1842, sah ich nahe an dem Mondrande, wo ich die Erscheinung der Sonne erwartete, zwei nahe bei einander liegende und sehr glänzende Punkte. Diese Punkte waren sogar noch glänzender, als die Sterne erster Größe: ihr Licht war weiß, wie das der Sonne. Aus jedem dieser Punkte ging ein Lichtstreifen (une traînée lumineuse) hervor, ähnlich demjenigen, den man in einem dunkeln Zimmer von der Oeffnung an sieht, durch welche das Sonnenlicht eindringt; nur mehr aus einander lief jener, und hatte so ziemlich die Stellung der Lichtstreifen, welche die Glorie der Heiligen bilden. Von dem Augenblicke dieser Erscheinung an hatte ich die Ueberzeugung, daß ich Punkte der Sonnenscheibe sah, und ich glaube nicht, daß man, nach den verangehenden Einzelheiten, dieses zu bestreiten vermag. 15 Sekunden nachher zeigte sich ein dritter glänzender Punkt mehr nördlich; auch er brachte einen divergirenden Lichtstreifen hervor, einen Lichtstreifen, der einen Theil des Heiligenscheins bildete. — Der rotativen Bewegung der beiden Gestirne zufolge lagen die ersten lichten Punkte 20 Sekunden vom Mondrande (= $^1/_{30}$ vom Radius) weg, in einer Tiefe von 8 Stunden, von der Peripherie an gerechnet, in der Richtung des nämlichen Radius. In einer Tiefe von 8 Stunden (sieues) mußte ein von der nordern Oberfläche des — als sphärisch angenommenen — Mondes nach der hintern Oberfläche gehendes Loch 150 Stunden lange haben. Das klingt fender Zweifel wunderbar. Ein solches Resultat wird man nicht gelten lassen wollen; aber die Zahlen sind unerbittlich. Im Uebrigen werde ich nicht mit Ulloa annehmen, es erführe im Monde eine Art gehobenen Brunnens, der, längs einer seiner Oberdern (Sehnen), durch ihn hindurch gehe; aber ich bin geneigt, ein großes und langes Erhebungsthal anzunehmen, das, wenn es von ferne gesehen wird, von oben geschlossen zu seyn scheint wegen der auf dem Wege der Projektion erfolgenden Superposition der vorspringenden Winkel der gebirgigen Seiten, die es begrenzen, während der Grund natürlich geradlinig geblieben ist. Wie soll man, wird man sagen, an ein 8 Stunden unter der allgemeinen Oberfläche des Mondes liegendes Thal glauben? Diejenigen, welche diese Erklärung nicht annehmen wollen, müssen eine bessere finden."

Wieder ein anderes Phänomen sind die rothen Punkte, die man am Mondrande beobachtet. Bieter Mauvais sagt darüber: „Als ich einige Sekunden nach dem Anfang der totalen Finsterniß die Breite der Lichtkrone zu messen suchte, sah ich am unteren Rande des Mondes einen röthlichen Punkt zum Vorschein kommen, der nach seinem merklichen Auslauf zu bilden schien. 56 Sekunden nach der Totalfinsterniß verwandelte sich

Digitized by Google

der röthliche Punkt, wovon ich so eben gesprochen habe, in zwei Ausläufe, ähnlich zwei neben einander liegenden, in ihrem Umriß scharf begrenzten Bergen von röthlicher, mit Veilchenblau untermischter Farbe (d'un rouge violacé). Sie hatten keine gleichförmige Färbung. Man sah auf ihren Seiten dunkelere Streifen. Ich kann keinen genauern Begriff von ihrem Aussehen geben, als wenn ich sie mit den Piek (Spitzbergen) der Alpen vergleiche, wenn dieselben von der Abendsonne beleuchtet und aus sehr weiter Ferne gesehen werden. 1 Minute und 10 Sekunden nach der totalen Finsterniß sah man einen dritten Berg links von den beiden ersten; er bot, was die Färbung betrifft, denselben Anblick dar. Es standen ihm einige kleinere Spitzberge (pitons) zur Seite, aber alle waren in ihren Grenzen fest bestimmt. Während des Heraustretens dieses dritten Berges hörten die beiden ersten nicht auf, zuzunehmen. Sie erreichten eine Höhe, die nach meiner Schätzung unter einem Winkel von etwa 2 Minuten erschien. Der zwischen den beiden Gruppen liegende Zwischenraum schien mir auf dem Monde einen Bogen von etwa 25 Grad zu umfassen. Die bedeutendere, dem Anschein nach am meisten westlich liegende Gruppe schien wie einige Grade links vom untersten Punkte der Mondscheibe zu liegen." Nachdem Arago noch viele Beobachtungen derselben Phänomene mitgetheilt, fügt er hinzu: „Wo befanden sich die röthlichen, in ihren Grenzen so bestimmten Flammen, die über den Umriß der Mondscheibe während der ganzen Dauer der totalen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842 bedeutend hinausgingen? Diese Flammen befanden sich entweder in der Sonne, oder im Monde, oder in unserer Atmosphäre, wenn man ihnen nicht eine wirkliche Existenz überhaupt absprechen und sie in gewisser Hinsicht den Regenbogen, Höfen, Parhelien u. s. w. gleichstellen, sie als lichtspiele, etwa als Wirkungen der Diffraktion, ansehen will. — Nicht ohne einiges Erstaunen habe ich erfahren, daß gewisse Beobachter eine wahre Entdeckung gemacht zu haben glauben, weil sie, ohne irgend einen Beweis dafür beizubringen, gesagt hatten, die lichten Hervorragungen seyen Sonnenberge oder Sonnenwolken. Mit wenigen Worten werde ich den Prioritäts-Streitigkeiten, die man vor das Publikum gebracht hat, ein Ende machen: ich werde bloß zu zeigen brauchen, daß, wenn wirklich eine Entdeckung gemacht worden, diese, dem Datum der Veröffentlichung zufolge, dem Herrn Abbé Peytal, einem der Mitarbeiter des Herrn Petit zu Montpellier, gehören würde. In der That finde ich im Journal von Montpellier (Sammlags-Nummer 16. Juli 1842) einen Artikel von dem gelehrten Geistlichen, worin die fraglichen Ideen mit vieler Klarheit entwickelt sind. Hier folgen die eigenen Ausdrücke des Herrn Abbé Peytal: Bis jetzt kannte man an der Sonne nur ihren dunkeln Kern und ihre beiden Hüllen, deren äußerste ihre Scheibe ist. Nun weiß man, daß eine lichte Materie von lebhaftem Rosenroth sich darüber erhebt, sich zu Bergen von erstaunlicher Höhe anhäuft, etwa wie die Wellen unserer Atmosphäre, die sich an unserm Horizonte zusammeln."

(Schluß folgt.)

Epische Dichtkunst.

Konradin von Söltl. Sulzbach, v. Seidl, 1848.

Ein Romanzenzyklus, die Geschichte des unglücklichen Konradin von Schwaben enthaltend. Der Stoff ist schon oft dramatisch behandelt, aber meist durch Einmischung einer weichlichen des hohen tragischen Geschickes unwürdigen Liebesgeschichte verdorben worden. Herr Söltl hat die Romanzenform gewählt und daran wohl gethan. Die einzelnen poetischen Scenen in Konradins Leben heben sich so vortrefflich heraus. Wir theilen nur einige Proben mit, z. B. wie der Heldenjüngling mit seiner Schaar die Alpen übersteigt und zum erstenmal Italien erblickt:

Laut pochet die Brust. Doch erreicht ist die Höh', und sie schau'n tief unten die Flüße!
Kein Frühling lacht hier oben im Mai und erweckt sich Blumen noch Küße.
Kein Leben durchglühet des Winters Herz, das seit Jahrtausenden starret,
Klagender ruht träumend ein eisiges Meer, das bang der Entzauberung harret.
Hinab mit Gesang, wie zum fröhlichen Tanz, zieht freudig der wogende Reihen,
Mit dem Staufen voran, der die Fahne schwingt, als ging es zum Rosen im Maien.
Wie mild herlächelt die wehrige Luft, wie pocht die Brust voll Erwarten!
Und es öffnet sich sonnig die düstere Nacht und ein ewig blühender Garten
Erfüllt schmeichelnd den Blick und sie stehen und schau'n in die lachende Ebne hinunter,
Wie sie ruht umflossen vom Aurelian, ein Land voll lieblicher Wunder!
Von Gebieg zu Gebirg bis hinaus an der Meer's blaugrollen verfließender Schimmer
Schweift schwelgend der Blick, und er faßt es doch nicht, und er sättigt sich nimmer und nimmer.
Um den See dort schlingt sich ein blühender Wald von Orangen und duftigen Feigen,
Aus verhüllendem Blatt winkt Traubengehäng in des Altmbaums schattigen Zweigen,
Und der Lorber windet den ehrigen Kranz in das Dichterei blühende Locken.

Echt poetisch und ganz dem Wesen eines Romanzencyklus angemessen ist namentlich gegen den Schluß das Benehmen des Papstes aufgefaßt. Ein Bote bringt ihm beim Mahle die Nachricht, daß Konradin gefangen sey:

Der Papst ihm erwidert keinen Laut!
Das Haupt erhoben, wie fröhlich er schaut!
Dann schlürft aus dem Goldpokal
Den Seegenbecher
Der edle Zecher,
Und labt sich fort am duftenden Mahl.

Und wieder der Bote so beginnt:
„Wie ist im Busen dein Herz gesinnt?
Wie lähmt nun mein Herr die Pracht
Der stolzen Schwingen?
Was mag bezwingen
Den Hohenstaufen trotzige Macht?"

Der Papst ihm erwidert keinen Laut!
Das Haupt erhoben, wie fröhlich er schaut!
Und nimmt mit gewaltiger Hand
Den vollen Becher
Der edle Zecher,
Und wirft ihn an die goldene Wand.

Es prellt das Rebenblut im Saal,
Tost eilt der Bote. Es schlürft beim Mahl
Der Papst mit vergnügtem Sinn
Aus seinem Becher
Den Seegenbecher:
„Der Tag heut ist mir Freudengewinn!"

In dieser Weise erscheint jede Romanze in sich selbstständig und zugleich als Glied des Ganzen, wie im spanischen Cid. Wir wollen daher das poetische Werk des Herrn Söltl allen Freunden der Poesie empfohlen haben, zumal denen, die zugleich von der edeln vaterländischen Gesinnung, welche in diesem Werke athmet, sich angezogen fühlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37. Donnerstag den 25. Mai 1848.

Reise.

Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen von Moriz Willkomm. Dritter Band. Dresden und Leipzig, Arnold, 1847.

Ueber die ersten Theile dieses ausgezeichneten Werkes haben wir uns in Nr. 3 unserer vorjährigen Blätter ausgesprochen. Im Anfang des dritten Theils finden wir den Verfasser (reisenden Botaniker aus Leipzig) zu Malaga und von da wieder auf dem Wege nach seiner geliebten Alhambra zu Granada, wo er den zweiten Sommer verweilte.

An reizenden Naturschilderungen ist nun auch hier wieder kein Mangel. So beschreibt uns Herr Willkomm eine Scene aus der Umgegend von Malaga: „Eine durchsichtige, glänzend blaue Kuppel hing der Himmel Andalusiens über den duftigen Fluren von Malaga. Die Mittagssonne des 7. Juni schoß fast senkrechte Glutstrahlen auf den regungslosen Azurspiegel des Meeres und kein Lufthauch säuselte zwischen den breiten staubbedeckten Blättern der Feigen- und Wunderbäume (Ricinus communis L.), welche die Straße einfassen. Blaugrüne Chamäleons sonnten ihre schimmernden Schuppenkleider auf den breiten Blattgräsern der saftigen Opuntia und zahllose buntfarbige Eidechsen schlüpften unhörbar an den weißen Mauern der Weingärten auf und nieder, die das ganze Hügelland längs der Küste, so weit das Auge reicht, mit einem goldgrünen Teppich überziehen. Träumerisch neigten die schlanken Palmen ihre zierlichen Blätterkronen über die grauen Ziegeldächer der bäuerlichen Hütten, kein Landmann war zwischen den breitblätterigen Maisstauden und in den wohlgepflegten Gemüsegärten zu sehen, kein Geräusch unterbrach die lautlose Stille: die ganze Natur schien in den Schlummer der Siesta versenkt zu seyn.“ Dem folgt eine prächtige Schilderung der Sierra Tejeda, „das furchtbar steilste Gebirge Spaniens.“

Endlich das liebliche Granada, das Paradies Europas. „Es gibt bloß einen Ort Europas, der einen Frühling besitzt, wie ihn die Phantasie der Dichter malt, einen Frühling voll von Nachtigallengeflöt und Blumenduft, voll goldnen Sonnenglanzes und silbernen Sternenlichte, und dieser Ort ist Granada! Es mag dieß arrogant klingen, ich glaube aber dennoch, daß weder Italien noch Griechenland eine Stadt aufzuweisen im Stande seyn dürften, die es in dieser Beziehung mit Granada aufnehmen könnte. Eine solche Rosenfülle, wie noch im Juni in und um Granada aller Orten herrscht, ist mir nirgends mehr vorgekommen. Alle Höfe, alle Balkons, alle Terrassen sind von duftenden Rosen erfüllt, alle Hecken und Mauern von Rosen umsponnen und zumal schien die Alhambra in einem Bett von Rosen zu ruhen. Ununterbrochen, Tag und Nacht schmettern die Nachtigallen in den dunkeln Laubgängen des Alhambraparkes und in den schattigen Gehölzen des Darro-thales; die zahllosen blühenden Granatenbäume schlingen einen mit funkelndem Scharlach geflickten Smaragdgürtel um die alte Königsstadt; die Vega schimmert wie ein grüner Sammtteppich und auf den benachbarten Hügeln, die einen Monat später schon so dürr und braun daliegen, blühen Tausende von schönfarbigen Blumen. Kein Dunst trübt die krystallene Azurdecke des Himmels; aus allen Schluchten, von allen Höhen, aus allen Gärten steigt aromatischer Blüthenduft empor und füllt die ganze Atmosphäre mit sinnberauschendem Wohlgeruch. Leise fächeln die kühlen Lüfte der Sierra Nevada, die stolz wie eine Königin in blendendem Silbermantel vom Felsenthrone ihrer duftigblauen Vorberge auf die üppigen Fluren von Granada herabschaut, durch die dichtverschlungenen Kronen der Ulmen: wohin man blickt, ist eine Farbenpracht und ein Lichtglanz, der das Auge blendet, ein Klingen und Duften, das unwillkürlich in süße Träume wiegt und zu sinnlichem Genuß auffordert.“

Zu den anmuthigsten Natur- und Sittenschilderungen dieses Bandes gehört ferner der Besuch, welchen der Verfasser von Granada aus der Höhle von Pilar abstattete. Ein Bauer dieses Orts nahm ihn gastfrei auf und er fand hier alle Grazie und Schönheit andalusischen Volkslebens in ihrer ursprünglichsten Reine. Die Höhle selbst ist voller Stalaktiten und Fledermäuse.

Auf der weitern Reise des Verfassers um Osten Andalusiens wiederholen sich die herrlichsten Naturscenen. Hier nur ein Bruchstück der Aussicht von der Höhe von Baza. „Unter den Bergen zeichnet sich der pyramidale Kegel der Sagra Sierra de Huesear aus, die nächst der Sierra Nevada das höchste Gebirge von Andalusien und der nördlichste Punkt des Königreichs Granada ist. Noch schlang sich ein blitzendes Gießband um die röthlichblau angehauchte Felsenkluft dieses Bergriesens, auch die niedrigeren Ketten der Sierren von Castril und Cazorla, die größtentheils dem Königreich von Jaen angehören und die Quellen des Guadalquivir in ihrem Schooße bergen, zeigten noch einige Schneespuren. Die Aussicht war außerordentlich schön, da sich die Sonne ihrem Untergange entgegenneigte. Mit purpurne Rosengirlanden leuchteten die fernen Felsreihen der östlichen Gebirge aus dem azurnen Grunde des Himmels; ein schimmernder Goldduft lagerte über den Felsenschultern der Sierra de Baga und über dem rebenbedeckten Abhang, wo einer der besten Rothweine Andalusiens wächst, und in weißen, graurötlichen und hellvioletten Farbentinten schillerten die nackten Gypshügel jenseits des grünen Streifens, der den Lauf des Flusses von Baza bezeichnet. Bald stiegen die Thürme dieser Stadt aus dunkeln Fruchthainen zu unsern Füßen empor.“ — Eben so malerisch beschreibt Herr Willkomm die Gegend der Felsenstadt Galera mit der weitesten Aussicht auf die Sierra

Digitized by Google

Nevada, so wie auf die hohe Kette der Sierra Segura im Königreich Murcia, die allmählig in die schwarzblauen Wellenberge der Sierra Morena übergeht. Deßgleichen die Gegend der Stadt Jaen.

Hier fand der Verfasser Gelegenheit ein Naturphänomen zu beobachten, was unserm sogenannten Höhenrauch sehr ähnlich, doch aber auch wieder von demselben verschieden ist. „Ich setze mich hier zu einigen Bemerkungen veranlaßt, um den Ausdruck „Höhenrauch" zu entschuldigen, mit dem ich das spanische Wort „Calina" übersetzt habe. Jener eigenthümliche Dunst nämlich, welchen der Spanier auf diese Weise benennt, hat, glaube ich, gar nichts mit dem Phänomen gemein, was man bei uns Höhenrauch heißt. Letzterer soll bekanntlich von den Moorbränden des Nordens herrühren; wenigstens ist es bei einzelnen Höhenrauchen mit Evidenz nachgewiesen worden. Ob der deutsche Höhenrauch stets ein Resultat des Verbrennens der Haiden und Moorgegenden in Ostfriesland, Oldenburg, den Ostseeländern, Rußland, Skandinavien, Island u. s. w. sey, oder ob ihm auch noch andere Ursachen zum Grunde liegen müssen, lasse ich dahin gestellt seyn; die südspanische Calina aber wird sicherlich nicht durch dergleichen Brände bewirkt und dieß aus folgenden Gründen. Der deutsche Höhenrauch ist bekanntlich ein vereinzeltes Phänomen. Er erscheint plötzlich, dauert höchstens ein paar Tage und verschwindet dann eben so schnell. Er riecht ferner brandig oder besitzt wenigstens irgend einen specifischen Geruch und hüllt auch sehr nahe gelegene Gegenstände in einen blauen Dunst. Ganz anders verhält es sich mit der Calina. Diese ist ein permanenter Nebel, welcher alljährlich den ganzen Sommer hindurch ununterbrochen um den Horizont lagert und den Himmel trübt. Ich habe dieses eigenthümliche Phänomen beide Jahre hindurch beobachtet und jedes Mal denselben Verlauf wahrgenommen. Die Calina fängt sich Mitte oder Ende des Juni an zu zeigen. Um diese Zeit bildet sie einen schmalen Nebelstreifen von bläulich grauer Farbe einige um den Horizont. Dieser Nebelring wächst genau in derselben Proportion, als die Hitze steigt, bis er zuletzt um Mitte des August an, wo die Bäreme ihren höchsten Grad erreicht hat, ungefähr ein Viertheil des Himmelsgewölbes bedeckt. Um diese Zeit hat dieser Nebel am Horizont eine braunröthliche Farbe. Weiter hinauf geht diese ins Gelbliche über und von seinem Saume aus breitet sich ein durchsichtiger Dunst wie ein zarter Gazeschleier über das ganze Himmelsgewölbe aus, welcher das Blau des Himmels trübt und diesem ein bleifarbenes Ansehen verleiht. Hat die Calina diesen Grad erreicht, so verhüllt sie alle Horizonte gänzlich und trübt die Aussicht bis auf eine Entfernung von etwa 3—4 Stunden. Alle näher gelegenen Gegenstände dagegen sind hell und scharf beleuchtet. Dabei habe ich nie die leiseste Spur eines Geruches wahrgenommen; auch ist dieß ganz unmöglich, weil man nie in diesen Nebel hineinkommt. Denn je mehr man sich einem so umfassenden Gegenstande nähert, desto heller und deutlicher wird er, bis er endlich in einer Entfernung von ein paar Stunden ganz hell daliegt und keine Spur mehr von dem Nebel zu sehen ist. Von Ende des August an nimmt die Calina mit der sich verringernden Hitze allmählig ab, bis sie bei den ersten, Ende des September oder Anfang Oktobers eintretenden Aequinoktialstürmen gänzlich verschwindet. Deßgleichen verringert sie sich bisweilen plötzlich, wenn einmal ein Gewitter kommt und die Atmosphäre abkühlt, was im Allgemeinen im hohen Sommer sehr selten zu geschehen pflegt. Geschieht es aber, und ich habe dieß selbst einige Male erlebt, so zeigt sich die Calina am folgenden Morgen bedeutend zusammengeschrumpft und der Himmel reiner und blauer. Binnen wenigen Tagen erreicht jedoch dieser Nebel wieder seine vorige Ausdehnung. Ich habe die Calina namentlich in den heißen Ebenen des Guadalquivir, der Mancha und in der Provinz von Almeria beobachtet, weniger in den Gebirgen." Wir erinnern uns nicht in irgend einem neuern meteorologischen Werke etwas von dieser eigenthümlichen Erscheinung der Calina gelesen zu haben, die doch sehr geeignet scheint, über das räthselhafte Phänomen der sogenannten Höhenrauche oder trockenen Nebel Aufschluß zu geben und aufs Neue beweist, was schon lange vermuthet wurde, daß dieser Nebel in verschiedenen Ländern verschiedene Bedingungen hat.

Der Weg unseres Reisenden führte sodann nach Cordova, von dessen altem und neuem Glanz er eine sehr vortheilhafte Beschreibung entwirft; ferner in die berühmte Sierra Morena, die schöne Stadt Sevilla, von der schon im zweiten Bande die Rede war, und die Universität Salamanka, von da nach Gibraltar und Kadix. Wir deuten nur kurz den Weg an, ohne ins Einzelne einzugehen, das überall interessant ist.

Vom äußersten Südwestende Spaniens ging der Verfasser nach der Südspitze Portugals, dem Königreich Algarbien über. „Aus der völligen Isolirung von dem übrigen Europa erklärt sich zum Theil der Zustand geistiger Barbarei, in welchem sich das Volk von Algarbien befindet. Noch mehr aber als der Mangel an Verkehr mit dem Auslande mag die geistige Begabung des Volkes an dieser Barbarei schuld seyn. Jeder, welcher den Süden von Europa bereist hat, wird mir zugeben, daß seine Bewohner bis auf den gemeinsten Bauer hinab einen bedeutenden Grad von Intelligenz besitzen, daß die Südländer, was Schnelligkeit der Auffassung anlangt, sich weit vor den Bewohnern des Nordens auszeichnen. So ist es auch in Spanien. Hier besitzt selbst der ungebildetste Landmann, welcher weder lesen noch schreiben kann (mit Ausnahme jener durch die Natur vernachlässigten Provinzen des Innern, wie die Mancha und Estremadura), eine außerordentliche Schärfe des Verstandes, die sich schon in seinen lebhaften Augen, in seinen geistig bewegten Gesichtszügen ausspricht. Nicht so der Algarbier! Dieser (ich spreche hier natürlich bloß von den niedern Ständen) steht entweder geradezu dumm aus oder pfiffig, aber nicht intelligent. Die Physiognomie des Algarbiers ist ganz eigenthümlich. Die spitze Nase, die vortretenden Backenknochen, die schmalen Lippen, die kleinen, tiefliegenden, schwarzen, stechenden Augen verleihen seinem Gesicht einen überaus verschmitzten lauernden Ausdruck. Dabei sind die Algarbier ernst und wenig lebhaft, wenigstens im Vergleich zu ihren Nachbarn, den Andalusiern. Was ihren Körperbau anlangt, sind sie größer als jene und viel brünetter, fast noch brauner als die Valencianer. Man könnte sich ordentlich vor den Algarbiern fürchten, denn die Kerle sehen so verwildert aus wie Beduinen, besitzen sie nicht so viel Komischese, daß man unwillkürlich über sie lachen muß. Dieses komische Element liegt theils in ihrer körperlichen Haltung, theils in ihrem lächerlichen Hochmuth und in ihrer servilen Höflichkeit, zwei Zügen, welche nicht bloß dem Charakter der Algarbier eigen sind, sondern überhaupt zum portugiesischen Nationalcharakter zu gehören scheinen. Sie schreiten steif und gravitätisch einher, bemühen sich, eine würdevoll imponirende Miene zu ziehen, sehen aber dabei plump und unbeholfen aus, woran ihre Tracht mehr schuld seyn mag, als ihr Körperwuchs ꝛc."

Noch einmal, bevor er die Rückreise nach Norden antritt, kommt der Verfasser auf die schönen Andalusierinnen zurück und widmet ihnen ein dankbares Kapitel. „Die Frauen Andalusiens haben bei Weitem nicht jenes imponirende, majestätische Wesen, das den Valencianern eigen ist, denn sie sind im Allgemeinen zu klein, um durch ihren Wuchs imponiren zu können. Wohl aber zeichnen sie sich durch eine Eigenschaft aus, welche zwar die Frauen aller Provinzen Spaniens und überhaupt die Bewohnerinnen des Südens mit ihnen theilen, die aber, wie es mich bedünken will, nirgends in solcher Vollendung hervortritt

Digitized by Google

wie in Andalussien: das ist die Grazie oder vielmehr jenes unnennbare Etwas, welches der Spanier in seiner bilderreichen Ausdrucksweise mit dem vielbeliebten Worte „Sal“ belegt.* Die Andalusierin ist die verkörperte weibliche Anmuth.“ Was hier noch weiter detaillirt wird. — Auf dem Rückwege beschreibt der Verfasser noch Barcellona und das phantastische Felsenkloster des Monserrat, das letztere so schön und ausführlich, daß wir uns nicht erinnern, je eine malerischere Schilderung dieses berühmten Berges gelesen zu haben.

Nachdem der Verfasser über die Pyrenäen zurückgekehrt war, machte er noch eine interessante Vergleichung zwischen dem Languedoc und der Provence, wodurch dem Leser der ganze Süden Frankreichs sehr anschaulich charakterisirt wird. „Die Provence ist im Süden vom Meer begrenzt und wird daher unausgesetzt von dem warmen Hauch der afrikanischen Winde berührt, Roussillon dagegen und ganz Languedoc von dem hohen Walle der Pyrenäen, deren Schneemassen die warme Luft des Südens rasch abkühlen. Die Provence besitzt in den Seealpen eine natürliche Schutzmauer gegen den kalten feuchten Nordwind, Languedoc dagegen ist ihm völlig preisgegeben, denn die Sevennen und die Gebirge der Auvergne haben eine zu unbedeutende Höhe, als daß sie hinlänglichen Schutz gegen die Stürme des Nordens gewähren könnten. Gerade dieser scheinbar ungünstigen Lage verdankt Languedoc seine üppige Frische und Fruchtbarkeit, welche es, zu einer der anmuthigsten Provinzen des südlichen Frankreichs machen. Wegen der Nähe der Pyrenäen, die hier viel schroffer abstürzen also auf der spanischen Seite und die Nord- und Ostwinde zurückwerfen, ist die Atmosphäre fortwährend feucht, die milde Luft des Languedoc im Osten umfassenden Meeres aber verhindert, daß je ein bedeutender Kältegrad eintreten kann. Dadurch wird eine ziemlich gleichmäßige, im Winter weder zu niedrige, noch im Sommer zu hohe Temperatur erzeugt, die der Entwicklung aller Gewächse der mittlern gemäßigten Zone äußerst günstig ist. Aus diesem Grunde ist Languedoc den ganzen Sommer hindurch grün, während die Provence oft schon im Mai theilweis von dem fengenden Hauch des „Mistral,“ wie man dort den von Afrika herüberwehenden Wind zu nennen pflegt, verbrannt, dürr, braun und laubig daliegt.“

Am Schlusse werden noch mehrere spanische Volkslieder im Original und in der deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Das am meisten charakteristische dauunter scheint uns das eines Schleichhändlers an seine Geliebte zu seyn. Darin heißt es:

Wenn Du gehest auf die Straße,
Wohl Du gehst, wo Dir's gefällt,
Folgen Die als Deiner Taille
Alle Männer in der Welt.
Wer beleidigt Dich, mein Leben!
Allen wird' den Tod ich geben,
Denn mich faßt des Wahnsinns Beben
Seh' ich Deinen Spitzenteck.
Auf, mach' schnell, hellblütige Schöne!
Auf, schon kommt die Woche mich zu sehn.

* Ich halte das Wort Sal, eigentlich Salz bedeutend, in seiner figürlichen Uebertragung auf das Wesen der Frauen für völlig unübersetzbar. Mit „Grazie“ ist sein Begriff bei Weitem nicht erschöpft, denn der Spanier versteht unter Sal Alles, wodurch ein Weib reizend und liebenswürdig wird, sowohl in körperlicher als in geistiger Beziehung. Die Spanier belegen auch die Frauen im Allgemeinen mit dem Ausdrucke „Sal bei Mauve,“ betrachten sie alle gewissermaßen als die Würzen des Lebens. Abgeleitet von jenem Wort ist der Ausdruck „Salero“ (wörtlich: Salzfaß), den man so häufig, namentlich in Andalusien, in figürlicher Bedeutung auf ein einzelnes Individuum anwenden hört. Salero ist weder eine scherzhafte Bezeichnung, noch liegt dieses Wort irgend einen zweideutigen Sinn, wie mit der biblischen Ausdrucksweise der Spanier nicht vertraute Ausländer wohl oft zu glauben geneigt sind. Vielmehr ist Salero eine schmeichelhafte Benennung, ein Ausdruck der Artigkeit und Bewunderung. Aehnliche oder ganz gleiche Bedeutung haben die Ausdrücke „Guerro salado“ und „Guerro saleroso.“

Naturkunde.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von D. Fr. Arago. Fünfter und sechster Theil, 1844. Neue Folge: Erster Theil. Aus dem Französischen von Dr. Grieb. Stuttgart, Hoffmann, 1848.

(Schluß.)

In den Kreis dieser Erscheinungen gehört endlich noch die wunderbare Undulation des Lichts während einer Sonnenfinsterniß. Fauvelle berichtet: „Im Augenblicke, wo die Sonnenfinsterniß sich in eine totale verwandeln sollte, sah ich die letzten Sonnenstrahlen auf der weißen Mauer eines der militärischen Etablissements auf dem Sankt Dominikus-Walle heftig und geschwind undu liren. Die Wirkung kann mit dem verglichen werden, was man beobachtet, wenn das Sonnenlicht auf eine Mauer oder auf einen Plafond fällt, nachdem es auf der Oberfläche eines unruhigen Wassers zurückgeworfen worden ist. — Dasselbe Phänomen zeigte sich wieder im Augenblicke des Austritts der Sonne. Die anfänglich starken Undulationen wurden stufenweise schwächer und verschwanden nach Verlauf von 5 bis 6 Sekunden ganz.“ In einem andern Bericht von Lemberie heißt es: „Ein wenig vor Anfang der totalen Sonnenfinsterniß sah man auf dem Boden und an den Mauern wellenförmig bewegte Schatten, die aus einer Reihe Bögen von 3 bis 4 Decimeter Länge und einer weit geringeren Breite bestanden und sich um sich selbst zu drehen schienen. Die hervorgebrachte Wirkung war jenen beweglichen Schatten ähnlich, die man auf dem Grund eines nicht sehr tiefen, mit hellem Wasser angefüllten Beckens bemerkt, wenn die leicht bewegte Oberfläche von den Sonnenstrahlen erleuchtet wird.“ Arago fügt hinzu: „Die beweglichen Lichter werden nur dann sehr deutlich, wenn der sichtbare, erleuchtete Theil der Sonne sehr kleine Winkel-Dimensionen hat. Hienach reiht sich das Phänomen in Betreff seiner innern Ursache an das Phänomen der Scintillation an. Eben so verhält es sich mit der zu Sonne beobachteten Koloration. Die Intensitätswechsel, die ich auf Schirmen beobachtet habe, als kein Theil der Sonne verhüllt war, dürften sich direkter auf die physischen Umstände beziehen, welche die Luftspiegelung (Fata Morgana) erzeugen. Wie dem aber auch seyn mag, heut zu Tage könnte man eine ins Einzelne gehende Erklärung dieser Phänomene nicht wohl unternehmen, ohne in den Kreis der Muthmaßungen gebannt zu bleiben. Um diesen Gegenstand gründlich erörtern zu können, werde ich daher warten, bis die Anstalten, die man gegenwärtig auf dem Pariser Observatorium trifft, und mit deren Hülfe es möglich seyn wird, mit veränderlichen Bruchtheilen der Sonne vergleichende Versuche anzustellen, beendigt sind. Alsdann werden wir in Stande seyn, eine methodische Reihe von Resultaten zu denjenigen hinzuzufügen, die bis jetzt die Frucht zufälliger Umstände gewesen sind.“

Zum Treffischen, was der letzte Band enthält, gehört eine Abhandlung über die Ursachen, welche die terrestrischen Temperatur ändern und eine Vorausberechnung der Witterung unmöglich machen, bei welchem Anlaß Arago alle Wetterpropheten ein für allemal jenseits der Schranken der Wissenschaft verweist. Hier nur Weniges aus seiner Beweisführung. „Die Atmosphäre, die an einem gegebenen Tage auf dem Meere ruht, wird, hauptsächlich wegen des Verherrschens der Westwinde, unter den mittleren Breiten in kurzer Zeit die Atmosphäre der Kontinente. Die Atmosphäre erhält ihre Temperatur zum größten Theil von der der starren oder flüssigen Körper, die sie umschließt. Alles was die Normal-Temperatur des Meeres modifizirt, bringt daher früher oder später Störungen in der Temperatur der Kontinental-Atmosphären hervor.“ So die Erscheinung und mehr oder

Digitized by Google

weniger weite Ausdehnung des vom Nordpol herkommenden Eises im Meere, von der Niemand voraussagen kann, wie sie erfolgen wird. Dazu kommen die wunderbaren, meist lokalen und noch keineswegs erklärten Erscheinungen, z. B. thermale Oasen, Stellen der Erde, auf denen es beständig warm ist; Länder, wo es fast niemals regnet, Stellen, die nie eine Wolke oder Nebel über sich leiden; andere, die fast stets in Nebel oder Regen gehüllt sind.

Zu diesen räthselhaften Erscheinungen rechnet der Verfasser auch die noch unerklärten trockenen Nebel und Höhenrauche, sofern sie an Orten vorkommen, wo sie schlechterdings weder aus Wald- und Moorbränden, noch aus vulkanischen Eruptionen erklärt werden können. „Diese Staubwolken haben sich von Zeit zu Zeit in Gegenden gezeigt, wo es keinen Vulkan gibt. Canada insbesondere ist der Schauplatz solcher Phänomene. In diesem Lande hat man Behufs ihrer Erklärung Waldbrände angenommen. Die Thalsachen schienen zu der Hypothese nicht immer genau passen zu wollen. So war z. B. zu Quebec am 16. Okt. 1785 der Himmel von so finsteren Wolken bedeckt, daß man um Mittag nicht mehr so viel sah, um seinen Weg zu finden. Diese Wolken dehnten sich über eine Fläche von 120 Stunden Länge und 80 Stunden Breite aus. Dem Anschein nach waren sie von Labrador, einem sehr holzarmen Lande, hergekommen, und boten nirgends die Kennzeichen des Rauches dar. Am 2. Juli 1814 umhüllten Wolken, denen ähnlich, wovon so eben die Rede gewesen, auf offenem Meere die Schiffe, die sich nach dem St. Lorenzfluß begaben. Die große Finsterniß dauerte vom Abend des 2. bis zum 3. Nachmittags. Für unsern Zweck ist es gleichgültig, ob man diese außergewöhnlichen Wolken, die im Stande sind, die Sonnenstrahlen ganz und gar aufzuhalten, Wald- und Savannen-Bränden oder terrestrischen Ausflüssen zuschreibt: ihre Bildung, ihr Erscheinen an einem gegebenen Orte wird nichts desto weniger außer dem Bereich der menschlichen Voraussicht bleiben; die Temperatur-Störungen, die Meteore jeder Art, wovon diese Wolken eine Ursache seyn können, werden in den meteorologischen Kalendern nie im Voraus angezeigten seyn. Die zufällige Luftverfinsterung dehnte sich im Jahre 1783 über eine so ungeheure Fläche (von Lappland bis nach Afrika) aus, daß man sie sogar der Materie eines Kometenschweifs zuschrieb, der in unsere Atmosphäre hereingerathen sollte."

Endlich zeigt Kraap, wie stark die Vegetation auf das Wetter einwirke, wie das Wetter einer Gegend ganz anders werde, wenn sie keine Wälder mehr habe, wie man z. B. in Italien wisse, daß je mehr Reisfelder angelegt würden, desto mehr Regentage kommen. Eben so hat man in Manchester beobachtet, daß mit der Zunahme der Manufakturen und des von ihnen ausströmenden Rauchs der Regen sich vermehrt habe.

Ferner handelt Kraap von dem großen Kometen 1843, von der Pariser Sternwarte ꝛc. Doch wir glauben zur Genüge die Vorzüge seines Annuaire dargethan zu haben und brechen für dießmal ab.

Lyrische Dichtkunst.

Dornen und Rosen von den Vogesen. Von Konrad Kreg. Landau, in Kommission bei Kaußler, 1848.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, denen es nicht an origineller Stimmung und Ausdrucksweise fehlt und die insferern unter der lyrischen Masse des Tages ausgezeichnet zu werden verdienen. Der Dichter gefällt sich besonders in raschen und kühnen Trochäen, doch verräth seine muthige Miene auch einen Zug düstern Ernstes. Seine Weise charakterisirt sich am besten durch folgendes seltsam schöne Lied:

Brecht die Rosen, die auch blühen an des Grabes Rand,
Frauenkränze aus Cypressen flechte eure Hand!

Reicht mir her die Opferschale mit dem Weisbetrank,
Tauschet mit der weißen Linne eure schwarz Gewand!

Herold geh' in's Reich der Schatten schwingend den Pokal,
Um die Todten schling sich wieder neu der Freundschaft Band:

Hier ist's lieblicher als unten in dem Reich der Nacht;
Gehe hin und lös' den Bannspruch, der sie hingebannt.

Herold geh' in's Reich der Fremde, wo ein Freund uns weilt,
Und beschelte sie uns alle in das Vaterland:

Hier ist's lieblich, wo die Reben um die Hügel blüh'n,
Schöner ist's an Rheines Ufer, als an Meeres Strand ꝛc.

Und durch ein ähnliches:

Wo hoher Alpen Kuppen
Aus blauen Fernen steigen,
Und frommer Kirchen Gruppen
Beherzte Häupter zeigen,
Hat man dich eingedauset
In einsam fremdes Haus.
Die kalte Ifar deuset
Derbei und spült es aus.

O Freund, die wurde bald
Des Lebens Stauer kahl,
Noch nicht, daß zwanzigmal
Dein heimathlicher Wald
Die Häupter der Vogesen
Mit saldem Laub besterne,
Da wardst du schon gewesen
Des Todes junge Braut.
Da schlugen harte Wetter,
Gestaltlos wie ihr Hammer,
Die kalte Eisenklammer
In deinen Fichtenkerker.
Der Liebe Zoll zu zollen,
Kann ich nur Thränen schicken,
Wo dich die fremden Schollen
Mit kalter Erde drücken,
Statt mit dem blumenvollen
Gewand dein Grab zu schmücken,
Der frommen Gaben Geber,
Weil ich nicht fehen darf
Wo die der Todtengräber
Den fernen Hügel warf.

Doch ist auch das Heitere von diesen Dichtungen keineswegs ausgeschlossen. Man findet hier unter andern folgenden Scherz:

Als ich Humaniora hörte
War ein Dombere, der mich lehrte,
Alles Fleisch sollt' auf der Erden
Einst zu Staub und Asche werden,
Und ungläubig sah ich seine
Rothe Nase an und meine,
Daß mir dieß nicht richtig scheine;
Denn die wollte, statt zu Erden
Und zu Staub, zu Kupfer werden.

Am Schlusse ein längeres Gedicht auf Ulrich von Hutten, das nicht wohl zu der romantischen Tiefe paßt, die uns in den übrigen Gedichten des Verfassers aufzieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 38. Dienstag den 30. Mai 1848.

Memoiren.

Horaz Walpole's, Grafen von Orford, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. und Georgs III. Drei Theile. Mit einer Einleitung: das achtzehnte Jahrthundert in Walpole's Briefwechsel. Verlags-Buchhandlung Bellevue, 1848.

Horaz Walpole war der Sohn Sir Robert Walpole's, der ein viertel Jahrhundert hindurch England als erster Minister beherrschte, hinterließ selbst aber keinen Nachkommen. Geboren im Jahr 1717 starb er 1797, erlebte also eine für England höchst interessante Zeit. Da überdieß sein Vater schon unter König Georg I. regierte, theilt er eine Menge Details auch über jene frühere Zeit mit.

Die Intrigen des Hauses Hannover in England erscheinen hier sehr beschieden und naiv. Georg I. konnte sich anfangs gar nicht heraus finden, andere Menschen um sich zu haben, als in Hannover. „Wie sonderbar aber auch der König das Land finden mochte, das Land fand den König noch sonderbarer. Seine Abneigung gegen alles Englische, seine rohen Sitten, seine ausschließlich deutsche Umgebung, und vor Allem seine unförmlichen Maitressen waren, sagt Horaz Walpole, Futter für alles Gift der Jakobiten. Die Herzogin von Kendal von der noch beizufügen ist, daß sie jeden Sonntag siebenmal in die Kirche ging, wurde bereits erwähnt — der Volkswitz nannte sie die Kletterstange im Gegensatze zu ihrer Amtsschwester, der er den Spitznamen Elephant beilegte. Dieß war Frau von Kielmanegge, geborne Gräfin Platen, von Georg I. zur Gräfin Darlington erhoben. „Ich entsinne mich, erzählt Walpole, Lady Darlington in meiner Kindheit bei meiner Mutter gesehen zu haben und vor ihrer ungeheuren Figur erschrocken zu seyn. Sie war nämlich so breit und stark wie die Herzogin lang und ausgemergelt. Zwei wilde schwarze Augen, groß und unter zwei hochgewölbten Brauen rollend, zwei Mergenwangen mit Scharlach überdeckt, ein Ozean von Busen der überfloß und vom untern Theil ihres Körpers nicht zu unterscheiden war, von keiner Schürbrust zurückgehalten — kein Wunder, daß ein Kind sich vor einem solchen Ungethüm fürchtete und der Pöbel von London sich an der Einführung eines so seltsamen Harems höchlich ergötzte." Die Abneigung der Engländer gegen diesen deutschen Hof war so groß, daß er sich vielleicht nicht behauptet haben würde, wenn der alte Haß gegen das Haus Stuart nicht noch viel tiefer gewurzelt hätte. Lord Chesterfield machte das Sonmet: man könnte den Prätendenten, Karl Eduard Stuart, sich nicht besser vom Halse schaffen, als wenn man ihn zum Kurfürsten von Hannover mache, denn von daher werde sich das englische Volk nie mehr einen König holen.

Der älteste Sohn des Königs, Prinz Friedrich, hatte eben so häßliche und seltsame Maitressen, wie sein Vater, und ließ sich gegen diesen hetzen, wie er denn auch seine Gemahlin schändlich behandelte; er starb aber noch vor dem Vater. Sein Sohn Georg II. hatte eben so wenig Geist und war das Opfer einer verderbten Aristokratie, die in der Schule Ludwigs XIV. und XV. erzogen, die schlechten Sitten von Paris nach England verpflanzte. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß in einem Reiche, das die große Elisabeth und Cromwell beherrscht hatten, auch in so fauler Zeit bedeutende Staatsmänner aufkauchen mußten, welche trotz der Schwäche und Korruptheit des Hofes mit Hülfe des Parlaments und Volks das Staatssteuer kräftig lenkten. Ein solcher war vorzugsweise der ältere Pitt (Lord Chatam). Ein großer Theil des vorliegenden umfangreichen Werkes handelt von ihm und seinen Kämpfen mit der Hofkabale über Lord Bute, so wie mit seinem Nebenbuhler Fox. Es ist merkwürdig, daß diese Eifersucht so wie der Ruhm der Väter sich auf die Kinder fortpflanzte, denn der jüngere Pitt hatte den jüngeren Fox zum gefährlichsten Rivalen.

Auch alle Nebenpersonen werden von Horaz Walpole meisterhaft charakterisirt und die endlosen Intriguen der Zeit nach allen ihren Verschlingungen entwickelt. Zuweilen glaubt man Tacitus zu hören, so scharf und prägnant fallen die Urtheile. Hier ein Beispiel: „Der Herzog von Newcastle war nicht roh, aber er besaß unbegrenzte Allgemeinheit, Eifersucht war die Hauptquelle aller seiner Fehler. Statt liebevoll er seine Feinde, um sie gegen seine Freunde zu benützen; es gab keinen Dienst, den er beiden Theilen nicht erwiesen hätte, bis sie seiner Dienste nicht mehr bedurften: dann angewöhnte er, sie liebten ihn nicht genug, und von dem Augenblicke an wo sie jeden Grund hatten ihn zu lieben, that er Alles um ihren Haß zu verdienen, indem er seine ganze Macht anwandte, um sie zu verderben. Er machte jede Art Aufwand, nur keinen großmüthigen. Seine Häuser und Gärten, seine Tafel und sein Stall verschlangen ungeheure Schätze; und die Summen, welche er schuldete, wurden nur von jenen übertroffen, die er verschwendete. Der Geschäfte nahm er sich mit unmäßigem Eifer an, aber er betrieb sie nur immer und erledigte sie nie. Seine Reden im Kabinete und im Parlamente waren fließend und wortreich, jedoch leer und inhaltslos; er strömte von Zusicherungen über, und die Anzahl der Leute, denen er Dienste zu leisten versprach, war noch größer als die derjenigen, welchen er Böses zufügte. Fortwährend begierig zu erfahren was man von ihm sagte, verwendete er die Zeit, während welcher er sich hätte Lob verdienen können, auf die Befriedigung seiner Neugierde. Er strebte nach Allem und bemühte sich um nichts. Durch beherrschte ihn bis auf einen lächerlichen Grad; er wagte es eher die Regierung zu stürzen und Leben und Vermögen aufs Spiel zu setzen, als daß er sich dazu

Digitized by Google

verstand einen Brief zu öffnen, der vielleicht ein Komplott enthüllte. Er war ein Staatsverbrecher ohne Einsicht, ein Herzog ohne Geld, ein im höchsten Grade ränkesüchtiger Mann ohne Verschwiegenheit oder Klugheit, und ein von seinem Herrn, von allen Parteien und Ministern verachteter und gehaßter, aber von keinem dieser seiner Gegner aus dem Amte vertriebener Minister." — Noch eine Charakteristik: „Die Gräfin von Northumberland war ein Gemisch lustiger Widersprüche. In ihren Adern und ihrer Phantasie brauste das Blut aller Peers und Seemeere, während nichts gemeiner war als ihr Aeußeres, ausgenommen ihr Geschrei, das sie bald mit Geschichten von ihren Ahnen, bald mit Anekdoten von ihren Lakaien spickte. Prunk, Gebränge und Schmausereien waren ihr stätes Dichten und Trachten. Mit Diamanten besäet unterhielt sie sich vertraulich mit dem Pöbel; und doch war sie auf die geringsten Vorrechte ihres Ranges erpicht, während sie einem Schuhflicker fast die Hände schüttelte. Nichts war niedriger als ihre Kriecherei vor dem Könige und der Königin, die sie ihren Herrn und ihre Herrin nannte, und obschon sie von der letztern wie selbst einen Wermuth erhielt, so bewarte sie doch darauf, Ihre Majestät mit einer Dienerschaft, die zahlreicher war als das Gefolge der Königin selber, nach den Schauspielhäusern zu begleiten. Sie hatte die veralteten Trommler und Pfeifer und Barden ihrer Familie wieder in Uebung gebracht, und ihr eigenes aufgeräumtes Aussehen am Ende eines solchen Zuges gab ihm ganz die Gestalt eines altertümlichen Schaugepränges oder Mummenschanzes."

Ehe der ältere Pitt Minister wurde, glaubte man an die Möglichkeit einer Unterdrückung der Volksfreiheiten in England, so sehr war alles erschlafft. „Man wundert sich vielleicht, sagt Walpole, daß ich, der ich die Leerheit des gegenwärtigen Königthums kenne und geschildert habe, im Beginne eines neuen Zeitraums, wo der Glanz der Majestät gewiß keine hellern Strahlen gewerfen hat, den Leser mit Betrachtungen über ein Flitterwesen aufhalte, das auf den Gang des Schauspiels so wenig Einfluß übt. Allein man muß mir verzeihen: obgleich ich jetzt bloß einen dahinwellenden Kreis gewahre, der jeder Laune seines Volkes gütig nachgibt und seinen Unterthanen durchaus keine Besorgniß einflößt, so schließe ich doch aus dem Handel der mit Patriotismus getrieben wird, aus der Hinterlist der Minister, denen es gelungen ist, den Schein des Königthums zu erhöhen, während sie sein Wesen entwürdigten, und aus der Richtung der Erziehung der jungen Adels, dem feangösische Grundsätze und ein militärischer Geist eingeflößt werden, ja aus dem Uebergewichte, welches der Adel selber jeden Tag in diesem Lande gewinnt, ich schließe, sage ich, aus allen diesen Umständen, daß die Herrschergewalt im Umkreise des Palastes seit Kurzem sehr verstärkt worden ist. Zwar üben sie abwechselnd schwankende Ministerien aus, aber sie ist einmal vorhanden, und wenn je ein unternehmungslustiger und muthiger Fürst den Thron besteigt, so wird er einen Schatz von Gewalt aufgehäuft finden, den er auf die verderblichste Weise gegen unsere Verfassung aufs Spiel setzen kann." — Das änderte sich nun bald. Pitt gab dem Staate wieder Schwung und der Kampf, den England gleichzeitig in Kanada und Indien, je wie, mit Friedrich dem Großen verbunden, in Deutschland zu führen hatte, gab der Nation eine andere Richtung und stellte die Hofintriguen in Schatten.

Nur noch einmal, nach der Thronbesteigung Georgs III. nahm die verderbte Reißstraktie unter Lord Bute einen neuen Anlauf und stürzte Pitt, doch nur auf kurze Zeit. Diese kleine Katastrophe ist von großem psychologischen Interesse. Wie sich ein schwacher und einfältiger, nur gemeinen Dingen nachdenkender Monarch mit einem abgefeimten Höfling verbündet, um einen großen, ihnen beiden weit überlegenen Staatsmann zu stürzen, und das Volk eine Weile passiv zusieht, am Ende aber doch der Drang und das Gewicht der Zeitumstände den Nichtswürdigen wieder auf die Seite schiebt und den rechten Mann an die Spitze bringt, das ist ein sehr lehrreiches historisches Gemälde. Heutzutage ist es lehrreich, wenn man das Verhältniß umkehrt und anstatt eines einfältigen Königs die einfältigen Volksmassen setzt, die sich von nichtswürdigen Volksschmeichlern eben so betören lassen, wie ehemals die Könige von Königsschmeichlern und durch welche die rechten Männer jetzt ganz eben so vom Schauplatz des Handelns verdrängt werden, wie damals, doch ebenfalls nur auf kurze Zeit. Sehr wahr aber sagt Walpole: „Die Leichtigkeit, womit es dem Günstling gelang, eines so großen und sieghaften Reiches Meister zu werden und den Mann zu entfernen, der sein Vaterland auf den Gipfel seines Ruhmes erhoben — diese Leichtigkeit war nicht der einzige Beweis daß, wie aufgeklärt auch ein Zeitalter seyn mag, Schurkerei und Thorheit nie zu verzweifeln brauchen. Das Unkraut, welches sie säen, schießt auf jedem Acker auf."

Wir übergehen, was sprzieel von den Angelegenheiten Nordamerikas, Indiens, Irlands, von den argen Händeln, welche Wilkes erregte ꝛc. in diesen Memoiren mitgetheilt wird. Die ganze Zeit liegt uns hier wie in einem klaren Spiegel vor Augen. Auch auf literarische Notabilitäten wird gelegentlich der Blick geworfen, und wir finden z. B. sehr gute Charakteristiken von dem als Dichter berühmten, als Mensch verrufenen Smollett von Lady Montague ꝛc. Auch Privatverhältnisse werden zuweilen berührt. So erhalten wir hier ausführliche Nachricht von einem echt englischen Familienprozeß. „Um diese Zeit kam der große Prozeß zwischen den Familien Douglas und Hamilton mittelst Appellation an die Lords zur Entscheidung — ein so seltsamer und zweifelhafter Rechtshandel, wie vielleicht noch keiner vor einem Gerichte anhängig gewesen ist. Der im Jahre 1761 verstorbene Herzog von Douglas, eine Art Verbrecher,* hatte zu verschiedenen Zeiten verschiedene Testamente gemacht; zuerst zu Gunsten der Hamiltons, der nächsten männlichen Verwandten seines Stammes; in der Folge aber den Sohn seiner Schwester zum Erben eingesetzt, die ihn durch Verheirathung mit einem armen, bejahrten Gentleman ** beleidigt und sich nach Frankreich zurückgezogen hatte, wo sie in einem Alter von mehr als fünfzig Jahren wieklich oder angeblich von zwei Knaben entbunden worden war, *** deren einer, Archibald, noch lebte. Eine Menge unsichere trugen dazu bei, den Hamiltons den Verdacht einzuflößen, daß beide Kinder unterschoben und von verschiedenen Bauern erkauft worden seyen. Die Herzogin von Douglas, eine Frau von feckem und männlichem Geiste und selber eine Douglas, welche es schlauerweise dahin gebracht hatte, daß der Herzog nach dem Tode seiner von ihr nie gesehenen Schwester sie beirathete, nahm sich der Kinder Lady Johannas an und bewog den Herzog in seinen letzten Tagen, seinem verstorbenen Neffen das Erbe zuerkzugeben. Die verwittwete Herzogin von Hamilton, eine der schönen Schwestern Gunning und eben so stolz und beharrlich, obschon ungemein gart gebaut und vom sanftesten Aeußern, vertheidigte mit gleicher Hartnäckigkeit die Sache ihrer Söhne, namentlich des jüngsten, der früher zum Erben eingesetzt gewesen war. Angetrieben von einem gewissen Andreas Stuart, einem sehr geschickten jungen Manne, Mitvormund ihrer Kinder, hatte sie mit ungeheuren Kosten für den

* Er hatte in seinem Schlosse wo er immer wohnte, einen Mord begangen, und die Sache war unter der Voraussetzung seines Wahnsinns verziehen worden, vielleicht auch weil es schwer fiel, einen so mächtigen Herrn mitten unter seinen Abhängigen und in einer so abgelegenen Gegend der Gerechtigkeit zu überliefern.

** Sir John Stewart († 1764).

*** Im Jahre 1748. A. d. e. H.

Digitized by Google

Herzog, ihren Sohn, über die Geburt der Kinder Lady Johannas Nachforschungen angestellt und nach Ablauf von beinahe zwanzig Jahren mittelst der Polizeiprotokolle von Paris und von der Briefsammlei Stuarts unterstützt, eine solche Menge von Einzelnheiten gesammelt, daß Vielen der Beweis geleistet schien, Lady Johanna sey nie schwanger gewesen und habe auch nie lange genug an einem Orte geweilt, um ihre Entbindung auch nur einigermaßen wahrscheinlich zu machen. Dazu kam noch, daß Lady Johanna nie einen bestimmten Bericht geben konnte über die Person in deren Hause, oder über das Haus, wo sie entbunden worden und wo sie nicht mehr als drei vier Tage zugebracht zu haben zugab. Lady Johannas Schlauheit und Heuchelei wurden durch manche Beweise erhärtet: anderseits zeigte wenig oder nichts, daß sie wie eine Mutter gehandelt, * indem sie das jüngere Kind ein Jahr lang gänzlich vernachlässigt, und das überlebende ganz wie ein gebräunter französischer Bauer aufzog und seinen angeblichen Eltern, die, wie die meisten Schelten, weiß und blond waren, keineswegs glich. Der Herzog, Lady Johannas Bruder, war die kurz vor seinem Tode von dem Betrug überzeugt gewesen, und das schottische Obergericht hatte den Prozeß nach der reiflichsten Erörterung zu Gunsten der Hamiltons entschieden. Die Ansichten des Publikums waren außerordentlich getheilt, als der Fall nun vor die englischen Pairs kam. Obschon der Betrug, wenn es einer war, in Frankreich begangen und fast entdeckt worden war, so glaubten die Franzosen doch an die Echtheit der Kinder: auch die Mehrzahl der Schotten war dafür; besonders gab aber das Mißleiden für Kinder die von ihren Eltern, wenn gleich von Lady Johanna auf ihrem Todtenbette in sehr zweideutiger Weise, anerkannt wurden, zu Gunsten des jungen Douglas den Ausschlag. Nicht weniger eifrig wurde er vom Herzog und der Herzogin von Queensberry beschützt: der Herzog war sein Vormund, und die Herzogin, welche früher von Prior, Pope und Swift eben so gefeiert wurde wie die Herzogin von Hamilton zur Zeit wovon ich schreibe, war in ihrem Benehmen noch eigenthümlicher und beharrlicher als die zwei andern Frauen gleichen Ranges — Umstände die gewaltig dazu beitrugen, die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. Auf beiden Seiten gab es viele falsche Zeugnisse — vollgültige Beweise auf keiner: ein Mangel der den Prozeß endlich zu Gunsten des bemitleidenden Theiles entschied." ** Der neue Pitaval sollte diesen Prozeß ausführlicher mittheilen.

Zeitgeschichte.

Deutsche Briefe aus Paris. Von Dr. Adolph Helfferich. Pforzheim, Flammer und Hoffmann, 1848. Erstes bis fünftes Heft.

Der Schreiber dieser Briefe war in Berlin anwesend während der großen Katastrophe des 18. März und reiste bald darauf von da nach Paris. Ueber die großen Dinge nun, die er an beiden Orten mit angesehen hatte, urtheilt er klar und scharf und seine Briefe enthalten viel, was lehrreich und beherzigenswerth ist.

Die Vorgänge in Berlin sind treu und sachkundig dargestellt. Es waren, heißt es, allerdings fremde Emissäre in Berlin und das Proletariat wurde aufgehetzt, allein diese Mittel hätten nicht weit gereicht und nie wäre es zu einer so großartigen Revolution in Berlin gekommen, wenn nicht der Bürger selbst durch die verkehrten Maßregeln der Regierung zum Widerstande gereizt worden wäre. „Es sollte einmal Ernst werden mit den Versprechungen, meinten zahlreiche Stimmen, und eben nicht die unruhigsten. Die Bureaukratie, durch die wohlwollenden und freisinnigen Absichten des Königs aus ihrem alten Geleise geschoben, hatte darin auf ihren Kanzleistuhl und Kanzleizopf noch nicht verzichtet, und, anstatt dem Strom der Ereignisse, der vom Westen aufging, besonnen zuvorzukommen, ließ sie sich von Stelle zu Stelle treiben und flammerte sich krampfhaft an jeden Strohhalm, den sie erhaschen konnte. Acht Tage lang hatten die Minister in Berlin keinen Boden mehr unter sich, und doch verschmähten sie es in das Unabänderliche sich zu fügen, und gaben sich in telegraphischen Depeschen und Proklamationen den Schein einer Macht, von der sie kaum noch ein Trümmerstück in Händen hatten. Die Unaufrichtigkeit der halben Maßregeln, die Schwäche, welche den Schein der Stärke heuchelt, indem sie die Begebenheiten zu beherrschen und zu leiten vorgibt, während sie von ihnen geschoben wird, hat die ehrwürdige Krone der Hohenzollern an den Rand des Abgrundes gebracht. Das Polizei-Präsidium ertaubte Versammlungen zum Behuf politischer Demonstrationen, und als nun, was kaum ausbleiben konnte, allerweist durch Straßenjungen unter den großen Menschenmassen, die zusammenströmten, einige unerhebliche Widersetzlichkeiten und Unordnungen Statt fanden, machte das Militär alsfort von der blanken Waffe Gebrauch. Nichts reizt das Volk mehr, als wenn es auf Unbewaffnete hauen und schießen sieht. Der Waffenritt war kolossal, und die Oberoffiziere, die solche Befehle gaben, hätten verdient, daß man sie unverweilt nach Spandau schickte." Uebrigens drückt der Briefsteller seine volle Bewunderung der preußischen Tapferkeit aus, die beide Theile in dem denkwürdigen Berliner Straßenkampfe bewährten, einem Kampfe, der viel blutiger war, als der in Paris und Wien. Und in dem, sagt er hinzu, was damals der französischen Gesandte in Berlin an Lamartine schrieb, liegt eine Garantie des Friedens.

Bald darauf finden wir den Briefsteller selbst in Paris wieder. Er kann sich in die dortige Republik nicht recht eingewöhnen. Er sieht sie vor Augen und glaubt doch nicht an sie. „Wer diese republikanischen Aufzüge und Schaustellungen ohne alle Parteilichkeit ansieht, dem kann der gänzliche Mangel an höheren Motiven, an einem wahrhaften sittlichen Aufschwung der Geister nicht entgehen. Die Franzosen sind hoch auf ihren élan, allein leicht entzündliche Begeisterkeit und ebenso leichter Enthusiasmus sind doch nichts Schwunghaftes, keine Erhebung über die Fläche des Gewöhnlichen. Schon vielen Aufzügen habe ich beigewohnt; aber nicht von einem einzigen könnte ich sagen, daß mir erhabene Gesinnungen, tiefe Gefühle und außergewöhnliche Stimmungen entgegenstrahlten. „Die Pariser spielen republikanische Komödie" — ein anderes Urtheil vermochte ich bisher mit dem besten Willen nicht zu fällen. Und dieß kann im Grunde auch gar nicht anders seyn, da man überall, wo es sich von Demonstrationen handelt, nur Leuten aus den arbeitenden Klassen begegnet. Der Mittelstand verhält sich gleichgültig, duldet und klagt über die schlechten Zeiten. Die Reichen, falls sie Paris nicht verlassen, schienen sich auf die Straße zu treten. Ein Gefühl von Unbehagen und Bangigkeit liegt wie ein Alp auf der Brust der Pariser Bevölkerung, und bringt man die wenigen zufriedenen Gesichter in Abzug, so ist die Stimmung im Allgemeinen ernst, gedrückt und ängstlich."

---

* Es muß jedoch bemerkt werden, daß Lord Camden und Lord Mansfield sich gerade auf Lady Johannas Benehmen gegen die Kinder beriefen, um ihre Ansicht, daß sie deren Mutter sey, zu unterstützen. A. d. c. H.

** Der Herzogstitel von Douglas erlosch; der Titel Marquis von Douglas und Graf von Angus ging auf den Herzog von Hamilton über; Archibald Douglas aber bekam die Güter im jährlichen Ertrage von 14—17,000 Pf. Sterling. A. d. H.

Digitized by Google

Das Schlimmste, was der Briefsteller von den neuen republikanischen Gewalten in Paris sagt, ist, daß sie nicht weniger korrumpirt seyen, als die königlichen, die eben gestürzt worden sind. „Wie ehedem in den Tuilerien, so herrscht nunmehr im Stadthaus die Maxime, die Gewalt auszubeuten. Die alten Vetter- und Gevatterschaften sind bereits wieder vollkommen in die früheren Ehren eingesetzt. Jeder dieser republikanischen Minister betrachtet sein Departement als sein Serail, in welchem er als unbeschränkter Pascha zu gebieten hat. Die Korruption florirt wieder prächtig. Einmüthig, grundsätzlich und solidarisch verfährt die Regierung nirgends. Jeder thut, was ihm gut dünkt. Anstatt nach einem und demselben Prinzip das Beamtenthum und die Besoldungen der Beamten zu reformiren, setzt jeder Minister aus seinen Kreaturen eine Kommission nieder, um für sein Departement das Zweckdienliche zu berathen. Die Früchte eines solchen Systems lassen sich mit den Händen greifen. — Man weiß nicht, über was man mehr staunen soll, über das ängstliche und zweizüngige Benehmen der provisorischen Regierung, oder deren provocirende und brutale Sprache! Aber so geht es, wo die Regierenden, namentlich in Zeiten gewaltiger Krisen, ohne Talent und Charakter sind. „Ein Königreich für einen reinen und großen Charakter!“ — könnte die Republik zu ihrer Devise machen. Ja wohl sollte man in Paris meinen, alles Bekannte und im Mund des Volkes lebende sey verbraucht und abgenutzt, und wenn die provisorische Regierung nicht zu rechter Zeit die Pandorabüchse verschließt, welche Tascherau geöffnet hat, wird es um die Ehrlichkeit der Republikaner von Gestern nicht viel besser stehen als um den zweideutigen Ruf der Republikaner von Heute. Blanqui, dessen Kind die ausgelassenste und zugleich abscheuste Sprache führt, hat in einem ausführlichen Berichte, der seinem Verstand und seiner Menschenkenntniß alle Ehre macht, auf seinen Charakter dagegen das schlimmste Licht wirft, um sich das Loos einer harten und lebenswierigen Gefangenschaft zu erleichtern, der gestürzten Regierung alle nöthigen Aufschlüsse über das Treiben und die Persönlichkeiten der in geheimen Verbindungen vereinigten Republikaner, so wie über die zweckmäßigsten Mittel, dieselben unschädlich zu machen, geliefert. Marrast, den ich stets für einen ehrlichen Mann hielt und der wissentlich der Korruption zuverlässig keinen Vorschub leistet, soll, nach der Versicherung eines gewissen Republikaners, gelegentlich einmal von Louis Philipp 40,000 Franken angenommen haben. Der Polizeipräfekt, der ganz sicher zu geben glaubte, indem er einen Mann zum Bureauchef ernannte, der ihm Beweise eines glühenden Republikanismus in Fülle gegeben, fand, als er gewisse Papiere sich dechiffriren ließ, daß sein Schützling unter dem frühern Polizeiregimente die niedrigsten Spionendienste geleistet. Um denselben gegen die Wuth der Polizeidiamen zu schützen, mußte er ihn verhaften lassen. Unter solchen Umständen wird es kaum noch Verwunderung erregen, daß der Redakteur der „Presse“ seine Stimme von Guizot sich abkaufen ließ, einmal um den Preis einer sehr einträglichen Generaleinnehmersstelle für eine seiner Geliebten. Läßt man ungehindert die Archive sprechen, wird das französische Volk in Kurzem ersahren, daß seine Wortführer, die Männer seines Vertrauens, ohne Unterschied der politischen Farbe, käuflich waren. Omnia venalia. Müssen Republiken auf Tugend und Weisheit gebaut seyn, ist die französische ohne Fundament. Die Tugend eines Dupont de l'Eure steht einzig da und einsam.“

Der auswärtigen Politik Frankreichs traut der Verfasser nicht ganz. Er macht darauf aufmerksam, daß das Dekret der französischen Regierung, welches die deutschen Freischaaren auf französischem Boden zu entwaffnen befiehlt, zwar vom 21. April datirt, aber in der That erst an dem Tage entlassen worden ist, an welchem Heckers Flucht in Paris bekannt wurde. „Nach den ehebundlichen Friedens- und Freundschafts-Versicherungen, die auch in dem neuen Dekrete Platz griffen, hätte man französischerseits sich nur gewissenhafter an das völkerrechtlichen Gebot halten sollen, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte kein Bürgerblut den deutschen Boden gerothet. Es war jammervoll anzusehen, wie die deutschen Republikaner im badischen Oberlande und in Straßburg sich gegenseitig belogen und zum Losschlagen trieben. Die radikale Partei hat bei der gegenwärtigen Erschütterung eine Unrechtlichkeit und Gesinnungslosigkeit bewiesen, über die man erschreckt.“ Allerdings die größte Aufmunterung für die Franzosen, im Leiden zu fischen.

Im Grunde haben Hecker und die deutschen Republikaner am Oberrhein nicht mehr politischen Bestand bewiesen, wie Mieroslawski und die polnischen Insurgenten in Posen, obgleich sie ganz entgegengesetzt gehandelt haben. Das Wohlwollen, welches Mieroslawski in Berlin zu Theil wurde, und die warmen Sympathien der Deutschen für die polnische Sache hätten vernünftigerweise jene Posen überzeugen müssen, daß wenn sie warteten und sich aufrichtig an Deutschland anschlössen, sie früher oder später, wenn es zu einem großen Kampfe mit Rußland käme, emancipirt werden würden. Statt dessen schlugen sie ihre besten Freunde ins Gesicht. Die deutschen Republikaner andererseits hätten, wenn sie denn doch Deutschland französisch machen wollen, auch warten dürfen, bis die Franzosen wirklich mit ihnen gekommen wären. Oder wenn sie eine deutsche Republik auch ohne französische Dazwischenkunft gründen wollten, hätten sie abwarten sollen, bis der Drang der Umstände, die immer größere Schwächung der Monarchie und die Meinungsäußerung der Mehrheit ihnen vielleicht in die Hände gearbeitet hätte. Sie haben das Gegentheil von dem erreicht, was sie wollten, nämlich die Monarchie ersendar wieder gestärkt. Durch solche Mittel sind niemals Republiken gegründet worden. Washingtonen und Franklin prahlten nicht, legen nicht; ihrer Kraft entsprach ihre Bescheidenheit, und ihre Ruhm war nicht größer, als ihre Tugend. Von unsern mißtrathenen deutschen Republikanern muß man brechweg das Gegentheil sagen.

Roman.

Eine dänische Geschichte. Roman von Adele Schopenhauer. Braunschweig, Westermann, 1848.

Ein nobles Genrebild in der schon bekannten feinen Manier der Malerin Adele. Wenn wir etwas an diesem zierlichen Gemälde voll reiner und zarter weiblicher Gestalten auszusetzen hätten, wäre es einzig das Motiv der Handlung. Das ist nämlich der Gegensatz zwischen bürgerlichem Verdienst und adeligem Vorurtheil. Es handelt sich um eine Mißheirath. Ein junger Maler bürgerlichen Standes liebt eine junge Gräfin und wird von ihr geliebt. Die stolzen und habgierigen Verwandten wissen sich drein, die Liebenden werden getrennt, aber durch die gnadenreiche Königin von Dänemark wieder vereinigt. — In unserer Zeit hat sich das oft gebrauchte Motiv der Mißheirath denn doch überlebt, seitdem in Berlin und anderwärts so viele gräfliche und baronliche Gardelieutenants reiche Judenmädchen geheirathet haben und auch bürgerlichen Künstlern, Geistlichen, Beamten ꝛc. nicht leicht ein gnädiges Fräulein abgeschlagen wird, wenn es nicht mit irdischen Gütern gesegnet ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 39. Sonnabend den 3. Juni 1848.

Memoiren.

Denkwürdigkeiten über Italien von General Wilhelm Pepe. Mit einer Einleitung: Uebersicht der italienischen Memoirenliteratur. Erster Theil. Zürich, Schultheß, 1848.

Dieses Werk ist von hoher Bedeutung für die Gegenwart, indem es vieles erklären hilft, was in der jüngsten Bewegung Italiens wohl Manchen überrascht haben wird. Man war zu sehr geneigt, die Italiener nur nach den Klagen Leopardis, Silvio Pellicos und Mazzinis zu beurtheilen und achtete ihre Tapferkeit zu gering. Hier redet ein alter Soldat von der Tapferkeit der Italiener, die er selbst in der Napoleonischen Zeit bewährt hat und drückt seinen unerschütterlichen Glauben aus, daß der Italiener an Bravoure Niemand nachstehe, wenn er nur aus seiner Lethargie und Entmervung herausgerissen werde auf das Feld der Ehre und des Ruhms.

General Pepe wurde im Jahr 1783 während des furchtbaren Erdbebens, welches damals ganz Kalabrien verwüstete, auf dem Felde geboren, wohin seine Mutter sich aus ihrer Wohnung geflüchtet hatte. Diese fruchtbare Mutter gebar außer ihm noch 21 Kinder. Wilhelm wurde leidenschaftig Soldat. Damals herrschte über den charakterlosen und geistlosen König Ferdinand IV. von Neapel dessen Gemahlin Marie Karoline, Tochter der großen Maria Theresia, und ihr Günstling Acton (ein in Frankreich geborner Engländer). Das Land wurde despotisch regiert und auf die italienische Halbinsel erstreckte. Die Freimaurer, unter die sich die Königin selbst hatte aufnehmen lassen, stegmten eine republikanische Richtung zu verfolgen und nun ließ die Königin dieselben Männer, die sie vorher mit Gnaden überschüttet, hinrichten. Allein sie mußte sammt dem ganzen Hof vor den französischen Truppen flüchten. Pepe bekennt sich zu den Gesinnungen der republikanischen Freimaurerpartei, welche damals, um ihr eigenes Leben zu retten, die Franzosen herbeirufen mußten, bewundert aber nichts desweniger die Tapferkeit der Lazaroni, welche Neapel drei Tage lang gegen die Franzosen unter Championnet vertheidigten. Jeder Zug von Heldenmuth erfreut sein Herz, wenn er bei Italienern vorkommt. Sein Nationalgefühl ist viel stärker als seine politische Meinung.

Bekanntlich wurde unter dem Einfluß Frankreichs in Neapel die parthenopeische Republik gegründet, aber Suwarows Siege in Oberitalien nöthigten die Franzosen, sich aus Neapel zurückzuziehen, welches der fanatische Kardinal Ruffo mit seinem Glaubensheer besetzte. An allen Anhängern der Republik wurde nun die unbarmherzigste Rache geübt. Auch unser junger Pepe, der damals als Soldat seinen ersten Feldzug machte, fiel den empörten Bauern in die Hände und litt große Qualen im Kerker. Die Schilderung dieser Tage ist ungemein lebendig. Eine schreckliche Episode darin bildet die Erstürmung eines Narrenhauses. „Bald wurden wir aus unserm Verwahrungsorte weggebracht und in kleinen Abtheilungen von zehn und zwanzig nach dem öffentlichen Kornhaus geführt. Oben die Einsperrung sehr kurz war, so kamen doch unterwegs viele durch die vielfach rohen Angriffe des ergrimmten Pöbels ums Leben. Diese greuliche Metzelei fand wenige Schritte von der Wohnung des Kardinals Ruffo statt. Die großen Hallen des Kornhauses, die zur Aufbewahrung des Getreides für die Stadt bestimmt waren, wandelten sich in Gefängnisse um. Der gänzliche Mangel an Reinlichkeit, die überall umherliegenden Hülsen der verschiedenen Getreidearten, die zahllose Masse der Insekten, und die Menschenmenge die hier zusammengepfropft wurde, alles das machte den Aufenthalt im höchsten Grade ungesund. In der gleichen Halle mit mir befanden sich mehr als dreihundert Gefangene, die keinen andern Ruheplatz hatten als den bloßen Boden. Außer Vincenz Ruffo, mit welchem ich bald die innigste Freundschaft schloß, war der Marquis Berio da, ein Mann von ausgezeichneter Sittlichkeit und Gelehrsamkeit, und der Abbé Marino Guarano, erster Lehrer der Rechtswissenschaft an der Universität. Hier fand ich auch meinen Freund Jerocades wieder, der nächst Ruffo wegen seiner Charakterfestigkeit und Gerechtheit meine ganze Bewunderung besaß. Ferner befanden sich bei uns mehrere Cölestinermönche von San Pietro a Majella, unter ihnen Pater Caraffa; überdieß viele gelehrte Männer und endlich eine Menge Narren. Letztere hatte man zugleich mit ihren Wächtern aus dem Hospital der Unheilbaren hieher gebracht, weil die jungen Studirenden der Medizin von den Fenstern desselben aus ein lebhaftes Feuer auf die bourbon'schen Truppen unterhalten hatten, als sie am Largo delle Pigne dahinzogen. Die erbitterten Soldaten hatten das Hospital mit Sturm genommen, eine Menge der darin befindlichen Personen augenblicklich getödtet, die Uebrigen aber gefangen genommen, und unter ihnen viele Narren, von denen man glaubte, daß sie sich nur krank stellen, um ihren Feinden zu entrinnen. Einer dieser armen Wichte führte einen höchst unglücklichen Auftritt herbei, den wir mit ansahen. Er schlug einen der königlichen Offizire ins Gesicht; dieser lief zu den Waffen, stürzte, sobald er sich von Feinden umgeben sah, wüthend auf den Narren los und spaltete ihn mit einem Säbelhieb in zwei Theile. Während dieser Zeit feuerten die Schildwachen, die auf der Steaße vor dem Kornhaus aufgestellt waren nach den Fenstern herauf, so daß mehrere von uns verwundet und sogar getödtet wurden. Die Verwirrung und der Schmutz unter diesem Haufen halbnackter, unglücklicher Menschen waren so grauenhaft, daß wir beinahe den Verstand darüber verloren." Von den bald darauf

Digitized by Google

erfolgten Hinrichtungen erhalten wir ein eben so grauenhaftes Bild. „Einige Tage nach der Hinrichtung sah der König vom Schiffe herab, das ihn nach Neapel führte, einen Leichnam auf dem Wasser treiben, der in halb aufgerichteter Stellung, mit triefendem Haare auf ihn zuschwamm. Die bleichen Züge erkennend rief er entsetzt: „Garacciolo!“ wendete sich bebend ab und fragte: „Was will dieser Todte?“ Als der Kaplan mit andächtiger Stimme erwiederte: „Ein christliches Begräbniß!“ befahl er es ihm zu verschaffen und zog sich sinnend in sein Gemach zurück.“

Der junge Pepe kam mit ewiger Verbannung davon und ging nach Frankreich, um sich bei der dort gebildeten italienischen Legion anwerben zu lassen. Darauf machte er den Feldzug von Marengo mit, hatte aber bald seine Freude mehr an den Franzosen, weil er bemerkte, daß ihnen Freiheit und Republik ganz gleichgültige Dinge wurden, und daß der militärische Ehrgeiz und das monarchische Element allein vorzuherrschen anfingen. Er ging daher nach Neapel zurück und gab sich in seiner jugendlichen Unbesonnenheit der thörichten Hoffnung hin, durch eine Verschwörung daselbst das Königthum stürzen zu können, während in Frankreich selbst die Republik ihrem Ende nahe war. Die Verschwörung wurde entdeckt und der junge Pepe befand sich zum zweitenmal in den Kerkern Ferdinands IV. in Sicilien, in denen er drei Jahre lang schmachtete, bis man ihn und viele andere Gefangene freiließ, um sich ihre Unterhaltungskosten zu ersparen. Neapel war unterdeß abermals von den Franzosen besetzt und Napoleons Bruder Joseph daselbst zum König eingesetzt worden. Pepes Hoffnungen, seinem Vaterlande die politische Freiheit erkämpfen zu können, war also abermals vereitelt. Er mußte sich damit zufrieden geben, daß unter dem neuen Könige wenigstens viele alte Mißbräuche verschwanden, und trat deßhalb in seine Dienste. Der Kampf an den Küsten wüthete fort, da die Engländer häufig landeten. In einem Gefecht gegen die Engländer wurde Pepe zum drittenmal gefangen, kam aber auch diesmal glücklich davon, und betheiligte sich 1808 bei Napoleons Expedition nach Korfu. Als in demselben Jahre Murat König von Neapel wurde, nahm er Pepe zum Ordonnanzoffizier an und hielt ihn hoch, weil derselbe sich namentlich bei der Organisation der neapolitanischen Milizen viel Verdienst erworben hatte.

Damals zeigten sich die ersten Spuren des Karbonarismus. „Der Unmuth gegen die Regierung Murats, sagt Pepe S. 275, wurde verstärkt durch die unmenschliche Verfolgung der Karbonari, von denen mehrere Mitglieder aufs Grausamste hingerichtet wurden. Die Lehre der Karbonari hatte trotz aller Gegenmaßregeln in Kalabrien zuerst sehr Wurzeln gefaßt, binnen sehr weniger Jahre über ganz Italien sich verbreitet und war von Korfika aus selbst in Frankreich eingedrungen. Ich habe die Art ihrer ersten Begründung in Kalabrien niemals erfahren können, und ihr Ursprung bleibt noch für viele ihrer wärmsten Anhänger ein Geheimniß. Was der Historiker Botta darüber erzählt, ist weiter nichts als die willkürlichste Auffassung eines Romanschreibers. Ich werde mich auf die Bemerkung beschränken, daß die Engländer, sobald sie die Entdeckung gemacht, daß die Karbonari in Kalabrien festen Fuß gefaßt hatten, eine Korrespondenz mit ihnen eröffneten und ihnen eine ähnliche, Verfassung versprachen, wie sie den Einwohnern Siciliens gegeben.“ In einer Anmerkung des Herausgebers wird hinzugefügt: „Botta leitet den Ursprung der Karbonari von einigen Republikanern her, die aus Neapel vertrieben sich in die abgelegensten Schlupfwinkel der Abruzzen und Kalabriens geflüchtet und dort auf Anstiftung der Engländer, die den Haß derselben gegen die Franzosen zu Gunsten ihrer eigenen Plane benützen wollten, einen Bund gestiftet hätten, der von den in jenen Gegenden häufigen Kohlenbrennereien seinen Namen bekommen. Colletta hingegen behauptet, im Jahre 1799 verbannte Neapolitaner seyen in der Schweiz und in Deutschland in eine geheime Gesellschaft eingewebt worden, die sie später nach Neapel verpflanzt. Aus dieser habe sich der Karbonarismus entwickelt, anfangs unter dem Schutze der Regierung, die sich von dem damaligen Polizeiminister, Magbella aus Genua, habe verleiten lassen dieselben zu dulden und zu fördern, bis der Staatsrath Dandolo König Joachim aufmerksam gemacht, daß diese Sekte republikanische Zwecke habe. Carraccosa endlich sagt, die allgemeine Meinung sey, der Karbonarismus sey 1807 von einigen Offizieren eines Schweizerbataillons im französischen Dienste zu Capua gestiftet worden, von wo er sich hernach im ganzen Königreich verbreitet habe.“

Pepe nahm keinen Theil an der ohnmächtigen Bewegung der Karbonari, sondern zog es vor, das neapolitanische Kontingent anzuführen, welches nach Spanien geschickt wurde und hier sein Volk für den Heldenruhm zu erziehen. Er berichtet uns nicht ohne sichtbare Selbstgefälligkeit, wie musterhaft er sein Korps organisirt, verpflegt und disciplinirt habe. Dabei erzählt er unter anderm eine lustige Anekdote. „Beim Antritt meines Marsches glaubte ich mich der zahlreichen Weiberbanden entledigt zu haben, welche dem Regiment von Saragossa an die französische Grenze und wieder zurück zu folgen pflegten. Sie hatten sich nicht blicken lassen, und so meinte ich bereits, das meine Strenge die gewünschte Wirkung gehabt habe. Aus diesem Irrthum weckte mich inzwischen einer meiner Adjutanten, welcher mir meldete, daß von den Weibern, die der Brigade von Valencia her nachgezogen, etwa hundert in Saragossa zurückgeblieben seyen und sich bereit halten, der Kolonne zu folgen. Auf dem ersten Tagmarsch sah ich bloß die patentirten Marketenderinnen; aber nun meldete mir derselbe Adjutant, daß ein Theil der weiblichen Bande drei Stunden früher als die Kolonne, der andere drei Stunden später aufgebrochen sey, um nicht gesehen zu werden. Auf dem zweiten Tagmarsch schickte ich eine Truppenabtheilung und einige Stunden später ein zweites Korps von der Kolonne ab und ließ die Weiber alle zusammen verhaften. Aber was sollte ich mit ihnen anfangen? Wie sollte ich ihre Rückkehr verhindern? Plötzlich kam mir ein Gedanke, den ich sogleich in Ausführung brachte. Ich befahl den Regimentsfeldscheerern ihnen ihr ganzes Haar abzuschneiden, ihre Köpfe zu rasiren und sie in diesem Zustand den Blicken der Soldaten preiszugeben, deren Neigung sich jetzt in Spott verwandelte; zugleich brohte ich alle zusammen in die Gefängnisse von Saragossa bringen zu lassen, im Fall sie sich unterstehen sollten dem Regiment noch weiter nachzuziehen. Nachdem ich auf solche Art diese weibliche Horde abgeschüttelt und die in der Armee früher so verwiegenden poetischen Gelüste vertilgt hatte, begann ich freier aufzuathmen.“ — Wie viel Verdienst sich aber auch Pepe erwarb, sein italienischer Patriotismus brachte ihn doch in Gefahr. Eine Aeußerung, die ihm als Unbotmäßigkeit gegen die Omnipotenz Napoleons ausgelegt wurde, brachte ihn sogar in Arrest, doch ging er aus diesem Verleumdungsprozeß siegreich hervor.

Der spanische Krieg endete mit Napoleons Unglück. Pepe kehrte nach Neapel zurück in der Zeit, in welcher Murat sich von Napoleon abwandte und der Allianz anschloß. „Murat war ein Karl XII. im Feld, aber auch ein Franz I. an seinem Hof. Einer Dame seines Hofes, selbst wenn sie nicht seine Geliebte war, eine Gunst zu versagen, hätte er für eine Schandlichkeit gehalten. Ueberdieß waren die in das neapolitanische Heer aufgenommenen Franzosen größtentheils Leute, die nicht viel taugten, denn die wahrhaft fähigen dienten in Frankreich selbst, die andern aber, die in Neapel Dienste gesucht, wollten nichts als ein lustiges leben führen und ihr Glück machen. Da die

Digitized by Google

Meistern von ihnen hohe Posten bekleideten, zu welchen sie durch keinerlei Erbrecht berechtigt waren, so war es bloß eine natürliche Folge, wenn die Armee zu Grunde ging. Der Sold wurde zwar sehr regelmäßig ausbezahlt, aber in der Privatverwaltung der verschiedenen Korps sah man keine Spur von Ordnung und Disciplin. Um mein Regiment gebührend und meinen eigenen Begriffen gemäß zu organisiren, bedurfte ich all des Ansehens, das ich in Spanien besessen hatte, in Neapel aber nicht genoß. Dort verband man alle meine Wünsche sogleich, nicht bloß weil ich es mit Betteraen zu thun hatte, sondern weil auch der Sold um so patriotischer wird, je weiter er von seiner Heimath entfernt ist. Als ich Spanien verließ, war ich voll von politischen Hoffnungen; aber als ich die Art und Weise sah, wie der König sich die durch Napoleons Mißgeschick erworbene Unabhängigkeit zu Nutzen machte, da verfank ich in eine so tiefe Betrübniß, daß ich die Armee beinahe gänzlich verlassen hätte." Ueber den Abfall Murats von Napoleon sagt Pepe: „Joachim schrieb dem Kaiser, er habe 30,000 Mann bereit, um ihre gemeinschaftliche Sache aufrecht zu erhalten. Napoleon antwortete, die 30,000 Mann sollten an die Ufer des Po geschickt werden, um daselbst seine weitern Befehle zu erwarten. Diese Mittheilung erhielt der König als er eben mit seiner Gemahlin Pompeji besuchte. Murat gerieth den Brief, warf ihn auf den Boden, zerstampfte ihn mit den Füßen; sodann sat er die zerstreuten Bruchstücke zusammen, lehrte eilig nach Neapel zurück, versammelte seine Minister und sagte zu ihnen: „Meine Herren, der Kaiser mißtraucht mich auf die unverantwortlichste Weise, er behandelt mich nicht besser, als wenn ich ein Korporal wäre." Hätte der Kaiser, statt Joachim durch solche Geringschätzung zu verletzen, die Selbstliebe des Königs durch seine gewöhnlichen Lobsprüche gekitzelt und ihn an die Spitze aller Italiener sowohl als der von dem Vicekönig, welchem man leicht eine andere Verwendung geben konnte, kommandirten Franzosen gestellt, so hätte der heldenmüthige König von Neapel mit einer Armee von mehr als hunderttausend Mann Wien erzittern gemacht. Aber dieses Glück war weder Italien noch Frankreich vorbehalten, denn maßloser Ehrgeiz hatte bereits den Genius Napoleons gewissermaßen mit Blindheit geschlagen. Das Jahr zuvor hatte der Kaiser in einem merkwürdigen Tagesbefehl den Prinzen Eugen auf Kosten Joachims bis in den Himmel erhoben, und nun ließ er diese beiden Nebenbuhler in Italien, wo ihre gegenseitige Eifersucht eine Heeresmacht von nahezu hunderttausendtausend Mann, die aus der ganzen Halbinsel zu gewinnen waren, und etwa dreißigtausend Franzosen, die in der Lombardei standen, gänzlich lähmte. Unter einem fähigen General hätten die genannten Truppen das Schicksal des französischen Reiche sicherlich anders gestaltet."

Dennoch kann Pepe, wie viele Schuld er auch auf Joachim Murat wälzt, von dessen Anbenken nicht scheiden, ohne seine Großherzigkeit zu preisen. „Murat musterte mehrere Bataillone auf dem Marsefeld, als mitten im Feuer ein Stabsoffizier in der Nähe des Königs durch eine Kugel verwundet wurde. Der Verwundete hatte so unmittelbar hinter dem König gestanden, daß man glaubte, die Kugel sey für Se. Maj. selbst bestimmt gewesen, und was die Sache noch ernsthafter machte, der Schuß war von einem Bataillon der königlichen Garde ausgegangen, unter welchem viele Karbonari sich befanden. Die Offiziere in der Umgebung des Königs ersuchten ihn das Feuer augenblicklich einstellen zu lassen, aber er erwiderte ihnen lächelnd: „Ihr glaubt also die Kugel sey absichtlich auf mich abgefeuert worden; aber Ihr seyd im Irrthum, denn Kinder wünschen nie den Tod ihres Vaters." So sprechend ritt er vor die Front jedes einzelnen Bataillons und kommandirte Feuer. Diese Unerschrockenheit des Königs verscheuchte alle feindseligen Gefühle, welche die karbonarisch gesinnten Soldaten im Geheimen gegen ihn gehegt haben mochten."

Den Schluß dieses ersten Bandes bildet eine allgemeine Betrachtung über den Aufstell, den Italien an den Kämpfen Napoleons genommen und woraus dem Verfasser zu erhellen scheint, daß man unendlich mehr Achtung vor der italienischen Tapferkeit hegen sollte, als es der Fall zu seyn pflegt. „Um die Kriegslust der Bewohner dieses Landes gehörig zu würdigen, mag die Bemerkung dienen, daß während der achtzehn Jahre ihrer Verbindung mehr als dreimalhunderttausend Mann unter der nationalen Fahne fochten; eine Thatsache, welche durch neuerdings veröffentlichte Urkunden bewiesen ist. Noch größer ist die Zahl der Italiener aus den übrigen Theilen der Halbinsel, welche glorreichen Antheil an diesen Gefechten nahmen. Wenn im Verlauf dieses hartnäckigen europäischen Kampfes zwei Söhne Italiens, Buonaparte und Massena, die Zinnen des Ruhms erstiegen, obschon nicht an der Spitze italienischer Truppen, so darf man glauben, daß, wenn der Erstere als Herr unseres Schicksals sich entschlossen hätte, das Separatkommando über unsere nationalen Truppen italienischen Generalen zu übertragen, die Pescara, die Sforza, die Trivulzi, die Farnesi, die Spinola, die Montecuculi und andere Namen von gleich berühmtem Klange nicht ausgeblieben wären. Aber was nun auch sein Grund seyn mochte, Napoleon stellte niemals auch nur zwei italienische Divisionen unter das Kommando eines Eingeborenen."

Wir halten diese Bemerkungen Pepes gerade in unsern Tagen für sehr beherzigenswerth. Deutschland wird wahrscheinlich bald alle Ursache haben, sich gegen den italienischen Ehrgeiz in Verfassung zu setzen, denn keine Antipathie gegen das ehemalige Metternich'sche Oesterreich kann die Thatsache ändern, daß jetzt Deutschland für Oesterreich büßen muß.

Man muß das Recht der Nationalitäten achten. Wollt ihr frei seyn, so müßt ihr auch gerecht seyn, ist das Wahrste, was je zu den Völkern gesagt wurde. Deßhalb ist es auch ein schöner Beweis deutscher Humanität, daß gerade von Deutschland aus immer behauptet und wiederholt worden ist, Italien und Polen müßten die Unabhängigkeit ihrer Nationalität wieder erringen, trotz dem, daß die Abhängigkeit dieser Völker Deutschland zum Vortheil gereichte. Den egoistischen Franzosen ist es nie eingefallen, zu sagen, das deutsche Elsaß und Lothringen solle sich wieder von Frankreich trennen und mit Deutschland vereinigen; während es uns Deutschen ganz geläufig geworden ist, zu sagen, das preußische und österreichische Polen solle sich mit dem übrigen Polen wieder zu einem Reiche vereinigen, und eben so die österreichische Lombardei mit dem übrigen Italien. Der Deutsche erscheint in dieser Beziehung also außerordentlich edel, uneigennützig, großmüthig. Allein er sollte es nicht mit Uebereilung und nicht auf Kosten der politischen Dichtheit und des eigenen nationalen Interesses seyn. Alle Nationen, die je mit uns im Verband waren, freigeben, ehe die von uns getrennten echt deutschen Bestandtheile wieder mit uns vereinigt sind, heißt offenbar das Vaterland schwächen. Indem wir Italien und Polen freigeben ohne die geringste Aussicht, Elsaß und Lothringen, die Schweiz, Belgien und Holland und die deutschen Oesterprovinzen dafür einzutauschen, entwaffnen und entkleiden wir uns, um dem uns feindlichen Nachbar desto mehr Blößen zu geben. Auch erscheint es nicht ganz natürlich, daß so viele Deutsche für die Wiederherstellung Polens und Italiens schwärmen, während nicht nur Niemand an die Wiedererwerbung des Elsasses denkt, sondern auch nicht einmal rechter Beachtung genommen ist auf die Erhaltung unserer bis jetzt bestehenden Westgrenzen.

Sodann pflegen nationale Reaktionen immer weiter zu gehen, als anfangs geglaubt wurde. Kaum ist Italien frei, so

Digitized by Google

verlangt es auch schon Südtirol und wird Triest verlangen. Kann geht ihr Polen frei, so verlangt es auch schon die Mündungen seiner Flüsse und will Danzig und Königsberg haben, wo nicht gar Oberschlesien und Böhmen. Posen, die Citadelle von Berlin, das einzige Bollwerk gegen das so nahe Slaventhum, soll eine slavische Festung werden, ein Bollwerk gegen Berlin. Als ob die Polen weniger feindlich gegen Deutschland seyn würden, als die Russen! Die Großmuth ist etwas sehr Edles und in gewissem Sinn auch die einzig wahre Politik, aber sie darf nicht die zum Wüthen gegen die eigene Existenz getrieben werden, sonst entehrt sie sich und wird lächerlich.

Novellen.

Unsere junge Mädchenwelt. Eine Galerie lebender Bilder von J. M. Dresden, Adler und Diebe, 1848.

Obgleich diese Bilder nur zu treu der Wirklichkeit entlehnt sind, hätte die Verfasserin sie doch nur als Ausnahmen, nicht als die allgemeine Regel bezeichnen sollen. Es ist wahr, eine Menge junger Mädchen werden zu höheren Ansprüchen erzogen, als daß sie dieselben nachher im Leben befriedigen können. Eine Menge junger Mädchen bleiben ihren und helfen sich in der Unnatur ihrer Lage mit allerlei bizarrem Trost. Allein so viele ihrer sind, so ist es doch immer noch eine sehr kleine Minderheit in Vergleich zu den Mädchen, welchen ein besseres und natürlicheres Loos beschieden ist. Einmal trifft jenes Mißgeschick nur Töchter der höhern und gebildeten Klassen, nicht auch die unendliche Mehrheit aus dem niedern Bürgerstande und auf dem Lande. Sodann werden doch wohl auch unter den höhern Klassen viel mehr Mädchen verheirathet als nicht, und unter den unverheiratheten ist doch auch die Verbildung nicht so gar allgemein. Wir möchten daher die junge deutsche Mädchenwelt im Durchschnitt keineswegs nach den vorliegenden Skizzen beurtheilen.

Sofern sie nun aber doch eine wirklich vorhandene Mädchengattung vortrefflich charakterisiren, können wir das Buch nur empfehlen. Es liegt viel Belehrung und Warnung für junge Mädchen darin, die etwa im Begriff seyn sollten, auf den einen oder andern der bezeichneten Abwege zu gerathen.

Zuerst wird die falsche Aufklärung eines gebildeten Mädchens, die in einer sonnigen aber wenig gebildeten Familie erwächst, als schädliche Wirkung des Unterrichts und der Lektüre sehr gut und treu aufgefaßt. Ein junger weiblicher Gelehrtenkopf, ohne Lebenserfahrung, ohne Pietät, dem um den Schnabel nur ein Paar rationalistische Flocken angeflogen sind, verstößt leichtsinnig den Frieden des Hauses. Das zweite Bild zeigt uns ein gelehrtes Mädchen, das zwar einen Mann findet, aber nur um ihres Geldes willen, und dem sie das Leben zur Hölle macht. Im dritten Gemälde blicken wir in die sogenannte verschämte Armuth hinein und in den Jammer des Gouvernantenlebens. Dann folgen, gut damit kontrastirend, Bilder des gelangweilten Reichthums und der weiblichen Blasirtheit, endlich noch Schilderungen des in der Mannweiberei und Emancipation hervortretenden Extremes.

Mit der Einschränkung, daß doch nur von Ausnahmen, wenn auch noch so zahlreichen, und nicht von der Regel die Rede ist, verdient folgende Charakteristik alle Beherzigung: „Die Welt wird überschwemmt mit Wesen, die sich unbefriedigt, gelangweilt, entwürdigt und betrogen meinen, und die jungen Mädchen der Gegenwart bilden nicht den kleinsten Theil dieser Mißvergnügten. Was früher für sie Genuß gewesen wäre, gereicht ihnen jetzt zum Ekel. Sie belächeln mitleidsvoll die Wenigen, die noch manchen Dingen einen Reiz abzugewinnen wissen, welche ihnen schaal und stumpf erscheinen. Diese leichter zu Befriedigenden sind nach der Ansicht der Uebersättigten die Oberflächlichen, aber doch, sie müssen es zugeben, die Glücklicheren. — Wir möchten sagen, mit verbundenen Augen gehen unsere jungen Mädchen durch die Blumenauen der Jugend, ihr Fardenglanz hat sich in Nacht gehüllt, sie tappen rechts und links, sie stoßen sich die Füße wund an spitzigen Gestein, und anstatt die Blume zu pflücken, ihren Duft einzusaugen und sich an ihrer Farbenpracht zu erfreuen, zerlegen sie dieselbe, zählen ihre Fasern, betrachten ihrem Kelch durch ein Mikroskop, studiren ihren Bau und bringen sich um den reinen Genuß, ohne einen reellern dafür einzutauschen. Das sind die Grübelnden, die Philosophinnen. Ihre Zahl schwillt von Tag zu Tag. Sie streiten, sie prüfen, sie forschen, aber sie sind nicht glücklich; denn eine spekulative Kälte regiert ihr Handeln, eine traurige Hoffnungslosigkeit erfüllt ihr Gemüth. — Die Wenigen, die Pluto's Füllhorn überschüttet, die sich keinen Wunsch versagen dürfen, die geistige und leibliche Genüsse aus dem goldnen Quell des Reichthums schöpfen, auch sie können wir nicht glücklich nennen. Entweder sind sie erschlafft, übersättigt und gehören zu den Blasirten, die verzweifelnd dem Schaum vom Becher der Lebenslust gekostet und denen die stete Süße widert, oder sie sind von Mißtrauen gepeinigt, denn die Furcht verläßt sie keinen Augenblick, daß nicht sie selbst, sondern ihr Besitzthum die Freunde um sie versammelt, und daß mit dem Verlust jenes auch diese sich verlieren würden. Sie glauben an kein Herz, an keine Aufrichtigkeit, an kein redliches Gefühl, die armen Reichen. Eine Abgewogung von diesen Bildern derjenigen, welche den Entschluß gefaßt haben, jeder Täuschung auszuweichen und sich unabhängig von Andern zu erhalten, die sich der Kraft bewußt sind, ohne Stütze durch das Leben zu gehen, die sich berufen fühlen, ihrem richtigen Takt und ihrer Einsicht allein zu vertrauen, die ihre Schritte nicht abmessen mögen nach denen eines Begleiters, die rasten wollen, wo es ihnen beliebt, und weiter eilen, wo es ihnen nicht mehr gefällt, die keinen Kampf scheuen, ihr gutes Recht zu vertreten, und keinen Widerspruch dulden. Diese sogenannten Emancipirten fassen immer festeren Fuß, schreiten immer kühner und sicherer einher, und fühlen sie sich auch nicht glücklich in ihrem kalten Selbstgenügen, so möchten sie doch die errungene Scheinfreiheit um keinen Preis verlieren. — Viele dieser Schwärmerinnen, die sich durch Täuschungen schablos halten, waren schon in der Wiege bestimmt, zu resignuren. Geduld, Enthaltsamkeit, Demuth waren die drei Taufpathen, deren Thränen auf des Kindes Gesicht herabfielen und es zur Entsagung weihten. Aus diesen Wiegen blühten zwar hübsche und gute, aber arme Mädchen auf, denen von Anfangan gewehrt ward, daß sie keine Ansprüche zu machen hätten. Sie überzeugten sich von der Wahrheit dieser Lehre im Verlauf ihrer Jahre, und dieser Klasse entsprungen die sogenannten Gelehrten. Mit der Verpflichtung belastet, für ihre Zukunft später selber Sorge tragen zu müssen, ist ihr Streben dahin gerichtet, Kenntnisse zu sammeln, ihr Gedächtniß zu beschärfen und ihre Begriffe zu erweitern, um später als Lehrerinnen und Gouvernanten aber Gefelschaftssäulen zu figuriren und sich ihr saures Brod zu erwerben. Traurigen Schicksal, zu einer Zeit jung seyn zu müssen, wo die Schönheit nichts gilt, die Liebe belächelt wird und der Eigennutz sein Scepter schwingt, wo Ritterdienst und treue Minne ein veralteter Begriff, wo Herzensgüte und Häuslichkeit nicht in Anschlag gebracht werden, wo der Spekulationsgeist herrscht und in seinem Wappen ein Geldbeutel prangt. Nicht zu verwundern ist es, wenn sich die junge weibliche Nation gegen diesen Herrscher auflehnt, zu den Waffen greift, sich der ihm zu schützen; daß sie sich in diesem Kampfe zu männlichem Heldenmuth aufschwingen will und dabei unweiblich erscheint."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 40. Dienstag den 6. Juni 1848.

Aphorismen.

Spreu. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Aus diesem Buche spricht ein, wie man bald inne wird, nicht mehr junger, aber noch sehr reger und keineswegs lebensmüder Geist. Es sind nur hingeworfene Gedanken, ohne Klassifikation und durch kein anderes Band verbunden, als durch das der sie äußerenden Persönlichkeit, aber diese letztere zeigt sich uns, wenn wir nur einige Blätter aufgeschlagen haben, von einer liebenswürdigen Seite. Der Verfasser ist nicht nur duldsam gegen Andersdenkende, sondern ordnet sich auch gern da unter, wo ihm ein großer Geist oder ein reiches Wissen entgegentritt und gebricht: „Viele trachten nach Gesellschaft mit kleinen Leuten, um sich zu zerstreuen; ich sehne mich nach der Einsamkeit mit großen Männern, um mich zu sammeln, und bin überhaupt am glücklichsten mit Personen, die mir überlegen sind." Dieses Ausschließen der Eitelkeit ist eben so selten, als es dem Leser wohl thut. Ein zweites erfreuliches Moment in dieser Gedankensammlung ist der Freimuth und Wahrheitssinn; man sieht, der Verfasser ist über jede Selbsttäuschung hinaus.

Um nur einigermaßen den Geist des Verfassers zu bezeichnen, wählen wir aus der bunten und zerstreuten Menge von Aphorismen zuerst einige politische aus: „Die nothwendigste Eigenschaft für einen Herrscher ist der gesunde Menschenverstand. Wer geniale Whime darüber hinaussetzt, macht sich und Anderen das Leben sauer.

Der Springer im Schachspiele ist kein Muster für königliche Bewegungen, und doch bewegen sich manche Könige in seiner Weise.

Ein Volk ist nie leichter zu revolutionieren, als wenn vorher alles Körper- und Genossenschaftliche vertilgt ward. Vereinzelte geben sich nur zu leicht jeder Gewalt preis.

Es gibt so wenig eine an sich und überall vollkommene Verfassung, als einen allgemein passenden Schuh.

Nicht bloß der ist revolutionär, welcher alle Dämme niederreißt; sondern auch der, welcher sie quer in den Strom hineinbaut.

Das Eigenthum hat nicht bloß Rechte, es hat auch Pflichten. Das hat man z. B. in Irland und Galizien vergessen.

Manche Prinzen bekümmern sich um Alles; — nur nicht um das, was ihr eigentlicher Beruf erfordert. Sie verlehren mit Malern, Bildhauern und Musikern, lassen sich erzählen von Polypen, Infusorien, Korallen, Elephanten und Seehunden, besehen Kunstausstellungen und Naturausstellungen, haben ihr Freude an Hasen und Hirschen, gehen abwechselnd auf die Jagd und in die Kirche: — aber Geist und Sinn der Völker, Weisheit und Thorheit der Könige, Kunst des Vermittelns und Herrschens, Reinigung von herkömmlichen Vorurtheilen, falscher Hoffnung und falscher Besorgniß; das Alles bleibt ihnen in der Regel fern, und sie haben eine Scheu vor denen, welche hierüber weissagen könnten."

Wir fügen einige Aphorismen über Glauben und Wissen, Religion und Kirche hinzu: „Viele, die in der Zeitlichkeit bloße Nullen sind, stellen sich an, als würden sie in der Ewigkeit äußerordentlich wichtige Rollen spielen.

Das Lebensprinzip des Protestantismus ist Freiheit, des Katholicismus Gehorsam; und doch kann in Wahrheit jener nicht ganz des Gehorsams, dieser nicht der Freiheit entbehren.

Die Zeit gibt seinen unumstößlichen Beweis für die Trefflichkeit einer Sache. Das Alte kann gut, es kann schlecht seyn; das Verhalten, wie das Verändern, kann Lob oder Tadel verdienen. Die konservativen Heiden stimmten gegen das Christenthum, die konservativen Katholiken gegen den Protestantismus. Entschiede das Alter, so müßten wir vielleicht Schwaiten oder Buddhisten werden; entschiede das Neue, so wäre John Smidt der rechte Prophet, und der Mormonismus so wie das Neuste, so das Beste des Jahres.

Es ist nicht folgerecht, alles Republikanische im Staate und alles Monarchische in der Kirche zu verwerfen.

Die große (zu übertriebene) Verehrung der Madonna hat ihren natürlichen Grund zum Theil darin, daß in der stufenartigen Entwicklung des Göttlichen, oder doch Höheren, die weibliche Seite nicht ganz fehlen darf, oder durch bloße Begriffe zu ersetzen ist.

Wer Gott nicht in dem Nächsten fühlt und erkennt (in Morgen- und Abendroth, Pflanzen und Blumen), der wird ihn auch mit philosophischen Fernröhren nicht auffinden, und aus den metaphysischen Destillationsanstalten zwar einen Spiritus rector, aber keinen lebendigen Gott der Liebe mitbringen. Glücklich, wer das Nächste und Fernste, Anschauung und Begriff, Gefühl und Erkenntniß, Glauben und Wissen in Uebereinstimmung gebracht hat und sich nicht thöricht einbildet, die Hälfte sey als das Ganze."

Ueber Philosophie finden sich viele Aphorismen, worin das Schulmäßige und Unpraktische mit Recht verspottet wird. Eben so über die Pedanterie auch in andern wissenschaftlichen Disciplinen, z. B. „Wer immer dasselbe denkt, denkt (alle Bewegungen ausschließend) eigentlich gar nicht; aber seine Gedanken sind doch verhelzt und verkrint. — Eine Uhr, welche immer dasselbe zeigt, ist nicht aufgezogen, oder abgelaufen; — gewiß unbrauchbar.

Die Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei der altdeutschen Philologen ist nicht geringer als die mancher altklassischen. Beide loben und langweilen sich untereinander, während das Publikum gegen ihr Treiben immer gleichgültiger wird."

Digitized by Google

Daran schließen sich Artheismen über Poesie und Literatur, worin sich viel Treffendes und Freimüthiges findet. „Nachdem man lange die Poesie nur in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu finden glaubte, sucht man sie jetzt unter dem gemeinsten Gesindel. Beides ist Aberglaube. Die Poesie ist überall und nirgends; aber nur die Wünschelruthe des echten Dichters trifft den echten Schatz.

Goethe's Faust beginnt mit dem umfassendsten, erhabensten Bestreben: er will (selbst mit Hülfe böser Mächte) die Schranken der menschlichen Natur durchbrechen, Gott und alles Göttliche erkennen und beherrschen. Ich erwarte Fortschritte und Kämpfe auf dieser Bahn, Seligkeit und Pein die solch ein Streben bereitet, solch ein Beruf herbeiführt, die Lösung hieher gehöriger Räthsel zur Lehre, Warnung, Besserung und Reinigung der in dieser Richtung liegenden Leidenschaften. Statt dessen treten alle jene Aufgaben, Räthsel, erhabenen tragischen Richtungen bald ganz in den Hintergrund, nichts darauf Bezügliches wird weiter und zum Ziele geführt; vielmehr verläuft sich der große Strom in den breiten See sentimentaler Liebesgeschichten, mit vielem an sich aber gar nicht nöthigen Unglück. Oder um in breiter Unglück zu gerathen, braucht man sich nicht auf Faustse hohes Pferd zu setzen und dem Teufel zu ergeben. Jeder Lieutenant kann (den Thatsachen und Ereignissen nach) solch eine Unglücksgeschichte erleben, und Don Juan hätte sich auch das Schmucktäschchen auf Borg verschafft, ohne den Teufel unmittelbar zu inkommodiren.

Wer jemals Mode war, kommt auch aus der Mode.

Geistige Wahlverwandtschaften (wie sie Goethe darstellt) beweisen nicht die Nothwendigkeit, sondern die Schwäche. Ein menschlicher Charakter ohne alle Schwächen wäre allerdings für die Poesie unbrauchbar. Fast alle männlichen Charaktere Goethe's leiden aber an allzu großer Schwäche (Werther, Meister, Eduard, Faust, Tasso, Clavigo, Egmont); es fehlt ihnen die Sicherheit tiefer Ueberzeugungen und die Energie praktischer Thätigkeit.

Viele unserer sogenannten Literaten verschneiden ihre eigene Zeugungskraft, um nur desto höher und lauter schreien zu können."

Endlich eine Menge großentheils sehr feiner Bemerkungen über Menschen und Leben, z. B. „Sehr wenige Menschen haben Sinn, Kraft, Entschluß für den Werth und das Gewinnen persönlicher Lebensfreiheit; sie können nur leben, befinden sich nur wohl in abhängigen Verhältnissen; — und doch schwatzen sie laut von öffentlicher Freiheit.

Es ist ein großer und häufiger Irrthum zu glauben, man werde liebenswürdig, weil man liebt.

Es ergab sich in einem Postwagen, daß einer reiselte auf schöne Gebäude, einer auf schöne Münzen, einer auf schöne Gegenden, einer auf schöne Pferde, Schafe und Ochsen. Als jemand zum Scherz sagte: er reise nach schönen Menschen, fand man dieß unerhört und unbegreiflich.

Die Zweikämpfe sind in unsern Tagen keineswegs zu betrachten als ein Ueberrest allzumuthiger Zeiten; sie entstehen meistens aus der Furcht für furchtsam gehalten zu werden.

Verliebte betrachten ihre Vorzüge durch das vergrößernde, ihre Fehler umgekehrt, durch das verkleinernde Glas. Nach der Heirath tritt oft das entgegengesetzte Verfahren ein, und Alle erstaunen über die Verschiedenheit der Ergebnisse.

Jede Liebe gibt mehr, als sie schuldig ist.

Nicht sollen tauchen mir in der Seele Gedanken, Erinnerungen auf, die ich innerhalb des jetzigen Lebens nicht unterzubringen weiß und einem früheren zuweisen möchte. In dem Augenblicke aber, wo ich sie recht festhalten will und zu einem sicheren Abschluß zu kommen suche, verschwimmen sie und sinken wieder in eine unergründliche Tiefe.

Niemand glaubt mehr an die Athene, wohl aber an seine eigene Weisheit; niemand mehr an die Aphrodite, wohl aber glaubt jeder, sein Schätzchen stehe höher, als die gottlose Göttin. Ueberhaupt ist der noch außen gestaltende, etwas über sich erkennende Polytheismus, in die Leute selbst hineingezogen, und geschmolzen oder sich stempelnde Götter und Göttinnen laufen auf allen Gassen umher.

Das Wissen ist eben so persönlich, als das Wollen.

Ich weiß oft von Anderen mehr, als von mir; eben weil von ihnen mehr zu wissen ist."

Dichtkunst.

Der Christbaum. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht von P. B. Rieinger, Professor in Kremsmünster. Augsburg, Rieger, 1848.

Eine sehr originelle Dichtung in kurzen zwanglosen Versen, beginnend mit dem Christbaum, bald aber über alles möglichs sich verbreitend, ein Strom der Dichtung, der das ganze Erdenrund umfassen möchte:

Dankbar uns an Christ zu freuen
Für die Gaben gottgebracht,
Labt uns lieblich sie ersonnen
In der heil'gen Mitternacht.

Geht drum in den Wald,
Ja hin schon zu alt;
Sucht vom frischen Busche drinnen
Mir ein Tannchen zu gewinnen,
Baum und Aeste;
Oder nehmt, wo Balsamfichten
Sich zu grünem Dunkel dichten,
Mir ein Stämmchen zu dem Feste.

Wenn ich so der Mildthat denke,
Die einst auf dem Boden lag,
O wie segn' ich die Geschenke
Doppelt am geweihten Tag!
Einst, so weit die Augen sahn,
Bis zum Eisesmeer hinan
Wae ein öder Plan,
Nur ein Wald,
Immer kalt,
Wohl viel tausend Jahre alt ꝛc.

So fährt der Dichter fort, ganz in demselben Sinn, wie Dante in seinem göttlichen Gedicht unter dem Walde den großen wilden Menschenwald verstand, die Wüste des Heidenthums zu schildern und vergleicht dann den von allen Bäumen auserwählten Christbaum mit dem Christenthum selbst:

Und der höchsten Cedern Riese
Steht der Baum schon auf der Wiese,
Ueberragt den kühnsten Traum,
Endet hoch im Sternenraum,
Der Gedank' erreicht ihn kaum;
Ueber Eich' und Zypressli
Steigen seine Wipfel viel;
Frei in Gottes Lüfte
Haucht er seine Düfte,

Digitized by Google

Traget Gerichte
Köstlichster Früchte,
Die ewiges Leben
Zum Gastmahle geben.
Lorbeer nicht noch keine Palme,
Nicht der Brodfrucht Riesenhalme
Stärken so ernstlich,
Bergen so viel Wonn' in sich.

Wie die Gaben des Christbaums, so werden auch die darauf entzündeten Lichter gedeutet und diese Symbolik zieht sich durch das ganze Gedicht hindurch. Allein episodisch flicht der Dichter, wie Schiller in der Glocke, treffliche Schilderungen aus dem Leben ein, sinnige Genrebilder, für deren Ausmalung er ein besonderes Talent bewährt. So veranlaßt ihn die Kinderweihnachtsfreude zu folgendem heitern Gemälde:

Alles, was die Frau gethan,
Fangen schon die Mädchen an.
Sie ranken und klettern
Auf Mahmen und Bettern,
Mit Drücken und Küssen
Sie zärtlich zu grüßen.
Sie hüpfeln und springen,
Und tänzeln und singen;
Und sie stuttern
Und geuttern,
Und verstehen
Ungesehen
Alles genau
Schon wie die Frau.
Sie kränzen die Töchtern
Und zeigen das Röchtern,
Und spenden kokette
Das Schüsselchen hin nette
Rothbäckig verbrämt,
Gar zimpfer verschämt;
Sie schuhpeln und schneiden
An Zeigen von Seiden
Und spielen mit Stecken
Kattunener Decken, —
Und das Gretchen, —
Ja das Gretchen
Müssen Mädchen
Bei den Gaben
Immer haben.

In einem andern Bilde zeigt uns der Dichter die Kinder unsichtbar von Engeln, wie von Amorinen umgeben:

Begibt sich das Heidchen zum kirchlichen Chore,
Wispflattern die Englein und flüstern am Ohre;
Wenn's schreitet auf Rainen, durch Wiesen und Wälder,
Wenn's spielet im Garten, wenn's wandelt durch Felder:
Unsichtbar die Kleinen mit Mägdelein gehen,
Und tanzen und lachen und flehten und wehen;
Sie sitzen im Grase und schlüpfen zu Blümchen,
Zu Blümchen, in Aehren und herzen das Mädchen,
Und haben den Tag sie verkürzet mit Lust,
So geh'n sie zu ruh'n in des Mägdeleins Brust.

Sie weiß nicht, wie's komme, doch stets muß sie lachen;
Denn Wonne entthronet den winzigsten Sachen,
Sie dreht sich im Kreise der heitern Gäste
Besuchend des Lebens gesellige Feste,
Und immer umkreisen sie freundliche Blicke,
Und wen sie begrüßet, der dünkt sich's zum Glücke.
Und sucht ihr den Himmel hienieden auf Erden:
Wo sie geht allein mag gefunden er werden;
Wo sie geht allein ist zum Himmel die Fahrt
Gehalten von Englein, die Niemand gewahrt.

Daran reiht sich auch das sehr sprechende Bild einer guten Hausfrau:

Von Reine und Frische
Glänzt Bette und Tische.
Sie regt' und bewegte
Die fleißigen Mägde,
Läßt melken die Kühe,
Macht lenige Butter
Von fettigem Futter
Nie rastender Mühe
Vom Abend zur Frühe;
Läßt waschen und scheuern,
Am Herde anfeuern, —
Hoch flackert die Flamme
Vom buchenen Stamme.
Da wallen die Töpfe,
Da sieden Kohlköpfe;
Da bratet vom Spanne
Das Huhn in der Pfanne;
Da füllt sie die Kanne
Und rufet dem Manne,
Wischt ab ihm den Schweiß
Der Wangen so heiß.
Die nahehaften Düfte
Durchwehen die Lüfte ꝛc.

Vom häuslichen Leben kommt der Dichter sodann auf das öffentliche, auf Kunst und Wissenschaft. In denselben kurzen Verse, von denen wir schon Proben mitgetheilt, charakterisirt er Baukunst, Plastik, Malerei, Musik, Dichtkunst und reiht im Strome seiner Verse eine Menge berühmter Künstler und Dichternamen mit fort, wie in einer gedrängten Kunst- und Literaturgeschichte. Ferner zieht es ihn hinaus in das politische Gebiet und auf die große Weltbühne. Da versetzt er sich mitten ins Getümmel der Schlachten:

Unter Roßeshufen
Sterbgeröchel!
Beine Knöchel
Nahm die Kartätsche;
Blutige Schmarren
An den Haaren,
Ein halber Kopf
Mit rothem Schopf
Ragt aus dem Blutgeträtsche.
Zerschmettert die Eisene,
Zu Tag das Gehirne
Voll Splittern von Beinchen
Und schmutzigen Steinchen!
Teufel tiefern
Zum Roßemehern
Uns geinfen dem menschlichen Wahn.

Nachdem der Dichter die Sünde und das Wehe der Welt kennen gelernt, kommt er auf den ersten Ursprung desselben zurück und gibt wieder eine sehr originelle Darstellung des ersten Sündenfalls:

Digitized by Google

Unmutter die hatte den Apfel gesehn,
Und mochte entzücket nicht vom Platze zu gehn;
Vergötternde Frucht zu genießen,
Zu wohnen fortan in den himmlischen Höhn,
Hat ab sie den Apfel gerissen.
Und als bei dem Risse die Klinge erklang,
Sprang frendig vom Lager die Sünde,
Und zupft' das Geeippe: „Den fusteren Gang
Folg' noch mir noch oben geschwinde!“ —
Er klappert zum Lichte der Schmeichlerin nach,
Da haben im Gehn sie mit teuflischer Sprach'
Uberde im Stillen genommen:
„Zu Eigen, was lebt unterm gurnen Dach,
Das müssen wir beide bekommen.
Ich will, spricht die Sünde, anlocken die Welt,
Will küssen mit süßester Lippe,
Und wenn sie bethöret an den Busen mir fällt,
So hane mit scheerer Hippe!“ —

So zogen verschworen das Pärchen zum Krieg,
Und zogen gen's Leben vom Siege zum Sieg,
Gen all', die die Erde bewohnen.

Weiter zeigt der Dichter, wie Christus in die Welt gekommen sey, sie von der Sünde zu erlösen, und nun beginnt das Gedicht apokalyptisch zu werden und steht in einer langen Vision den Untergang alles Irdischen voraus. Die Angst vor dem letzten Gericht wird sehr gut geschildert, wie überhaupt in dem Ausmalen seiner Züge der Natur unser Dichter Meister ist:

Die Natur will sich entfliehen,
Will zu den vier Winden ziehen,
Angst ist überall und Noth,
Wie zum Grund die Fische leeren,
So zum Nest die Vögel schwirren,
Alle Thiere wittern Tod.
Zu entgehn des Samums Schauren
Mahnet seines Triebs Verstand
Nieder das Kamel zu kauern
Mit der Nase in den Sand.

Einen langen Feuerstreifen
Sieht man gegen Aufgang schweifen,
Ein Komet ist's, dünkig roth;
In der Luft ist bange Stille,
Schier verdrücken ihre Hülle
Wie in Eisengusses Schloß.
Keines Baumes Blatt bewegt sich
In dem Thale, auf der Höh'.

Mit dem Untergange der Erde ist aber das Gedicht noch nicht geschlossen. Es folgt noch eine Darstellung der Höllenqualen, ganz dantesk, wie man sich denken kann, aber auch wieder in des Dichtess Art originell und nicht ohne den satirischen Zug, der sich in den niederländischen Höllenfratzen so bemerklich macht. Endlich werden aber auch die Wonnen des Himmels beschrieben, wobei sich der Dichter erlaubt hat, alle Reize der tropischen Natur auf das Paradies übertragen und es nicht bloß bei den einfachen Palmen und Bäumern bewenden zu lassen. Er vergleicht den Seligen mit einem Blinden, der auf einen hohen Berg gebracht und plötzlich sehend wird:

Führet ihn auf Gibellos Gipfel
Unter Pomeranzen-Wipfel,

Wo die Sonn' zuerst erwacht;
Laßt des wälschen Himmels Reine
Ihm zu Häupten azurn glühn,
Lasset alle Erdenhaine
Um die schöne Stelle blühn.
Schlinget gelbe, blaue Trauben,
Wo er stehet, um die Lauben.

Füllt die Haine mit Arrasen
Die auf Cypland Palmen sahen,
Bringt der Goldnen Pracht;
Scheuen soll's von Schmetterlingen
Mit Rubinglanz auf den Schwingen,
Goldefasane sein gedacht;
Heben soll man auf den Matten,
Gemse, Hirsche auf den Höhn,
Zinern zwischen Kokuskschatten,
Alpen, Büffe soll man sehn.

Ueber Land und Meer verbreiten
Sollen sich die Herrlichkeiten; —
Städte, Dörfer rund umher,
Bäche, Binnen, Gärten, Villen
Sollen ein die Gegend hüllen
Unabsehbar bis an's Meer;
Und entegen soll dem Strande
Wimpelbunt ein Mastenwald,
Schiffe dampfen frisch zum Lande
Hoch mit Schaum am Kiel umwallt;

Und wo fern die Blicke heben,
Soll die See sich sanft erheben,
Purpurn soll der Abend glühn,
Aller Edelsteine Arten
Sollen in des Meergotts Garten
Schimmern auf dem Zinthengrün;
Durch die Kühle sollen Düfte
Alle Sinne säufend wehn,
Wie sie durch Arabiens Lüfte
Vom Zehbir getragen gehn.

Laßt die Lieben in der Nähe
Stehen auf des Berges Höhe
Die zu schaun begehrt sein Liebn;
Wenn durch Augen Herzen gleiten,
Pflegt das Maß der Seligkeiten
Bis an seinen Rand zu gehn: —
Und nun nehmet von den Blinden
Plötzlich seines Sinnes Nacht,
Laßt ihn schauen, staunen, finden
Ungeahnter Weiten Pracht!

Man kann diesem seltsamen Gedicht vorwerfen, daß es zu viel auf einmal will und daß die Fülle des Stoffs wohl zu groß und ungeheuer erscheint, um sich der fast nur zufällig vom Dichter gewählten Einfleidung zu fügen. Man kann ferner auch an der Derbart etwas Willkürliches und Launenhaftes tadeln, das nicht immer mit dem Ernst des Inhalts übereinstimmt. Allein man wird doch dem Dichter eine große Begabung und kühne Originalität nicht absprechen vermögen. Wer fühlt nicht, daß hier eine echte frische reine Quelle der Dichtung ausspruhelt, wenn auch noch etwas wild und gewaltsam die Hindernisse vor sich herwälzend, welche so lange den Brunnen der katholischen Poesie verstopfte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41. Sonnabend den 10. Juni 1848.

Naturkunde.

Geschichtliche Darstellung des Galvanismus von Otto Ernst Julius Seyffer, phil. Dr. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Herr Seyffer hat mit unsäglicher Mühe hier alles übersichtlich zusammengestellt, was bisher in Theorie und Praxis des Galvanismus geleistet worden. Die Mühe war dreifach groß, weil er keine Vorarbeiten fand, sondern alles aus Zeitschriften und einzelnen zerstreuten Werken erst zusammensuchen mußte. Aber die Liebe zur Sache half ihm alle Schwierigkeiten überwinden.

Er zog es vor, den Galvanismus in seiner Theorie und Praxis nach seinen natürlichen Beziehungen zu Elektricität, zu Licht und Wärme, zum Magnetismus, ferner nach seinen physiologischen Wirkungen auf den lebendigen und todten Mechanismus, endlich nach seinen Beziehungen zur Chemie, zur Wasserzersetzung, zur Galvanoplastik ꝛc. zu erörtern, anstatt in chronologisch strenger Folge alle einzelnen gemachten Entdeckungen an einander zu reihen. Das ganze reiche Gebiet wird bei dieser Eintheilung um so leichter überschaut.

Der Galvanismus knüpft sich zunächst an die Elektricitätslehre und es brauchte sogar einige Zeit, bis man in ihm eine besondere, von der Elektricität verschiedene Naturkraft scharf erkannte. Der Name kommt her von dem italienischen Naturforscher Aloysio Galvani, der im Jahr 1790 ganz zufällig auf die Entdeckung kam. „Für Galvanis kranke Gattin wurden Frösche zubereitet; dieses that ein Gehülfe ihres Mannes; letzterer experimentirte im nämlichen Zimmer, in welchem seine Frau im Bette lag und an dem nämlichen Tische, an dem der Gehülfe die Froschschenkel zerschnitt, mit einer Elektrisirmaschine. Der Gehülfe brachte ein Messer mit dem entblößten Schenkelnerv in Berührung und jedesmal geschahen lemvulsivische Zuckungen an dem Froschschenkel. Alle Anwesenden bemerkten diese Erscheinung und waren darüber erstaunt; sie berathschlagten woher dieses wohl kommen könne und riefen hin und her, als Galvanis Gattin zu bemerken glaubte, daß diese Zuckungen nur stattfänden, wenn aus einem Kondukter der nahestehenden Elektrisirmaschine Funken gegogen wurden (es wurde ihr wegen dieser Bemerkung ein Sonett zu Ehren gedichtet). Alle kamen überein, daß diese Bemerkung die richtige sey, und Galvani stellte, mit der vertheilenden Wirkung der Elektricität unbekannt, sogleich weitere Versuche an, welche erst den Grund zur eigentlichen Entdeckung der neuen elektrischen Erscheinungen legten, die kurze Zeit nachher ihm großen Ruhm brachten und bis auf den heutigen Tag seinen Namen führen. Schon längst glaubte er an eine den Thieren eigenthümliche, mit der Elektricität ähnliche Kraft; es kam ihm also nichts erwünschter, als hierüber einige Bestätigungen zu erhalten und machte Versuche über Versuche. Eines Tages hing er präparirte Froschextremitäten mit Kupferdrähten an einem eisernen Gitter seines Gartens auf. Anfangs war keine Spur einer Bewegung an denselben wahrzunehmen; als er aber durch Zufall, oder um die atmosphärische Elektricität herbeizuleiten, einen der Drähte umbog, entstanden heftige Zuckungen. Hoch erfreut über dieses günstige Resultat seiner Bemühungen wiederholte er die Versuche im geschlossenen Raume und erhielt ähnliche Zuckungen; er setzte sie fort und kam endlich darauf, daß weder Elektricität von der Maschine noch aus der Atmosphäre dazu nöthig sey, die Kontraktionen hervorzurufen, daß vielmehr nur eine leitende Verbindung zwischen Nerv und Muskel stattfinden müsse, zu welcher er zwei heterogene Metalle, indem er den Nerv und Muskel damit armirte, am tauglichsten fand. Nichts lag nun näher, als daß er seiner Liebhaberei Folge leistete und alle Erscheinungen an den Froschpräparaten einer besondern thierischen Elektricität zuschrieb, indem er dem Nerv +, dem Muskel — Elektricität beilegte und die Metalle als diese Zwischenleiter betrachtete. Mit großem Enthusiasmus wurde diese Entdeckung und Hypothese von allen Seiten aufgenommen, da sie so manches Geheimniß in der Physiologie, vielleicht dasjenige der ganzen Lebenssphäre aufzuklären schien."

Erst ein anderer Italiener, der berühmte Volta, brachte die neue Entdeckung zur Vollendung, indem er die nach ihm benannte Säule erfand, in welcher Silber- und Zinnplatten abwechselnd über einander gestellt, die Spannung der Metalle am auffallendsten darlegten. Später entdeckte Oersted unter dem Namen des Elektromagnetismus den genauen Zusammenhang der Elektricität mit dem Magnetismus im galvanischen Prozeß. „Die vollkommenste, in allen Beziehungen mathematisch begründete Theorie des Elektromagnetismus und des Magnetismus überhaupt gab von Ansang an Ampère. Er gibt in derselben wie Oersted von der Annahme aus, daß Elektricität und Magnetismus identische Urkräfte seyen und sagt: elektrische Ströme, die in gleicher Richtung fließen, ziehen sich an, in entgegengesetzter Richtung fließende stoßen sich aber ab, überhaupt stoßen sich elektrische Ströme so lange ab, wirken anziehend aufeinander und bewegen die Leiter, an denen sie sich fortpflanzen, bis sie einerlei Richtung angenommen haben. Er unterscheidet zweierlei Wirkungsformen der Elektricität: 1) die mit Spannung versehene und 2) die in freier Strömung begriffene Kraft, welch letztere die magnetischen Erscheinungen hervorrufen könne. Alle magnetische Thätigkeit hänge von elektrischen Strömen ab und die allgemeine Wirkungsweise derselben sey eine richtende durch wechselseitige Anziehung, welche die

Digitized by Google

einander gleichlaufenden und die wechselseitige Abstoßung, welche die in entgegengesetzten Richtungen laufenden Ströme auseinander ausüben. Um nun alle Erscheinungen des Magnetismus genügend erklären zu können, nimmt er an, daß alle Magnete, Magnetnadeln u. s. w. von elektrischen Strömen in Ebenen, senkrecht auf die Axen derselben umkreist werden. Alle magnetische Anziehung und Abstoßung beziehen sich nicht auf die sogenannten Pole, sondern nur auf diese elektrische Ströme: immer müsse man auf die an ein bestimmtes Gesetz gebundene Richtung dieser Ströme achten und nur in Beziehung auf diese Richtung bilden sich Pole an den Magneten ꝛc." Hieran knüpfte sich später die schöne Entdeckung des elektromagnetischen Telegraphen.

Unterdeß waren auch die chemischen Wirkungen des Elektromagnetismus (Elektrochemie) weiter untersucht worden. Diese Untersuchungen und die darauf gebauten Theorien und den Streit der Gelehrten darüber erörtert Herr Seyffer mit einer Genauigkeit, von der wir hier auch nicht einmal eine flüchtige Skizze geben können, weil die Mannigfaltigkeit der Ansichten, die der Verfasser hier die Revue passiren läßt, gar zu groß ist.

In dem Paragraphen, der von der Anwendung des Galvanismus auf die Heilkunst handelt, wird bemerkt: „Besonderes Aufsehen in Deutschland machten die Heilversuche an Hartehörigen und an Taubstummen vom Apotheker und Kommissionsrath Sprenger in Jever; er heilte mit 68 Z/K-Platten in kurzer Zeit gegen 50 solcher Kranken, besonders dadurch, daß er den elektrischen Strom mittelst des früher beschriebenen Diöjunktors oftmals unterbrach und wieder schloß. Ebenso diejenigen des Hofmedikus Neuß in Stuttgart, welcher ebenfalls gegen 50 Kranke theils vollkommen geheilt, theils wesentlich gebessert entließ. Endlich die Versuche, welche von den Mitgliedern der galvanischen Societät zu Paris: Rauche und De Melle angestellt wurden. Zur Wiederbelebung von Scheintodten richtete Dr. Bremser in Wien zwei besondere Apparate ein, die Dr. J. G. Erdmann näher beschrieb."

Zuletzt hat man den Galvanismus praktisch angewendet zu Vergoldungen, Versilberungen, Verkupferungen, namentlich des Eisens um es vor Rost zu schützen. Jacobi ist der eigentliche Erfinder der Galvanoplastik. Sein Verfahren, wie das anderer, die noch ihm die Methode noch verbessert, wird hier ausführlich beschrieben. Eben so die Galvanographie, die galvanische Nachbildung der Daguerre'schen Lichtbilder und die von Osann erfundene Galvanokaustik. „Osann bemerkte die auch schon von Andern wahrgenommene Erscheinung, daß ein von dem — Pol der Volta'schen Säule übergehender Strom eine in Kvitriol aufgehangene Platte auflöse und dieses K. zu einer andern überführe, welche mit dem + Pole der Säule verbunden sey. Hieraus schloß er, daß wenn die Platte an einigen Stellen mit einem Ueberzug bedeckt sey, auf den die Kvitriollösung nicht wirke, so werden nicht diese, wohl aber die anderen Stellen aufgelöst, und es müsse sich eine Figur erzeugen. Als Elektromotor gebrauchte er eine einfache Säule und sagt, man könne die Metallplatten gleichzeitig auf beiden Seiten ätzen; er zieht nämlich auf die nicht aufzulösenden Stellen einen Firniß aus Kienruß, venetianischem Terpenthin und Terpenthinöl. Wolle man nun bloß eine Zeichnung, so bringe man die Platte in den galvanoplastischen Apparat und erhalte dann nach gehörigem Abwischen die eine Stelle blank, die andere matt; wolle man sie aber zum Abdrucken tauglich machen, so müsse man sie mit dem Firniß überziehen und im galvanoplastischen Apparat tiefer ätzen. Behufs Höhe er auch Bilder in Zinnplatten, wozu er anstatt Kvitriol Zinnchlorür wählte. Dieselben sollen weit schönere Resultate als Kplatten geben."

Da es sich, wie schon gesagt, in diesem inhaltreichen Werke um eine wohlgeordnete Uebersicht aller auf Galvanismus bezüglichen Entdeckungen, Theorien und praktischen Versuchen handelt, und die Zahl derselben außerordentlich groß ist, so müssen wir uns bescheiden, in unserer Anzeige nur einige Hauptpunkte herausgreifen zu können. Indem wir aber das Werk allen Freunden der Wissenschaft und der technischen Forschritte empfehlen, drücken wir zugleich den Wunsch aus, es möchten noch über andere einzelne Gebiete der Naturkunde ähnliche musterhafte Monographien geschrieben werden.

Lyrische Dichtkunst.

1) Neue Gedichte von Friedrich Hebbel. (Mit Porträt des Verfassers.) Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Das schöne Talent des Dichters hat sich in der öffentlichen Meinung schon so weit Bahn gebrochen, daß wir uns, das voraussetzend, kurz über ihn fassen dürfen. Die Sicherheit, Fülle, plastische Abrundung, der Wohllaut seines Tons ist nur zu loben. Herr Hebbel ist zweifelsohne ein Schüler Goethes aus dessen mittlerer Dichterzeit. Ein Abweg, vor dem er sich indessen, wie uns scheint, vorzugsweise zu hüten hat, ist das Virtuosenthum. Wir verstehen darunter: daß seine Feder nicht zuweilen, hingerissen von der Beherrschung der Sprache und Form, dichte, ohne daß der Geist die klare Anschauung des poetischen Gegenstandes und künstlerischen Ganzen habe. Daraus entsteht dann sonst eine gewisse ästhetische Inkorrektheit oder Disharmonie des Gesanges, eine Gebrechlichkeit der Komposition, die der Schleier des Wohllautes leichtens halb bedecken mag. In seinen all zu lang ausgedehnten Balladen ist der Dichter am wenigsten Goethe's Schüler, hierin hätte er noch ungemein viel von dem großen Meister zu erlernen. Als Probe der besseren Lieder bieser Sammlung mögen nachstehende sich dem Leser empfehlen:

Ich und Du.

Wir träumten von einander
Und sind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und sinken zurück in die Nacht.

Du trankst aus meinem Traume,
Aus Deinem trat ich hervor,
Wir sterben, wenn sich Eines
Im Andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in Eins und rollen
Hinab in das Kelches Grund.

Geschlossener Kreis.

Nicht vermochte die Traube den Wein noch länger zu halten,
Als man sie kelterte, war sie dem Zerspringen schon nah;
Auch nicht konnte das Faß, das starke, den feurigen fesseln.
Wenn man nicht schnell ihn gezapft, hätt' er sich selber befreit;
Noch weit weniger hält ihn der Dichter, der ihn getrunken,
Jetzt zurück, als Gedicht fliegt er schon wieder davon;
Mög' es den Hörer berauschen, und mög' er nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, daß sich schließe der Kreis!

Digitized by Google

Die sicilianische Seiltänzerin.

Süßes, reizendes Mädchen! Du tanzst drinnen, und draußen
Schlägt Du wie Becken, damit Dir die Bude sich füllt,
Roth ist Dein Kleid, es hangen davon die weißen Korallen
Zierlich ab, die Du fein um den Hals Dir gehängt.
Aber mehr! Du ließest die Schellen zu mächtig ertönen
Und erzurtschiedst dabei eine Perle der Schnur.
Traurig senkst Du das Köpfchen und blickst zur älteren Schwester
Still hinüber und steht um ihr Mitleid sie an.
Doch sie lächelt verächtlich und dreht Dir den Rücken und wiest ihr
Tamburin hoch in die Luft und erschmettert es fast.
Ach, ich kann sie verstehn! Sie hat schon Besires verloren,
Und Dein kindlicher Schmerz um den schimmernden Tand,
Der die Reinheit der Seele, die steckrathoffe, spiegelt,
Mahnt sie an Deinen Besitz und an ihren Verlust!

2) Frische Lieder von Hermann Rollett. Ulm, Stettin'sche Verlagshandlung, 1848.

Hermann Rollett nimmt mit dieser Gedichtsammlung einen sehr ehrenwerthen Platz unter den lebenden deutschen Lyrikern ein. Wir kennen wenige, deren Stimme einen frischeren, freieren, deutscheren Klang als die seine habe. Er macht seinem Landsleuten, den alten österreichischen Minnesingern wahre Ehre. Sein Beruf ist wie der der Minnesinger: Natur, Frühling, Liebe. Mit welchem Rechte, mögen die drei folgenden Lieder beweisen:

Was singen und sagen die Lerchen,
In jubelvoller Lust,
Wenn sie an hellem Frühlingstag
Fliegen mit lautem Flügelschlag
An des Himmels glühende Brust?

Sie singen und sagen: O Freudigkeit!
In dieser hellen Frühlingszeit, —
Die Erde ist unserer Lust zu klein,
Da fliegen wir in den Himmel hinein!

Was singen und sagen die Lerchen,
In jubelvoller Lust,
Wenn sie an hellem Frühlingstag
Fliegen mit lautem Flügelschlag
An des Himmels freudige Brust?

Sie singen und sagen: O Seligkeit!
In dieser hellen Frühlingszeit, —
Die Menschen jubeln zum Himmel auf,
Und wir, wir freu'n vom Himmel
Den Liebesegen drauf!

* * *

Liebe mich — ich lös dich wach!
Zu der Knospe das Lüftchen sprach.

Knospe sagte nicht nein, nicht ja, —
Doch sie wußt' nicht, wie ihr geschah.

Wir ein seliges Wonnemeer
Wogte das Lüftchen um sie her;

Küßte ihr sosend jedes Blatt,
Wurde nimmer des Küssens satt;

Kostr so lange, ward nimmer müd, —
Bis die Knospe in Lieb erblüht!

* * *

Ein jeder Baum, der braust in Wettern,
Und jede Blume auf der Flur,
Und jeder Zweig ist voll von Blättern
Der Offenbarung der Natur.

Auf jedem Blatt steht licht und offen:
O glaub an helle Frühlingsluft!
Auf jedem Blatt steht grünes Hoffen,
Stillflüsternd um die Blumenbrust.

Auf jedem Blatte steht geschrieben:
Der Geist der Lieb durchweht die Flur!
Auf jedem Blatt steht: Lieben! lieben!
Als Offenbarung der Natur!

Nicht so glücklich ist unser Dichter mit politischen Liedern, betreffen sie nun Freiheit, Vaterland oder Kampf. Sollen diese wirken und trefflich genannt werden, so müssen sie gewissermaßen mit dem Schwerte und nicht mit der Feder in wenigen Schlagworten gedichtet seyn. Unvergängliche Muster bleiben die Körners, Rückerts, Arndts. Man muß in Gedichten nie Freiheit erringen wollen, sie immer schon als nothwendig voraussetzen. Ist sie in dem besonderen Falle auch noch nicht errungen, desto drastischer wirken sie dennoch. Während sie andererseits nach dem Siege befestigt werden. H. Rollett ist in seinen Liedern dieser Art zu nüchtern, zu reflektirend, zu breit. Dieser Vorwurf trifft z. B. auch den Trauergesang, worin noch überdieß so inkorrekte Stellen wie diese vorkommen:

Warum hab' ich im Strom begossen
Der wärmsten Liebe Gluthpokal,
Wenn ich nun soll zum Preise haben
Nicht einen, einen Siegesstrahl!

Noch weniger glücklich ist er in seinen „Gebeten," die nicht viele zur Andacht stimmen werden. Gebete in Gedichten (wenn es nicht eben Kirchenlieder) und in Opern (Preghiere) bleiben immer etwas Mißliches. In manchen Liebesliedern, wie z. B. dem vierten, ist H. Rollett allzuleicht verfahren. Er wird es selbst schwer vertheidigen können. Hier ist es:

Ich steige jeden Berg hinan
Mit hellem Wanderlied,
Und mit der Wolken lichter Bahn
Der Blick ins Weite zieht.

Es folgt das Aug des Stromes Band,
So weit ich ihn erspäh, —
So blickt vom Felsn auf Helgoland
Der Lootse in die See.

Da ist mir, als ob vor mir trieb
Der Liebe weites Meer,
Als schwebest du als Geist der Lieb
Verklärt darüber her!

Um gerecht zu seyn, stellen wir aber auch eines der reizendsten daneben:

Ich schrieb ein Lied im Mondenschein
An das entfernte Liebchen mein;

Und wie ich schrieb und schrieb — da stahl
Im's Lied sich manch ein Mondesstrahl.

Und als mein fernes, fernes Lieb
Die Worte las, die ich ihr schrieb,

Digitized by Google

Da hat in ihres Schmerzes Nacht
Ein milder Glanz sie angelacht,

Da war ihr, als ob Mondenlicht
Ihr Frömte übers Angesicht,

Und in des Liedes mildem Schein
Schlief sie verklärt und selig ein.

Verfehlt in der Form scheinen uns: „blutige Rosen," indem sie, was etwa Stoff genug zu Einer Romanze wäre, zu sieben Liedern ausdehnen und zerspittern.

Indessen bitten wir den Herr Verfasser diese kleinen Ausstellungen freundlichst nur als ein Zeichen unseres Beifalls auszudeuten. Das Gelungene, Schöne, Gefreuende wiegt in dem Buche so vor, daß wir es auf das Wärmste dem Publikum empfehlen.

— t —

Novellen.

Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von Dr. Wilhelm Wolfsohn. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Novellen von Helene Hahn, Alexander Puschkin, Nikolaus Pawlow. Von Puschkin ist offenbar das Beste, eine Scene aus der großen Bauernrevolution unter Pugatschew. Die Rettung eines edlen Mädchens, deren Eltern schen umgebracht waren, aus den Schreckissen dieses barbarischen Tumultes bildet den Hauptinhalt der Erzählung. In den übrigen Novellen spiegelt sich zu sehr nur das moderne Leben der höheren Gesellschaft in den russischen Hauptstädten, mit all ihrer Prunksucht, Oberflächlichkeit und Korruption. Besonders spielen die Uniformen darin eine ganz unverhältnißmäßige Rolle. Man kann kaum einen der vorliegenden beiden Bände aufschlagen, ohne schon auf etwas dergleichen zu stoßen, das nach der russischen Kaserne duftet. „Es war noch früh am Morgen, als der junge Offizier auf dem bekannten Wege ins Thal hinsprengte. Wie trefflich kleidete ihn die russische Uniform! Er hatte den Mantel leicht über die Schulter geworfen, zwei Kreuze schmückten seine breite Brust ꝛc. — Zu uns hatten sich viele Nachbarn versammelt, die mit großer Ehrerbietung meinen Offizier ansahen. Wie hübsch war er in seiner Uniform! Welches männliche Aeußere! welch sittliches Wesen! welche Anmuth in seinen Zügen! Das schöne Haar, die Wunden, die breite Brust, mit Kreuzen behängt — Alles zog die Aufmerksamkeit an, regte die Einbildungskraft auf. — O wie schön stand ihm die Kavallerieuniform! .... Wie froh, wie lebhaft, wie kindisch drehte er sich vor dem Spiegel! Wie gewandt griff er mehrere Male nach seinem Hut, auf dem die weichen, weißen Federn zitternd auseinander wallten und sich zusammenschlangen! Bald warf er ihn flink unter den Arm, bald ließ er ihn mit Würde zum Knie herab, wobei er eine ernste Stellung annahm, die Augen zublinzelte und seine gerade Haltung ein wenig zu beugen suchte. Wie zärtlich berührten seine feinen Finger einen schwarzen Miniaturschnurrbart, der, kaum aufgesprossen, gleich dunklem Stahl glänzte! Dieser Bart hatte nichts Aehnliches mit dem wilden, dichten, herabhängenden Schnurrbart eines alten Soldaten; er war noch nicht berauchert vom Schlachtendampf, noch nicht getränkt vom Becher des Feldlagers. Vor ihm hätte der Feind nicht gebebt, der Jude sich nicht entsetzt, das schutzlose Mädchen nicht gewinnt; vor ihm wäre der verstürzte Schenkwirth nicht außer Athem geronnen, der eifersüchtige Ehemann nicht verstummt. Er war ein Bart nicht für den Bivouac, nicht für die Batterie, sondern für den Salon, für Damen, nur um das Roth der Lippen und die Weiße der Zähne zu schattiren, um dem Gesichte einen ritterlichen Reiz zu verleihen, an eine Romanze, ein Duell, eine wanderude Liebe, nicht aber an einen nordischen Recken zu erinnern. Wie lieblich senkten sich die seidenen Wimpern des Jünglings, als er einen zufriedenen Blick auf seine neuen Epauletten warf! Damals hatte man freilich noch keine prächtigen, metallenen, geschlagenen Epauletten, aber man hatte auch keine Stenchen — so vernichtend für die Ehrliebe eines Fähndrichs, der sich zum Rittmeister emporsehnt. Darum mochte er wohl auch mit ganz besonderem Vergnügen nach seinen Schultern blicken. Ein Uhrkettchen wiegte sich auf seiner schönen Brust, die Knöpfe funkelten, die Degenquaste blitzte, Alles war, wie man zu sagen pflegt, wie von der Nadel weg — und seine geschmeidigen, wohlgeformten Glieder, seine Bewegungen athmeten die herzlichste Freude." Das sind die Ideale der russischen Dichter.

Daneben werden aber auch die Damen geschildert und sogar die Herrn in schwarzem Frack über den Uniformen nicht ganz vergessen. Hier eine Scene aus der Gesellschaft: „Die Gräfin reichte dem Kavalier zerstreut ihre Hand und führte ihn in das Carré, das sich nahe am Eingang des Saales bildete. Er sprach ihr etwas von „vis-à-vis, vis-à-vis," was sie aber nicht zu hören schien. Ihr Oheim begab sich in die entfernten Zimmer, der Doktor wankte ihm nach. „Wer ist das?" — „Ich sehe ihn zum ersten Mal." — Diese Frage und Antwort wechselten, wie sie neben einander in der ersten Tour der Quadrille hinschritten, eine schöne Jüdin und ein Scheiftsteller, der Prosa schrieb, aber von Allen Poet genannt wurde. Scheiftsteller mag man auf einem Balle fragen, nach wem man will, sie kennen Niemand. — „Wie hübsch er ist!" sagte eine junge Türkin, die Lorgnette emporhebend; „er hat etwas à la Fradiavolo. — „Das also gefällt Ihnen!" versetzte ihr mehrbildhänlicher Kavalier mit stolzem Gefühl seiner Würde, indem er gewandt vortrat, die zweite Tour zu beginnen, und mit einer verzweifelten Entlüftschung auf das grüne Blatt im Knopfloch seines Fracks blickte. — Ja, Lewin ist ein reicher Mann," gab ein korpulenter, finsterer Greis Jemanden zur Antwort, klopfte dabei mit den Fingern auf seine Dose, und sah nach der Decke, offenbar überzeugt, daß unter diesem Gemenge von Morten er allein etwas Rechtes gesagt. — Vier Augen maßen sofort den „reichen Mann" vom Kopf bis auf den Fuß." Man sieht, wenn das Poesie ist, so hat sich die Poesie in Rußland auf eine Weise zur Sklavin der Mode gemacht, die selbst für das alte Heimathland der Sklaverei unerträglich ist. Vergebens haben wir noch bei einem russischen Dichter nach Auffassung der Natur und des reinen Menschlebens gesucht, vergebens nach einer Idylle, wie sie der Pole Mickiewicz in seinem Herrn Thaddäus gab. Alles ist bei den russischen Dichtern nur gefreuzistes Restenleben oder die Karrikatur des Kosaken- und Tscherkessenthums.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 42. Dienstag den 13. Juni 1848.

Reise.

Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 bis 1842. Von J. J. von Tschudi. Zweiter Band, mit Holzschnitten. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer.

Mit Bezugnahme auf unsere Anzeige des ersten Bandes in Nr. 30 unserer Blätter von 1846 glauben wir unsere Leser auch noch auf diesen zweiten Theil besonders aufmerksam machen zu müssen, weil er sehr viel Interessantes enthält. Der edle Schweizer, der die beschwerliche Reise machte, beschreibt uns hier seine Wanderungen durch die Kordilleren von Peru.

In den Thälern, die gegen die Westküste Amerikas auslaufen, fand er eine merkwürdige, nur dort vorkommende Krankheit, Verrugas genannt, d. h. Warzen, weil sich in ihr große blatterartige Warzen bilden. Er erörtert diese Krankheit näher, was wir aber hier übergehen wollen. Auf dem Gebirge selbst beobachtete er eine nicht minder eigenthümliche Pferdekrankheit. „Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Pferde im Gebirge, wenn sie schwingend beim Menschein abgestallt werden, am folgenden Morgen eine starke Geschwulst auf dem Rücken haben, die bald einen bösartigen Charakter annimmt. Die Peruaner nennen diese Pferde „cavallos alunados“ (bemendete).“

Eine der ausführlichsten Beschreibungen betrifft den berühmten Gondor. Dieser größte aller bekannten Raubvögel der Erde erscheint doch ziemlich gemein, mehr von Geier- als Adlernatur. „Er lebt vorzüglich von Aas; wagt sich aber, von Hunger getrieben, auch an lebende Thiere, aber nur an kleine und hülflose, wie an die neugebornen Jungen von Schafen, Vicuñas und Llamas. Die ausgewachsenen Thiere greift er nicht an. Er kann mit den Füßen nichts fassen, bedient sich ihrer aber als Hebel, wenn er eine große Kraft mit dem Schnabel ausüben will. Seine Hauptstärke ist im Nacken und im Schnabel; er ist jedoch nicht im Stande, mit einer Last von mehr als 8 bis 10 Pfund aufzufliegen. Alle Angaben, daß er Schafe oder gar Kälber entführe, sind übertrieben. Wenn sich der Gondor voll gefressen hat, so kann er nicht mehr auffliegen, er muß sich immer vorerst durch wiederholtes Herauswürgen und Ausbrechen eines Theiles seiner Nahrung leichter machen. Auch mit leerem Magen kann er sich, wegen der Länge seiner Flügel, ohne Anlauf von der Ebene nicht emporschwingen; daher setzt er sich am liebsten auf Steine oder Bergabhänge. — Da die Federn, besonders der Flügel, sehr stark sind und dicht über einander liegen, so dringen sogar Rehposten nicht durch und selbst die Kugeln, wenn sie schief anschlagen, bleiben wirkungslos. Die Eingebornen bedienen sich daher nie der Flinten, um diese Vögel zu erlegen, legen ihnen aber Fußeisen und Schlingen, werfen sie mit der Steinschleuder oder fangen sie mit den Wurfkugeln (bolas). Eine höchst merkwürdige Art, der Gondore lebendig habhaft zu werden, ist in der Provinz Abancay sehr gebräuchlich. Es wird nämlich ein frisches Kuhfell, an dem noch einige Stücke Fleisch hängen, auf eine Hochebene hingelegt, unter das ein Indianer, hinlänglich mit Schnüren versehen, kriecht, während einige Gholos sich in der Nähe verstecken. Sobald die Gondore, vom Geruche des Fleisches angezogen, sich auf die Haut niedersetzen, faßt sie der darunter versteckte Cholo bei den Füßen und bindet sie an das Fell, so daß die Beine des Vogels, wie in einem Beutel stecken. Wenn einige so gefesselt sind, kriecht der Indianer hervor und die aufgeschreckten Vögel versuchen wegzufliegen, was ihnen aber nicht mehr möglich ist. Die übrigen Gholos eilen herbei, werfen ihre Ponchos über die Gondore und tragen sie nach dem Dorfe, wo sie für die Siegesfeste aufbewahrt werden. Fast eine Woche vor diesem grausamen Vergnügen erhalten diese Thiere nichts mehr zu fressen. Am bestimmten Tage wird je ein Gondor einem Stiere auf den Rücken gebunden, nachdem dieser vorerst mit Lanzen blutig gestochen wurde. Der hungrige Vogel zerfleischt nun mit seinem Schnabel das gequälte Thier, das zur großen Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatze herumtobt.

Eine sehr lebendige Schilderung entwirft der Verfasser ferner von den Llamas und edeln Vicuñas. „Es ist ein hübscher Anblick eine belebene Heerde von Llamas über die Hochebenen ziehen zu sehen. Langsam und abgemessen schreiten sie vorwärts und blicken neugierig nach allen Seiten umher. Wenn sich ihnen plötzlich ein fremdartiger Gegenstand nähert, der ihnen Furcht erregt, so zerstreuen sie sich im Nu nach allen Seiten und die armen Arrieros haben die größte Mühe, sie wieder zusammen zu treiben. Trotz ihrer Last bewegen sie sich mit außerordentlicher Leichtigkeit und machen durchaus nicht den Eindruck, als würden sie zu einem so niedrigen Dienste gebraucht.“

Weiter verbreiten sich seine Naturschilderungen über die Waldregionen der Höhe und Tiefe, über die unermeßlich fruchtbare, üppige, wilde Vegetation, die Schwierigkeit der Passage durch Waldsümpfe und über jähe Felsen ꝛc. Ausgezeichnet ist seine Schilderung der verschiedenartigen amerikanischen (ungemähnten) Löwen, Tiger, Tigerkatzen und verwandten Raubthiere, desgleichen der Schlangen. Von diesen letztern der giftigen Art heißt es: „Der Mnumaru oder Jeragen (Lachesis picta Tsch.), höchstens drei Fuß lang, mit breitem herzförmigen Kopfe und hämisch aufgeworfener Oberlippe, lebt in den hohen Wäldern, während in den tiefer gelegenen seine Stelle ein nicht minder gefährlicher Gattungsverwandter, der sechs bis sieben Fuß lange Flammen (Lachesis rhombeata Prinz Max.), einnimmt. Kreisförmig zusammengerollt, mit etwas emporgerichtetem

Digitized by Google

Köpfe, aus dem die tückisch glühenden Augen verrätherisch hervorblitzen, lauernd zu der Beute und verwunden sie mit einem pfeilschnellen Sprunge, dann ziehen sie sich wieder zusammen und setzen mit Ruhe dem Todeskampfe ihres Opfers zu und würgen es erst hinunter, wenn es regungslos daliegt. Nicht allein die für ihre Nahrung nöthigen Thiere verwunden diese gefährlichen Schlangen, sondern alle, die in ihr Bereich kommen, wenn sie auch friedlich an ihnen vorüberziehen. Es ist gewiß, daß diese Amphibien das volle Bewußtseyn der fürchterlichen Wirkung ihrer Waffe haben und deßhalb immer den Kampf suchen, wenn er ihnen auch nicht geboten wird. Weit furchtbarer als diese beiden Schlangen, glücklicher Weise aber auch viel seltener ist die braune, zehn Zoll lange Viper, die auch zuweilen an der Küste getroffen wird; sie ist braun, mit zwei Reihen schwarzer, kreisförmiger Flecken; ihr Biß wirkt so schnell, daß ein starker Mann ihm schon nach zwei bis drei Minuten erliegt. Den Eingebornen ist diese gräßliche Wirkung so wohl bekannt, daß sie nicht einmal ein Heilmittel versuchen, sondern sich nach der Verwundung gleich niederlegen, um zu sterben."

Kennern des Alterthums wird es sehr auffallen, von Herrn von Tschudi erfahren zu müssen, daß eine uralte Vorstellung der Aegypter und Hellenen vom Hasbicht und seiner Heilkunde noch gegenwärtig in Südamerika gang und gäbe ist. „Die Natur in ihrem Streben, überall ein Gleichgewicht zu erhalten, hat auch den Eingebornen Heilmittel gegen die gefährlichsten Bisse der Schlangen angewiesen. Die beiden gebräuchlichsten sind die in Scheiben geschnittenen Wurzeln der Amaruacuchu (Polianthes tuberosa L.), die auf die Wunden gelegt werden, und der Saft einer Schlingpflanze, des Bejuco de Huaco (Mikania Huaco Kth.), der schon weltberühmt geworden ist. Durch die Neger der Aequatorialprovinz „Choco" wurde dieses letztere Mittel zuerst bekannt; sie bemerkten nämlich, daß ein Sperber, „Huaco" genannt, giftige Schlangen zu seiner Hauptnahrung wählt, und so oft er von einer gebissen wird, auf den Bejuco fliegt und einige Blätter frißt; dadurch kamen sie auf den Gedanken, bei sich selbst Versuche anzustellen, sie tranken den ausgepreßten Saft der Blätter, wenn sie von Schlangen verwundet wurden, und fanden immer, daß der Biß dadurch unschädlich gemacht war."

Auch den Menschen widmete Herr von Tschudi seine volle Aufmerksamkeit. Er entwirft ein physisches Gemälde der Indianerstämme, die er kennen lernte. „In einzelnen Provinzen der Sierra trifft man einen schlanken, großen Schlag von Leuten, besonders in Mittelperu, weiter nach Süden ist er kleiner aber kräftiger. Es läßt sich bei den peruanischen Indianern viel weniger als bei andern eine bestimmte Nationalphysiognomie aufstinden, da die Gesichtsbildung beinahe in jeder Provinz auffallende Abänderungen zeigt und auch hier wieder sich nur sehr schwer auf typische Züge zurückführen läßt. Durch eine Wiederholung der Diagnose der Indianischen Race wäre so ziemlich das Allgemeine, was man darüber sagen kann, ausgedrückt. In der Gesichtsfarbe hingegen zeigt sich ein gewisses konstantes Verhältniß, so daß man nach ihr die Bewohner der drei Hauptregionen unterscheiden kann. Je kälter das Klima ist, desto dunkler ist die Farbe der Haut. Der Indianer der Puna ist dunkel rothbraun, der der Sierra bedeutend lichter, fast rostroth, doch noch dunkler als der der Küste, während der Indianer der Wälder beinahe weizengelb ist. Dieser Unterschied ist außerordentlich auffallend, wenn man Gelegenheit hat, die Bewohner der verschiedenen Regionen nebeneinander zu sehen. Bemerkenswerth ist es, daß die Cholos der Puna, wenn sie sich in den Wäldern ansiedeln, nur sehr wenig heller werden, daß hingegen die gelben Indianer der Montaña schon nach wenigen Jahren, die sie in der Puna zubringen, den charakteristischen dunkelbraunen Teint erhalten. Die Frauen sind im Ganzen genommen sehr häßlich, mit unbestimmter Physiognomie; das Gesicht ist mehr abgerundet als bei den Männern, wie aufgedunsen. Sie zeichnen sich durch kleine Hände und Füße aus." Der verschiedene Schädelbildung dieser Indianer ist in eingedruckten Holzschnitten illustrirt. Auffallend von allen andern weichen die Schädel der Huancas ab, deren Stirn und Vorderhaupt weit zurücktritt, mehr affen- als menschenähnlich.

Unter den Sitten der Indianer von Peru kommt auch die vor, daß sich bei jeder Niederkunft nicht die Frau, sondern der Mann ins Bette legt, ein Gebrauch, den auch die Karaiben hatten und der sich, nach den Nachrichten der Alten, schon in Afrika vorfand. — Eine der sonderbarsten Indianersitten auf den Kordilleren ist folgende: „Wenn sich nämlich ein Indianer allein und für längere Zeit von seiner Hütte entfernt und sein Weib dort zurücklässt, so errichtet er auf dem Kamme eines Berges ein Steinhäuschen; findet er es bei seiner Rückkehr noch unverändert, so ist es für ihn ein Zeichen, daß ihm seine Frau während seiner Abwesenheit treu war; ist es aber durch irgend einen Zufall zusammengestürzt, so ist sie seinen Mißhandlungen bei der Heimkunft ausgesetzt. Nur muthwillige Menschen machen sich zuweilen das verwerfliche Vergnügen, diese Zeichen zu zerstören und setzen sich noch beim Gedanken, daß dadurch ein unschuldiges Weib von ihrem eifersüchtigen Manne mißhandelt wurde." — Sehr poetisch ist das Mittwenfest der Wilden. „Wenn der Mann ein Jahr lang todt ist, kleidet sich die Wittwe am Jahrestage in bräunliche Gewande und zieht darüber ihre Kleider an. Alle ihre Verwandten besuchen sie in ihrer Wohnung, wo sie, von einer melancholischen Musik begleitet, Trauergänge aufführt; je näher die Stunde rückt, in der vor einem Jahre ihr Mann starb, desto düsterer und ernster werden Tanz und Musik, so wie sie aber vorüber ist, nähert sich ihr eine Freundin und nimmt ihr die schwarze Mantilla ab, auf dieses Zeichen eilen auch andere herbei, entkleiden sie immer tanzend nach und nach aller Trauerkleider, während einige ihr die Haare mit Blumen schmücken, bis die Wittwe im Brautkleide daſteht, dann fällt die Musik mit lustiger Melodie ein, die ganze Versammlung nimmt am Tanze Theil, zieht auf die Straße und setzt die Nacht durch das Vergnügen fort, das mit einem wüsten Trinkgelage endet."

Gelegentlich wirft Herr von Tschudi den Blick auch rückwärts in die interessante Vorzeit der Indianer von Peru und beschreibt den mißlungenen Aufruhr derselben unter Tupac Amaru, im Jahr 1781. Auch ist er der bestimmten Ansicht, daß die Indianer zu gelegener Zeit ihre Reaktionsversuche wiederholen werden und zwar mit Erfolg. „Sie fühlen ihre ganze Kraft und geben sich noch immer der schönen Hoffnung hin, die längst verlorne Herrschaft und Rechte für sich wieder zu erringen. Die Thaten und die Erinnerung daran wird immer auf das sorgfältigste aufgefrischt. In den meisten Südprovinzen versammeln sich die Indianer an gewissen Tagen mit dem ersten Hahnenschrei in der Hütte des Aeltesten oder des Caciken und hören zu, wie er ihnen die Geschichte der Incas, die Thaten ihrer Nachkommen, die Empörung des unglücklichen Tupac Amaru erzählt; den Haß gegen die Pucacuncas einschärft, ihnen die Verheißung gibt, daß die Regierung ihrer Könige wieder hergestellt werde und ihnen deren sorgfältig aufbewahrte Bildnisse zeigt. Diese Traditionen und Prophezeihungen werden auch gewiß nicht ohne Erfolg bleiben. Die willkürliche Regierung und die Kreolen, die den Indianer mehr als Thier denn als Menschen betrachten und behandeln, spannen die Saite, bis sie springen wird. Noch einmal werden sich die Indianer ermannen und einen Zerstörungskrieg wie unter Tupac

Digitized by Google

Amaru beginnen, aber dann mit mehr Erfolg; nach furchtbarem Kampf werden sie sich ihr Vaterland erobern und ihre alte Verfassung wieder einführen, vielleicht auch mit einem etwas zeitgemäßen Zuschnitte, aber die Nichtindianer werden als Opfer einer grausamen Rache fallen. Mancher, der diesen Ausspruch liest und mit den peruanischen Verhältnissen bekannt ist, wird unglaublig lächeln und mein Prognostikon für zu kühn halten; aber bei genauer Ueberlegung gewiß nicht seine Wahrscheinlichkeit bestreiten. Seit dem Befreiungskriege haben die Indianer einen ungeheuren Fortschritt gemacht, sie sind mit den Feuerwaffen und den militärischen Manövern vertraut und durch die seit zwanzig Jahren ununterbrochenen Bürgerkriege in einer steten Uebung im regelmäßigen Kriegsführen unterhalten worden."

Die weiße Bevölkerung von Peru bietet seltsame Kontraste dar. Man möchte sagen Don Quichote und Sancho Pansa, das Adelige und Plebejische der spanischen Natur, verschmolzen hier. Der Reisende kam in Damengesellschaften, in denen jede Dame wenigstens eine Flasche Branntwein zu sich nahm, so daß man denn auch Manche noch den andern Morgen in vollem Kostüm im Ballsaal liegen sehen konnte.

Als Naturforscher macht der Verfasser noch eine interessante Bemerkung über die berühmte Cocapflanze. Die Blätter derselben haben eine Wirkung, wie das Opium, versetzen in entzückende Träume und machen alle andere vergessen. Wie schädlich nun auch das Kauen derselben ist, wenn es im Uebermaß geschieht oder stete Gewohnheit wird, so nützlich, meint der Verfasser, sey es in gewissen Fällen und er empfiehlt es namentlich als Surrogat für Nahrungsmittel in Hungerzeiten. Ein Doktor Crespo hat schon im Jahr 1793 darauf aufmerksam gemacht, daß man z. B. auf Schiffen eine Partie Coca mitnehmen sollte. „Durch die Coca würden die Leistungen der Matrosen in den gefahrvollen Momenten gehoben, die Nachtwachen, die sich bei Stürmen für die ganze Mannschaft so peinlich verlängern, leichter ertragen und die Erschlaffung wäre weniger groß als nach den doppelten und dreifachen unter solchen Umständen verabreichten Gaben von Rum oder Cognac. Und welch außerordentlichen Trost würde ein Vorrath von Coca am Bord eines Schiffes gewähren, wenn die Lebensmittel mangeln! Wochenlang könnte sich die Mannschaft mit sehr kleinen Rationen von Speisen, bei verdoppelten Gaben von Coca, behelfen, ohne die furchtbare Qual einer Hungersnoth zu leiden. So verwerflich auch den Meisten der Vorschlag erscheinen mag, die Coca in der europäischen Marine einzuführen, so sollte doch nicht unbedingt der Stab darüber gebrochen werden."

Seelenlehre.

Der Wahnsinn in seiner psychologischen und sozialen Bedeutung erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur praktischen Philosophie von Prof. Dr. Karl Wilhelm Ideler. Erster Band. Bremen, Schlodtmann, 1848.

Der Grundgedanke dieses Buches ist, dem Menschen sey zur Ergänzung seiner Wirklichkeit die Idee gegeben, Wahnsinn aber entstehe, wenn die Idee in ihrer unendlichen Tendenz die Schranken des Wirklichen nicht mehr anerkennt. Der Verfasser rechtfertigt die Idee gegenüber der Wirklichkeit sehr ausführlich; wir theilen nur eine Stelle mit: „Die Poesie ist also das baare Gegentheil der Naturforschung und aller realen Wissenschaften überhaupt, vor deren strengem Tribunal nur solche Sätze gültig sind, welche in ihrer konkreten Beschränktheit durch die Erfahrung bestätigt werden können. Wenn also dennoch die Poesie ein wesentliches Element der anthropologischen Forschung bildet, welche in ihrem Zauberspiegel das innerste Walten und Weben des Menschengeistes deutlich erkennt; so liefert sie eben den strengen Beweis, daß die empirische Erscheinung des Menschen, welche allein einer naturwissenschaftlichen Darstellung fähig ist, nicht den Kern seines Wesens im getrennten Bilde erkennen, sondern ihn nur mit mehr oder minder entstellten Zügen errathen läßt, ganz im Widerspruch mit den Naturerscheinungen, deren Form genau ihrem inneren Grunde entspricht. Alle poetischen Ideale verlieren völlig ihren Sinn, wenn sie nicht die grundwesentlichen Bestrebungen der menschlichen Seele, und deren wechselseitiges gesetzliches Verhältniß zu einander zur Anschauung brächten, und es könnte nichts Abgeschmackteres, ja Verderblicheres gedacht werden, als ein Spiel mit Bildern, welche, weil sie niemals ihre Bestätigung in der Erfahrung finden, auch unvermeidlich den Geist mit Trug und Blendwerk umstricken, und ihm alle Besonnenheit rauben müßten, wenn nicht die ideale Wahrheit ihnen eine innere Nothwendigkeit verliehe. Er soll in der Poesie darüber zur Besinnung kommen, daß die wirkliche Welt nicht seine Heimath ist, daß ihre Gesetze nicht die obersten Bedingungen und Antriebe seiner Thätigkeit abgeben, und daß er in jener mit seinem ganzen Streben einheimisch geworden, gänzlich von seiner eigensten Natur und Bestimmung abfällt, welche ihn zu einem höheren Daseyn berufen. Mögen auch die poetischen Ideen niemals zu verwirklichen seyn, dennoch soll er seinem Streben nach dem Unendlichen getreu danach ringen, weil er nur in sowelt, als ihm dieß gelingt, der wahren Menschenwürde, des Adels einer sittlichen Gesinnung theilhaftig wird."

Eben so wohlbegründet ist, was der Verfasser über die Unendlichkeit der Sehnsucht, die Unersättlichkeit der Leidenschaft sagt, wenn einmal die Idee den ganzen Menschen eingenommen hat. Dann ist es nicht mehr weit bis zum Wahnsinn. „Der Wahnsinn ist der gewaltsame Durchbruch der Idee durch die wirklichen Lebensverhältnisse, denn indem sie dieselben im zügellosen Ungestüm überspringt, braucht sie sich der nothwendigen Bedingungen zu ihrer naturgemäßen Entwickelung."

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser gar zu viele Worte macht, sich öfter wiederholt und das, was er zu sagen hat, nicht kürzer und prägnanter sagt. Auch in die Krankengeschichten selbst mischt er zu viel Reflexion und gibt sie nicht objektiv genug.

Daß der Wahnsinn übrigens keineswegs immer die Befriedigung der idealen Richtung auf Kosten des wirklichen Daseins, und also ein glücklicher und heiterer ist, weiß Jedermann. Die trübe und finstere Richtung des Wahnsinns wird nun erklärt aus der Furcht und Angst langer Kämpfe mit der Wirklichkeit, und zum Theil auch aus der Vornehmheit der Geister, denen sich plötzlich ein Wahn bemächtigt. Glücklich, wer im Reiche seiner Ideale lebt und die Wirklichkeit völlig darüber vergißt. Vielen wird es nicht so gut, sie ringen und kämpfen sich ab, immer vergeblich, da übermannt sie die Furcht dergestalt, daß sie sich überall von eingebildeten Schrecknissen umgeben sehen. Andere ekelt das Leben an, bis sie in ihrem Wahn nichts als ekelhafte Dinge sehen. Wieder Andere sind so vornehm, daß sie neben der Wirklichkeit, in der sie nur mechanisch leben, gar keine Ideenwelt haben; da aber der Mensch der letztern doch nie entbehren kann und sie als eine Ergänzung seiner Wirklichkeit bedarf, so werden solche Menschen leicht durch eine Kleinigkeit irritirt und es setzt sich bei ihnen leicht ein ganz absurder Wahn fest. Wie, wenn der edelgebildete Grieche sich eine reiche und

Digitized by Google

ideale Götterwelt erschafft, der rohe Neger den ersten besten Strohwisch vergöttert und anbetet.

Unter den hier erzählten Krankengeschichten findet sich eine, worin der Wahn der Furcht im höchsten Grade ausgebildet erscheint. „Zum völligen Ausbruch gelangte sein Gemüthsleiden bald nachher, als er aufgefordert wurde, während der Abwesenheit eines Vorgesetzten die Nächte in der Wohnung desselben zuzubringen, in deren Nähe man umherschleichende verdächtige Menschen bemerkt hatte, wehhalb auch noch ein Polizeiessifiziant mit der Bewachung beauftragt wurde. Seine Befangenheit war schon so groß, daß er den Zweck dieser Maßregel gänzlich verkannte, und in ihr einen Fallstrick argwöhnte, ihn heimlich zu verhaften, und ohne Geräusch fortbringen zu können. Nachdem er mehrere Nächte in schlafloser Angst zugebracht hatte, war es ihm, als ob ein elektrischer Schlag ihn getroffen, und ihm den letzten Rest der Besinnung geraubt hätte. Ganz überwältigt von namenloser Qual, welche er noch nach seiner Genesung nicht lebhaft genug schildern konnte, vermochte er sein bis dahin sorgfältig verhehltes Geheimniß nicht länger zu bewahren, unaufgefordert gestand er, daß er schon früher einmal geisteskrank gewesen sey, flehte um Rettung aus seiner Noth, und lief verzweifelnd umher. Man brachte ihn ins Bette, öffnete ihm eine Ader und wandte noch andere Heilmittel ohne den geringsten Erfolg an. Nur aus den ersten Tagen ist ihm noch die Erinnerung an einige Wahnbilder geblieben, in denen sich seine Furcht vor Verfolgung aussprach; er glaubte hundrete von Menschen in und um seine Wohnung zu sehen, welche ihm auflauerten, und erblickte in einiger Entfernung ein in der Form eines Kreises aufgestelltes Netz, dessen Knoten Menschenköpfe in natürlicher Größe bildeten, und welches allmählig eng um ihn zusammengezogen wurde. Bald aber verfant er in eine vollständige Betäubung."

In einer andern Krankengeschichte wird der apokalyptische Wahnsinn erörtert. Ein wenig gebildeter Geist verwirrte sich durch das Lesen der Offenbarung Johannis. Daran reiht sich ferner ein Wahnsinn aus Liebe. Ein junges Mädchen idealisirte sich ihren ziemlich ordinären Bräutigam um so mehr, je länger sie auf die Hochzeit warten mußte. Nach der Hochzeit wäre wohl das Ideal in derselben Progression heruntergesteigert worden. Grauenhaft ist die Geschichte eines Geisteskranken, dem durchaus immer nur die allercelbhaftesten Sinnestäuschungen vorschwebten, verbunden mit den schändlichsten Handlungen, die er selbst zu begehen oder von andern zu erleben glaubte. Endlich noch die Geschichte eines jungen Offiziers, der sich überstudirte und plötzlich das größte Weltgenie geworden zu seyn wähnte. Diese letzte Geschichte ausgenommen, handeln die übrigen meist von weniger gebildeten Personen und sind insofern besonders interessant, als sie in die beschränkteren Geistesregionen tiefe Blicke thun lassen. Wie alle Literatur jetzt Volksliteratur geworden ist, so zieht sich auch das vorliegende Werk über den Wahnsinn von der Honoratorenwelt mehr zu den niedern Schichten der Gesellschaft über.

Novellen.

Novellen von Friedrich Voigts. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Die erste und größte unter diesen Novellen handelt von einem Schatzgräber, der durch den Besitz seines Schatzes zum Bösen verführt und unglücklich wird. Derselbe Gegenstand ist übrigens viel poetischer schon in der alten Sage von Fortunatus, so wie in dem modernen Märchen Peter Schlemihl von Chamisso und im Galgenmännlein von Fouqué behandelt worden. — In der zweiten Novelle „das letzte Opfer," wird uns das Leiden des Nobile Dolfino in den Bleikammern Venedigs ausgemalt, und denen er am Ende noch glücklich gerettet wird. In der dritten Novelle kommt folgendes rührende Gespräch zwischen einem Vater und seiner Tochter vor: „Meine Tochter! sprach er sanft: ein großer Theil meines Lebens war eine Kette von Trauer, Schmerz und Verirrung. Ich glaubte sie aufgelöst, als ich Diejenige in einer blühenden Jungfrau fand, die schon als unmündiges Kind für mich todt war; und nun sollten neue Ringe des Kummers und der Sorge jener Kette sich anreihen? Gewiß sündigt Du Dich selber nur mit einem Schreckbild. Sprich es aus, mein süßes Töchterchen! Du reines Unterpfand einer zerrissenen Liebe, was könnte Dich betrüben?" — „O nichts, als ein Name, an den sich die lieblichsten Träume, die unsäglichsten Schmerzen knüpfen." — „Ein Name? Jener doch nicht dort drüben?" — „Ja . . . Ich bin — o Vater, stoßt mich nur wieder hinaus in die Campagna, daß ich im verlassensten Winkel vergessen werde — ich bin sein Weib vor Gott . . ich bin Mutter!" — Viola: reif der

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43. Sonnabend den 17. Juni 1848.

Diplomatie.

Das europäische Gesandtschaftsrecht, nebst einem Anhange vom Gesandtschaftsrechte des deutschen Bundes, einer Bücherkunde des Gesandtschaftsrechts und erläuternde Beilagen, herausgegeben von A. Miruß. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1847.

Ein reichhaltiges Werk, worin der Gegenstand von allen Seiten beleuchtet ist, mit literargeschichtlichen Nachweisen aller Quellen, aus denen noch nähere Kenntniß der Einzelheiten geschöpft werden kann.

Voran stellt der Verfasser eine Geschichte des Gesandtschaftsrechts mit Rückblicken auf die Diplomatie der ältern Völker und auf die Verdienste der ersten wissenschaftlichen Bearbeiter dieses Faches, des Hugo Grotius, Pufendorf, Bicauefort ꝛc. Dann gibt er einen Abriß der Quellen und Hülfswissenschaften, was im zweiten Theil durch einen großen Katalog der einschlagenden Werke noch näher erläutert wird. Ferner stellt er den Begriff eines Gesandten auf und verbreitet sich über die Unterhandlungskunst überhaupt und über das aktive und passive Gesandtschaftsrecht als nothwendig aus dem Bedürfniß der Nationen hervorgehend.

Nach diesen allgemeinen Voraussetzungen beginnt das Detail und zwar wird zuerst gehandelt von verschiedenen Rangklassen der Gesandtschaften. Es gibt deren im Allgemeinen vier, unbeschadet der noch mehreren Zwischenklassen, welche ausnahmsweise eingeschoben werden sind. Die vier Hauptklassen sind: 1) die Großbotschafter, 2) die bevollmächtigten Minister oder Gesandten, 3) die Ministerresidenten, 4) die Kommissarien, Deputirten, Agenten und Konsuln. Es ist löblich, daß der Verfasser den historischen Ursprung der alten heute noch üblichen, aber nicht überall mehr verstandenen Gesandtschaftsnamen angibt, wobei er manche interessante historische Anekdote mittheilt. So wird z. B. der Unterschied zwischen einem päpstlichen Legaten und Nuntius erörtert und dabei der Streitigkeiten gedacht, zu denen die Anmaßungen jener geistlichen Gesandtschaften nicht selten Veranlassung gegeben haben. „Es beruht auf einem Irrthume, wenn man zwischen einem Legatus a latere und de latere einen Unterschied machen will, wie dieß z. B. in: Bielefeld instit. politiques, Tom. II, p. 272 geschieht, und selbst in: A. de Mültitz manuel des consuls, Tom II, part. I, p. 243 behauptet wird, indem es dort heißt: „le Pape appelle ses Légats a latere ou de latere, pour annoncer que ce sont des hommes de confiance tirés de son Conseil intime. Il appelle a latere ceux sont Cardinaux, et de latere ceux qui ne le sont pas. On ne conçoit point que les prépositions a ou de donnent ici un sens différent, et la distinction établie par la Cour de Rome n'est qu'une pure subtilité de Canonité.“ Ein wirklicher Unterschied bestehet nur zwischen den Legaten überhaupt und den Nuntien, indem jene Kardinäle sind, diese aber nicht. Auch bei den Nuntien kommt die oben erwähnte Eintheilung in ordentliche und außerordentliche vor. Diese Gesandten der Papstes besonders bei den katholischen Höfen hatten von jeher den Rang der Gesandten erster Klasse, und pflegten unter diesen den Vorrang zu behaupten. Ueberhaupt wurden namentlich die Legaten, deren Absendung in der neueren Zeit nicht mehr häufig vorgekommen ist, stets von den katholischen Fürsten mit außerordentlichen Ehren empfangen. Zu Nuntien werden in der Regel nur zu Erzbischöfen oder Bischöfen geweihte Prälaten ernannt.“ — Dahin gehört auch die Erklärung des Namens Internuntius, den der österreichische Gesandte bekanntlich bei der hohen Pforte führt. „Bei der Allianz Solimans des Großen mit dem Könige von Frankreich wurde ausdrücklich bestimmt, daß die Gesandten des letzteren, welche bis dahin in der Türkei häufig wider alle völkerrechtliche Sitte behandelt worden waren, — eine ehrenvollere Stellung daselbst einnehmen und stets den Vortritt vor allen andern Gesandten erhalten sollten. Dagegen sträubten sich die letzteren, und es entschloß sich namentlich der deutsche Kaiser, um die sonst unvermeidlichen Kollisionen zu verhindern, ferner keinen Botschafter zu schicken, sondern seinem Gesandten bei der Pforte den Titel „Internuntius“ zu geben, welcher sich auch nachdem die gedachte Bestimmung jenes Vertrages nach und nach außer Gebrauch gekommen und zwar bis jetzt ununterbrochen erhalten hat. — Es ist daher die folgende Bemerkung in: C. D. L. v. Arnim sächsige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden (verm. Ausg. Berlin, 1838, 8.) S. 154, in mancher Hinsicht nicht richtig: „der Name Internuntius verdankt seine Entstehung eigentlich dem Range unter den Gesandten. Der Rang der Botschafter unter sich ist nämlich zu Konstantinopel nicht, wie in andern Hauptstädten, nach der Ancienneté ihrer Accreditirung bestimmt, sondern der französische Botschafter hat den Rang über alle, und dann kommt der englische; und Oesterreich hätte alsdann, wenn nicht Spanien oder Holland gar noch über ihn klagen, erst den dritten Rang. Es sendet daher seinen Botschafter und hat den Titel Internuntius für seinen Gesandten angenommen, welcher ihn jedenfalls vor den Gesandten zweiter Klasse auszeichnet.“ Andere geben an, diese Benennung sey dadurch entstanden, daß Oesterreich früher mit der Pforte nur Waffenstillstand geschlossen und deßhalb nur einen einstweiligen Geschäftsträger zu Konstantinopel unterhalten habe.“ — Zu den Gesandten der vierten Klasse gehören auch die geheimen Agenten, die eigentlichen diplomatischen Spione.

Digitized by Google

Nach dem Range werden die zu einem Gesandten erforderlichen Personaleigenschaften erörtert. Je wichtiger die Geschäfte der Gesandten von jeher waren, je mehr Ausnahmen kommen auch von den Regeln vor, die man voraussetzen geneigt ist. Schon in Zeiten, in denen die Aristokratie noch weit mehr galt, als in den unsern, kommen bürgerliche Gesandte großer Mächte vor. „Als der Botschafter Heinrichs IV., Präsident Pierre Jeannin von Philipp II. von Spanien in der ersten Audienz gefragt wurde: êtes vous gentilhomme? erwiederte er: oui, si Adam l'étoit, und auf die weitere Frage: de qui êtes vous fils? entgegnete er: de mes vertus. Der König, betroffen über diese Antwort, bemühete sich nachher ihn bei jeder Gelegenheit auszuzeichnen." Auch die Religion ist gleichgültig, wenn der Mann nur taugt. Daß sogar das Geschlecht nicht immer ausschließt, haben die Leistungen mancher berühmten Frau bewiesen, die in diplomatischen Geschäften thätig war. Doch schließt das alles die Regel nicht aus, daß Adel, angeborner Rang und Reichthum bei Besetzung der Gesandtschaftsposten vorzugeben wurden.

In Bezug auf den Gesandtschaftskurus hätte Herr Mirus noch mehr Beispiele beibringen können. Er erwähnt S. 133 nur kurz, daß manche, selbst kleine Staaten an demselben fremden Hofe zwei Gesandte unterhalten hätten. „So schickten z. B. früher manche Höfe dem Könige von Großbritannien zwei Gesandte, nämlich einen dem Könige als solchen, den zweiten ihm als Kurfürsten von Hannover. Auch die deutschen Reichsstände pflegten zwei Gesandte nach Wien zu schicken, den einen für die auswärtigen Angelegenheiten und den andern für die Angelegenheiten des Reichs." Hier hätte aber Herr Mirus billig ein Verzeichniß der unter Karl VI. in Wien accreditirten sämmtlichen Gesandtschaften einschalten sollen, um jedem dieser kolossale Beispiel der betreffenden Luxusgattung recht anschaulich zu machen. Man findet es in Förstere Leben Karls VI., im zweiten Bande von S. 58 an.

Indem Herr Mirus ferner von den Gesandtschaftspapieren handelt, gibt er unter andern eine Uebersicht über die Chiffrirmethoden und kommt, wie natürlich auch auf die Verletzungen des Briefgeheimnisses zu sprechen. Dieses diplomatische Verstecken und Aufspüren ist eine der interessantesten, aber auch der wenig ehrenvollen Partien des Gesandtschaftslebens. — Ein lustiges Kapitel ist das von den Geschenken. Auch hier ist ein schädlicher Luxus eingerenten und das Schenken ist zugleich oft der Würde des Berufs zu nahe getreten, daher, wie es im asiatischen Osten sein Extrem erreicht hat, das andere Extrem des rigoristischen Verbots jeder Geschenkannahme im amerikanischen Westen ziemlich natürlich zu erklären ist. Der Verfasser theilt einige gute Anekdoten mit. Noch einer Erzählung des Obersten Juffuf, der die französischen Expeditionen in Algerien beschäftigte, und der seine Jugend am Hofe des Dey zubrachte, schickte Holland oder Amerika (Juffuf wußte nicht mehr genau welches), statt des gewöhnlichen Juwelen- oder Geldgeschenkes ein Schiff mit den schönsten und werthvollsten Modellen für Ackerbau und Gewerbe her, in der Meinung, dem Bey dadurch eine besondere Galanterie zu erzeigen. Doch dieser gerieth im Gegentheil in den größten Zorn über eine Sendung, die er als Spott aufnahm. Er befahl dem damals achtzehnjährigen Juffuf, augenblicklich die Fahne von des Konsuls Hause abnehmen zu lassen, drohete diesen fortzujagen und ließ ihm zugleich anbieten, seiner Regierung ohne Verzug zu berichten: das, wenn sie statt der übersandten Narrenspossen ihm nicht in kürzester Zeit das gewöhnliche Geschenk in gutem Golde übermache, er dieß sofort als eine Kriegserklärung ansehen werde." Einmal fällt Herr Mirus selbst aus der Rolle des gesetzten, diplomatisch kalten Berichterstatters und kann sich eines satirischen Lächelns nicht enthalten, indem er sagt: „Die Geschenke des Papstes an Gesandte pflegen in Agnus Dei und kleinen Reliquien zu bestehen. Es gibt indessen auch Beispiele, daß der Papst Gesandten, welche er besonders auszeichnen wollte, den ganzen Leichnam eines Heiligen verehrte. So erhielt z. B. der französische Botschafter zu Rom, Herzog von Crequi bei seiner Abreise den heiligen Ovidius, an dem ihm indessen so wenig gelegen war, daß er ihn bei seiner Rückkehr nach Frankreich den Kapuzinern à la place Louis le Grand schenkte, welche indessen bei näherer Untersuchung fanden, daß dieser Heilige zwei linke Füße gehabt." Erinnert an die Gebeinbücher, die ein frommer Herr bei gewissen Damen zurückließ. „Karamsin erzählt, daß die Reisenden im 16ten Jahrhundert erzählten, daß der Zar seinen Gesandten die Kostbarkeiten abnähme, welche sie aus dem Auslande mitbrächten. So mußte der Fürst Narostawsky bei seiner Rückkehr aus Spanien alle Geldarbeiten, Halsbänder, kostbaren Stoffe und Silberam Geschirre, welche der Kaiser und der Erzherzog Ferdinand ihm geschenkt hatten, an den Schatz abgeben."

Weiter wird das Gefolge der Gesandten besprochen, die Sekretäre, die Attachés, die Dolmetscher, die Courriere. In Bezug auf die letzteren kommt der ergötzliche Zug vor, daß einem Courier, der eine Siegesnachricht zu bringen hatte, ein Vorbereitungsfest aufgesetzt wurde, aber, damit er nicht zu stolz werde, seinem Pferde auch. — Zum Gefolge gehören auch die Gemahlinnen, die nicht selten das eigentliche Haupt der Gesandtschaft waren, noch öfter aber den Herrn Gemahl und zuweilen sogar dessen Secretair durch ihre Anmaßungen und Rangstreitigkeiten in Verlegenheit setzten. Auch hier fehlt es wieder nicht an guten Anekdoten, z. B.: „Man wollte die Gemahlin des spanischen Gesandten, Gheralter * * nicht bei Hofe sehen, weil sie von gemeiner Herkunft und früher die Maitresse des Principe della pace gewesen war. Er schrieb darüber eine Note, worin er erklärte: qu'il ne pouvait pas subir cet affront, car, disait-il, ma femme, comme la femme d'un ministre d'Espagne est une femme publique et doit par conséquent être considerée autant que moi etc. Daran reiht sich eine Erörterung der Rechte, die der Gesandte überhaupt am fremden Hofe und in fremden Landen genießt, seine Unverletzlichkeit ꝛc., wobei ihm aber auch alle Pflichten und Rücksichten, die er zu nehmen hat, eingeschärft werden. Wer sein Vorrecht mißbraucht, hat es sich nur selbst zuzuschreiben, wenn er eine Volksemmstration veranlaßt oder sich von dem Hofe, an dem er accreditirt ist, die Päße geben lassen muß.

Was das Verhältniß des Gesandten zu seinem Hofe und Ministerium anlangt, so handelt es sich desfalls zuerst von den Gesandtschaftsberichten und deren wahrheitsreiterer, kurzer, objektiver Fassung. Einige venetianische, englische und französische sind als Quellen der Geschichte zum Theil in jeder Beziehung klassisch zu nennen. Nicht so dürften es die Berichte vieler deutschen Gesandtschaften sein, die im alten Curialstyl weitläuftig über elende Rangstreitigkeiten sich verbreiten oder noch elenderes Hofgeklatsch enthalten. Nun Anlaß der diplomatischen Korrespondenzen kommt Herr Mirus auch auf ein Projekt zu sprechen, das vor einiger Zeit gemacht worden ist. Man wollte nämlich durch unterirdische Röhren zusammengerollte Depeschen wie Bolzen in fadelhafter Schnelligkeit von einer Residenz zur andern abschießen.

Vom Benehmen des Gesandten bei Unterhandlungen hängt alles ab. Darauf legt unser Verfasser daher auch den größten Werth. Doch hängt es immer vom Genie ab und läßt sich, wie die Kriegskunst, nur annäherungsweise unter Regeln bringen. Schade, daß Herr Mirus hier nicht einen reichern Schatz von Beispielen mitgetheilt hat. Sie wären lehrreicher gewesen als die Regeln. Unter dem, was er mittheilt, zeichnet sich folgende

Digitized by Google

Anekdote aus: „Herr Brecq wurde, kaum nach der Geburt Belgiens, nach Marokko geschickt, um fünf bis sechs genommene Schiffe seinen Nationen daselbst zu reklamiren. Unbezweifelt, daß der Kaiser, nebst allen seinen Dolmetschern und Ministern, von Belgien nicht viel mehr wissen werde, als wir von den Reichen im Monde, kaufte er in Gibraltar eine Karte von Europa und ließ sie dergestalt illuminiren, daß Belgien einen guten Theil von Frankreich, Holland und Deutschland mit in sich aufnahm, und dann mit Riesenbuchstaben: „Royaume de Belgique" hineinschreiben. Mit dieser wohlfeilen und unblutigen Eroberung in der Tasche, präsentirte er sich Sr. Majestät, und um die Revolution, welche Belgien das Leben gab, dem Kaiser auf eine plausible und angenehme Weise zu erklären, bediente er sich klüglich des Beispiels von Algier. Die Holländer, sagte er nämlich, hätten früher die Belgier überrumpelt, wie die Franzosen Algier. Jetzt hätten die Belgier aber ihr Land wieder erobert und die Holländer fortgejagt, wie ohne Zweifel, die Afrikaner es mit den Franzosen über kurz oder lang auch machen, und Beide sich dann in eben dem Verhältniß zu einander befinden würden, wie die Belgier in diesem Augenblicke zu den Holländern. — Dieß Argumentum ad hominem ward so gut verstanden und fand so viel Beifall, daß der Konsul wirklich das gute Glück hatte, seine Schiffe sämmtlich wieder zu bekommen, und ebendrein beschenkt und in großen Gnaden entlassen ward."

Ein unerschöpfliches Thema ist die Kunst des Zurückhaltens, Hinhaltens, Ausholens, des feinen Avancirens, der klugen Vorsicht, der Verstellung, der nie zu erschütternden Ruhe und Heiterkeit, des Lächelns im Zorn, des Zielens nach B, während man nach A hinblickt rc. und ähnlicher vorzugsweise sogenannter diplomatischer Künste. Der Verfasser kann dieses Thema nicht erschöpfen, doch zieht er herbei, was nöthig ist. Sehr passend sind seine Citate aus dem Buch l'homme de cour, à la Haye 1696, worin unter andern den Diplomaten folgende Maximen vorgeschrieben werden:

Maxime 5: Se rendre toujours necessaire.

Maxime 8: L'homme, qui ne se passionne jamais.

Maxime 9: Démentir les défauts de sa nation.

Maxime 10: Fortune et renommé.

Maxime 11: Traiter avec ceux, de qui l'on peut apprendre.

Maxime 13: Proceder quelquefois finement, quelquefois rondement.

Maxime 24: Modérer son imagination.

Maxime 26: Trouver le foible de chacun.

Maxime 30: N'affecter point d'emplois extraordinaires, ni chimériques.

Maxime 66: Prendre bien ses mesures, avant que d'entreprendre.

Maxime 74, 157: N'être point inaccessible.

Maxime 77: S'accommoder à toutes sortes des gens.

Maxime 79: L'humeur joviale.

Maxime 91: Agir sans crainte de manquer.

Maxime 111: Faire des amis.

Maxime 127: Je ne sais quoi. (C'est la vie des grandes qualites, le souffle des paroles, l'ame des actions, le lustre de toutes les beautez. Les autres perfections sont l'ornement de la nature, le je ne sais quoi est celui des perfections etc.)

Maxime 145: Ne point montrer le doit malade.

Maxime 171: Ne plus abuser de la faveur. (Les grands amis sont pour les grandes occasions. Il ne faut pas employer beaucoup de faveur en des choses de peu d'importance, ce seroit la dissiper.)

Maxime 203: Connoître les excellences de son siècle.

Maxime 242: Poursuivre la pointe.

Maxime 259: Prévenir les offenses et en faire des faveurs.

Maxime 272: Vendre les choses à prix de courtoisie. (La Courtoisie ne donne pas, mais elle engage, et la galanterie est ce qui rend l'obligation plus grande etc.)

Maxime 295: Faire, sans faire l'homme d'affaires.

Wie im Schachspiel und im Kriege ist die überraschende Keckheit ein eben so gutes Strategem in der Diplomatie, wie die Vorsicht. Daher ist auch zuweilen Grobheit und Zudringlichkeit am Platz, wie sehr andererseits ein Diplomat die zartesten Rücksichten zu nehmen hat. Man darf in gewissen Fällen geob seyn, um überhaupt interessant zu werden. In andern Fällen muß man es seyn, um zu imponiren. Ein Beispiel der erstgenannten Art gab der türkische Gesandte in Wien im Jahr 1774. Man schrieb damals aus Wien: „Das Betragen des hiesigen türkischen Gesandten wird sehr getadelt; er ist gegen die vornehmen Herrschaften, die ihn besuchen, überaus freundlich, und versteht auch die feine Kunst zu scherzen; einer Dame, die ihn neulich durch den Dolmetscher fragen ließ, wie viel er denn weethe Frau Liebsten daheim hätte, antwortete er: er habe deren derjehn: nun sollte sie ihm aber auch sagen, wie viel sie Männer hätte."

In Bezug auf die Sprache der Unterhandlungen ist bekannt, daß im Mittelalter und bis zur Reformation die lateinische Sprache allein die diplomatische war, und daß sie später durch die französische ersetzt wurde. Ein Vortheil für Frankreich, der sich kaum berechnen läßt. Doch ist nicht zu läugnen, daß sich die französische Sprache, ihrer Leichtigkeit und diplomatischen Schmiegsamkeit wegen im vorzüglichen Grade zur allgemeinen Diplomatensprache eignet, daher selbst das stolze England und Rußland sich ihr gefügt haben. Welchen Nachtheil wir Deutschen davon gehabt haben, ist bekannt genug, man darf nur an das berüchtigte jusqu' à la mer denken. Doch war es in frühern Zeiten in Deutschland noch schlimmer bestellt, als jetzt. Es würde den heutigen Ulmern z. B. sauer ankommen, wenn sie sich noch einmal genöthigt sähen, Karl V. spanisch anzureden, um seine Huld zu erstehen. Aber werden nicht ähnliche Verlegenheiten wiederkehren. Wird das gesposda pomilu nicht doch am Ende auf deutschem Boden und vielleicht aus dem Munde der nämlichen Schreier ertönen, welche heute als Deutsche dem Slavenkongreß in Prag zujauchzen? Denn wenn der Deutsche sich selbst verließ, ward er allezeit des Fremden Knecht und mußte römisch reden unter den Cäsaren, spanisch unter den Habsburgern, französisch zur Rheinbundszeit. Jetzt wird er vielleicht die „böhmischen Dörfer" überstehen lernen.

Das weitläuftige Kapitel vom Gesandtschaftszeremoniel beginnt wieder mit den Rangverhältnissen. Stehen sich nämlich auch die Gesandten als solche am Range gleich, so rangiren sie doch wieder sehr verschieden nach der Größe, dem Ansehen und Alter der Macht, welche sie repräsentiren. Vor Zeiten ging der griechische, dann der deutsche Kaiser über alle. Seitdem hat sich Napoleon über den deutschen Kaiser gesetzt. Die Rangliste hat nach den Umständen gewechselt, doch behauptet die Anrienität ihr Recht. Zur Zeit des Wiener Kongresses ging man von diesen feinen Eitelkeiten ab und meliorirte sich.

Unter den Ceremonien beim ersten Empfang und der Accreditirung des Gesandten nimmt immer noch die erste Stelle ein das Recht des Gesandten, dem fremden Souverain gegenüber mit bedecktem Haupte sein Creditiv vorzulesen. Doch werden solche feierliche Aufführungen immer seltener und die Privataudienzen desto gewöhnlicher. Der Verfasser verfehlt nicht, der lächerlichen und herabwürdigenden Ceremonien zu gedenken, denen europäische Gesandte ehemals am türkischen und chinesischen Hofe unterworfen wurden.

Digitized by Google

Schließlich wird noch vom Abgang der Gesandten, dann noch insbesondere von den Konsulaten und ihren eigenthümlichen Befugnissen und Pflichten, endlich speziell vom Gesandtschaftsrecht des deutschen Bundes gehandelt. Der zweite Band bringt eine reiche Literatur der diplomatischen Wissenschaften und eine Menge Aktenstücke zur Erläuterung des Texts im ersten Bande.

Memoiren.

Zwei Jahre in Petersburg. Aus den Papieren eines alten Diplomaten. Herausgegeben von Fanny Tarnow. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Voll Erinnerungen an den berühmten, freilich jetzt schon ziemlich verschollenen Klinger, dessen heroische Gestalt, würdevolle Amtsführung und liebenswürdigen Geist uns die Verfasserin mit jugendlichem Enthusiasmus schildert. Klinger war russischer General, Kurator der Universität Dorpat ꝛc., ein sehr angesehener Mann in Rußland und blieb doch immer ein gerader tiefer Deutscher und trug sein Menschheitsideal mit sich, wie Schiller.

Im Uebrigen ist das Interessanteste in diesem Werk, was über den Kaiser Alexander gesagt wird, besonders seine Beziehungen zur schönen Narischkin, Schwester des Fürsten Adam Czartorinski, und später zur Frau von Krüdener. Jene war seine weltliche, diese seine geistliche Maitresse. „Man hat viel und oft von seinen Verhältnissen zu Frauen geredet; sie waren der Reiz seines Lebens; doch außer der Narischkin hat er nie eine öffentlich anerkannte Geliebte gehabt, und aller Glanz seines Thrones, all der Zauber seiner persönlichen Liebenswürdigkeit vermochten nicht, sie ihm treu zu erhalten, und er hat, gleich dem geringsten seiner Unterthanen, alle Bitterkeit und Schmach offenbar gewordener Untreue erlebt und durchempfunden. Er liebte die Narischkin schon in seinem sechzehnten Jahre und träumte den schönen Jugendtraum, einst seinen Thron mit ihr zu theilen. Katharinen blieb diese Liebe ihres Enkels nicht unbekannt; sie verheirathete die junge Czartoriska mit Narischkin und bezahlte zugleich seine Schulden unter der Bedingung, daß er seine Gemahlin aus Petersburg entfernen müsse. Sie ließ darauf die badischen Prinzessinnen nach Petersburg kommen und der siebzehnjährige Alexander wurde mit der Prinzessin Elisabeth verheirathet. Man konnte kein schöneres Paar sehen ꝛc. Die ersten Jahre ihrer Verbindung mit Alexander waren sehr glücklich; doch es gab eine Person, der zu viel daran gelegen war, daß Alexanders Gemahlin nicht den ersten Platz in seinem Herzen ausfüllte, und diese Person stand so hoch, daß sie den allerentschiedensten Einfluß auf die Verhältnisse und die häusliche Lebensweise des jungen Paares hatte. Narischkin erhielt die Erlaubniß, mit seiner jungen Gemahlin nach Petersburg zurückkommen zu dürfen; diese zeichnete sich durch keinen glänzenden Verstand aus, ihr fehlte Tiefe des Gemüths; aber sie war liebenswürdig, hinreißend schön und besaß eine Grazie der Coquetterie, die sie unwiderstehlich machte; der frühere Eindruck erneuerte sich, und wenn gleich diese Liebe und die Oeffentlichkeit dieser Verhältnisse — die beiden Töchter, die die Narischkin dem Kaiser gebar, wurden auf seine Kosten erzogen und führten seinen Familiennamen Romanoff; die eine von ihnen starb schon als Kind — dem Engel, der den Namen seiner Gemahlin trug, trübe Jahre schuf und der dunkelste Schatten ihres freudenlosen Lebens blieb, so gerecht es doch dem Kaiser zur Ehre, daß dieß Verhältniß ein rein menschliches blieb, ohne allen Einfluß auf ihn als Monarch und Regent. Elisabeth war zu tief verletzt, zu stolz und zu wahr, um sich in dieser Lage klug zu benehmen; sie erlaubte sich keinen Vorwurf, keine Klage und bestrebte sich, eine Gleichgültigkeit zu erkünsteln, die lange von ihrem Gemahl verkannt wurde. Sie liebte ihn zu innig, zu anschließend, um sich mit dem Gedanken versöhnen zu können, sich mit seiner Freundschaft begnügen zu sollen; aber in seinen letzten, so sehr trüben Lebenstagen war sie sein einziger Trost, seine Vertraute, sein guter Engel."

Ueber das Verhältniß des Kaisers zur Frau von Krüdener heißt es: „Schon im Jahr 1812 wurde der Kaiser durch seine damals sich entwickelnde unglückliche Gemüthsstimmung bewogen, sich nach einer übernatürlichen Hülfe umzusehen. Er warf sich Jung-Stilling in die Arme; allein er fand bei diesem nicht, was er suchte, konnte es auch nach ihrer so höchst verschiedenartigen persönlichen Individualität nicht finden und wurde nun durch einen Brief der Frau von Krüdener an Fräulein von Sieurdza, den man ihm in die Hände zu spielen wußte, auf diese aufmerksam gemacht. Die Partei, deren Wortzeug Frau von Krüdener war, hatte schon lange darnach gestrebt, sich des Kaisers zu bemächtigen, und jener Brief erweckte nun in dem Kaiser den Entschluß, sich der Frau von Krüdener anzuvertrauen. Diese wohnte 1813 in der Nähe von Heilbronn, aber bei der Annäherung des Kaisers begab sie sich in die Stadt und erschien gleich bei seiner Ankunft unaufgefordert in seinem Vorzimmer, wo sie dem Fürsten Wolkonsky ein Empfehlungsschreiben übergab, nach dessen Empfange sie der Kaiser gleich einzuführen befahl. Bei dieser ersten Zusammenkunft war sie ganz die zürnende Prophetin, die erst den größten Monarchen der Welt zerknirscht und weinend vor sich im Staube auf seinen Knien liegen sehen mußte, ehe sie seinem Wunsch und seinem Vorsatz, Buße für seine Sünden thun zu wollen, Glauben schenkte und ihn durch die Oeffnung auf Begnadigung tröstete. Diese erste Zusammenkunft dauerte drei Stunden, und der Kaiser hatte, als Frau von Krüdener sich entfernte, ganz roth und dick geweinte Augen. Einen Tag um den andern kam nun Alexander regelmäßig des Abends um 10 Uhr zu ihr und verließ sie dann nicht vor 2 Uhr des Nachts. Diese Besuche wurden fortgesetzt, so lange das Hauptquartier in Heidelberg blieb. Frau von Krüdener war, den Kaiser gegenüber, vom Anfang an eine verschmitzte, listige Betrügerin, die ihn durch vorgebliche Wunder und Geistererscheinungen zu täuschen suchte. Sie beruhigte ihn durch ihre Prophezeihungen und ihre vorgeblichen göttlichen Eingebungen über den Ausgang des Krieges und absolvirte ihn von seinen Sünden. Alexanders Gesinnungen bewährten sich aber auch in dieser Verirrung als die edelsten; er suchte wahrhaft den Herrn und brachte Gott in Demuth als Eitelkeit des Eroberers zum Opfer dar. Europa den Frieden zu schenken, war der Inbegriff aller seiner Wünsche, und er bereit, für das Wohl der Menschheit Alles zu thun. Am 25. Juni verließ er Heidelberg, und Frau von Krüdener traf erst den 14. Juli wieder mit ihm in Paris zusammen, wo der Kaiser seine gemeinschaftlichen Bestrebungen mit ihr gleich wieder begann und regelmäßig fortsetzte."

Unter Anderm macht die Herausgeberin auch darauf aufmerksam, daß der Kaiser Alexander einen geheimen Briefwechsel mit Prof. Parrot in Dorpat geführt habe, dessen Veröffentlichung sehr zu wünschen wäre. Er lernte den Professor zufällig kennen und widmete ihm die wärmste Freundschaft, Parrot aber war männlich klug genug, sich als reife Freundschaftsbedingung vom Kaiser auszubitten, daß er ihm niemals eine Gunst gewähre.

Von dem Roman, in welchen diese interessanten Notizen über Petersburg zur Zeit Alexanders verwebt sind, sagen wir nichts. Der historische Stoff konnte dieser Einfleidung wohl entbehren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 44. Donnerstag den 22. Juni 1848.

Nationalökonomie.

Die Agrarfrage aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie, der Politik und des Rechts und in besonderem Hinblicke auf Preußen und die Rheinprovinz. Von Peter Franz Reichensperger, königl. Landgerichtsrath in Koblenz. Trier, Lintz, 1847.

Der Verfasser votirt für die Gütertheilung und kleine Kultur gegen den geschlossenen Güterbesitz und die große Kultur. Er behauptet, die kleine Kultur gewähre nicht nur einen höhern Robertrag, sondern auch einen höhern Reinertrag, als die große. Der verhältnißmäßig viel höhere Werth der kleinen Güter beweise dieß zur Genüge. Trotz aller Anstrengungen der rationellen Landwirthschaft auf großen Gütern erreiche dieselbe nie den sichern Ertrag, wie die kleine Kultur. Die große Kultur sey größerem Risiko unterworfen. Nur bei der kleinen Kultur befinde sich der Boden in denjenigen Händen, die ihn am besten zu benutzen wissen und Rets mit geringerem Risiko. Die Vortheile der Großmanufaktur ließen sich nicht vergleichen mit denen der Großagrikultur. Die Industrie verurtheile wie eine große Maschine die daran mitwirkenden Kräfte zu einer verschiedenartig getheilten Arbeit, während der Boden nur eine gleiche Vertheilung bei gleichartiger Arbeit verlange. Aber auch in der Industrie habe man zu viel centralisirt und es thue Noth, wenigstens die kleinen Gewerbe, die keine Maschinenkraft, kein großes Kapital ꝛc. brauchen, eben so zu schützen, wie die kleine Kultur der Ackerbauer.

Im Allgemeinen hat der Verfasser wahrgenommen, daß die Gütertheilung und kleine Kultur den mäßigen Wohlstand einer sehr großen Volkszahl begünstige, während das System der geschlossenen Güter und der großen Kultur zwar manchen reichen Bauer mache, aber im Ganzen die Landbevölkerung vermindere und dagegen das Proletariat der Städte vermehre. So wahr dieß ist, so hätte der Verfasser doch auch die Gegenseite schärfer ins Auge fassen und die Nachtheile der Zwergwirthschaft mehr betonen sollen. Aus den Gegenden nämlich, wo die Güterstheilung schon längere Zeit besteht, strömt ein noch viel zahlreicheres und elenderes Proletariat in die Städte, als aus denen, wo noch geschlossene Güter und reiche Bauern sind. Es ist auch sehr natürlich. Auf den großen Bauerngütern wird die Bevölkerung wenig vermehrt; die Personen, welche die Heimath verlassen, sind ausgediente Soldaten, unzufriedene jüngere Söhne, emancipirte Knechte und Taugenichtse in verhältnißmäßig geringer Zahl, doch durchgängig kräftige und wohlgenährte Leute. In den Bezirken aber, wo schon des Großvaters und wieder des Vaters Gut getheilt worden und nur noch Zwerg- und Kartoffelwirthschaft besteht und nur selten noch ein Stück Vieh gehalten werden kann, vermehren sich in den überall angesiedelten Familien die Kinder ins Ungeheure und müssen am Ende in Masse fort, weil der Boden sie nicht mehr ernähren kann. Diese Leute sind nun nicht nur zahlreicher, sondern auch elender als die oben genannten, und das Proletariat der Großstädte, so wie die Auswanderung rekrutirt sich viel mehr aus ihnen, als aus dem Ueberschuß der Bevölkerung von großen Gütern.

Es kommt nur auf die Grenze an, die nicht überschritten werden darf, wenn das wahr bleiben soll, was der Verfasser behauptet, daß nämlich die Güterstheilung, die freie Agrarverfassung und die kleine Kultur die wünschenswerthesten Art der Bevölkerung, nämlich die ländliche, hervorriefe und begünstige im Gegensatz zum städtischen Proletariat. Die Kräftigung und Sicherung eines zahlreichen Bauernstandes ist nur möglich, wenn demselben auch ein mäßiger Wohlstand gewiß bleibt und dieser ist nur möglich, wenn der Grund und Boden nicht endlos getheilt, sondern wenn er geschlossen wird. Man kann gegen das System der geschlossenen Güterkomplexe nur insofern eifern, als dieselben zu groß sind, nicht aber, wenn die Güter das Minimum des zur Ernährung einer Familie erforderlichen Ertrags bereits erreicht haben. Die Nachtheile der Zwerg- und Kartoffelwirthschaft hebt der Verfasser nicht genug hervor, obgleich sie wichtiger sind als die Nachtheile der großen Agrikultur und gewiß viel mehr Elend hervorrufen.

Man denke sich nun die Folgerungen der modernsten Rechtsumwälzungen hinzu. Die Aufhebung aller Naturalabgaben, Zehnten ꝛc. macht den kleinen freien Gutsbesitzer nicht reicher. Der Staat, die Gemeinde, die Industrie stellen nun desto mehr Baarforderungen an ihn, die zu befriedigen ihm viel schwerer wird, als es ihm früher Naturalleistungen wurden.

Man denke sich ferner in den katholischen Landestheilen die Umgestaltung, welche die Verarmung der Kirche mit sich führt. Wenn der Pfarrer keinen Zehnten, keine Naturalabgaben mehr erhält, wenn er auf eine ärmliche Besoldung angewiesen ist, kann er auch nicht mehr der Wohlthäter der Armen in seiner Gemeinde seyn, und eine Menge Sorgen, die bisher die Kirche übernommen, fallen nunmehr dem Staat oder der Gemeinde, mithin den Steuerpflichtigen anheim. Die Kirche gab mit der Linken wieder, was sie mit der Rechten nahm. Der Staat wird durch Verarmung der Kirche nicht erleichtert. Die Armen, die sonst vor der Klosterpforte oder dem Pfarrhaus bettelten, betagern jetzt das Rathhaus und fallen der Gemeinde zur Last.

Der Verfasser, wie es scheint selbst Katholik und in einem streng katholischen Lande lebend, äußert sich auf eine merkwürdige Weise über den Werth der alten kirchlichen Institutionen in nationalökonomischer Beziehung: „Es ist, sagt er S. 273, überhaupt eine auffallende Inkonsequenz, daß unsere, überall Freiheit fordernde Zeit so wenig die echte und wahre Freiheit

Digitized by Google

ohne Rückhalt zu fördern oder nur anzuerkennen versteht. Wir fordern die Freiheit der Rede und der Schrift, die Freiheit des Gewissens, die politische Freiheit, die Freiheit Aller, Alles zu werden und Alles zu gewinnen, was das Leben verschönert und Genuß verspricht, Schätze, Macht, Rang und Einfluß, je nach dem Maaße der persönlichen Fähigkeiten und ohne Rücksicht auf Geburt und Zufall; — nur die Freiheit und das Recht, allen jenen Glücksgütern zu entsagen, sich durch Gelübde dem Wohle Anderer zu opfern, das Volk zu lieben und zu trösten, — diese Freiheit verfagen oder verkümmern wir, gleich als ob wir in jener grenzenlosen Selbstverläugnung nur eine stumme Verurtheilung unserer eigenen Selbstsucht erblickten! Trotz dieser vorherrschenden antiascetischen Richtung dürfte es vielleicht alles Ernstes in Erwägung zu ziehen seyn, ob nicht etwa gerade in den Mönchsorden ein mächtiger Hebel zur Wiederbelebung des geistig verpesteten Proletariats gefunden werden könnte, weil nur ihre Aufopferungsfähigkeit sich den Weg zu seinem Herzen bahnen und dasselbe von innen heraus heilen kann. Der Grund dieser Erwartung liegt in der Geschichte und in der ganzen Institution jener oft entarteten, im Ganzen bedeutenden Orden selber. Drei große Wohlthaten sind es nämlich ganz besonders, welche sie oder Niemand dem armen, durch geistiges und leibliches Elend so namenlos gepeinigten Volke, besonders dem Proletariate der großen Städte und Fabriken zu bringen versprechen. Der erste und umfassendste dieser Dienste ist jene Sympathie des Schmerzes, welche durch inniges Mitgefühl die Last des Leidenden theilt und sein Selbstvertrauen belebt. „Denn es ist, wie Lacordaire, jener warme und thatkräftige Volksapostel so schön sagt, keinem Zweifel unterworfen, daß wir dem Schmerze fester und entschiedener ins Auge schauen, wenn wir Andere freiwillig leiden sehen; es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ein Armer, der sein Brod an einer Klosterpforte sucht und dort von einem Menschen bedient wird, der ein grobes Gewand trägt und darfuß einhergeht, wie er, dadurch einen Aufschluß über die Armuth erhält, welcher derselben in seinen Augen eine ganz andere Gestalt gibt und in sein Herz einen Balsam gießt, den nichts Anderes ihm gewähren kann. Lasset ihn also gewähren, diesen ersten freiwilligen, dem Volke dargebrachten Dienst, lasset sie gewähren, diese Schwachköpfe, wenn sie sich für Euch aufopfern wollen, sowohl wenn Ihr im Unglücke, als wenn Ihr im Glücke seid; — denn vielleicht send Ihr es schon morgen nicht mehr, und selbst, wenn Ihr immer glücklich send, so habet Ihr ja das Bedürfniß, das das Volk, dieser große Büßer, Euch Euer Glück verzeihe. Lasset sie gewähren, diese Fanatiker, wenn sie es in seinem Elende trösten wollen, lasset sie in Gottes Namen darfuß einhergehen, damit das Volk einsehe, daß man auch darfuß gehen kann, ohne seine Würde und seine Freude zu verlieren!" — Der zweite freiwillige Dienst, dessen der Arme bedarf, ist der Dienst der Wahrheit und der Erziehung, welchen dem unglücklichsten und verwahrlosetsten Theile des Volks nur durch den glühendsten Eifererifer des unmittelbarsten Berufes, nicht auch durch den unzureichenden Einfluß der gewöhnlichen Seelsorge gewährt werden kann. Der letzte endlich ist der Dienst in Krankheit und Tod, im qualvollsten Ringen zwischen Zeit und Ewigkeit, ein Dienst, welchen wiederum nur der wärmste, begeisterste Glaubensdiener, nicht aber das Geldinteresse des Miethlings, mit vollem Erfolge leisten kann. Die düsenden, die predigenden und lehrenden, endlich die Hospitalorden möchten hiernach in der That der wiederholten Prüfung aller wahren Volks- und Menschenfreunde wohl werth seyn, damit sie nicht der Vorwurf treffe, den Zweck, nicht aber die Mittel gewollt zu haben, und damit nicht das Volk einer Tages in seiner wissenlich herbeigeführten Verwilderung strenge, unchristliche Rechenschaft fordere. Jedenfalls gewähre man allen guten, d. h. christlichen Kräften einen freien Spielraum, ein fair play für Alle, — die besten werden endlich siegen."

In Bezug auf die Industrie gesteht der Verfasser derselben die Concentrirung, die er der Agrikultur absprecht, allerdings zu, doch nicht unbedingt. Einmal glaubt er, wenn auch das Maschinenwesen große Kapitalien erfordere, so brauche doch der Ertrag nicht immer Einem allein zu Gute zu kommen, vielmehr sey durch Associationen, gemeinschaftliche Benutzung auf gemeinschaftliche Kosten gebauter Maschinen (wie in Leeds in England) und durch Theilung des Ertrags eine natürliche Abhälfe gegen zu große Bereicherung des Fabrikherrn und zu große Verarmung der Arbeiter gewährt. Sodann erklärt er die fabrikmäßige Behandlung solcher Gewerbe, die sehr gut von kleinen Meistern betrieb werden können, für eine Usurpation, welche derjenigen des großen Güterbesitzes in Einer Hand gleich komme. Mit einem Wort, es ist dem würdigen Verfasser überall, unter den Industriellen wie unter den Bauern, um Herstellung einer gesicherten und freien Existenz der Familien, wenn auch nur bei mäßigem Wohlstande zu thun. In dem mäßigen, aber gesicherten Besitze steht er die sicherste Bürgschaft, daß eine möglichst große Zahl freier und tüchtiger Bürger- und Bauernfamilien dem Staate erhalten werden können.

Wer soll aber diese Bürgschaft gewähren? Die bisherige Bureaukratie hat es nicht verstanden und der jetzt herrschende Radikalismus versteht es auch nicht, oder will es absichtlich nicht. „Zu dem Ende, sagt der Verfasser S. 567, muß der Staat sich gerade in derjenigen Beziehung, welche wir als die unverfegbarste Quelle von Fehlern und Mißständen erkannt haben, die der modern-repräsentativen Anschauungsweise entgegengesetzte aneignen, er muß an der Stelle der totalen Centralisirung aller Rechte und Kräfte der Nation in Einem Brennpunkte und statt der hierdurch herbeigeführten Atomisirung aller Volkselementejenem Hauptverletzenge der absoluten Staatsomnipotenz, das Prinzip der Decentralisirung unbedenkt der theellen Staatseinheit und der königlichen Machtvollkommenheit zur praktischen Geltung gelangen lassen. Um der durch die revolutionäre Politik herbeigeführten allgemeinen Auflösung und Zersetzung des Volkes zu entgehen, muß der Staat die isolirten Individuen und Familien sich wieder zu Genossenschaften, Zünften und Korporationen vereinigen lassen und in den Gemeinden, Bezirken und Provinzen feste Rechtspunkte, Träger bestimmter politischer Ideen und Interessen begründen. Der Geist der Association, jenes eminent staatliche Element der Menschennatur, muß die Grundlage des freien Staatswesens bilden, denn die ganze menschliche Gesellschaft besteht wesentlich, sofern nicht hemmende Gesetze den Naturgang hören, aus den verschiedenartigsten Vereinen, Gesellschaften und Associationen, die je nach der Gemeinschaftlichkeit des Bedürfnisses, der Abstammung und der Territorialverhältnisse maaschaft verbindet und modificirt werden; — alle diese Elemente, durch die Staatsidee zu einer Einheit erhoben, sind es eben, die den Staat selber bilden. Aus dieser fruchtbaren Idee waren die lebenskräftigen Gestaltungen der Vergangenheit hervorgegangen und der Staat selber fand in ihr seinen festen, dauernden Bestand; so lag es denn auch nahe, daß die Sophisten und Demagogen des vorigen Jahrhunderts gerade gegen diese Grundidee ihre Angriffe richteten, weil nach Zerstörung der Grundpfeiler allerdings das Staatsgebäude selber einstürzen mußte. Dieß Resultat ist zwar vollständig erreicht worden, allein der Geist der Association selber hat kraft seiner Ewigkeit und Naturnothwendigkeit jenen Umsturz überlebt und er beginnt sich wieder mit frischer Jugendkraft zu regen und Geltung zu verschaffen, denn er ist der menschlichen Natur nicht minder tief eingepflanzt, als der der individuellen Selbstständigkeit und Freiheit. Seit der Blüthezeit des Mittelalters hat derselbe keine solche ökonomische

Digitized by Google

und politische Bedeutung gehabt, als eben jetzt; die größten industriellen und socialen Hoffnungen der Gegenwart und der Zukunft beruhen gerade auf den Erfolgen, welche man von diesem neuerwachten Geiste zur vollständigen Beherrschung der Natur und zur zweckmäßigen Organisation der Gesellschaft erwartet." — „Die staatliche Organisation des Volkes, sagt der Verfasser weiter S. 577, beginnt naturgemäß mit der Gemeinde, der ländlichen und der städtischen; sie selber wird aber eben so wenig, wie der Staat, aus isolirten Individuen oder Familien atomistisch zusammengefügt, sondern sie setzt schon als ihre Basis verschiedene Berufsstellungen oder Klassen der Bevölkerung, d. h. „jene rechtliche Ordnung und Verschiedenheit voraus, welche unter den Mitgliedern einer bürgerlichen Gesellschaft durch die Einheit und Verschiedenheit der Beschäftigung begründet wird." Die Mitglieder derselben Gewerbes müssen daher vor allem wieder in Zünfte und Innungen zusammentreten, ein korporatives Leben in sich erwecken und als vollständig organisirte Korporationen durch ihre freigewählten Vertreter sowohl unter einander, als auch je nach dem Maaße ihrer äußern Bedeutsamkeit selbstständig oder mit andern kombinirt im Stadt- oder Gemeinderathe repräsentirt werden, indem ihre Zunftmeister von Rechtswegen Mitglieder desselben sind."

Solche Reorganisirungsideen sind dem Strom der Tagesmeinung noch entgegen, da man jetzt energischer als jemals auf völlige Atomisirung des Volks in den Urwahlen dringt. Allein je gewisser diese jüngste Tendenz ein Irrthum ist, um so gewisser wird man davon zurückkommen müssen und das Bedürfniß der Reorganisation des Volks in natürlichen Gliederungen wird sich immer wieder geltend machen. Lasen wir doch erst kürzlich, wie stark sich in Leipzig wieder das Bedürfniß der Genossenschaft und Zünfte gezeigt hat, obgleich man gerade dort bisher an eine allgemeine Festsetzung der gesellschaftlichen Organismus glauben mußte.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Minna von Mädler, geb. Witte. Leipzig und Mitau, Reyher, 1848.

Ein schönes, der berühmten Kuhlmann verwandtes Talent. Besonders überraschen an dieser Dichterin sinnreiche und originelle Gedanken, während sich allerdings bei ihr auch viele weibliche leichte Waare, Flitterstaat der Verskunst und gewöhnliche Sentimentalität findet. Von dieser leichten Art z. B.:

O schöner Mai,
Willkommen sey,
Sey tausendmal willkommen'
Du blaue Luft
Voll Blumenduft,
Und Vöglein, lustenglommen ꝛc.

oder:

Ei, grüß dich Gott, Rose
Am Sträuchlein, so hehr,
Wo kommst du denn, Lose,
So zeitig schon her? ꝛc.

Ungleich gedankenreicher und eigenthümlicher ist ein Lied von den Tannen, dessen Schluß die Pointe enthält:

Sagt' — oder verschweiget es immer —
Umwallt euch das grünende Kleid,
Ihr Tannen, im Ostergestimmer,
Weil ewig gefröhlich ihr seyd?

Gefröhlich bei'm Lächeln der Sonne,
Gefröhlich bei Sturmes Gewalt?
Im Blatter, in lenzjeger Wonne,
Stets grünend, gedeihend und — kalt?

Gedankenvoll geh' ich von dannen,
Die Seele von Schauder durchbebt;
Ich wein' um euch, ewige Tannen,
Ich wein' um den Tod, den ihr lebt!

Zu den originellen Liedern dieser Sammlung gehört auch eine lustige „Cupplet der impertinent Blonden." Es hätte indeß ungleich witziger gefaßt werden können. Für Damen ist die Satire nicht geschaffen, sie gehen immer zu zart damit um.

Eine gute Zahl der hier vorkommenden und zwar besten Gedichte sind Bearbeitungen von Mythen, Sagen und Legenden, welche die Verfasserin zum Theil aus weiter Ferne hergeholt hat. Da findet sich einiges Indische, z. B. die schöne Mythe von Kamadewas, des Liebesgotten Tod und Auferstehung:

Als das Frühlingsfest gekommen,
Nahm den leichten Blumenpfeil
Kamadewa, lustentglommen,
Schickt ihn ab in froher Eil';
Schickt ihn ab zum Götterthor
Aus dem blüthenvollen Hain,
Und er dringt mit scharfer Spitze
Tief in Schiwa's Brust hinein.

Doch der hohe Gott der Götter
Zürnet diesem frohen Scherz,
Sendet strafend nach dem Spötter
Seine Blicke rothentzündet,
Ihn ergreifen ihre Flammen,
Und verzehret von ihrem Licht,
Sinkt verächtet er zusammen,
Seine Gottheit schützt ihn nicht.

Schade daß die Verfasserin nicht der indischen Mythe treu geblieben ist, sondern allzunächtern mit folgendem Verse schließt:

Aber von des Lichtings Falle
Tönt es bald im Götterſaal,
Und die Hohen blicken alle
Traurend auf das stille Thal,
Senden milden Regen nieder,
Auf den Stand Ambrosia,
Und der Liebesgott steht wieder
In erneuter Schönheit da.

Hier erscheint die indische Mythe allzu verblaßt. Nach der echten Mythe nämlich schoß Kamadewa nicht zufällig einen Pfeil auf den Gott, sondern als der Gott zu tief in seine eigene Betrachtung versunken war, und darüber seine Gemahlin Parwati gänzlich vergaß, bat diese den kleinen Kamadewa, im Herzen des Gottes die Erinnerung an sie wieder zu erwecken. Als nun aber Schiwas den Kleinen mit einem einzigen Blicke verbrannt hatte, waren alle Weiber in der Welt in Verzweiflung, aßen und tranken nicht mehr und faßten bereits den gemeinsamen Entschluß, sich zu erhängen. Da erbarmte sich ihrer Schiwas und erlaubte seiner Gemahlin und den übrigen Frauen des Himmels, den Verbrannten wiederzuerwecken, indem sie den Trank der Unsterblichkeit auf seine Asche träufelten. So erstand Kamadewa wieder, aber — körperlos, nur noch als ein Geist, um nur noch im Herzen, nur noch in der Einbildungskraft der Menschen fortzuleben.

Auch die schöne esthnische Volkssage von Keit und Kemmerik (Morgen- und Abendröthe) und die lettische von den Sternschnuppen ist hier behandelt. Nach der letztern spinnt die Parze Werpeja bei der Geburt jedes Menschen einen Faden, dessen Ende ein Stern ist; stirbt der Mensch, so reißt der Faden und der Stern fällt als Sternschnuppe nieder.

Digitized by Google

Auch aus der antiken Welt erhalten wir ein Bild „Amor als Vogelsteller,“ nach einem modernen gemalten Bilde poetisch behandelt. Es ist aber nicht glücklich gewählt. Amor steckt seinen Pfeil als Leimrute auf. Das ist nicht poetisch, weil es der ursprünglichen Bestimmung der Pfeile widerspricht.

Eine Sage aus den mittleren Zeiten „Pietistika“ handelt von einem böhmischen Fräulein, die ihre Buhlen erfäuseln ließ, damit ihre heimlichen Laster nicht verrathen würden. Der nennte aber war ein Sänger:

In den See, den schwarzen, tiefen,
Stürzen sie den Jüngling hin,
Fest an Arm und Fuß gebunden,
Auf den Wink der Herzogin.

Doch es fallen seine Bande
Leicht wie Blumenketten ab,
Und er schaukelt, sorglos lächelnd,
Sanft sich auf dem Wellengrab.

Und die Fürstin, rachedürstend,
Hebt empor die weiße Hand, —
Und neun Bogenschützen haben
Ihren Pfeil auf ihn entsandt.

Doch neun Vöglein sieht man flattern
Nur um seine Leiche Brust;
Aus den Pfeilen all' geboren,
Jubeln sie mit froher Lust.

Und er schwingt sich aus dem Wasser,
Setzt sich auf das grüne Gras,
Und es folgen ihm die Vögel,
Und die Fürstin wird so blaß.

All' den leichtbeschwingten Boten
Reicht er schnell ein Briefelein hin,
Darin steht die graus Mähre
Von der Schuld der Herzogin.

Und sie flattern in die Weite,
Flattern über Stadt und Land,
Machen die verborg'nen Sünden
Offenbar aus allbekannt.

Die Herzogin läßt ihre Sünden ab und die neun Vögel verwandeln sich zuletzt in Engel und geleiten ihre Seele zum Himmel.

Geschichte.

Die Gliederung oder Logik der Geschichte. Eine pragmatische Uebersicht von C. G. Weitbrecht. Stuttgart, Steinkopf, 1847.

Eine optimistische Schrift, deren Grundgedanken man aus folgenden Sätzen erkennt: „Noch näher als bisher sollte die Menschheit ihrem Ziele, ihrer Ihre in religiöser und sittlicher wie in Kulturbeziehungen und politischer Hinsicht zugeführt werden. Auch die gegenwärtige dritte Epoche hat zwar dieß Ziel nicht erreicht, doch neue Anbahnungen wurden dazu getroffen, indem die Wissenschaft und Kunst nun alle Verhältnisse mit einem ganz neuen Lichte beleuchtete, und jetzt eben so die Oberherrschaft über alle andern Mächte führte, wie es in der ersten Epoche die politische Macht, und in der zweiten die Religion gethan hatte. Nur theilweise zwar und nicht ohne Rückschritte gewann die wahre Wissenschaft Boden, und auch die Gegenwart ist in dieser Hinsicht noch nicht frei von schädlichen Nachwirkungen früherer Zeit. Aber gerade die Gegenwart ist es auch, welche, es sie auch schwere Schlußkämpfe in Aussicht stellt, doch zugleich immer schönere Hoffnungen für das Herannahen eines Zustandes der Menschheit, wo die Nationen im Lichte wandeln werden, fassen läßt. War es in der ersten Epoche mehr nur die materielle Kraft, die bei den germanischen Völkern zur Erscheinung kam, zeigt sodann die zweite Epoche das Germanenthum im Element der Gemüthlichkeit und Phantasie, so finden wir es in der dritten Epoche, besonders so weit es sich bei der Reformation betheiligte, auf den Standpunkt der Geistigkeit erhoben mit einer solchen Rückwirkung auf die gemüthliche und materielle Seite des Seyns und Lebens, daß auch diese ganz neue, vielversprechende Blüthen trieb; die Wissenschaft übte in der dritten Epoche, im umgekehrten Verhältnisse von der Aufeinanderfolge der ersten und zweiten Epoche, zuerst ihren Einfluß auf die religiösen, dann auf die politischen Verhältnisse. — Interessant ist es, daß, gleichwie neben der Reformation neue Ländertentdeckungen hergingen, so mit dem neuen konstitutionellen Volksleben in Folge der Revolution neue materielle Entdeckungen ins Leben traten, durch welche alle Länder der Welt in einen ganz neuen Verband kommen. Es ist hier der Ort, daran zu erinnern, daß, gleichwie in der ersten Epoche die Völkerwanderung eine ganz neue Welt aufschloß und eine ganz neue Völkerreihe an der Geschichte Theil nehmen ließ, den Norden Europa's und Asiens, so auch in der dritten Epoche die neuen Ländererntdeckungen, Südafrikas zuerst und Amerikas, und dann Neuhollands und der Südsee, nicht nur abermals neue Völker zum Antheil an den Segnungen des Christenthums und der Civilisation (in letzter Instanz wenigstens, wie die Gegenwart diese immer mehr liefert) rief, sondern auch für den ganzen Erdkreis sich vielfaltig neue Aussichten eröffnen. — Ehe wird eine Endgeschichte noch dieselbe geben. Schon die Vernunft reflektirt es. Und diese Endgeschichte wird eine Periode des Geistes seyn mit der Dienstbarkeit aller übrigen Lebenselemente und der Verschlingung der Kirchen- und Staatsform in die Form des Reiches Gottes, nicht ohne Unterschiede der Nationalitäten wie der einzelnen Individualitäten, aber mit der völligen Harmonie derselben, nicht ohne Leben und Thätigkeit, aber ohne Kampf, Mühe und Streit.“

Diese optimistische Ansicht wird hier nicht zum erstenmal ausgesprochen und wir bekämpfen sie auch nicht zum erstenmal. Es scheint uns ein Grundirrthum zu seyn, von den Menschen zu glauben, sie könnten jemals auf eine gleich hohe Stufe der sittlichen und intellektuellen Bildung gebracht werden. Die verschiedenen Klimate, Lebensberufe, Racen und Temperamente machen eine Harmonie in dieser Beziehung unmöglich. Je höher die Kultur, desto energischer tritt ihr auch der Zerstörungstrieb entgegen. Ja und mit der Menschheit wächst nicht nur die Bildungsfähigkeit, sondern auch die ihr gerade entgegengesetzte alte Erbsünde des Egoismus, der Lüge und der verstockten Rohheit. Auf die Bibel aber sollte sich der Verfasser am wenigsten berufen wollen, weil in ihr „die Endgeschichte noch dieselbe“ keineswegs gezeichnet wird. Unter dem tausendjährigen Reich, dem neuen Jerusalem, ist ausdrücklich das Jenseits verstanden, das da kommen soll, wenn die unauflösliche Disharmonie des Diesseits in den apokalyptischen Schrecken ihr Ende gefunden haben wird.

Die Weltgeschichte ist kein Lustspiel, das mit einer fröhlichen Hochzeit endet, nachdem die Liebesleute ein wenig gemeckt worden sind, sondern ein Trauerspiel, in welchem die edelste Kraft nur in ihrer ganzen Schönheit entfaltet werden kann, indem sie kämpft und untergeht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 45. Dienstag den 27. Juni 1848.

Länder- und Völkerkunde.

Die Schweiz. Topographisch, ethnographisch. Von Wilhelm Hamm. Zwei Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Ein Buch, das sich recht angenehm liest, indem es in der zwanglosen Weise, wie Webers Briefe über Deutschland geschrieben ist, ohne sich auf systematische Beschreibung oder Tabellen einzulassen. Der Verfasser scheint noch ein junger Mann zu sein, und geht in seinem Feuereifer für das Nützlichkeitsprinzip und den liberalen Optimismus hin und wieder ein wenig zu weit, ohne es zu wollen. Wie sehr es ihm nämlich um Gerechtigkeit zu thun ist, erkennen wir aus seiner edeln und strengen Mißbilligung des Leuenmords; doch wird er unwillkürlich wieder ungerecht, wenn er ein phlegmatisches Hirtenvolk allzusehr tadelt, daß es sich die Industrie und die radikale Schulmeisterei nicht aufdringen lassen will. Gesetzt auch, die moderne Bildung der Zürcher und Genfer sey besser als die alte rohe Hirtensitte auf den Alpen, so frägt es sich doch sehr, ob sie in jene rauhe Gebirgsnatur paßt und ob sie da Segen bringen kann, wo sie nur aufgezwungen wird und ein ganzes Gesetze von Korruption mitbringt.

Daher erschient uns das Bild, das der Verfasser von den Urkantonen entwirft, etwas zu traurig. Er hätte auch die heitere Seite mehr hervorheben sollen. Ist denn der schmutzige Hirt in seiner wilden Freiheit nicht doch am Ende glücklicher, als der halbgebildete, nicht selten verbildete und bei viel mehr Ansprüchen noch ungleich ärmere Fabrikarbeiter? Herr Hamm aber bedauert bitterlich die Armuth des Kanton Uri, „da dort weder Ackerbau getrieben werden kann, noch Manufakturen bestehen. Und doch könnte leicht durch Verfertigung von Holzarbeiten, wie in andern, ähnlichen Theilen der Schweiz, den Armen eine recht ansehnliche Quelle des Erwerbs geöffnet werden. Allein der Urner ist zu apathisch, zu phlegmatisch faul, als daß er es der Mühe werth erachtete, sich der Sklaverei einer sauren Arbeit zu unterziehen. Der Menschenschlag ist zum großen Theil stark und kräftig, breitschultrig und großknochig gebaut; nach schönen Gestalten und Gesichtern wird man umsonst suchen. — Indolenz blickt überall hervor, man überläßt Alles dem lieben Gott und dem Zufall. So könnte unter Anderm für das Forstwesen, sowie für Bergbau in Uri Bedeutendes geschehen, und die Hülfsquellen des Landes und Verarmung dadurch sehr bereichert werden. Allein daran denkt man nicht. Es existirt zwar ein oberster Forstbeamter, welcher seines Handwerks ein Bäcker ist; allein dieser bekümmert sich höchstens um den Schutz der Bannwaldungen, welche von eignen Bannwarten sorgfältig überwacht werden. Daher sind auf den Urner Bergen noch wahre Urwälder anzutreffen, in welchen eine solche Menge von Holz, meistens Tannen, schmählich verfault, daß namentlich ein deutsches Auge wahrhaft entsetzt wird. Die niedere Jagd, auf Schneehühner und Berghasen, ist frei; Gemsen dürfen bloß mit Erlaubniß der Obrigkeit geschossen werden. Ebenso vernachlässigt wird der Bergbau; die reiche Ausbeute, welche die Urner Felsen bieten könnten, beschränkt sich jetzt einzig auf den Gewinn der Krystallsäger, welche in Höhlen und Bergwassern die Bergkrystalle aufsuchen und an Naturliebhaber verhandeln. — Der öffentliche Unterricht ist im Allgemeinen höchst ärmlich und dürftig, und es mag wohl die aufgeweckteste Köpfheit und Unwissenheit der Bewohner der Urschweiz eine hauptsächliche Mitursache seyn an allen den betrübenden Erscheinungen der neueren Zeit. Selbst wenn aber auch das Schulwesen in normalem, getregeltem Zustand wäre, so würde zweifelsohne der gute Wille an der Trägheit und Apathie der Ländler scheitern. Es ist unglaublich, wie weit die letzteren gehen! So stürmisch und wild der Urschweizer sich gebehrden kann, wenn er einmal aus seiner Stumpfheit aufgerüttelt worden ist, so schwer hält es, das letztere zu bewerkstelligen. Es bedarf kräftiger Hebel, um seine schwere Masse emporzuheben und in Bewegung zu bringen, und zwar ebensowohl in körperlicher, als in geistiger Beziehung. In ersterer ist ihre Ausbildung ebenfalls gering, und die Vorzüge, welche ihnen in dieser Hinsicht verliehen, sind bloß rücksichtslose Gaben der Natur. Stark und kräftig gebaut, entbehren die Gestalten der Urschweizer größtentheils des Ebenmaßes, der richtigen Proportion der Glieder; sie machen niemals einen ästhetischen Eindruck, sondern erregen nur höchstens die Bewunderung, welche wir rohen, starken Kräften zu zollen geneigt sind."

Aehnliche Vorwürfe werden den Freiburgern gemacht. „Im Allgemeinen sind die Freiburger ein einfaches, harmloses Volk; genügsam in Leben und Ansprüchen, in beschränkten Kreisen sich mit Gefallen bewegend. Eine gewisse Trägheit, ein steckendes Blut kann ihrem Charakter nicht abgesprochen werden, und mag dazu beitragen, daß ihre Lage sich zu der jetzigen betrübenden gestaltet hat."

Indeß erkennt der Verfasser an, daß die Indolenz nicht ausschließlich ein Resultat der Pfaffenherrschaft, sondern angeboren sey, daher auch die reformirten und ultramontanen Berner nicht weniger nach der Ansicht des Herrn Hamm an diesem Nationalübel leiden. „Was Aeußeres, Figur und Gesicht der Bernerinnen und der Schweizerinnen überhaupt betrifft, so darf man seine sehr großen Ansprüche machen. Schönheiten sind selten und nur in besonders begünstigten Bezirken häufiger zu treffen; die idealischen, sentimental naiven Mimilie früherer Romane sind nur Ausgeburten einer Phantasie gewesen, welche schwerlich auf der Basis der Anschauung fußte. Die Bernerinnen

Digitized by Google

sind handfeste, robuste Naturen; ein „stolles Meitschi“ muß ihre zwei Gemmer haben und mit einem wilden Pferde selbst kutschiren können, sonst findet sie keinen annehmbaren Freier. Wenn man nur ein einziges Mal die echten Schweizermädchen beim Tanz oder beim Wein gesehen hat, so verliert man plötzlich jede schwärmerische Illusion. — Die Einwohner des Aarthale repräsentiren am gültigsten den echten, alten Schlag des Berner Landvolks. Sie charakterisirt in physischer und moralischer Hinsicht knochenbare eine plumpe Derbheit, welche für Kraft oder für republikanisches Selbstbewußtsein genommen werden kann. Die schweren, gedrungenen Gestalten der Berner Landleute beiderlei Geschlechts, ihre harten, schroffen, meist unschönen Züge, ihre nachlässige, mehr als bequeme Haltung, ihre schwerfällige Bewegung deuten auf ein Phlegma, das starker Anstöße bedarf, um aufgerüttelt zu werden. Höflichkeit ist nicht ihre Sache, gegen wen auch sollten sie zuvorkommend seyn, da sie Niemanden über sich erkennen? Stolz auf ihr Land und ihren Besitz, sind sie verschlossen, zurückhaltend und besonders gegen Fremde überaus hochfahrend oder mißtrauisch. Nächst der Freiheit ihrer Person oder ihres Vaterlandes, eher ebenso sehr, lieben sie Geld und Gut. — Sonntags sind die Wirthshäuser besonders lebhaft; da strömen in und bei ihnen alle Dörfler, alle Bewohner der zerstreuten Häuser der Umgegend zusammen, um bei Tanz und Spiel oder Scheibenschießen sich zu freuen und zu genießen. Aber auch in dem Tanze fällt die Plumpheit der Berner unangenehm auf. Ihr liebstes Spiel, das Kegelspiel, ist mit dem deutschen gar nicht zu vergleichen, und verhält sich zu diesem ungefähr, wie sich einst der ungeschlachte Goliath zu dem kleinen, zierlichen David verhalten mochte.“

Eine Parthie hentenge bieten die Schildreunngen aus dem Haslithal dar. Hier in einem reformirten Theile, in welchem die Aufklärung schon längst ihren Sitz aufgeschlagen hat, herrscht die furchtbarste Korruption, gegen welche die schmutzige Rohheit unter dem Berner Pfaffenregiment doch noch gelinde Unschuld ist. „Es ist beklagenswerth, wie tief die Mehrzahl der kräftigen Alpenkinder des Oberlands gesunken ist. Der leichte Erwerb während der Sommersaisen hat sie faul und verschwenderisch gemacht; was sie als Führer, Händler, Sänger verdienen, wird schnell verrohlt und verschleudert. Alle Mittel, Geld zu gewinnen, sind ihnen willkommen, nur nicht das angestrengte Arbeit. Daher ist Betrug und Unehrlichkeit, Prellerei im höchsten Grade allenthalben anzutreffen. Die Verderbtheit des weiblichen Geschlechts ist eben so groß, wie die des männlichen. Gegen Zahlende sind die Oberländer kriechend, gegen Abhängende grob und höhnisch roh. Ueberall belagern Bettler die Straßen, Stege und Thüren; gibt man ihnen, die das Geben als eine Pflicht der Reisenden betrachten, nichts, so sagen sie Einem mit der größten Unverschämtheit die abscheulichsten Dinge. Faß keinen Schritt kann man thun, ohne von diesen Ueberlästigen geplagt zu werden. An jedem kleinen Gräbchen, das ein mäßiger Fußschritt überschreitet, stehen sie, um, will man oder will man nicht, hülfreiche und dann offene Hand zu bieten; die vielen Gatterthore in den Gebirgsmatten scheinen eigens dazu angebracht, damit jene Industriellen Gelegenheit haben, sie zu öffnen. Wer es wagen wollte, ein Bächlein, über das sie eine Zugbrücke legen, zu überspringen, der würde wie ein Kirchenräuber angefallen und verfolgt werden. Andere suchten durch wahrhaft ohrzerreißende Töne, welche sie für Alpenjodler ausgeben, das Geld aus den Taschen zu locken; um eine Ecke biegend, knallt uns hinter dem Felsen ein Schuß entgegen und der Kanonier springt hervor und fordert für den Schrecken seinen Lohn, und gibt man ihm drei Batzen, so sagt er höflich, er habe, um das Echo recht schön zu zeigen, für vier Batzen Pulver geladen; oder plötzlich jagen uns ganz übermenschliche Klänge fast panisches Entsetzen ein, bis sich ein gelumpter Knabe mit einem Kuhhorn zeigt, und uns für Geld belehrt, er habe das Alpenhorn geblasen ꝛc.“

Auch den östlichen Schweizern wird nicht viel geschmeichelt. Da heißt es von den Graubündnern. „Die Tracht der Bevölkerung ist nur noch ausnahmsweise in wenigen Thälern eine nationale. Der höchst unkleidsame Knyp der Männer besteht in dem abgekürzten, braungrauen Frack, welchen sie tragen sich alle Schweizer gleichsam verschworen haben; die Weiber auf dem Lande haben fast ganz französischen Kleiderschnitt, und nur der Stoff ihrer Kleider, der immer Wolle ist, unterscheidet sie von den Städtern. Selten nur begegnet man Landmädchen in den alten Flügelhauben, mit silberverzierten Göllern und mehrfachen bunten Röcken. Sehr unangenehm übersascht den Reisenden in Graubünden ein Hang zur Unsauberkeit, wie derselbe selbst in Uri nicht vollendeter ausgebildet seyn kann. Wenn, wie ein großer Chemiker in seinen Briefen bemerkt, die Bildung und Civilisation eines Volkes nach dem Verbrauch desselben an Seife gemessen werden kann, so steht Graubünden sicher noch auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur. Die Landbewohner, besonders die Küher, starren von Schmutz, und das ist um so befremdlicher, als die letzteren ihre Geräthe und Gefäße immer äußerst reinlich zu halten gezwungen sind, und im Allgemeinen die Dörfer keineswegs arm zu nennen sind. Man sagt, daß in einigen Thälern der gemeine Mann sein Hemde so lange, ohne es abzulegen, trüge, bis es zu Staub zerfalle; will er sich den Genuß frischer Wäsche verschaffen, so wendet er dasselbe einfach auf die andere Seite. Wenn das auch vielleicht nur erfunnen, vielleicht ein Apfenzeller Witz ist, so ist es doch schon bezeichnend genug, daß man sich mit einem solchen Gerede trägt. — Ein ungeheurer Egoismus, allen Schweizern eigen, hier aber mehr als anderswo hervortretend, weil genährt durch die Liebe zum Müßiggang, wird bei den Graubündnern häufig zum Eigennutz, zur Geldgierde und Habsucht. Es ist ihre größte Freude, ohne sonderliche Mühe recht viele Bestzthümer aufhäufen zu können; doch artet dieser Erwerbsgeist selten in wahren Geiz aus, sondern er soll nur dahin führen, im ruhigsten, ungestörtesten Genuß eines Ertrags von Jahren ganz dem dolce far niente nachhängen, den Abend des Lebens in möglichster Behaglichkeit hindringen zu können. So haben es die Graubündner von jeher gehalten und werden davon nicht abgehen. Bemerkenswerth ist dabei, daß sie, welche daheim keinen Apfel essen, der ihnen nicht vom Baume herunter in den Mund fällt, draußen in der Fremde gewöhnlich eine erstaunenswerthe Thätigkeit entfalten, die sie sicher zum Ziele führt. — Sichtheit ist dem Graubündner eine sehr gleichgültige Sache, etwas rein Aeußerliches; er wird die Anforderungen derselben niemals berücksichtigen, selbst da nicht, wo ihm Natur oder Nutzen in die Hände arbeiten. Dieser Umstand trägt auch die Schuld, daß, während in Graubünden die Natur Alles bietet, man von Kunst und ihren Schätzen vergeblich irgend eine erhebliche Spur sucht.“

Die westliche welsche Schweiz sagt dem Verfasser vielsach zu, weil er dort die Beweglichkeit fand, die er in der deutschen Schweiz vermißte. Doch ließ er sich nicht dadurch bestechen. Er bemerkt vielmehr: „Zieht man eine Parallele zwischen der französischen Schweiz und den Urkantonen, so kann dieß nur eine solche der Kontraste seyn. Alles ist verschieden: Ursachen und Wirkungen, Land und Leute, Staat und Religion, Leben und Gesellschaft. In der Verschweiz existirt nur die thierische Freiheit der Person und des Eigenthume, in den westlichen Kantonen dagegen entfaltet sich jetzt die größere des Geistes, Gedankens, Werks, ungeschent und ungehindert. Denn die Dämme, welche man hier nicht selten ihrem gewaltigen Ausbluß dennoch entgegen

Digitized by Google

gebaut steht, sind im Grunde weiter nichts, als eben Mißbräuche dieser vollendeten Freiheit, temperäre Ausscheidungen derselben, welche der Strom, ungeduldig pochend, bald wieder in sein breites Bette reißen wird. Wenn in der Urschweiz überall ein dunkelndes Zwielicht auf den Gemüthern lastet, so ist es das allzuhelendende Licht, welches den Weltschwärzern so oft die Augen trübt. Licht und Wahrheit dürfen nicht wie ein Wolkenbruch vom Himmel herabfallen; wenn sie dem Gedeihen der jungen Saat erfprießlich seyn sollen; sie müssen vielmehr kommen wie ein leiser, aber anhaltender Regen, der den Boden nach und nach füllt und fruchtbar und ergiebig macht. Alle Verirrungen, deren Schauplatz die französische Schweiz seit 1830 gewesen ist, entsprangen sammt und sonders dem Ungestüm des Volkes und seiner Führer, oder dem der letzteren vielmehr allein. Sie wollten das Gute, aber sie wollten es auf einmal; sie rissen die alten Pallisaden des Vorurtheils und der Stände zu rasch ein und verdarben dabei vielfältig in blinder Hast manches treffliche Gartenbeet."

Unter den Schilderungen aus dem Waadtlande nimmt eine Beschreibung des großen Winzerfestes in Vevay die erste Stelle ein. Dieses Fest „ist ohne Zweifel ein römisches Ueberbleibsel, ein Fest des Bacchus, und hat insofern seinen mythologischen Charakter auch jetzt noch beibehalten. Große Vorbereitungen werden dazu getroffen, Fremde aus allen Weltgegenden strömen herbei. Am Tage des Festes drängt sich schon früh eine zahllose Menschenmasse in den Straßen und umgibt den großen Platz am See, auf welchem die Haupthandlung vor sich gehen soll. Ringe sind Tribünen für die bevorzugten oder bezahlenden Zuschauer errichtet, in den Fenstern der umliegenden Häuser drängt sich Kopf an Kopf, selbst die Dächer sind von Schaulustigen belegt. Gegen 9 Uhr beginnt das Fest, mit allen Glocken eingeläutet, von Böllerschüssen begrüßt. Ein langer, unabsehbarer Zug wälzt sich heran. Vorher Wachen in mittelalterlicher Tracht, dann eine abenteuerlich gefleidete Musikbande; dann kommt der Vorsteher des Festes, der sogenannte Abbe, geleitet von Schäfern, Schnittern, Winzern in der arkadischen Tracht des alten Watteau, ihnen folgt eine Abtheilung singender Weingärtner, welche die beiden besten Winzer geleiten, denen der Abbé zum Lohne ihres Fleißes Preise ertheilt. Denselben folgt das weinbelaubte Gefolge der Bacchuspriester, dann die Rathsherren, und der Trabant der Gesellschaft, der stattliche Mann Vevay's, in prachtvollem, ritterlichem Kostüm. Dann kommen die Schäferinnen, die Sennen und Hirten, die Gärtner mit ihren Thieren und Attributen, mancherlei Gesänge, Tänze und Spiele aufführend; ihnen folgt die Göttin Flora, ein allerliebstes kleines Mädchen mit ihrem jugendlichen Gefolge, geleitet von Mähern und Mäherinnen, welche einen mit Blumenguirlanden geschmückten Wagen voll Gras umtanzen. Diesen folgen nach die Sennen und Sennerinnen der Alpen, mit heller Stimme den Kuhreihen singend; sie führen wunderschöne, blumenbekränzte Kühe, welche sie auf dem Platze melken und die Milch zu Käse verarbeiten. Dieser Aufzug erregt gewöhnlich allgemeine Begeisterung, da er der einfachste und naturgetreueste ist. Nach den Sennen zieht die Ceres mit ihrem Gefolge von Schnittern, Rehrenleserinnen und Kornwagen über den Platz, ihr nach schreiten die eigentlichen Winzer, voraus ihre große Zunftfahne. Sie zeigen sinnbildlich alle Verrichtungen im Weinberge während des ganzen Jahres, und gegen die Esse des Vulkans fehlt nicht, die Schmiede, in welcher die Winzer ihr Geräthe fertigen und ausbessern lassen. Den jüngsten Winzern folgt die dritte Musikbande, dann kommen die Priester des Bacchus, einen rauchenden Altar und einen Opferbock mit vergoldeten Hörnern mit sich führend. Jetzt endlich erblickt man den Heros: Bacchus, ein schöner, wohlgenährter Knabe, mit Rebland und Trauben bekränzt, reitet auf einem von Mohren getragenen Faße, seine Hände schwingen den Becher und den Thyrsusstab. Sein Gefolge, aus Bacchantinnen, welche tanzend das Tambourin schlagen, und wilden, in Tigerfelle gekleideten Faunen bestehend, erregt die größte Heiterkeit, das lauteste Jauchzen, und besonders gefällt der dicke Silen, der auf einem Esel den Zuband der Trunkenheit allzu natürlich repräsentirt. Aus Griechenland oder Rom werden wir sodann nach Judäa versetzt, denn jetzt kommt die große Traube Jesua's, gefolgt von der Arche Noah, einem ungeheuren Wagen, auf welchem u. A. in einer Kelter wirklich der süße Most gewonnen wird. Nun wird dem Bacchus geopfert, gesungen, getanzt, bis endlich der große Hochzeitszug den ganzen Aufzug beschließt. Daß ist gewöhnlich der schönste Theil des Festes, da er einen vollkommenen Blick in die Sitten und Gebräuche des Landes verstattet."

Aus Anlaß dieser Beschreibung möchten wir darauf aufmerksam machen, daß, wer es einmal unternehme, die Volksfeste, wie sie noch bestehen, zur systematischen Uebersicht zu bringen, sich ein wahres Verdienst erwerben würde. Nirgends sind sie noch vollständig zusammengestellt.

Zu den Merkwürdigkeiten der westlichen Schweiz gehört das berühmte Thal La Chaux de Fonds, die große Fabrikstätte der Uhren. Wie diese Industrie in das einsame Längenthal des Jura gekommen, wird uns hier ausführlich erzählt. „Ein aus dem dreißigjährigen Kriege zurückgekehrter Soldner soll von dem Schwarzwald die erste Schlaguhr mit Gewichten in das Thal gebracht, und darnach viele angefertigt haben. Seinem Sohn Daniel Jean Richard, welcher sich gleichermeise mit der Verfertigung hölzerner Uhren beschäftigte und ein sehr geschickter Arbeiter war, gab 1679 ein französischer Uhrhändler die erste Taschenuhr zur Reparatur in die Hand. Dieß Werk begeisterte den jungen Mann so, daß er von Stunde an darauf dachte, ein ähnliches zu konstruiren. Nach sechs mühevollen Monaten, nachdem er zuvor die Instrumente dazu sich selbst hatte erdenken und fertigen müssen, gelang ihm dieß. Darauf vereinigte er sich mit dem geschickten Schlosser Jaques Brandt von Chaux de Fonds, und gründete mit diesem die erste Uhrmacherei zu Locle. Dieser trennte sich indessen von ihm, und Beide setzten ihr Geschäft nun gesondert in Jedes Heimath fort. Richards fünf Söhne, sämmtlich Uhrmacher, erweiterten es bald beträchtlich, andere Einwohner warfen sich in den achtmonatlichen Winter ebenfalls auf diesen lucrativen Erwerbszweig, und bald breitete sich derselbe so aus, daß 1780 schon über 7000 Menschen sich damit beschäftigten. Jetzt hat das Thal gegen 25,000 Einwohner, von welchen 15,000 sich mit der Uhrmacherei befassen. Mehrere Häuser in Chaux de Fonds und Locle haben gleichzeitig Faktoreien in New-York, Kalkutta, Kanton und Konstantinopel. Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Gestalt und Güte der Uhren je nach den verschiedenen Ländern, für welche sie bestimmt sind. Goldene, einfache, aber solide, kommen besonders nach Amerika, Holland, Nordteutschland; silberne nach England und Mitteldeutschland; emaillirte, mit Perlen und Edelsteinen geschmückte nach Italien und Spanien; nach der Türkei große, kupferne, vergoldete, mit türkischen Ziffern. Die Summe des Werthes der Ausfuhr von Taschenuhren beträgt jährlich etwa 10 Millionen Francs."

In dieser Weise nun theilt der Verfasser aus jedem Kanton charakteristische Bilder mit, so daß sich das ganze Buch sehr zur Lektüre empfiehlt.

Wenn der Verfasser im ersten Bande S. 119 die frühere Bistung im Kanton Uri in Vergleich mit seiner jetzigen Rohheit rühmt und dabei erwähnt, daß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu Altorf sogar Shakespeare'sche Sommernachtsträume aufgeführt worden sey (durch den gelehrten Mathematiker Daniel

Digitized by Google

Schweuter von Nürnberg), so hat er wahrscheinlich die Universität Altorf bei Nürnberg mit Altorf in Uri verwechselt.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von C. Dräxler-Manfred. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1848.

Wir waren schon vor mehr als zwanzig Jahren, als Herr Manfred zu dichten begann, mit seiner Muse befreundet und finden mit Vergnügen, nachdem wir beinah eben so lange Zeit keines seiner Gedichte gesehen halten, in dieser eleganten Sammlung unsere alte Jugendempfindung und auch unser altes günstiges Urtheil darüber wieder vor. Das eigentlich Charakteristische seines Gesangs ist eine große Feinheit, Süßigkeit und Lieblichkeit. Vor öfterem Spielen mit der Fertigkeit des Reimens, der Virtuosität, wird ihn gewiß immer sein echtes Talent bewahren. Auch indifiren (wenn dieser Ausdruck irgend erlaubt ist) sollte Herr Manfred nie, das thun in der Regel nur wurmstichig gewordene Dichter. Herrn Manfreds Phantasie ist dazu allzu gesund, schöpferisch, deutschkräftig. Das einzige was wir ihm, für ihn selbst, bittend, ans Herz legen möchten, ist, bei einer spätern Auflage, nicht zu viel Neues aufzunehmen, eher manches Aeltere wegzulassen. Nur darf er die Sichtung nicht selbst vornehmen, sondern muß sie einer tüchtigen Freundeshand überlassen. Weniger ist, in solchem Falle, für den Ruf des Dichters immer mehr.

Als Empfehlungsbrief für Solche, die Manfreds Gedichte noch nicht kennen und lieben, stehe hier Einiges aus seinem „Kennbrief", der alle liebenswürdigen Vorzüge seines Talents in sich enthält:

Sey gegrüßt zu tausendmalen'
Meinen vollen Liebesgenuß
Send ich dir in tausend Strahlen
Und in Düften meinen Kuß.
Seit ich bin von die geschieden.
Vielgeliebte Mutter mein,
Ist kein Frieden mehr hienieden
Und für mich kein Erdlichsseyn.
Ach, und deine Klagen tragen
Auch die Lüfte zu mir her,
Die mir sagen, daß ertragen
Du die Trennung kannst nicht mehr.
Darum will ich wiederkehren,
Komme bald zu dir zurück,
Deine Zähren sollen klären
Sich in meinem Sonnenglück.
Schnee ist deiner Berge Siegel,
Deine Blume ist verdorrt,
Uebereilet dein Wellenspiegel,
Deine frohen Sänger fort.
Alle sollen wiederkommen,
Lerche, Nachtigall und Fink,
Bis in Blumen sie vernommen
Meinen ersten Liederwink.
Aber vorbereitet halten
Magst indeß du Hof und Haus:
All die alten Frostgestalten
Treibe sorglich mir hinaus.
Sende Sonnenstrahl entgegen
Mir als Boten für mein Glück,
Feuchten Regen, der als Segen
Beilt im hohen Mutterblick.
Daß je keine Blume säume
Anzuziehn ihr grünes Kleid;
An die Keime sende Träume,
Bee der Auferstehungszeit.
Bäume sollen sich bemoosen
Uns bereit die Rosen streue;
Denn mit Rosen will ich kosen
Und auf Rosen schlafen gehn.

Des tiefen Sinnes wegen theilen wir auch folgendes sehr originelle Gedicht mit:

Sängerwerk.

Es war einmal ein Mann im Land
Durch viele Lieder wohlbekannt,
Die schrieb er ein genau und rein,
Daß sie sein Denkmal sollten seyn.

Und als er nah zu sterben kam,
Sein Liederbuch er mit sich nahm,
Und stieg den höchsten Berg hinan,
Als wollt er jetzt den Sternen nahn.

Dort oben stand ein Riesenbaum,
Und unter ihm ein Felsenraum,
Da legt er hin sein Liederwerk,
Und ging zu sterben heim vom Berg.

Und kurz darauf war er nicht mehr,
Da ging der Wind vom Bache her,
Schlug aneinander jedes Blatt,
Und tat und las nun ward nicht satt.

Und tobet graus und flüstert mild,
Je wie die Lieder sanft und wild,
Und jubelt froh und schreiet laut,
Nachdem er Lust und Schmerz dort schaut.

Und auf dem Baum die Vöglein all,
Der munter Hiel, die Nachtigall,
Die sahen all ins Buch hinein
Und lernten süße Melodein.

Und sangen froh und dichtgeschaart
Gesänge heitres, trüber Art,
Als sängen sie im Liederbuch
Den süßgeheimen Liebesspruch.

Die Blumen wuchsen rasch empor
Und spannten still ihr Blüthenohr,
Und schürften ling ihr Blüthenaug,
Daß es die Liederweisen sang.

Neugierig schickt der Baum heran
Die Zweige blüthenangethan,
Er hätte gern vom Felsenort
Gerauht den reichen Liederhort.

Und Mond und Sonne sahn hinein
Mit wunderbarem Glanz und Schein,
Wohl selbst ein strahliges Gesicht
Im hellen Paradiesenlicht.

Kalt gingen nur der Menschen viel
Vorüber an dem Zauberspiel,
Die schauten nicht ins Buch hinein,
Und schmälten Wind und Sonnenschein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46. Sonnabend den 1. Juli 1848.

Reise.

Ocean und Mittelmeer, Reisebriefe von Karl Vogt. Zwei Bände. Nebst Abbildung einer zoologischen Transfiguration. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten), 1848.

Kein gewöhnlicher Tourist, sondern ein Naturforscher, und zwar vorzugsweise ein Cumbryologe, theilt uns hier mit, was er bei seinem Aufenthalt an der Küste der Nordsee (St. Malo in der Normandie) und des Mittelmeers (Nizza) erlebt und beobachtet hat. Die Untersuchungen der Weichthiere, Crustaceen und Fische bilden den Hauptinhalt. Herr Vogt hebt die merkwürdigsten Formen aus dieser submarinen Thierwelt hervor, macht auf ganz neue Entdeckungen über ihre Metamorphose und Lebensweise aufmerksam und geht dabei doch nie über die Schranken einer angenehmen Unterhaltung hinaus, wird nie systematisch und langweilig. Er hat sich hierin den berühmten Engländer Dowy zum Muster genommen, dessen Salmonia ganz in dieser Weise geschrieben war, von hohem Interesse für den Naturforscher, aber auch zugleich eine ungemein anziehende und fesselnde Lektüre für jeden Laien.

Zuerst handelt Herr Vogt von seinen Beobachtungen in St Malo und zwar von dem Unterschied je nach der Höhe der Brandung. Wo nämlich die Fluth am höchsten anschlägt, befinden sich ganz andere Thiere, als weiter unten und der Verfasser theilt sie darnach in Regionen ab. Zu oberst den Gürtel der Balanen, darunter ein anderer von Schnecken, Seeanemonen ꝛc., noch tiefer ein dritter von Tangen, ein vierter von Muscheln ꝛc. Nicht minder interessant ist, was der Verfasser über das mannigfaltige Leben sagt, welches sich auf den Austernbänken entwickelt, indem auf den festgewachsenen Austern Polypen und in den Zwischenräumen Würmer ꝛc. sich ansetzen. „Hier gibt es auch jene Hermellen, welche für die gefährlichsten Feinde der Austernbänke gelten, indem sie mit ihren lebernen Röhren alle freien Plätze besetzen, die Austern selbst überwuchern, die junge Brut verjehren, und so allmählig das Absterben der Austernbänke herbeiführen. Es finden in dieser Weise eine wahre Art von Wechselwirthschaft auf dem Boden des Meeres statt; denn sobald eine solche Austernbank gänzlich von den Hermellen überwuchert ist, sterben auch diese allmählig ab, und nach einiger Zeit können dann wieder auf den verwaisten Resten neue Austernbänke sich ansiedeln."

Unter den einzelnen Beobachtungen zeichnet sich eine über die eigenthümliche Bewegung der Medusen aus: „Diese Thiere haben einen Körper in der Form einer Glocke, unter welcher an einem gemeinschaftlichen Stiele vier ziemlich dicke nach unten verästelte Arme hängen, die, wie es scheint, keiner eigenthümlichen Bewegung fähig sind. Die Glocken sind nicht vollkommen durchsichtig, sondern zeigen eine bläulich weiße, zuweilen auch ins Röthliche spielende Farbe, die etwa einem hellen, opalisirenden Milchglase ähnlich ist. An dem Rande der glockenförmigen Scheibe finden sich zahlreiche, violettblau gefärbte Lappen, zwischen denen in genau abgemessenen Zwischenräumen acht hell zinnoberrothe Punkte glänzen. Die Thiere schwimmen offenbar durch ruckweise Zusammenziehung der Scheibe, deren ganzer Rand mit den blauen Lappen lebhaft nach Innen einklappt. Je nachdem diese Kontraktionen auf der einen oder der andern Seite stärker sind, kann sich auch das Thier nach verschiedenen Richtungen hindewegen und nach Willkür tauchen oder an die Oberfläche kommen."

Indem Herr Vogt zweifelt von seinen wissenschaftlichen Untersuchungen wegblickt und die Zeitereignisse ins Auge faßt, macht er eine allgemeine Bemerkung über den politischen Geist und Charakter des französischen Volks, der die jüngsten Ereignisse geradezu widersprechen. „Jegliche Entwicklung hängt in Frankreich von dem persönlichen Einflusse desjenigen ab, der an der Spitze steht. Unsere Politiker sind wahrhaftig im Irrthume, wenn sie behaupten, Frankreich sey mehr zur republikanischen Verfassung geeignet. Es gibt im Gegentheile kein so durch und durch menschliches Volk, als eben die Franzosen, und keines, in welchem so sehr von eben herab jeglicher Einfluß bis in die kleinsten Verhältnisse herabdringt. Du magst die neuere oder ältere Geschichte Frankreichs nehmen, stets wirst Du das Volk so finden, wie diejenigen, die an der Spitze standen, seige oder kriegerisch, großmüthig oder niederträchtig, tückisch oder ungeheuchelt, und wie sich dieser Monarchismus in den politischen Verhältnissen kund gibt, so zeigt er sich in allen andern Beziehungen. Sobald ein großer Geist in irgend einer Wissenschaft auftritt und unter ihnen den Diktator spielt, so folgt mit Enthusiasmus ein ganzes Heer von Adepten seiner Fahne. Ein reges Leben entfaltet sich in diesem Zweige, der mit Sturmeseile gefördert wird, und dem alle Kräfte der Nation sich zuwenden. Laß aber diesen Zugführer sterben, so wird Du bald den ganzen Schwarm rathlos in der Irre umhertappen sehen, bis irgendwo ein neues sich sich aufthut, welchem sich die vorhandenen Kräfte unterordnen können." Das ist sehr wahr und obgleich die neue Republikanisirung Frankreichs nicht damit übereinstimmt, ist sie doch eben zu neu, als daß man jetzt schon behaupten könnte, sie werde nicht wieder durch etwas anderes Neues verdrängt werden.

Auf seiner Reise durch das Festland, um von St. Malo nach Nizza zu gelangen, nimmt der Verfasser auch Gelegenheit, Einiges über die Schweizer zu sagen, deren Wirken er als eine natürliche Aeußerung des Nationalcharakters betrachtet wissen will. „Der ganze Hang zur Gewaltthätigkeit, von dem ich Dir

Digitized by Google

vorhin sprach, trat in all den eben erzählten Auftritten so überraschend hervor, daß es mir scheint, als müsse derselbe bei Beurtheilung des Ganges der öffentlichen Ereignisse in der Schweiz vor allen Dingen berücksichtigt werden. Die Schweizer hören lange geduldig zu, allein die letzte Entscheidung fehlt ihnen, wenn sie nicht mit materiellen Gründen geleistet werden ist. Das liegt einmal so in der Natur dieses Volkes und die wird man nicht sobald ändern können. Aus diesem Grunde auch findet Du die stete Unruhe, die steten Zwistigkeiten in der Schweiz, die nur momentan ruhen, so lange eine Partei das entschiedene Uebergewicht besitzt. Jede siegende Partei aber, möge sie heißen, welche sie wolle, begeht faktische Gewaltthätigkeiten, die ihr beim Unterliegen wieder vergolten werden, und so spinnen sich die Reibungen, wie die Blutrache in Korsika, ins Unendliche fort." Den Deutschen wirft der Verfasser dagegen zu große Ruhe vor und wünscht ihnen mehr Aufregung. Er hat nun, was er will, die Fülle. — Eine gute physiologische Bemerkung macht Herr Vogt in Savoyen. „Die Savoyarden zeichnen sich alle durch eine eigenthümliche Physiognomie aus, in welcher besonders zwei lichtbraune, stark gewölbte, hellglänzende Augen hervortreten. Hast Du in Menagerien schon Seehunde gesehen? Die eigenthümliche Lebendigkeit und der Glanz der Augen dieser Geschöpfe wird Dir dann gewiß ganz besonders aufgefallen seyn. Ganz solche Robbenaugen haben diese Savoyarden."

In Nizza angelangt, erzählt uns der Verfasser abermals viel von den Wundern des Meeres. Noch einmal kommt er auf die Medusen zu sprechen, deren heerdenweises gemeinschaftliches Schwimmen und Treiben er beschreibt. Hier läßt er sich auch zum erstenmal näher auf die Fische ein und stellt interessante Beobachtungen an über deren mannigfache Färbung, groteske Formen ꝛc. Auch über die zahllosen Eingeweidewürmer der Fische. „Mit Eingeweidewürmern sind alle Fische stets reichlich versehen, und wenn es je ein unwahres Sprichwort gegeben hat, so ist es das: so gesund, wie ein Fisch im Wasser. — Wir wissen jetzt, daß die Eingeweidewürmer Metamorphosen durchmachen während ihrer Entwicklungsperiode, die noch weit merkwürdiger schienen, als diejenigen der Insekten oder ähnlicher Thiere; daß sie in verschiedenen Epochen ihres Lebens auch verschiedene Thiere bewohnen, und diese Wanderungen uns um so verbesserer seyn müssen, als sie unter verschiedener Gestalt vollbracht werden. Ja wir sind über Erscheinungen belehrt worden, die so sehr außer dem Kreise alles Bekannten liegen, daß es der Uebereinstimmung mehrerer Naturforscher bedurfte, um uns daran glauben zu machen. Daß das Junge seinen Eltern nicht ähnlich sehen sollte, schien kaum nicht, wenn es zur Fortpflanzung befähigt ist, widersprach aller Analogie, widersprach sogar dem Begriffe der Art, dem einzigen, den man in unserer Wissenschaft für festgestellt halten konnte. Es kamen uns in der letzteren Zeit jene denkwürdigen Untersuchungen über Ammenzeugung, welche uns Zwischenglieder kennen lehrten, die sich zwischen die beiden Endpunkte in der Entstehungsgeschichte eines Wesens einschoben, und als zeugende Wesen auftraten, deren Kinder oder Enkel erst wieder die Gestalt bekamen, in welcher wir die Ihnen kannten."

Auch die schon erwähnten Medusen bieten ähnliche Erscheinungen dar. „Während Siebold und Sars nachgewiesen hatten, daß die Eier der Medusen sich zu eigenthümlichen polypenartigen Geschöpfen ausbildeten, welche sich mit einem Ende festsetzten, und an dem andern Ende einen Tentakelkranz erhielten, zeigte Dujardin auf der andern Seite, daß gewisse Polypen, welche mit der Hydra, unserm gewöhnlichen Süßwasserpolypen, Aehnlichkeit hätten, auf ihrem Stengel eigenthümliche Sprossen trieben, welche sich nach und nach entwickelten, ablösten, und als vollkommene Medusen in dem Wasser schwämmen."

Ein drittes Beispiel bieten die Ascidien dar. „Wir können jetzt schon mit Bestimmtheit den Satz aussprechen: daß alle festsitzenden Thiere, welcher Klasse sie auch angehören mögen, nothwendig freie bewegliche Eier oder Jungen erzeugen müssen, welche fähig sind, die Art nach entfernteren Lokalitäten hin zu verpflanzen. Allein nicht nur einzelne Individuen, sondern sogar ganze Kolonien von Individuen werden in solch embryonalem Zustande in die Weite hinausgesendet, wie dieß denn namentlich bei einigen zusammengesetzten Ascidien der Fall ist, die der Art, die uns hier beschäftigt, sehr nahe stehen, aber dadurch wesentlich verschieden sind, daß die Individualitäten nicht so vollkommen, wie bei der unsrigen, getrennt, sondern in der Weise zusammengekettet sind, daß eine kreisförmig gestellte Gruppe von Individuen eine gemeinschaftliche Ausführungsöffnung besitzt. Diese Thiere erzeugen denn auch meist zusammengesetzte Embryonen, welche im Kreise um eine gemeinschaftliche Röhre stehen, eine gemeinsame Gallerthülle besitzen, und einen einzigen gemeinschaftlichen Schwanz haben, der die ganze Masse fortbewegen kann."

Ein viertes sehr merkwürdiges Beispiel von den Salpen. „Es tritt nämlich jede Art von Salpen in zweierlei Arten von Individuen auf, welche so durchaus verschiedene Gestalten besitzen, daß man sie ohne Weiteres für verschiedene Arten halten würde und auch so lange gehalten hat, bis der Dichter Chamisso zuerst auf diesen Formenwechsel aufmerksam machte, und mein Freund Krohn in neuerer Zeit durch die speziellsten Untersuchungen genaue Belege zu den Chamisso'schen Behauptungen lieferte. Ich sprach Dir schon von Ketten und von einzelnen Individuen. Es sind dieß in der That die zwei Fortpflanzungsformen, in welchen dieselbe Art auftreten kann. Ein einzelnes Individuum erzeugt nämlich stets eine zusammengekettete Reihe von Jungen, welche während ihres ganzen Lebens zusammengekettet bleiben, und nur höchstens durch Zufall von einander getrennt werden. Jedes in einer Kette befindliche Individuum aber bringt nur einen einzigen Embryo hervor, welcher sich nach und nach von seinem Mutterthiere loslöst, und endlich von demselben ausgestoßen wird. So setzt sich also das Leben einer jeden Art von Salpen aus zwei Gliedern zusammen, die so mit einander verbunden sind, daß das Junge den Großeltern ähnlich, den unmittelbaren Eltern aber vollkommen unähnlich erscheint. Die in Ketten vereinigten Individuen gleichen sich nämlich unter einander ganz vollkommen, nicht aber den vereinzelten Individuen, welche sie in sich erzeugen."

Zu den angiebendsten Monographien gehören ferner die des Seesterns im Anfang des zweiten Bandes, der Nelkenkorallen, der Holothurien. Ueber die letztern sagt er unter anderm, sie reihen sich in der Gefangenschaft freiwillig einen Theil der Eingeweide ab und sterben dann. „Ich weiß nicht, ob die Thiere auch im gewöhnlichen Leben bei vollkommener Freiheit mit ihrem Darmkanale ebenso luxuriös umgehen, wie in der Gefangenschaft, jedenfalls aber ist es eine ganz besondere Liebhaberei, sich in kritischen Umständen seines Darms und seiner Lungen zu entledigen. Oder könnte man dieß nicht als einen Versuch zum Selbstmorde betrachten? Die Holothurien sind die höchst organisirten Stachlthiere, wie der Mensch das höchst organisirte Wirbelthier. Warum sollten sie also mit diesem nicht das herrliche Privilegium des Selbstmordes theilen können?"

Im zweiten Bande S. 64 finden wir eine werthvolle Bemerkung über das Leuchten des Meeres. Nachdem schon Ehrenberg in den Abhandlungen der Berliner Akademie dasselbe auf die im Meer lebenden Organismen reduzirt hatte, ist Vogt noch weiter gegangen und hat die maritimen Organismen nach der

Digitized by Google

Verschiedenheit ihrer Leuchtkraft zu klassificiren begonnen. „Man hat sich vielfach mit dem Leuchten des Meeres beschäftigt, und bald dieses, bald jenes mikroskopische Thierchen als allgemeinen Leuchter und Beleuchter für die ganze Wassermasse angesehen; allein statt nach vereinzelten Wesen zu suchen, welche diese Eigenschaft haben sollen, hätte man wahrlich besser gethan, das Leuchten als allgemeinen Gesetz für alle niederen Seethiere aufzubieten, und die etwaigen Ausnahmen zu verzeichnen. Man würde deren nicht gar viele gefunden haben. Hätte ich ein paar Jahre am Meere zuzubringen, ich wollte mich anheischig machen, jedes Thier an der eigenthümlichen Farbe, Intensität und Verbreitung seines Leuchtens mit vollkommener Sicherheit zu erkennen, so sehr verschieden sind alle diese Eigenschaften. Sie leuchten bei den Salpen nur die gelbrothe Eingeweidekugel in hellem grünlichgelben Lichte, dessen Intensität ab- und zuschwillt, ohne daß es jemals gänzlich verlischt. Bei den Medusen beginnt das Licht mit schwachen Fünkchen auf der Oberfläche der Glocke, und schreitet allmählig über die ganze Glocke fort, zuletzt sich auf die Fangarme und die Fangfäden verbreitend. Bei den Pyrosomen beginnt das helle weingelbe Licht einförmig an dem einen Ende, und schreitet mit leise zitternder Wellenbewegung nach dem andern Ende hin vorwärts, stets mehr und mehr an Intensität zunehmend, bis der ganze Zapfen gleich einem weißglühenden Stücke Eisen in lichter Lohe zu flammen scheint. In gleicher Weise schreitet dann diese helle Erleuchtung zurück, bis sie allmählig in vollständiges Dunkel erlischt. Nach einigen Minuten neuer Brand, neues Aufleben, dem allmähliges Verlöschen folgt. Man sieht bei den Pyrosomen deutlich, daß die einzelnen Thierchen es sind, durch deren Eingeweide sich allmählig das Licht fortpflanzt, und vielleicht mag die Erscheinung von dem Willen der einzelnen Thierchen abhängig seyn. Alle diese Lichterscheinungen werden aber verstärkt oder hervorgerufen durch Berührung und Mißhandlung der Thiere, und wie es scheint, ist es theilweise die Bewegung, welche auf solche Reize einzutreten pflegt, die die Entwicklung des Lichtes bedingt. Wir haben oft ganze Schüsseln mit Pelagien gefüllt, und diese bis spät in die Nacht hinein beobachtet. Stießen zwei solcher Medusen bei ihrem Hin- und Herschwimmen an einander, so leuchteten die Berührungsstellen hell auf."

Den Ernährern (Trophorganen Thieren) wird insbesondere gedacht. Der Verfasser findet in der fast unübersehbaren Mannigfaltigkeit dieser Thiere doch sehr scharfe Unterschiede, durch welche die Klassifikation leichter wird. Aber die Entwicklungsgeschichte der Crustaceen kann allein Aufschluß geben über das innere Gesetz der Bildung dieser gesammten Thierklasse. Der Verfasser macht hier seine Theorie als Embryologe geltend, derzufolge die embryonale Entwicklungsreihe in den Kreis der Betrachtung gezogen werden muß, wenn man die Formen verstehen will, durch welche die ausgewachsenen Thiere selbst sich nach Arten unterschreiten.

Was wir an diesen schätzbaren Bäche allein zu tadeln finden, ist die beinahe lächerliche Devotion vor Herwegh. Herr Vogt hat sich sogar sein Buch von Herwegh beorworten lassen, als ob es dadurch einen größeren Werth erhalten könnte, als ob bei allen Naturfreunden nicht Vogts Autorität unendlich mehr gelte als die eines so seivolen Poeten, wie Herwegh. Zudem hat sich aber Herr Vogt auch von dieser Frivolität anstecken lassen und kann seine Weichthiere, Krebse und Fische nicht für die naturwissenschaftliche Betrachtung rein waschen, ohne die schmutzige Brühe, die daran übrig bleibt, auf das Christenthum zu spritzen. So spottet er über die Engel in der christlichen Malerei, „daß die Flügel nur Modifikationen der Arme sind, scheint unsern Nazarenern vollkommen unbekannt, sie malen frisch darauf los menschliche Wesen, die zwei Paar Arme haben, ein Paar wirkliche, und ein Paar modificirte, nämlich Flügel, und glauben dadurch, daß sie den bestimmtesten Gesetzen der Natur ein Auge zudrücken, der Frömmigkeit einen bedeutenden Vorschub geleistet zu haben." Diese Art Spott ist doch zu wohlfeil, als daß ein Mann von Geist sich ihrer gebrauchen sollte. Ueberdieß ist aber die Flügelbildung an menschlichen Figuren keineswegs etwas, das bloß den Nazarenern vorzuwerfen wäre. Bekanntlich kamen schon die alten Egyptier, Perser und Griechen auf diese zwar keineswegs in der Natur, wohl aber in den ästhetischen Gesetzen begründete Konvention. — Doch Herr Vogt geht noch weiter. „Was ist denn, sagt er S. 197 des zweiten Bandes, die christliche Kunst anders, als eine Darstellung jener verzerrten Züge, welche der Glaube dem rein Menschlichen aufdrückt? Was ist sie anders, als eine Verhäßlichung des menschlichen Ideals, das sie zerknirschen und mit allen möglichen Flecken des Körpers und des Geistes beladen muß, um den Kontrast herauszubringen, den das Göttliche diesem Menschlichen gegenüber haben soll? Worin liegt denn dieser christliche Typus, als eben in der Unterdrückung des Sinnlichen, das den Menschen erst schön macht, und wenn die Schönheit das letzte Ziel der Kunst sein soll, ist dann nicht das Christenthum der lebendige Gegensatz aller Kunst, eben weil sein Zweck ist, das Sinnliche zu ertödten!" — Verdrehung des Sinnlichen, Verläugnung der irdischen Form im übrirdischen Ausdruck, ist nicht Unterdrückung des Sinnlichen. Die christliche Kunst will nur jenes, nicht bloßes. Ueberdieß aber ist ihr zu allen Zeiten eine mehr oder weniger ausgebildete weltliche Kunst zur Seite gestanden, in der das Bedürfniß des rein oder gemein Sinnlichen zur Genüge befriedigt werden ist. In unserer Zeit hat das sinnliche Element in der Kunst und zwar gerade in seiner antichristlichen Richtung sogar ein Uebergewicht erlangt, so daß sich das Heilige, wie überall, so auch in der Kunst in offenbarer Mißachtung befindet. Es ist also keine Gefahr vorhanden, daß dem Sinnlichen nicht sein Recht werden und der Jngrimm und Haß gegen die arme christliche Kunst ist durch keinerlei Tyrannei der letztern gerechtfertigt. Jeder Gebildete sollte vielmehr die Tyrannei des Großsinnlichen abzuwehren suchen, dessen Extreem der nächsten Zukunft viel schlimmer droht, als das Extreem der Nazarener.

Jndeß Herr Vogt ist einmal der Ansicht, daß der Naturalismus etwas unendlich Besseres sey, als das Christenthum, und in diesem Sinne läßt er auch an den Meistermerken der christlichen Kunst nichts gelten, als das Natürliche der Gestalten und Geschter, der Bewegungen und Gruppirungen, niemals den Ausdruck des geistig und sittlich Schönen. So bewundert er an den Madonnen Raphaels nur das Verweben alles Steifen, Erzwungenen, Affektirten in der Haltung der Figuren, ohne im mindesten an den Ausdruck der himmlischen Miene zu denken. Man begreift nun auch erst, wie er auf den Gedanken kommen konnte, sein Titelkupfer zu einer Parodie der berühmten Transfiguration von Raphael zu machen. Er nennt es selber ein Tendenzbild. Wie in jenem Bilde Raphaels Christus in Lichtgestalt zwischen Moses und Elias schwebt, so läßt Vogt auf seinem Bilde alles Licht von einer grossen Qualle (Rhizostom) ausströmen, welche durchsichtig und geisterhaft zwischen einer Firola und einer Stephanomie (wie die Qualle selbst durchsichtig) schwebt. Wie ferner unterhalb der Lichtgruppe auf dem Bilde Raphaels die drei Apostel ehm aus dem Schlummer erwachend dargestellt sind, so läßt Vogt unter jenen drei Gallertthieren einige Thiere aus der Familie der Holothurien (in Phallusform) abbilden, um das Erwachen des thierischen Lebens zu bezeichnen. Wie endlich auf dem Bilde Raphaels im Vordergrunde die übrigen Apostel dem besessenen Knaben gegenüber rathlos stehen, so stellt Vogt einem von den langen Fangarmen

Digitized by Google

einer Sepie festgehaltenen kleinen Krebse einige große und plumpe Crustaceen gegenüber.

Wir glauben nicht, daß die Würde der Wissenschaft durch solche satirische Streifzüge ins christliche Gebiet etwas gewinnen kann.

Vermischte Schriften.

Johann Jakob Wagners kleine Schriften, herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Dritter Theil. Ulm, Stettin'sche Verlags-Buchhandlung, 1847.

Den bei weitem größten Theil dieses Bandes füllt eine ausführliche mythologische Abhandlung (eigentlich ein selbstständiges Werk) aus: Homer und Hesiod, ein Versuch über das griechische Alterthum. Wagner erklärt sich darin entschieden für die Ansicht, daß die Mythen der Alten, wie sie uns überliefert worden sind, freie Werke, willkürliche Schöpfungen der Sänger seyen, wenn gleich sowohl ältern religiösen Begriffen, als frühern Lokalsitten und Ereignissen angepaßt. Die Mythologie, behauptet er, habe sich auf dem sinnlichen und phantastischen Gebiete eben so frei und selbstständig entwickelt, wie andererseits die philosophische Spekulation im reinen Gebiete des Geistes.

Die Grundgedanken des Verfassers sind in Folgendem niedergelegt: „Der jugendliche Mensch ist nicht getheilt und einseitig, sondern ganz und einfach, und wird von der Welt in der ganzen Masse seiner Seele bewegt. Dadurch wird jede Empfindung in ihm zum Gefühle, und dieses ist es, was er anfangs als sein Ich der Welt darbietet; ein unbestimmtes unendliches Gefühl, das aber bald die freudigste Bestimmtheit erhält, sich in Berührung mit der Welt wie sie lebendig, aber schwach gegen sie — sehe da die erste Religion des menschlichen Geschlechts. Aus ihr geht sowohl die Liebe zu den Kreaturen, als auch die Anbetung vor ihrem Schöpfer hervor, Tugenden, die jedes unverderbene sterbliche Geschlecht in seiner Jugend hat. Das Gefühl, oder die Bewegtheit der Seele in ihrer ganzen ungetheilten Masse ist es, was den Menschen zuerst der Natur als etwas Selbstständiges gegenüber stellt, dahrer denn keine Einwirkung der Natur auf ihn ohne Rückwirkung bleibt, und die Geschichte des Menschen ein lebendiges Gespräch zwischen ihm und der Welt wird. Er antwortet der Natur auf die Empfindungen, die sie ihm zusendet, mit Gefühlen, die er auf sie überträgt. Wir sind so weise, über die kindliche Menschheit zu lächeln, daß sie alles für belebt hielt, und zu allem redete; — allein das allgemeine Leben ist die höchste und letzte Idee, auf welche die echte Wissenschaft zurückkommen, und von welcher sie ausgehen wird. — Geht die ganze Entwicklung aus dem religiösen Gefühle in die Erkenntniß und die Niederlegung derselben, ferner in das Bilden äußerer Verhältnisse nach innern Erkenntnissen über, so ist die ganze Verschiedenheit der Bahn der Entwicklung durch die mögliche Verschiedenheit der Erkenntniß bestimmt. Die Extreme der Erkenntniß sind aber äußere Anschauung und inneres Denken, und die Bildung des Menschengeschlechts wird also auf der einen Seite das Religionsgefühl in die objektive Anschauung, auf der andern Seite aber in das innere Denken hineinführen. — Jemehr die Verehrung in der Vielheit des Objektiven sich verliert, desto mehr muß ihr auch jene Intensität verschwinden, die nur an die Innerlichkeit und Einheit der Idee gebunden ist, und es tendirt der Götzendienst von selbst zu jener Frivolität der objektiven Anschauung, welche mit ihren Gegenständen spielt. Füge nun noch hinzu, daß das Bedürfniß der Sprache der Menschennatur wesentlich ist, und daß ein tiefer innerer Sinn sich erhaben und wissenschaftlich darlegt, dagegen ein klarer äußerer Sinn beschreibt und malt; — so erkennst Du, wie aus der tiefen in sich gekehrten Religiosität die Spekulation, und aus dem klaren leichten Spiel des Schaums die Kunst hervorgehen mußte. In dieser mußten denn die frühern allgemeinen und ernsten Anschauungen der Welt allmählig gänzlich untergehen, so daß in ihren Göttern die kosmischen Bedeutungen erlöschen, und diese als selbstständige Anschauungen kein Gesetz kennen, als das der Gestalt, und kein Gebiet, als das der poetischen Willkür, für welche sie von demselben Gebrauche werden, den die Rekterion von der Auffindung der Ursachen zu den Wirkungen macht. Nun aber ergänzt das poetische Spiel durch seine Götter nicht den Begriff, sondern die Anschauung. Daher kommt denn ferner, daß diese Götter menschliche Gestalt haben, denn diese ist Vollendung der Gestalt und ohne alle einseitige Bedeutung. Thiere können nur Symbole oder Attribute werden. Dieß ist die allgemeine Ansicht der griechischen Götterwelt und das Thema, welches ich jetzt in der Darstellung der besonderen und besteren Welt und Weltansicht durchzuführen gedenke."

Es versteht sich von selbst, daß diese Ansicht, wenn sie auch den Dichtern und Künstlern sehr viele Freiheit und Willkür zugesteht, doch das Bedeutungsvolle der Symbole und Mythen keineswegs ausschließt. Darin bestand gerade der Geist und Witz der Sänger und Bildner, daß sie die feinsten Beziehungen und Vergleichungen auffanden, indem sie abstrakte Begriffe versinnlichten oder die Natur personifizirten.

Indem nun Wagner die klassische Mythologie ins Einzelne verfolgt, trägt er überall der Bedeutsamkeit Rechnung, ohne aber eine einseitige Erklärungsmethode zuzulassen. Es stehe weder in allen hochheilige Mysterien, noch astronomische und agrarische Vorstellungen, noch sittliche Allegorien, noch einen geschichtlichen Hintergrund, noch lokalisirt er alles, noch plagt er sich mit Herleitungen des Griechischen aus dem Egyptischen, Phönizischen, Thrakischen, Pelasgischen ꝛc., sondern er bemüht sich nur zu zeigen, wie die Sänger und Künstler in der Ausbildung der Mythen alles vorhandene frei benutzt haben zur griechischen Anwendung.

So widerspricht er sich denn nicht, wie er den Zeus mehr im Sinn einer Naturkraft auffaßt, den Herakles dagegen mehr im Sinn einer historischen Erscheinung, jenen nämlich als Personifikation des Aethers, diesen als Personifikation des heroischen Zeitalters.

Wagners Auffassung ist jedenfalles für das künstlerische Verständniß und den poetischen Genuß der alten Dicht- und Kunstwerke die am meisten praktische.

Der vorliegende Band enthält noch ein paar kleinere Aufsätze über den Werth der Festungen und über die Gefahr der Uebervölkerung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47. Dienstag den 4. Juli 1848.

Politik.

Die materielle Begründung des deutschen Bundesstaates durch die organische Gestaltung der Staatengebiete. Von Dr. Jos. Konr. v. Bangold, königl. württembergischen Generallieutenant a. D. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Als „unparteiisches, patriotisches Votum" der Nationalversammlung in Frankfurt vorgelegt. Eine kleine, aber inhaltreiche und sehr beachtenswerthe Schrift. Der erfahrene Verfasser hält eine Vereinigung aller Deutschen in Einen Staat für unausführbar. „Wäre es wünschenswerth, alle deutschen Staaten in einen einzigen großen Staat zu vereinigen? Die letzte Frage kann unnachdenklich verneinend beantwortet werden. Die gänzliche Zusammenfassung in einen ungetheilten Staatskörper ist weder erforderlich, noch vortheilhaft, noch ausführbar. Der Zweck kann auf eine genügende Weise ohne Anwendung dieses äußersten Mittels erreicht werden, und dasselbe würde ohnehin an dem Widerstande der größern deutschen Mächte und an der individuellen Lebenskraft der volkreichern Provinzialstämme scheitern." Es ließe sich noch darüber streiten, ob nicht die Vereinigung aller Deutschen in Einen Staat dennoch ausführbar wäre und ob es im gewaltsamen Drange und Umschwunge der Ereignisse nicht wirklich zu diesem Extrem kommen wird, nachdem und zwar weil das andere Extrem, die Wiestaaterei, so lange vorherrschte. Allein wir sind mit Herrn von Bangold insofern einverstanden, als auch wir, an der Hand einer langen geschichtlichen Erfahrung belehrt sind, die centrifugale Tendenz im deutschen Volke sey der centripetalen absolut überlegen und eine gewaltsam herbeigezogene absolute Einheit könne nicht von Dauer seyn, die einzelnen deutschen Volksstämme werden sich wie bisher, nur zu einer relativen Einheit dauernd föderiren. Selbst einem gewaltigen Kaiser, wenn uns das unerforschliche Schicksal einen solchen gäbe, würde es unendlich schwer werden, trotz aller Großthaten, durch die er uns vereinigt hätte, seinen Nachfolgern die unttheilbare Krone zu erhalten.

Die absolute Einheit außer Frage stellend, erachtet es der Verfasser für das allein praktische, die Föderalism beizubehalten, aber ihr eine natürlichere Grundlage in Herstellung der alten Stammesgrenzen zu geben und die bisherige Territorialeintheilung Deutschlands als anerkannt unvernünftig zu beseitigen. Er bemerkt dabei sehr richtig, daß überhaupt diese noch bestehende Eintheilung uns von den Fremden aufgezwungen worden ist. Seit der Reformation haben sich das Elsaß und die Schweiz im Bunde mit Frankreich vom schwäbischen Kreise, haben sich die Niederlande zuerst durch den spanischen, später durch den französischen Einfluß vom burgundischen Kreise losgesagt, sind die Ausläufer unseres großen Reichs an der Ostsee entlang in russische Gewalt gefallen, durfte sogar der Schwede eine Zeitlang deutsche Provinzen beherrschen, und wurde vom westphälischen bis zum zweiten Pariser Frieden jedes neue Arrondissement, jede neue Farbenverschiedung auf der deutschen Karte von der auswärtigen Diplomatie diktirt. Auf dem Wiener Kongresse hätte Deutschland für sich selbst besser sorgen können, aber dort war bekanntlich nicht das Gemeinwohl aller Deutschen, sondern nur das Sonderinteresse vertreten und eine deutsche Macht intrigirte gegen die andere mit Hülfe des Auslandes, Preußen mit Hülfe Rußlands, Oesterreich mit Hülfe Englands ꝛc. Damals schon weissagten unsere Patrioten dem schmachvollen und unnatürlichen Werke des Wiener Kongresses den verdienten und unabweichlichen Untergang, den wir nun erleben. Vor allen andern Stein und Görres.

Um die Unnatur der deutschen Territorialverhältnisse darzulegen, bedarf es nur eines Blicks auf die deutsche Landkarte, und in die Föderationsurkunde. Staaten wie Lichtenstein, Reuß, Waldeck neben Oesterreich, Preußen und Bayern gleichberechtigt! Der schwäbische Volksstamm, so wichtig als Grenzhüter, der Ostern nach zweifach, der Länge nach vierfach gefvalten; der fränkische eben so wichtig, nach ärger zerrissen; eben so der niedersächsische rechts und links von Grenzlinien durchschnitten wäre und eb

die erforderliche einheitlich feste Widerstandskraft zu gewähren. Die Herstellung einer entsprechenden Gestaltung dieses bedeutenden Grenzabschnittes scheint eine Hauptaufgabe für die Gegenwart zu seyn, und unter allen für die äußere Sicherheit nothwendigen Maßregeln darf gerade diese als die unbedingt dringlichste betrachtet werden. Wir erblicken im Bereiche dieser Linie, den bayrischen Rheinkreis nicht mitgerechnet, fünf Staaten und zwei Städtchen. Nämlich am südlichsten, zwischen Basel und Mannheim, Baden in einer ganz zweckwidrigen, heftisch schwächlichen, unverhältnißmäßigen Längenausdehnung; dahinter Württemberg nebst den beiden Hohenzollern. Nördlich an Baden anstoßend, rittlings auf dem Rhein das Großherzogthum Hessen; weiter gegen Nordwesten das Herzogthum Nassau, und hinter diesen beiden Kurhessen. Württemberg, Baden und das Großherzogthum Hessen bilden mit einander ein Armeekorps, während Nassau und Kurhessen ihre Kontingente mit jenem des in Mitteldeutschland liegenden Königreichs Sachsen vereinigen. Das kleine Kontingent der beiden Hohenzollern ist zur Festungsbesatzung bestimmt. Diese Länder- und Korpseintheilung, welche schon in administrativer Beziehung durchaus nicht entsprechend ist, verdient vollends in militärischem Betracht als ganz zweckwidrig bezeichnet zu werden, und sollte darum nothwendig durch eine angemessenere ersetzt werden."

Aus diesen Gründen nun empfiehlt Herr von Bangold der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt die Ider, das südwestliche Staatenlegemeral umzugestalten in zwei kompakte neue Königreiche, ein schwäbisches (bestehend aus Württemberg, Baden, Hohenzollern) und ein hessisches (bestehend aus beiden Hessen, Nassau, Waldeck, Wetzlar, wogegen es Schmalkalden und Schaumburg abzugeben hätte).

Was die übrigen Staaten anlangt, so sollen Oesterreich und Bayern das Ihrige behalten, Preußen noch durch Anhalt, Schwarzburg, Ostfriesland, Lübeck und Hamburg, Sachsen durch die kleinen thüringischen Nebenlande, Hannover durch Braunschweig, Lippe und Bremen verstärkt werden. Außer diesen sieben, dem Kaiserthum Oesterreich, den Königreichen Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Schwaben und Hessen will Herr von Bangold noch sechs Großherzogthümer bestehen lassen: Weimar, Koburg, Oldenburg, Mecklenburg (vereinigt), Schleswig-Holstein-Lauenburg, Luxemburg, theils weil in Deutschlande Mitte ein paar kleine Staaten nichts schaden, theils weil man in Betreff einiger der genannten Staaten noch Rücksichten gegen das Ausland zu nehmen hat.

Es wäre allerdings viel gethan wenn auf diese Weise eine vernünftigere Territorialeintheilung hergestellt würde; allein es bleiben immer noch sehr bedeutende Anomalien übrig. Geht man davon aus, daß überhaupt die deutschen Hauptstämme wieder ihre natürlichen Grenzen haben sollen, so läßt sich weder die Verbindung der überrheinischen Pfalz mit Bayern, noch der alten geistlichen Kurfürstenthümer mit Preußen rechtfertigen. Preußen bleibt immer zu groß in Vergleich mit den andern, und doch auch wieder zu unnatürlich lang ausgedehnt.

Offenbar hat der Verfasser die edle Absicht, etwas wenn auch noch minder Gutes, doch wenigstens Ausführbares vorzuschlagen; weßhalb er nur den kleineren Staaten, die sich am Ende nicht wehren können, Opfer zumuthet, nicht aber den großen, die sich wehren und einen resolosen Bürgerkrieg veranlassen würden. Allein wir fürchten sehr, auch die kleineren und kleinsten würden sich wehren. Herr von Bangold denkt nur an die Fürsten, welche zu mediatisiren wären und von denen er das Abtreten als ein freiwilliges Opfer der Großmuth verlangt. An die Bevölkerungen aber denkt er nicht. Wir wollen ein sehr nahes Beispiel wählen. Wenn der Großherzog von Baden auch geneigt wäre, seine Krone niederzulegen und Baden an das neue Königreich Schwaben abzutreten, so würde gewiß das badische Volk nicht wollen, und in der Meinung, man wolle es württembergisch machen, sich lieber den Franzosen in die Arme werfen. Dann aber würde gerade erfolgen, was der Verfasser verhindern will.

Er sagt am Schluß sehr schön und wahr: „Der gegenwärtige Moment ist uns noch zur Rettung geschenkt; der nächste gehört uns vielleicht schon nicht mehr! In unserem grübelhaften Traumleben haben wir längst alle unsere Außenwerke aufgegeben. Die Holländer, die Dänen, die Russen und die Franzosen haben sich auf unsere Kosten bereichert; vielleicht ist uns auch noch die Demüthigung vorbehalten, selbst die Italiener zu unsern Beherrschern zählen zu müssen. Aber noch weit Schlimmeres könnte sich ereignen! Es gehört keineswegs zu den Unmöglichkeiten, daß Deutschland vom Osten und vom Westen her zugleich mit Krieg überzogen werde, und daß uns bei einem so ungleichen Kampfe die erforderlichen außerordentlichen Streitkräfte ermangeln, um uns des überlegenen umfassenden Angriffes zu erwehren. Dann könnte es geschehen, daß wir von beiden Seiten durch die Uebermacht bis in die Mitte von Deutschland zusammengedrängt und genöthigt werden, die Einäscherschaft des Krieges auf den Würfelwurf einer Hauptschlacht zu setzen. Und wenn diese einen unglücklichen Ausgang hätte, dann bliebe dem deutschen Heerführer nichts anderes übrig als das Verzweiflungswort: Finis Germaniae!"

Ein Schicksal, wie dieses, kann uns allerdings bevorstehen, ja unter noch schlimmern Umständen. Herr von Bangold setzt voraus, wir würden von unsern mächtigsten Nachbarn zugleich angegriffen, aber er glaubt doch noch, wir würden uns alle insgemein nach beiden Seiten hin vertheidigen. Dieß letztere ist, was wir in Frage stellen. Die gegenwärtige Stimmung ist von der Art, daß wenn Frankreich uns den Krieg erklärt, ein großer Theil des westlichen Deutschland den Krieg zu führen verweigern und Anschluß an Frankreich verlangen dürfte. Ein republikanischer Rheinbund steht uns vielleicht näher, als irgend welche deutsche Einheit. Und wenn jener letzte deutsche Heerführer mit dem Wehrruf finis Germaniae enden sollte, so würde er hinsinken getroffen nicht sowohl von französischen oder russischen, als von deutschen Kugeln, wie der edle von Gagern.

In derselben Zeit, in welcher die großartigste Erhebung Deutschlands möglich, ja in nahe Aussicht gestellt ist, droht ihm zugleich die tiefste Erniedrigung. Jenachdem es sich benehmen wird, macht es sich sein Schicksal selbst. Die nächste Entwicklung des deutschen Gemeingeistes und die außerordentliche Unterwerfung unter die neue Centralgewalt vermag uns groß zu machen und in eine Lage zu versetzen, in der wir ganz Europa imponiren. Wird aber die Partei, die ihren Kosmopolitismus und ihre innigen Sympathien für Frankreich ausgesprochen hat, wird das westliche Deutschland mit seinem unversöhnlichen Preußenhasse, wird die systematische Demoralisirung der Truppen die Organisirung jener Centralgewalt zulassen? Und wenn diese Gewalt sich keinen allseitigen Gehorsam erzwingen kann, wird nicht Jeder wenigstens sein Sonderinteresse zu wahren suchen? Und wenn es einmal drüber und drunter geht, wird nicht der Eine oder Andere, und zwar die republikanische Partei voran, mit dem Ausland Sonderverträge eingehen? das Vaterland im Namen der Freiheit verkaufen? Wir können uns nicht verhehlen, das Schlimme ist diesmal das Wahrscheinlichere, bis uns der große Mann geboren seyn wird, dem alle Herzen schlagen und alle Arme dienen.

Als die französischen Republikaner im Jahr 1793 ihre „große Nation" über alle andern stellten und ausgegen, die Welt zu erobern, standen sie ganz allein auf sich selbst und das wird ihnen, obgleich sie zu viel wollten, zu ewigem Ruhm gereichen.

Digitized by Google

Wie unwürdig verhalten sich dagegen unsere heutigen deutschen Republikaner, welche ihre eigene Nation verleugnend alles Heil nur im Anschluß an Frankreich suchen! Kann dabei etwas anderes herauskommen, als Schande und Fremdherrschaft? Die wahre deutsche Republik müßte von ihrer ersten Geburt in der Idee an die Todfeindin der französischen seyn.

Wenn die deutsche Republik sich nicht selbst macht, wenn sie fremde Hülfe braucht, so ist sie auch kein gesundes und lebensfähiges Produkt der Zeit. Die Hoffnung auf französische Hülfe aber, abgesehen davon, daß sie ein nationaler Selbstverrath ist, muß nothwendig die, welche sie hegen, täuschen. Denn nie wird es im französischen Interesse liegen, die Republikanisirung Deutschlands im großen Style zu befördern. Als im Jahr 1796 die erste republikanische Armee aus Frankreich im schwäbischen Kreise einrückte, drängten sich die schwäbischen Republikaner um Moreau, ihn bittend, er möge nun doch in Schwaben die Republik proklamiren lassen. Allein Moreau fand es, im Einverständniß mit der republikanischen Regierung Frankreichs, gerathener, die deutschen Republikaner abzuweisen und die Autorität der kleinen Fürsten ausdrücklich anzuerkennen, ja dieselbe wiederherzustellen, wo sie einen Stoß erlitten hatte. Von den kleinen Fürsten konnte die französische Republik fordern, was und so viel sie wollte, während ihr eine neue deutsche Republik Gegenforderungen gemacht hätte und beschwerlich geworden wäre. Ganz auf dieselbe Weise verfuhren die Römer zur Zeit ihrer eigenen großen Republik in den eroberten Provinzen, wo sie überall die Freiheit unterdrückten und die Tyrannei kleiner Fürsten begünstigten. So verfahren heute noch die Engländer in Indien. Sie müßten wir endlich selber verfahren, wenn wir einst das Glück hätten, Frankreich zu erobern und den Franzosen Gesetze vorzuschreiben. Wir würden sie, damit sie uns nie wieder gefährlich würden, unter kleine Fürsten vertheilen, die Bretagne, Bendee, Guienne, Gascogne, Provence könnten wir etwa in einer Quasiselbstständigkeit bestehen lassen, wie Napoleon Oesterreich, Preußen, Mecklenburg, Oldenburg bestehen ließ, die uns näher liegenden Provinzen Frankreichs aber würden wir in einen Marnebund und Rheinebund vereinigen und (als das alte Austrasien und Burgund) unter unser besonderes Protektorat in derselben Weise nehmen, wie Napoleon seinerseits den Rheinbund und den Schweizerbund protegirte. Die Politik, welche jeder Nation vorschreibt, den ihr gefährlichen Nachbar möglichst zu schwächen, geht aus einem natürlichen Erhaltungstriebe hervor, der viel älter ist und tiefer wurzelt, als alle schönen Völkerverbrüderungspläne. Was wollen wir mit diesem sentimentalen Traum? Fordern wir von den Engländern Anerkennung unserer brüderlichen Rechte, sie werden uns mit Hohngelächter über den Kanal zurückschicken und also thun, um unsern Markt zu beherrschen, unsern Handel gegen den übrigen nicht aufkommen zu lassen und eine deutsche Marine unmöglich zu machen. Tragen wir den Franzosen unsere Brüderlichkeit an, sie werden alles, was wir ihnen bieten, nehmen, aber uns auch keinen Deut dafür wiedergeben; uns als Mittel benutzen, uns ausbeuten und uns von neuem die Lage geben, die ihnen, nicht uns die bequemste ist. Tragen wir dem Italiener unsere Brüderlichkeit an, er wird und mit dem Dolche antworten; dem Polen, er wird uns mit dem Fuße treten. Auf den Ungarn allein können wir rechnen, einfach weil er uns braucht. Alle andern europäischen Nationen sind unsere natürlichen Feinde und wir dürfen nicht die Arme ausbreiten, sie mit Bruderliebe zu umfassen, sondern müssen wachsam den Hahn spannen.

Eben deßhalb hängt auch die Ruhe, die uns bisher noch Frankreich, Rußland und England gegönnt haben, lediglich von unsern innern Entwicklungen ab und steht mit dessen Gedeihen in ungekehrtem Verhältniß. So lange wir uns in einer Auflösung befinden, wie sie seit dem März eingetreten ist, können unsere Nachbarn ruhig zusehen. Kommt es noch wilder und anarchischer, desto besser für unsere guten Nachbarn, so werden fortfahren, uns ruhig zuzusehen. Sobald aber das gährende Innere Deutschlands sich wieder zu krystallisiren und in centraler Richtung zu festigen beginnen wird, sogleich wird das Ausland einschreiten und uns daran zu hindern suchen. Neigen wir uns zu einer monarchischen Einheit, so wird selbst das despotische Rußland die republikanische Partei unter uns begünstigen, wie es sie im Jahr 1772 in Polen begünstigt hat. Neigen wir uns zu einer republikanischen Einheit, so wird selbst das republikanische Frankreich die monarchische Partei unter uns begünstigen. Kurz welche Majorität auch im Begriff wäre, uns der deutschen Einheit einen Ernst zu machen, die Minorität würde unbedingt vom Ausland unterstützt werden. Eben so wird England spöttisch lächelnd unsern Marinesträumen, wie einem Knaben, der in einer Schüssel Nußschalen schwimmen läßt, zusehen; sobald man aber mit der deutschen Flotte wirklich Ernst machte, würde England uns mit demselben nachhaltigen Haß bekämpfen, wie es früher Holland bekämpft hat.

Das Resultat aller dieser Betrachtungen ist nun, daß wenn wir unter uns nicht einig werden und alle treu zusammen stehen, unser nationales Verderben in dem Maaß um so unvermeidlicher wird, in welchem irgend welcher Theil Deutschlands oder welche Partei im deutschen Volke als rebellische Minorität sich dem Ausland anschließen sollte.

Biographie.

Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Herder, Heyne, Schröder ꝛc. In zwei Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1847.

Im Allgemeinen erscheint uns, wie wir das in unsern Blättern auch schon oft geäußert haben, die Nachlaßliteratur als ein Luxus oder als eine krankhafte Fettabsonderung. Es wird doch gar zu viel von berühmten und unberühmten Leuten gedruckt, was nicht werth ist, gedruckt zu werden und was sie selbst niemals würden haben drucken lassen. Wer mag der ohnehin so ungeheuer angewachsenen Literatur noch all diesen Ballast anhängen! Auch scheint es, als lebten in der Gegenwart zu wenig originelle Geister, daß man immer auf die verlebten zurückkommt. Man hat uns indeß mit Unrecht Epigonen genannt. Wir sind ein ganz anderes Geschlecht, ein ganz neues Volk geworden, und Epigonen sind nur die unter uns, die mit rückwärtsgedrehtem Halse immer in das goldene Zeitalter Goethes, das längst vorüber ist, zurückblicken. Das sind die kleinen Geister, die nur in der Erinnerung jener großen Geister leben. Das sind die Kammerdiener, die aus der Nähe ihrer verehrenden Herrn ausleuchten und pugen, und um heranwachsen wir einmal die ganze Nachlaßliteratur schleichweg eine Lakaienliteratur zu nennen nicht ganz unbefugt waren. Wir haben es nie verhehlt, wir verachteten diese Büchergattung, die einen hohlen Kultus des Genius trieb und oft nur die Eitelkeit der Livree zur Schau trug.

Aus dem Nachlaß weniger berühmter Männer war in der Regel mehr zu lernen, als aus dem der berühmten, wenigstens herrschte darin weniger Absichtlichkeit und Befangenheit. Unter

Digitized by Google

diese bessern Klassen rechnen wir auch das vorliegende Buch, das von einem weniger bekannten Manne handelt, und zwar von einem, der sich den literarischen Koterien mehr fern und unabhängig zu erhalten wußte. „Außer der Lebensgeschichte Schröders, einem Bande Schauspiele (Altona bei Hammerich 1818), einem viel früher, 1793, in Berlin bei Vieweg erschienenen Bändchen Gedichte, unter dem Titel: „Spiele des Witzes und der Phantasie," so wie um dieselbe Zeit fünf oder sechs Heften: „Beiträge für das deutsche Theater" (Berlin, bei Unger), worunter er selbst den Schuggeist als eins seiner besten Stücke bezeichnete, hat Meyer nichts Namhaftes geschrieben; aber die Menge der Recensionen, gelehrter Anzeigen oder anderweitiger kleiner Aufsätze, welche von ihm in den verschiedensten, am meisten gelesenen Zeitschriften, namentlich während seines Aufenthaltes in Berlin in Bertrams Journal für Litteratur und Theater, seit einer langen Reihe von Jahren erschienen sind, müßten eine ansehnliche Bändezahl füllen, wenn Alles beisammen gedruckt wäre. Er gab selten seinen Namen dazu, bisweilen ein M. gemeiniglich in den letzten Jahren Fr. (Former, übersetzt Meyer). Die ersten Jahrgänge der „Blätter für literarische Unterhaltung," früher unter dem Titel: „Literarisches Konversationsblatt" (Leipzig bei F. A. Brockhaus), enthalten viele schätzbare Beiträge von ihm aus seiner besten Zeit, auch dort nicht an gleicher Unterschrift kenntlich, unverkennlich aber Allen, welche je mit Interesse lasen, was aus dieser Feder floß, und sie wieder erkannten, wie verschieden auch das Feld der Literatur seyn mochte, welches sie eben berührte. Auch ist hier der vom Professor Wurm in den Jahren 1831 bis 1834 in Hamburg herausgegebenen „Kritischen Blätter der Börsenhalle" zu erwähnen, sie enthielten öfters Beiträge von Meyer."

Meyer war Besitzer des Gutes Bramstedt und in Hamburg sehr geachtet. Schon in früher Jugend hatte er sich durch Sprachkenntnisse und Geist ausgezeichnet. Daher ihn Friedrich der Große zu einer wichtigen Stelle ausersah, die der Jüngling aber mit edelm Stolze von sich wies: „Wie Meyer in Berlin ankommt, fährt am andern Morgen der Polizeiminister bei ihm vor, bald darauf ein zweiter Minister, und viele Große des Hofes folgen diesen. Meyer ist wie aus den Wolken gefallen. Um Mittag wird er nach Sanssouci, aber nicht wie Andere durch den gewöhnlichen Eingang, sondern durch eine Hinterthür, auf geheimnißvolle Weise zu dem großen Könige geführt. Dort wird er freundlich empfangen, und ihm erklärt, er habe nichts zu thun, als die vornehme Gesellschaft Berlins zu frequentiren, und Alles zu berichten, was er dort höre. Der junge Mann stutzt, faßt sich aber schnell, und erwidert dem Könige sogleich, daß er zwar aufs Dankbarste seine Gnade erkenne, daß es ihm aber unmöglich sey, diese Stelle anzunehmen, da er Denen, die ihn mit Güte und Gastfreiheit aufnehmen würden, unmöglich mit Undank lohnen könne." Später indeß brauchte Minister Herzberg unsern Meyer in diplomatischen Geschäften. Wir finden ihn noch in mannigfacher Thätigkeit und auf großen Reisen, namentlich in Italien und England. Doch zog es ihn immer wieder zur möglichst unabhängigen literarischen Thätigkeit zurück und ein großes Interesse widmete er vornehmlich dem Theater, was seine innige Freundschaft mit Schröder in Hamburg bedingte.

Unter den zahlreichen Briefen an und von Meyer, welche den Inhalt der beiden Bände füllen, zeichnen sich die an Schröder besonders aus, und sind von Interesse für die Geschichte des Theaters, indem sie treffliche Charakteristiken der englischen und deutschen Schauspieler enthalten. So insbesondere eine der berühmten Mistreß Siddons (Theil I. S. 248 ff.). Eine kürzere des unsterblichen Devrient wollen wir hier anstehen (Theil II. S. 139): „Devrient ist etwas kleiner als ich, schlank, brünett, mit schönen durchdringenden Augen, mit einem überaus verbindlichen, angenehmen Bariton, oder eigentlich tiefen Tenor, und besitzt mehr Gewandtheit, Lebendigkeit und Theaterfestigkeit, als ein Schauspieler, den ich kenne. Sein Spiel ist natürlich, rasch und aus einem Guß. Sicherlich beliebt ihn mehr Natur als Kunst. Er kann einen Charakter falsch verstehen, übertreiben, manieriren, aber er wird ihm treu bleiben, von Anfang bis zu Ende, und nie aus seiner Rolle fallen um Wirkung hervorzubringen. Im Gegentheil glaube ich bemerkt zu haben, daß ihm der nicht glänzende Theil eben so wichtig ist als der glänzende, und daß er sich nie erlaubt die Parquetlyppen anzubringen, mit denen Iffland so auffallend seinen oft abstechlich zu schlecht gewählten Bettlermantel verbrämte. Auch habe ich ihn bis jetzt noch nicht auf dem deklamatorischen Predigertone ertappt, auf dem langsamen Augenaufschlagen, auf dem heuchlerischen Anstrich eines Stillen im Lande, ohne welche es für Iffland keinen Ausdruck der einfachen Redlichkeit gab. Mit einem Worte, er ist kein Nachahmer Ifflands, und soll sich auch Fleiß nur dunkel erinnern, welchen nachzuahmen ihm seine Persönlichkeit nicht gestattet. Das hiesige Publikum ist einstimmig in seiner Bewunderung." Referent, der vor mehr als dreißig Jahren gleichfalls zu diesen Bewunderern gehörte, muß jedes Wort, das Meyer hier über den großen Mimen sagt, bestätigen. Deutschland hat nie wieder einen seitdem gesehen. Eßlair übertrieb noch die kleinen Eitelkeiten und Prätentionen Ifflands und Seydelmann besaß bei unendlich mehr Schule und Kunst doch nicht die Natur Devrients.

In den Briefen an Schröder ist auch viel von Freimaurerei die Rede. Desgleichen vom alten Nicolai. In den Briefen an und von Bertheh kommt der berüchtigte Voß-Stolbergische Streit zur Sprache. Es fällt auf, daß Meyer sich für den Rationalismus Nicolais gegen die Gefühlsschwärmerei Herders und doch auch wieder für Stolberg gegen Voß erklärt. In den Briefen von Bürger wiederl uns die plumpe Spaßhaftigkeit an. Die Briefe Georg Forsters sind merkwürdig durch die unendliche Zärtlichkeit für seine Gattin (Therese, geb. Heyne, nachherige Huber), die sich darin fast auf jeder Seite ausspricht. Wenn sich das Gefühl in Briefen an einen Dritten so verräth, muß es echt seyn. — So enthält denn diese Briefsammlung vieles, was den Freund unserer älteren Literaturzustände interessiren kann, doch hätte sie etwas abgekürzt werden können.

Lyrische Dichtkunst.

Hölty's Gedichte. Mit 48 Vignetten, erfunden und radirt von G. Schlick, chemitypirt von Pfil. Leipzig, W. Engelmann.

Der sanfte und liebenswürdige Hölty drückt einen so wahren Zug in der deutschen Natur aus, daß es begreiflich wird, warum seine Gedichte, fast wie die ihnen in vielem Sinn verwandten altdeutschen und altenglischen Volkslieder der schwermüthigen Gattung immer beliebt bleiben und immer von neuem gedruckt werden. Die vorliegende Ausgabe hat elegantes Taschenformat, und die Vignetten sind sehr zu loben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 48. Sonnabend den 8. Juli 1848.

Altdeutsche Literatur.

1) Der Heiland (Heliand). Altsächsische Evangelien-Harmonie, übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Berlin, Schulze, 1847.

Daß dieses berühmte, zuerst von C. Schmeller (1830 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) im Urtext mit einem reichen Kommentar herausgegebene Gedicht heutigen Lesern ohne Uebersetzung unverständlich bleibt, mag aus den Anfangsversen erhellen:

Manega uuaron
tho sia iro mod gespon
that sia begunnun
unoid godes
reckean that gisunl
that thie rikeo crist
undar mancunnea
mariha gifrumida.

Das heißt:

Viel Leute lebten,
Die es gelüstete,

Daß sie begannen,
Gottes Wort

Zu enträthseln, die Runen,
Die der reiche Christ

Unter den Menschenkindern
Kundbar vollendete.

Das Gedicht ist eine Evangelienharmonie, eine Geschichte Jesu aus den vier Evangelisten zusammengezogen in ein Ganzes, und zwar ohne willkürliche Zuthat, in höchst würdevoller Einfachheit von jener innigen Andacht abgefaßt, die der Sprache des Mittelalters einen so unnachahmlichen Reiz verleiht. Stets dem Bibeltexte treu bleibend führt der Dichter nur einzelne Bilder, die sich dazu besonders eignen, etwas genauer aus. So z. B. das berühmte noli me tangere, das wir hier als Probe wiedergeben:

Schmerzversenkt stand da
Der Frauen eine
An dem anderen Ende,

Gramvoll bei dem Grabe,
In großem Jammer,

Maeia Magdalena.
Das Gemüth war ihr
Sehr voll Sorgen,
Ungewiß, wo sie suchen sollte

Den Herrn, dem zu helfen sie kam,
Konnte halten nicht, noch hemmen

Wehklagen und Weinen,
Wußte nicht, wohin sich zu wenden,

Abgemattet war ihr Muth.
Da sah den mächtigen Christ sie stehn,

Obwohl sie nicht ihn erkannte,
Bevor er kund sich gab

Und sagte, daß er es sey. —
Was sie verkehre, fragte er,

Was so heiß sie weine? —
Um den Herrn ist es, sagte sie,

Sie wisse nicht, wo er sey.
Kannst du Weisung mir geben,

Mein Fürst? Darf ich fragen,
Nahmst aus dem Fels du ihn?

Nachweis' ihn mir mit Worten mir,
Mein heißester Wunsch ist es,

Ihn selber zu sehn. —
Nicht wußte sie, daß der Sohn Gottes

Sie gütlich grüßte.
Der Gärtner sey's, meinte sie,

Der Hofwart seines Heern.
Da grüßte der heilige Herr sie,

Bei Namen, der Nothstiller.
Näher ging sie ihm schnell,

Das Weib, guten Willens,
Und den Wahrenden erkannte sie.

Nicht vermeiden da mochte sie es,
Von Minne getrieben,

Wollte mit den Händen
Bei ihren Worten greifen,

Die Frau, den Volksherrn;
Doch das Friedekind Gottes

Wehrte mit Worten,
Nicht solle sie es wagen

Mit ihren Händen ꝛc.

Digitized by Google

Der Dichter muß auf seine Zeitgenossen und Landsleute einen tiefen Eindruck gemacht haben. Ohne Zweifel war die zarte, demüthige und doch so edle und vornehme Sprache, in welche diese ganze Evangeliumharmonie eingekleidet ist, die rechte Weise, auf das rauhe Geschlecht jener Zeit einzuwirken. Es ist interessant, ihre Milde mit der flacken Sprache Luthers zu vergleichen. Ein tiefer Frieden spricht uns aus dem altsächsischen Gedicht an, wie feierliche Klosterstille; aus Luthers Poesie dagegen blitzt und donnert es.

2) Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Dr. Karl Simrock. Sechste Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Wie beliebt diese Uebersetzung geworden ist, erhellt aus der Zahl der Auflagen. Es ist zugleich ein erfreulicher Beweis, daß im Publikum der Sinn für unser großes und herrliches Nationalepos rege geblieben ist.

3) Märe von Sente Annen, Erzbiscove ci Kolne bi Rini. Von neuem herausgegeben von Dr. H. E. Bezzenberger. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1848.

Dieses sehr berühmte Gedicht wurde zuerst 1697 von Bonaventura Vulcanius erwähnt, und 1639 zuerst von dem bekannten Dichter Martin Opitz herausgegeben. Seitdem ist über das Schicksal der Handschrift, denn sich Opitz bediente, viel Redens gewesen. Opitz gibt in seiner Ausgabe nicht mit einer Silbe nähere Nachricht von der Pergamenthandschrift, aus welcher er das Gedicht nahm, noch von dem Orte, woher er sie hatte. Daß er dieselbe aus der Rhedigerischen Bibliothek zu Breslau gehabt, wie dieß Schiller in seinem Abdruck (Thesaur. Ant. Teut. tom. II.) geradezu ausspricht, sie daselbst gefunden, wie Goldmann sagt, und von dort mit nach Danzig genommen habe, ist nur Vermuthung, wenn auch nicht unwahrscheinlich. Dieselbe gründet sich allein auf die Bemerkung Opitzens, welcher nach dem ersten Abschnitte S. 3 u. 4 die Vorrede Willerams zu dessen Uebersetzung des hohen Liede, welche in der Ausgabe von Paul Merula vom J. 1589 fehlte, mittheilt: ex Ms. libro, cuius usum amplissimo viro Michaeli Plandrinio Senatori Vratislaviensi eximio amicorum deheo, et ex quo textum locis infinitis emendavi. Aus dieser Handschrift des Willeram soll nun auch das Annolied (H. v. d. Hagen Denkmale des Mittelalters S. 49 „ohne Zweifel") entnommen seyn. Diese hier bezeichnete Handschrift des Annoliedes soll Opitz mit nach Danzig genommen haben, wo sie mit anderen Papieren, nach seinem Tode an der Pest, mége zu Grunde gegangen oder verbrannt worden seyn. Aber wenn auch das Annolied und die versus de sacramentis jetzt in jener Handschrift des Willeram ungedruckt der alten Inhaltsanzeige fehlen, so erscheint dieselbe doch durchaus unvorletzt, und zeigt sich keine Spur von Ausreißen oder Lostrennen. Es müßte alle die Trennung schon zu einer vor der Zeit, da Thomas Rhediger (starb 1576) seine Bibliothek stiftete, statt gefunden haben oder doch schon 1639 bestanden seyn, weil sonst die Handschrift des Anno nicht hätte in Danzig verloren gehen, der Willeram in Breslau sich hätte befinden können. Dieß macht Hoffmann (Fundgruben I. S. 251) noch dadurch wahrscheinlicher, daß kein schlesischer Literator von dem Verluste jener Handschrift als einer Rhedigerischen etwas weiß. Dem sey nun wie ihm wolle, sicher ist, daß sich bis jetzt eben so wenig von der Opitz als von der Vulcanius Handschrift irgendwo eine Spur gezeigt hat. Aber es fragt sich, ob nicht jene eine und dieselbe mit dieser gewesen sey. Doch dieß zu leugnen, haben wir das vollkommenste Recht, nicht nur weil Vulcanius mit klaren Worten sagt, er theile den Anfang — initium — mit, und dann mit dem zweiten Abschnitte der Opitzischen Ausgabe beginnt, so daß also der erste Abschnitt seiner Handschrift fehlte. — Indessen befindet sich auch unter den zahlreichen Handschriften und Abschriften des Franz Junius (geb. 1589 zu Heidelberg, gest. 1677 zu Orford) von jetzt zu Oxford (Ms. Jun. XVI. in bibl. Bodl.) eine Abschrift des Annoliedes von des Junius Hand. Schon in dem 1694 zu Rotterdam herausgegebenen Werke des Junius: De pictura veterum libri VIII ist unter den Schriften, welche Junius der Bibliothek zu Orford vermacht hatte, Annonis Archiepiscopi Coloniensis Vita Rhythmice aufgeführt; nicht minder in Thomas Tanners Catalogus librorum mss. Angliae et Hiberniae. Orford 1697. S. 249—25t, Nr. 5113—5232, unter Nr. 5128 Jun. XVI.: Annonis Archiepiscopi Colon. Vita Rhythmice lingua Francica. Ad finem additur explicationes quorundam verborum et phrasium Francicarum manu Junii. Sehen aus den von Junius selbst in seinen Observationes in Willeramis Abbatis Francicam Paraphrasin Cantici Canticorum. Amsterdam. 1663. zahlreich mitgetheilten Stellen und deren Verzahlen ergibt sich unwiderleglich, daß Junius nicht die Handschrift des Vulcanius vor sich hatte, da er z. B. 1—6, die Vulcanius fehlen, dort anführt, dagegen S. 25a-4, welche Vulcanius eigenthümlich hat, nicht kennt. Junius hatte somit eine Handschrift vor sich, welche der Opitz näher stand, oder, wie Herr Maßmann vermuthet, nur den Opitzischen Text selbst, sey es in Opitzens Handschrift, oder was bei Vergleichung der Abweichungen des Junius — wenn gleich nachher — noch wahrscheinlicher wird, nur in dessen Abdruck von 1639, wovon er sich bei seinem Aufenthalte in Deutschland nach 1652 wohl eine Abschrift verfertigt haben konnte."

So viel über den Text. Er wurde abermals gedruckt 1690 in Breslau, 1726 in Schilters Thesaurus, stellenweise auch in einigen andern Sammelwerken: 1793 gab Hirder einen Auszug und theilweise Uebersetzung; 1816 Goldmann den Text, und die Uebersetzung mit kritischer Einleitung. Seitdem sind wieder Auszüge in mehreren Sammelwerken erschienen.

Das se berühmte und vielbesprochene Gedicht stammt aus dem 13ten Jahrhundert und handelt keineswegs von den Thaten oder der Legende des h. Anno, sondern ist eine gedrängte Schöpfungs- und Weltgeschichte, ganz im Geist und Ton der Kaiserchronik und hin und wieder wörtlich mit ihr übereinstimmend. Der Dichter hält sich an die Bibel, knüpft an sie aber alles, was er von Griechenland und Rom weiß und geht dann zum Mittelalter über. Die natürliche Vermittlung dieser Gegensätze findet er in Köln, der altrömischen Hauptstadt am Rhein. Hieher kamen schon frühzeitig die christlichen Bekenner und heiligen Bischöfe und vermittelten Palästina dem Rheinlande; hieher kamen, nach des Dichters Ansicht, schon in noch viel früherer Zeit Flüchtlinge von Troja, die Gründer der Frankenvolker und vermittelten die antike Welt dem Rheinlande. So wird alles aus dem weiten Kreise heidnischer und profaner Erinnerung auf Köln bezogen. Die Sprache des Gedichts ist auenehmend schön, und hält etwa die Mitte zwischen dem Nibelungenliede und dem Heliand, bald die ritterliche, bald die geistliche Seite vorkehrend:

Wir horten ie dikke singen
Von alten dingen
Wi snelle helide vuhten,
Wi si veste burge brechen
Wie sich liebin winiscelte schieden
Wi riche, kunige ut zergiengn.

Wir hörten je oft singen
Von alten Dingen

Digitized by Google

Wie schnelle Helden fochten,
Wie sie feste Burgen brachen,
Wie sich liebe Verwandtschaften schieden,
Wie reiche Könige all gezwungen sc.

4) Daz Mære von Wroun Helchen sînen. Aus der Ravennaschlacht herausgehoben von Ludwig Ettmüller. Zürich, Meyer und Zeller, 1846.

Das größere altdeutsche Gedicht von der Rabenschlacht (Schlacht bei Ravenna zwischen Odoachar und Theoderich dem Großen) ist als vorzumyrt erkannt worden. Herr Ettmüller hat sich nun eifrig bemüht, den ältern guten Text von den spätern geringfügigen und schlechten Zusätzen zu säubern, und wirklich ein kleines, selbstständiges und in sich abgeschlossenes Gedicht herausgebracht, das im 13ten Jahrhundert verfaßt sein möchte und dem er die im Titel bezeichnete Ueberschrift gibt, weil es sich darin vorzugsweise vom Morde der zwei Söhne handelt, welche Frau Helche dem berühmten König Etzel geboren. Ihr Mörder war der ungefüge Wittich, ihr Rächer aber Dietrich von Bern. Der jugendliche Muth der beiden Heldensöhne, die unverständig dem erbarmungslosen Wittich nahen, und die Klage der Mutter um die erliehen Kinder ist von hoher poetischer Schönheit. Nicht minder der ungerechte Zorn der Mutter über Dietrich von Bern und die männliche Geduld und Treue, mit welcher der letztere die unverdienten Vorwürfe erträgt, um nachher als ihr Rächer aufzutreten. Das ist ganz im Geist des Nibelungenliedes gedichtet. Wir geben als Probe hier der Mutter Klage:

Als din künegînne din mâre erhôrt vernahm,
wo begunne sî vallen nider ûf die veden dan.
le vernde din nam ende.
sî begunne winden ir hende.

Owe mir armem wîbe, daz ich ie wart geboren!
zwiu sol ich nemin Helchen? nu hân ich vil gar verlorn
beide vreude unde wünne;
un lêbt niemen der mich trösten künne.

Mir ist wîzen heuten ê sich je herzen kinde.
owme, arme Helche, daz ich din muoter le gerwue
zuo soldem herzeleide'
an han ich vlorn min lieben ougen weide.

Owe Schœvje, liebez kint, sol ich dich niemer gesehen?
min leit ist vil michel. wie künde wîeser wîse geschehen?
wer lêret mich an von sorgen?
le wortet, lieben kint, mich alle morgen.

Owme, mîtter maremen, klagen ich wol mac,
zune weiz niemen rehte, waz tugent an minen kindeen lac.
liebt was ir ougen weide,
swenne sî des morgens giengen gegen mir beide.

Mit ir wîzen henden da truten sî mich mite;
daz hat an alley ein ende; le vil tugentlîche site
unde le minneteliche grüeze
die duhten mich so reine unt so süeze!

5) Guy von Waleis, der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Gravenberg. Uebersetzt von Wolf Grafen von Baudissin. Leipzig, Brockhaus, 1848.

In Nr. 70 unserer vorjährigen Blätter haben wir die von Herrn Pfeiffer veranstaltete Ausgabe des altdeutschen Originals ausführlich besprochen und den Inhalt des Gedichts zu erklären versucht. Um uns nun hier nicht zu wiederholen, verweisen wir auf jenen Aufsatz. Der Uebersetzer hat den kurzen epischen Vers des Originals beibehalten und sich überhaupt der Treue befleißigt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Seine Mühe ist sehr dankenswerth, da nur durch solche Uebertragungen die Bekanntschaft mit der Poesie unserer Vorzeit weiter verbreitet werden kann.

6) Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben von Eduard Lavoler, königl. württembergischen Archivrath in Stuttgart. Tübingen, Fues, 1844.

In der Erwartung, der dritte Band werde bald nachfolgen, verzögerten wir die Anzeige des zweiten. Der Herausgeber verspricht nämlich, erst am Schluß des dritten Bandes die nöthigen Nachweisungen über Alter, Verfasser, Quellen sc. der im zweiten abgedruckten altniederländischen Gedichte zu geben. Diese sind der Roman von der Rose, Heymelichder der Heimelichkeit, O Intemerata! (Loblied auf Marien), die Buer van Seuin, Gaiones Leven, Wapkens Marien, ein Bruchstück zwischen I. Marien reiten Gence. Schade daß des Verfassers Kommentar nicht schon dabei ist, denn ohne Hülfsmittel sich in diese niederländischen Verse hineinzulesen, ist schwer.

Eine sehr gute Bemerkung macht der Verfasser in der Vorrede, indem er die Deutschen darauf hinweist, daß sie die niederländische Literatur nicht mit fremden Augen ansehen, sondern als ihre eigene betrachten sollen. „Der Niederländer lebte die epische Periode des Mittelalters so gut durch, wie irgend ein Theil der deutschen Lande. Als diese nun aber innerlich gleichsam brundigt, als man sich genugsam daran erfättigt, kann finden in zweiter Linie neben und nach ihnen die didaktischen Dichtungen, die vielen Reimchroniken und auch das, was fremde Literaturen boten, ihre Stelle, in einer Fülle, wie sie das übrige Deutschland nicht aufweisen kann. So wird, was uns auf den ersten Blick als Armuth berühren könnte, in Reichthum für uns und den Niederländer umschlagen. Zu den epischen Poesien, die sich allenthalben in Deutschland bieten, und möglicherweise in den Niederlanden zu frühster Blüthe kamen, zu den Schätzen seiner übrigen Poesie reiht sich als weiteres gemeinsames Eigenthum alles, was die Niederländer noch besonders mitbringen. In der That, nur wer dem Niederländer, dem ganzen Gange der Geschichte zuwider, zumuthet, sich mit einer eigenen Nationalsage auszuweisen, wer ihn von dem geeinten Erbe der deutschen Heldensage ausschließen wollte, wer von dem Volke der Niederlande im Gegensatz gegen ein deutsches zweifelt, wer so den Reichthum aller übrigen Provinzen dem einer einzelnen Provinz gegenüber hält, kann die Literatur der alten Niederlande als arm ansehen. Nicht aber wer diese in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtet und so, was in einem Landestheile sich entwickelt, zugleich auch als Eigenthum der übrigen ansieht und umgekehrt. Ob die Niederlande an der deutschen Heldensage, ob an der ritterlichen Poesie wirklich noch mehr mitdichteten, als bis jetzt auf uns gekommen, wird nach dem Entwickelten für die vorliegende Frage beinahe gleichgültig sein. Aus dem spärlern Reichthume ihrer Poesie zu schließen, aus dem Glanze, wie sich überhaupt Alles, was uns im Mittelalter als schön und poetisch erschient, hier in Fülle entfaltet, darf man aber wohl einen größeren Antheil vermuthen. Der Eifer für diese Alterthümer ist in den Niederlanden selbst erst seit Kurzem erwacht und wohl nur ein Theil dessen, was noch vorhanden, zu Tage gefördert. So ist vielleicht der Tag nicht

Digitized by Google

ferne, da liegend ein Rest uralischämischer Dichtung aus der Vergessenheit emporsteucht und jeden Zweifel an der ursprünglichen Einheit nationaler Entwicklung und ihres späteren Ganges für immer entfernt! Die Sache ist für beide Theile in anderer Hinsicht nicht so gleichgültig. Nicht nur um Richtigstellung abgelebter Verhältnisse handelt es sich: die Frage, ob die altniederländische Literatur eine wesentlich deutsche ist, greift in die Gegenwart und Zukunft des deutschen Lebens hinein. Beide Theile fühlen, wie viel sie durch das gegenseitige sich Abschließen verloren haben, denn nicht nur der Niederländer ist es, der losgetrennt von dem Nationalverbande verkümmert, auch den Deutschen geht mit den getrennten Niederländern ein Element ab, ohne das sie sich nie zu alter Höhe werden aufschwingen können. Der Boden, auf dem die lange Zeit Geschiedenen sich jetzt wieder freundlich begegnen, ist die gemeinsame Literatur der mittleren Jahrhunderte. An der Erinnerung der einstigen Einheit erwärmt sich das Herz und schaut in dem Bilde der Vergangenheit die Größe einer Zukunft, welch auf die einstige Einheit gebaut ist."

7) Vier Schriften von Johann Ruysbroek in niederdeutscher Sprache. Mit einer Vorrede von Dr. C. Ullmann. Hannover, Hahn, 1848.

Die deutschen Schriften der Mystiker des Mittelalters sind erst in neuerer Zeit aus dem Staube hervorgezogen worden und hat sich um die oberdeutschen besonders Herr Bibliothekar Pfeiffer in Stuttgart ein großes Verdienst erworben. Hier erscheinen nun auch mehrere niederdeutsche Schriften des berühmten Ruysbroek, der als Augustinerprior zu Groenendal bei Brüssel im Jahre 1381 in hohem Alter starb und seiner Zeit ein hochberühmter Lehrer war. Unter seinen Schülern glänzen besonders Geerhard Groot und Tauler als ebenfalls berühmte Mystiker.

Herr Ullmann charakterisirt ihn kurz in Folgendem: „Es fehlt ihm nicht an spekulativem Gehalt und Eigenthümlichkeit der Anschauung, aber nicht sowohl darin liegt seine Bedeutung, als vielmehr in der Innigkeit und lebendigen Wirkungskraft seines christlich mystischen Geistes, vermöge deren er einer der ersten war, welche für diese Richtung im Großen Bahn machten halfen. Er scheint vornehmlich durch seine Persönlichkeit, durch den unmittelbaren Ausdruck seines inneren Lebens eine große Macht ausgeübt und so zunächst seine Umgebungen in dem ihm eigenthümlichen Sinne gestaltet, dann aber auch auf geistesverwandte Personen, die mitunter aus großer Ferne kamen, um den berühmten Meister und Führer des innerlichen Lebens kennen zu lernen, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Zwei Männer, welche in der weiteren Entwicklung und Lebensausprägung dieser Mystik epochemachend wurden, Joh. Tauler und Gerhard Groot, haben vornehmlich diese Macht erfahren, und so sind die beiden Hauptströme der Mystik in der nächsten Zeit, die mehr durch Innigkeit und Gemüthstiefe sich auszeichnende oberdeutsche und die einfacher praktische niederdeutsche, vornehmlich von den Brüdern des gemeinsamen Lebens gepflegt, wenigstens theilweise auf Ruysbroek als eine gemeinsame Quelle zurückzuführen. Der persönliche und geistige Einfluß Ruysbroeks auf Gerhard Groot und dadurch auch auf dessen Genossenschaft ist historisch unzweifelhaft; in Betreff Taulers hat man eine bedeutendere Einwirkung in Abrede gestellt; aber, wenn man hierin auch Recht hätte, so würde doch in dem Verbreitetsein Ruysbroekscher Schriften am Oberrhein, sowohl in oberdeutscher als in lateinischer Sprache, ein unläugbarer Beweis liegen, daß er auch für die dortige Entwicklung der Mystik von entschiedener Bedeutung war."

Leider ist von den niederdeutschen mystischen Schriften weit weniger erhalten, als von den oberdeutschen, obgleich jene in vieler Beziehung die ursprünglicheren sind. „Erst vor Kurzem hat Herr van Iterson, jetzt Prediger zu Leyden, früher zu Weesp, in der St. Laurentius-Kirche der letzteren Stadt einen Bücherschatz entdeckt, welcher, aus der Zeit vor der Reformation stammend und ursprünglich dem alten Convente der Schwestern in St. Johann Kloster zu Weesp angehörig, die Bibliothek einer Genossenschaft vom gemeinsamen Leben darstellt. Diese Bibliothek besteht aus 57, zum Theil sehr seltenen, Incunabeln und 51 Handschriften und ist von den Herren Kirchenräten zu St. Laurentius in Weesp der königlichen Bibliothek im Haag verehrt worden. Einstweilen haben Herr van Iterson und Herr Prof. Kist in Leyden Nachricht von der wichtigen Entdeckung in dem kirchenhistorischen Archiv von Kist und Royaards gegeben, hoffentlich aber wird Herr van Iterson auch seinen gründlich gearbeiteten Katalog bekannt machen und es werden weiterhin noch vollständige Mittheilungen aus den zum Theil höchst merkwürdigen Handschriften dieser Sammlung ans Licht treten."

Die hier abgedruckten Schriften Ruysbroeks sind in der niederdeutschen Mundart geschrieben, worin sich schon zu seiner Zeit, wie im heutigen Holländischen, schon sehr viele romanische Ausdrücke eingeschlichen hatten, viel mehr als in der oberdeutschen Zunge. Der Styl ist lebendig und bilderreich. Ruysbroek bedient sich vieler Gleichnisse. Hier eine kleine Probe: „So wanne der somer nefet int de sonne hoigit, so gewecht sy die wychticheit vp der erden dorich die weirgelen int doirch dat selue bloch des boyms bis in die rijser, und hie aff komen leif, blomen ind vrucht. Alse glijscherwijs als die ewige sonne Gotdes hoigit ind opgeit in vnsem hertzen so dat it somer wirt in vns in zierheit van doechden, dan gijst he sin licht ind sin hitze in vnser begerden ind treckit dat hertze van alre manichuelidicheit ertscher dingen ind macht einichreit ind innichreit ind dreit dat hertze geoynen ind louen mit innygger liesten ind bleien mit begerlicher deuocien ind vrucht brengen mit dand ind mit loene godes ind die vrucht ewelichen behalden mit eitmeidigen anet alzijt van entbliuen."

Ueberall schlägt die Idee der Wiedergeburt vor, des Lebendigwerdens eines neuen Menschen im alten, des neuen Christus im alten Adam, des Hereinbildens eines himmlischen Friedelebens aus dem irdischen Kampfe.

8) Lesebuch der poetischen National-Literatur der Deutschen von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Herausgegeben von K. G. Frommann und Ludwig Häusser. Zwei Theile. Heidelberg, Karl Winter. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1846.

Die Herausgeber erkennen die Vortrefflichkeit des von Wackernagel früher schon besorgten Lesebuchs an, glaubten aber mit ihm konkurriren zu dürfen, sofern sie einen speziellen Zweck verfolgen, indem sie sich nämlich genau an das Handbuch von Gervinus halten und demselben für die Schulen, wo es eingeführt ist, ein Lesebuch an die Seite setzen wollen

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49. Dienstag den 11. Juli 1848.

Kriegsgeschichte.

Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn. Durchgehends aus offiziellen Quellen. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Eine Monographie der österreichischen Südarmee, die in dem verhängnißvollen Jahre 1809 unter Erzherzog Johann in Italien operiren sollte, während die Hauptarmee unter Erzherzog Karl durch Bayern gegen den Rhein zog. Vor allem fällt es auf, daß damals die Oesterreicher in Italien als Befreier vom französischen Joch begrüßt und sehr gern gesehen wurden. Die Italiener hatten die Herrschaft Napoleons bereits satt. Wie viel Opfer hatte sie ihnen nicht gekostet! Die Stimmung der Italiener ist gegenwärtig eine umgekehrte, den Franzosen wieder zugeneigte, und Oesterreich bitter feindliche. Aber wenn Oesterreich, wenn Deutschland sich entschlösse, die Italiener den Franzosen zu überlassen, so würden sicher nur wenige Jahre vergehen und Italien würde sich wieder sehnen, durch deutsche Waffen erlöst zu werden. Man muß sich durch die Stimmung des Momente nicht täuschen lassen, sondern zuweilen in die Vergangenheit zurückblicken, um die Völkerlage richtig zu beurtheilen.

Der ungenannte Verfasser dieser Kriegsgeschichte hebt eine gute Zahl interessanter Vorgänge hervor, auf welche bisher die Aufmerksamkeit weniger gerichtet war, weil damals die Schlachten von Aspern und Wagram und der Tiroler Kampf beinah allein alles Interesse verschlang.

Zu jenen interessanten Vorgängen gehörte gleich im Anfang des Krieges die Unverschämtheit des Grafen Goes, Gouverneurs von Triest, der sich in Padua, das er schon vom Feinde geräumt wähnte, gefangen nehmen ließ und unglücklicher- und thörichter Weise alle die Papiere bei sich hatte, durch welche die Italiener kompromittirt wurden, welche damals mit Oesterreichs Hülfe ihr Vaterland von den Franzosen zu befreien hofften. „Nur wenige obscure Leute starben auf der Guillotine, aber Hunderte verschwanden in den Kasematten von Mantua, von Fenestrelle und andern Citadellen, in Korsika, auf Elba. — Bonaparte befolgte die kluge Politik, von den gemachten Entdeckungen alles Gerede in den Zeitungen zu unterdrücken."

Der glänzende Sieg, den Erzherzog Johann bei Sacile erfocht, kann weniger bedeutend als der Sieg seines Bruders bei Aspern, konnte doch die Sache Oesterreichs nicht herstellen. Es waren durch die „Hofkriegsrathsperücken" schon zu viele Fehler begangen worden. Die Wurzel des Uebels wird in Folgendem angedeutet: „Die lange und blutige Reaktion der Gegenreformation in Oesterreich und der mit Umwälzung alles bisherischen Bodens und urkundlichen Rechts durchgezwungene Absolutismus hatten die österreichischen Länder entvölkert und wehrlos wüste gelegt. Sie hatten selbige mit und neben allem Hervorragenden auch des Köstlichsten, ihrer Talente, beraubt! Schon im 30jährigen Kriege traten Spanier, Wallonen, Irländer, Welsche, mitunter freche Abenteurer, Glücksritter und Raubwürstlinge, Konvertiten und Ueberläufer an die Spitze. Der einzige Guido Starhemberg wagt allenfalls einen Soult oder Bernadotte, einen Turenne oder Catinat! Die Traun, Khevenhüller, Königseck, Wenzel Lichtenstein waren doch nur secundäre oder specielle Talente. Eugen wie Loudon hatte der Zufall nach Oesterreich verschlagen; daher in Oesterreich, wie in Rußland, das Bedürfniß nach Fremden, ihr Zuströmen, ihr schnelles Glück und der Neid und Haß gegen sie." Die furchtbare Niederlage Oesterreichs im Jahre 1805 erklärt sich noch daraus. Im Jahr 1809 sollte es besser werden, die Erzherzoge traten an die Spitze einer mehr volksthümlichen Bewegung, aber der alte Schlendrian war noch keineswegs abgethan und statt großer entschiedener Siege erlebte man die vielen Detailniederlagen, die der Sieg von Aspern nicht mehr wieder gut machen konnte.

Die schönsten Perlen dieser Kriegsgeschichte sind die heldenmüthigen Vertheidigungen der kleinen Bergvesten Perdil und Malborghette. Dort wehrte sich der österreichische Hauptmann Hermann, hier der Hauptmann Hensel mit ihren tapfern Kompagnien bis auf den letzten Mann, nachdem sie den Franzosen Tausende getödtet hatten. Sie kamen alle, bis auf wenige, beim Sturm und in den Flammen um. „Die Vertheidigung der noch nicht einmal vollendeten Blockhäuser von Perdil und Malborghette durch die beiden Heldenjünglinge Hermann und Hensel wird in der Kriegsgeschichte ewig leben. Das Gegenstück hiezu gab die schmähliche Uebergabe von Laibach, gegen welche die ehrliebende Besatzung sich mit gewaffneter Hand auflehnte und nur durch Beihülfe der Franzosen und Italiener überwältigt und zur Ruhe gebracht werden konnte. Der achtzigjährige Befehlshaber, Generallieutenant Meitelle, war nicht mehr derselbe, der er 1793 gewesen, als er mit dem damaligen Ingenieur-Oberstlieutenant Marquis Chasteler das völlig geschleifte, an den Breschen nur in Eile mit Faschinen hergestellte Schloß von Namur durch volle vierzehn Tage gegen eine französische Uebermacht vertheidigte! Der schwachsköpfige Greis war in den Händen eines Franzosen und Verräthers, des Platzmajors von Lefevre. Beide ließen sich vom Kriegsgerichte consumatiren und ihre Namen hingen am Galgen. Noch schimpflicher war eine Kapitulation im freien Felde, ohne Angriff, ohne Feind (den man erst herbeiholen mußte), die schandervolle — und so viel

Digitized by Google

bekannt geworden — weder jemals untersuchte, noch bestrafte Kapitulation des Oberstlieutenants Plunquet bei Rottenmann in Oberösterreichmark. Sie wurde in einem Augenblick abgeschlossen, als noch auf drei Märsche weit kein Feind zu sehen und erst in Bruck an der Mühr feindliche Truppen zu erreichen waren. Unter Plunquet standen drei österreichische Landwehrbataillone und zwei steyerische, wobei ein österreichisches durch Plunquet selbst, das zweite durch den Oberstlieutenant zu Bouffière, das dritte durch Major Rinn, ein steyerisches (Bruckenburger) durch den (Wehrhilfinger) Major Schiffer, das zweite (Cillier) durch den Major Leitgeber (leider ein Steyermärker) kommandirt war. Der Hauptmann Doktor Napetnik von der Cillier Landwehr widersprach der Kapitulation mannhaft. Plunquet drohte, ihn dem Feind als Verräther zu überliefern! Der Oberstlieutenant Sauer und Lieutenant Bayer, welche auf Vorposten waren und von der Kapitulation hörten, wagten es, sich davon auszuschlissen und mit einer halben Kompagnie Cillier Landwehr über die Gebirgsrücken von Oberhitzer bis in Kroatien zu dringen, oft im Rücken der französischen Armee-Abtheilungen, oft mitten durch. Es waren die zwei einzigen Offiziere, die den Tod der Schande vorzuziehen beschlossen. Oberstlieutenant Plunquet, der den guten Geist der gemeinen Mannschaft fürchtete und selbigen nur mit vieler Mühe niedergehalten hatte, ließ dieselbe die Gewehre auf dem Platze in Rottenmann niederlegen und sodann die Mannschaft außer der Stadt lagern, damit sie unsäbig sein sollte, sich im letzten Augenblicke der Kapitulation zu widersetzen!! Ein Offizier der österreichischen Landwehr wurde mit der Kapitulation als Kourier mit der Post nach Bruck gesendet, den Feind herzubitten und zu holen!! Endlich erschien das heiß ersehnte Piquet von 30 Mann französischer Kavallerie, um 5 Bataillone als Gefangene zu übernehmen, unter welchen fünf altgediente k. k. Staabsoffiziere waren." Wie selbst Selten sich entwuthigen ließen, beweis Gasteiler war wegen seiner oft tollkühnen Todesverachtung und herausfordernden Tapferkeit allbekannt — dreizehn schwere Wunden bezeugten es — und war es nicht, als hätte der heldenkühne Mann plötzlich das Medusenhaupt gesehen, wie ihn zu Brunecken die Kunde von Napoleons Achtserklärung traf? War es nicht, als bangte einem Jeden davor, etwas Ausgezeichnetes und Ueberraschendes zu thun? Es sind davon mehrere Anekdoten überliefert, dem Lachen und dem Weinen gleich nahe; z. B. in der Schlacht bei Raab wurde der General Marzini gefangen, ungewöhnlich barsch behandelt und sollte nicht (wie es doch Andern sonst ohne Ausnahme vergönnt worden) in oder bei Wien im Schooße seiner Familie bleiben, sondern sogleich weiter nach Frankreich abgeführt werden. Er konnte sich die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes nicht erklären und wendete sich durch die dritte Hand an den Marschall Bernadotte, jetzigen König von Schweden, mit welchem er zufällig in den früheren Feldzügen persönlich bekannt geworden. Die erste Frage desselben war, ob Marzini etwa an irgend einem Volkskriege oder Insurrektion Theil genommen? ob er irgendwo den Landsturm aufgeboten, oder irgend einen feapvanten Coup ausgeführt habe, der im französischen Heere von ihm Redens gemacht? Sehr naiv der thurerte Marzini: „Niemand könne ihm etwas dergleichen nachreden? Er habe sich stets gehütet, zumal bei der gleich anfangs entschiedenst ungläcklichen Wendung des Krieges, irgend Etwas zu thun, was nicht strikte Dienstpflicht und Schuldigkeit gewesen sey und was er ohne Verantwortung hätte unterlassen können."

Der Hauptfehler in den damaligen militärischen Dispositionen Oesterreichs war, daß man sich nicht genug concentrirte, daß Erzherzog Johann noch immer den Süden bedampfen sollte, während seine Truppen im Norden der Alpen viel nöthiger gewesen wären. Ein excentrischer Angriff streitet gegen die erste Regel der Strategie. Napoleon verstand es besser und concentrirte seinen Angriff. Man möchte dem heutigen Oesterreich zurufen, es solle sich durch das Beispiel jener Zeit belehren lassen und nicht das Slavenreich, Italien und das deutsche Reich zugleich festhalten wollen in einem Augenblick, wo es sich zu concentriren bringend nöthig hätte.

Der Verfasser deutet an, welche Abneigung gegen das so nothwendige Concentriren der Streitkräfte in der großen Schlacht bei Wagram vorgewaltet hätte. „Der Kaiserbericht über die Schlacht bei Wagram meldet, daß der Feind, den man, ohne geringstes Hinderniß, mit ganzer Macht den großen Strom habe übersetzen lassen, um 50,000 Mann und 200 Kanonen stärker gewesen sey! — In diesem ganz ungehinderten Herüberlassen liegt doch eine etwas starke Zumuthung an Erzherzog Johann's Siegeslust!? — Der Erzherzog Johann hatte schon am 30. Juni seine und des Palatins kräftigste Mitwirkung angeboten. Wenn auch die ungarische Insurrektion nicht durchaus verläßig wäre, so doch eine so übergroße Masse von Reiterei zur Verlängerung der Flanken gegen die Donau und zur Reserve höchst willkommen. Aber dieses Anerbieten beider Erzherzoge scheint in den Umgebungen des Generalissimus keinen guten Eindruck gemacht zu haben. Der Erzherzog Johann wurde vielmehr zu einem Ausfall auf das rechte Ufer hinüberbeordert und nur im letzten Augenblicke, als es glühend auf den Nägeln brannte, die Richtung auf Marchegg, auf den Rosenbergischen linken Flügel, der schwachen Streitmacht des Erzherzogs Johann angetreut. — Schlimmsten Falles war nun ein Sündenbock dadurch gewiß!?" — Wir vermögen nicht zu beurtheilen, in wie weit die hierin liegende Verdächtigung gegründet ist. Doch das Unglück beweist die Fehler.

Länder- und Völkerkunde.

Die Polen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Volks aus den Erinnerungen eines alten Justizbeamten. Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1848.

Die jüngsten Ereignisse, durch welche die Aufmerksamkeit wieder so lebhaft auf Polen hingelenkt worden ist, veranlaßte den Verfasser zu vorliegender kleinen Schrift, worin er die Erinnerungen eines frühern längern Aufenthalts in Polen niedergelegt hat. Im Ganzen hat sich wenig dort verändert, das Volk, seine Neigungen und Sitten sind immer noch dieselben; seine Bestandtheile, Adel, Bauern, Juden befinden sich noch in derselben Lage gegen einander, der Patriotismus ist immer noch so heiß, wie sonst und noch eben so wenig befriedigt, wie damals. Wenn daher der Verfasser auch von einer Zeit spricht, die bereits vierzig Jahre hinter uns liegt, so ist seine Schilderung doch ein treuer Spiegel des polnischen Lebens."

Bald nachdem Warschau preußisch geworden (nach der zweiten Theilung Polens), kam der Verfasser als Justizrath dahin. Er war noch sehr jung, erst seit drei Jahren im Dienst. Das ging damals leichter als jetzt. „Die drei vorgeschriebenen Prüfungen wurden weniger erschwert, man hatte aber auch in der That weniger Gesetze kennen zu lernen als jetzt. Die preußische Gerichts-Ordnung und das Allgemeine Land-Recht waren so eben erst in das Leben getreten, seitdem hat die neuere Gesetzgebung viele ältere Bestimmungen, zum Theil aber auch selbst jüngere, oft kaum erst gegebene, fortwährend sie erklärend, verbessernd, erweiternd oder sie beschränkend, kurz, sie abändernd, den Complexus der Gesetze fast unglaublich vermehrt und das Erwitteln dessen, was in einem gegebenen Falle Rechtens sey, ist so sehr erschwert, daß ein Referendarius sich nicht mehr in drei Jahren zum praktischen preußischen Juristen

Digitized by Google

auszubilden vermag." Und so ists wohl überall im lieben Deutschland.

Die Reise mit der jungen Frau und einem äußerst furchtsamen Kutscher in das unbekannte polnische Land hinein wird anmuthig geschildert. Da es in Polen keinen Bürgerstand gab und gibt, ist die Civilisation auf die großen Städte und adeligen Schlösser beschränkt. Unterwegs bieten sich den Reisenden nur schmutzige elelhafte Judenschenken dar. „Zu jedem adeligen Dorfe befanden sich in der Regel zwei Juden mit ihren Weibern und Kindern, der Eine in der Branntwein beschäftigt, der Andere im Kruge als Schankwirth, und eben so noch ein Dritter und Vierter, wenn der Gutsherr mehrere Schenken besaß. — Eine ganz besondere Einrichtung hatte die Berechnung des jüdischen Schenkers mit seinem Gaste. Da das Kruggebäude meist aus bloßen schiefen Balken und Bohlen bestand, so daß nur zur Küche und zum Rauchfang Steine verwendet wurden, so bildeten Wände von Kienholz das Schenkzimmer, deren gelbe und späterhin schmutzig-schwarze Farbe jedes Beschreiben mit Kreide leicht gestattete. Geld hat der polnische Bauer nicht, er trinkt daher nur auf Kredit, und die Wand bildet das Kontobuch des Wirthes. Zahlen in Ziffern sprachen den Betrag der Schuld jedoch nicht aus, denn weder der Jude noch der Bauer kann schreiben, sondern es wurden Striche gemacht, Räder mit Speichen gezeichnet, doch Alles nur im Kleinen, denn der Schuldner sind gar zu viele. Bezahlen lernte der Bauer nur durch seine Ernte, diese verkaufte er dem Juden schon zu Johanni, also noch auf dem Halme, und dann ward aufgerechnet; ein nasser Schwamm vertilgte nun des Bauers Konto an der Wand."

Der Adel, der in neuerer Zeit mehr von Hofmeistern oder im Ausland gebildet wird, kam damals noch zum Theil aus den alten Jesuitenschulen. Wie es da ausgesehen, darüber belehrt uns eine gute Anekdote. „Der Unterricht in der lateinischen Sprache ging ihnen über Alles. Die Schüler erlernten diese aber nicht allein grammatikalisch, sie wurde gleichzeitig als lebende Sprache behandelt; auch außer den Unterrichtsstunden durften die Schüler nur Latein mit einander sprechen, nie polnisch, und um dieß zu kontroliren, war ein kleiner Kanschu angeschafft, das sogenannte Signum, mit welchem der Kontravenient einige Schläge erhielt. Das Signum war fortwährend unter den Schülern. Wer zu einem seiner Mitschüler polnisch gesprochen, dem konnte der Angeredete das Signum aufdringen. Vor dem Anfange des Unterrichts verlangte der Lehrer die Verzeigung des Signi, wer es nun ablieferte, erhielt mit demselben einige Schläge und mußte es dann wieder an sich nehmen; es lag daher in seinem Interesse, das Signum einem Mitschüler in die Hände zu spielen, um nicht am andern Morgen nochmals Schläge von dem Lehrer zu bekommen. Er redete daher irgend einen Mitschüler in der Muttersprache an; entgegnete nun dieser mißtrauisch: „Tu habes adhuc signum" so ließ er sich doch wohl auf die Verschreyung: „Ego non habeo amplius" zu einer Antwort in polnischer Sprache verleiten und mußte nun das Signum an sich nehmen, was in den Erholungsstunden oftmals von einem auf den andern Schüler überging; wer es zuletzt behielt, hatte die Aussicht auf einige Schläge am folgenden Morgen." Der Verfasser selbst mußte sich im Umgang der lateinischen Sprache bedienen, bis er die polnische lernte.

Indem er nun allen noblen Eigenschaften der Polen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, übergeht er doch auch die Schattenseiten des Leichsinns, der Verschwendung, der Unreinlichkeit nicht. Am meisten tadelt er die Unverträglichkeit des Adels unter sich, aus welcher das ganze Unglück Polens hervorging. Er traf einsichtsvolle Männer genug, welche vollkommen einsahen, daß Polen an seinem Ruin selber Schuld sey, und daß unter der Fremdherrschaft vieles in Verwaltung und Gesetzgebung gebessert worden sey. Doch war immer der Refrain: Non possumus dicere, quod simus oppressi, tamen, non sumus Poloni. (Wir können nicht sagen, wir seyen unterdrückt, aber wir sind keine Polen.) Daß es Preußen damals mit Polen wohl gemeint habe, behauptet der Verfasser ausdrücklich und vertheidigt die Regierung deßfalls gegen einen Artikel des Hierer'schen Lexikons. „Dort wird bei den Worten „Russisch-polnischer Krieg" behauptet: in den preußisch-polnischen Provinzen habe die Regierung das System befolgt, die Obelisute durch ihnen vorgeschossene große Summen, welche sie nicht hätten wieder bezahlen können, aus ihrem Besitzthum zu verdrängen und die Güter der Bauern abzulösen. Dieß ist ein sehr ungerechter Vorwurf und eine ganz unwahre Angabe. Die Provinz Südpreußen wurde nach eben den Grundsätzen verwaltet, wie die andern Provinzen des Staats, und die Regierung hat nie die Absicht gehabt, einen Gutsbesitzer aus seinem Besitzthum zu verdrängen. Der Staat hat Niemand vom Adel Kapitalien geliehen, er hat es nur nachgelassen, daß die Wittwenkasse, Pupillenkollegien u. s. w. aus alten Provinzen Gelder auf Güter in Süd- oder in Neu-Ostpreußen ausliehen, niemals in der Absicht, daß Jemand hätte aus seinem Besitz verdrängt werden sollen. Wen einer Ablösung der polnischen Bauern ist niemals die Rede gewesen, auch nicht verständlich, was hierunter gemeint ist. Die preußische Regierung in den vormaligen polnischen Provinzen war eine wahrhaft landesväterliche, nur daß die frühere Art der dort bestehenden einzelnen Verwaltungen ganz verändert werden mußte, nachdem die Okkupation erfolgt war." Daher wurden die preußischen Beamten auch ohne irgend welche Mißhandlung entlassen, als Napoleon Warschau einnahm und von Preußen an Sachsen abtrat.

Von der polnischen Wirthschaft unter dem letzten König Stanislaus Poniatowski kann man sich einen ziemlich klaren Begriff machen, wenn man erwägt, daß dieser Herr selbst unaufhörlich und zwar nie unter 7 Procent borgte, und daß man seine eigenhändigen Wechsel noch öfters vielfach nachahmte und verfälschte. Einst hatte ein gutmüthiger Ehrlmann einen falschen Wechsel für 2000 Dukaten gekauft, als man ihn für falsch erkannte. Da lief er entrüstet zum König selbst und dieser schrieb ihm gutmüthig statt des falschen Wechsels einen echten.

Das Moment des slavischen Leichtsinns, was der Verfasser in dieser kleinen Schrift beständig hervorhebt, verdient in unsern Tagen alle Beherzigung. Die Böhmen haben etwas schwereres Blut, als die Polen, und doch sind sie bei ihrem Kongreß in denselben bedenklichen Leichtsinn verfallen, wie die Polen bei ihrem Aufstand vor zwei Jahren und die Posener bei ihrem jüngsten. Herr Palacky hat bei diesem Anlaß sein großes politisches Talent an den Tag gegeben. Bloß seinem persönlichen Hasse zu folgen, ohne auf die Umstände und Möglichkeiten Rücksicht zu nehmen, verräth seinen großen Staatsmann. Ungleich praktischer haben sich die Ungarn benommen. Für Böhmen wie für Ungarn, wie für Polen gibt es keine andere Wahl, als blinde Unterwerfung unter Rußland oder freien Anschluß an Deutschland. Das slavische Allerlei des Herrn Palacky wie der Herren Lelewel und Mickiewicz, ist ein Hirngespinnst. Rußland zu revolutionären und in republikanischer Bürgertugend alle Unterschiede der griechischen und katholischen Religion, der aristokratischen und demokratischen Denkweise und Interessen zu ausgugleichen, ist rein unmöglich. An die Stelle des russischen Despotismus würde, wenn er überhaupt schon zum Sturze reif wäre, nur eine polnische Reichstagsaristokratie oder eine Pugatschewsche Bestialität treten und die zahlreichen Slavenstämme würden weit entfernt, sich der Einheit zu fügen, noch mehr auseinanderfallen.

Digitized by Google

Dichtkunst.

1) Gedichte von Sigismund von Riesbeck. Leipzig, Leopold Voß, 1848.

Ein Dichter, in dem wahres Feuer glüht, dessen Flamme oft die Form verzehren zu wollen scheint und Versmaß und Reim willkürlich durchbricht, überall aber, wo sie zugleich die schöne Form einhüllt, den Leser desto tiefer anzieht und erwärmt. Welche süße Gluth z. B. in dem „Liebesleu“:

Und lacht die Sonne wieder,
Und grüßt der junge Mai;
Dann klingen Jubellieder,
Und Lieb' erwacht aufs Neu'.

Es schlagen Nachtigallen,
Voll schmerzlich-süßer Lust,
In geträumlauten Hallen,
So göttlich unbewußt.

Die holde Rose bringet
Der Düfte Opfer dar,
Und alles Leben ringet
Nach Wollust wunderbar.

Auch mir zum Herzen dringet
Der Liebe selger Mai;
Es blüht und träumt und klinget
Und hofft und liebt aufs Neu'.

Die innigste Freude kann nicht wahrer ausgedrückt werden. So auch in dem Liebeslieder:

Süßes Leben, Herzensbeant,
Mir durch Schwur und Kuß getraut,
Blicke, Küsse, gläubig-rein
Wiegen unser Herzen ein.

Und die Herzen fassen kaum
Ihrem wunderselgen Traum,
Jugend vor der Seligkeit,
Sind zu sterben sie bereit.

Ruhst verloren mir im Arm,
Herz am Herzen, liebewarm,
Blick in Blick sich tauchend bricht,
Stumm Selbstvergessenheitslicht.

Unter deinem Händchen schlägt
Dieses Herz von Lieb' gehegt,
Dieses Herz zum Tod betrübt,
Weil es überselig liebt.

An diese schönen lyrischen Ergüsse schließen sich Romanzen und Balladen von der Kosinskappe, Studentkammer, Jephthas Tochter, Wolfenmar rc. Ferner poetische Erinnerungen an Karlsbad, endlich „launige Gedichte,“ die jedoch meist nur gereimte Anekdoten, z. B. von Büchner, Friedrich dem Großen rc. sind, und Uebersetzungen russischer Fabeln von Krilow. Von diesen letztern hier nur ein paar kleine, aber gute Proben:

Der Papierdrache.

Ein Drache von Papier, emporgehoben
Bis zu den Wolken, sah von oben
Im Thalgrund einen Schmetterling
„Kumm, kumm, daß ich dich fehe,
Du kleines Ding.“
Rief er ihm zu, „gesehe,
Um meines Zuges stolze Höhe
Beneidest du mich sehr?“ —
„Ach, dich beneiden? Nimmermehr!
Wohl fliegst du hoch zu manchen Stunden,
Doch an der Schnur, doch festgebunden;
Wie aber scheint
Vom wahren Glück ein solches Leben
Gar ferne, guter Freund!
Ich kann mich nicht so hoch erheben,
Wie du, und wie man sich zu fliegen zwingt,
Darf aber fliegen
Ganz nach Vergnügen,
Wohin die eigne Lust mir winkt.
Zu eines Andern Laune mich zu fügen,
Der häufig nur ein Wicht,
Für ihn zu plappern und zu fliegen,
Begehr' ich all mein Lebtag nicht.

Die Gewitterwolke.

Hin über Felder, über vom Sonnenbrande,
Zog eine Wetterwolke, voll und schwer,
Doch keinen Tropfen gönnte sie dem Lande,
Und reiche Ströme goß sie in das Meer.
Bei einem Berge, der am Strand gelegen,
Hielt sie ein Veilchen pendend an.
„— Was hast du Gutes denn gethan?“
Sprach dieser, — „Du vergossest keinen Segen,
Und nur mit Trauer ist es anzusehn.
Du konntest jenen Feldern besser nützen,
Vor Hungersnoth ein ganzes Länchen schützen;
Das Wasser dieses Meers kann ohne dich bestehn!“

2) Karlingisches Heldenbuch. Sagenlieder von Karl dem Großen. Der deutschen Jugend gewidmet von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Brönner, 1848.

Eine Sammlung der besten Romanzen neuerer Dichter, in welcher die einzelnen Sagen von Karl dem Großen behandelt sind, z. B. König Karle Meerfahrt, Klein Roland und Roland Schildträger von Uhland, mehreres Einzelne aus Friedrich Schlegels Roland, Frankenberg bei Aachen von Max von Schenkendorf, der Stuhl in Aachen von Rückert, der Birnbaum auf dem Wasserfelde von Chamisso und Follen, Wittekind von Platen, Frankfurts Gründung von Kopisch, Pipin der Kurze von Streckfuß rc. Doch die bei weitem größere Zahl der Romanzen: Bertha die Spinnerin, die Söhne der Vornehmen, der eiserne Karl, Adelgis, der Schäfersnwald, Karl und Elegast, St. Lutwildis, der Schwanenring, Rolandseck, der Apfelschuß rc. sind vom Herausgeber selbst gedichtet. Da diese Sagen zum größten Theil schon allgemein bekannt sind, bedarf es keiner nähern Hinweisung auf das Poetische ihres Inhalts. Herr Simrock hat sehr Recht gethan, diese einfachen und echt deutschen Sagen von den verwickelten und überkünstelten Dichtungen der welschen Epiker des Mittelalters zu unterscheiden, welche letztere die gälische Artussage auf die Karlssage übertrugen und ein abenteuerliches Ritterthum nebst einem schon sehr unsittlichen Hofleben an die Stelle des alten deutschen deutschen Heldenthums setzten. Von den welschen Sagen nun hat Herr Simrock nichts aufgenommen und der deutschen Jugend nur einen frischen Kranz aus dem Immergrün echtdeutscher Sagen gewunden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50. Sonnabend den 15. Juli 1848.

Tagespresse.

1) Das verjüngte, oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland, ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann von E. M. Arndt. Bonn, Marcus, 1848.

2) Ein Wort an die deutsche Nation von Joh. Georg Aug. Wirth. Karlsruhe, Kunstverlag, 1848.

3) Monarchie oder Republik? Ein Urtheil von Julius Fröbel. Mannheim, Hoff, 1848.

Wir greifen aus der großen Zahl politischer Brochuren und Flugbogen diese als besonders charakteristisch heraus. Der ehrwürdige alte Arndt spricht für altgermanisches, patriarchalisches, freisinniges, mithin konstitutionelles Königthum gegen die nur räuberische und absolutistische Gelüsten maskierende Republik. Wirth dagegen warnt eben so ernstlich vor der Reaktion, die sich hinter dem Ordnungsruf verberge, und Fröbel ist noch jung genug, um nicht begreifen zu können, warum sich die Republik nicht von selbst verstehe.

Arndt warnt vor allen Dingen vor der republikanischen Empfindsamkeit, d. h. vor den Träumen eines allgemeinen Bruderbundes der Menschheit. „Und doch sind viele bedeute Jünglinge und auch einige verrückte Männer, welche die Herrlichkeiten, die jetzt an der Seine verkündigt werden, gläubig nachsingen und von einer neuen Glückseligkeitsepoche, von einer großen allgemeinen Verbrüderung der Völker, * von einem ewigen Frieden, von Abschaffung der Heere und von sofortiger Entwaffnung und Auflösung aller Kriegsmacht predigen. Wir sagen und dürfen hoffen, die Meisten fingen so nach und predigen so im betörten Wahn; aber unter ihnen lauschen und flacheln und hetzen einzelne Listige und Böse, welchen vor keinem Unglück und Verbrechen schaudert, vor keiner Zerreißung und Zerrüttung, die sie über das Vaterland bringen könnten — Solche, die sich des Umsturzes freuen, wenn es über ihren Köpfen nur donnert und blitzt und unter ihren Füßen nur zittert und kracht. Was wollen diese fanatischen Narren, diese räuberrollen und herrschsüchtigen Verwirrer und Aufhetzer, die uns das arme Volk zu eitel Unordnung, Aufruhr und Unheil verführen zu einer Zeit, wo wir alles neu bauen sollen und dreifacher Eintracht und Festigkeit bedürfen? — die uns Entwaffnung und Auflösung der Heeresordnung und des Gehorsams predigen in einer Zeit, wo sich an unsern Grenzen Gewitterwolken des Krieges zusammenziehen, wo jene gepriesenen friedfertigen jungen Republikaner an der Seine 80,000 bis 100,000 Krieger für mögliche Fälle ausbrüten und einüben? Entweder verstehen sie in dummer Verblendung die Welt und die Zeit nicht, oder sie meinen in bewußter Arglist nichts als Umsturz und Vernichtung, und würden hohnlächeln, wenn die Fremden mit unsern zerrissenen Ehren durchgehen könnten." Arndt hätte an das berühmte Dekret Robespierres erinnern können, der alle deutsche Schwärmer, die als Bewunderer der französischen Republik nach Paris gekommen waren, Anacharsis Cloots, Trenk, Luz ꝛc. guillotiniren ließ, bloß weil sie nicht echte geborne Franzosen und mithin verdächtig waren.

Nachdem Arndt den Wahn, als könne jemals das spezifische Nationalinteresse eines Volks der allgemeinen Menschheitsidee aufgeopfert werden, derb widerlegt hat, zeigt er zweitens, daß die Deutschen zu Gründung einer großen Republik nicht reif und fähig sind, und nur in Winkelrepubliken unter fremdem Einfluß zerfallen würden. „Eine große deutsche Republik, eine Republik von 45 Millionen Menschen, eine allgemeine ganze deutsche Republik! wie wollt, wie könnt ihr die zu Stande bringen? Nur durch Umkehrung und vollständige Schleifung aller Dinge, durch Verjagung aller deutschen Könige und Fürsten, durch Ausrottung aller Fürstenhäuser. Aber ich sage euch: so weit sind wir noch nicht, so leicht wäre eure Arbeit nicht, als ihr euch einbildet und den Völkern einbilden möchtet. Wahrlich es würden die Stämme und Völkerschaften für manche ihrer Fürstengeschlechter in Treue bis zur Vernichtung kämpfen; aber freilich in solchem unseligen Kampfe würde Deutschland zerrissen und die auf Raub lauernden Fremden könnten im Osten und Westen dann nur zugreifen. Aber statt einer großen Republik könnte es nicht gelingen, Republikchen zu stiften? Ei da habt ihr das Geheimniß, da bricht es heraus. Freilich Republikchen; versteht sich, unter dem Schutz des großen Frankreichs, wie die weiland Cisalpinische, Ligurische, Batavische, Helvetische ꝛc. ꝛc. w. Wir haben ja die Erfahrung gehabt, wo alle die prächtigen Namen weiland hingefahren sind. Solches Spiel sollen wir die losen tollen Gesellen mit uns spielen und uns im Osten von Russen und Polacken, im Westen von den Wälschen berupfen und zerreißen lassen? O die herrliche Verjüngung und Kräftigung des freien Deutschlands, die Solche uns bringen wollen!"

Drittens bekämpft Arndt die Meinung, als seyen die Republiken wohlfeil. „Und die Wohlfeilheit und das sanfte Regiment der Republiken? Als wenn wir die Unterthanen und zugewandten Lande, Städte und Inseln der Athener, Venetianer,

* Die klingt von der Seine des embrassements mutuels de toutes les nations. Diesen gegenseitigen brüderlichen Umhalsungen aller Nationen haben diese neuen Brüder sogleich sehr gut entsprochen, indem sie alle deutsche, englische u. s. w. Rebellen und Handwerker zu vielen Tausenden aus dem Lande jagen.

Digitized by Google

Römer, Schweizer, die sie einst hatten, das republikanische Scepter nicht als das allerdrückendste hätten versuchen gehört. Und habt ihr die große französische Republik nicht erfahren, die zwischen 1792 und 1799, wie sanft und wie wohlfeil sie für Italien, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz gewesen ist? Sind Namen wie Rapinat, Grouzen, Treuvere, Bonrienne schon vergessen, wie sie die Hüte und Mützen, die sie auf die Freiheitsbäume steckten, sich mit Gold füllen ließen? Die republikanischen Feldherren vergessen, welche Eintrittsgelder sie sich beim Einzuge in eure großen Städte zahlen ließen und durch welche in allen Ländern zusammengeplünderten Millionen sie später Dücs und Marquis gewerden sind diese berühmten Räuber und Plünderer, sind die Namen Massena, Jünet, Augereau schon vergessen?"

Viertens verwirft Arndt die Vergleichung mit Nordamerika. „Schämt euch, ihr unwissenden Freiheitschreier, die ihr uns Anzgelassenheit für Freiheit und Verwüstung für Gesetzlichkeit bringen wollt — herrscht nicht in vielen Landen dieser glückseligen wohlfeilsten Republik noch bis auf diesen Tag die scheußlichste Sklaverei? gibt es dort nicht ordentliche Menschenfutterreien, wo man Menschen ohne Ehe und Ehre und Heiligkeit irgend eines Gesetzes wie Rinder und Pferde zum Kauf und Verkauf zeugen und aufstellen läßt? wo man die frommen Priester wegjagt oder tödtet, welche ihnen das Heil der Erlösung und Vermenschlichung bringen wollen?"

Herr Wieth ist ganz entgegengesetzter Meinung. Er kennt das altgermanische patriarchalische und freisinnige Königthum nicht. Er kennt nur die höfische Korruption, diplomatische Perfidie, bureaukratische Herzlosigkeit und polizeiliche Inquisition der Monarchie, wie sie sich seit Ludwig dem Vierzehnten gebildet hat. Er sieht in den konstitutionellen Kompromissen nur Falschheit. Er hegt vor den Fürsten auch jetzt in ihrer tiefsten Erniedrigung noch immer Furcht und warnt vor der konstitutionellen Empfindsamkeit, die da Vertrauen hegt, wo keines zu finden ist. „Kurz, der Volkseinklang wird im Fortgang der Umwälzung den Massen die Ueberzeugung aufdringen, daß die Zugeständnisse vieler Fürsten nur Blend, werk seyen, hinter dem sich wesentlich andere Absichten verstecken. Wenn diese Ueberzeugung auch auf einem Irrthum beruhen sollte, so bleiben sich die Folgen dennoch gleich: die Massen werden selbst den Irrthum für Wahrheit halten, keine menschliche Macht wird im Stande seyn, jene tief wurzelnde Meinung dem Volke zu nehmen. Wer gerecht seyn will, kann der Nation diesen Mißtrauen nicht verargen. Wie sind die Fürsten seit dem Befreiungskriege mit dem Volke umgegangen- mit welcher vorbedachten Kaltblütigkeit wurden die heiligsten Zusicherungen gebrochen, mit welcher halsstarrigen Hartnäckigkeit wurde dieses System 33 Jahre, trotz der wohlwollenden Vorstellungen aller Menschenfreunde, trotz der Warnungen aller gemäßigten Männer, fortgesetzt? Nein, das deutsche Volk glaubt von Stunde an diesen Worten nicht mehr, es verlangt die That und zwar augenblicklich die That: es ist seetan wachsam, und es hat vollkommen Recht, auf seiner Hut zu seyn. Dieses natürliche und in dem Gang unserer Geschichte so tief begründete Mißtrauen des Volkes gegen die Fürsten wird im Laufe der Umwälzung immer stärker werden. Ich bin auf meiner Reise jetzt schon über den tiefen Unglauben der Massen gegen fürstliche Erklärungen erstaunt: man glaubt ihnen nicht mehr, selbst wenn Männer des Volkes als Zeugen für die Wahrheit auftreten: alles das wird noch tiefer greifen, wenn die Ereignisse weiter gehen. Die Folge davon ist, daß die Nation der deutschen Reichs- oder Centralgewalt, die sich zu bilden beginnt unter der Autorität der Fürsten, niemals die Gewalt einräumen wird, welche zur Leitung der gewaltigen Krisis erforderlich wäre. Es ist das ein allgemeines, gleichförmiges und unabwendbares Gesetz jeder Staatsumwälzung. Unter der Autorität der Fürsten wird sohin das Volk die bevorstehende Centralgewalt von Deutschland nie anders zulassen, als in verhältnißmäßiger Schwäche und solche schwache Regierungen führem in Revolutionszeiten unfehlbar zur Republik. In diesem einfachen Verhältnisse liegt das ganze Geheimniß der Krise. — Es ist nämlich ein anderes unabwendbares Gesetz der Staatsumwälzungen, daß dieselben Anfangs niemals der Leitung der Republikaner, sondern jener der freisinnigen Männer der mittleren Meinung oder Richtung zufallen. Von Zeit zu Zeit sinkt jedoch die Popularität und moralische Macht dieser Männer unter dem gewaltigen Drange der Ereignisse und dem Einfluß der Staatsfehler der Fürsten: von Zeit zu Zeit wächst deshalb die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Republik und mit ihr die Zahl der Anhänger der letztern an. Endlich tritt der Augenblick ein, wo die Mehrheit der Nation die Unvermeidlichkeit der Republik anerkennt, und in diesem Augenblick geht die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten auch die Republikaner über. So ist der Verlauf der Staatsumwälzungen in denjenigen Reichen, wo sie zum ersten Mal auftreten, mithin nicht wie in Frankreich die Folge einer frühern Revolution sind. Darum liegt es in den heiligsten Interessen der deutschen Republikaner, daß sie ihren Zweck durch eine vereilige, unreife Geburt, sohin durch eigenmächtigen Antrieben der Republik in einzelnen kleinen Landstrichen nicht selbst gefährden. Sie müssen ruhig abwarten, bis ihre Zeit kommt, und die Geschichte zeigt ja, wie schnell dieser Augenblick bei den Revolutionen eintritt."

Herr Fröbel hat gefühlt, daß er gnerst England widerlegen müsse, wenn seine Behauptung, die konstitutionelle Monarchie sey unnatürlich, irgend Stich halten soll. Allein seine Erklärung, England werde bald anch, wie Nordamerika republikanisch werden, ist allzu phantastisch, als daß sie irgend einen Beweis involvirte. Ueberdieß bewährt Herr Fröbel wenig Kenntniß der Menschen und der Geschichte, wenn er wähnt, eine große deutsche Republik könne sich halten, ohne in Militärdespotismus und Kaiserthum überzugerben.

Die Menschen sind bei weitem nicht edel und tugendhaft genug, um eine große Republik dauernd aufrecht zu erhalten. Die Ersten unter ihnen sind in der Regel zu jung, folglich zu unerfahren, um sich nicht zu täuschen. Die Mehrheit ist gemein von Natur, und die Klugen und Erfahrenen wissen wohl, mit wem sie es zu thun haben. Deßhalb war bisher und wird auch ferner das Maaß von politischer Freiheit, dessen die europäische Menschheit fähig ist, an die konstitutionelle Monarchie gebunden bleiben und Republiken werden künftig, wie bisher nur möglich seyn für die kurze Dauer politischer Krisen im Großen, oder in schweizerischen Thalwinkeln im Kleinen.

Geben wir nun hierin Herrn Arndt vollständig Recht, so vermissen wir doch in seinem Votum die Klarheit und Energie, die nach der andern Seite hin gegenüber den bisherigen dynastischen und provinziellen Sonderinteressen für die Einheit wahren soll. Wenn Winkelrepubliken an den deutschen Weltgrenzen unter französischem Protektorate, wie Herr Arndt sehr richtig sagt, unsere größte Schande und unser Verderben wären, so ist doch die bisherige konstitutionelle Winkelstaaterei ziemlich eben so weit entfernt vom Ideale deutscher Einheit. Ja wenn die deutschen Republikaner von ihren französischen Sympathien lassen könnten und im Stande wären, das volle Maaß deutscher Einheit und Macht in republikanischer Form zu erreichen, während andererseits die Vertreter der konstitutionellen Monarchie es nicht bis zur wahren und echten Einheit drächten und immer nur bei einer unsichern Föderation unnatürlich zusammengewürfelter, theils zu großer, theils zu kleiner Bundesstaaten

Digitized by Google

stehen blieben, so müßte der wahre Patriot jenen den Vorzug geben. Hierin liegt für die rechte Seite und für das Centrum in Frankfurt am Main die unabweisliche Forderung, mit Aufopferung aller Nebenrücksichten ausschließlich und mit zäherer Kraft auf die Einheit zu dringen und die neugeschaffene Centralgewalt so stark als möglich zu machen. Bis jetzt mögen sie sich der Thorheit der Republikaner erfreuen, die es nicht verstanden haben, die Idee der Einheit und die ganze Fülle des Nationalsiolzes sich anzueignen, die vielmehr im Wahn einer allgemeinen Völkerverbrüderung auf Kosten des deutschen Interesse und der deutschen Ehre mit Franzosen, Italienern, Polen und Tschechen geheult und sogar dem Erbalter der deutschen Sache in Prag mit Schmähungen überhäuft haben. Aber wer bürgt den konstitutionellen Monarchisten in Frankfurt, daß die Republikaner sich nicht anders besinnen, daß nicht gewiegtere Geister und würdigere Charaktere unter ihnen auftreten, welche das Banier der Einheit den schwachen Händen der konstitutionellen entreißen und zu dem ihrigen machen?

Die Wahl des Erzherzog Johann war eine sehr glückliche für den Moment, aber es kommt darauf an, über den Moment hinaus die Centralgewalt dauerhaft auszubilden. Für den Augenblick übt diese Wahl einen entschieden günstigen Einfluß auf unsere Verhältnisse zu Italien, Ungarn und Böhmen. Die Deutschen in Oesterreich schienen sicherer und bereits im Unterliegen begriffen. Plötzlich sind sie verstärkt durch die Gesammtmacht Deutschlands und ein österreichischer Prinz tritt an die Spitze der provisorischen Regierung für ganz Deutschland. Das muß den Ungarn neues Vertrauen einflößen und ihren Bund mit uns befestigen. Das muß andererseits die Tschechen und Italiener schrecken und zur Nachgiebigkeit stimmen.

Nachdem Preußen eben so großmüthig als verständig auf seine Uebelnahme an der Centralgewalt verzichtet hat, liegt es nahe, es durch die Wahl eines deutschen Kriegsoberhaupts aus der Reihe der tapferen preußischen Generale zu entschädigen. Und in der That würde unter dem biedern Erzherzog, der seinerseits zunächst den österreichischen Faktor der Bundesgewalt vertritt, und neben Gagern, der den süde und westdeutschen Faktor vertritt, General Wrangel als Vertreter des preußischen Faktors ein praktischeres Triumvirat bilden, als das war, welches früher vom Fünfziger-Ausschuß vorgeschlagen worden ist.

Aber wie auch die Centralgewalt ihre unmittelbaren Organe sich wählen möge, ihre Aufgabe bleibt, die Einheit nach zwei Seiten durchzusetzen. Bewiese sie nur Kraft nach einer Seite hin, so würde ihr der Todesstoß bald von der andern beigebracht werden. Wäre sie stark genug, die demokratische Partei, welche französische Sympathien ansprecht, eine allgemeine Verbrüderung der Völker predigt und Freiheit und Gleichheit unter allen Umständen mehr gelten läßt, als Nationalcinheit, wäre sie stark genug diesen sich immer weiter verbreitenden demokratischen Sonderbund zu unterdrücken, und den Ausbruch der Anarchie zu verhüten, so würde mit der Ordnung auch alsbald jedes alte absolutistische und aristokratische Gelüste wiederstehen, und die Centralgewalt würde dadurch in eine Gefahr kommen, die sie auf die äußerste linke oder in den Abgrund treiben würde. Die der Centralgewalt sich entgegenthürmenden Schwierigkeiten sind ohne Zweifel groß. Noch jede Centralgewalt in Deutschland hatte mit solchen zu kämpfen. Keiner wurde es leicht gemacht. Die Sonderinteressen wurzelten in Deutschland immer tiefer, als das Interesse und die Idee der Einheit. In unsern Tagen aber wird die neue Centralgewalt nur von einem Jubel begrüßt, hinter dem tödtliche Feindschaften lauern, und bei dem selbst die Freundschaften nur von bedingter Natur sind. Und wie wird sie den gordischen Knoten lösen können, in welchem die Gegenwart fast alle Fragen aller Jahrhunderte zugleich verschlungen hält? Das Proletariat kämpft mit dem Besitz, die Republik mit der Monarchie, der Unglauben mit dem Glauben, die Schule mit der Kirche, die Kirche mit dem Staate, das Individuum mit der Gemeinde, die Gemeinde mit der Centralgewalt; der Schutzzoll mit dem Freihandel ꝛc. Nicht weniger verwickelt sind die Fragen unserer auswärtigen Politik, indem Sympathien und Antipathien, nationale Vortheile und Rachtheile uns zu gleicher Zeit zu und von Frankreich, zu und von England ziehen, und wir noch überdieß in der Lage sind, Nichtdeutsche im deutschen Bunde festhalten zu müssen, ohne die Deutschen, die fremden Staaten einverleibt sind, zu uns ziehen zu können.

So überschwenglich Konflikte scheinen eine Lösung des Knotens unmöglich zu machen und stellen sich mit Evidenz ein Zerhauen desselben, alle den europäischen Krieg in Aussicht. Auf diesen uns gefaßt zu machen, sollte nicht unsere letzte Sorge sein.

Kunstgeschichte.

Vorschule der bildenden Kunst der Alten. Von Dr. Hermann Hettner. Erster Band. Die Kunst der Griechen. Mit einer Kupfertafel. Oldenburg, Schulze, 1848.

Der Verfasser ist für seinen schönen Gegenstand begeistert und bemüht sich, seine Begeisterung auch Anderen mitzutheilen. Zum Glück hält er sich nicht an die Theorie und an ein geistreiches Raisonnement über die Kunst, sondern er bringt auch mit seiner Betrachtung in die einzelnen Kunstwerke ein und führt dem Leser die herrlichsten Gestalten der klassischen Kunst vorüber. Das scheint uns die Hauptsache. Man muß Anschauungen geben.

Gleichwohl hat sich der Verfasser aus den Banden der Solgerschen Kunstphilosophie noch nicht ganz frei zu machen gewußt. Seit Winkelmann mit so starem und scharfem Blick die Schönheit der Antiken erkannte und ihr Wesen nach dem Augenschein charakterisirte, hat sich ihr eine nebulose Erklärungsmethode vom philosophischen Standpunkt aus entgegengesetzt, die jenes von Winkelmann kaum eröffnete Verständniß schöner Formen wieder verdunkelt hat. Wir meinen die Methode, alles physisch Schöne der Antike psychisch zu erklären. Wenn Winkelmann selbst auch die schöne Seele im schönen Körper keineswegs verkannt, ja ausdrücklich davon gesprochen hat, so war er doch nicht gemeint, der Seele auf Kosten des Leiblichen allein alle Bedeutung zu vindiciren. Wenn der belvederische Apoll, wenn Niobe, wenn die Grazien ꝛc. auf Seelenschönheit Anspruch machen, so kann man doch nicht jedes Bein, jede Hüfte, jeden Arm und Finger auf die Seele beziehen wollen, noch weniger aber das ganze athletische, das pancsie und einen guten Theil des erotischen und dionysischen Gebietes, wo das Leibliche ausschließlich in seinem Rechte ist.

Herr Hettner sagt S. 99: „Die Plastik ist Kunst, folglich sinnlicher Ausdruck, körperliche Spiegelung des Geistigen.“ Das folgtich folgt gar nicht. Die Plastik ist zuerst Naturnachahmung, hervorgegangen aus des Künstlers Einbildungskraft, also eine Spiegelung des Körperlichen im Geiste, nicht des Geistes im Körperlichen. Weiter entwickelt ist die Plastik wiederum nur Naturnachahmung, aber Naturnachahmung mit Kritik, mit Beglaubigung dessen, was im Modell weniger schön und harmonisch erscheint, mit allmähliger Erkenntniß der idealen Naturform, die immer nur eine aus vergleichender Anschauung hervorgegangene rein sinnliche Vorstellung bleibt, ohne daß etwas der Körperwelt ursprünglich fremdes rein Geistiges dazu käme. Es gibt z. B. unter allen möglichen Nasen in der Welt nur eine mustere ideale Nasenform, die von den Griechen der Länge

Digitized by Google

und Breite, Dicke und Dünne, konveren und konkaven Krümmung ꝛc. gleich weit entfernt ist. Diese Nase muß schön seyn, ob man sich eine Seele hinzudenkt oder nicht. Ja sie wird das Seelische bedingen, anstatt von ihm bedingt zu werden; denn wir werden uns diese körperliche Form nicht denken können ohne als Ausdruck jener edlern Beseelung, die sich von dieser Form unzertrennlich bei der kaukasischen Race findet. Der Künstler hält sich hiebei rein an das, was ihm die Natur schon vorgebildet hat und stellt unter den schönen Formen die schönste aus, wie Zeuris bekanntlich sein Venusideal durch genaue Vergleichung und Auswahl aus fünf des schönsten Modelle gebildet. Er stellt sich nicht den philosophischen Begriff einer schönen Seele vor und greift dann zum Ton, um diese schöne Seele plastisch zu versinnlichen, bei welcher Methode er sein Lebenlang keine schöne Nase herausbringen würde; sondern er sieht sich die Nasen in der Natur bei den Völkern und Individuen an, deren Seelen und Geist wirklich am feinsten und edelsten ausgebildet ist. Sieht man von den vorzugsweise physiognomischen Gliedern ab und denkt an die, welche es weniger sind, so fällt vollends alle Beziehung zur Seele weg. Was hat z. B. der Torso, was hat die Kallipygis mit der Seele zu thun? Wenn nun Herr Hettner abermals S. 98 mit einem „seligsch" kommt: „Heiligsch sind, streng genommen, nur solche Gegenstände plastisch darstellbar, von denen wir uns von vornherein bewußt sind, daß wirklich ein solch geistiger Inhalt, geistiges Selbstbewußtseyn, in ihnen lebt," so scheint uns das, streng genommen, ein philosophisches Raufens zu seyn, um das Natur und Kunst sich niemals bekümmert haben. Doch wir wollen dem Verfasser in keiner Weise Unrecht thun. In einer gleich darauf folgenden Stelle scheint er das Geistige und Seelische wieder so zu verstehen, als ob es eigentlich das Sinnliche und Leibliche wäre. „Die Gestalt der Plastik ist körperliches Spiegelbild des Geistes, Bau und Gewächs der Seele. Deßhalb kann diese Kunst nur bei einem Volke blühen, dem die Oeffentl, der Tanz, d. h. die Begeisterung für die Schönheit und Ausdrucksfähigkeit der Körperbewegungen heiligster Gottesdienst und die Gymnastik, die Gewandtheit und Bildung des Körpers, hauptsächliche Erziehung und göttergleicher Ruhm war. Eine solche Harmonie der vollen Menschennatur, eine solche Feier der geistererfüllten Sinnlichkeit ist seit dem Sturz des Griechenthums nie wieder dagewesen. Nachher kam die fleischtödtende Innerlichkeit des Christenthums, in der der Körper zur abzuwerfenden Hülle, zum verächtlichen Andängsel des Geistes herabsank." Da haben wir auf einmal den bisher vermißten Körper und die ganze derbe und blühende Sinnlichkeit wieder. Als Philosophen sind die jungen Herren alle übergeistig und verhorreszieren die Natur, so wie aber nur entfernt vom Christenthum die Rede wird, gleich werden sie Fleisch. Wir haben dem Fleische niemals zu viel das Wort geredet, aber da wo es hingehört, wollen wir es gelten lassen und bei den Musseln des Herakles und den Konteuren der Apxhrodite bloß ans Fleisch denken und nun und nimmer an den Geist, den dabei nur zu erwähnen eine Sünde gegen den Geist wäre.

Unter den vielen guten Ansichten und Bemerkungen, welche der vorliegende Band enthält, zeichnet sich eine aus, die den hieratischen Styl betrifft. „So lange die Kunst noch durch sich selbst herb und streng ist, ist sie unmittelbar durch sich selbst sinnlich. Erst wenn der an und für sich archaische Styl aufhört, tritt der künstlich archaische, der archaistische, ein. Als altertümlich ist er fremdartig, ist herausgehoben aus allen Formen und Gewohnheiten des Alltagslebens. Dadurch erhöht er den Eindruck des Ehrfurchterweckenden, Andachtgebietenden. Sprächen diese Priester bei der Messe oder diese Prediger bei ihren Liturgien und Predigten in der gewöhnlichen Sprachweise der Zeitbildung, so wäre das Geheimniß des Gottesdienstes, der rein menschliche Inhalt, Allen offen vor Augen. Die Ahnungschauer einer fremden, höheren Welt, die in den Menschen hereinragt, würden schwinden; die hyerische Färbung eines auf das Jenseits gerichteten Kultus wäre aufgehoben. Aus diesem gottesdienstlichen Wesen des hieratischen Styles folgen nun sogleich zwei weitere Bestimmungen, sowohl der Form als dem Inhalt nach. Formell ist es wichtig, daß nun diese archaistischen Statuen gar nicht darauf angehen, sich für alte auszugeben und absichtlich zu täuschen. Der gottesdienstlichen Andacht dienend sind sie vollkommen damit zufrieden gestellt, im Großen und Ganzen, im Gesammteindruck das Gepräge und die Wirkung des Altertümlichen zu erreichen. Im Einzelnen dagegen, in kleineren, unwesentlicheren Zügen erlauben sie sich mit vollem Bewußtseyn die volle Freiheit der vorgerückteren, durch die Zeitbildung gegebenen und geforderten Technik. Diese freieren Behwegungen finden sich in allen dieses Bildwerken. Diese sind das charakteristische, ziemlich unträgliche Unterscheidungszeichen zwischen archaischer und archaistischer Bildung. An sie hat man sich zu halten, wenn es sich um die stylistische Zeitbestimmung eines solchen Werkes handelt." Schade, daß der Verfasser in dem Ausdruck, dessen er sich bedient „der rein menschliche Inhalt," die Schärfe der Unterscheidung zwischen echt hieratischem und kirchlichem Rokoko wieder abstumpfen, denn seinem Ausdruck zufolge würde der älteste Kultus nur Rationalismus gewesen seyn können und ein religiöser Schauer wäre, wenn es überhaupt einen geben kann, nur durch das Altertümliche und Fremdartige bedingt.

Die Auswahl antiker Meisterwerke, durch deren Beschreibung und nur der Erklärung Herr Hettner seine Leser unmittelbar ins Alterthum einführt, ist sehr löblich. Nur hätte er sich nicht immer so vorzugsweise blos auf das neue Kupferwerk von Müller und Oesterley berufen, und bei mehreren, die er anführt, nicht die Quelle anzugeben vergessen sollen. Das Museo Borbonico. Pio-Clementino, Capitolino, Fiorentino, die Monumenta von Winkelmann, Raoul Rochette, Inghirami, Millin, Millingen, die Vasen von Tischbein, Hamilton, Dubois, Laborde Gerhard, Panofka, die Reliefs von Zoega ꝛc. sind doch wohl echtere und reichere Quellen.

Vielleicht wäre es auch besser gewesen, wenn der Verf. etwas systematischer die wichtigsten Denkmale der antiken Kunst von den minder wichtigen und überhaupt die Gattungen derselben unterschieden hätte. Er führt oft wenig bekannte und bedeutende neben den wichtigsten auf, und wir finden den Kreis der Vasenbilder von denen der Statuen, Reliefs, Wandbilder und Mosaiken, hiewiederum den athletisch-martialischen Kreis nicht genug von dem erotisch-bionssischen geschieden.

Gar zu wohlfeil gibt sich die Kritik des Verfassers auch der Meinung Anderer hin, indem er das berühmte musivische Schlachtbild von Pompeji immer noch als Alexanderschlacht erläutert, obgleich Niemand hier etwas von Alexander oder Darius, von Griechen oder Perseru sehen kann. Die Sieger haben das spätere römische, die Besiegten das gallische Kolum. Der gallische Fürst oder Feldherr, der den Mittelpunkt des Ganzen bildet, indem er von einer Lanze durchbohrt hinsinkt, bei welchem Anblick die Seinigen alles verloren geben und fliehen, kann auch mit aller Gewalt nicht auf irgend welchen, in den Alexanderkriegen berühmt gewordenen Perser bezogen werden. Es ist wunderlich, aber echtdeutsch, aus Devotion gegen den alten Goethe, welcher die Schwachheit hatte, hier den großen Alexander sehen zu wollen, immer noch einen so groben Irrthum festzuhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr 51. Dienstag den 18. Juli 1848.

Länder- und Völkerkunde.

1) Geschichte der Eroberung von Peru mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Band, mit einer Karte von Peru. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Derselbe Verfasser hat bereits die Geschichte Ferdinands und Isabellens und die der Eroberung von Mexiko, zwei anerkannte Meisterwerke geschrieben, die auch schon ins Deutsche übersetzt worden sind. Er hat die Quellen, handschriftliche wie gedruckte, gründlich studirt, den Stoff aber auch kunstreich verarbeitet, so daß sein Werk, weit entfernt nur mühsame Forschung zu seyn oder von gelehrten Noten zu strotzen, vielmehr eine zusammenhängende und fließende Erzählung ist.

Der hohe Kulturzustand, den die Spanier in Peru vorfanden, gleicht dem in Mexiko, und scheint sich wie dort schon vor dem Aufkommen der letzten Dynastien bei einem älteren Volke, von dem sich Bauwerke finden, herzuschreiben. Man vermuthet, daß es von Westen oder Nordosten, von Europa oder Asien herstammende Fremdlinge gewesen, welche den wilden Indianern die höhere Bildung beigebracht und Staaten gegründet hätten. Das herrschende Königsgeschlecht der Inkas in Peru unterschied sich auch im ältern Schädelbau von den gemeinen Indianern, doch hütet sich Prescott, eine Vermuthung über die wahre Herkunft jener ältern amerikanischen Kultur zu äußern, weil hier alles zu unbestimmt bleibt und die Hypothesensucht einen nur zu freien Spielraum hat.

Dagegen schildert er sehr ausführlich den peruanischen Kulturzustand, wie ihn die Spanier vorgefunden haben, die Pracht der Tempel und königlichen Schlösser in der Hauptstadt Cuzco, das Lustschloß Muray, ein peruanisches Versailles mit paradiesischen Gärten, die unermeßliche Fülle von Gold, Edelsteinen und Perlen ꝛc. Dann die eigenthümliche kunstreiche Verfassung und Verwaltung des Landes, die Sitten, den Glauben, die Kunst, die Gewerbthätigkeit ꝛc. Das Geschlecht der Inkas genoß eine göttliche Verehrung, sie wurden für Kinder der Sonne gehalten. Sie hielten sich, als edlere Race, rein von der Vermischung mit dem übrigen Volk. Sie glaubten an die Auferstehung des Fleisches, daher sie, gleich den Aegyptern, ihre Körper aufs sorgfältigste mumisirten und aufbewahrten; ja sie glaubten sogar, jeder werde künftig einmal seine alte Wohnung wieder beziehen, weßhalb sie dieselben mit allen Schätzen leben ließen und nur verschließen, sogar ihren Hofstaat beibehielten. „Eins von den einem verstorbenen Inka gehörenden Häusern wurde offen gehalten und von seiner Leibwache und seiner Dienerschaft mit dem der Königswürde gebührenden Glanz bewohnt. An gewissen Festtagen wurden die verehrten Leichen der Herrscher mit großer Feierlichkeit auf den öffentlichen Platz der Hauptstadt gebracht. Von den Hauptleuten der Leibwache der betreffenden Inkas wurden Einladungen an die verschiedenen Ordlente und Hofbeamten erlassen, und im Namen ihrer Gebieter Festlichkeiten mit verschwenderischer Schaustellung ihrer prachtvollen Schätze veranstaltet. „Auf dem großen Platze von Cuzco, sagt ein alter Zeitgeschichtschreiber, fand bei dieser Gelegenheit ein solches Schaugepränge von Gold- und Silbergeschirr und Juwelen statt, wie keine andere Stadt in der Welt jemals gesehen hat.“ Bei dem Gastmahl wartete die Dienerschaft der betreffenden Hoftaaten auf, und die Gäste nahmen an dem traurigen Schmause Theil in Gegenwart des königlichen Schattenbildes, unter Beobachtung derselben förmlichen Hoflitte, als wenn der lebende Herrscher anwesend gewesen wäre.“

Die hohe Achtung, welche die Inkas genossen, erklärt sich aus der Trefflichkeit ihres Regierungssystems. Dieses war nämlich auf die Wohlfahrt des ganzen Volke berechnet und hatte insofern sogar ein kommunistisches Element in sich. Durch Theilung der Arbeit und des Genusses sollte jeder dem Staate verpflichtet, aber auch vor jeder Noth geschützt seyn. „Die das Staatsvermögen der Inkas betreffenden Anordnungen und die auf das Eigenthum bezüglichen Gesetze sind die merkwürdigsten Erscheinungen in der peruanischen Politik. Das ganze Gebiet des Reiches war in drei Theile getheilt, einen für die Sonne, einen andern für den Inka und einen für das Volk. Welcher von diesen der größte war, ist zweifelhaft. Die Verhältnisse wichen in den verschiedenen Landschaften wesentlich von einander ab. Die Vertheilung wurde allerdings nach dem nämlichen Grundsatze vorgenommen, so wie eine neue Eroberung dem Reiche hinzugefügt wurde; aber das Verhältniß wechselte je nach dem Belauf der Bevölkerung und der daher zu ihrem Unterhalt erforderlichen größern oder geringern Maße Land. Die für die Sonne bestimmten Ländereien lieferten ihren Ertrag zur Unterhaltung der Tempel und zur Bestreitung der Kosten für die Ceremonien des peruanischen Gottesdienstes und die zahlreiche Priesterschaft. Die für den Inka vorbehaltenen Ländereien dienten zur Unterhaltung des königlichen Hoftaats, so wie der zahlreichen Mitglieder seiner Familie und Verwandten, halfen auch den verschiedenen Bedürfnissen der Regierung ab. Der Rest der Ländereien war, per capita, zu gleichen Theilen unter das Volk vertheilt. Es war, wie wir später sehen werden, durch ein Gesetz bestimmt, daß jeder Peruaner sich in einem gewissen Alter verheirathen müsse. Wann dieser Fall eintrat, versorgte ihn die Gemeinde oder der Bezirk, in welchem er lebte, mit einer Wohnung, die, aus geringem Stoffe erbaut, nicht viel Aufwand erforderte. Ackerbau ward ihm ein

Digitized by Google

Landloos zugewiesen, das zu seinem Unterhalt und dem seines Weibes hinreichte. Noch ein ferneres Theil wurde für jedes Kind bewilligt, wobei der Antheil eines Sohnes doppelt so groß als der einer Tochter war. Jedes Jahr wurde die Theilung des Bedens erneuert und die Besitzung des Inhabers nach der Größe seiner Familie vergrößert oder vermindert. — Das Land wurde gänzlich vom Volke bearbeitet. Für die der Sonne zugehörigen Ländereien wurde zuerst gesorgt. Alsdann bestellten sie die Aecker der Greise, der Kranken, der Wittwen, der Waisen und der im wirklichen Dienste befindlichen Krieger, aller Derer in dem Staatsverbande, die wegen körperlicher Schwäche oder irgend einer andern Ursache nicht im Stande waren, selbst für ihre Angelegenheiten zu sorgen. Erst dann wurde das Volk seinen eigenen Boden bearbeiten, jedoch unter der allgemeinen Verpflichtung, daß Jeder seinem Nachbar helfe, wenn irgend ein Umstand, zum Beispiel die Last einer jungen und zahlreichen Familie es erforderte. Zuletzt bestellten sie den Acker des Inka. Dieß geschah mit großer Feierlichkeit von der ganzen Bevölkerung gemeinschaftlich. Bei Tagesanbruch wurden sie von einem benachbarten Thieme oder irgend einer Anhöhe aus zur Zusammenkunft berufen, und alle Bewohner des Bezirks — Männer, Frauen und Kinder — erschienen in ihrem schönsten Anzuge, mit Allem, was sie an Zierrathen besaßen, aufgeputzt wie zu einem Jubelfeste. Sie begannen ihr Tagewerk in der fröhlichsten Stimmung, sangen dabei ihre Volksgesänge zur Feier der Heldenthaten der Inkas, wobei sie sich in ihren Bewegungen nach dem Takte des Gesanges richteten, in dem gewöhnlich das Wort hailli oder „Triumph" den Schlußreim bildete. Diese Volkslieder hatten etwas Sanftes und Gefälliges, was sie den Spaniern angenehm machte, und so manches peruanische Lied wurde nach der Eroberung von ihnen in Musik gesetzt und von den unglücklichen Eingebornen mit trauriger Genugthuung angehört, da es Erinnerungen an die Vergangenheit hervorrief, in der ihre Tage friedlich unter dem Scepter der Inkas dahinflossen. Eine ähnliche Eintheilung herrschte in Bezug auf die verschiedenen Bearbeitungen der landwirthschaftlichen Erzeugnisse. Die Lama- oder peruanischen Schafsheerden waren ausschließliches Eigenthum der Sonne und des Inka. Ihre Anzahl war ungeheuer groß. Sie waren über alle Landschaften, besonders in den kältern Gegenden, vertheilet, wo sie der Sorgfalt erfahrener Hirten anvertraut waren, die sie, je nach dem Wechsel der Jahreszeiten, auf verschiedene Weideplätze führten. Eine große Anzahl wurde jährlich zum Verbrauch des Hofes und zu den religiösen Festen und Opfern nach der Hauptstadt gesandt. Aber dazu wählte man nur die männlichen, da die weiblichen nicht getödtet werden durften. Die Anordnungen für Behandlung und Erziehung dieser Heerden waren höchst umständlich und von einer Einsicht, welche die Bewunderung der Spanier erregte, denen die Behandlung der großen Merinos-Wanderheerden in ihrem eigenen Vaterlande bekannt war. Zur festgesetzten Zeit wurden sie alle geschoren und die Wolle ward in die öffentlichen Vorrathshäuser abgeliefert. Hierauf ward davon jeder Familie so viel zugetheilt, als zu ihrem Bedarf erforderlich war, und den weiblichen Mitgliedern der Haushaltung übertragen, die im Spinnen und Weben wohl bewandert waren."

Es verdient bemerkt zu werden, daß der religiöse Kultus dieses friedlichen und glücklichen Volkes bei weitem nicht so blutig war, wie der in Mexiko. Während nämlich in Mexiko tausende von Menschenopfern an einem Tage abgeschlachtet wurden, kam in Peru nur etwa ein einzelnes Menschenopfer und sehr selten, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten vor. Als Beweis der reinen und frommen Sitte wird ferner angeführet, daß seit das berühmte Institut der Sonnenjungfrauen in Peru bestand, nicht ein einziger Fall eines Fehltritts dieser keuschen Vestalinnen vorgekommen sey.

Der Frieden dieses liebenswürdigen Volkes wurde auf eine schreckliche Weise gestört, und zwar schon vor der Ankunft der Spanier. Der verstorbene Inka hatte Quito erobert und die Königsfamilie daselbst ausgerottet bis auf ein einziges junges und schönes Mädchen, in das er sich verliebte und das er, gegen das Gesetz seiner Väter, in seinen Harem aufnahm, da er nur Inkatöchter hätte nehmen sollen. Jenes gefangene Mädchen nun gabar ihm kurz vorher, ehe sie aus Gram starb, einen unehebürtigen Sohn, Namens Atahuallpa, dessen Schönheit und Geist den Vater bezauberte, so daß er ihn seinen übrigen rechtmäßigen Söhnen vorzog und zum Thronfolger ernannte. Atahuallpa behauptete sich wirklich auf dem Thron, indem er das ganze Geschlecht der Inkas aufs grausamste austrottete, einen einzigen Bruder ausgenommen, Huascar, dem ein Theil des Volks noch anhing und mit dem er noch um das Erbe stritt, als die Spanier zum erstenmal im Lande erschienen.

Die Spanier hatten bereits auf den Antillen und in Mexiko Niederlassungen, ehe sie noch von Peru Christen etwas wußten. Im Jahr 1511 erhielten sie die erste dunkle Nachricht von einem goldreichen Lande im Süden. Im Jahr 1524 unternahm Francisco Pizarro die erste Entdeckungsreise südwärts von Panama, um jenes verheißene Goldland zu finden, hatte jedoch mit unsäglichen Gefahren zu kämpfen, mußte wieder umkehren und reiste 1528 nach Spanien, um Kaiser Karl V. für die Eroberung Perus zu interessiren. Die Eroberung Mexikos durch Cortez steigerte seinen Ehrgeiz und seine Hoffnungen. Es gelang ihm endlich, einige hundert Mann zusammenzubringen, mit denen er den kühnen Zug über die Cordilleren nach Peru unternahm. Die unglücklichen Peruaner lieferten sich ihre selbst aus. Atahuallpa war so arglos, sich in sein Lager zu begeben, um ihn zu besuchen und über die wunderbaren Waffen und Pferde zu erstaunen, die er mitgebracht hatte. Eine völlig verkehrte Beltmasse war mitgekommen. Diese, umstände benutzte Pizarro rasch, um unter dem ersten besten Vorwande über das nackte Volk herzufallen und ein furchtbares Gemetzel unter demselben zu veranstalten, in Folge dessen Atahuallpa in seine Gefangenschaft gerieth. Der arme Inka mußte nun alles Gold, was er hatte, herbeischaffen und seinen Bruder Huascar, damit er sich nicht an die Spitze des gesammten Volkes stelle, umbringen lassen. Dann aber wurde er selbst von den hohnlachenden Spaniern hingerichtet und das herrenlose Volk vollends nieder gemetzelt.

All diese schrecklichen Scenen werden hier mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Die Hauptleidenschaft der Spanier war der Geiz. Sie schonten kein, noch so niederträchtiges Mittel, um sich in den Besitz alles Goldes im Lande zu setzen. Dabei aber beobachteten sie aufs pünktlichste die äußern Vorschriften der Religion, und es ist merkwürdig zu lesen, wie Pizarro noch in den Tagen, in denen er bereits Atahuallpas Tod beschlossen hatte, eifrig bemüht war, ihn zum katholischen Glauben zu bekehren, um wenigstens noch die Seele dessen zu retten, den er heimtückisch in so tiefes Verderben stürzte.

In der Hauptstadt Cuzco fand man die meisten Schätze. „Das Innere des Tempels war an den wunderbarsten Werthsachen. Es war buchstäblich eine Goldgrube. Auf der westlichen Wand war die Gottheit bildlich dargestellt, ein menschliches Gesicht, aus unzähligen Lichtstrahlen hervorblickend, die von demselben in jede Richtung ausgingen, auf welche Art, wie die Sonne oft bei uns bildlich dargestellt wird. Die Figur war auf einer getriegenen und dicht mit Smaragden und Edelsteinen besäeten Goldplatte von ungeheurem Umfange eingegraben. Sie war auf solche Weise dem großen köstlichen Thore gegenüber angebracht,

Digitized by Google

daß die Strahlen der Morgensonne gerade beim Aufgehen darauf fielen und so den ganzen Raum mit einem übernatürlich scheinenden Glanze erfüllten, der von den goldenen Verzierungen widerstrahlte, mit welchen die Wände und die Decke überall ausgelegt waren. Gold war in der biblischen Sprache des Volkes „von der Sonne gewonnte Thränen," und alle Theile des Innern des Tempels strahlten von glänzenden Platten und Säulen dieses kostbaren Metalls. Die Karniesse, welche rings um die Wände des Heiligthums liefen, bestanden aus dem nämlichen köstlichen Stoffe, und ein in das Steinwerk eingefügter breiter Streifen oder Fries von Gold umschloß die ganze Außenseite des Gebäudes. Dem Hauptgebäude schlossen sich mehrere Kapellen von geringerer Größe an. Eine derselben war dem Monde geweiht, der Gottheit, welche als Mutter der Inkas zunächst verehrt wurde. Sein Bild war auf gleiche Weise, wie das der Sonne, auf einer großen Platte gezeichnet, die fast eine ganze Seite des innern Raumes bedeckte. Aber diese Platte war, so wie alle Verzierungen des Gebäudes, von Silber, als dem blassen silberartigen Lichte des schönen Planeten angemessen. Als gab noch drei andere Kapellen, von denen eine dem Sternenheere geweiht war, das den glänzenden Hof der Schwester der Sonne bildete; eine andere war den gefürchteten Dienern ihrer Rache, dem Donner und Blitz geweiht, und eine dritte dem Regenbogen, dessen vielfarbiger Bogen die Mauern des Gebäudes mit fast eben so glänzenden Farben weit seine natürlichen umspannte. Außerdem gab es noch verschiedene andere Gebäude oder einzeln liegende Gemächer, zum Gebrauch der zahlreichen Priester, die den Gottesdienst im Tempel versahen. Alle zum religiösen Gebrauch bestimmten Geschirre, Schmuckſachen und Geräthe aller Art waren von Gold oder Silber. Zwölf ungeheure Gefäße aus letzterem Metall standen auf dem Flur des großen Saales, mit Maiskörnern gefüllt; die Räucherpfannen, die Kannen, worin sich das Wasser zu den Opfern befand, die Röhren, die es durch unterirdische Gänge in die Gebäude leiteten, die Wasserbehälter, die es aufnahmen, selbst die Ackergeräthe, deren man sich in den Gärten des Tempels bediente, waren sämmtlich aus den nämlichen kostbaren Stoffen angefertigt. Gleich den zu den königlichen Palästen gehörigen, funkelten die Gärten von Gold und Silber und verschiedenen Nachahmungen des Pflanzenreichs. Auf dieselbe Art goldverlorne Thiere waren daselbst zu finden, unter welchen das Lama mit seinem goldenen Fließe höchst auszeichnet war, doch wechste die Geschicklichkeit der Ausführung in diesem Falle die Köstlichkeit des Stoffes nicht übertreffen." Das oben beschriebene prachtvolle Bild der Sonne wurde als Beute einem spanischen Reiter, Namens Leguizano zu Theil, der es aber noch in derselben Nacht im Spiel wieder verlor, daher das spanische Sprichwort: Juega el sol antes que amanezca, die Sonne verspielen, ehe sie aufgegangen ist.

Uebrigens sollen die habgierigen Eroberer bei weitem nicht alles Gold bekommen haben, was vorräthig war. Vieles soll in den Seen, vieles unter der Erde verborgen worden seyn. Dem letzten Spröstling der Inkas, einem gewissen Hispanisirten) Don Carlos geht die interessante Sage, die Herr Prescott aus einem Manuscripte mittheilt. „Es ist ein wohlverbürgtes und allgemein angenommenes Gerücht, daß sich in der Festung von Cuzco eine geheime Halle befindet, worin ein ungeheurer Schatz verborgen ist, bestehend in den aus Gold gearbeiteten Bildsäulen aller Inkas. Es lebt noch eine Dame, Donna Maria de Esquivel, die Gemahlin des letzten Inka, welche in dieser Halle gewesen ist, und ich habe sie die Art und Weise, auf welche sie dazu gelangt ist, sie zu sehen, erzählen hören. — Don Carlos, der Gemahl dieser Dame, führte keine seinem hohen Range entsprechende Lebensweise. Donna Maria machte ihm zuweilen darüber Vorwürfe, und erklärte, sie sey getäuscht worden, indem sie einen armen Jubianer unter dem vornehmen Titel eines großen Herrn oder Inka geheirathet. Sie sagte dieß so oft, daß Don Carlos eines Abends anrief: Ehe Dame! wünscht Ihr zu wissen, ob ich reich oder arm bin? Ihr sollt sehen, daß kein König in der Welt einen größern Schatz besitzt als ich. Hierauf bedeckte er ihr die Augen mit einem Tuche, ließ sie zwei- oder dreimal sich umdrehen, nahm sie bei der Hand und führte sie eine kleine Strecke fort, ehe er ihr die Binde wieder von den Augen nahm. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie diese aufschlug! Sie war nur zweihundert Schritte weit gegangen und eine kleine Treppe hinabgestiegen, wo sie sich dann in einer großen viereckigen Halle befand, in welcher sie auf Bänken längs der Wände die Bildsäulen der Inkas, jede von der Größe eines zwölfjährigen Knaben, alle von gediegenem Golde, erblickte. Auch sah sie viele goldene und silberne Gefäße. Es war in der That, sagte sie, einer der kostbarsten Schätze in der ganzen Welt."

2) Die Entdeckung und Eroberung von Mexiko, nach des Bernal Diaz del Castillo gleichzeitiger Erzählung bearbeitet von der Uebersetzerin des Vasari. Mit Vorwort von Karl Ritter. Zwei Bände. Hamburg und Gotha, Friedrich und Andreas Perthes, 1848.

Diese Uebertragung ist besonders auf die Jugend berechnet. Doch wäre zu diesem Behuf vielleicht eine gedrängtere Zusammenfassung mit stärkerer Hervorhebung der Lauptcharakterbilder so wie der Nachrichten über das alte Volk von Mexiko passender gewesen. Bernal Diaz erzählt nämlich als echter Soldat die Kriegsthaten, ohne viel auf andere Dinge abzuschweifen, und verweilt oft allzu lange bei den Unterhandlungen und Streitigkeiten im Lager, die ihn persönlich mehr interessirten, als sie uns noch interessiren können. Ritter entschuldigt ihn deßfalls. „Die Fülle des selbst Erlebten, der großartigsten Begebenheiten und ihrer Wechsel, der ritterlichen Kämpfe, der großen Charaktere und mannigfaltigen Thaten, die treueste Auffassung so vieler neuer, unvorhergesehener Erscheinungen, Alles dieß machte die Menge der Worte und ihren rhetorischen Pomp überflüssig; die Darstellung der Sachen genügte. Wie ein Julius Cäsar einst im Kriegslager, während der Eroberung Galliens, in schlichten Worten die Thaten mit unnachahmlicher Klarheit darlegte, eben so führt unser Kriegsmann, der sich den großen Römer für seine Zeitgenossen zum Vorbilde genommen, sein eigues Tagebuch mit gleicher historischer Glaubwürdigkeit, mit schlichter Einfachheit und Strenge, aber mit der Kraft der Gedanken und Worte, welche die Unmittelbarkeit der Erfahrung einhaucht; er schreibt es nieder in Mitten des Kriegsgetümmels einer Eroberung, die einen bisdahin größern Ländersaum als sein heimathliches Spanien, wie er selbst sagt, nämlich Neu-Spanien, umfaßte, und ein noch größeres Staunen in der ganzen alten Welt als Galliens Eroberung in Rom erregte."

Ueberdieß war der Heldenmuth des Cortez mit einer Grausamkeit gegen das widerrechtlich unterdrückte Volk verbunden, daß der Jugend wohl würdigere Bilder vorgehalten werden sollten, als gerade solche. Und wenn auch Bernal Diaz durch eine gewisse Frömmigkeit rührt, so wird doch gerade die Andacht, mit so schreienden Verletzungen jeder Humanität gepaart, jedem reineren Gefühl zum Ekel. Wir empfehlen daher das vorliegende sehr merkwürdige Buch nicht der Jugend, aber allen gereiften Lesern, denen es von großem Interesse seyn wird.

Digitized by Google

3) Mexiko und die Mexikaner, in physischer, sozialer und politischer Beziehung; ein vollständiges Gemälde des alten und neuen Mexiko mit Rücksicht auf die neueste Geschichte. Von Dr. A. N. Thümmel. Erlangen, Palm, 1848.

Zwar nur Kompilation, aber eine gute und zweckmäßige. Der Herausgeber hat die besten englischen, französischen und deutschen Quellen benutzt und aus den ausgezeichnetsten, zum Theil noch nicht ins Deutsche übersetzten Reisewerken, die interessantesten Auszüge gegeben.

Geschichte.

Geschichte der Jesuiten in Deutschland bis zur Anjhebung des Ordens (1540—1773) von S. Stegenheim. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten), 1847.

Vom Ernst und der Würde der Geschichtschreibung ist in diesem Werke keine Spur zu finden. Es trägt vielmehr ganz den satirischen Charakter der Wiedersehen Briefe über Deutschland und der Hammelburger Reise von Lang. Um die Leser gleich im Eingang auf den burlesken Ton zu stimmen, erzählt der Verfasser: „Im Jahr 1601 waren Herzog Maximilian von Bayern, und sein Vetter, Herzog Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, übereingekommen, zwischen ihren beiderseitigen Theologen zu Regensburg ein Religionsgespräch zu veranstalten, um auf diesem Wege eine Vereinbarung ihrer Gottesgelehrten über einige Hauptfragen des katholischen und lutherischen Glaubensbekenntnisses zu versuchen. Der Bayerfürst lenkt am 26. November des genannten Jahres mit mehreren Geistlichen, worunter auch einige Jesuiten, zu Regensburg ein, und der Pfalzgraf-Herzog mit mehreren Theologen seiner Konfession Anfangs ging es in den, in Gegenwart der beiden Fürsten und ihrer vornehmsten Räthe abgehaltenen, Zusammenkünften der gelehrten Herren noch leidlich her, bis es in der dritten Session dem Jesuiten Jakob Gretser einfiel, alles Ernstes zu behaupten: es sey ein Glaubensartikel, daß der Hund, der dem Tobias nachgelaufen, mit dem Schwanze gewedelt habe. Die lutherischen Theologen bekrittlen das, und hielten dafür, daß ein guter Christ auch selig werden könne, wenn er zu glauben sich erdreiste, daß der besagte Hund im Laufen mit dem Schwanze nicht gewedelt habe. Ueber diese Meiterei erhitzten sich die Köpfe jetzt dergestalt, daß die Fürsten es geathen fanden, die Session zu schließen. Als die gelahrten Herren andern Tages sich wieder versammelten, was war der erste Glaubensartikel, der zur Verhandlung kam? Der zwischen Wedeln und Nichtwedeln noch in der Schwebe befindliche Hundeschwanz. Man hatte sich in denselben bald wieder dermaßen verbissen, daß man sich gegenseitig mit Wechselbälgen, mit Bibeln, mit Gaufleen, mit Schulkindern, welche die Ruthe verdienen, mit noch diversen andern solcher Artigkeiten, und zuletzt mit den Tintenfäßern bedient, was freilich auch schon in andern gelehrten Versammlungen vorgekommen ist. Da die Herren Theologen auch über andere schwierige Artikel des christlichen Glaubens sich eben so wenig zu einigen vermochten, — so z. B. über die Frage: ob ein guter Christ überzeugt seyn müsse, daß den Jüdinnen auch besage des alten Testamentes die Fähigkeit abgehe, selig zu werden, sintemalen das Sakrament der Beschneidung an ihnen nicht vollzogen werde ꝛc.“ Wir enthalten uns den schamlosen Zusatz anzuführen, den die folgenden sechs Zeilen enthalten.

Das scheint uns nun doch nicht die rechte Manier zu seyn, eine sehr ernste Seite der deutschen Geschichte aufzufassen. Wo das Burleske herrschen, mag es sich auch gelegentlich machen, aber daraus folgt nicht, daß man alles, auch das Traurigste nur spöttisch auffassen soll. Der Verfasser, der, wenn wir uns nicht täuschen, dem altestamentlichen Bekenntniß angehört oder angehört hat, treibt seinen Spott mit den Protestanten so gut wie mit den Jesuiten. Er läßt den Protestantismus nur gelten als den Weg zur völligen Aufklärung und Vernunftreligion. Daß Luther und die Reformatoren noch einen positiven Glauben beibehielten, daß sie nicht schon, wie die Hegel'sche Schule, alles Christliche abstreiften, nimmt er ihnen sehr übel. Er wagt zu behaupten, wenn die Reformatoren damals schon die Aufklärung, die sogenannte Vernunft und die Vergötterung der Menschengrieses im Auge gehabt hätten, würde es den Jesuiten niemals gelungen seyn, wieder für die alte Kirche Terrain zu gewinnen. Nur die orthodoxe Unvernunft der Protestanten hätte den Jesuiten Vorschub geleistet. Theil I. Seite 55 ff. sieht er diese Behauptung aufstellrichter durch. Allein er bedenkt nicht, daß wenn es überhaupt damals möglich gewesen wäre, eine rationalistische, wo nicht atheistische Partei emporzubringen, dieselbe dem ernsten und sittlichen Volksgeist nothwendig hätte unterliegen müssen, und daß alsdann in Ermangelung eines positiven lutherischen und calvinistischen Elements das Volk unfehlbar der alten Kirche wieder anheimgefallen wäre. Herr Stegenheim selbst arbeitet heute noch Niemand anderm als den Jesuiten in die Hände, indem er das Positive im Protestantismus angreift.

Das Gehässige, Spöttische und Ingrimmige, das aus dem ganzen Buche hervorblickt, macht einen unangenehmen Eindruck und verdächtigt die Auffassung auch da, wo sie nicht unrecht ist. Das Skandalöse wird mit besonderer Behaglichkeit behandelt. So das geheime Verhältniß des Pater Schmacker zur Kurfürstin Therese Kunigunde, der polnischen Gemahlin des Kurfürsten Max Emanuel, das der Familie von Aretin den Ursprung gegeben haben soll. Um dieses Verhältniß noch gehäßiger zu machen, malt Herr Stegenheim die Kurfürstin sehr ins Zarte und stellt sie als ein unglückliches Opfer der schändlichen jesuitischen Intrigue dar, die darauf berechnet gewesen seyn soll, sie von ihrem Gemahl zu trennen und von München zu entfernen. Allein wenn man liest, was Ritter von Lang in seinen Memoiren Theil II. S. 180 ff. über die Kurfürstin sagt, so ergibt sich, daß sie von vorn herein den Kurfürsten haßte und voll böser Launen und leidenschaftlicher Neigungen war, die keineswegs eben durch den Pater Beichtvater angefacht zu werden brauchten. Auch war der Pater keineswegs der einzige oder erste Begünstigte dieser Dame

Man muß jedenfalls wünschen, daß die Geschichte der Jesuiten treu und ohne Uebertreibung geschrieben werde, sonst kommt ihnen der Umstand, daß man ihnen Unrecht thut, früher oder später wieder zu Gute.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 52. Sonnabend den 22. Juli 1848.

Politische Schriften.

Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsners Schriften. Herausgeg. von Dr. G. Oelsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann, 1848.

Oelsner, einer unserer geistvollsten Publicisten, war zu Goldberg in Schlesien (1764) geboren, studirte zu Göttingen, begab sich beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris und blieb dort, indem er den regsten Antheil an den Ereignissen nahm, ohne etwas anderes als Zuschauer und freier Literat zu seyn. In sehr nahen Beziehungen zu Sieyes stehend, hätte er durch diesen ein ansehnliches Amt erlangen können, zog aber die Unabhängigkeit vor, und wollte auch noch in Frankreich ein Deutscher bleiben. Die Stadt Frankfurt und einige kleinere Fürsten machten ihn zu ihrem Geschäftsträger in Paris; nach Napoleons Sturz wurde er preußischer Legationsrath, hielt sich einige Zeit in Frankfurt und Berlin auf, kehrte dann aber nach Paris zurück, wo er 1828 gestorben ist.

Da er mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Briefwechsel stand, ist sein Nachlaß von bedeutendem historischem Werthe. Sein Sohn aber, Herausgeber der vorliegenden Fragmente, hält es für schicklich, jene Korrespondenzen jetzt noch nicht drucken zu lassen und tadelt den verstorbenen Vater, der sich herausnahm, ohne der Angehörigen Erlaubniß die Korrespondenz zwischen Oelsner und Stägemann zu veröffentlichen. Außer den Briefen enthält der Nachlaß noch viele politische Aufsätze, ja ganze Geschichtswerke im Manuscript. Die ersteren beziehen sich hauptsächlich auf die Revolution und Restauration; die letztern sind Lieblingsstudien des Verfassers über den Muhamedanismus, die römische Verfassung, die Kreuzzüge ꝛc.

Unter den hier abgedruckten Aufsätzen nimmt einer, „Benaparte“ überschrieben, den ersten Rang ein. Hier ist auf wenigen Bogen ein Charakterbild des damaligen ersten Konsuls entworfen, das nicht meisterhafter seyn könnte. Der Held des Jahrhunderts lebt vor unsern Augen. Indem seine magere gelbe Physiognomie voll Genialität und Ennuyé hier in die gänzliche Beleuchtung tritt, erfahren wir auch neue Dinge über seine damalige Umgebung und überhaupt neue Anekdoten aus seiner frühern Periode. Wir theilen einige derselben mit. Auf seinem ersten Feldzug in Savoyen im Jahr 1792 machte sich Benaparte durch die revolutionären Umtriebe bemerklich, die er auf Streifzügen ins Waadtland anzettelte. „Als General Montesquiou 1792 in Savoyen einrückte, sandte die Regierung von Bern zu ihrer Sicherheit ein Observationskorps ins Waadtland. General von Erlach kommandirte dieses Korps und Herr Kuhnl kam bei ihm als Flügeladjutant. Bald wurde wahrgenommen, daß sehr viele junge französische Offiziere über den See glitten, oder auch auf trockenem Wege sich in den Kanton einschlichen, das Landvolk gegen ihre Regierung aufzuwiegeln. Einer dieser Offiziere zeichnete sich ganz vorzüglich aus durch seine Reglamkeit, den Geist des Aufstandes zu wecken. Herr Kuhnl wurde an den General Montesquiou gesandt, um gegen den Unfug überhaupt Beschwerde zu führen, besonders aber den Quartettenträger, Namens Benaparte, als Fehrdanzettler und Unruhstifter zu bezeichnen.“ Später schloß sich Benaparte an Robespierres Partei an und diente dessen jüngerem Bruder als Adjutant, verhaft er auch nach Robespierres Sturz als Terrorist gefangen gesetzt wurde, was bekannt ist. Er spielte auch nachher noch eine so zweideutige Rolle, daß eine seiner Freundinnen und Gönnerinnen, als er am 13. Vendemiaire für den Konvent gegen die Anarchisten kämpfte, beim ersten Donner der Kanonen nicht anders glaubte, als er stehe an der Spitze der Anarchisten gegen den Konvent.

Ganz schwäbliche Dinge erzählt Oelsner von der Art, wie Benaparte durch seine Frau emporgekommen sey. Er war damals als Terrorist abgesetzt, verdächtig, brodlos und brauchte jedes Mittel um wieder emporzukommen. „Im Direktorium leitete Barras das Kriegsdepartement. Madame de Beauharnais stand mit ihm in sehr intimen Verhältnissen. An diese gute Seele schloß sich Benaparte und eröffnete ihr die Aussicht einer glänzenden Verbesserung ihrer Lage, wenn er durch sie ein Kommando erhielte. Madame de Beauharnais wußte die Anträge ihres Liebhabers zu schätzen, und um seine Wünsche zu erfüllen, überredete sie den Direktor, daß sie von ihm, Barras, schwanger sey. Da mußte denn für eine Heirath gesorgt werden, wobei Benaparte das Kommando der italienischen Armee zur Bedingung setzte.“

Besonders anesührlich theilt Oelsner die Arcana des 18. Brumaire mit und mit welchem Geschick damals Benaparte sich des Sieyes bediente, um durch ihn zur Alleinherrschaft zu gelangen. „Die Konsuln waren einverstanden, das neue Regierungssystem zu monarchisiren, und dem Herzoge von Braunschweig die Krone Frankreichs oder etwas dergleichen anzutragen. Sieyes Lieblingsidee scheint von je gewesen zu seyn, eine neue Dynastie, und wo möglich eine protestantische auf den französischen Thron zu setzen. Durch Braunschweig hoffte er Preußen enger mit Frankreich zu verbinden und England zu gewinnen. Roger-Ducos, damals Minister der auswärtigen Geschäfte, erhielt Auftrag zu schreiben. Sieyes und Roger-Ducos unterzeichneten die Depesche. Wie der Minister damit zu Benaparte kam, entriß sie ihm dieser mit den Worten: „Nous sommes des bourgeois, das muß andere geschrieben seyn.“ Er gab das Aktenstück nicht zurück und scheint sich seiner bedient zu haben, Sieyes in Furcht zu setzen, da den vorhandenen Dekreten zufolge, ein Schritt wie der, den sich die Konsuln erlaubt

Digitized by Google

hatten. Hochverrath war.“ Bald darauf schritt man zur Konsulswahl. „Die Kommission versammelte sich bei Sieyes. Auf dem Kamin stand ein Urne. In dieses Gefäß wurden die Vota gelegt. Es hätte doch geschehen können, daß die Mehrheit nicht für Bonaparte gewesen wäre. Dieser, der der Ungewißheit nicht traute, bemächtigte sich des Gefäßes und schüttete die Vota ins Feuer, indem er sagte: „In einer so wichtigen Sache, wie die Wahl des ersten Magistrats der Republik, läßt sich nicht mit Papierschnitzeln stimmen. Bürger Sieyes hat unter den gefährlichsten Umständen der Republik beständig gut gerathen; ihm lassen Sie uns die Wahl anheimstellen.“ So breit und entschlossen war Sieyes nicht, sich selbst zu wählen. Nachdem er sich der Sache eine Weile geweigert hatte, sagte er: „Zum höchsten Ansehen in Frankreich haben Siegeskriege und Kriegesruhm den General Bonaparte erhoben, er allein schreint geeignet, die erste Stelle zu besetzen. Ihm stehe zunächst zur Seite ein Mann von Rechtskenntnissen, nachgiebigem Charakter und der den Patrioten Vertrauen einflößt, ich sehe diesen Mann in Cambaceres. Zum dritten Konsul schlage ich einen Mann von gemäßigter Denkungsart vor, an den sich die Partei des alten Regimes geneigt ist anzuschließen.“ Solchergestalt endigte Sieyes seine politische Rolle. Er glaubte in Zukunft nur durch Vermögen gegen Unbilde gedeckt sein zu können und nahm das Geschenk an, das ihm vollends in der Meinung zu Grunde richtete.“

Ueber Moreau urtheilt sich Oelsner mit vieler Geringschätzung aus und behauptet, Bonaparte habe ihn für gefährlicher und bedeutender gehalten, als er gewesen sey.

Unter den übrigen Aufsätzen nehmen die über die Restaurationsperiode, theils französisch, theils deutsch geschrieben, den meisten Raum ein. Sie verrathen die genaueste Kenntniß und den schärfsten Blick. Das Urtheil über diese nunmehr abgelaufene Periode ist durchgängig richtig. Wo der Verfasser insbesondere vom Deutschland spricht, wird er oft prophetisch. In einem Aufsatz über das preußische Kabinet, den er im Jahr 1819 niederschrieb, heißt es: „Aus den Anklängen allgemeiner Unzufriedenheit vertauscht am Fürsten der Mißmuth über Preußen, nicht als ob Preußen Quelle wäre der unbehaglichen Gegenwart, die gefühlt, der unbehaglicheren Zukunft, die geahnet wird, sondern als wenn es den glänzenden Beruf, Deutschlands besseres Schicksal zu retten, kleinmüthig von der Hand gewiesen. Dem Tadel gesellt sich hier ein nicht verächtliches Lob bei; die Vorwürfe sind Huldigungen, wenn das Erachten ungegründet ist, von dem sie ausgehen. Viel mußte die Welt dem zu, der viel leistet; zuletzt verlangt die Einbildungskraft der Menschen das Unmögliche. — Weigerten England, Rußland und Oesterreich ihre Hülfe zum innigeren Verschmelzen der deutschen Staaten auf dem Wege der Diktatur, so läßt sich bezweifeln, ob Preußen einer Aufgabe gewachsen blieb, die an sich höchst verwickelt und schwer, im Kampfe mit fremden Hindernissen fast unlösbich scheint. * Nur die Nation selbst kann sich der Verantwortlichkeit solch eines Wagestücks unterziehen; ein wiewohl mächtiger König oder Herrscherer kann, ein Staatsminister durchaus nicht. Wer möchte leichtsinnig Begebenheiten hervorrufen, die nicht leicht zu bändigen sind? Klugheit gebietet, in die vorhandenen nur, wie nothgedrungen, einzutreten. Zog mit abwechselnder Gefahr sich der Krieg in die Länge, so floß unwillkürlich die Hauptmasse der deutschen Völkerschaften um Eine zusammen, und Preußen sah sich zur Obermacht von Deutschland gezwungen, wie Oesterreich zu der von Italien. Allein die Größe, die Schnelligkeit des doppelten Sieges vereitelte den Lohn, der dem Siege gebührte. Wenn weder Glück noch Plan des letzteren, wie man glaubt, sehr wenig einem Wunsche entgegenkamen, der sich fortwährend in fast allen deutschen Völkerschaften laut aussprecht, dem nämlich: daß unser gemeinsames Sprachland sich, seinen politischen Berührnissen gemäß, zu einem bündigen Ganzen gliedere, soll dieser Wunsch, um in Erfüllung zu gehen, eines schleichenden, die Zahl der regierenden Häuser vertünnenden Jahrhunderts harren, wofern nicht irgend eine gleichzeitige Aufwallung derer, die ihn hegen, ins Mittel tritt! Das wäre der Fall allerdings, verspräche die Bundesakte durchaus keine Genugthuung. Aber es ist böser Leumund, sie für bloße diplomatische Ironie zu halten. Den Gebern und Preußen insbesondere war es zuverlässig Ernst damit. Was fehlt ihr zur Wirklichkeit einer Magna Charta? daß sie von den Empfängern in vollem Ernst genommen und verstanden werde. Dann hat Deutschland mehr bekommen, als es in allen seinen früheren Reichsperioden besaß, mehr als der gegenwärtige Augenblick zu erkennen vermag.“ Sollte man nicht meinen, der Verfasser hätte geahnt, welche Aufgabe dem Reichstag von 1848 werden würde.

Ueber die deutsche Einheit sagt er ferner: „Das Bedürfniß eines engeren Zusammenhanges unter den deutschen Völkerschaften, einer innigeren Einheit als die seitherige, ist allgemein gefühlt und ausgesprochen worden, vielleicht mit Ausnahme von Mitdenern, das für sich eine kleine weltverlorene Nation ausmachen möchte. Es schreint nicht, daß Deutschland zu einer strenggeschlossenen Einheit je gelangen werde. Darüber wollen wir uns nicht härmen. Nimmer könnte man die Zerrücklung Deutschlands aufheben, ohne dem Nationalcharakter Gewalt an und weh zu thun. Das deutsche Volk besteht aus einer, ins Unendliche sich verlaufenden Reihe, zum Theil winziger Unabhängigkeiten. Jedweder Deutsche ist so zu sagen eine freie Kleinstadt. Er tritt nicht leicht aus seiner Sphäre, um sich in einer zu gefallen, oder sie zu beeinträchtigen, zu kränken; aber in der seinigen steht er auf festem Boden und behauptet sein Recht. Bei dem Handwerke, auf das er Meister geworden ist, läßt er sich nicht einreden. Wo der Geheime Rath den Mund öffnet, ist dem Regierungsrathe Stillschweigen geboten. Und wie oft sehen wir nicht die Autorität eines Ministers an der winkelrechten Widerspenstigkeit eines Fakultätsmannes scheitern! Diese gesperrten Sitze machen den Umgang schwerfällig und den Verkehr oft sehr verdrießlich, aber sie haben das Gute, daß sich innerhalb ihrer Grenzen eine große Selbstständigkeit ausbildet. Im Vergleich mit Frankreich besitzt daher Deutschland eine bei weitem größere Masse von Selbstständigkeit des Verstandes, des Willens, der Sitten. Wenn es nicht immer so scheint, so rührt das daher, daß bei uns nur selten die ganze Masse zusammenwirkt; dagegen in Frankreich beständig. England ist uns zuverlässig an praktischer Einsicht überlegen, aber mit dem herrlichen Gemeingeiste, der den Deutschen fehlt, verbindet sich leider bei dem großen Haufen Albions eine Rohheit, eine Unwissenheit, wegen welcher wir England nur bedauern können. Bei seiner Nation in Europa ist die Kultur der Vernunft und der Sitten des gemeinen Mannes so weit gediehen, als unter den deutschen Völkerschaften. Auf dieser schönen Grundlage muß fortgebaut werden. Den Kanzeln und aus den Schulen läßt sich mehr in politischer Hinsicht erwarten, als von allen Konstitutionsausausschüssen in der Welt. Dem Gewissen des Volkes weichen die schlechten Staatseinrichtungen und Gesetze von selbst. Der mongolische Eroberer unterwirft sich der Sitte des eroberten Chinesen. Die Meinung wird Deutschland zwingen, in vorkommenden wichtigen Verhältnissen ein gemeinschaftlicher Körper zu seyn. Dixi.“

* In den Wiener und Pariser Noten der preußischen Bevollmächtigten, welche uns durch Zufall in die Hände gerieten, und wovon andere gewuckt erschienen sind, athmet der edelste Gemeinsinn für Deutschland.

Digitized by Google

Was Oelsner über Frankreich und die Franzosen sagt, hat ebenfalls etwas Prophetisches. Er warnt die Deutschen vor dem, was ihnen einst von Frankreich her besonders gefährlich werden soll. Nicht der Kommunismus oder Socialismus, sondern die praktischen Talente seyen es, die wir zu fürchten haben. „Die unter Bonaparte höchst begünstigten mathematischen Wissenschaften haben das Feld gefäet, und nur für gesunde Vorstellungen empfänglich gemacht. Es ist zum Erstaunen, welcher Reichthum kräftiger Talente zwischen achtzehn und fünfundvierzig Jahren aufschlägt. Irrthum wäre, zu glauben, daß die französische Jugend, vom eitlen Reformationsgeiste beseelen, unhaltbare Hirngespinnste zu verwirklichen suche. Sie hat seinen Sinn für hohle Spekulationen und schulgerechte Staatstheorien, überhaupt sind diese seit lange schon aus Frankreich in das Gebiet der Träume verwiesen. Thatsachen und Personen, darauf kommt es hier zu Lande an."

Man ersieht aus diesen wenigen Bemerkungen, welch klarer und feiner Geist hier zu uns spricht. Ein zweiter Band ist uns vom Herausgeber verheißen. Möge doch ja nichts von diesem kostbaren Nachlaße verloren gehen.

Vermischte Schriften.

Freundschaftliche Briefe von Dr. Gustav Klemm. Leipzig, Teubner, 1847.

Herr Klemm wiederholt hier, in Briefen an eine Freundin, was er in seiner umfangreichen Kulturgeschichte ausführlicher auseinandergelegt hat, die Lehre von der aktiven und passiven Menschenrace. Ihm erscheint nämlich die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit als eine Art von geschlechtlicher Verbindung, in welcher der indoukasische Menschenstamm als die aktive Race die Rolle des Mannes, die farbigen Stämme aber in ihrer Inferiorität als die passive Race die Rolle des Weibes übernommen haben. Die passive Race ist der rohe Stoff, die aktive der Geist, der sie beherrscht. Der Einfluß der aktiven auf die passive Race ist der Inhalt der ganzen Weltgeschichte. Diese Ansicht ist kein bloßes Phantasiestück, keine Kathedertheorie, sondern hervorgegangen aus einem ungemein gründlichen Studium der Racen. Herr Klemm ist in ethnographischen Dingen ein Kenner ersten Ranges. Daher er seine Voraussetzung auch durch ein überraschend reiches Detail von Thatsachen unterstützt. Da wir seiner Zeit bereits von seiner Kulturgeschichte gesprochen haben, so wollen wir uns hier nicht wiederholen.

Die passiven Völker erscheinen dem Verfasser überall als Anachthonen, als an die Scholle gebunden, nur die aktiven als Wanderer. Daher auch die uralte Völkertradition von der Wanderung aus Osten nur bei den Völkern vorkommt, welche ursprünglich passiv die Einwirkung der aktiven Race erfahren haben. „Bei allen Völkern, welche die Sage von der Herkunft aus Osten besitzen, bemerken wir eine aus verschiedenen Elementen gemischte Bevölkerung. Die große Masse der Nation, das sogenannte gemeine Volk steht geistig wie körperlich auf einer niedern Stufe als die Klasse der Herrschenden, die bald als Kriegsadel, wie bei den Germanen, bald als Priesterschaft, meist aber als beides zusammen wie im alten Aegypten und im Aztekenreiche erscheint. So finden wir in den Inseln der Südsee eine dunkelgefärbte, sehr willenlose Bollsmasse, welche durch lichtfarbige, körperlich sehr entwickelte, übermüthige und kühne Häuptlinge beherrscht wird. Auf Borneo und Ceylon haben wir ähnliche Erscheinungen. In Aegypten, in Peru und Mexike waren die Herrscher ebenfalls von weißer Farbe und aus der Fremde hereingekommen, ja wir haben in Europa noch jetzt eine ähnliche Erscheinung, obschon diese Erdtheil bereits seit Jahrtausenden durch immer erneuete Zuströmung edler Schaaren von Osten her erfüllt worden ist. Der gemeine polnische und russische Leibeigene ist von dem Kosaken, wie von seinem Edelmann eben so verschieden wie ein Kalmyke von einem Römer, wenn Sie beide nach Körperbau, namentlich Kopfbildung und Hautfarbe, so wie nach der geistigen Anlage und Gesinnung näher vergleichen wollen. Besonders auffallend tritt uns aber dieser Unterschied der Herrschenden und der Beherrschten in den ägyptischen Monumenten entgegen. Betrachten Sie mit mir die ersten Tafeln der historischen Abtheilung des Rosellinischen Prachtwerkes, welche die Portraits der ägyptischen Könige und deren Gemahlinnen enthalten, so werden Sie hier die schönsten kaukasischen Gesichtsformen bemerken, welche im grellen Gegensatz zu den Negergesichtern stehen, wie Sie z. B. bei den Gefangenen aus Oberäthiopien in den Triumphzügen, bei den Sklaven bemerken, die den heutigen westlichen und südlichen Negern vollkommen gleichen. Dieser Art sind die Erscheinungen bei den Völkern gemischter Herkunft, welche die Mehrzahl der heutigen Bevölkerung der Erdoberfläche ausmachen. Allein wir finden auch heute noch genug Völkerschaften auf Erden, welche in ursprünglicher Reinheit sich erhalten haben." Das sind die passiven Völkerschaften der Polarländer, des Innern von Afrika und Amerika, und andererseits die aktiven Völkerschaften des Kaukasus, in ihrer Wildheit doch die edelsten und schönsten unter den Menschen, so daß sie Herr Klemm sogar die geborenen Herrn der Erde nennt. Hier sieht auch der Verfasser den Ursitz der aktiven Race, von wo sie ausgegangen sey nach allen Richtungen, um Weltgeschichte zu machen. „Die passive Race finden wir in allen Erdtheilen unter allen Zonen eben so allgemein verbreitet, wie die gemeine Rasenkeule. Die aktive Race dagegen ist heimisch in den Hochgebirgen Nordeuropa's, von wo aus sie herabstieg in die Ebenen nach jeder Richtung und die Neuseeland und in die Mandschurei, bis nach den canarischen und britischen Inseln und Island vorgedrungen ist.

Wenn man diesen feuchtbaren Gedanken auf die Politik anwendet, so erhellt unfehlbar, daß die großartigen Ideen von Freiheit und Gleichheit auch nur in der aktiven Race zu Hause seyn können und daß es immer vergeblich seyn wird, sie auch auf die passive anzuwenden. Darauf, und wir glauben, daraus allein erklärt sich die durchaus bewußtlose und instinktive Zurücksetzung der Neger in den Freistaaten von Nordamerika. Die bisherige Theorie war ganz für die Neger, aber die Natur selbst war gegen sie, folglich ist auch die Theorie nicht richtig gewesen. Daselbst gilt wenigstens annäherungsweise auch von der gemeinen slavischen Race, bei der ein Freiheitsverständniß, wie es die germanische bewährt hat, sich niemals hat entwickeln oder einrichtern lassen, und die, wenn sie die Ketten der Despotie oder des Adels brach, immer nur à la Jiska und Pugatschew gerast hat.

Neben der Entwicklung der gedachten Ansicht von den beiden Hauptracen enthalten die Briefe noch mancherlei gelegentliche Bemerkungen über die Sitten und Gewohnheiten auch unserer Gegenwart, darunter manches Praktische. Unter andern wird die Sucht gerügt, auf Spekulation große Häuser zu bauen. Während die Engländer dem Erfordernis einer eigenen abgeschlossenen Wohnung nothwendig genügen, unterwirft man sich auf dem Kontinent immer mehr dem unbequemen Kasernenleben in großen viele Wohnungen umfassenden Häusern. Die Klagen eines Hausbesitzers, die hier Seite 81 mitgetheilt

Digitized by Google

werden, sind sehr ergötzlich und ganz aus dem Leben gegriffen. „Sie treten bei ihm ein. F. sitzt auf seinem alten Sopha und hat eine Schlosserrechnung vor sich. „Gut, daß Sie kommen," ruft er Sie an, „da sehen Sie einmal diese Rechnung an; ist das nicht entsetzlich! Vom ersten Januar bis Ende Juni 22 Thlr. 20 Ngr. 7 Pf. für Schlosserarbeit. Kann ich dabei bestehen? Ach, wenn ich nur das verdammte Haus los wäre! Sehen Sie nur die Rechnung durch. In der ersten Etage drei Schlösser verändert, an zwei neue Federn eingesetzt. Woher kommt das? Weil unter hundert Menschen nicht zehn es verstehen, wie man eine Thür zumachen soll. Einige werfen sie ins Schloß, das ist die schlimmste Art, andere zerren die Thür bei dem Drücker an, die sind nicht viel besser, und nur wenige wenden den Drücker, indem sie die Thür anziehen. Merken Sie ferner auf, wie unbehutsam und gewaltsam die meisten Menschen einen Schlüssel ins Schloß stoßen, umherhen oder herausreißen. In allen vier Etagen meines Hauses bin ich die einzige Person, die eine Thür schließt, wie es sich gehört. Da hören Sie, wie sie oben beim Konsistorialrath die Thüren zuwlaugen, hören Sie selbst! Jeder Schlag wird mit meinem Gelde bezahlt. Aber nicht allein die Thüren leiden davon, auch die Angeln und Bänder werden erschüttert, in den Gewänden locker gemacht, und was hundert Jahe zu halten bestimmt ist, dauert kaum zwanzig. Wie unverantwortlich nächstdem die meisten Menschen mit den Fenstern umgehen, davon könnt' ich Ihnen ganze Beispielsammlungen aufweisen. Alt und Jung, Groß und Klein rafft die Teeppen hinauf und tritt auf, als wären sie aus Diamantennäste und unangreifbar. Sie zerren an den Geländern, hängen sich wohl gar daran fest und rutschen darauf herab; sie müssen auf solche Art locker und wankelbar werden. Sage ich aber so etwas einer der Damen, so nennen sie mich ungalant; sage ich es den Kindern, so bin ich ein Menschenfeind; die Dienerschaft aber lacht mich geradezu aus. Kein Mensch z. B. glaubt mir, wenn ich sage, daß der Staat nicht minderer Aufmerksamkeit auf die Behandlung des Wassers in meinem Hause wenden solle, als er dem Feuer widmet. Es ist wahr, eine unverschämte Magd oder ein unerfahrenes Kind ist nicht im Stande, mit einer halben Kanne Wasser eine Stadt so zu zerstören, wie dies schon oft durch eine verwahrloste Kohle, ja durch einen ins Stroh gefallenen Funken der Fall gewesen ist. Allein eine sorglose Dienerschaft verursacht durch die lüderliche Handhabung der Wasserkannen, durch unnöthiges Schwenken und Waschen, durch Strehnlassen laufender Stänker, durch das Vergießen des Wassers auf Dielen und in Winkeln namenlosen Schaden. Die Feuchtigkeit zieht sich in die Räume zwischen den Dielen, greift die Balken an, Dielen und Balken faulen ꝛc.

Sehr wahr ist auch, was in Bezug auf die Kleidertrachten gesagt wird. Die alte Sitte, vermöge welcher jeder Stand unter allen Umständen seine Standestracht beibehalten mußte, „erzeugte eine naturgemäße Gesinnung, die Jeden mit Freude an seinem Berufe, an seiner Umgebung erfüllte, sie war eine der Grundstützen der Pflichttreue, dadurch, daß ein Jeder nur mit dem Abzeichen seiner Würde, seiner Pflicht erschienen mußte, war er immerdar genöthigt, auf sich zu achten und mit Würde und Besonnenheit durch das Leben zu schreiten; seine Abzeichen waren ihm nicht eine Last, sondern nur eine Unterstützung seiner Pflicht. Wie manche unbesonnene, ja bedenkliche und pflichtwidrige Handlung würde im modernen Europa unterbleiben, wenn der Staat es niemals gestattete, daß der Beamte den Dienstrock mit der Civilracht vertauschen, d. h. mit andern Worten, daß der Beamte zu Zeiten seine Pflicht an den Nagel hängen und sich gehen lassen dürfte." Das gilt von allen Ständen, nicht bloß von Beamten. Wenn der Handwerker z. B. eine ehrbare Standestracht trüge und nicht des Sonntags im Frack ꝛc. neben höhern Ständen nachäffte, würde es sich viel unnützen Luxus ersparen. Das Nivelliren in der Tracht schraubt die niedern Stände unnatürlich in die Höhe und nöthigt sie zu Ausgaben, die sie sonst nie gemacht haben würden. Es macht Personen, die auf niederer Geistesstufe stehen, über die Gebühr eitel und anmaßend. Die Hauptsache ist aber, daß es die Menschen halbirt und gewöhnt, die Hälfte ihres Daseyns nur wie eine Schauspielerrolle zu nehmen. Dabei geht der alte Ernst, die alte Würde des Standes, noch mehr aber die Stetigkeit und Behaglichkeit der Existenz verloren.

Einen tragikomischen Eindruck machen die Seufzer der Gelehrten Seite 43. Der Verfasser erinnert an die gute alte Zeit, in der die Gelehrten noch von einem Nimbus der Ehrwürdigkeit umgeben waren. „Sollte nicht in den Schulen dem künftigen Diener und Stubenmädchen eine heilige Scheu, eine tiefe Ehrfurcht vor den Werkstätten der Literatur, vor den Altären der Musen, den Schreibstuben eingeflößt werden? Aber so sind sie; sie, die Schriftsteller haben keine Achtung vor ihrer erhabenen Stellung, keine Ahnung von der Wichtigkeit ihres Berufes. Wie können sie dann Achtung von Anderen erwarten? O, wie war es sonst ganz anders, als der ehrwürdige Justus Lipsius seine Schreibsecher der heiligen Jungfrau von Hall widmete! Wie weise waren die hebräischen Gesetzgeber, welche für die, so an den Abschriften der heiligen Bücher arbeiteten, ein besonderes Arbeitsceremoniell, eine besondere Arbeitstracht vorschrieben! Wie sehr sind unsere Zeiten gesunken, wo mancher Schriftsteller in den nach Cigarren duftenden Weinstuben auf Champagnerkorkstaten mit einem Bleistiftstummel seine Carmina kritzelt; wie soll der Diener vor dem Autor Ehrfurcht haben und die hohe Wichtigkeit seines Berufes ahnen, wenn dieser frühmorgens ungewaschen und ungekämmt, in einem schadigen oder durchgesessenen, von Tinte, Oel und Tabak verunreinigten Schlafrock sich an den Schreibtisch setzt, der auch gerade einem Altar so ähnlich steht, wie eine Kartoffel dem Paris-Apfel. Wo soll der Respekt für Wissenschaft, Literatur und deren Dienerin und Werkzeugen herkommen? Das wußte gar wohl der treffliche Buffon, der sich nie anders als wohl rasirt, frisirt und sorgfältig angekleidet an seinen Schreibtisch setzte, welcher ein Muster von Eleganz war." In diesem humoristischen Tone werden nun noch allerlei Klagen aus den heutigen Lebensphären anmuthig zur Sprache gebracht.

Der Verfasser versteht nicht, als ein großer ethnographischer und kulturgeschichtlicher Sammler, auch seine eigene kleine Leben mit gutem Humor zu schildern. „Welche Fülle von Klagen erpressen nicht säumige Korrespondenten, übertriebene Rechnungen der Emballeure, Frachtstührleute und Spediteure, ungenügende Berichte über angebotene Gegenstände, haarsträubiges Schweigen auf dringende Anfragen, endlich aber auch Motten und Speckkäfer, Holzwürmer und Reisstroh unserem armen Fremd? Seine ärgsten Feinde aber sind Besucher, die Alles mit ihren Händen angreifen, die an der Aechtheit erwiesenes Dinge zweifeln, die Beerge mit Eisen oder Stein verwechseln, oder ihn fragen, ob Loanda in Amerika oder Asien liege ꝛc." Wir machen hier darauf aufmerksam, daß Herr Klemm seine Ansichten von den Naren in einer großen jetzt schon sechs Bände umfassenden Kulturgeschichte der Menschheit näher entwickelt hat und daß er in Dresden eine außerordentlich reiche Sammlung von Kulturgegenständen aller Völker und Zeiten besitzt, die erste und einzige in ihrer Art.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53. Donnerstag den 27. Juli 1848.

Reise.

Entdeckungsreise nach dem Süd-Polar-Meere in den Jahren 1839—1843. Von Sir James Roß. Deutsch von Julius Seybt. Mit Abbildung und einer Karte. Leipzig, Lorck, 1847.

Nur sehr im Allgemeinen ist das Resultat dieser denkwürdigen Entdeckungsreise durch die öffentlichen Blätter bekannt worden, daher müssen wir es mit Dank erkennen, daß die ausführliche Beschreibung nunmehr deutschen Lesern vermittelt worden ist.

Kapitän Roß hatte zunächst den Auftrag, die magnetischen Phänomene in der Nähe des Südpols zu beobachten. Wie groß ist England, daß es zu einem wissenschaftlichen Zwecke dieser Art bereitwillig zwei Schiffe über vier Jahre lang in See gehen lassen konnte. We würden wir armen Deutschen die Mittel dazu aufbringen? Gleichwohl ging der Plan von Deutschland aus. „Bekanntlich bleibt nur an wenigen Orten der Erde die Magnetnadel in paralleler Richtung mit dem Meridian, d. h. sie zeigt fast nirgends gerade nach dem astronomischen Nordpol, sondern weicht mehr oder minder nach Osten oder Westen ab; ebenso behält die Magnetnadel ihre horizontale Lage nur auf dem magnetischen Aequator bei, der zwar in der Nähe des geographischen Aequators, aber nicht parallel mit demselben liegt, und neigt sich mit ihrer Süd- oder ihrer Nordspitze immer mehr, je näher sie dem entsprechenden Pole der Erde gebracht wird, wo sie eine senkrechte Stellung annimmt; zu diesen zwei Elementen, der magnetischen Declination und Inclination, tritt noch ein drittes, die Intensität, d. h. die Stärke der magnetischen Kraft auf einem gegebenen Punkt der Erde. Außer diesen regelmäßigen Variationen sind aber noch an der Magnetnadel tägliche Störungen zu bemerken, die oft an den entferntesten Punkten der Erde gleichzeitig stattfinden. Der Wunsch, die Gesetze, welche diesen Störungen zu Grunde liegen, zu erforschen, gab Anlaß zur Gründung eines magnetischen Vereins unter Leitung des Prof. Gauß, auf dessen Veranlassung magnetische Observatorien an vielen Orten Europas gegründet wurden." Da kam ihnen England zu Hülfe. Auf Veranlassung einer Versammlung der britischen Gesellschaft im Jahr 1838 gründete nun auch die englische Regierung magnetische Observatorien in allen Welttheilen und sandte eigends zwei Schiffe, den Erebus und Terror, unter dem Befehl des Kapitän James Clark Roß, Sohn des berühmten Nordpolreisenden, nach dem Südpol ab, um dort den magnetischen Pol und alle magnetischen Erscheinungen zu untersuchen. Das Resultat entsprach zwar nicht allen Erwartungen, sofern es noch nicht erschöpfend genannt werden kann, war aber höchst schreckt für die Kunde des Erdmagnetismus. Außerdem aber führte die Reise zur Entdeckung eines großen bisher unbekannten Kontinents am Südpole mit hohen Gebirgen und einem noch thätigen Vulkane.

Die Reise ging über Madera und St. Helena. Zwischen diesen beiden festen Punkten durchschnitt Kapitän Roß den magnetischen Aequator. Dieser ist aber ein doppelter. Es ist nämlich bekannt, „daß man, indem man aus der nördlichen in die südliche Hemisphäre übergeht, auf jedem Meridian einen Punkt findet, wo die Intensität, nachdem sie allmählig abgenommen, wieder zunimmt, je näher man den höheren magnetischen Breiten kommt. Diese verschiedenen Punkte bilden zusammen einen dem magnetischen Aequator ähnlichen Kreis um die Erde, welcher gleich diesem sie in fast gleiche Hälften theilt und irrthümlicher Weise bis vor Kurzem mit dem magnetischen Aequator für identisch gehalten wurde. Auf diesem Kreise befindet sich ein Punkt, wo die Intensität am geringsten ist, und diesen aufzusuchen war unser besonderer Zweck, wobei wir noch die Richtung dieses Kreises und die Form und Ausdehnung der Linien und Ovale isodynamischer oder gleicher Intensität untersuchen sollten. Um diese verschiedenen Zwecke zu erreichen, mußten wir einen ganz andern Kurs, als den gewöhnlichen, nach St. Helena nehmen und uns der langweiligen Nothwendigkeit unterwerfen, gegen den Passatwind nach dieser Insel zu laviren, ein faules oder nie versuchtes Experiment, das unsere langsam segelnden Schiffe nur durch ein großes Zeitopfer durchführen konnten. Am 16. Dec. passirten wir den Aequator der mindesten Intensität unter 19° südl. Br., 28° 15′ westl. L., also 200 Meilen weiter nach Norden, als frühere Beobachtungen hatten erwarten lassen." Auch verfehlte Roß nicht, andere interessante Phänomene zu berichten, so namentlich eine unerklärbare Lichterscheinung, die aus der Gegend des Polarsterns ausging (S. 6), einen nächtlichen stundenlangen Regen bei vollkommen heiterem Himmel (S. 18). Den großem Interesse sind auch seine Bemerkungen über die Meeresströmungen, die noch verhältnißmäßig so wenig untersucht sind (S. 23. 25).

Die weitere Fahrt ging über die Simonsbucht (am Kap), die Prinz-Eduardeinsel, die Crozetinseln und die Kergueleninsel. In der Gruppe der Crozetinseln zeichnen sich besonders zwei aus, die unzugängliche Pinguineninsel, die von allen Seiten nur steile Wände bildet und beständig mit Fettgänsen bedeckt ist, und die Schweineninsel, wo im Jahr 1834 von einem Schiff ein Paar Schweine zurückgelassen worden waren, die sich binnen sechs Jahren so vermehrt haben sollen „daß man kaum vor ihnen ans Land kommen könne."

Unter 47° 17′ südl. Breite und 58° 50′ östl. Länge erblickte

Digitized by Google

Roß das ende antarctische Eis. In dem Maß, wie das Eis zunahm, nahm auch das animalische Leben zu. In der Treibregion herrscht tiefe Stille auf dem Meere, außer in der Nähe der wenigen Inseln. Aber das Eis zieht die Vögel, wie die Robben und Wallfische an. Daher im ewigen Winter der Pole ein überreiches Thierleben. In Bezug auf seine magnetischen Forschungen sagt Roß: „Nachdem wir die Kreuzeleninsel verlassen, passirten wir nacheinander die isodynamischen Linien 1° 5′, 1° 6′, 1° 7′ u. s. w., bis am 6. August unter 46° 44′ südlicher Breite und 128° 20′ östlicher Länge die magnetische Intensität unter diesem Breitegrad den höchsten Punkt 2,034 erreichte, worauf sie allmählig wieder bis auf 1,824 in Vandiemensland sank. Das Wetter erlaubte uns nicht, die wahre Lage des Focus der größten Intensität zu bestimmen, nach unsern Beobachtungen scheint er jedoch weiter südlich, als wo wir uns befanden, und auf einem Punkte zu liegen, zu dem wir dieses Jahr nicht gelangen konnten. Die Beobachtungen über die Declination des Kompasses während dieses Theils der Reise waren ebenfalls von nicht geringem Interesse; die westliche Declination nahm allmählig ab bis zum 8. August, wo wir unter dem 40sten Grad südlicher Breite und 134° 30′ östlicher Länge die Linie keiner Declination passirten und dann eine eben so schnelle Zunahme der östlichen Declination bemerkten. Wir fanden die Linie des Ruhörens der Declination weiter östlich als frühere Beobachtungen hatten vermuthen lassen, und im Widerspruch mit dem allgemein angenommenen allmähligen Vorrücken der isogonischen Linien in der südlichen Hemisphäre von Osten nach Westen. Professor Barlow bemerkt jedoch in seiner gründlichen Arbeit über diesen Gegenstand (Philosophical Transactions for 1837, p. 671), daß diese Linie keiner Declination, welche durch Ruhrlassen hindurch geht, sich während der letzten 60 Jahre in ihrer Lage sehr wenig verändert habe; und man scheint vermuthen zu dürfen, daß die Declination an dieser Stelle so feststehend sey, wie an der amerikanischen Küste. Jedenfalls wäre es jedoch wünschenswerth, unter günstigen Witterungsverhältnissen in regelmäßigen Zwischenzeiten Beobachtungen über die Declination zu wiederholen, um zu erfahren, ob nicht in diesen Gegenden eine rücklaufende Bewegung der isogenischen Linien begonnen habe, wie unsere Beobachtungen zu zeigen scheinen und was, wie man recht gut weiß, vor 20 bis 30 Jahren in England geschehen ist. Wir haben auch allen Grund zu glauben, daß am Kap der guten Hoffnung die westliche Declination, die seit dem Jahre 1600, wo die Linie keiner Declination hier durchging, im Durchschnitt 7—8 Minuten jährlich regelmäßig zugenommen hat, 1840 ihr Maximum erreicht habe. Nach unsern Beobachtungen im April letztgenannten Jahres war sie 28° 40′ westlich und die auf dem magnetischen Observatorium und bei meinem zweiten Besuche im April 1843 angestellten Beobachtungen zeigen bloß 28° 58′.“

Roß steuerte nicht direkt dem Südpol zu, sondern vorerst östlich bis nach Vandiemensland (Südspitze von Neuholland). Hier erfuhr er, daß sowohl der Franzose Dumont D'Urville, als der Nordamerikaner Wilkes genau den nämlichen Weg zum Südpol eingeschlagen hatten, den er nehmen wollte. „Zum Glück ließen mir meine Instruktionen bei unvorhergesehenen Ereignissen vielen Spielraum; und erfüllt von dem Gefühle, daß England den Weg der Entdeckung in den südlichen und nördlichen Regionen stets vorangegangen sey, hielt ich es für unverträglich mit dem Vorrang, den es immer behauptet hat, wenn es einer andern Nation in ihren Entdeckungen hätte nachtreten wollen. Ich entschloß mich daher schnell jede Berührung mit ihren Entdeckungen zu vermeiden, und wählte einen viel östlicheren Meridian (170° östlich), um diesem folgend zu versuchen nach Süden vorzudringen und wo möglich den magnetischen Pol zu erreichen.“

Unterwegs legte Roß auf der einsamen Enderby-Insel an, wo er die Trümmer einer elenden Hütte fand, in welcher ein englischer Deserteur mit einer Neuseländerin Jahrelang ein romantisches Robinsonleben geführt hat. Um künftigen Reisenden zu dienen, ließ Roß zu diesem Behuf mitgebrachte Schafe, Schweine, Hühner und Kaninchen aussetzen und säte Gemüse. Wieder in der Region des Eises angelangt, machte er die Bemerkung, daß das Eis am Südpol bei weitem nicht so vielfache Gestaltung und Zerklüftung zeigt, wie am Nordpol, sondern viel regelmäßiger zusammenhängt und wir einförmiger, so auch großartiger an Masse erscheint. Dennoch öffneten glückliche Winde den beiden Schiffen den Weg durchs Eis und sie gelangten zu der schönsten Entdeckung. Bald nämlich breitete sich ein hohes Festland vor ihnen aus, dem Roß den Namen der Königin Victoria gab. Den ersten hohen Berg desselben hieß er Sabine, einen zweiten von 12—14,000 Fuß Höhe Herschel. Das Land war übrigens unerreichbar, wegen der ungeheuren Gletscher, die alle Buchten ausfüllten und die Grenze zwischen Land und Meer verwischten. Deßhalb war es auch unserm Reisenden unmöglich, in der bisherigen Richtung zum magnetischen Pole weiter vorzudringen. Der mehr als 10,000 Fuß hohe unübersteigliche, ja sogar unnahbare Gebirgswall warf sich ihm in den Weg. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Lande entlang zu fahren. Bald entdeckte er einen noch höhern Berg, als alle bisherigen, den er Melbourne nannte und der einen großen Krater bildete. Neben ihm zeigt sich ein sehr spitzer Berg, Montcagle zubenannt, die beide sich hoch über die andern erheben. Am tiefsten im Süden unter 76° 6′ südl. Breite und 168° 11′ östl. Länge, so weit Roß diesmal kommen konnte, entdeckte er endlich einen noch wirklich feuerspeienden 12,400 Fuß hohen Vulkan, den er nach seinem Schiff Erebus nannte. Ein prachtvoller Anblick im Gismeer. „Um 4 Uhr Nachmittags warf der Vulkan Erebus ungewöhnlich viel Rauch und Feuer aus und bei einen höchst großartigen Anblick dar. Bei jedem Ausbruch wurde eine dichte Rauchwolke mit großer Gewalt emporgetrieben, und stieg als eine Säule von 1500—2000 Fuß über dem Krater in die Höhe, wo sich ihr oberer Theil zuerst kondensirte und als Nebel oder Schnee herabfiel. Allmählig verschwand sie, um nach einer halben Stunde von einer neuen Rauchsäule ersetzt zu werden. Der Durchmesser der Rauchsäule war unserer Schätzung nach 2—300 Fuß; so oft der Rauch sich entfernte, war die rothe Gluth, welche die Mündung des Kraters ausfüllte, deutlich zu erblicken; einige Offiziere glaubten Lavaströme zu sehen, die am Abhange des Berges herabflossen, bis sie sich unter dem Schnee, welcher ein paar hundert Fuß unter dem Krater anfing, verloren.“

Noch weiter gegen Süden vorzudringen war unmöglich, weil von dem westlich gelegenen Lande aus ostwärts ein ungeheurer Eiswall sich vorlegte. „Man kann sich keine festere aussehende Eismasse denken; nicht die kleinste Spur eines Risses war hier zu entdecken und der glänzend klare Himmel hinter ihr verrieth nur zu deutlich, wie weit sie nach Süden hinabreichte. Am Fuße der Klippen lagen viele kleinere Stücke, losgebrochen von der Gewalt der Wellen, die sich mit großem Ungestüm an der festen Schranke brachen. Nachdem wir über 100 Meilen in ganz freiem Wasser an diesem merkwürdigen Eiswalle hingefahren waren, entdeckten wir zu Mittag (29. Januar), daß er sich immer noch weiter, als das Auge sehen konnte, nach Osten erstreckte. — Dieser merkwürdige Eiswall von einer Höhe von wahrscheinlich mehr als 1000 Fuß wirft die anbrandenden Wellen zurück und spottet ihrer Wuth; es ist ein gewal-

Digitized by Google

tiges und wunderbares Phänomen und übertrifft Alles was man sich denken oder träumen könnte." Vergebens suchte Roß eine Stelle, wo er hätte überwintern können. Das Land war und blieb unnahbar, überall nur ungeheure Eiswände vorstreckend, er mußte also wieder umkehren.

Zwei Beobachtungen, die er hier so tief im Süden machte, sind noch besonders interessant. Einmal in Bezug auf die Thierwelt, die in dieser kalten Zone in der tiefsten Meerestiefe lebt. Indem Roß überall die Tiefe des Meeres sondirte, zog er aus dem Schlamm auch Thiere, Muscheln, Korallen ꝛc. hervor. Darunter waren solche, die er auch schon in der Nähe des Nordpols gefunden hatte und andere, von denen man bisher nie gehört haben würde, daß sie in so großer Tiefe und so weit vom Aequator fern noch gefunden würden. (Seite 130 und 134). Die andere Bemerkung betrifft das Südlicht. „Durch die größere Länge seiner senkrechten Strahlen und die Häufigkeit und Schnelligkeit seines Erscheinens und Verschwindens, wodurch es mehr einem diagartigen Schimmer glich, unterschied es sich sehr von dem Nordlicht; es war wieder vollkommen farblos, zeigte eine sehr starke flackernde Seitenbewegung und bildete einen ungefähr gleichmäßigen Bogen von etwa 30° Höhe, dessen Mittelpunkt westlich von uns lag. Daraus scheint hervorzugehen, daß der Hauptsitz der Aurora wie in den nördlichen Regionen nicht in den höheren Breiten, sondern wahrscheinlich unter einer Breite von 65° südlich zu suchen ist (S. 171). — Abends nach 7 Uhr zeigte sich abermals die Aurora Australis in einem glänzenden Bogen, der von WNW. nach OSO. durch das Zenith lief, und gelb mit purpurnem Saume war. Nach einer Stunde senkte sich der Mittelpunkt des Bogens allmählig nach NNO., und verschwand zehn Grad über dem Horizonte. Noch mehrere ähnliche Bogen bildeten sich nacheinander in SSW.; ihr Mittelpunkt erhob sich allmählig bis zum Zenith, und mehrere gingen darüber hinaus ehe sie verschwanden. Meistens aber wurden sie in der Höhe von 45° blaß, verloren ihre regelmäßige Form und lösten sich in schmale Streifen auf, bis sie in einer Höhe von 70° verschwanden. Der Glanz der größern Sterne erbleichte sehr unter diesem Südpolarlicht, sie waren aber durch dasselbe noch wahrzunehmen, wogegen einige der kleineren Sterne unter den glänzenden und dichteren Theilen der Aurora vollkommen verschwanden. Wie gewöhnlich folgte auf diese prachtvolle Erscheinung ein dichter Schnee, und ein heller Schimmer des Südpolarlichtes säumte die Wolken, aus welchen der Schnee fiel" (S. 163).

Nach einem Sturm im Eise, der unsere Reisenden in die äußerste Gefahr brachte, so daß sie inbrünstig beteten, kehrten sie glücklich nach Vandiemensland zurück, um hier zu überwintern und auf festem Lande weitere magnetische Beobachtungen anzustellen. Von hier begab sich Roß kurze Zeit nach Port Jackson und nach Neuseeland, um von hier aus auf einem weiter östlich gelegenen Meridian abermals gegen den Südpol vorzudringen. Diese zweite Fahrt war minder ergiebig. Sturm und Eis drohten den Schiffen von neuem den Untergang. „Um diese Zeit war uns der Terror so nahe, daß, wenn er sich auf dem Gipfel der einen Welle erhob, der Grebus sich auf der Spitze der nächsten unter seinem Lee befand; der Abgrund zwischen ihnen war mit rollenden Eismassen angefüllt, und wenn die Schiffe in die Tiefe zwischen den Wellen hinabschossen, war von dem Deck des einen die Raa des großen Marssegels des andern über dem Kamm der sich dazwischen erhebenden Welle gerade noch sichtbar; daraus kann man sich eine Vorstellung von der Höhe der Wellen und von der gefährlichen Lage unserer Schiffe machen. Die Nacht stellte sich jetzt ein und breitete ihren dunkeln Schleier über die schauererregende Scene, wodurch unsere Lage, wenn es überhaupt möglich war, nur noch hülf- und hoffnungsloser wurde; aber um Mitternacht hörte der Schnee auf, der seit mehreren Stunden dicht gefallen war, der Wind hprang nach Westen um und die Dröning legte sich." Das Titelkupfer macht diese Scene anschaulich. Roß hatte den Muth mehr als 1000 englische Meilen tief in das Eis einzudringen und kam in eine etwas höhere Breite als im vorigen Jahr, mußte aber, da der Winter heranrückte, abermals umkehren und richtete seinen Lauf diesmal nach den Falklandeinseln, um hier zu überwintern.

Auf dieser Seite des Pols und in diesem Jahre (1842) erschien ihm das Südlicht anders, weit weniger häufig und unter andern Bedingungen. „Die Seltenheit dieser Lusterscheinung während der heurigen Jahreszeit hatte uns sehr befremdet; und deßhalb war es uns um so merkwürdiger, ihr schimmerndes Licht zu beobachten, wie es über dem Gipfel der Eisklippen eine Reihe senkrechter Strahlen bildete und sich allen Unregelmäßigkeiten in dem Umriß derselben anschmiegte, als ob zwischen der Erscheinung dieses Lichtes und dem senchten Dunst, der aus den am Eisberge brandenden Wellen emporsteigt, einige Verbindung bestände uns es durch eine elektrische Thätigkeit zwischen diesem Dunste und der den Eisberg umgebenden kälteren Atmosphäre erzeugt würde."

Auf den Falklandsinseln herrschte Mangel, die Kolonie war auf weniger als 50 Seelen zusammengeschmolzen, Roß mußte ihnen von seinen eigenen noch übrigen Lebensmitteln mittheilen, bevor ein Schiff aus England neue brachte. Allein durch große Jagden auf die wilden Rinder, die sich auf den Inseln verbreitet haben, versorgten sie sich mit Fleisch. Auch die Flora der Inseln wird ausführlich erörtert und besonders Ausmerksamkeit dem Tussockgrase gewidmet, welches überaus reiche und dem Vieh angenehme Nahrung gibt, aber in England, wohin man es verpflanzt hat, bis jetzt noch nicht sonderlich gediehen ist und namentlich deßhalb nicht den erwünschten Vortheil verspricht, weil es viele Jahre braucht, bis es die gehörige Größe erreicht. — Bei guter Jahreszeit fuhr Roß wieder ab, passirte das Kap Horn, besuchte die nahe dabei liegende Eremiteninsel und drang zum drittenmal gegen Süden vor. Diesmal entdeckte er wieder Land, die von ihm sogenannte Reinainsel, weil sie ganz dem europäischen Berge dieses Namens gitch, und die Darwin-Insel. Ferner unterfuchte er genauer das schon von Dumont d'Urville entdeckte Joinville- und Ludwig-Philippsland. Aber auch hier konnte er nur bis zum 64° 24, südl. Breite und 55° 11' westl. Länge vordringen, indem das Eis ihn hemmte. Er kehrte daher über Rio de Janeiro nach England zurück, nachdem er noch unter 15° 31' südl. Breite und 23° 14' westl. Länge mit 4600 Faden oder 27,600 Fuß keinen Grund gefunden hatte, die größte Tiefe des Meeres, die bis jetzt mit Gewißheit festgestellt ist."

Sternkunde.

Beiträge zur Dynamik des Himmels, in populärer Darstellung von Dr. J. R. Mayer, Stadtarzt in Heilbronn. Heilbronn, Landherr, 1848.

In dieser kleinen Schrift wird die sinnreiche Hypothese durchgeführt, derzufolge das Sonnenfeuer, um immerfort in Thätigkeit sein zu können, fortwährend durch hineinfallende Kometen, Aërolithen, Sternschnuppen und durch die Aether-

Digitized by Google

materie gesetzt werde. Von vorn herein verwirft der Verfasser die Ansicht, nach welcher die Sonne ein kalter Körper ist, dessen Atmosphäre selbst kalt seyn kann, obgleich sie leuchtet und wärmt. Er nimmt dagegen an, die Sonne sey ein wirkliches Feuer und brenne immerfort. Anders lasse sich ihr Leuchten und Wärmen nicht erklären. Es komme nun darauf an, den bisher geltend gemachten Einwurf zu beseitigen, daß, wenn die Sonne brenne, sie auch ihr Brennmaterial allmählig verzehren müsse. Und in dieser Beziehung hat sich der Verfasser ausgedacht, wie das Feuer auf einem Herde durch immerwährendes Zuschieben von Steinkohlen oder Holz unterhalten werde, so auch in der Sonne durch stetes Zutreten brennbarer Massen aus der Peripherie, deren Centrum die Sonne ist. Er legt dabei eine allgemeine Centripetalkraft zu Grunde.

„Der Raum unseres Sonnensystems, sagt er S. 10, ist mit einer großen Zahl punctirter Objecte bevölkert, die dem Newton'schen Gravitationsgesetze gemäß sich dem Schwerpunkte der Sonne zu nähern streben und bei ihrer Annäherung an denselben mehr und mehr in Bewegung gerathen. Eine im Anziehungsbereiche der Sonne befindliche, anfänglich ruhende Masse wird der Anziehung folgend in Bewegung kommen und wenn nicht noch anderweitige Einflüsse statt finden, in geradem Laufe auf die Sonne hinabstürzen. In der Wirklichkeit kann aber eine solche geradlinige Bahn kaum je vorkommen, wie man sich leicht durch ein Experiment versinnlichen mag. Wird nämlich ein Gewicht an einem Faden so aufgehangen, daß es nur in einem einzigen Punkte den Boden berühren kann, und wird dieses Gewicht auf einer gewissen Höhe bei angespanntem Faden seiner Schwere überlassen, so steht man beinahe ohne Ausnahme, daß dasselbe in seinem schiefen Falle jenen Punkt, dem es vermöge der Anziehung der Erde zustrebt, nicht wirklich erreicht, sondern vielmehr längere Zeit um denselben in einer krummen Bahn herumläuft. Der Grund dieser Erscheinung liegt einfach darin, daß die geringste Ablenkung von dem kürzesten Wege, z. B. der Widerstand der Luft gegen eine nicht vollkommen gleichförmige Oberfläche u. s. w., jenes Zusammentreffen hindern kann, und daß eine einmal vorhandene Ablenkung, solange das Gewicht in Bewegung bleibt, sich fort und fort erhält. — Einen solchen Widerstand angenommen, so haben diese wandernden Himmelskörper in der Peripherie des Sonnensystems ihre Wege, im Centrum ihr Grab, und wie lange auch die Dauer und wie groß auch die Zahl ihrer Umläufe seyn mag, so werden durchschnittlich in einem gewissen Zeitraume ebenso viele Massen auf der Sonne anlangen, als früher einmal in einem gleichen Zeitraume in ihren Anziehungsbereich eingetreten sind. Alle diese Massen stürzen mit einem heftigen Stoße in ihr gemeinsames Grab. Da nun keine Ursache ohne Wirkung besteht, so muß auch jede dieser kosmischen Massen, ebenso wie ein zur Erde fallendes Gewicht, durch ihren Stoß eine, ihrer lebendigen Kraft proportionale Wirkung, eine gewisse Menge von Wärme, hervorbringen. In die Berechnung also von einer den weiten Himmelsraum durch Anziehung beherrschenden Sonne, von allenthalben im Universum verbreiteten wägbaren Materien und von einer die Welt erfüllenden widerstandleistenden ätherischen Substanz, an diese Vorstellungen knüpft sich mit innerer Nothwendigkeit eine andere, nämlich die von einer fortdauernden, unerschöpflichen Erzeugung von Wärme auf dem Centralkörper dieses kosmischen Systemes."

Sodann führt der Verfasser aus, welche ungeheure Wärme in der Sonnenmasse immer neu erregt werde, so wie die Aëroiden ꝛc. in sie hineinstürzen. „Wir kennen einerseits den auf der Oberfläche der Erde herrschenden gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Fallhöhe, Geschwindigkeit, lebendiger Kraft und Wärmeerzeugung, setzen wiederum an die Stelle der Erde die 350,600 Mal massenreichere Sonne, an die Stelle einer Fallhöhe von einigen Metern kosmische Höhen und finden eine alles irdische Maß übersteigende Wärmeentwicklung. Da wir nun anderseits Gründe genug haben, einen solchen kosmisch-mechanischen Proceß als thatsächlich anzunehmen, so haben wir eine, und zwar die bis jetzt einzig haltbare, Erklärung von der Entwicklung der Sonnenwärme gefunden."

Im Zodiakallicht erkennt der Verfasser den gegen den Aequator der Sonne sich zusammendrängenden Aether, dessen standartige Aeome das Sonnenfener eben so nähren, wie die schlemartigen Massen der Asteroiden. In den Sonnenflecken erkennt der Verfasser die Stürzungen, welche in der Photosphäre der Sonne durch das Eindringen äußerer Massen bewirkt werden. „Man wird von selbst darauf geführt, die Entstehung der Sonnenflecken und Fackeln darin zu suchen, daß durch höchst gewaltsame meteorische Processe, zu welchen auf der Sonne alles Material vorhanden ist, und zum Theil wohl auch durch die unmittelbare Einwirkung ganzer Aëroidenschwärme u. s. w., den lichtgebenden Ocean einerseits in seinen Tiefen aufgewühlt, anderseits zu Bergen aufgethürmt wird. Die auf solche Weise bloß gelegten tieferen und mehr abgekühlten Schichten des Sonnenkörpers mögen uns dann als Flecken, die aufgewerfenen Gebirge aber als Fackeln erscheinen. — Noch ist des merkwürdigen Umstandes Erwähnung zu thun, daß die Flecken in eine Zone eingeschlossen erscheinen, die sich etwa auf 30° zu beiden Seiten des Sonnenäquators erstreckt. Der Gedanke liegt nahe, jene solaren, die Flecken und Fackeln bedingenden Processe sowohl mit der Rotationsgeschwindigkeit der Sonnenoberfläche, als auch mit den auf der Zodiakallicht-Welke niederstürzenden Massen in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen und hieraus die Beschränkung der Sonnenflecken auf die Aequatorialzone abzuleiten." Dabei bleibt es jedoch immer noch räthselhaft, mit welchen Mitteln die Natur die den Polarzonen wie der Aequatorialgegend zukommende Gleichförmigkeit des Ausstrahlungsvermögens der Sonne bewirkt hat."

Wie uns dünkt, bleibt hier noch mehr räthselhaft. Die Hypothese des Verfassers ist genial, aber sie erschöpft das Thema nicht. Freilich hat sie indeß jedenfalls der Gedanke, die mechanische Wechselwirkung zwischen der Sonne und ihrer Peripherie durch eine physische zu ergänzen und die kosmische Meteorologie wenn dieser Ausdruck gebraucht werden darf, mit der Oberfläche der Sonne in dieselbe Verbindung zu bringen, wie die terrestrische Meteorologie schon längst auf die Oberfläche der Erde bezogen ist.

Gegen die Verbrennungstheorie darf im Allgemeinen eingewendet werden, daß sie mit der Voraussetzung, die Sonne sey von denkenden Wesen bewohnt, nicht wohl vereinbar ist. Der Geist strändt sich aber, anzunehmen, daß die große prachtvolle Sonne, der herrschende Centralkörper unseres Systems, bloß ein Ofen seyn sollte, an dem sich die Bewohner der kalten Planeten zu wärmen hätten. Ein nicht nur natürliches Gefühl, sondern eine gewisse logische Nothwendigkeit zwingt uns, der Sonne ein noch reicheres organisches Leben und eine noch höhere Geisteswelt zuzumuthen, als allen Planeten. Aber auch von rein physikalischem Standpunkt aus ist die Erzeugung des Sonnenlichts nicht zu vermechseln mit den terrestrischen Verbrennungsprozessen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54. Dienstag den 1. August 1848.

Politische Literatur.

Konstitutionelle Monarchie und Volkssouverainetät. Eine Frage der Zeit als Beitrag zur Begründung des neuern Staatsrechts. Besprochen von Heinrich Zöpfl. Frankfurt a. M., Brönner, 1848.

Alles dreht sich jetzt um die Frage: ob konstitutionelle Monarchie, ob Republik? Auch der als Staatsrechtslehrer und Publicist rühmlich bekannte Verfasser der vorliegenden Flugschrift gibt deßfalls sein Votum ab. Wenn er sich für die konstitutionelle Monarchie entscheidet, so übersieht er doch deren schwache Seiten nicht. Ja er spricht sich gleich im Eingange so scharf darüber aus, daß man versucht wird zu glauben, er beabsichtige eine Vertheidigung der Republik auf Kosten der konstitutionellen Monarchie. Denn er sagt: „Das bisher konstituirende Monarchie genannte System war in Deutschland so weit es verkam, Nachahmung des französischen Systems: und dieses System mußte denjenigen deutschen Staaten, welche noch nicht einmal über die altlandständische Verfassung hinaus gerückt waren, oder sogar diese nicht einmal wieder erhalten hatten, sogar noch als ein Ideal erscheinen, weil es doch einigermaßen in den Bedürfnissen der Zeit, in den Verhältnissen der Gegenwart gegründet war, wenn es gleich im Uebrigen mit Halbheiten geschwängert, und anfatt aus dem Vertrauen, aus dem Mißtrauen erwachsen, den Keim seiner baldigen Zerstörung in sich selbst trug.“ Der Verfasser wundert sich nicht, daß bei dieser Abhängigkeit der Deutschen von den Franzosen auch die neue Bewegung aus Frankreich sich wieder nach Deutschland fortgepflanzt hat. Das würde uns nun blindlings zur Republik führen, ohne daß wir eigentlich wüßten, ob wir dazu reifer sind als zur konstitutionellen Monarchie, oder ob die republikanische Form überhaupt die für uns angemessenere sey.

Deßhalb ruft der Verfasser seinen deutschen Landsleuten zu, sie sollen sich doch besinnen, was sie thun, und ehe sie Alles und jedes Neue von den Franzosen annehmen, doch einmal in die eigene Brust greifen. „Deutschlands Aufgabe ist es jetzt, dafür zu sorgen, daß seine politische Bewegung keine Rachäfferei von Frankreich werde; wir müssen mit aller, mit gesammter Kraft dahin streben, daß wir nunmehr den Weg einer nationalen, einer selbstständigen Entwicklung mit Bewußtseyn unserer Nationalität und zur Kräftigung derselben betreten, und daß alles, was wir beginnen, im eigenen deutschen Geiste und mit Rücksicht auf unsere besondern deutschen Verhältnisse unternommen und ausgeführt werde.“

Wenn politische Freiheit allein in der Republik möglich wäre, würde sich der Verfasser für diese entscheiden. Aber er bemerkt, daß die konstitutionelle Monarchie der Freiheit mehr Garantie darbiete, wie die Republik, in der mehr oder weniger immer eine Meinungstyrannei geübt und neben dem geschriebenen Gesetz das Lynchgesetz gehandhabt wird, wenn überhaupt die Republik möglich und nicht durch ihre Uebertreibungen alsbald wieder in Militärdespotie und Reaktion umschlägt. Er sagt: „Darüber, daß dem Volke alle jene Rechte werden sollten und werden müssen, wie dieselben dem Bürger einer Republik zustehen, ist gegenwärtig in Deutschland keine Meinungsverschiedenheit mehr: dieß verlangen Alle, und darüber, daß dieß gewährt werden muß, waltet auch kein Zwiefpalt mit den Regierungen ob: dieß ist auch in den meisten deutschen Staaten bereits vollständig gewährt.“ Nun das ist die Frage, ob alle diese Rechte bestehen können, ohne daß auch die republikanische Form eingeführt werde? Der Verfasser bejaht es. Er spricht mit Wärme für die konstitutionelle Monarchie, in welcher beide Extreme zugleich, die Reaktion und die Wühlerei neutralisirt werden.

Ohne sich unnütz in Theorien zu verlieren, faßt der Verfasser die Frage praktisch auf. So sagt er unter anderm: „Die konstitutionelle Monarchie wird, weil sie ein über den Parteien stehendes stabiles Element in sich hat, den arbeitenden Klassen die gebührende Stellung sogar besser gewährleisten können, als die reine Republik, in welcher der Gegensatz des Bürgerthums (der sogenannten Bourgeoisie, d. h. der Besitzenden, der Kapitalisten, der Geschäftsherrn, der Handwerksmeister) gegen den Arbeiter nothwendig schroffer hervortreten muß, und fast nie ohne blutige Kämpfe und Gewaltthaten und nur auf Augenblicke ausgeglichen werden kann, um sich sofort in Kurzem wieder zu erneuern. Wir sind daher der Ansicht, daß die Lösung der socialen Frage, welche wir für das dringendste Bedürfniß, für die ernstlichste und wichtigste Aufgabe unserer Zeit halten, nicht nur die Einführung der reinen Republik nicht als Vorbedingung fordert, sondern daß ein solches Ereigniß, wegen der unberechenbaren, aber sicheren Erschütterung des öffentlichen Kredites und des Nationalwohlstandes, die Lösung jener Frage in Deutschland unter den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus nicht fördern, sondern nur dieselbe erschweren und verzögern könnte.“

Eben so richtig ist die Bemerkung, daß die Republik, die nicht, wie in Amerika, auf das Bürgerthum und die Ordnung, sondern auf das Proletariat und die Anarchie gegründet wird, auch nichts Dauerhaftes in sich hat, sondern nothwendig zur Diktatur und Reaktion führen muß. „Wird die reine Republik nicht von Haus aus, wie dieß in Nordamerika der Fall war und noch ist, auf der Grundlage eines bestehenden Bürgerthums aufgestellt, will sie im Bunde mit dem Kommunismus eingeführt werden, dann kann mit dem Sturze des Königthums durch diesen unnatürlichen Bund über kurz oder lang nur Anarchie

Digitized by Google

herbeigeführt werden, und diese wird sodann nothwendig einer Reaktion den Weg bahnen, welche die Zustände unter dem muthwillig geführten konstitutionellen Königthum vergeblich zurücksehnen, und das leichtsinnige und unzeitige Wegwerfen der konstitutionell-monarchischen Institution schmerzlich bedauern lassen wird! Diejenigen, welche jetzt die reine Republik gewaltsam, aber in der redlichen Absicht herbeiführen wollen, dadurch einen bleibenden Zustand der Freiheit, der Ordnung, der Gesetzlichkeit und des allgemeinen Wohlstandes, einen Zustand der vollkommensten bürgerlichen Behaglichkeit zu gründen, müssennen die Geschichte aller Republiken, in welchen einmal der Gegensatz von besitzenden und besitzlosen Massen zur Thatsache geworden ist — und mit dieser Thatsache würden wir unsere Republik eröffnen! Wo diese Thatsache vorhanden ist, da läßt sich die Geschichte aller Republiken mit zwei Worten beschreiben: fortwährender Kampf der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden, Aufreibung der Staatskräfte in diesem Kampfe, Verarmung der Besitzenden ohne die Nichtbesitzenden reich zu machen, enige innere Zerrissenheit, endlich nothwendiger Untergang unter dem Joche des Auslandes. Man lese die Geschichte der griechischen Republiken; so sind sie unter die Herrschaft Macedoniens und Roms gefallen; man lese die Geschichte der römischen Republik: so ist Rom unter die Herrschaft der Barbaren gekommen. Blicken wir nach dem, was uns zunächst liegt, nach der Schweiz: welche unglückliche Stellung haben nicht diese Republiken bereits dem Auslande gegenüber, und wie lange wird es dauern, bis Frankreich die ganze östliche Schweiz, Genf, Neuschatel, vielleicht sogar Bern an sich gerissen hat? Wollen wir uns schmeicheln, daß wir, wenn wir heute in irgend einem deutschen Lande — (und zunächst kann nur von Ländern die Rede seyn, die an Frankreich grenzen) — die Republik im Bunde mit dem Kommunismus errichten würden, der französischen Herrschaft auch nur noch für Monate entgehen könnten? Der Kommunismus hat keinen Vaterlandsbegriff und kann keinen haben, er hat keine Nationalität, er stredt vielmehr, dieß alles zu vermischen, und eben darin liegt seine Unnatur!"

Freut sich nun der Verfasser, daß sich die Vertreter des deutschen Volks in Frankfurt für die konstitutionelle Monarchie auf der breitesten demokratischen Grundlage, oder für die Volkssouveränetät mit monarchischer Spitze entschieden haben, so legt er zugleich den größten Werth auf das Zusammenhalten der ganzen Nation und redet den Winkelkonstitutionen keineswegs das Wort, so verlangt S. 13 ausdrücklich die Einschmelzung der deutschen Dynastieaaten.

Das sind nun alles ganz richtige und vernünftige Ansichten, es sind sogar die Ansichten der bedeutenden Mehrheit, wie sie sich in Frankfurt geltend gemacht hat. Allein wer möchte voraussagen, ob diese Ansichten sich auch ferner werden behaupten und durchführen lassen? Die Konstitutionellen dürfen sich eingestehen, daß es mehr noch eine alte Gewohnheit und vis inertiae gewesen ist, was ihnen die Mehrheit verschafft hat, als ihre eigene Umsicht und Thatkraft. Sie haben die Probe noch lange nicht überstanden. Wir dürfen uns zwar wohl allerseits überzeugt halten, daß nach noch so wilden Krisen und wenn wir den ganzen Kreislauf der Anarchie sammt der Militärdiktatur durchgemacht hätten, die politische Magnetnadel ganz gelinde wieder zum Pol der konstitutionellen Monarchie hinlenken würde, die sich in England seit Jahrhunderten als dauerhaft bewährt hat und zu der auch Frankreich nach seiner zweiten Revolution eben so unvermeidlich zurückkehren wird, wie nach seiner ersten. Wir fragen also nicht, ist die konstitutionelle Monarchie für die größern civilisirten Staaten Europas überhaupt die passendste Staatsform, was wir als ausgemacht voraussetzen. Wir fragen vielmehr nur: wird sich die konstitutionelle Monarchie in Deutschland zunächst halten können und nicht in einem, wenn auch nur vorübergehenden Sturm der Anarchie untergehen, um erst später, wenn Krieg, Diktatur und Reaktion durchgemacht sind, als das Natürliche wieder zum Vorschein zu kommen?

Doch vielleicht ist auch das nicht einmal die wahre Frage. Vielmehr ist, worauf alles ankommt, die Möglichkeit, das bisher uneinige Deutschland auf die Dauer zu vereinigen, gleichviel in welcher Form. Dem wahren Patrioten muß die Nationaleinheit viel wichtiger seyn, als die Staatsform. Gerade so denken auch unsere Nachbarn. Es ist ihnen sehr gleichgültig, ob Deutschland absolutistisch, konstitutionell oder republikanisch regiert wird, wenn es nur nicht einig ist! Das allein sehen sie ungern, das allein droht ihnen Gefahr. So gewiß Rußland keinen Anstand nehmen würde, einer monarchischen Einheit Deutschlands gegenüber republikanische Oppositionen zu unterstützen (wie es früher in Polen that), eben so gewiß würde Frankreich einer republikanischen Einheit Deutschlands gegenüber dynastische Oppositionen unterstützen. Ja wer steht uns dafür, daß nicht schon in kurzer Zeit eine neue französische Regierung sich zum Protektor fürstlicher Sonderinteressen in Deutschland aufwirft, gemäß der nämlichen Politik, welche Napoleon einst in Bezug auf die Souveränetät der einzelnen Rheinbundsstaaten und Schweizerkantone geltend machte? Es muß ja den Franzosen viel lieber seyn, wenn wir Deutsche getheilt bleiben. Wer möchte haben sie sich mehr zu fürchten, als vor unserer Einigkeit, und zumal vor einem leidenschaftlichen Aufschwung in republikanischem Geiste und mit republikanischer Rücksichtslosigkeit. Lamartine muß unsere Einheit noch als sehr unzuverlässig und unsere Gesammtkraft als noch sehr schwach erachten, daß er unlängst eine Allianz zwischen Frankreich und Deutschland sogar um jeden Preis verlangte. Wären wir einig und im Vollbesitz unserer nationalen Macht, so würde Frankreich uns auf Leben und Tod bekämpfen und eben so viel Allianzen gegen uns aufbieten müssen, wie England seiner Zeit im Kampf gegen die französische Revolution und Napoleon gethan hat. Wir dürfen deßhalb nur in die eigene Geschichte unseres Volks zurückblicken. So lange Deutschland ein einiges großmächtiges Reich unter seinen Kaisern war, hatte Frankreich nie Frieden mit uns, sondern bot Italiener, Slaven, Ungarn, Dänen, den Papst, die Türken, Himmel und Hölle gegen uns auf und ruhte nicht, bis es Deutsche gegen Deutsche selbst bewaffnet hatte. Diese Rolle muß und wird Frankreich wieder übernehmen, sobald ihm die Gefahr, Deutschland könne wirklich und wahrhaftig einig werden, klar wird.

Wenn diese großen Thatsachen der auswärtigen Politik, die unvermeidlichen Phänomene der europäischen Gravitation sich bemerklich machen und mit ihrer ganzen Last auf Deutschland wirken werden, dann wird die Frage „ob konstitutionelle Monarchie, ob Republik" nur noch eine sehr untergeordnete, oder vielmehr sie wird faktisch entschieden seyn, entweder durch das Unglück der über uns gekommenen Fremdherrschaft, oder durch das Glück eines siegreichen deutschen Diktators.

Deßwegen wiegt auf der Wagschale des Schicksals der neulich beschlossene der deutschen Nationalversammlung, das deutsche Heer auf 760,000 Mann zu bringen, ungleich schwerer, als viele andere Beschlüsse, die sich nur auf das Formelle des Staatslebens beziehen; des gänzlich unnützen Geschreis der Volksversammlungen und Klubbs nicht zu gedenken. In letzter Instanz werden nur die Kanonen entscheiden; wohl dem, der sie hat und am besten zu bedienen versteht! Denn die künftige Reichsverfassung Deutschlands wird nicht gegenwärtig in Frankfurt gemacht, sondern es wird in Frankfurt nur versucht, ob man so weit einig werden kann, eine nationale Macht zu schaffen, die im

Digitized by Google

Stande wäre, Deutschlands langgekränkte und vergessene Rechte gegen das Ausland wieder geltend zu machen, wobei es sich ganz von selbst verstehe, daß die künftige Verfassung nur vom Sieger diktirt werden wird, daß sie aber, wenn Deutschland siegreich aus dem unvermeidlichen europäischen Kampfe hervorgeht, wahrscheinlich wieder ein Kaiserthum mit verfassungsmäßigen Bürgschaften und demokratischer breiter Unterlage seyn wird.

Ohne dem guten Willen, Verstand und Geschick der verschiedenen dermaligen Verfassunggeber und Berather Deutschlands im geringsten zu nahe treten zu wollen, glauben wir doch nicht, daß ihre Arbeiten zunächst ein dauerndes Resultat erzielen werden, sondern daß lediglich auf die Spitze der Waffen gestellt werden wird. Eben so sprechen wir unsere tiefste Verehrung und innigste Liebe jenem volksthümlichen Erzhergoge aus, dem wir auf seinen steilen Pfaden in den deutschen Alpen immer so gern gefolgt sind. Wir glauben er hat dort eine Luft der reinen Freiheit geathmet, gegen welche die gegenwärtige Volksfreiheit in Wien sich wie ein dicker Gestank verhält. Wir trauen seinem echtdeutschen Gemüth, seinem klaren Geiste die kaiserlichsten Eigenschaften zu. Aber wir beneiden dennoch die Franzosen um ihren jungen General Cavaignac.

Wer unter uns Deutschen die Centralgewalt schwächen will durch peinigende und alle Thatkraft fesselnde Verbeballe, seyen es dynastische oder demokratische, der würde Deutschland am wehesten thun und seine glorreiche Zukunft am meisten in Frage stellen. Aus demselben Grunde sind alle die, welche eine vage Volksbewaffnung anstatt einer festen Linie verlangen, ohne es selbst zu wissen, Bundesgenossen des Auslandes. Wer aus Furcht vor Reaktionen im Innern die Armee schwächt, die allein Deutschland nach Außen schützen kann, gibt Deutschland von vorn herein Preis. Wer es aus Oekonomie thut, der spart sein Hab und Gut nur für die Plünderung durch äußere Feinde auf. Es wird in sehr kurzer Zeit Allen klar werden, daß die kleinlichen Eifersüchteleien und Mäckeleien des bisherigen deutschen Radikalismus grassirig auf die Seite geworfen werden müssen, wenn die deutsche Nation eine Macht werden soll, und daß die Männer, die jenem System des Mißtrauens und Marktens noch anhängen, nicht berufen und befähigt sind, die Zukunft Deutschlands zu bestimmen.

Das deutsche Parlament in Frankfurt braucht nicht potenzirte badische Abgeordnete und potenzirte Leipziger Publicisten, sondern Staatsmänner im englischen Sinn. Das große Vaterland wird dort nur zu oft behandelt wie vorher das kleine Vaterländchen, mit ängstlicher Sorge für liberale Lieblingsbegriffe, die nur die innere Politik betreffen, und ohne ein grossartiges Verständniß der auswärtigen Politik. Sonst würde man sich in Bezug auf Skandinavien und Italien ganz anders geäußert, dort sehr viel, hier nichts nachgegeben haben.

Der Haß gegen das kleine Dänemark war übertrieben. Er war unpolitisch, weil wir dadurch ganz Skandinavien gegen uns aufgebracht haben, dessen wir wohl noch gegen die Russen bedürfen würden. Er war unwürdig, weil ein so kleiner Staat wie Dänemark, wenn er gegen die ganze große deutsche Nation aufbegehrt, doch eigentlich nur der Verachtung und nicht eines Hasses werth ist, den man nur gegen Gleiche oder noch Mächtigere hegen kann. Man hätte also die Dänen wohl fühlen lassen können, wie viel sie eigentlich werth sind, ohne darum die natürliche skandinavische Politik, die uns Deutschen geneigt und Rußland abgeneigt seyn muß, dabei aufs Spiel zu setzen. Das Urtheil der Geschichte wird seyn, daß wir die dänische Angelegenheit nicht staatsmännisch, sondern studentisch behandelt haben.

Eben so hat man gefehlt, indem man nicht nur nicht von vorn herein die österreichische Angelegenheit in Italien zur deutschen gemacht, sondern wohl gar seinen Beifall über die Niederlagen der Oesterreicher durch die Italiener bezeugt hat. Herr Gfrörer hat kürzlich in Frankfurt den äußerst beschreidenen Antrag gemacht, wenigstens Beredig für Deutschland zu retten, indem man es zu einer deutschen Reichsstadt erklären sollte. Uns genügt dieser Vorschlag nicht, Venedig wäre ohne die Lombardei gar nicht für uns zu behaupten. Wir müssen alles behalten, was wir gehabt haben, sonst verlieren wir das adriatische Meer, stellen Tirol bloß und überlassen die Schweiz, unser natürliches Bollwerk, ausschließlich fremdem Einflusse. Zudem haben wir ein Recht an die Lombardei, welches noch weit besser begründet ist, als das Recht der Franzosen auf Lothringen und Elsaß. Weiter gehört hieher, daß man auf die russischen Bewegungen an der untern Donau nicht Acht gegeben hat. Soll der Czaar seinen Plan im Orient thatsächlich vollziehen und uns auslachen dürfen, während wir dahier über Monarchie und Republik zanken? Statt der entsetzlich vielen Freiheitswächter, die darüber wachen, daß jeder Tropf des Nachts jedem Tropfe eine Katzenmusik bringen darf, sollten wir einen großen Wächter deutscher Sache und Ehre im Ministerium unserer auswärtigen Angelegenheiten und einen zweiten an der Spitze unserer Heere haben.

Das Kleine wird in Deutschland noch viel zu groß, das Große noch viel zu klein behandelt. Das Urtheil ist verrückt, die Männer sind auf ganz andere Plätze gestellen, als wohin sie gehören. Wenn es so weit gekommen ist, so kann nichts mehr helfen als Krieg. Im Krieg allein scheiden sich die brauchbaren Männer von den unbrauchbaren. Aber wehe uns, wenn ein Krieg begonne unter den Auspicien von Parteien, die etwas anderes als ausschließlich Deutschlands Macht und Ehre im Augen haben. Dann könnte die Demokratie ihre Schlacht bei Jena erleben, wie sie weiland die Autokratie erlebt hat. Und die parteiische Wiedergeburt müßte noch einmal aus schweren Niederlagen hervorgehen. Wir fürchten, es wird so kommen. Denn wo wollen wir in dem wüsten Treiben des Tages die Tugend wiederfinden, die uns so ganz und gar abhanden gekommen ist, außer im Unglück? Keine Mahnung, keine Rede, keine Schrift hilft mehr, der Unsinn schwingt phantastische Standarten und brüllend folgt die Menge in den Abgrund. Dort erst kommt man wieder zur Besinnung.

Länder- und Völkerkunde.

1) Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Herr Stieglitz tritt hier als ein sehr warmer und beredter Lobredner Pius des Neunten auf und zweifelt auch nicht, daß dessen liberale Reformen vom glücklichsten Erfolge gekrönt seyn werden. Nur das päpstliche Anathschreiben vom 9. November 1846 kann er nicht verschmerzen, diese altbierarchische Sprache scheint ihm mit dem politischen Liberalismus seiner Heiligkeit in gar zu großem Widerspruche zu stehen und seufzend ruft er aus: so soll denn nimmer ein Paryl Gbibelline werden. Wir wollen uns auf das weitläuftige Kapitel hier nicht näher einlassen und bemerken nur, daß die Frage der innern Politik Italiens, der wohlthätigen Reformen in der Arminstration,

Digitized by Google

Justiz, Finanzverwaltung ꝛc. scharf getrennt werden muß von zwei ganz andern Fragen, nämlich erstens von der Frage der Kirche und zweitens auch von der Frage der Nationalität und der auswärtigen Politik.

Das Buch enthält ferner mannigfaltige Genrebilder aus dem römischen Volksleben. Der Karneval, seit Goethe so oft geschildert, bietet doch unerschöpflich immer neue Seiten dar, und wir lesen seine Beschreibung auch hier mit Vergnügen. Wie lebendig der Verfasser darstellt, möge folgendes kleine Bild beweisen: „Eine unerschöpfliche Fülle heiteren Lebens ruft der Kampf der Blumen hervor. Schon daß überall dergleichen in großen Massen zu Kauf geboten werden, erhöht die Festlichkeit der Schauplätze des bewegten Treibens und wandelt den Corso und die angrenzenden Hauptstraßen in einen reichgeschmückten Frühlingsgarten um. Da werden ganze Körbe voll bunter Sträuße in die Wagen eingenommen; da füllen die Fußgänger sich Taschen und Hände mit so vielen, als sie nur irgend zu fassen vermögen. Auch die Schenen auf den Seitensitzen, auf Balkonen und an Fenstern sind mit reichlichem Vorrath versehen. Jetzt fällt die eine als besonders ansprechend ins Auge; du schleuderst ein Sträußchen gegen sie ab; es erreicht sein Ziel nicht und verliert sich unbrachtet unter der Menge; ein anderes prallt vom Fensterbord zurück und fällt einem auflauernden Straßenbuben in die Hände. Nun hat die Erkorene deinen ihr zugewendeten Eifer bemerkt, sie sieht, wie du das beste Sträußchen deines Vorraths auswuchst und zu einem dritten Wurfe ausholst; sorglich sucht sie deine Gabe zu erhaschen; aber das ihr zugedachte Pfand wird von einer rascher zugreifenden Nachbarin erfaßt. Die um ihre Beute Gekommene weiß besser zu zielen, und im Nu hältst du freudig Ueberraschter ein sauber gearbeitetes Bouteschen oder ein allerliebstes Miniaturkörbchen, versehen mit einem ausgeschnen Strauß in Händen. Nun wächst dein Eifer; du willst um jeden Preis ein Pfand deiner Zuneigung im Besitz der freundlich beifallklächelnden Erkornen wissen; und trotz dem wachsenden Drange um dich her ruhest du nicht, bis eine Blume, ein besonders auserlesenes Confette zu ihr gelangt und mit holdester Grazie zu Dank aufgenommen ist. Vielleicht beglückt dich noch ein Strauß mit einer Schleife, vielleicht wälzt der immer sich mehrende Zudrang der Wagen und Fußgänger dich widerwillen weiter."

Der Hauptwerth der vorliegenden Reisebeschreibung liegt wohl in den Charakteristiken der neuern in Rom lebenden Maler und Bildhauer und ihrer Werke. In dieser Beziehung ist das Buch sehr belehrend und reichhaltig. Doch können wir die Grundanschauung nicht theilen, von welcher Herr Stieglitz ausgeht. Er ordnet nämlich die Kunst über die Religion, er erkennt nur einen ästhetischen Kultus an, dessen Pantheon die christlichen und heidnischen „Götter" auf gleiche Stufe stellt. Er sagt nämlich aus Anlaß des Tiroler Josef Gasser: „Einige seiner jüngsten, nur erst in Gyps gegossenen Arbeiten haben auf der Ausstellung des Künstlervereins eine seltsame Zusammenstellung erfahren, an der ich — auf die Gefahr hin, als Pantheist, oder vielmehr als Synkretist verschrien zu werden — mein Wohlgefallen offen bekenne. In der Mitte breitet sich ein Bacchisel der heiligen Familie aus; diesem zur Linken steht die Jungfrau mit dem Christuskinde; ihr gegenüber, zur Rechten des Basreliefs, Venus, zu deren Füßen die Waffen des Kriegsgottes ausgebreitet liegen. Auf dem mit Rosen umwundenen Helm sitzt eine ihrer Tauben, mit niedergebogenem Halse sich der Gefährtin entgegenbewegend, die aus dem Helm hervor zu ihr emporgurrt. Daneben bittet Amor, aufs dringlichste zu seiner göttlichen Mutter hinaufblickend, ihm den entwendeten Pfeil zurückzugeben, indeß er den leeren Köcher in der Linken hält. Ein wunderlieblicher, bedeutungsvoller Gegensatz, die Fülle blühender Schönheit in der Liebesgöttin der Alten zu der mehr im Inneren gepflegten Anmuth der gesenkten Augen keusch in ihren Mantel gehüllten Jungfrau, welcher Engel Krone und Scepter, die Zeichen irdischer Herrschaft, zu Füßen legen. Mir klang von den unsichtbaren Altären dieses kleinen Pantheon eine mild versöhnende Melodie zu den Worten: Introite, nam et heic Dii sunt. Und die Kunst, die echte, ist die ewige Versöhnerin." In diesen Bemerkungen verräth der Verfasser, daß, wie lange er auch schon in dem so natur- als kunstreichen Italien lebt, die unglückliche Berliner Theorie noch nicht ganz von ihm abgestreift ist, jene Theorie nämlich, welche die Hülle mit der Idee selbst verwechselt und den Gegenstand über der Art, wie er aufgefaßt wird, vergißt; jene Theorie, welche bald in Solgers bald in Hegels Weise das Object als solches todtschlägt und ihm jedes Recht nimmt, um es hier dem ästhetischen, dort dem absoluten Bewußtsein allein zu windieren. Wenigstens in Italien hätte dem Verfasser die Unvereinbarkeit jener Gegensätze klar werden sollen, die er sich als ästhetisch vereinbar träumt, ohne zu ahnen, wie widerlich die von ihm gerühmte Zusammenstellung der Venus und der Madonna für jedes gesunde Gefühl ist.

Endlich enthält das Reisebuch außer mehreren Gedichten auch noch längere Charakteristiken von interessanten Zeitgenossen, dem Enkel Goethe's, Herwegh und Hehse in Rom.

2) Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahr. II. Oldenburg, Schulze, 1848.

Herr Stahr erinnert an die gute alte Zeit des italienischen Reisenthusiasmus, an Keyhalibes und Goethe. Er genießt noch mit innigem Behagen alles Schöne in dem schönen Lande. Auch streut er aus der Fülle seiner begeisterten Anschauung viele lehrreiche Bemerkungen aus, namentlich über die Kunst. Doch hätte er sich wohl zuweilen etwas kürzer fassen, und die Befangenheit in Goethe'scher Denkweise etwas weniger verrathen dürfen. Man wird versucht zu glauben, daß Herr Stahr Natur, Leben und Kunst gar nicht, außer durch das Medium Goethe'scher Schriften, zu schauen vermag, und daß wenn Goethe behauptet hätte, die Sonne gehe westwärts auf, Herr Stahr lieber dem, was Goethe hat drucken lassen, als dem eigenen Augenschein vertrauen würde. Diese Pietät ist rührend, wird aber denn doch zuweilen absurd.

So war denn auch, um nur ein Beispiel zu geben, Herr Stahr gänzlich befangen in einem Goethe'schen Irrthum, indem er das herrliche Mosaikgemälde von Pompeji aufs neue als Darstellung einer Alexanderschlacht zu rechtfertigen versuchte. Trotz der dagegen langen Abhandlung, die Herr Stahr darüber geschrieben hat, ist in jenem Bilde weit und breit weder von Alexander noch von Darius und den Persern etwas zu sehen. Das Kostüm der Sieger ist das römische, das der Besiegten das gallische, die Arbeit selbst eine römische. Die einzig vernünftige Erklärung dieses schönen Bildes ist die von Heinrich Schreiber, auf den aber Herr Stahr nicht die mindeste Rücksicht genommen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55. Sonnabend den 5. August 1848.

Philosophie.

Die Theosophie Friedrich Christian Oetingers nach ihren Grundzügen. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte und zur Geschichte der Philosophie von Dr. Karl August Auberlen. Mit einem Vorwort vom Kirchenrath Prof. Dr. Rothe. Tübingen, Fues, 1847.

Seit länger als hundert Jahren ist Oetingers Lehre im Württembergischen verbreitet und von zehn zu zehn Jahren sind neue Auflagen seiner Werke erfolgt, um dem Bedürfniß des Landvolks zu genügen. Gewiß gibt es wenige deutsche Gelehrte und Schriftsteller, die sich so lange Zeit hindurch eines so zahlreichen und treuen Publikums zu erfreuen haben. Und doch nimmt man in der literarischen Welt keine Notiz von ihm, kommen seine Bücher auf den Bibliotheken nur selten vor, und sind den wenigsten Gelehrten bekannt. Ja selbst große Kirchengeschichtslehrer kennen ihn so wenig, daß z. B. Hase unlängst in seiner Kirchengeschichte S. 476 noch in aller Unschuld, ohne im mindesten zu ahnen, wie sehr er sich vergreife, den eben so originellen als epochemachenden und einflußreichen Oetinger nur als einen unbedeutenden Schüler Swedenborgs bezeichnete.

Herr Auberlen hat sich das Verdienst erworben, nicht nur darauf aufmerksam zu machen, in welcher lebendigen Beziehung heute noch wie vor hundert Jahren ein großer Theil des schwäbischen Landvolks zu dem tiefen Geiste Oetingers steht, sondern auch nachzuweisen, wie seine Lehre in den Entwicklungsgang der deutschen Philosophie eingegriffen hat, auch wenn nicht von ihm die Rede war. Die Hauptsache jedoch scheint uns zu seyn daß Oetinger unsehlbar noch eine große Rolle übernehmen wird im Entwicklungsgange der künftigen Christenthume, weil er zur Zeit der tiefsten Geistesöde der Theologie die Richtung bezeichnete, in der die Fluth und Fülle des christlichen Geistes wiederkehren muß.

Oetinger war ein einfacher Landpfarrer, der es am Ende bis zur Würde eines württembergischen Prälaten brachte, was übrigens unter den Bedingungen seiner Zeit nicht viel sagen will. Obgleich schon Prälat und als solcher Landstandsmitglied, mußte er sich unter dem despotischen und übrlichen Regiment des Herzogs Karl doch von einem hohen Konsistorie gefallen lassen, daß er unter Censur genommen, daß ihm das Schreiben endlich förmlich verboten wurde und daß er seine letzten Schriften nur unter dem Namen seines Sohnes oder anonym herausgeben konnte. Das Konsistorium ging dabei nicht sowohl von einem steif cäsaropapistischen orthodoxen Gesichtspunkt aus, wie etwa das sächsische, als es den armen Jakob Böhme verdammte, sondern bereits von dem Gesichtspunkt, der die Gläubigen als Schwärmer und gefährliche Unterthanen denunciert. Ganz so, wie man noch vor wenigen Jahren zu verfahren pflegte oder wieflich noch verfährt. Denn der Liberalismus ist, in dieser Beziehung genau in die Fußstapfen des alten Despotismus getreten und der unbedingte Vertheidiger der Skepsis oder der seichtesten Aufklärerei geblieben, ganz so wie die ältere Bureaukratie. Kaum daß ihm ein Verständniß der kirchlichen Dinge zu dämmern beginnt, sofern ihm wenigstens die Haltung der katholischen Kirche einige Besinnung und ein zunächst nur klages und politisches Abweichen von seinem alten antichristlichen Vorurtheil abnöthigt. Man kann im Ganzen annehmen, daß sich in paritätischen Ländern die sowohl in den Ministerien als Kammern herrschenden Juristen auf die Macht des katholischen Glaubens haben verstehen lernen, aber von der Macht, geschweige von dem Werthe des protestantischen Glaubens haben sie bis auf diesen Tag noch nicht die blasse Ahnung.

In der Zeit, in welcher Oetinger zu wirken begann, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war der Geist aus der protestantischen Theologie gewichen und hatte sich ausschließlich der überhaupt vom Christenthum abstrahirenden Philosophie, so wie der weltlichen Kunst zugewendet. Die katholische Theologie lag in einer noch viel tieferen Lethargie. Daher die bisher so sehr verachteten Juden mit ihrem Christushasse zum ersternal zur Geltung gelangten (Spinoza). Daher auch die Wiederkehr des Heidenthume, die Emancipation der blühenden Sinnlichkeit, der Terrorismus des Genusses und des Witzes (Voltaire). In der vom Staate anerkannten, bezahlten und geleiteten Theologie der Protestanten war damals weder eine Kraft noch ein Wille, dem antichristlichen Strom irgend entgegenzuwirken. Man täuschte sich damals schon damit, wie noch heute, daß ein gewisses Abkommen, das man mit dem Zeitgeist getroffen, immer noch ein kirchliches Predikat habe, ja ausschließlich orthodox sey. Die Schule war durch und durch die Magd der Staatsomnipotenz, die Theologen trugen überall nur die Schleppe der Juristen. Die Geistreichen aber faßten diese zweideutige und schimpfliche Stellung mit Humor auf und machten den Verrath am Christenthum förmlich zur Bedingung und zum Kennzeichen jener höheren Bildung, welche sie brechtigte, von den Juristen nicht mit Füßen getreten zu werden, sondern die Herrschaft über das „dumme Volk“ mit ihnen, wenn auch immer um eine Stufe tiefer, zu theilen.

In dieser trostlosen Zeit, welche übrigens, was wir nicht ganz außer Acht lassen dürfen, zugleich die tiefste Erniedrigung

Digitized by Google

Deutschlands und des deutschen Volks auch in politischer Beziehung bewährte, hatte sich nur noch im gemeinen Volke ein gesunder Sinn erhalten, der es hie und da einzelnen, wie durch ein Wunder aufzutauchenden oppenirenden Geistern gestattete, wenigstens im Verborgenen den Geist zu nähren, den die höhere Gebildeten und der Staat verworfen hatte. So fand Jakob Böhme einen kleinen Anhang. So Spener. So Zinzendorf, So Franke.

Als Oetinger in Schwaben auftrat, hatte daselbst die Wolfsche Philosophie die Oberhand. Daß diese Philosophie ihre Anregung hauptsächlich von Frankreich her empfangen, ist bekannt. Die ganze Atomistik in der Philosophie, wie in der Naturwissenschaft und in der Politik, ist französischen Ursprungs. Von jeher an den verschiedensten Orten und Zeiten hat der Germanismus, als in der tiefern organischen Fülle des Geistes wurzelnd, dagegen reagirt. Und so erscheint uns denn auch Oetingers Auftreten dagegen zunächst als rein volksthümlich. Wolf war ein verbildeter, vornehmer, von der französischen Mode verderbener Professor, Oetinger war ein echt deutsches Kind, naturwüchsig, wie man es mit einem breiten und oft mißbrauchten Wort heutzutage zu bezeichnen pflegt. Er stand nicht allein, er war nicht der Einzige, wenn auch vielleicht der bedeutendste, unter denen, die damals im Schwabenlande die norddeutsche Nachäffung der französischen Modephilosophie verwarfen. „In den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo auf den deutschen Katheder noch die Leibnitz-Wolfsche Philosophie herrschte, wo jedoch durch die „vernünftigen Gedanken“ des Letzteren über alles Mögliche bereits der Strom der philosophischen Ideen in Deutschland sich auf einige Zeit in die sandigen Flächen der Philosophie des gesunden Menschenverstandes und der Aufklärung zu verlieren begann, wo in der Theologie der Rationalismus seine ersten Siege feierte, und von orthodoxer Seite der sich bildende Supranaturalismus demselben nur schwache Waffen entgegenzusetzen wußte; — da entstand in Württemberg, welches von dem Schauplatze der Bewegung des Tages ziemlich entfernt lag, und seinen alten Ruf der Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit damals noch nicht eingebüßt hatte, eine eigenthümliche theologische Schule, als deren Gründer und Meister der ehrwürdige Dr. Johann Albrecht Bengel bezeichnet werden kann. Obwohl diesem Manne hauptsächlich sein, wenigstens in chronologischer Hinsicht verfehltes, apokalyptisches System einen Namen verschafft hat: so liegt doch seine eigentliche Bedeutung nicht in diesem, sondern vielmehr darin, daß er, unabhängig von allen Zeitansichten, auf die heilige Schrift zurückging, und dieselbe in ihrer Ganzheit und ihrem Zusammenhange dem Verständniß nähre brachte, wofür wir ja nur an seinen Gnomon zu erinnern brauchen, welcher weit das bedeutendste seiner Werke und die eigentliche Frucht seines Lebens ist. Streng und keusch, sagt A. Knapp, gleichsam diese Worte Bengels kommentirend (in seiner Einleitung zur Lebensfrage Steinhofers — Christertere 1837, S. 333), geht die Bengelsche Schule in den Fußstapfen des göttlichen Meisters daher, dessen Heilserdnung sie im Einklang mit der Kirche festhält. — Eine fruchtbringende, den ganzen Menschen neuschaffende, und das ganze Leben durchwaltende Frömmigkeit voll Tiefe, Kraft und Ernst, wie sie uns schon aus den ehrwürdigen, geistvollen Angesichtern dieser Männer, von denen man in Schwaben häufig Abbildungen sieht, entgegenleuchtet, und damit verbunden (als Grund und Folge zugleich) eine tiefgegründete christliche, näher biblische Erkenntniß — das ist die Eigenthümlichkeit der Bengelschen Schule; und sehr glücklich hat sie A. Knapp a. a. O. mit der tiefernsten, musikalischen Schule verglichen, welche der gewaltige Tonsetzer Sebastian Bach als der unerreichte Vater herrlicher Harmonien gründete. — Still und geräuschlos, wie der Ort der Gründung dieser Schule, ist auch ihre Wirksamkeit gewesen und bis heute geblieben, aber darum war sie vielleicht nur desto nachhaltiger und tiefeindringend. Kaum ein einziger von all den hieher gehörigen Männern hat ein akademisches Amt bekleidet, es waren lauter praktische Geistliche; und dieser Umstand hat natürlich, wie auf die ganze Art ihrer Wirksamkeit, so namentlich auch auf die Form ihrer Schriften bedeutenden Einfluß gehabt. Dafür aber verbreitete sich durch die Thätigkeit dieser Männer in Württemberg unter allen Ständen hin und wieder eine ernste und gediegene Frömmigkeit, welche gegen den allgemeinen Geist der damaligen Zeit und auch gegen die Weise mancher andern religiösen Kreise auf eine wohlthuende Art abstich.“ Die Schule theilte sich in zwei Gruppen. In der einen herrschte die praktische und erbauliche, in der andern die spekulative und thatsächliche Seite vor.

Auf dieser Seite nun ragt Oetinger vor allen hervor. Auf seinem Portrait „zeigen seine höchst bedeutenden Gesichtszüge, die hohe Stirn zumal und die blitzenden Augen, deren durchdringendem Blick man auf dem Bilde kaum erträgt, welch erhabener, kühner Geist, welcher „Feuergeist“ unter dem einfachen von ihm überdieß höchst nachlässig getragenen Gewande des schwäbischen Land- oder Stadtpfarrers wohnte.“ Die Trennung der profanen Geschichts- und Naturwissenschaft von der Theologie, das gänzliche Abhandenkommen alles Realismus und der Ehe gefeyndliche Idealismus in der letztern war schon dem tiefsinnigen Bengel unerträglich geworden und er hatte versucht, zunächst die Geschichte wieder mit dem christlichen Geiste zu durchdringen. Oetinger wollte dasselbe thun in Bezug auf die Natur, deren Studium er aufs eifrigste trieb, vor allem die Chemie. „So wohnte in seinem Wesen ein tiefer Zug zu dem stillen, verborgenen Leben und Schaffen der Natur, ein frischer, forter Sinn für das Erfassen, Gelauschen, Herausfühlen ihrer innersten Geheimnisse, aber er mußte sich dadurch trüben, daß Oetinger der Alchemie, der Magie und dem Abrakenthum einen einseitigen Werth beilegte; so sehen wir ihn gar manchemal helle und herrliche Lichtblicke in den tiefsten Gehalt und in den oft verborgenen Zusammenhang der heil. Schrift thun, aber sie sind doch immer wieder mit allerlei Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten einer kabbalistischen Exegese untermischt; zu den höchsten Ideen und umfassendsten Anschauungen schwingt sein genialer, prophetischer Geist sich empor, allein sie gähren noch chaotisch durcheinander, und indem sie nach Form und Gestaltung ringen, klebt ihnen doch häufig noch die Schlacke einer trüben und abstrusen Mystik an. Die neuere christliche Philosophie reißt sich in Oetinger mit Macht, aber auch mit einer gewissen Gewaltsamkeit von dem alten, falschen Aufklärungs- und Verstandeswesen los.“ Mit Recht sagt Dorner, wenn Hamann der Magus des Nordens heiße, so müsse Oetinger der Magus des Südens genannt werden.

Die Grundansicht Oetingers von der Natur war, sie sey unergründlich, weil göttlichen Ursprungs. Er sagt: „Mit Wolfischen einseitigen Begriffen reicht man lange nicht zum Innern der Natur hin. Es ist nicht zu läugnen, daß die Geschöpfe eine der sich selbst überlassenen Natur unerforschte Tiefe haben.“ Mit einer für seine Zeit seltenen Klarheit erkannte er neben der Hohlheit des Realismus zugleich auch die Kleinlichkeit der Empirie. „Wenn wir die Kleinigkeiten der Geschöpfe also besehen in den Würmern, Ungeziefern, Spinnen, Wespen, Bienen, Mücken, Schnecken, Vögeln, Thieren, Blumen, Kräutern, so erschrecken und erstaunen wir vor der Majestät Gottes.

Digitized by Google

Endlich werden wir, wie der vortreffliche Swammerdamm und Tschirnhausen, über diesen Betrachtungen müde und bekümmert: warum? wir verlieren über diesen Betrachtungen das Nothwendigste, das Nützlichste, das Leichteste, kurz das Leben und das Heil der Natur. Denn in dieser unbegreiflichen Verschiedenheit führt Gott immer auf die Einfalt zurück: durch ein unverbrüchlich Gesetz der Einförmigkeit in der Verschiedenheit blickt die Allzugewaltige Gottes in dem Leben aller Dinge hervor, ohne daß man Gott und die Kreatur beßwegen vermengen darf. Wer nun die Gegenwart Gottes in dem Leben aller Dinge auf geziemende Art anſiehet und Gott über Alles, durch Alles und in Allem zu verehren trachtet, wer bei ſich ſelbſt anfahrt, ſich zu erkennen, und andere belebte Dinge gegen ſeiner Natur hält, der erblickt endlich in den Thieren, Kräutern und Steinen ein einförmiges Leben; und wenn er dieſer geheimen und doch offenbaren Sprache weiter nachſpürt, ſo wird ihm das erſte Kapitel Moſis unausſprechlich wichtig, indem er den Ausſpruch Gottes alle Frühjing beſtätigt ſieht."

Wir nun Oetinger die Natur nicht für erklärbar hält durch Atomiſtik und ängſtliches Aufzählen ihrer Einzelheiten, ſo auch nicht die heilige Schrift. Auch ſie, obgleich eine direktere Offenbarung und ausdrücklich der Belehrung gewidmet, hat verborgene Tiefen, wie die Natur. Der gemeine Verſtand kann ihr nicht auf den Grund kommen mit ſeinen Abſtraktionen. Man muß ſie lebendig und reell nehmen. Was ihr Verſtändniß unmöglich macht, iſt die lügenhafte Auflöſung alles realen Lebens in Materialismus und Idealismus, in einen todten Leichnam der Natur gegenüber einem geſpenſtiſchen Gotte. Gegen dieſe Trennung macht Oetinger mit größter Entſchiedenheit die Ehre des Lebens geltend, in welcher Gott und Natur ewig verbunden ſeyen. Daher ſein Grundwort: „Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes, leibhaft ſeyn und werden iſt eine Vollkommenheit." So war ihm völlig klar, wohin das, was man noch Chriſtenthum zu nennen beliebte, am Ende führen müſſe, wenn man es immer mehr vergeiſtigte und aus der Wirklichkeit weg gleichſam abdampfte. Er wendete ſich alſo kurzweg zum Realismus um und wagte, dem hohnlachenden Zeitverſtande zum Trotz, im Chriſtenthum auf einmal wieder alles körperlich greifen zu wollen. Schon lange vor Schelling behauptete er: „Denken iſt nicht das Erſte und Seyn iſt nicht das Erſte, ſondern Leben und Bewegen gehet beiden weit vor." Der Herausgeber ſagt hiezu: „Wir brauchen kaum darauf aufmerkſam zu machen, wie dieſer Begriff auch für die Kritik des neueren Idealismus von Wichtigkeit war und iſt. Namentlich iſt mit dem Bisherigen und Folgenden das zu vergleichen, was Schelling von ſeinem jetzigen Standpunkte einer „Realphiloſophie" aus, welche „die poſitive Erklärung der Wirklichkeit gewähren wird" (Vorrede zu Couſin S. XV und XVII), gegen den Hegel'ſchen Idealismus bemerkt, „daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere (Schelling'ſche) Philoſophie die Eigenſchaft beigelegt hatte, in das Gegentheil übre- und aus dieſem in ſich ſelbſt zurückzugehen, den logiſchen Begriff geſetzt" und dann durch ſein rein rationales, alles Empiriſche ausſchließendes Syſtem (— ähnlich ſahen wir Oetinger dem Idealismus vorwerfen, daß er „die erſten Gründe in lauter Licht ohne Finſternis ſetze") — aufs Neue gezeigt habe, daß es unmöglich iſt, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen (ebend. S. XIV. XV). In demſelben Sinne ſpricht Schelling (Vorwort zu Steffens S. XIII) davon, daß Hegel über die „Darſtellung bloß des idealen und logiſchen Werdens der Dinge nicht hinausgekommen und zu der Wiſſenſchaft des wirklichen Hergangs nicht durchgedrungen ſey;" gerade wie Oetinger dem Idealismus ſeiner Zeit vorwirft, daß er es nur zu einem „idealiſchen Auszug," zu „bloßen Denkbildern oder Repräſentation bringe" und für ſich dagegen das sapere res ut sunt, „der Realität nach hundertmal beſſer Begriffe" in Anſpruch nimmt, oder wie er auch ſagt, der Idealismus habe nur ein principium cognoscendi und nicht essendi (vergl. Dorner a. a. O. S. 306). Ueberhaupt ſcheint — bei aller, natürlich unbeſtrittenen Verſchiedenheit — die Kritik, welche Oetinger gegen das Leibniz-Wolf'ſche Syſtem übt, viele Berührungspunkte darzubieten mit derjenigen, welche Schelling von ſeinem jetzigen Standpunkt aus über Hegel ergehen läßt; bezeichnet er ja doch ſelbſt Hegel als einen, „den die Natur ſelbſt zu einem neuen Wolfianismus für unſere Zeit prädeſtinirt zu haben ſchien" (Vorrede zu Couſin S. XIV). Und noch allgemeiner werden wir Oetinger nach dem Bildr, welches wir im Vorhergehen ſchon von ihm erhalten haben, und welches ſich im Verlauf noch durch weitere parallele Züge vervollſtändigen wird, eine Schellingen in mancher Hinſicht verwandte Geſtalt nennen können: beide ſehen wir von der Naturphiloſophie zur Offenbarungsphiloſophie fortſchreiten, beide zu dieſem Ziele den theoſophiſchen Weg einſchlagen; und wenn Schelling hiebei eine „Vereinigung von Rationalismus und Empirismus" in Ausſicht ſtelle (ebend. S. XVIII f.), ſo haben wir in demſelben Sinne Oetinger ſagen hören, daß Idealismus und Materialismus zuſammengehören u. ſ. w."

Durchaus ärmlich und der Fülle des Weltſeyns widerſprechend erſcheint unſerm Oetinger der dünne Begriff Gottes als eines ewig ruhigen, einfachen, ſtillen Geiſtes. Er konnte ihn ſich nicht anders als in feurigſter Thätigkeit denken, wie Ezechiel, und wie Raphael in den Schöpfungsbildern. Oetinger äußert ſich darüber: „Das unausleidliche Leben hat ſeine unausdenklich viel. Es ſagt, daß in dem Leben Gottes keine ringelhafte Einfachheit ſeye; es ſagt, daß eine ewige Bewegung, eine ewig anziehende und dieſer entgegenwirkende Kraft, und aus dieſer die feurige verzehrende und die feurige erhaltende, und aus dieſer die verſtellende, ſich gegen ſich ſelbſt offenbarende, ſpezifizirte, vervielfältigte Kraft darinnen ſeye: endlich die höchſt bewegende und höchſt Beſtand- und Ruhe haltende Kraft der virrien und ſiebenten Zahl. Dieſes alles iſt mit keiner Ungelynge beſchreiblich, weil es in einander zugleich iſt, da keines das Erſte, keines das Mittlere und keines das Letzte iſt, jedoch aber ſtückweis beſchrieben werden muß, damit man von dem Reichthum der Herrlichkeit doch etwas andente, alſo hinter einander und daher undeutlich, weil es nicht mechaniſch in Figur zu bringen."

Dieſen Grundgedanken der feurigen Lebensfülle in Gott muß man allein feſthalten, wenn man auch die kabbaliſtiſche Emanationstheorie fallen laſſen muß, in der Oetinger verſuchsweiſe die Kräfte in Gott zu konſtruiren unternahm. Wahrhaft großartig iſt die Auffaſſung Gottes in dem Gedanken, daß nicht er im Weltall, ſondern das Weltall vielmehr in ihm ſey. „Man muß das Univerſum nicht ſo weit außer Gott ſetzen als die Erde vom Himmel; das Univerſum iſt in Gott; Gott iſt deſſen centrum, aber nicht phyſicum. Er gehört nicht zur Geburt der Natur, ſondern bleibt und wohnt in ſich ſelbſt, ob es ſchon die Natur überall durchdringt." Damit hängt die eben ſo eigenthümliche Vorſtellung von der Materie zuſammen, daß ſie nicht als Todtes feindſelig dem Geiſte gegenüberſtehe, ſondern aus dem Geiſte entſtehe, wie die Blut aus Gott. „Die Materie iſt alſo darum nothwendig, weil ohne ſie kein Geiſt entſtehen könnte, ſofern ja dieſer ſelbſt nicht ohne Leiblichkeit iſt und ſich aus der Materie ſondert. Eben weil in Gott alle Vollkom-

Digitized by Google

menheiten zumal sind, sagt Oetinger (Lehrt. S. 298), deren wir auf einmal nicht fähig, so muß die Herrlichkeit Gottes da seyn, durch welche wir derselben auf successive, nach und nach gehende Art müssen theilhaftig werden."

Es kommt uns nur darauf an, hier die Grundgedanken hervorzuheben, deßhalb wollen wir bei den Schwankungen und Widersprüchen nicht verweilen, in welche Oetinger gefallen ist, sofern er sich nicht bestimmt genug über den Zusammenhang der Schöpfung mit dem Ursprung des Bösen äußert. Der Teufel ist ihm nur die Disharmonie in der Schöpfung. Er sagt: „Alles Leben hat eine Quelle der Selbstbewegung in sich: wenn es in seiner Zusammensetzung besteht, so nennt es Jesus Christus Wahrheit; wenn es nicht besteht, Lügen, Phantasie, ein falsches Leben. So ist demnach Alles lügen, was der Teufel ist, wirkt und durch seine Selbstbewegung gebiert. Sein ganzer τροχὸς γενέσεως d. i. sein Rad der Geburt und der Selbstbewegung ist Lügen. Wie nun die Engel nach ihrem innern Grund Geister genannt werden und nach ihrem äußern Kleid Feuerflammen: so ist auch der Teufel, aber ohne Wahrheit. Und wie in der Seele des ersten Menschen eine unverdunkelte Entzündung der Rad der Geburt von der Hölle der innern, falsch gewordenen Principien ist (Jak. 3): so ist diese unverdunkelte Entzündung, welche die Hölle, die Finsterniß dieser Welt und der Tod, der durch alle Menschen hindurchgedrungen (Röm. 5), heißt, von Anbeginn des Falls durch Alles hindurchgedrungen, und so sündigt der Teufel von Anfang fort und zeugt Falschheit aus Falschheit physice und moraliter." Mit diesem Begriff moralischer Falschheit scheint uns das Böse noch nicht energisch genug bezeichnet. Aber überhaupt ist eine energische Geltendmachung desselben nur da möglich, wo man mehr oder weniger an Dualismus glaubte. Eine so große Selbstständigkeit des bösen Prinzips verträgt sich aber mit Oetingers Lehre von der allgemeinen Rückkehr zu Gott und von der letzten Vertilgung alles Bösen nicht. Vor der Fülle des Göttlichen, wie es ihm vorschwebt, verschwindet der schwarze Schatten. Deßhalb verliert die Hölle bei ihm vom ihrem poetischen Rechte und erscheint ein wenig abgeschwächt. Er selber sagt: „Wenn sonst kein Wort in heil. Schrift stände als Davids (Ps. 145, 10): Es werden dir danken, Herr, alle deine Werke, so wäre es genug, die allzuschreckliche Abbildung der Hölle zu mäßigen. Alles muß dahin auslaufen, daß nach den Gerichten der Ewigkeiten endlich alle Kreatur sagen muß (Off. 5, 13): Lob und Ehre und Preis und Gewalt sey dem, der auf dem Stuhl sitzt, und dem Lamme von Ewigkeit zu Ewigkeit. Also die Strafen sind zwar erschrecklich, doch ganz anders, als man denkt, weil man in der Hölle nicht verbrennt, sondern gereinigt wird, daß die armen Geschöpfe noch dafür danken können."

Aus demselben Grunde aber wird dem Heiland vieles an Bedeutung zugelegt. In ihm nämlich vollzieht sich eigentlich die ganze Bewegung des Alls, in ihm kulminirt das ewige Leben, in ihm concentrirten sich alle von Gott ausströmenden und zu ihm hinstrebenden Kräfte. Daher ist er bei Oetinger nicht bloß der Erlöser, sondern auch der Schöpfer. „Ersetzen nun Christus so in Gott prädestinirte und als Leges durch den Geist ausgang auf die Creatur, schaffend und sich mittheilend, nennt ihn Oetinger gar gerne den Herrn oder Architekten der Natur: Baumeister der Natur war sein Lieblingswort, erzählt sein Sohn von ihm (Evangelienpredigten 1815, S. XLI.); und dieß ist für seine, überall hervorleuchtende, großartige Universalität, mit der das ganze All, Natur und Geist, Erde und Himmel umfaßte, und wodurch er sich von den Theologen, namentlich der damaligen Zeit, so vortheilhaft unterscheidet, sehr charakteristisch."

Wie die Schöpfung eine überaus mannigfache ist, so soll es auch die Erlösung seyn. Oetinger legt überall den größten Werth auf die reale Fülle gegenüber der leeren Abstraktion. Er will also auch unter dem „in Christo leben" nichts allzu Simples verstehen. „Der Geist Christi theilt sich in verschiedenen Kräften wieder den verschiedenen angeborenen Charakteren oder Arten der Komplexionen (= Temperamente) und Naturelle mit und erhöhet die Natur eines jeden Glaubigen. Denn (Wört. S. 436) „in jedem erweist sich die göttliche Offenbarung, je nachdem sein festliches Leben konstellirt ist." „Nämlich (1 Kor. 12, 4—7) jedem offenbart sich der Geist in seinem Innern nach seinem Charakter, oder wie er im Guten genatürt ist. Jeder Erelstein hat eine andere Natur, so jedes Temperament; darum nimmt Makarius wahr, daß kein Heiliger eine Offenbarung habe wie der andere. Das größte Räthsel ist, daß der Geist Gottes der Menschen Geistern unterthan ist. O unbegreifliche Demuth der ewigen Liebe, damit nirgends kein Gutes verhindert werde! Wer soll dich nach den Sätzen oder Wissen richten? Kann doch kaum ein Heiliger die Erperienz eines andern richten, wenn er auch nach einer Regel geht." Das ist sehr tiefsinnig gesprochen und sollte beherzigt werden von all den Thoren, die für eine Welt voll Köpfe immer nur einen Hut haben wollen.

Oetinger mißkannte sogar nicht, daß das, was wir im philosophischen Sinne System nennen und wodurch wir ausschließlich ein Bedürfniß unseres Verstandes befriedigen wollen, keineswegs die höchste Auffassung der ewigen Dinge sey. Aus demselben Grunde, aus welchem uns Gott die Schöpfung hingestellt hat ohne einen philosophischen Wegweiser dazu, und die h. Schrift uns überliefert ist in Geschichten, Bildern, Sprüchen ohne irgend ein System; aus demselben Grunde ist auch die tiefste Erkenntniß der Dinge nicht eine systematische der Abstraktion, sondern eine lebendige des Erlebens. Sehr schön ist, was Oetinger in dieser Beziehung über die Methode der h. Schrift sagt: „Laßt uns also an Jesaja bewundern die schöne Eintheilung ohne Eintheilung, die Grundsätze, wie sie in factis verdeckt liegen, und mehr als die mathematisch aufgestellte Grundsätze einem in die Augen stoßen, und die sich in gewissen Bildern selbst behalten. Sehet den Grundsatz von der Erlösung, wie er so göttlich erklärt wird, wie die Erlösung so viel Beziehungen auf die Gerechtigkeit und diese auf jene mit sich führt, wie oft Jesajas gleichwohl die Materie überhaupt vorzeigt, hernach einmal plötzlich das Herz die in die innerste Grundneigungen einnimmt, die Gedanken des Seele entblößt, erschreckt, und plötzlich wieder eine Erauickung gibt, und unter der Hand so viel Uebergangung ins Herz legt, daß man nicht weiß ob man mehr Beweis in der Bewegung oder mehr Bewegung im Beweis der Sache in sich bekomme. Kurz, man ist über die Unausforschlichkeit der göttlichen Methode bestürzt. Man hat die Sache, man ist voll davon, aber man kann sie nicht in Ordnung erzählen, wie man sie gehört; man muß sie nur den Frieden über allen Verstand wirken lassen, so hat man, was der Geist Gottes will."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 56. Dienstag den 8. August 1848.

Memoiren.

1) Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18ten und 19ten Jahrhunderts. Fünfter Band. Denkwürdigkeiten über Italien von General Wilhelm Pepe. Zweiter Theil. Zürich, Schultheß, 1848.

Der zweite Theil dieser interessanten Denkwürdigkeiten handelt vom Sturze Murats, von der Restauration in Neapel unter Ferdinand IV. und von der Revolution im Jahr 1820. Wilhelm Pepe war unter allen Umständen ein heißer Patriot und liberaler geblieben, hatte die erste Revolution in Frankreich freudig begrüßt und sich bei ihrem Einfluß auf Italien betheiligt, war daher mit dem Napoleonischen Despotismus, durch den die Völkerfreiheit so schnell wieder ein Ende nahm, in hohem Grade unzufrieden, hatte jedoch unter Murat treu gedient, um seine neapolitanischen Landsleute in dieser militärischen Schule zu Männern heranzubilden, die einst der Freiheit würdig seyn sollten. Als Napoleon gestürzt wurde und Murat ihn verließ, um sich selbst zu retten, glaubte Pepe, der Zeitpunkt sey gekommen, Neapel eine freisinnige Konstitution zu geben, und betrieb in diesem Sinn eine Adresse der Offiziere. Allein damals handelte es sich nicht um Staatsformen, sondern um die Existenz. Murat ergriff, um aus der unnatürlichen Stellung herauszukommen, in die er durch Anschluß an die Alliirten gekommen war, mit Hast die Gelegenheit, sich wieder für Napoleon zu erklären, als dieser von Elba zurückkehrte.

Den unglücklichen Feldzug Murats im Jahr 1815 unterwirft Pepe einer strengen Kritik. Daraus tadelt er, daß Murat nicht alle seine Streitkräfte aufgeboten habe, daher numerisch zu schwach gewesen sey. Pepe selbst machte diesen Feldzug mit und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten rühmlich aus, was er nicht verfehlt uns hier des Breiteren zu berichten. Murat beging die Thorheit, jetzt erst, nachdem er geschlagen und seine Stellung unhaltbar geworden war, es mit einer Konstitution zu versuchen. Pepe aber, gleichfalls die Umstände vergessend, unter denen überhaupt gar keine Konstitution möglich war, ereifert sich noch heute darüber, daß sie nicht freisinnig genug gewesen sey. „Wer sollte es glauben, daß selbst in solchen Augenblicken der Todesgefahr die verheißene Verfassung nicht freisinnig genug ausfiel, um der Nation gefallen zu können? Mit solcher Hartnäckigkeit sucht der Mensch die Gewalt, die er einmal besitzt, festzuhalten, gleichviel auf welche Art er sie erworben haben mag. Hätte der König diese, wenn auch nur unvollkommene Verfassung ein Jahr früher veröffentlicht, so hätten wir einige Freiheit erhalten, und er selbst hätte seinen Thron gerettet.“ Was sehr in Zweifel zu ziehen ist.

Pepe schildert sodann noch umständlich die tragische Katastrophe Murats.

Nun folgt die Darstellung der Ereignisse unter der Restauration. Pepe blieb im Bande und diente der zurückgekehrten alten Dynastie, in der Hoffnung, dadurch seinem Vaterlande und der Sache der Freiheit noch nützlich werden zu können. Da in jener Zeit General Nugent eine Art österreichischer Prokonsul in Neapel war neben dem Schattenkönig Ferdinand, erfahren wir manches Interessante über diesen jetzt ergrauten Feldherrn. „Als wollte man absichtlich die Kluft erweitern, welche zwischen den Offizieren Murats und den aus Sicilien herübergekommenen unglücklicherweise noch immer bestand, erhielten die Letztern eine Bronzemedaille, auf deren einer Seite sich das Bildniß Ferdinands, auf der andern der Wahlspruch: „Immer getreu!“ befand. Da nun diese gepriesene Treue von Männern an den Tag gelegt worden, welche größtentheils vor und nach ihrem Dienste unter den Fahnen des Kardinals Ruffo Verbrechen begangen hatten und deswegen zu den Galeeren verurtheilt worden waren, so wurde diese Medaille zu gleicher Zeit ein Brandmal, ein Parteisymbol und eine Ursache zum Zwiespalt. Es gibt keine Tollheit deren eine absolute Regierung nicht fähig wäre. Die Einerbung in der Armee nahm dermaßen überhand, daß der Kriegsrath abgeschafft wurde, der Oberbefehl aber und das Geschäft sie zu reorganisiren wurde dem in österreichischen Diensten ergrauten irischen General Nugent anvertraut, welcher den Titel Generalkapitän erhielt. Diese Wahl wurde von demselben König getroffen, der im Jahr 1799 das Kommando einer großen Armee einem andern österreichischen General übergeben hatte, welcher binnen weniger Tage gänzlich geschlagen wurde. Nugent war ein tüchtiger Offizier, ungemein höflich in seinem Benehmen und im Allgemeinen ein Mann von guten Absichten. Aber um eine Armee zu reorganisiren, welche so lange Zeit hindurch unter schlechter Leitung gestanden und in Folge der sammtseligen Trägheit der Regierung, so wie der Unfähigkeit ihrer Führer drei Niederlagen erlitten, eben dadurch aber auch alles Selbstvertrauen verloren hatte, dazu bedurfte es eines größern Geistes, einer höhern Autorität, und vor Allem tauge ein Fremder ganz und gar nicht zu dem Geschäfte. Wäre jedoch auch ein zweiter Hannibal unter uns gekommen, so hätte selbst er unsere Armee nicht verbessern können, so lange sie einem Minister wie Medici gehorchte, welcher so wenig Kenntniß, Klugheit und Würde besaß, daß er sagte, es bedürfe keiner größern Macht als nur allein der Sbirren, um die Bevölkerung beider Sicilien in den gebührenden Schranken zu halten, und das Königreich werde durch die Politik der verbündeten Mächte, zumal der französischen Bourbonen gegen alle auswärtigen Feinde geschützt. Bei dieser verächtlichen Ansicht des Ministers und bei der sardanapalischen Gemüthsart des

Digitized by Google

Königs würde unsere Armee ausschließlich aus den von Sicilien herübergekommenen Truppen zusammengesetzt worden seyn, hätte nicht Ferdinand gegen Oesterreich, als es ihn wieder auf den Thron einsetzte, die Verpflichtung eingegangen, eine Armee von 25,000 Mann zur Verfügung dieser Macht bereit zu halten." Dieser Umstand allein machte es auch Pepe, Caracciosa und Andern möglich, sich in ihrem militärischen Würden zu behaupten.

Der grenzliche Unfug, den sich freie Räuberbanden damals erlaubten, veranlaßte eine Organisation der Miliz, deren sich Pepe mit besonderem Eifer annahm und wodurch er Gelegenheit fand, die Nation zu gleicher Zeit zu bewaffnen und mit dem patriotisch-liberalen Geiste des Karbonarismus systematisch zu durchdringen. „Nach reifer Ueberlegung beschloß ich die Oberleitung der Karbonarisekte in den beiden unter meinem Kommando stehenden Provinzen zu übernehmen und dieselbe zu einem militärischen Orden zu organisiren, so daß sie in den Stand gesetzt wurde, die unumschränkte Gewalt zu brechen, die seit so vielen Jahrhunderten unser schönes Land geschändet, in welchem die Freiheit einheimisch gewesen war und länger bestanden hatte als in irgend einem andern Lande Europas. Hier kommt die große Frage ins Spiel, ob ein General, wenn er gezwungen ist zwischen einem unumschränkten König und einem niedergedrückten, in Elend versunkenen Vaterlande zu entscheiden, die Interessen des letztern aufgeben darf, um sich dem Willen des Königthums zu unterwerfen. Ich überlasse den Casuisten das Vergnügen über diesen Punkt hin- und herzureden, ich selbst aber fasste meinen Entschluß nach den Geboten meines eigenen Gewissens." Kurz vorher hat uns Pepe erzählt, auf wie herabwürdigende Weise der König von Neapel mit einem gemeinen Räuberhauptmann unterhandelt und ihm Alles bewilligt habe, nur um ihn hinterdrein überfallen und meuchelmorden zu lassen. Pepe selbst aber nimmt für sich unbedenklich das Recht in Anspruch, dem König äußerlich alle mögliche Dienstreue heuchelnd und hinterrücks sich gegen ihn verschwören zu dürfen. Das ist neapolitanisch.

Nugent merkte von allem, was vorging, nichts. Das ganze Land war durch den Karbonarismus beherrscht, die ganze Armee dafür gewonnen und der Hof merkte nichts. Erst als ein nicht ins Geheimniß gezogener General in der Provinz die schreckenerregende Verbreitung des Karbonarismus entdeckte und Lärm machte, begann man in Neapel nachzudenken. „Wie alle schwachen Fürsten und Minister, so hatten auch die unsern nicht den Muth, die beschränkte Verfassung, auf die ich bereits angespielt, zu geben, und da sie gleichwohl auch die Oesterreicher nicht ins Land rufen wollten, so schlugen sie einen Mittelweg ein, zu welchem General Nugent gerathen hatte. Sie beschlossen nämlich bei Sessa ein Instruktionslager zu errichten, wo sich der König die Herzen der Truppen und hauptsächlich die Liebe der muratistischen Offiziere zu erwerben suchen sollte. Diese Blindheit Ferdinands erinnerte mich an Jakob II. von England, welcher gleichfalls aus Furcht vor seinem Volke ein Lager errichtete, das aber nur seinen Sturz beschleunigte, sobald Wilhelm von Oranien sich blicken ließ. Man stelle einzelne Menschen und ganze Nationen in dieselben Verhältnisse, und sie werden immer in dieselben Mißgriffe verfallen. Inzwischen ist es nicht nöthig so entfernte Beispiele hervorzusuchen, denn erst sechs Monate vorher war die spanische Revolution durch die Truppen ausgeführt worden, welche der König bei Cadix aufgestellt hatte." Als die Gefahr dringender wurde, krautstrauße Nugent den General Pepe als den einzigen, der es wegen seiner Popularität vermöge, die Ruhe herzustellen; Pepe versprach und that es auch, zwang aber gleich darauf an der Spitze des Heeres und Volkes dem Könige die Konstitution auf.

Nun hatte Pepe alles erreicht, was er wollte, allein es war jetzt eben so unmöglich, die Freiheit zu gründen, wie 1815. Pepe setzte viel zu viel Vertrauen auf Frankreich, wo die Bourbons an nichts weniger, als an das Aufkommen neuer Konstitutionen dachten. Bald aber ahnte ihm, daß ihm seine Hoffnungen täuschten. Es fing ihm an zu schwindeln. Die Karbonari feierten ein großes Freudenfest in Neapel. „Ich mußte sie zuerst mustern und dann ging ich in die Kirche, wo ein Bischof eine vollkommen liberale Predigt hielt. Meine Gedanken waren von den wichtigsten Ereignissen in meinem Vaterlande erfüllt, und als ich auf den Marktplatz hinaus schaute, da war es mir als sähe ich Genradin, Masaniello und die Helden von 1799, wie sie zum Tode abgeführt wurden. Masaniello besonders schwebte mir vor den Augen, denn ich war von Lazzareni und Karbonari umdrängt, und die Letzteren waren ihrem Brauche gemäß bewaffnet."

Eine friedliche Episode mitten unter diesen politischen Kampfscenen bildet ein Besuch, den Pepe auf dem Landgut seines Vaters machte. „Der betreffende Landstrich heißt Cosoria, obschon man ihn passender noch Cassioderus benannt haben würde, da dieser berühmte Calabrese innerhalb der Mauern desselben seine Landhahn beschlossen. Noch jetzt steht man die Trümmer seiner Speisehalle und seines Fischteiches. Bekanntlich war er Minister des Gothenkönigs Theoderich und Präfekt des Prätoriums unter Athalarich, Theodat und Vitiges. Mein Vater hatte Cassioders Werke zu wiederholten Malen gelesen und pflegte ihm im Gespräch quel gran signorone (dieser große Herr) zu nennen. Das betreffende Gut reicht bis ans Meer; zur Linken befindet sich ein kleiner Fluß, zur Rechten ein Ausläufer der Apenninen, sehr waldig und ungemein reich an Wild. Das Terrain vor dem Meere erhebt sich allmählig zwischen den Seiten des Berges und dem Flusse. Nie habe ich Lebensmittel in solchem Ueberfluß und von so verschiedenen Arten beisammen gesehen. Die Freunde und Bekannten unserer Familie schicken uns alle Gattungen von Wild, und zwar in solcher Menge, daß wir nicht alles verbrauchen konnten. Wir hatten ferner ein Boot mit sechs Fischern, welche uns sehr große Fische lieferten, die nebst den an der Mündung des kleinen Flusses gefangenen unsern Bedarf weit überstiegen. Die Trüffeln wurden uns sackweise ins Haus gebracht. Mein Bruder Ferdinand, welchen ich im Scherz den Knicker zu nennen pflegte, besaß ungefähr fünfzig Kühe; einer meiner Bedienten, der mit Florestan während der Belagerung in Danzig gewesen war, hat aus Kuhmilch Butter machen gelernt, und dieser bereitete uns jetzt köstliche Butter, was dagumal in Calabrien noch etwas ganz Neues war. Die Orangen in unserer Gegend waren besser als die von Malta und selbst die vom südlichen Spanien." Dieses schöne Stückchen Natur thut wohl in einem sonst so ganz politischen Buche.

Philosophie.

Die Theosophie Friedrich Christian Oetingers nach ihren Grundzügen. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte und zur Geschichte der Philosophie von Dr. Karl August Auberlen. Mit einem Vorwort vom Kirchenrath Prof. Dr. Rothe. Tübingen, Fues, 1847.

(Schluß.)

Die Lebendigkeit, Unmittelbarkeit und Leiblichkeit, welche Oetinger bei jeder Gelegenheit der kahlen und gespenstischen

Digitized by Google

Abstraktion entgegensetzt, macht ihn auch zum eifrigsten Anhänger der lutherischen Abendmahlslehre. „Wie Christus im einzelnen Gläubigen die Seele in den Geist erhebt und so die wahre, geistliche Leiblichkeit herstellt, wie er in seiner Gemeine Alles körperlich darstellen will, was in Gott verborgen war: so ist dieselbe geistliche Erhöhung auch dem ganzen Universum zugedacht, damit der verklärte Heiland das All beleben und Gott, der ja auch Geist ist, darin sein Sein haben und Alles in Allem werden könne. Hierin haben wir den Plan und das Ziel der ganzen Weltgeschichte und Weltentwicklung, welche sich in einer Reihe von großen Zeitabschnitten oder Aeonen vollzieht, weswegen Oetinger diesen göttlichen Plan auch häufig nach Eph. 3, 11. den Vorsatz der Aeonen oder Ewigkeiten nennt; und zugleich sehen wir auch erst jetzt recht ein, in welchem tiefen und umfassenden Sinne Christus recht eigentlich der Mittel-, der Wendepunkt der Geschichte genannt zu werden verdient. — Besonders oft und stark aber lehrt Oetinger die Erhöhung und Vergeistigung des uns zunächst umgebenden und angehenden Materiellen, Irdischen, Natürlichen: die ganze Materie, die das Untergestell des Geistes ist, muß von aller Gebrechlichkeit gereinigt werden, damit die Harmonie aller Dinge kund werde. Nun sieht man, wo Alles hinauslauft. — Sie denken, in der unsichtbaren Welt seye Alles geistlich, da doch Hören, Schmecken, Fühlen, Essen, Riechen, Trinken viel eigentlicher allda vorgeht, als in dieser untern Welt. Diese wissen nicht, was geistlich ist: geistlich ist auch leiblich, aber unbefleckt, unverweslich, unvermischt (1 Petr. 1, 4), darüber man sich freuen wird mit unaussprechlich verherrlichter Freude. Der Himmel oder die unsichtbare Welt hat Alles, was die Augen mit den lieblichsten Farben und Schönheiten, Alles, was die Ohren mit musikalischen Instrumenten und Liedern, Alles, was die Nase mit den durchdringendsten Gerüchen, Alles, was den Gaumen mit den süßesten Speisen und Tränken, Alles, was das Gefühl mit den Vorwürfen des Hohenliedes vergnügen kann. Kurz zu sagen, in der Offenbarung Johannis wird uns die unsichtbare Welt durchaus als eine reinere Welt von tausend Gestalten vorgestellt, nicht geistlich, sondern leiblich; und so wird du es nach und nach auch sehen."

Begreiflichermeise beschäftigt sich Oetinger, wie sein Lehrer Bengel, viel mit den Uebergängen aus dem Diesseits ins Jenseits. Hierbei ist besonders charakteristisch, daß er die Dauer dieser Uebergänge außerordentlich weit ausdehnt. Den einem Sterben und sofort in Himmel oder Hölle kommen, ist bei ihm nicht die Rede. „Was ist bedenklicher, als daß alle gemeine Leute in dem Wahn eingewiegt werden, von nun an, von dem Tod an selig zu seyn, daß sie Jesum gleich umarmen werden, da doch die Lehrer nach der Offenbarung Johannis mit Händen greifen müssen, daß so viele Auslieferungen der Geister in verschiedenen Zeitbegriffen zu Vollendung ihrer Seligkeit vorbehalten seyen! Wie sind allzugeneigt, etwas als einen Raub an uns zu reißen, und Jesus hat sich doch deßwegen so sehr erniedrigt, daß er uns ein Verbild ließe, wie wir nach seinem Bild vom Niedrigsten zum Höchsten müssen erhoben werden. Dem Glaubenseruhm geschieht nicht der geringste Eintrag, wenn wir aus Hebr. 11 sagen, die Glaubigen, welche in Christo vollendet sind, seyen noch nicht nach der ganzen Haushaltung der Zeiten vollendet, so lang die neue mit den alten warten auf die große Versammlung Aller und Jeder (2 Thess. 2, 1)." Auch das Purgatorium genügt unserm Theosophen nicht. Er nimmt sehr verschiedene und lange Stufen der Erhebung an, mehr als eine Auferstehung, mehr als eine Niederkunft Christi. Der Tag des Gerichts dehnt sich bei ihm in Aeonen aus. Nichts ist aber natürlicher, da er vom großartigsten Totalblick ausgeht und neben unserm kleinen Planeten auch noch die andern bewohnten Himmelskörper in Anschlag bringt. Die Fülle des Lebens bedingt einen unermeßlichen Raum und eine unendliche Zeit. Wie kann man da alles gleich abmachen, oder das Schicksal der ganzen Menschheit nach dem Maaß eines Menschenlebens messen wollen?

Indeß ist seine Schilderung des zum erstenmal erneuten Jerusalem, das lange vor der jenseits der großen Katastrophe kommenden Erneuerung der Erde noch auf unserer alten Erde wiedererstehen soll, sehr willkürlich und phantastisch, insbesondere sofern er den Juden wirklich zugesteht, ihre zwölf Stämme würden daselbst wieder herrschen und wir Christen uns ihnen nur im Umkreis anschließen. Genial dagegen erscheint der Gedanke, daß die Weltgeschichte überhaupt einen rückläufigen Gang nehmen werde zum Orient, von wo sie ausgegangen sey. Tiefsinnig ist ferner die Erklärung der letzten Erscheinung und des letzten Triumphes der bösen Macht. „Alles Böse muß aus der Tiefe des Satans und der Abgründe herausgesetzt und körperlich dargestellt werden; darum läßt Gott zu, daß die ganze Erde das Thier und den Drachen anbetet, ohne daß sie es glaubt." Denn so gewiß Oetinger an die endliche Auflösung aller Disharmonie in der Welt glaubt, so gewiß muß dieselbe irgend einmal kulminiren. Er sagt sehr schön: „Die Regierung Gottes kommt den Menschen oft sehr zufällig vor: sie denken, Gott lasse es durch einander gehen, wie bei dem Vieh und wie bei dem Gewürme, das seinen Herrn hat. Habakuk (cap. 1) hat selbst also gedacht. Allein es gehet nach dem Jure publico divino: aus der größten Irregularität muß die schönste Ordnung der Wege Gottes hervorbrechen. Gott hat, da er Himmel und Erde hätte in einem Augenblicke in der höchsten Ordnung darstellen können, doch nicht alles hantein wollen, sondern aus einem irregulären, chaotischen Klumpen hat er nach und nach die höchste Regularität hervorgebracht, und es durch den Fall wieder in eine Irregularität geraiten lassen, damit man seine souveräne und an Nichts gebundene Freiheit und Güte als den letzten Gesichtspunkt seiner Werke bewundere und nicht denke, er habe mit seiner Weisheit sich nur wollen sehen lassen. Das ist der Grund des allerhöchsten Juris publici divini. Dieß ist die unumschränkte Gewalt Gottes, um der Größe seines Werks willen die größte Unordnung zum Mittel der Ordnung zu machen, damit die Liebe das Gericht überwinde. In Gott sind unbegreifliche Tiefen: er wohnt im Dunkeln, ob er wohl lauter Licht ist." Wie aber das Dämmern des Lichts aus dem Dunkel endlich das Aufgehen der glänzenden Sonne Christus bedingt, so verdichtet sich auch jene Finsternis in die tiefste Nacht zur Zeit, in welcher der Antichrist herrschen soll. Jedenfalls ist diese Auffassung die lebendigste und was wir vorhin von einer gewissen Abschwächung der Vorstellungen von den Höllenstrafen bei Oetinger bemerkten, wird hier vollständig wieder gut gemacht durch die Vorstellung von dem energischen Kampf der höllischen Mächte. Es ist wenigstens poetisch, sich dieselben lieber im Titanenkampfe, als im Henkeramt unter den Verdammten vorzustellen.

Nach allen Wechseln der letzten Zeiten soll nun endlich die „Wiederbringung der Dinge" kommen, d. h. ein gänzliches Aufhören der bisherigen Welt und die Schöpfung einer neuen, welche jedoch immer noch die alte seyn wird, nur von nun an frei von aller Disharmonie, rein von aller Trübung, mit einem Wort, das Ideal der vorigen, aber nicht etwa vergeistigt, sondern ganz leibhaftig. Oetinger, der sich sein Leben lang viel mit Chemie beschäftigte, dachte sich einmal die ganze Welt chemisch geläutert und erneuert. — Nach dem, was oben schon bemerkt ist, müßte es Oetingern Ansicht seyn, daß auch alle bisherigen Unsitten sofort purificirt werden im Sinn Schillers „allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr seyn."

Digitized by Google

Es leuchtet ein, welcher Mißbrauch mit dieser alles verzehrenden Liebe getrieben werden kann. Wie waren schon mehrmals in diesen Blättern in dem Fall, uns über moderne Poesien auszusprechen, in welchen jene Ansicht sich auf eine bis zum Erschrecken freche Weise geltend machte (namentlich in den vielen Nachahmungen des Goethe'schen Faust), indem die Dichter ihre übderlichsten und sündhaftesten Helden ungekränkt in den Himmel spazieren lassen und von der ewigen Gerechtigkeit lediglich nichts mehr wissen wollen. Will der Fromme daher nicht dem Libertinismus in die Hände arbeiten, so muß er sich hier bekennen. Der Gerechtigkeit ihr Recht zu lassen neben der Liebe, schien daher auch einem großen Verehrer Oetingers, Herrn Rothe in Heidelberg, nothwendig, weßhalb er, wenn er auch keine Ewigkeit der Höllenstrafen mehr gelten läßt, doch auch die Verstockten nicht ohne weiteres selig machen will, sondern den Mittelweg einschlägt: ihre völlige Vernichtung vorauszusetzen.

Unterz konnte Oetinger, da er Alles aus Gott herleitet, weder etwas vernichten lassen, was von ihm kommt, noch es auch in einem Zustand verharren lassen, der dem Begriff der höchsten Vollkommenheit widerspricht. Bei ihm ist es daher nicht die Flamme der Vernichtung, die alles verzehrt, sondern die Flamme der Liebe, die alles veredelt. Oetinger ist Pantheist, aber nur in dem Sinn, daß zuletzt Alles Gott, beziehungsweise Christus ist; daher man diesen Pantheismus zum Unterschied von jedem andern auch schon Theopantismus oder Panchristismus genannt hat.

Das ganze Gebiet, in dessen Tiefen Oetinger eingedrungen, ist unserer Zeit ziemlich entfremdet. Die allzu großsinnliche Auffassung der Hölle und des Himmels stieß das feinere Publikum des vorigen Jahrhunderts zurück. Man deckte daher diese Partheie ganz zu. Der Herausgeber sagt sehr wohr: „Die kirchliche Lehre mußte alle jene eschatologischen Begriffe vom höllischen Feuer, von der äußersten Finsterniß, von der Herrlichkeit der Gerechten u. dgl. mehr oder weniger äußerlich und mechanisch aufnehmen und auf einen nicht weiter erklärbaren Akt der göttlichen Allmacht zurückführen. Daher verlor dieser unorganische Anhang der Dogmatik, die Eschatologie, nach und nach seine Bedeutung, und als die Realität der christlichen Idee überhaupt immer mehr abgeschwächt wurde, war es vollends um diese partie honteuse derselben geschehen. Die rationalistische Theologie kannte den ganzen Reichthum der eschatologischen Wunderwelt auf einr dünne langweilige Unsterblichkeit reduciren, die Schleiermacher'sche vollends Alles in Frage stellen, und nun brach die ganze moderne Diesseitigkeit herein. Der organische Zusammenhang mit dem ganzen christlichen System aber, worin die eschatologischen Entwicklungen und die denselben zu Grunde liegenden Begriffe in der Theosophie, wie in der Bibel, auftreten, und wornach alle eschatologischen Scheidungen und Entscheidungen nur die natürliche, sich von selbst ergebende Folge des früheren Daseyns, die „Herauskehrung des Innern" sind, muß dieselben in ihrer ganzen biblischen Fülle und Gewalt und in ihrer nicht aufzugebenden Bedeutung für die Wahrheit und Realität des Christenthums wieder zu Ehren bringen. Nicht umsonst sagt Oetinger: Omnia Apostolorum verba spirant sensum resurrectionis."

Jedenfalls kommt man nicht damit aus, jene Räthsel des Anfangs und des Endes nur vornehm zu ignoriren. Auch die bequemen Vorstellungen, mit denen der bisherige Rationalismus sich über diese Dinge selbstgefällig getröstet hat, reichen nicht aus und verrathen nur, wie seicht unser Denken geworden ist. Diese Vorstellungen sind zweifelei. In der sentimentalen Periode des vorigen Jahrhunderts überredete man sich, Gott sey ein viel zu guter und liberaler Mann, als daß er nicht so barbarische Mißbräuche, wie die Höllenstrafen, längst hätte abschaffen müssen. Auch seyen ja alle sogenannten Sünden nur Herzensschwächen, liebe Naturlichkeiten, die der Vater den Kindern wohl verzeihen dürfe. In neuerer Zeit hat man sich dieser Ketzerbuschen Empfindsamkeit entschlagen und ist ein „Löwe" geworden. Ketzel die Locken schüttelnd seägt man gar nicht mehr nach Gott. Man hat aus Byron und Shelley alle die Phrasen gelernt, die man der Ewigkeit, wenn sie uns etwa mahnt, entgegenschlendert, einem Betrunkenen gleich, der aus dem Wirthshaus kommend, fluchend und hähnend den Stock schwingt gegen die Blitze des Nachtgewitters. Man kokettirt, um der Vergeltung zu entgehen, mit der Vernichtung. Man sagt: mit dem Tode ist alles aus; sterbe ich, so mag die Welt sehen, wie sie ohne mich fortkommt, mir ists einerlei.

Bis zu diesem Grade hat der Egoismus die Menschen verblendet und, alles nur auf sich beziehend im Kreise der engsten Beschränkung, wollen sie gar nicht in die Größe der Welt hinausblicken, der sie doch angehören, aus deren Verbindung sie nicht herauskommen können. Als ob es ihnen freistände, etwas Anderes aus sich zu machen, als was ihnen das ewige Gesetz anweist, bekümmern sie sich um dieses Gesetz nicht und suchen das Ungeheure des Weltschicksals feinesweges zu ergründen. Von dem Vorzug ihres Geschlechts, über die gemeine Alltäglichkeit hinaus in die Herrlichkeit der ewigen Natur und der ewigen Geschichte und ahnend in die Zukunft der Geister blicken zu können, machen sie keinen Gebrauch, und ziehen es lieber vor, unbekümmert um die übrige Welt den Räsel in den Trog zu stecken oder, wenn das Temperament beweglicher ist, gleich den Eintagsfliegen ein paar kurze Lebenstunden über dem Wasser zu tanzen und dann hineinzufallen.

Die gänzliche Vergessenheit und Mißachtung der letzten Dinge hängt in unserer Zeit nur mit der Abschwächung alles religiösen Sinnes überhaupt zusammen, und wird mit ihr wieder ihr Ende nehmen. Wer ergend mit Ernst über Religion nachzudenken anfängt, dem treten auch bald jene schönen fernumdonnerten Berge der Verheißung über dem Horizont empor, bei denen angriangt die Prosa unseres Lebens in allen Schrecken und Wonnen der Poesie aufgehen wird.

Mögen diese wenigen Züge genügen, unsern Lesern nur eine ungefähre Andeutung von dem Geiste Oetingers zu geben. Das Näherr muß man in dem trefflichen, tiefdurchdachten Buche selber lesen, mit dem sich Herr Rudersten auf die würdigste Weise in die Literatur eingeführt hat.

Roman.

Zwei Jesuiten. Ein Roman von Karoline von Reder. Drei Theile. Berlin, Schneider u. Comp.; 1848.

Die Einbildungskraft der Verfasserin hat alles zusammengefaßt, was man sich nur Schauerliches von geheimen Jesuitenumtrieben, Erbschleicherei, dämonischen Liebesgelüsten, Entehrungen im Verborgenen, Versenken in unbekannte Kerker ꝛc. vorstellen kann. Wie er, als Opfer heiliger Habgier, ins Tollhaus gesperrt mit ihr, dem Opfer heiliger Wollust, der Wahnsinnige mit der Leiche, zusammengekettet wird, ist der Fiebertraum des Schuldigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 57. Sonnabend den 12. August 1848.

Memoiren.

2) Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Ein Beitrag zur Geschichte der letzten vierzig Jahre von C. von Martens. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Eine der abenteuerlichsten Lebensgeschichten, die uns noch vorgekommen sind. Der Mann, den sie betrifft und der sie selbst geschrieben hat, ist vor zwei Jahren gestorben. Der Herausgeber sagt von ihm: „Herumgeschleudert von feindlichem Mißgeschick, verfolgt und verleumdet um seiner rauhen Ehrlichkeit, wie seiner politischen Ueberzeugungen willen, war Martens sein ganzes Leben hindurch eine Anklage gegen das frühere System der Militär- und Beamtenwillkür. Russe von Geburt, Deutscher von Charakter, sah er auf seinen Kriegszügen, wie auf seiner späteren abenteuernden Wanderung einen großen Theil Europas, und von Freiheitsdrang beseelt, mit scharfem Verstand und politischem Urtheil begabt, fühlte er die Mängel der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung seiner Zeit mit sicherem Blick heraus. Die Herausgabe der Schrift: Rußland in der neuesten Zeit von Pabel, nöthigte ihn zu eiliger Flucht von Dresden. Aber die Schärfe des Urtheils, die freimüthige unbestechliche Darlegung der Mißstände, die sich darin aussprachen, finden wir auch in seinen Denkwürdigkeiten wieder. Leider war es ihm nicht vergönnt, weder den Sieg der Freiheit zu erleben, noch die letzte Hand an seine Denkwürdigkeiten zu legen — er starb im Jahre 1846 zu Paris."

Herr von Martens war von Geburt ein vornehmer Livländer. Sein Vater war Präsident des Civilgerichts, ein sehr bedeutender und reicher Mann in Riga. So wuchs der junge Martens in den glänzendsten Verhältnissen auf.

Aus seinen Knabenjahren ist die merkwürdigste Erinnerung die an einen Besuch des Kaiser Paul in Riga. „Am frühen Morgen waren die vier Regimenter, welche die Besatzung bildeten, zur Beschauung des Monarchen auf dem Glacis aufgestellt. Ich befand mich unter den Zuschauern. Eine Todtenstille herrschte überall. Der Kaiser, von den beiden Großfürsten Alexander und Konstantin begleitet, ging die lange Reihe hinunter und theilte mit seinem Rohrstock rechts und links Hiebe und Stöße aus. Er näherte sich der Stelle, wo ich stand, und ich sah, wie er mit dem Stocke einem unglücklichen Soldaten die Zähne einstieß und ihm das Gesicht zerschlug. Der Mann fiel leblos nieder, und wir entfuhr ein Angstruf. Da ergriff mich ein Bürger und schleuderte mich mit den Worten hinter den Volkshaufen: „Verdammter Hundsjunge, willst Du uns Alle unglücklich machen?" Man brachte mich leblos nach Hause. Als ich meine Besinnung wieder erhielt, erzählte ich die gräßliche Scene meinem Vater. Mit leiser furchtsamer zitternder Stimme rief dieser mir zu: „Um Gotteswillen, schweig', Junge, sonst wandern wir noch heute Alle nach Sibirien," und bei diesen Worten erstickte er meine Thränen durch harte Fauststöße. Dieß waren die einzigen Schläge, die ich von meinem Vater je erhalten habe. — Die Thüren unseres Hauses wurden verschlossen; Niemand durfte sich regen oder sprechen. Abends wurden alle Fenster unseres großen Hauses prächtig erleuchtet."

Kaum dreizehn Jahre alt gerieth der junge Martens schon in Gesellschaft von Offizieren, Glücksrittern, Spielern ꝛc. und griff mit vollen Händen in den Glückbeutel seines Vaters, der sich auf ein entferntes Landgut zurückgezogen hatte und sich nicht mehr um ihn bekümmerte. Darauf besuchte er die Universität Dorpat, studirte die Kriegswissenschaften, hatte einige Duelle, eine unglückliche Herzensangelegenheit, wurde in seiner Gesundheit gänzlich zerrüttet und ging nach St. Petersburg. Hier beschreibt er den Tod des Kaisers Paul und rechtfertigt den Kaiser Alexander in Bezug auf seinen angeblichen Antheil am Morde. — Anstatt in Rußland an eine Carriere zu denken, beschloß der Verfasser, Deutschland zu sehen und in Berlin fortzustudiren. Hier aber fing er von neuem an in Saus und Braus zu leben. Fichte interessirte ihn unter den Professoren am meisten. Im Theater erzählt er mit Schiller zusammengetroffen zu sein.

Als die Oesterreicher und Russen den Feldzug von 1805 eröffneten, reiste v. Martens plötzlich ins russische Hauptquartier und nahm Dienste in der Armee als Cornet. Als ihn aber ein General auf russische Manier gröblich beleidigte, zog er den Degen und desertirte, um der Strafe zu entgehen. Er hielt sich den Winter über in den sächsischen Herzogthümern auf und studirte. Was? sagt er nicht. Im folgenden Jahre meldete er sich bei der preußischen Armee, aber ehe er noch angestellt wurde, erfolgte schon die Schlacht bei Jena. Er schloß sich, ohne mitgekämpft zu haben, der allgemeinen Flucht an, trat aber in das Freikorps des Lieutenant Hirschfeld in Schiessen ein. Als dieses übertrumpelt und größtentheils niedergehauen war, gelang es ihm unter allerlei Gefahren und Abenteuern nach Graz zu entkommen. Hier trieb er sich mit andern müßigen Offizieren herum. In diese Zeit fällt eine charakteristische Anekdote. „Ein Lieutenant Graf v. Canitz, welcher in Breslau von einem Offizier des siebenten französischen Husarenregiments schwer beleidigt worden war, lud mich ein, Zeuge seines Zweikampfs zu sein. Wir trafen das Regiment auf seinem Marsche in der Nähe von Striegau. Ein paar Worte waren hinlänglich. Der Offizier verließ in Begleitung eines Zeugen die Kolonne, und man

Digitized by Google

wechselte die Kugeln am Rande eines nahe gelegenen Busches. Die Kugel des Grafen v. Canitz streckte seinen Gegner zu Boden. Bei dieser Gelegenheit muß ich die Rechtlichkeit loben, mit welcher die Franzosen gegen uns handelten. Wir waren allein; die That geschah fast im Angesicht des ganzen Regiments, und dennoch erlitten wir nicht den geringsten Unfall."

In Glaz unterhielt damals der Graf von Götzen den geheimen Bericht der preußischen Officiere mit der österreichischen Regierung und 84 preußische Officiere außer Dienst schlossen einen Verein in der Absicht, ihre Dienste Oesterreich anzubieten. Martens reiste als ihr Unterhändler nach Wien und sprach den Erzherzog Karl, der ihm damals noch nicht helfen konnte. Martens blieb einige Zeit in Wien und bestand ein zärtliches Abenteuer mit einer, wie es scheint, vornehmen Dame. Dann kehrte er wieder nach Preußen zurück. Da aber unterdeß jener Officiersverein sich aufgelöst hatte und Martens hier keine Aussichten mehr hatte, begab er sich abermals nach Oesterreich zurück und erhielt beim Ausbruch des Krieges im Jahr 1809 auch eine Anstellung daselbst. Nachdem er glücklich die Schlacht bei Aspern mitgemacht und dann zum Herzog von Braunschweig-Oels detachirt worden war, gefiel es ihm nach dem Frieden nicht mehr und er faßte plötzlich den Entschluß, wieder abzudanken. Das Unstete in den Handlungen des Verfassers ist doch sehr auffallend. Wenn er den Russen nicht dienen wollte, wenn ihn Preußen in seiner damaligen Noth nicht anstellen konnte, warum blieb er nicht bei den Oesterreichern?

Außerdem erscheint es seltsam, wie der Verfasser wagen konnte, jetzt nach Rußland zurückzukehren, nachdem er den russischen Dienst eigenmächtig verlassen hatte. Der König von Preußen hatte die Güte, wie er sagt, ihm Empfehlungen nach Petersburg mitzugeben. Sie nutzten ihm auch so viel, daß der damalige Kriegsminister Barclay de Tolly sich seiner annahm. Allein er versah es, wie er erzählt, mit dessen dicker und ungebildeter Frau Gemahlin. „Während meines längeren Aufenthaltes in St. Petersburg befand ich mich eines Abends im deutschen Schauspielhause, wo man den „Wald von Hermannstadt" gab. Frau von Barclay befand sich in einer Loge gerade über von meinem Lehnsitze. Bei der Scene, wo die Prinzessin Clisjana von den zwei Mördern gemordet werden sollte, schluchzte die Ministerin laut, und ihr Taschentuch war in voller Bewegung. Ich wandte mich an eine Dame, die hinter mir saß, daß sie um ihrem Sonnenschirm und schlug denselben auf. Man fing an zu lachen. Der Polizeimajor, welcher die Wache hatte, näherte sich mir lächelnd und bat, dem Spaße ein Ende zu machen, worauf ich ihm erwiderte: „Mein Gott, sehen Sie nicht, daß es regnet, und meine Uniform ist bestdar." Diese jugendliche Unbesonnenheit war die Folge der beinahe systematischen Verfolgung, welche mir Frau von Barclay auf Anstiften ihrer Base und Vettern angedeihen ließ." Der Kaiser bewilligte die Anstellung des Herrn von Martens in der Armee mit dem Bemerken, er solle sich selbst das Regiment auswählen, in welchem er dienen wolle? Er wählte ein Garderegiment; da er aber versäumte, den Kanzleidirektor, der das Patent ausfertigen sollte, zu bestechen, so wurde unter dem Einfluß der Frau von Barclay dem Kaiser ein Patent zur Unterschrift vorgelegt, welches Martens zu einem entfernten gemeinen Husarenregiment versetzte. Umsonst protestirte der Betrogene. Die kaiserliche Unterschrift ließ sich nicht mehr zurücknehmen. Er trotzte, ja er erzählt, er habe sich sogar in ein Verhältniß mit einer Dame eingelassen, der auch der Kaiser seine Aufmerksamkeit widmete und sey mit ihr in ein Kabinet versteckt gewesen, während der Kaiser sie gesucht habe. Da mußte er endlich, um nicht das Aeußerste zu riskiren, zum Regimente abgehen.

Er fand dasselbe zu Lida unter dem General Dorochow im übelsten Zustande. „Ein großer Theil der Regimentsgelder wurde von dem Generale verpaßt. Mehrere hundert Pferde fehlten, und die Fourage wurde von den Bauern und Juden erpreßt. Als das Regiment später in Gredno einer Musterung unterworfen wurde, sah sich der General gezwungen, bei den Officieren und den benachbarten Edelleuten Pferde zu borgen, um die des Regiments damit zu completiren. Diese schönen Thiere wurden an die Flanken der Züge gestellt und verdeckten die Mähren. Das Regiment wurde vortrefflich befunden, und der General erhielt eine große Belobung. — Die Säbel waren so schlecht, daß bei einem etwas starken Hiebe die faß bleiernen Klingen sich vom Gefäße ablösten. Zum Ueberwuß der Jämmerlichkeit hatte der Großfürst bei allen Husarenregimentern die Lanzen eingeführt. Die Lanze ist für die leichte Kavallerie untrefflig eine vortreffliche Waffe, allein ihre zweckmäßige Führung bedarf langer Uebung und Gewohnheit. Aber diese Waffe zwei Monate vor dem Anfange einer Feldzuges einzuführen, ist baarer Unsinn und wird nur eine Last und ein Hinderniß in den Händen, welche sie nicht zu gebrauchen verstehen. Dahre kam es denn auch, daß die Husaren, welche ihre Säbel zu führen verstanden, höchst unzufrieden mit der Lanze waren und selbige gleich zu Anfange des Feldzuges zerbrochen und weggeworfen. — Auch die Uniformstücke waren so schlecht und so mangelhaft, daß es ein Jammer war. Der General und die Verpflegungsbeamten trieben einen bedeutenden Handel mit dem Tuche, welches aus den Magazinen zur Bekleidung des Regiments geliefert wurde. Die Juden waren, wie in jenen Ländern überall, die Unterhändler und Käufer." Seufzend erinnerte sich Martens an den preußischen Dienst, an die edeln Charaktere Schill, Scharnhorst, Gneisenau, die er unter den Russen nicht wiederfand. Nun beach der Krieg von 1812 aus, und in einem Treffen gerieth das russische Regiment, in welchem der Verfasser diente, mit einem preußischen Uhlanenregiment zusammen, dessen Officiere seine alte Bekannte waren. „Man denke sich mein Gefühl, als ich diesen wackern Kameraden gegenüberstand." — Er machte nun auch die große Schlacht an der Moskwa mit und sah den Brand von Moskau, so wie den schrecklichen Rückzug der Franzosen im Schnee.

Sobald er im Frühjahre 1813 die deutsche Grenze überschritt, konnte es es bei den Russen nicht mehr aushalten, meldete sich krank und machte neue Versuche beim König von Preußen, ob er ihn nicht in seine Dienste nehmen wolle. Aber der König ließ ihm antworten, daß es von einem russischen Officier unschicklich sey, mitten im Kriege die russische Fahne zu verlassen. Er wollte nun aber doch nicht mehr nach Rußland, sondern dahre ab und kaufte ein kleines Gut bei Berlin, wo er in tiefer Einsamkeit zubrachte, bis zum Jahre 1819, „ein trauriges bedeutungsloses, von unsäglichen Leiden erfülltes Dasseyn," wie er selber sagt.

Ein reicher Onkel von ihm war gestorben und hatte angelich eine nicht unbedeutende Summe für ihn in England niedergelegt. Den Spuren dieser Erbschaft ging nun v. Martens nach und reiste nach London. Aber es sah sich getäuscht. Nach Berlin zurückgekehrt und in äußerster Geldverlegenheit wandte er sich noch einmal an den König und erhielt ein Gnadengeschenk. Endlich ließ ihn der bekannte Herr von Kamptz rufen und verlangte von ihm Denunciationen als Preis einer Beförderung im Staatsdienste. Dessen weigerte sich Martens und wurde aus Preußen ausgewiesen. Da er in London einen Agenten der südamerikanischen Freistaaten getroffen hatte, der Soldaten werben wollte, suchte er diese Verbindung wieder auf, mußte aber erfahren, daß der Agent Schuldenhalber entwichen

Digitized by Google

sey. Ein neuer Strahl der Hoffnung ging dem unglücklichen Verfasser auf, als er vernahm, sein Vater sey gestorben. Da sich weder der Sohn um den Vater, noch der Vater um den Sohn bekümmerte, so gelangte die Nachricht vom Tode des Vaters erst ein Jahr später an den Sohn, der sich nun beeilte, nach Rußland zurückzugehen. Aber von der Erbschaft war nichts zu finden. Der Vater hatte nur Schulden hinterlassen. Eine Bitte um Anstellung konnte nicht einmal an den Kaiser gelangen, da der Verfasser schon zu übel angeschrieben war.

Dennoch blieb Martens jetzt in Rußland, weil er in Deutschland hätte Hungers sterben müssen. Er hoffte von den Trümmern des elterlichen Vermögens wenigstens ein kleines Gut kaufen zu können, wurde aber daran verhindert durch eine Denunciation, als habe er die Leibeigenen frei machen wollen. Er wirft den Blick auf die geheime Gährung der zwanziger Jahre, die dem Sturm bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus vorhergieng. Alles wurde dort heimlich, wundersam allatisch betrieben. „Die Offiziere und Gemeinen eines Kürassierregiments standen in dem Verdachte revolutionärer Umtriebe. Der Jozewsil (Kreispolizeimeister und Vorsitzer der niederen Rechtsbehörde) eines Kreises, in welchem zwei Schwadronen dieses Regiments standen, breiterte sich, allen Handlungen und Reden der Offiziere nachzuspüren und darüber zu berichten. In einer Nacht, in welcher er von einem Balle in der Gouvernementsstadt in seinem Schlitten heimfuhr, wurde er ermordet und sein Kutscher schwer verwundet. Dieser sagte aus, daß ein Schlitten ihnen gefolgt sey, und daß zwei Kürassieroffiziere, die er in der Dunkelheit nicht habe erkennen können, ihren Schlitten angehalten und den Mord verübt hätten. Nachdem die Behörden ihren Bericht über diesen Vorfall nach St. Petersburg gesandt hatten, beorderte der Kaiser einen besonderen Beamten, sich an Ort und Stelle zu begeben und die Sache aufs genaue zu untersuchen. Dieser Beamte wurde mit großer Auszeichnung von dem ganzen Offizierkorps empfangen, und ihm zu Ehren bei dem Obersten ein glänzender Ball gegeben. Aber mitten im Tanz und Spiel liefen die Bedienten mit dem Geschrei herbei, daß der Beamte sich in einem Nebenzimmer aufgehenkt habe. Wirklich fand man ihn entseelt an einem Nagel in der Mitte des Zimmers hängen. Natürlich machte diese Geschichte großes Aufsehen, und der Kaiser schickte abermals einen hohen Beamten des Senats, welcher den Rang eines Generals hatte, mit unumschränkten Vollmachten ab, jedes ihm beliebige Mittel anzuwenden, um die Mörder dieser zwei Werkthaten zu entdecken. Dieser Mann erschien und wurde gleichfalls mit großer Auszeichnung empfangen. Die Untersuchung begann und wurde mit allem Eifer betrieben. Nach einem großen Gastmahle, welches der Oberst des Regiments den vornehmsten Beamten und Edelleuten gab, und bei welchem sich auch der kaiserliche Abgeordnete eingefunden hatte, entfernte sich die Gesellschaft erst spät in der Nacht. Gedachter Beamte verlangte seinen Schlitten, derselbe fand sich jedoch nicht vor. Der Oberst bot ihm hierauf seine Equipage an, welche der Beamte jedoch unter dem Vorwande ausschlug, daß er ganz nahe und zwar nur drei Häuser von dem Obersten entfernt wohne, und daher zu Fuße nach Hause gehen wolle. Der Oberst gab ihm aber eine Kürassierordonnanz mit, um ihn nach Hause zu begleiten. Der Kürassier kam mit dem Bescheid zurück, daß er den Herrn bis an seine Wohnung begleitet habe. An andern Morgen wurde der Beamte jedoch vermißt, und keine Spur war zu entdecken, was aus ihm geworden sey. Dieser Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf den Kaiser Alexander, und es wurde weitere keine Untersuchung veranlaßt."

Ein Fürst Chowanski, Generalgouverneur von vier Gouvernements (Mohilew, Witepsk, Smolensk und Kaluga) nahm unsern Martens zum Beamten „für besondere Aufträge" an, eine Art von Civiladjutant. Herr von Martens hatte bereits als Offizier die Verwaltung in Rußland genau kennen gelernt. Es fällt mithin auf, daß er sich auf Geschäftskreis in diesen Gebieten glauben konnte. Eine furchtbare Hungersnoth wüthete in den genannten Gouvernements. Der Kaiser bewilligte große Hülfsgelder, die aber von den Beamten und vom Adel allein in die Tasche gesteckt wurden. Die kleinen freien Gutsbesitzer (Schlachtizen) und die Bauern erhielten nichts. Martens warf sich zum Ritter der Unschuld und zum Beschützer des Volks auf. Er setzte Alles daran, ging selbst nach Petersburg und wirkte die gemessensten Befehle und die strengste Untersuchung aus. Aber was war das Resultat? Der Kaiser vergaß die ganze Sache. Der Fürst Chowanski überkaufte Martens mit Vorwürfen, unter denen der Kärrste war, er sey ein Dummkopf, daß er, da es ihm doch unmöglich sey, die betrügerischen Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, die Gelegenheit, unter so ihnen einen Schrecken einzujagen, nicht wenigstens dazu benutzt habe, sich bestechen zu lassen. Die Betrüger bebielten ihr Geld und Martens wurde als ein Märtyrer nicht etwa der Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern seiner eigenen Dummheit fortgejagt.

Er ging nach Wilna und hoffte auf der dortigen Universität Vorlesungen halten zu dürfen. „Aber man verlangte, daß ich den Plan zu meinen Vorlesungen einem sich in Wilna aufhaltenden russischen General zur Durchsicht und Prüfung vorlegen sollte. Dieß that ich auch. An dem Tage, wo die Vorlesungen eröffnet wurden, gab mir der General mein Manuscript mit den Worten zurück: „Das ist Alles dummes Zeug, Sie sprechen von Kunst und Kunst, und Wissenschaft und Wissenschaft. — Wollen Sie denn die jungen Polen verführen? — Sie müssen von russischen Bajonnetten sprechen. Das Andere ist alles Narrheit." So scheiterte auch dieser Plan. Nun wollte Martens um jeden Preis wieder nach Deutschland, ähnlich dem unglücklichen Amphibium, das vor dem Fischer aufs Land und vor dem Jäger wieder ins Wasser flüchtet. Der Paß fehlte. Martens wandte sich nach Warschau und erzählt, wie der Großfürst Konstantin, der ihn von früher der genau kannte, ihn großmüthig verlängnet und ihm einen Paß als Niederländer in sein Vaterland habe geben lassen.

Martens ging 1827 nach Sachsen und gab hier unter dem Namen Pabst ein Werk „Rußland in neuester Zeit" heraus, das viel Interessantes über Rußland enthielt, ihm gut bezahlt und viel gelesen wurde. Auch unsere Blätter haben ihm ihre Aufmerksamkeit damals gewidmet. Das Buch war aber für die damalige Zeit viel zu freimüthig geschrieben, als daß es dem Verfasser nicht Verfolgungen hätte zuziehen sollen. Er wurde politzeilich aus Dresden ausgewiesen.

Da erzählt er uns auf einmal, er sey mit seinem jungen Sohne zu Fuß fortgewandert. Wo der Sohn herkommt? hat er uns noch niegends gesagt. Auch war sein bisheriges Leben so wechselvoll und stürmisch, daß gewiß kein Leser nur daran gedacht hat, Martens könne sich je irgendwo verheirathet haben. Genug, er hat auf einmal einen schon zum Knaben herangewachsenen und mit der größten Zärtlichkeit ihm anhängenden Sohn, der von nun an sein ungetrennlicher Gefährte bleibt.

Mittlerweile wanderend kamen unsere Pilger nach Mannheim, wo Martens dem englischen General Wilson ein Manuscript „Erinnerungen aus dem Jahre 1812" übersandte, um es in England drucken zu lassen. Gleich darauf wurde er von der Polizei ausgewiesen. Er kam nach Stuttgart und leitete buchhändlerische Unternehmungen ein, aus denen nichts wurde, worauf er wegen Mangel an Subsistenzmitteln auch aus dem

Digitized by Google

Württembergischen ausgewiesen wurde. Nun ging er nach Paris, in der Hoffnung, dort die Dankbarkeit der Emigranten, die einst im Hause seines Vaters aufgenommen wurden, und des Kardinal Lasare auszubeuten, dem er in seiner Jugend in Wien einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Aber alle seine Hoffnungen betrogen ihn. „Bei meiner Ankunft in Paris fand ich mich abermals in allen meinen Erwartungen getäuscht. Zwei Freunde von mir, auf die ich mit Sicherheit gerechnet hatte, waren gestorben. Ein dritter empfing mich mit vornehmen Stolze und wollte sich gar nicht erinnern, mich gekannt zu haben. Zwei ehemalige Emigranten, welche mit Ludwig dem Achtzehnten in Mitau gewesen waren und denen mein Vater in jener Zeit große Dienste geleistet hatte, erinnerten sich durchaus nicht meines Familiennamens. Ein General, welcher in russischen Diensten in vertraulichen Verhältnissen zu mir gestanden hatte und nach der Restauration in französische Dienste getreten war, weigerte sich, meinen Besuch anzunehmen, und als ich mich schriftlich an ihn wandte, weil ich glaubte, daß ein Mißverständniß obwalte, brachte mir ein Bedienter meinen Brief erbrochen mit der mündlichen Antwort zurück, der General habe gelogt, darauf sey keine Antwort nöthig. Ich schrieb ihm hierauf abermals durch die Post mit so derben Worten, daß er gewiß Niemanden diesen Brief gezeigt hat. — Nachdem ich erfahren, daß der Erzbischof von Sens, Kardinal Lasare, vormaliger Bischof von Nancy, dem ich in Wien einen wichtigen Dienst geleistet hatte, sich auf seinem Schlosse in Monteraut befände, fuhr ich dorthin und meldete mich durch ein kleines Billet bei demselben an. Der Kammerdiener brachte mir die Antwort, daß Seine Eminenz sich sehr wohl erinnerten, mich in Wien gesehen zu haben, aber sehr bedauerten, wegen dringender Geschäfte und wegen Unpäßlichkeit meinen Besuch nicht annehmen zu können. Dabei sagte mir der Kerl, daß Seine Eminenz mir zehn Franken schicken. Ich gerieth in eine solche Wuth, daß ich dem Menschen das Geld aus der Hand schlug und mit einigen derben Husarenstücken auf den Kardinal das Schloß verließ." Er begab sich, immer in Begleitung seines Sohnes, nach Havre. „Am Quai wurde Rothheyl abgeladen und abgewogen. Ich übernahm es, die Gewichte auf die Wagschale zu legen und das Gewicht aufzuschreiben. Dadurch verdiente ich $3^1/_2$ Francs täglich. Dieß reichte hin, um uns zu ernähren, — aber meine Hände waren angeschwollen und wund, denn sie waren nicht gewöhnt, die schweren Gewichte zu heben. Als ich den ersten Tag arbeitete, erblickte ich meinen Sohn in einer Ecke, wo er bitterlich weinte. Ich lief zu ihm und fragte ihn, was ihm fehle. „Ach, Vater, soll ich nicht weinen, wenn ich Dich so arbeiten sehe?" antwortete er. Dieß dauerte vierzehn Tage so fort, und die Antwort von meinem Freunde blieb noch immer aus, unerachtet ich wiederholt an ihn geschrieben hatte. Eines Morgens, als ich wie gewöhnlich mit meinem Gewichten beschäftigt war, trat der Kaufmann, Eigenthümer des Holzes, zu mir und bat mich, ihm zu folgen. Als wir in seiner Wohnung ankamen, lud er mich ein, mit ihm zu frühstücken. Ich war erstaunt über diese Höflichkeit, denn ich hatte mich für einen gewöhnlichen Arbeiter ausgegeben und mich deßhalb in eine Blouse gekleidet. Der brave Mann sagte mir: „Ich habe Sie beobachtet; Sie sind nicht, was Sie schienen. Die Unschlüssenheit, mit welcher Sie eine schwere und ungewohnte Arbeit verrichten, beweist, daß Sie ein Mann von Ehre sind; auch zeigt ihr Anstand, daß Sie gute Erziehung genossen haben. Ich will nicht in Ihr Geheimniß dringen, um meine Neugierde zu befriedigen, sondern mein Wunsch ist, Ihnen nützlich zu seyn. Einige meiner Freunde, mit welchen ich von Ihnen gesprochen habe, haben sich mit mir vereint, um Ihnen diese Hülfe anbieten zu können." Bei diesen Worten gab er mir ein Päckchen mit 500 Franken in Gold. Sobald er erfuhr, daß es meine Absicht sey, nach England zu gehen, erbot er sich, meine Ueberfahrt auf dem Dampfschiff nach Southampton zu besorgen, und als ich im Büreau meine Karte bezahlen wollte, war sie bereits berichtigt. — Ich langte glücklich in London an."

(Schluß folgt.)

Romane.

1) Ein Name. Genrebild von Onkel Adam. Aus dem Schwedischen von Th. v. Wedderkop. Oldenburg, Stalling, 1848.

Die Schweden und Schwedinnen überschwemmen unsere Literatur mit Genrebildern, d. h. das, was man sonst Familiengemälde nannte. Auch dieser Roman, wie die der berühmten Friederike Bremer, hat den flavon Silberton eines niederländischen Gemäldes, die Auffassung gewöhnlicher Charaktere und Situationen aus dem gemeinen Leben ist sehr treu. Doch zu poetischer Höhe erhebt sich dieses Genre nicht. Es steigt nicht einmal in die romantischen Tiefen der niedern Stände hinab, sondern bewegt sich in den Alltäglichkeiten der Mittelklasse. Die Hauptperson des vorliegenden Romans ist ein Fräulein aus der Provinz mit sehr gesunden Sinnen und von edler Einfachheit, welche vor den modischen Löwen Stockholms einen wahren Ekel hat und sich frischweg entschließt, einen tüchtigen Handwerker zu heirathen.

2) Zwei Zeitalter. Novelle von dem Verfasser der Alltagsgeschichte. Herausgegeben von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen. Oldenburg, Stalling, 1848.

Der gelungenen „Alltagsgeschichte" haben wir vor Jahren unseren Beifall geschenkt. Von dieser alltäglichen Geschichte müssen wir das Gegentheil aussagen. Der Verfasser erklärt: „Die Macht des Zeitgeistes über die tiefsten Gefühle einer jeden Individuums, sein Einfluß auf die Urtheile über sich selbst und Andere, und der schneidende Kontrast, wie die gleichen menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Schwachheiten zu verschiedenen Zeiten hervortreten, das ist's, was ich zu schildern versuchte, so wie es sich mir durch eigene und fremde Erfahrung darstellte. Doch darf man nicht außer Acht lassen, daß die Novelle ihre Einschränkungen hat, daß sie sich zum Roman verhält wie ein Genrebild zur Historienmalerei" u. s. w. Welche Anhäufung von Mißverstand und Halbgedachtem! Eine schöne Erklärung der Novelle! Der Grundgedanke des Verfassers wäre etwa ein Gegenstand für eine Abhandlung geworden, aber gewiß nicht für eine poetische Darstellung an sich. Das Mißverstehen der Tieck'schen Novellenform hat schon manche Sünde der Art auf sich geladen. Man denkt gewöhnlich, wenn man seine Leute am Theetisch nur recht lange hin und wider reden läßt, so ist auch die Novelle fertig. Die allerliebste „Alltagsgeschichte" war anders geschrieben. Es ist ein wahres Unglück für einen Autor, wenn er durch ein einziges Werk einen großen Ruf erlangt. Er wird dann zu leicht verwöhnt. Die Dänen haben neuerdings noch mehr Beispiele für diese Wahrheit abgegeben. — l —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 58. Dienstag den 15. August 1848.

Geschichte.

Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840—918). Von Prof. A. Fr. Gfrörer. Zwei Bände. Freiburg im Breisgau, Herder, 1848.

Nachdem Herr Gfrörer schon in seiner (leider jetzt unterbrochenen) Kirchengeschichte die kirchlichen Angelegenheiten des berührten Zeitraums besprochen hatte, gibt er hier ein noch detaillirteres Gemälde jener höchst merkwürdigen Periode. Unzweifelhaft hat er sich um Aufhellung ihrer bisherigen Dunkelheiten ein großes Verdienst erworben. Mit dem Scharfblick, der ihm überhaupt eigen ist, hat er auch hier in die bisherige Konfusion einen klaren Sinn gebracht. In der Regel schrieben die Geschichtschreiber der spätern Carolingerzeit gedankenlos nieder, was überliefert war, ohne ein näheres Verständniß zu suchen, oder sie gingen einseitig vom antikirchlichen Standpunkt aus und beurtheilten danach die Ereignisse und Charaktere falsch, oft geradezu verkehrt. Gehen wir sogleich in medias res. Noch der sehr allgemein verbreiteten Ansicht spielte zur spätern Carolingerzeit der Klerus eine pretiöse Rolle, benutzte die Schwäche und Charakterlosigkeit, so wie die Spaltungen der Carolinger eigennützig zur Befestigung der Papstgewalt und unterdrückte das Kaiserthum. Diese Ansicht ist irrthümlich. Der Klerus war nämlich gerade im Gegentheil bemüht, das Reich während der Spaltungen seiner weltlichen Herrn zusammenzuhalten und dem Uebermuth der weltlichen Vasallen theils zu Gunsten des Kaiserthums, theils zu Gunsten des Volks entgegenzutreten. Ja die großen Erzbischöfe des fränkischen Reichs traten in patriotischem Interesse sogar dem Uebergewicht Roms entgegen. Wenn Deutschland Jemandem Dank schuldig ist, als ein Ganzes aus den Stürmen jener Zeit hervorgegangen zu seyn, so gebührt, wie Herr Gfrörer gründlich nachweist, dieser Dank dem fränkischen Klerus.

Die gefährlichsten Feinde der deutschen Einheit waren damals die unwürdigen Enkel Karls des Großen selbst. Anstatt dessen Schöpfung, das große neue deutsche Reich zusammenzuhalten, gerspalteten, zertheilten, zerrütteten sie es. Ja abwechselnd verband sich der eine und andere mit den heidnischen Normannen gegen seine eigenen Brüder. Der Verf. weist hier zum erstenmal nach, daß schon lange bevor Karl der Dicke aus angeblicher Feigheit und Schwäche den Normannen die bekannten Concessionen machte, es bereits System bei den Carolingern gewesen, die Normannen zu erkaufen, nicht etwa, um das Reich vor ihren Raubzügen durch einen Tribut zu schützen, sondern im Gegentheil, um sie ins Reich hereinzuziehen. Ludwigs des Frommen erstgeborner Sohn Lothar gab das Beispiel, die heidnischen Normannen im Reiche zu belehnen und gegen den eigenen Bruder zu hetzen. Herr Gfrörer sagt: „Das Beispiel, das damals Lothar gab, wurde in der Folge von seinen Brüdern und Neffen vielfach nachgeahmt: ich werde im Verlaufe vorliegender Geschichte zeigen, daß beinahe alle Nordmannenhaufen, welche vom Verdunner Vertrag an bis zu Ende des 10en Jahrhunderts die aus der Monarchie Karls des Großen hervorgegangenen Staaten verheerten, im Solde des einen Carolingers gegen die andern standen. Die Zeit des Uebersalls von Rouen wird durch das Zeugniß des Mönchs von Fontanelle bestimmt, er erfolgte Mitte Mai. Man begreift, daß etliche Wochen nöthig waren, um die Sache vorzubereiten; wir dürfen daher getrost annehmen, daß die Unterhandlungen zwischen dem Häuptlinge, der die Plünderer Rouens befehligte, und dem Kaiser in den April 841, folglich in die Zeit fielen, da Lothar scheinbar unthätig zu Aachen weilte. Ohne Zweifel verschob der Kaiser den Angriff auf Karl den Kahlen deßhalb so lange, weil er vorher den Schlag an der Seine und die Bundesgenossenschaft der nordischen Seeräuber zurüsten wollte. Die Zeit der Belehnung Herlefs wird von seiner Ouelle genauer bestimmt. Prudentius spricht von ihr nach Erwähnung der Schlacht von Fontanet, Rithard gedenkt ihrer zugleich mit der Thatsache, daß Lothar einigen Nordmannen erlaubt habe, das Eigenthum von Christen zu plündern, das heißt, wie ich oben zeigte, er gedenkt ihrer zugleich mit dem dänischen Anfall auf Rouen. Mag Herlef erst nach der Schlacht von Fontanet mit Waffen belehnt worden seyn, oder kurz vorher, jedenfalls ist klar, daß schon geraume Zeit vor dem Zusammenstoß der drei Brüder zwischen dem Nordmannenhäuptling Herlef und dem Kaiser Unterhandlungen gepflogen worden seyn müssen. Denn eine so wichtige Maßregel, wie die Uebergabe jener Insel in die Hände der Seeräuber, ist nie das Werk einiger Tage." In diesem schändlichen System, die heidnischen Normannen zu benutzen, fuhren nun die Carolinger fort. Es versteht sich von selbst, daß die Kirche es im höchsten Grade mißbilligte, aus welchem Gesichtspunkt der Versuch Anklang, die Normannen in ihrer eigenen Heimath zu bekehren, erst seine wahre politische Bedeutung erhält.

Seitdem der Kaiser Lothar, als solcher, die heidnischen Normannen ins Reich gerufen hatte, konnte die fränkische Kirche sich nicht mehr auf den Kaiser verlassen. Die Abhängigkeit der Kirche vom Kaiser, die unter Karl dem Großen natürlich war, hörte auf, es unter Lothar zu seyn. Das weltliche Kaiserthum selbst war durch den Bruderzwist in Frage gestellt. Die Einheit, die in der weltlichen Gewalt verschwand, mußte nun ausschließlich in der kirchlichen gesucht werden. Darf man sich im geringsten wundern, daß einsichtsvolle deutsche Geistliche damals die Kirche groß und von den Umtrieben elender Könige und blutgierig einander befehdenden Brüder unabhängig zu machen suchte! Dazu kommt, daß auch die weltlichen Vasallen den Zwist in der

Digitized by Google

kaiserlichen Familie zu ihrem Vortheil benutzten und nach einer Unabhängigkeit trachteten, welche früher oder später das Reich Karls des Großen und die Einheit deutscher Nation wieder in hundert kleine Territorialherrlichkeiten wie zur Zeit des Tacitus zerstückeln mußte. Es war offenbar um die Kirche geschehen, wenn sie diesen Theilungsgelüsten gegenüber nicht ihre eigene Einheit desto kräftiger wahrte. Die Kirche hatte damals noch eine frische Lebenskraft und war noch nicht so weit heruntergekommen, daß einem hessen-darmstädtischen oder reuß-greiz-schleizischen placet unterwerfen zu müssen. So wie also die kaiserliche Centralgewalt geschwächt wurde, ja gegen das eigene Reich im Bunde mit heidnischen Erbfeinden Verrath übte, war nichts natürlicher und gerechtfertigter, als daß die Kirche nach Unabhängigkeit strebte. Herr Gfrörer weist nun aufs scharfsinnigste nach, wie dieses Bedürfniß sich zuerst in der fränkischen Geistlichkeit geltend gemacht habe, ehe noch der Papst selbst darum wußte, und wie die weltherrschtigsten falschen Dekretalen des Isidor von fränkischen Geistlichen geschmiedet werden konnten zu Gunsten Roms ohne die Mitschuld Roms. „Vor und nach Abschluß des Verdunер Vertrags zeigt sich überall ein entschlossenes Streben der weltlichen Stände nach politischer Freiheit. Nun gab es aber vermöge der von Karl dem Großen eingeführten Verfassung nicht bloß eine weltliche, sondern auch eine geistliche Aristokratie im Frankenreiche. Neben den Grafen fanden die Bischöfe. Sollten letztere die Hände in den Schooß gelegt haben, während erstere Allem aufboten, um ständische Vorrechte zu erringen und die Willkür der Krone einzudämmen? Mit Nichten! Das gleiche Streben, wie die Grafen, beseelte auch den Stand der Bischöfe, nur waren die Mittel, welche sie zum gleichen Zweck ergriffen, anderer Art und ihrer eigenthümlichen Stellung angemessen; die Sammlung des falschen Isidor aber ist die Frucht dieses bischöflichen Ringens um Sicherung ihrer Standesrechte und Einschränkung königlicher Allgewalt. — Mit geltenden Fesseln hatte Karl der Große Petri Stuhl an das Interesse seines Hauses gekettet, der Landesherr des Papste war bedeutend verwehrt worden, aber auf Kosten der wichtigsten geistlichen Rechte, welche Petri Nachfolger seit 450 Jahren und zwar zum Wehhe der Kirche ausübten. Es konnte nicht fehlen, daß wider diese schlaue Verstrickung ein Gegenstoß erfolgte. Unterdrückte Schwache helfen sich in der Regel durch List, weil sie keine andern Vertheidigungsmittel haben." — Von der Schuldlosigkeit Roms an dem rein fränkischen Machwerk der falschen Dekretalen heißt es S. 93: „Dreizehn Jahre später, zu einer Zeit, da Pseudoisidors Sammlung bereits, wie unten gezeigt werden soll, auf neufränkischen Synoden als Beweismittel gebraucht wurde, erklärte der vierte Nachfolger jenes Gregor IV., Papst Nikolaus I., in einem 863 an den Erzbischof Hinkmar von Rheims gerichteten Schreiben: „nur den Beschlüssen von Nicäa und der übrigen allgemein anerkannten Concilien, sowie den Verordnungen des Siricius, Innocentius, Zosimus, Cölestinus, Bonifacius, Leo, Hilarius, Gelasius, Gregorius und der andern (spätern) Päpste komme gesetzliche Kraft zu." Nikolaus beginnt die Reihe der Dekretalen wirklich mit der ersten anerkannt echten des Siricius. In diesen gleichlautenden Aussprüchen zweier Stuhlhäter Petri, die kurz nach Gregorius IV. die Oberleitung der Kirche übernahmen, sind die angeblichen Briefe der Päpste von Clemens bis auf Silvester und von da bis Siricius nicht bloß übergangen, sondern es ist gar kein Raum für sie gelassen. In beide Stellen haben eine solche Fassung, daß man aus ihnen einen bündigen Beweis gegen die Echtheit der pseudoisidorischen Briefe führen kann. Folglich muß, kraft des oben entwickelten Grundsatzes, Rom von dem Vorwurfe der Mitschuld an Verfertigung des pseudoisidorischen Werks freigesprochen werden. Was wir oben aus Urkunden darthaten, ergibt sich auch aus andern allgemeinen Gründen. Ist es irgend glaublich, daß das geistliche Haupt der Christenheit sich mit einem überalpischen Klerikee, der unter der Gewalt fränkischer Könige stand, zu Ausführung eines Betrugs verbunden haben sollte, dessen nicht unwahrscheinliche Entdeckung Petri Stuhl den widerwärtigsten Verlegenheiten preisgegeben drohte. So unverschämt handelten Päpste nie! Der Unbefannte, welcher jene Sammlung schmiedete, hat auf eigene Faust gehandelt; er berechnete, wenn erst sein Werk ein gewisses Alter im Heimathlande erlangt habe, würden die Päpste es unter ihren Schirm nehmen. Und in dieser Hoffnung täuschte er sich nicht. Durch besondere Umstände bewogen, suchte, wie unten gezeigt werden soll, Papst Nikolaus I. zwei Jahre nach Erlassung des oben angeführten Schreibens den Stücken Pseudoisidors kirchenrechtliches Ansehen zu verschaffen. Allein so gewiß es ist, daß Rom mit den Ursprüngen des fraglichen Gesetzbuches nichts zu schaffen hatte, so sicher kann man nachweisen, daß Metropolit Otgar von Mainz dabei betheiligt war." Was nun weiter ausgeführt wird.

Eine der scharfsinnigsten Erörterungen dieses Werkes betrifft den merkwürdigen Versuch Karls des Kahlen, in Westfranken oder Neustrien (dem alten Gallien) vermittelst des Ueberrestes altrömischer Bevölkerungen und Gesetze das neue System einer von Staatsdienern umgebenen Centralgewalt einzuführen im Gegensatz gegen das freie und genossenschaftliche Wesen der Germanen. Ludwig der Deutsche vertrat dieses letztere und hatte daher auch den fränkischen Adel Neustriens zu Freunden. „Es ist unwidersprechlich, daß König Karl der Kahle, welchen Ludwigs Ränke zunächst bedrohten, mit dem (meist aus germanischem oder fränkischem Blute stammenden) Adel Neustriens zerfallen war. Durch die Unbeständigkeit der Grafen ins Gedränge gerathen, suchte er in den gebildeten Ständen romanischen Ursprungs eine Stütze, er wollte seinen Thron auf eine bürgerliche Beamtenherrschaft gründen. Ganz anders Ludwig. Er ist der Adelskönig, und indem er den Staat zu Gunsten des Adels einrichtet und glänzende Aemter schafft, hält er dem neufränkischen und lotharingischen Herrenstand eine Lockspeise hin, welche denselben bestimmen soll, auf deutsche Seite überzutreten." Karl der Kahle machte aus den missi (Sendgrafen) Karls des Großen ein ganz neues Staatsdienerinstitut und ordnete ihnen eine zweite Klasse (ministri rei publicae) unter. Doch gelang dieser erste Versuch bureaukratischer Centralisation damals noch nicht und die übermüthigen Vasallen errangen nach den Sieg.

Nicht minder genial ist die Lösung, welche der Verfasser dem berühmten, von den Historikern nur zu langweilig behandelten Streit der Kirche mit dem keterischen Mönche Gottschalk gibt. „Um rein theologischer Zwecke willen machen die Menschen in der Regel, so weit ich die Welt kenne, keine solche Anstrengungen. Es scheint daher am gerathensten, anzunehmen, das Fanatismus und Nachsucht gleichmäßig auf ihn wirkte. Allein es handelt sich nicht um seine Person. Nie würde aus den Meinungen, die er vortrug, ein solcher Brand entstanden seyn, hätten ihn nicht Viele unterstützt und den Metropoliten, die ihn bekämpften, die Spitze geboten. Eine solche Theilnahme weist auf eine weit verbreitete Abneigung gegen die bischöfliche Gewalt hin. Eine alte Nachricht meldet, daß in demselben Jahre 849, in welchem Gottschalk zu Chiersey verdammt worden ist, eine Pariser Synode, auf welcher außer vielen Bischöfen die Metropoliten Landram von Tours, Wenile von Sens, Hinkmar von Rheims, Paulus von Narbon erschienen, das Urtheil der Absetzung gegen sämmtliche im Reiche Karls des Kahlen angestellte Chorbischöfe aussprach. In die Augen springt, daß die gleichzeitige Verdammung der Chorbischöfe und Gottschalks in engem Zusammenhange steht. Die französischen Kirchenhäupter betrachteten erstere als Mitkläger oder Ueberder der Schuld des Letzteren;

Digitized by Google

sie hegten die Ueberzeugung, das Gottschalk von den Eberhardschen vorangeschoben sey, damit er durch Wiedererweckung des strengen Augustinismus dem neuerstehen Bisthum den Ruf der Rechtgläubigkeit raube und einen tödlichen Streich versetze. Und in der That ließ sich kaum eine furchtbarere Angriffsweise denken, als wenn man dem Volk die Augen darüber öffnete, daß die französischen Kirchenhäupter, deren Macht und Besitz Tausende beneideten, von der Lehre des allverehrten Vaters von Hippo abgewichen seyen. — Folgendes stellt sich als Endergebniß unserer Untersuchung heraus: seit dem Ausbruche der fränkischen Bürgerkriege treten zwei kirchliche Parteien, eine aristokratische und eine plebejische, hervor, welche beide auf den Sturz gewisser Anstalten hinarbeiten, aber sich in Bezug auf den Umfang der gesederten Veränderungen gewaltig unterscheiden. Die aristokratische Partei, aus deren Schooße das Gesetzbuch Pseudoisidors hervorgegangen ist, begehrte nur Abschaffung der Metropolitangewalt und Beschränkung königlicher Eingriffe in die Rechte der Kirchenhäupter, dagegen spannte sie alle Segel auf, um das Bisthum nicht bloß zu erhalten, sondern auch seine Befugnisse auszudehnen. Die andere Partei will dem ganzen Prunke der Hochkirche ein Ende machen, und greift zu diesem Zwecke die Rechtgläubigkeit der Bischöfe wie der Metropoliten auf Tod und Leben an. Beide führte trotz ihrer großen Verschiedenheit gemeinschaftlicher Haß wider Hinkmar, den kühnen und entschlossenen Vertheidiger carolingischer Kirchenverfassung, für den Augenblick zusammen, aber die Pseudoisidorianer unterließen darum nicht, den Eberhardschlichten mit Hinkmar einen tödtlichen Streich zu versetzen, behielten sich dagegen vor, den Haß der geschlagenen Bundesgenossen wider den gemeinsamen Gegner später wieder auszubeuten." Hier hat man den Schlüssel zu den wichtigsten, sonst unverstandenen Vorgängen der fränkischen Kirche.

Wir fahren fort auf scharfsinnige Erklärungen aufmerksam zu machen, durch welche Herr Gfrörer ein ganz neues Licht in die alte Geschichte unserer Vorzeit überträgt. Ein solches fällt hier unter andern auch auf die berüchtigte Päpstin Johanna. Daß die ganze sie betreffende Geschichte ein Mährchen sey, weiß man längst, aber sein Sinn ist bisher noch nicht richtig verstanden worden. Eine Satire auf die Zeiten der berüchtigten Marozia und ihres Weiberregiments ist sie nicht. „Meines Erachtens, sagt Herr Gfrörer, besteht die Schneide der Fabel in den beiden Punkten, daß die Dirne aus Mainz stammte und daß sie von Griechenland (Athen) kommend den päpstlichen Stuhl eingenommen hat. In dem ersten sehe ich eine verdammende oder satirische Hinweisung auf das Mainzer Kinklein Pseudoisidor, in dem zweiten einen Tadel des Bundes, den Leo IV. mit den Byzantinern abschließen wollte und den sein Nachfolger Benedikt III. wirklich abgeschlossen hat. Nun gab es unter dem katholischen Klerus stets eine Schaar Auserwählter, welche, vom Geiste des Evangeliums erfüllt, jeden einreißenden Mißbrauch verdammten. Solchen Männern mußte die pseudoisidorische Sammlung, welche aus Mainz nach Rom gekommen ist, als ein greulicher Betrug erscheinen. Nicht minder haben sicherlich eben dieselben den Plan Leo's IV. mißbilligt, mit den Fürsten des Abendlandes zu brechen und sich den Byzantinern in die Arme zu werfen. Mit Recht hielt germanisch-lateinisches Selbstgefühl die Griechen für ein verworfenes Geschlecht, und eine Verbindung des Stuhles Petri mit dem Throne zu Konstantinopel erschien wie eine Art geistlichen Ehebruchs. In welcher Form werden nun solche Richter ihren Tadel ausgesprochen haben? Ich dächte so, daß sie sagten: seit den letzten Zeiten Leo's sey die päpstliche Gewalt von Mainz und Griechenland aus mißbraucht, oder mit Anwendung des Bildes, das die Romanen für solche Fälle stets im Munde führen, sie sey damals zur Dirne gemacht worden. Damit haben wir die Grundzüge der Fabel, die in ihrem Ursprung eine Allegorie war. Aber aus Allegorien entstanden häufig historische Sagen. Sobald letztere Umwandlung erfolgte, konnte das Mährchen kaum eine andere Gestalt annehmen, als daß man dichtete, nach Leo habe den Stuhl Petri eine Dirne eingenommen, die aus Mainz abstammte, aber in Griechenland ihre Künste erlernt hatte."

Im zweiten Bande wird die ganze grobartige Wirksamkeit des Erzbischof Hinkmar von Rheims im Kampf mit dem Königthum und Papstthum zugleich erörtert. Ihm folgte bald darauf in ähnlicher Wirksamkeit der allbekannte Erzbischof Hatto von Mainz und diesem wieder andere, ja die Reihe unserer großen Erzbischöfe, welche vermittelst der deutschen Kirche das deutsche Reich zusammenhielten, das Auseinanderfallen desselben verhinderten, die Kaiserwahlen leiteten und zugleich den Uebergriffen Roms vorbeugten, läßt sich bis zu den Hohenstaufen hinab verfolgen. Solche Männer waren es, die beim kläglichen Ausgang der Carolinger und unter den wilden Versuchen der bisherigen Reichsvasallen, sich unabhängig zu machen, dennoch die Einheit des deutschen Reichs aufrecht erhielten und die sich zugleich mehr Dank um Deutschland verdient haben, als ihnen zu Theil geworden ist. Denn insgemein hat man sich unter ihnen gemeine herrsch- und habgierige Pfaffen vorstellen zu müssen geglaubt und immer die Partei der weltlichen Fürsten gegen sie ergriffen.

So ist namentlich Hatto von Mainz ein von der Geschichtschreibung und Sage unverdient gebrandmarkter Charakter. „Unter den vielen wichtigen Nachrichten, welche wir den beiden Schreibern des Mainzer und Salzburger Metropoliten verdanken, betrachte ich als das leuchtende Juwel den Sag, we Hatto sagt: schwere Besorgniß ängstigte uns, daß, wenn die Wahl auf einen Andern fiele, die Einheit des Reichs sich in Bruchtheile auflöse." Kurz und bündig bezeichnet hiemit der Mainzer Metropolit den Angelpunkt, um den sich in den nächsten 30 Jahren Deutschlands Geschichte dreht. Von den letzten Jahren Arnulfs bis gegen Ende der Regierung Heinrichs I. hin ringen zwei fast gleich mächtige Parteien auf Tod und Leben miteinander; die eine, bestehend aus dem hohen Klerus Germaniens, bietet alle Mittel auf, um die schwer bedrohte Einheit des Reichs zu retten; die andere, zusammengesetzt aus dem Stande der Herzoge und Markgrafen, welcher seit der Mitte des 9ten Jahrhunderts eine stets mehr anschwellende Macht erlangt hat, ist entschlossen, Deutschland in eine Masse kleiner unabhängiger Staaten und Ständen zum eigenen Vortheil aufzulösen. Nach den beharrlichsten Anstrengungen siegt endlich der Klerus, aber die Gefahr, daß er und das Reich erliege, war nie drohender als am Beginn des 10ten Jahrhunderts, da das siebenjährige Kind den Thron Germaniens bestieg, und die Geschicklichkeit, mit welcher das Bisthum in dieser furchtbaren Lage für die gute Sache stritt, verleiht der Geschichte des unwürdigen Königs wie seiner Rathgeber Konrad einen wunderbaren Reiz." Unter denselben Gesichtspunkt erscheint nun auch Bischof Salomo von Konstanz im Kampf mit den großen Kammerherren von Schwaben in einem günstigeren Lichte. Man darf fragen, ob die deutsche Metropolitanpolitik bei der Eigenthümlichkeit der römischen Kirche überhaupt etwas auf die Dauer Haltbares sein konnte, sofern nur eine Alternative blieb, entweder völlige Unterwerfung unter Rom oder Reformation. Das kann uns indeß nicht hindern, der ruhmvollen und patriotischen Thätigkeit unserer großen Metropoliten vom neunten bis zwölften Jahrhundert volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ohne sie wäre die deutsche Einheit schon bald nach Karls des Großen Tode wieder verloren gegangen: ohne sie wären die glorreichen Zeiten der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser nie möglich geworden. An ihre Wirksamkeit knüpft sich alle Einheit, Größe und Hoheit des deutschen Reichs. So wie die deutschen Metropoliten nichts

Digitized by Google

mehr galten und einerseits der Papst, andererseits die weltlichen Fürsten mit ihren dynastischen Sonderinteressen allein in Deutschland walteten, war auch der Kaiser verloren und mit ihm die Einheit.

Aus dem was hier über den innigen Zusammenhang des bischöflichen Wirkens mit der Einheit deutscher Nation gesagt ist erklärt sich nun auch die überraschende Vorrede des zweiten Bandes. Herr Gfrörer nimmt nämlich Bezug auf die neuesten Weltereignisse und sagt: „Das Reich deutscher Nation wird wieder auferstehen. Ich habe, seit ein klares Bewußtsein menschlicher Dinge in mir erwachte, für dieses hohe Ziel — nach dem Maße meiner Kräfte als Historiker zu wirken gesucht, und meine Freunde zu Stuttgart wie zu Freiburg können mir bezeugen, daß ich stets die Hoffnung hegte, mit meinen leiblichen Augen das Ziel heißer politischer Wünsche verwirklicht zu sehen. Die Wiederherstellung des Reichs wird noch eine zweite große Folge haben, nämlich die glorreiche Wiederaufbauung der alten deutschen Kirche. Durch die bereits auf den verschiedensten Punkten Germaniens geforderte und gewährte Freiheit der Gewissen und des Kults, sowie durch die geforderte und gewährte Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ist letzteres Ziel, das nie durch Zwang erreicht werden könnte, möglich geworden. Sekten, mit vollkommener politischer Berechtigung ihrer Mitglieder, so viel als man will, mögen in Deutschland fürder bestehen, aber die Fortdauer zweier herrschenden Kirchen, die seit 300 Jahren feindselig einander entgegenstanden, würde das Gemeinwesen so gut um vollkommen auch die politische Verkittung der Nation gelingen mag, unheilbar zerrütten. Nicht nur die Gerechtigkeitsendern auch das öffentliche Wohl gebietet, auf Verschmelzung beider großen Religionsgemeinschaften, der deutschen Protestanten und der deutschen Katholiken, hinzuarbeiten." Der Verfasser macht nun Vorschläge, wie diese schwierige Verschmelzung möglich zu machen wäre. Zuerst verlangt er, der Papst solle das Abendmahl unter beiderlei Gestalt bewilligen, zweitens die deutsche Bibel und zwar die lutherische, er solle drittens die Ceremonien und den Gebrauch der lateinischen Sprache in Kultus, viertens die Heiligen- und Reliquienverehrung nebst Wallfahrten einschränken, fünftens den übertretenden protestantischen Pfarrern ihre Weiber lassen (nicht aber unverheiratheten zu heirathen gestatten), sechstens die Jesuiten nie in Deutschland zu lassen, siebentens die Ohrbeichte fakultativ zu machen. Wir enthalten uns diese Vorschläge näher zu erläutern. Vor der Hand scheinen sie uns ganz unausführbar, weil der fromme Katholik eben so wenig damit zufrieden sein wird, wie der Protestant. Inzwischen begrüßen wir jede Aeußerung mit Freude, in welcher nur der Wunsch der Vereinigung ausgesprochen und auf die Heilsamkeit derselben aufmerksam gemacht wird.

Memoiren.

2) Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Ein Beitrag zur Geschichte der letzten vierzig Jahre von C. von Martens. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

(Schluß.)

Aber in England fand v. Martens nicht, was er suchte. General Wilson desavouirte ihn. Das Manuscript war verloren gegangen. Dagegen nahmen sich des unglücklichen Ländlers nun die englischen Journalisten an, für die er eine Zeitlang arbeitete, bis er nicht mehr neu genug schien und abgehankt wurde. Nun ging er nach Frankreich, wo unterdeß die Julirevolution alles verändert hatte. Es bildete sich eine polnische Legion. In sie ließ Martens sich aufnehmen; aber die Politik Ludwig Philippe hemmte den Fortgang dieser Sache und Martens sah sich veranlaßt, abzudanken und in die Schweiz zu gehen. In Genf that er einen unglücklichen Fall in einen Keller, der ihn aufs Krankenlager warf. Im Kanton Zürich ließ er sich in ein Abenteuer ein, das ihm theuer hätte zu stehen kommen können, wenn es ausgeführt worden wäre. In seiner Hülflosigkeit besuchte er auch Louis Napoleon, der damals noch am Bodensee hauste. Rachher hoffte er in Lindau Posto zu fassen, wurde aber von der bayerischen Polizei ausgewiesen.

Trotz dem nun, was er schon früher im Badischen erfahren, ging er noch einmal nach Baden, indem er seine letzte Hoffnung auf den Markgrafen Wilhelm setzte, dem er einmal in Rußland begegnet war. Im schönen Freiburg fand er überdieß eine Spielgesellschaft, bei der er ziemlich viel Geld gewann. Er entschuldigt sich beim Leser, so eine Gewerbsquelle benutzt zu haben; nur die äußerste Noth habe ihn dazu getrieben. Er sah sich nun in den Stand gesetzt, ein kleines Gut in der Nähe Freiburgs zu kaufen und machte den Plan, eine Pensionsanstalt für junge Engländer daselbst zu gründen. Englische Freunde machten ihm Hoffnung auf Unterstützung, so daß er bald noch einen größern Plan faßte und die Herrschaft Umkirch von der Grebzezgin Stephanie kaufte. Dieser Kauf aber wurde beanstandet, er selbst verhaftet. Er schiebt alle Schuld der Aristokratie zu, die ihn gehaßt, weil er sich von ihr zurückgezogen habe, und der Polizei, die ihn, weil er mit Reuleck verkehrt, verdächtigt habe. Die Formen seiner Verhaftung scheinen allerdings sehr tumultuarisch gewesen zu seyn. Er behauptet, man habe erst auf seinen thätigen Widerstand gegen diese ganz ungesetzliche Form, überhaupt eine Anklage gegründet. Denn so oft er nachher in seiner fast jahrelangen Gefangenschaft nach der Ursache befragen frug, wurde er immer hören: Widersetzlichkeit bei der Verhaftung. Auch erklärt er: ohne Konfrontation, ohne Schlußverhör und ohne Urtheilbegründung zu sechs Monaten Zuchthaus wegen besagter Widersetzlichkeit verurtheilt, doch zu Festungsarrest begnadigt und endlich ganz entlassen worden zu seyn. Auch sein unschuldiger Sohn sey gefangen gesetzt und hart gehalten worden.

Aus dem Badischen fortgeschickt wollte er sich zurück beim preußischen Kommando in Mainz wieder der Rechte versichern, die ihm sein früherer Dienst in der preußischen Armee versprach. Allein man wies ihn auf dem Schube nach Rußland in seine Heimath. Da kehrte er um und kam mit Hülfe gutmüthiger Menschen glücklich wieder über die französische Grenze. Es lag ihm alles daran, auf französischem Rechtsboden stehend, nun seine badische Angelegenheit zu vertheidigen und er begann deßfalls den Prozeß, der aber gegen ihn entschieden wurde. Unterdeß trat sein Sohn in die Fremdenlegion für Algier ein, ja dem alten Martens selbst blieb nichts übrig, als ihm nachzufolgen. Allein er wurde gleich bei seiner Ankunft in Algier vom Fieber ergriffen und sah sich zur Umkehr gezwungen. Hier endet die Denkwürdigkeiten. Der Verfasser starb in Paris 1846.

Gewiß ein vielbewegtes Leben, in seinen letzten Phasen nicht eben sehr herzerquicklich oder rühmlich, doch interessant als die Geschichte eines jener vornehmen Proletarier, die bereits in nicht geringer Zahl neben den gemeinen existiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59. Sonnabend den 19. August 1848.

Zeitgeschichte.

Preußen und der deutsche Bund gegen Dänemark. Leipzig, Lorck, 1848.

Audiatur et altera pars. Die hier deutsch übersetzte Flugschrift rührt von einem Dänen her und ist ein geschicktes Plaidoyer für die dänischen Ansprüche, obgleich es dem Verfasser keineswegs gelingt die Rechtsgründe der deutschen Partei zu entkräften.

Die Hauptsätze von denen wir Deutschen ausgehen, sind:

1) Holstein gehört zum deutschen Bund.

2) Schleswig hat eine weit überwiegend deutsche Bevölkerung.

3) Schleswig und Holstein sind staatsrechtlich verbunden.

4) In beiden Herzogthümern erbt nur der Mannesstamm fort.

Dagegen wendet der Verfasser ein: 1) Der deutsche Bund habe aufgehört und Holstein habe keine Verpflichtung mehr gegen denselben, sondern nur noch eine gegen Dänemark. 2) In Schleswig leben noch 81,000 Dänen. 3) Der nur beziehungsweisen Verbindung der beiden Herzogthümer stehe die Thatsache entgegen, daß sie beide getrennt und selbstständig seyen, daß nur das eine, nicht auch das andere dem deutschen Bunde einverleibt worden sey. 4) Daß die Eltern des Herzogs von Augustenburg im Jahr 1786 ausdrücklich das dänische Königsgesetz anerkannt und sich aller Ansprüche für sich und ihre Nachkommen begeben haben.

Ferner führt er aus, nicht die deutsche Nationalität sey in Schleswig durch die dänische, sondern umgekehrt die dänische durch die deutsche unterdrückt worden. Die dänische Herrschaft sey den deutschen Bevölkerungen der beiden Herzogthümer zu Statten gekommen, indem sie liberal und gegen die einheimische Adelsherrschaft gerichtet gewesen sey. „1802 ward eine neue Steuer auf Grund und Boden gelegt. Graf Cajus Reventlow, Präsident in der deutschen Kanzlei, widersetzte sich eifrig dagegen, daß die adeligen Güter diese Last zugleich mit den Gütern der Nichtadeligen tragen sollten. Die ritterschaftlichen Privilegien wurden hervorgesucht, und gestützt auf diese forderte er, daß die ganze Steuer auf die Nichtadeligen gelegt werde, damit der Adel frei ausgehen könne. Die Regierung stand auf der Seite des Volkes; Reventlow setzte seine Forderung nicht durch, aber in seiner Erbitterung bestrafte er die Regierung dadurch, daß er aus dem Staatsdienste schied. Daß ein so mächtiger Mann es nicht vermocht hatte, eine Ungerechtigkeit durchzusetzen, machte die Ritterschaft gefügig, und sie fügte sich darein, mit den übrigen Staatsbürgern zu den Bedürfnissen des Landes beizutragen, bis die Unglücksjahre 1813 und 1814 neue Auflagen forderten. An diesen wollte sie nicht Theil nehmen, obgleich sie weit weniger besteuert war, als der Bürger- und Bauernstand; man beschloß, gerade die Stunde des Unglücks zu benutzen, um das alte liebe Recht wieder zu gewinnen, und die Nichtadeligen vor den Wagen zu spannen, um selbst desto gemächlicher darin sitzen zu können. Es hat in den Herzogthümern verschiedene brave Edelleute gegeben, aber der Adel hat sich stets als ein sehr egoistischer Menschenschlag gezeigt, welcher niemals einer Sache, die bloß des Staates oder Volkes war, irgend ein Opfer brachte. Bloß seine Korporationsleidenschaften: Habgier und Hoffart, sind im Stande, ihn in eine ungewöhnliche Thätigkeit zu versetzen. Die Ritterschaft kam in heftige Bewegung und reichte bei Friedrich VI. das Gesuch ein, ihre Privilegien konfirmirt zu bekommen. Da dieß nichts half, ließ sie sich herab, in der Hoffnung, dadurch doch etwas zu erreichen, sich in eine Vereinigung mit andern Gutsbesitzern einzulassen und um einen Landtag zu bitten. Auch dieß ward abgeschlagen und die Steuer eingetrieben. — 1815 überkam die Ritterschaft ein neuer Schreck bei Holsteins Einverleibung in den deutschen Bund. Dieses, wovon jetzt überall so große Herrlichkeit gemacht wird, ward damals als ein großes Unglück angesehen, namentlich von der Ritterschaft. Damals sagte man seinen Zweifel darüber, daß Schleswig zum dänischen Staat gehöre und daß Holsteins Aufnahme in den deutschen Bund die Herzogthümer trennen müsse. Dieses, so fürchtete man, werde auch zur Trennung der Ritterschaft beider Länder führen, wodurch es leicht unmöglich gemacht werden könne, die von 1721 an aufgehobenen Privilegien wieder zu gewinnen, die man zu erschleichen oder zu erkämpfen so eifrig bestrebt gewesen war."

Man sieht, der Verfasser weiß die Antipathie gegen Adelsvorrechte geschickt zu benutzen, um das deutsche Publikum zu stimmen. Indeß ist er aufrichtig genug, um zu gestehen, daß die rechtliche Lösung des Streits unmöglich geworden und daß nichts übrig geblieben sey, als diesen gordischen Knoten zu zerhauen. Nun frägt er aber: ob die Art und Weise gerecht gewesen sey, in der verfahren wurde? Und hier wälzt er das schwerste Gewicht der Vorwürfe auf Preußen. Die Wendung, die er nimmt, ist fein. „Die ursprüngliche Bevölkerung des Herzogthums Schleswig ist dänisch; noch spricht die Hälfte der Einwohner Dänisch; aber man hat dem Dänischen die Berechtigung versagt, in dem schleswig'schen Ständesaal gehört zu werden, und 81,000 Seelen, welche dänische Umgangssprache haben oder doch mehr ihre Muttersprache Dänisch, als die fremde deutsche Sprache reden, sind an deutsche Kirchen- und Schulsprache gebunden! Nun kann man wohl einen jeden ehrlichen Deutschen fragen, was er, wenn er zur Kenntniß dieser Thatsachen gekommen, antworten wird, wenn man ihm erzählt, daß Schleswigs Nationalität deutsch sey und daß die Dänen die

Digitized by Google

deutsche Sprache aus einem deutschen Lande vertrieben hätten. Mit demselben Recht kann man behaupten, daß Posen ein deutsches Land sey und daß die Polen dort die deutsche Sprache verdrängten. Und wie wird er ferner die Handlungsweise des Königs von Preußen nennen, wenn er sein Verhältniß in Bezug auf Posen mit dem in Bezug auf Schleswig vergleicht? In Posen ist eine nichtdeutsche Nationalität, in Schleswig ist auch eine nichtdeutsche Nationalität; beide Lande will er, in ihrer Eigenschaft als deutsche Lande, in den deutschen Bund einverleibt haben; die Polen in Posen widersetzten sich dem, die Dänen in Schleswig widersetzten sich dem auch; er erklärt, daß die Polen, welche seine Unterthanen sind, davon frei seyn sollen, unter den deutschen Bund zu kommen; aber die dänischen Schleswiger, welche Unterthanen des Königs von Dänemark sind, will er — denn sowohl er, wie der deutsche Bund sprechen auf das Bestimmteste von ganz Schleswig — mit Gewalt in denselben hineinbringen; in Posen führt er Krieg gegen die Insurgenten, denen er eine Freiheit versprochen hat, die er ihnen nicht geben will; in Schleswig führt er Krieg für die Insurgenten, denen der König von Dänemark eine Freiheit gegeben hat, die er ihnen nicht versprochen hatte."

Dieß möge genügen, um den Standpunkt, den unser Gegner einzunehmen hat, zu bezeichnen. Die deutsche Einheit, der Reichsverweser existirt für ihn nicht, Holstein gehört seinen Augen nicht mehr zu Deutschland, denn die Wiener Traktate von 1815, durch die allein es dem deutschen Bunde angehörte, gelten nicht mehr. Er hat es nur mit Preußen zu thun, dem er vorwirft, seinem eignen Prinzip und aller Staatsklugheit zuwider die Insurgenten in Holstein-Schleswig gegen die legitime Regierung in Dänemark unterstützt zu haben. Begreiflicherweise ist dieser Standpunkt unhaltbar und der Reichsverweser bereits ein fait accompli, das Dänemark eben so wird anerkennen als dem deutschen Nationalinteresse Rechnung tragen müssen.

Man darf sich billig wundern, wie ein so verständiger Mann, als welchen der Verfasser vorliegender Schrift sich zu erkennen gibt, die Frage des großen Nationalinteresses ganz übergehen konnte. Wir glauben, er hätte daraus Gründe für seine Sache schöpfen und dem dänischen Interesse selbst mehr nützen können. Wenn Deutschland und Dänemark einander wechselsweise, wenn hier fruchtbare Provinzen Kriegsschauplatz werden, dort der Ostseehandel leidet, wenn hunderte, bald tausende kraftvolle Männer hingemordet werden, die gemeinsam einer bessern Sache dienen könnten, wenn am Ende gar die Schweden sich einmischen und dieser unnütze Krieg in noch größerm Maßstab geführt wird, wer allein gewinnt dabei? Antwort: Rußland! Gegenüber den Ansprüchen Rußlands sollte ganz Skandinavien und Deutschland im engsten Bunde zusammenstehen, nicht einander bekriegen und schädigen, und wenn man dieses weit höhere Interesse richtig verstände und darnach handelte, so würde sich die minder wichtige häusliche Angelegenheit, betreffend die beiden Herzogthümer, wohl befriedigend schlichten lassen.

Wir haben in diesen Blättern schon vor Monaten dieselbe Ansicht geltend gemacht und können nur wiederholen, daß wir diesen Krieg bedauern, und daß uns die eifrige Theilnahme daran, die Wuth, mit der man hier den Haß ansacht, befangenwerth erscheint, während uns eben so sehr die Kälte befremdet, mit der man den Kämpfen und Siegen der Oesterreicher in Italien zusieht. Frieden an der Eider, sey unsere Losung, aber Krieg, Krieg, Krieg am Po bis zur Vernichtung jenes treulosen Karlo Alberto, der gegen Deutschlands Ehre und Interesse sich unendlich viel mehr vergangen hat, als der in vieler Beziehung entschuldbare Dänenkönig. Wie une Friede mit Skandinavien und Bündniß mit Skandinavien gegen Rußland ein dringendes Gebot der allernatürlichsten Politik ist, eben so die unbedingte Wiederunterwerfung der Lombardei und die Züchtigung des Sarden. Dieß verlangt nicht bloß die tief verletzte Ehre Deutschlands, sondern auch unser dringendstes Nationalinteresse. Wir müssen die Lombardei um jeden Preis behaupten, weil wir sonst nothwendig das adriatische Meer verlieren, Tirol gefährdet und die Schweiz gänzlich fremdem Einfluß überlassen würden. Wer die Mauer hat, muß auch das Glacis haben. Geben wir unsere Herrschaft in Mailand auf, so verlieren wir sie in Venedig und Verona, in Triest und Trient unfehlbar. Die einzige Gefahr, die uns an der Eider bedroht, ist die, daß der Krieg dort fortdaure und uns eben so, wie unsere natürlichen Bundesgenossen, die Skandinavier, zur Freude Rußlands entkräfte. Dieser Gefahr könnten und sollten wir uns durch einen Friedensschluß je eher je lieber entziehen und dagegen alle Aufmerksamkeit auf den Süden richten. Wenn der Deutsche gegen den Welschen oder Slaven zu Felde zog, hat es allezeit Sinn und Verstand gehabt, niemals aber, wenn er gegen andere germanische Stämme, waren es Schweizer, Niederländer, Engländer oder Skandinavier, oder unter sich selbst, Stamm gegen Stamm kämpfte. Man kann dieß als eine Regel annehmen, die niemals trügt. Heute nun, wo das große deutsche Volk sich mit so gewaltiger Kraft zusammenrafft, sollte es doch nicht blind wüthen, sondern auch seinen Verstand handhaben und merken, wo ihm die wahre Gefahr droht. Erhitzen und erschöpfen wir uns ja nicht unnütz an den Dänen, wir werden mich mit viel größern und mächtigern Feinden auf ganz andern Punkten zu thun bekommen.

In dem Augenblick, in welchem Preußen in Dänemark, Oesterreich in Italien engagirt ist, schickt der Czaar seine Heere über den Pruth. Hat er es nicht allezeit so gemacht? War jemals ein Konflikt im Westen, den er nicht benutzt hätte, um im Osten um sich zu greifen? Sehen wir uns wohl vor. Die Truppen, die wir nach Schleswig schicken, zögen viel passender die Donau hinunter, um den russischen Heeren den Eintritt ins türkische Gebiet zu wehren. Und die Dänen, die uns in Schleswig entgegenstehen und bald auf schwedische Hülfe rechnen, würden viel passender mit den Schweden verbunden nach Finnland hinüber schauen.

Nachlässe.

Leibnizens geschichtliche Aufsätze und Gedichte aus den Handschriften der königl. Bibliothek zu Hannover herausgegeben von G. H. Pertz. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1847.

Aus dem Nachlaß des berühmten Philosophen Leibniz und in mehr als einer Beziehung von Interesse, wenn der große Mann hier auch weniger groß erscheint, als in seinen Hauptwerken.

Am wenigsten befriedigen die geschichtlichen Aufsätze, welche hier mitgetheilt werden. Sie handeln in Prosa und Versen von einigen hohen Personen des welfischen Hauses, denen Leibniz in solchem Maaße zur Dankbarkeit verpflichtet war, daß sein Styl nichts weniger als dem des Tacitus ähnlich, vielmehr ziemlich der eines byzantinischen Panegyrikers ist. Das mag, um nur eine kleine Probe zu geben, gleich der Eingang darthun: „Anlangend des weyland Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Johan Friedrichs, Hertzogen zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. unsers in Gott ruhenden gnädigsten Fürsten und Herrn, höchstlöblicher Gedächtniß, hohe Geburt und

Digitized by Google

Herkommen, Lebens-Lauff, und darin ergeigte hohe und von Gott verliehene Gaben, auch Fürstliche Regierung, und endlich seeligen Abschied auß dieser Welt: so ist Seine Fürstliche Durchlaucht bekandter maßen, aus dem uhralten Fürstlichen Hause Braunschweig-Lüneburg entsprossen, und im Jahr nach Christi unsers Herrn Geburht 1625 den 25. Aprilis Vormittag, auff dem Fürstlichen Hause Herzberg in diese Welt geboren, auch daselbst seinem Erlöser Christo Jesu, durch die heilige Taufe einverleibet worden. So viel Dero hohe Abkunft betrifft, so ist ꝛc." Uebrigens hatte Leibniz einen klaren Begriff davon, wie man Geschichte schreiben müsse, denn er sagt in seinem Entwurf der welfischen Geschichte: „Man muß die Histori des hochfürstl. Hauses also einrichten, daß sie nicht nur vor Landesleute diene, sondern auch fremden angenehm sey; daher allerhand einheimische Minutien zu vermeiden, als und welche sich andere wenig bekümmern, hingegen aber solche Dinge einzurücken, da sich die unsrige Sachen auß Universalia ziehen und denen ein Liecht geben. Und muß man darinn dem Aventine in der Bayrischen, dem Mariana in der Spanischen, und andern dergleichen guthen Historicis folgen, damit man ein Werk mache, das auff die Posteritaet kommen könne." Inzwischen hat Leibniz ein solches Werk der Nachwelt nicht überliefert, sondern sich nur das Verdienst des Sammlers und kritischen Genealogen. nicht aber das des klassischen Geschichtschreibers erworben.

Den historischen Aufsätzen reiht sich eine lateinische Selbstbeschreibung an, mit einem deutschen Anhang. Leibniz gibt darin einen kurzen Abriß seines Lebens und spricht viel von seinem Körper, Temperament und Gesundheits- oder Krankheitszustand. Weit interessanter sind die leider nur fragmentarischen Tagebücher. Hier steht man den berühmten Mann in seiner Häuslichkeit und kann den Faden aller seiner Verbindungen mit dem Hofe und der Politik, mit den Alterthumsforschern und Geschichtskundigen, mit den Naturforschern, Mathematikern, Mechanikern ꝛc. folgen. Leibniz war der Betraute des hannöverschen Hofes, hochgeehrt und gesucht von allen vornehmen Leuten seiner Zeit wie von den Gelehrten und so einflußreich, daß ihm Klienten und Solliciantem nie fehlten, und daß er wegen seiner universellen Kenntnisse in allen möglichen Dingen zu Rathe gezogen wurde. Vergleichungsweise eine Stellung, wie sie in unsern Tagen Humboldt eingenommen hat.

Unterm 3. August 1696 heißt es, Leibniz sey zum Gehrimenjustizrath von Braunschweig-Lüneburg ernannt worden, habe Schreiben von italienischen Gelehrten erhalten, habe wegen der Anlage von Springbrunnen im kurfürstl. Garten zu Herrenhausen Besprechungen gehabt, habe sich mit dem berühmten Arzt Helmont unterhalten und mit der Kurfürstin Sophie. „Der Kurfürstin Durchl. haben mir einen Brief von Madame la Duchesse d'Orleans zu lesen geben, darinn sie occasione Hrn. Helments über die Seele raisonnirt, und vermeinet, wir hätten deren Unterbligkeit nur aus dem Glauben, dem natürlichen Verstande nach würde es scheinen, es gehe alles wieder in die Elementen, und neue Gebuhrten zu machen. So könne man auch nicht wohl etwas von Gottes Thun aus den Regeln der Gerechtigkeit urtheilen, weil solche Regeln vor die Menschen; daran das höchste Wesen nicht gebunden. Soll meine Gedanken darüber geben." Die Kurfürstin Sophie korrespondirte mit der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans nicht bloß über philosophische, sondern hauptsächlich auch über politische Dinge. Ihr ungeheuer ausgedehnter Briefwechsel befindet sich noch in Hannover, die reichste Quelle für die Geschichte ihrer Zeit und Zeitgenossen. Hoffentlich wird, wenn überhaupt literarische Unternehmungen so friedlicher Art wieder möglich sein werden, dieser Briefwechsel endlich veröffentlicht werden. Der Herausgeber der Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte an die Raugräfin Louise, der in ihre Handschrift, in ihren Geist und in alle ihre Verhältnisse eingeweiht ist, würde sich dieser neuen Arbeit gern unterziehen.

Zuweilen politisirt Leibniz in seinem Tagebuche. So macht er z. B. eine Bemerkung über die hannöversche Kur. „Noch mehr Regensburg. relationes durchgangen. Finde in puncto Electoratus, daß man zu weit gehet, wenn man sagt, so lange die Br. Lüneb. Chur währet, sollen Romano-Catholici majora behalten. Genug ist, wenn man sagt: So lange die Hanoversche Chur Ursach, daß sie majora verlieren möchten, sollen sie solche behalten. Finde auch, daß principes opponentes dem Collegio principum zum Höchsten präjudiciren, indem sie den Romano-Catholicis affsitiren, welche solche conditiones stipuliren wollen, dadurch so viel neue Churen entstehen können. Denn durch solche neue Churen wird das Collegium principum endlich seine Macht vollende verlieren. Sie sollen also billig sich damit begnügen, daß künftig ein Reichs-Gesetz gemacht werde, da novo Electore non sine consensu imperii admittendo. Denn wenn sie selbst nonum Electoratum schwehr machen, und die Introduktion feigt in collegio Electorali durch Satisfaktion der Römisch-Katholischen, wird man sich an ihre protestationes nicht mehr kehren. Finde auch, daß die Evangelischen anjetzo sich ihrer Vortheil nicht wohl bedienen. Sie sind indifferent im Spiel; können Freide machen, wenn sie wollen, und Kayser, Spanien, Bayern ꝛc. im Stich lassen. Thun es nicht, bloß amore publici. Dafür ihnen billig reciproce wohl zu begegnen, und sie sich daher näher verbinden sollen." Diese Stelle des Leibnizischen Tagebuchs ist frappant, weil in unsern Tagen abermale der protestantische Norden dem katholischen Süden bloß amore publici sich unterordnet. Daher man Preußen billig reciproce wohl begegnen sollte.

Auch mit Mechanik beschäftigt sich das Tagebuch viel. Gewöhnlich Morgens im Bette verliefe sich Leibniz in schwierige Fragen derselben. Zuweilen auch unterwegs. So heißt es unter anderm: „Bin verreiset und Abends nach Peine gekommen. Unterwegens dem Vectur-Werk nachgedacht, und ist mir ein ganz neuer Modus beygefallen, daß die Last nur henge an einem Punkt eines Maß-Baums etwa 20 Schuh hoch, und dann 6 Schuh auf einmahl schwinge. Zwey Maß-Bäume auff 2 Karren, deren einer stehet, der andere gehet und vorlauft. Der stehende trägt die schwingende Last, und übergibt sie dem gehenden, der alsdann stehen bleibet, und gehet der fort, so gestanden. Pferde ziehen die Kah in einem fort; Maßstäume allezeit perpendicular. Ob jeder Karrn 3 Räder, oder an einer Stadt Füße? Müssen neben einander weggehen können."

Hin und wieder gibt er auch eine Anekdote aus Tischgesprächen zum Besten. „Der Anhaltische Geheime Rath Herr Raumer erzehlete an der Tafel, daß im Halberstädtischen ein Edelman, glaube Hohnstedter, der letzte seines Geschlechts, von einem Bock mit einem Messer zu Tode gestochen worden. Nehmlich er spielete mit dem Bock, und mit der Spitze des Messers präsentirte er ihm Brodt, und dann, wenn der Bock darnach schnappete, schlugt er ihm mit dem Heft auff den Kopff. Der Bock wird endlich böß und stößet ihn mit den Hörnern also gegen das Messer, als eben die Spitz zurückgekehrt war, daß sie in das Herz hinein dringet, und der Edelman todt zur Erden fället." Als Leibnitz dergleichen Geschichten auch einmal ganz ernsthaft eine wichtige Notiz über das Ceremoniel nieder. „Es hat sich mit dem Ceremoniel zu Cleve etwas anders befunden, als anfangs berichtet. Es waren 2 Carosses coupées. Der König mit dem Churfürsten saß in einer; der Herzog von Zell mit dem Churprinzen in der andern; gingen nach der Churfürstin Zimmer. Der König speisete mit dem Herzog bei der Churfürstin jedes mahl. Der Churfürst alleyeit mit den Milords unterm Baldachin, wie der König." Solchen Dingen

Digitized by Google

also wußte unser großer Philosoph einiges Interesse abzugewinnen.

Zum Schluß eine gute Anzahl Gedichte, meist lateinisch, einige französisch, die wenigsten deutsch. Es sind durchgängig Gelegenheits- und Lobgedichte, untermischt mit Epigrammen. In den politischen Gedichten herrscht die reinste Vaterlandsliebe vor, wobei man sich nur wundern muß, daß er selbst fast immer nur lateinisch oder französisch schrieb und sich niemals Mühe gab, des deutschen Ausdrucks Meister zu werden. Sein deutscher Styl ist wirklich kläglich und seines Geistes nicht würdig. Hier ein patriotisches Gedicht:

Auf die Nachahmer der Franzosen.

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren
Und unser Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bey uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen seyn und sie uns Affen müssen,
Wenn keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutsche Geld, wenn man des Teutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der teutschen Sprache schämen,
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was ist es Wunder dann, daß auf der teutschen Ehren
Die Unterthanen auch zuletzt französisch weiren?
Bei Heeren wird der Schad am allergrößten seyn.
Der Bürger lernet Franzsch weit leichter als Latein.

Sehr holprig ist ein deutsches Lied, welches Leibniz dem Amor in den Mund legt und an die Nacht richtet. Hier, wo der kleine Liebesgott ins Spiel kommt, sollte die Sprache Anmuth und Leichtigkeit verrathen, aber diese gelangen unserm Philosophen nicht:

O Göttin ohne Ruh, wenn alles solte schlaffen,
Die meinem Volcke gibst im Bette selbst zu schaffen,
Der Pallas mit der Kuh so klug zu Dienste stedt,
Daß meine Fledermauß in alle Winckel geht.
O schöne braune Nacht, voll Traum und Fantasyen,
Die meiner Mutter Lust im Schlaffe selbst erneuen,
Wenn hundert Meilen weg Mars dort bey Hochstedt liegt.
Und alle Nachte doch in Venus Armen liegt.
Ich bin kein Cupiton; du wirst das Bübgen kennen,
Der sich beständiglich läßt seiner Diener nennen,
So lange Pfeile führt, der die Laterne trägt,
Und die Verrätherin, die Fackel, abgelegt.
Mein Dienst gibt deinem Hof auch viel Annehmlichkeiten,
Und wer weiß ohne mich die eine Lust bereiten?
Hier meine Nachtbarin, die leichte Gomezi,
Wenn Liebe nicht dabei, gibt die kein Schauspiel nie ꝛc.

Das beste unter den deutschen Liedern ist offenbar ein geistliches:

Jesu, dessen Tod und Leiden
Unser Freud und Leben ist,
Der Du abgeschieden bist,
Auf daß wir nicht von Dir scheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.
Als der scharfe Speer gedrungen
In die Seite, da das Blut
Und die reine Wasserfluth,
Die uns labet, hebe gerungen,
Läßt Du lesen uns Dein Herz,
Voll von Lieb und voll von Schmerz.
Deine Arme ausgebreitet
Zeigen Deine Freundlichkeit.
Zu empfangen die bereit,
So Dein Kreuz zu Lieb erwecket;
Wer nicht unempfindlich ist,
Sich in Deine Arme schließt.
Als sich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es um zu küssen mich,
Da der Geist schon letzet sich,
Noch sich Deine Liebe zeiget.
Selig wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.
Laß die matte Seel empfinden
Deiner Liebe süssen Saft.
Wem nicht Deines Leidens Kraft
Kann sein kaltes Herz entzünden,
Jesu, der muß wie ein Stein
Ohne Lieb und Leben seyn.

In den französischen Gedichten ist Leibniz überaus galant gegen seine berühmte Zeitgenossin, das Fräulein von Scudery, die er als Inbegriff aller Musen preist:

L'Agathe de Pyerhus oeuvre de la nature,
Des neuf divines soeurs faisoit voir la figure.
Vôtre Agathe, Sapho, montre un Parnasse uni,
C'est qu'un Parnasse entier par vous seule est rempli.
Quand cette Lyre d'or, qui vous fut presentee,
Des poëtes fameux jusqu'aux cieux elevee,
Touchée de vos mains d'un echo qui repond,
Dans ses antres sacrés fait retentir ce mont:
Apollon immobile et les Muses ravies
Sont d'admiration et de plaisir saisies,
Et sa harpe, et leurs luts se trouvent effarés.
Et flutes et chalons cessent d'estre sonnés.
Lorsque vous enseignes les regles de la vie,
Vos preceptes divins sont dignes d'Uranie,
Quand de vostre grand Roy vous chantes les exploits,
Clio même vous vient soussmettre ses haubois.

Doch schon genug. So weit konnte der große Leibniz sich verirren. Unter den französischen Liedern fällt auch noch eins zum Lobe des Geldes auf:

Si vous avez l'argent qu'il faut,
Fussies vous le plus grand lourdaut,
On vous fera des reverences.
Avec l'argent on obtient tout,
Et on vient aucment à bout
Des Altesses et Excellences etc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60. Donnerstag den 24. August 1848.

Heerwesen.

Die deutsche Nationalbewaffnung. Als Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Fragen in den Reformbestrebungen unseres deutschen Vaterlandes. Von Pz. Aus der deutschen Vierteljahrsschrift besonders abgedruckt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag, 1848.

Keine Frage ist wichtiger, als die hier bezeichnete, denn man mag alle andern politischen Fragen beantwortet haben; wenn die bewaffnete Macht fehlt, um den Beschlüssen Nachdruck zu geben, so steht eben alles wieder aufs Neue in Frage. Zuletzt entscheiden doch immer nur die Waffen.

Man hat sich seit geraumer Zeit gewöhnt, die stehenden Heere zu schelten, einmal weil sie in einer langen Friedenszeit unermeßliche Summen gekostet und verhältnißmäßig wenig geleistet haben; sodann weil man sie als Mittel der Reaktion ansah. Man hat daher auf Einschränkung, einige haben sogar auf gänzliche Abschaffung der stehenden Heere gedrungen und dagegen das in Nordamerika und der Schweiz eingeführte System der Volksbewaffnung empfohlen, was in den Friedenszeiten unendlich weniger koste, in Zeiten der Gefahr aber eine allgemeine Erhebung des Volks bedinge, deren numerisches und moralisches Uebergewicht alle stehenden Heere erdrücke.

Gegen diese Ansichten tritt die hier zu besprechende Schrift mit größter Entschiedenheit auf und warnt deßfalls vor Täuschungen, die uns gefährlich werden könnten.

Vor Allem beseitigt sie den Wahn, der den ewigen Frieden für möglich, ja wohl gar für nahe bevorstehend hält. Noch jede große Revolution hatte ihre Optimisten, die von einem goldenen Zeitalter träumten, das da kommen solle. Die Hussiten, die Wiedertäufer, die englischen Millenarier glaubten das tausendjährige Reich nahe. Robespierre und seine Anhänger glaubten an eine Tugendreligion, worin der Pflug gänzlich an die Stelle des Schwertes treten sollte. Alle hofften, wenn es auch noch einen letzten entscheidenden Kampf gelte, jenseits desselben werde der ewige Friede nicht fehlen. Dieselbe Schwärmerei hat sich in unsern Tagen wiederholt, sie hat sich sogar im Namen ganzer Nationen geltend zu machen versucht. Lamartine hat gar schön von einem allgemeinen Fraternisiren der Völker deklamirt, und der deutsche Michel hat nicht verfehlt, die Bruderhand über den Rhein hinüberzustrecken, der festen Ueberzeugung, daß dieß hinreichen werde, die hundert neu organisirten Bataillone in Frankreich zu entwaffnen. Aber Lamartine regiert nicht mehr und die hundert Bataillone sind mit nichten entwaffnet. Die französische Republik begnügt sich nicht mit Nationalgarden, sie hat ein sehr ansehnliches, sehr gut organisirtes und disciplinirtes stehendes Heer, und unterscheidet sich in dieser Beziehung ganz und gar nicht von der russischen Autokratie. Zum Beweise, daß die innere Politik an den auswärtigen Verhältnissen nichts ändert, und daß man die stehenden Heere unter allen Umständen braucht, in der Demokratie wie in der Despotie.

Die Franzosen haben ihre Erfahrung gemacht, wir noch nicht die unsere. Aber warum sollten wir nicht von ihnen lernen? Im Beginn ihrer Revolution lösten sich die Bande der Ordnung auch beim Heere auf; fast alle adelige Offiziere emigrirten oder wurden verjagt, die Gemeinen fraternisirten mit den Jakobinern. Das preußische Heer, das in die Champagne einfiel, wurde bekanntlich hinausdiplomatisirt und nöthigte die Franzosen zu keiner großen Anstrengung. Anders das österreichische Heer in den Niederlanden. Durch dieses erlitten die Franzosen empfindliche Verluste. Nun erhob sich das ganze Volk, eine Million Männer traten unter die Waffen. Aber was war damit ausgerichtet? Bekanntlich unterlagen diese rohen Haufen in allen Schlachten, bis erst nach und nach eine streng militärische Disciplin den Sieg wieder an die französischen Fahnen bannte. Es ist sehr wahr, was der Verfasser in dieser Beziehung S. 9 bemerkt: „Die französischen Revolutionstheere in den Jahren 1793 und 1794 geben uns hierüber sehr wichtige Lehren. Die Revolution hatte durch Verkündigung von „Freiheit und Gleichheit" alle Bande der Ordnung und des Gehorsams aufgelöst. Jeder wollte befehlen, Niemand gehorchen. Hunderttausende, von Freiheitsgefühlen und Vaterlandsliebe entflammt, strömten zu den Fahnen; folgt man aber den Bewegungen Schritt für Schritt, so fragt man vergeblich nach entsprechenden Erfolgen. Die einsichtsvollsten Oberbefehlshaber waren ehrlich genug zu erklären, daß mit so schlecht organisirten Streitmassen keine Schlachten geliefert werden könnten, wollte man dabei nicht Alles auf das Spiel setzen. Man klagte sie der Unfähigkeit, des Mangels an Energie an und stellte andere Männer an die Spitze. Im Feldzuge 1793 hatte die französische Rheinarmee nach einander sechs Obergenerale, die Moselarmee eben soviel und die Nordarmee nicht weniger. Aber es ging deßhalb nicht besser, denn der Mensch kann das Gegebene nur nach Maßgabe seiner augenblicklichen Beschaffenheit benutzen, nicht aber sogleich nach Gefallen ändern. Viele Tausende der ausgezeichnetsten Männer und Jünglinge mußten einer Theorie zum Opfer fallen, welche dem Enthusiasmus der Kämpfer eine unwiderstehliche Gewalt zuschrieb, nicht bedenkend, daß der Enthusiasmus schon seiner Natur nach wenig Dauer hat, daß der ursprüngliche Ueberfluß daran nicht im Tornister oder in der Feldtasche mitgenommen

Digitized by Google

werden kann, daß aber die Ausdauer im Kriege, mitten unter Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren aller Art, noch viel wichtiger ist als persönliche Tapferkeit und geschickte Führung der Streiter. Noch mehr Tausende fielen als Opfer mangelhafter Fürsorge, weil diesen improvisirten Armeen Alles abging, was zur vollständigen Kriegsrüstung gehört." Wer kennt nicht die innige Wechselwirkung der Siege und der Disciplin in den französischen Revolutionskarmen? Demokratische Klubbs im Lager, Ungehorsam gegen die Officiere und Niederlagen waren unzertrennlich. Erst in Noth und Gefahr fügte man sich, der militärische Gehorsam führte zum Siege und mit jedem Siege wurde der Gehorsam strenger. Die Franzosen handeln sehr klug, daß sie ihre zweite Revolution machen, ohne das stehende Heer und seine Disciplin aufzulösen, ja es ist der glänzendste Beweis ihrer gereiften politischen Bildung, daß sie schon nach wenig Monaten einen tüchtigen Soldaten an ihrer Spitze gestellt haben. Sie bedürfen desselben nicht bloß nach innen, um Ordnung und Kredit zu handhaben, sondern auch nach außen. Wer kann wissen, was aus der großen Gährung in Deutschland noch hervorgeht? welcher Anspannung unserer Kräfte, welcher kühnen Anstrengung wir fähig wären? Frankreich hat alle Ursache, vor dem Schwärmen im deutschen Bierzeltteck auf der Hut und bis an die Zähne gerüstet, auf alles vorbereitet zu seyn. So wie ihm auch im Fall wir der großen Erhebung nicht fähig wären und in das Aufstehen Aller gegen Alle wie im dreißigjährigen Kriege zurückfielen, die schöne Beute des linken Rheinufers immer lockend vor den Augen und seine Krallen geschärft und gespannt bleiben müssen.

Wenn nun Frankreich, obgleich vollkommen demokratisch, doch sein stehendes Heer beibehält, ja vermehrt und andererseits Rußland das seinige, und wir zugleich mit Dänemark und Italien im Kriege liegen und der Slaven kaum Meister geworden sind, ist da wohl die Zeit gekommen, unsere stehenden Truppen zu entlassen und uns einzig und allein mit städtischen Bürgergarden und Landsturm zu begnügen? Es ist wahr, die Schweizer Milizen haben im vorigen Jahr gesiegt, aber nur wieder über Milizen. Wären sie wohl im Stande gewesen, zehn algierische Regimenter über den Haufen zu werfen? Es ist wahr, die Amerikaner haben in ihren Freiheitskriegen gesiegt, aber mit Recht sagt der Verfasser S. 11: „Die Berufung auf die Milizen in Nordamerika hat eben so wenig praktische Geltung. Schon Washington führte wiederholte Klagen über den gänzlichen Mangel an Disciplin und Zuverlässigkeit seiner Kriegerschaaren, und spricht einem Militärere alle kriegerische Tüchtigkeit ab. Daß die wenig gahlreichen englischen und deutschen Truppen damals übernunden wurden, kann nicht als Gegenbeweis angeführt werden, denn auf das Endresultat eines Krieges wirken noch andere Faktoren ein, als die Kugeln von einigen tausend guten Büchsenschützen; auch wolle man nicht vergessen, daß die Nordamerikaner in ihrem Unabhängigkeitskriege von den Franzosen kräftig unterstützt wurden. Der gegenwärtige Krieg gegen Mexiko hat die Blößen des dortigen Milizsystems aufs Neue an das Tageslicht gezogen. Den deutlichsten Beweis von der gänzlichen Unzulänglichkeit einer solchen Volksbewaffnung, welche den Staatskassen zwar sehr wenig kostet, den einzelnen Milizen aber sehr beträchtlichen Aufwand verursacht, liefert der Umstand, daß die Regierung fortwährend genöthigt ist, neue Regimenter stämmiger Truppen zu errichten, die allem Anscheine nach den Grund zu einem stehenden Heere legen werden. Man denke sich übrigens an die Stelle der bekanntlich sehr wenig tapfern Mexikaner ein deutsches, französisches, englisches oder russisches Heer, und der Erfolg dürfte nicht lange zweifelhaft bleiben."

Auch an Spanien erinnert der Verfasser, und wie dieses Volk trotz aller angesammten Tapferkeit und fanatischer Begeisterung nicht im Stande gewesen wäre, Napoleons Heere zu schlagen, wenn Wellingtons stehendes Heer nicht die Entscheidung herbeigeführt hätte. Zudem läßt sich in Deutschland ein Guerillakrieg gar nicht durchführen, weil das Land viel zu kultivirt ist.

Uebrigens verkennt der Verfasser keineswegs die Nachtheile, die mit dem stehenden Heerwesen verbunden gewesen sind, so lange es Söldnerheere waren, zum Theil Fremde, die von den Fürsten einzig zu dem Zwecke ihrer Alleingewalt und zur Knechtung des Volks benutzt wurden. Davon ist überall jetzt die Rede nicht mehr. Auch will der Verfasser der Volksbewaffnung, den Nationalgarden, keinen Eintrag thun. Er verlangt nur, daß zum Behuf wirksamer Landesvertheidigung die allgemeine Volksbewaffnung in einem besondern stehenden Heerwesen kulminire. Wie die Franzosen ihre Nationalgarden mobilisiren, um aus ihnen das stehende Heer zu ergänzen, und wie in verwandter Weise auch in Preußen das stehende Heer sich aus der Landwehr ergänzt, so soll es überall seyn.

Der Bauer auf kleinen Dörfern weiß sich in den Militärdienst nicht zu schicken, wenn er nicht einem größern militärisch organisirten Ganzen, wie es die preußische Landwehr ist, angehört. In größern und mittlern Städten entspricht die Bürgerwehr dem lokalen Bedürfniß mehr, sie ist in vorzüglichem Grade, selbst besser als das stehende Militär geeignet, die Ordnung zu handhaben; allein sie taugt wieder beste weniger für die Landesvertheidigung im Großen, sie kann es mit feindlichen Truppen nicht wohl aufnehmen. Denkt man sich einen großen Krieg, was will man dann bei aller Begeisterung mit bloßer Bürgerwehr ausrichten?

Der Verfasser verlangt daher von vorn herein eine streng militärische Organisation der gesammten Volksbewaffnung, wenn auch für den eigentlichen Kriegsdienst nur das aus ihr hervorgehende stehende Heer verwendet wird. „Eine Hauptsache bleibt die Organisation der Nationalbewaffnung, in ihr liegt zum großen Theil die Bürgschaft für die kriegerische Tüchtigkeit der bewaffneten Macht. Daß diese Organisation einen durchaus militärischen Charakter haben müsse, wird jeder Sachkundige unerläßlich finden, den patriotischen Schwärmern und Faselhänsen steht aber in dieser ernsten Sache kein Urtheil zu, sollen sie auch die Majorität bilden. Alle Volksbewaffnungen früherer oder späterer Zeiten, in Deutschland und anderwärts, haben sich durch den Drang der Umstände in militärische Formen und Gebräuche fügen müssen, weil die innere Nothwendigkeit derselben nur zu bald erkannt wurde. Je größer überhaupt die Massen sind, desto unerläßlicher werden Ordnung und Gehorsam. Ein großes Ganze kann nur dann frei und kräftig handeln, wenn jeder Einzelne seine persönliche Freiheit dem Ganzen zum Opfer bringt, unbeschadet der persönlichen Rechte des Einzelnen. Die Stärke dieser Nationalbewaffnung berechnen wir zu Fünf vom Hundert der ganzen Bevölkerung, wovon etwas mehr als die Hälfte, doch nie mehr als zwei Drittel zum wirklichen Kriegsdienste verwendet wird. Eine Aufbietung aller waffenfähigen Jünglinge und Männer zum Kriegsdienste würde die kräftige Betreibung des Ackerbaues, der Gewerbe jeder Art, wie der mancherlei Geschäfte des Staatsdienstes ganz unmöglich machen, die erzeugenden Kräfte des Staates außerordentlich schwächen und den Geschäftsgang lähmen. Nächstdem würde aber ein Volksheer, das stärker als Drei vom Hundert ist, aus Staatsmitteln kaum noch zu erhalten seyn, in einem wenig bevölkerten oder theilweise schon verwüsteten Lande dem Mangel am Nöthigsten bald unterliegen und seinen Gesaß zu erwarten

Digitized by Google

haben. Man muß also die Kräfte des Staates mit der aufzubietenden Streitermacht in ein richtiges Verhältniß zu bringen suchen, weil man sich sonst der Möglichkeit berauben würde den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, und daß gezwungen werden könnte, in Folge allgemeiner Erschöpfung des Landes den Gegner um Frieden zu bitten. Was also von einer allgemeinen Erhebung des Volkes zum Kampfe zu erwarten ist, kann jeder sich selbst sagen. Mit patriotischen Redensarten läßt sich keine Armee unterhalten, hierzu sind materielle Bedingungen erforderlich, ohne deren Erfüllung das Ganze wie ein Nebelbild zerfließen würde."

Weiter gehen die Vorschläge des Verfassers dahin, daß Jedermann wehrpflichtig seyn soll, daß die Bevölkerung nach Distrikten abgetheilt werden solle, denen jeder ein Regiment von sechs Bataillonen zu bilden hätte, von denen aber im Frieden immer nur ein Bataillon präsent zu seyn brauchte und von denen im Krieg auch nur nach und nach weitere einzurücken hätten. Bei der Kavallerie und noch mehr bei der Artillerie ist der präsente Grundsatz, durch den alle militärische Ausbildung bedingt wird, noch wichtiger als beim Fußvolk. In Bezug auf die Artillerie macht der Verfasser eine richtige Bemerkung. „Bei Verschmelzung der Artillerie mit der Nationalbewaffnung wird man sich von der bisherigen Heerverfassung noch viel weniger entfernen dürfen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß die Artillerie in das frühere zunftmäßige Büchsenmeisterthum zurückfalle, dessen sie sich durch die rühmlichsten Anstrengungen auf dem Schlachtfelde im Laufe des verflossenen halben Jahrhunderts kaum entledigt hat. Wenn einer „Artilleriekrisis" haben diejenigen Volksbewaffnungsadvokaten wohl keine Ahnung, welche uns ganz ernsthaft versichern: „daß ein Schlossermeister mit seinen Gesellen und Gehülfen hinreichend befähigt sey eine Feldbatterie zu bedienen." Unser reformatorisches Zeitalter hat bereits manches schöne Talent, das im Verborgenen schlummerte, in den Vordergrund gedrängt und wird die Geister künftig noch früher zur Reife bringen, was nicht genug zu beachten ist. Die Zahl derer, welche alles vollständig begriffen und ergründet zu haben glauben, während sie ihre gänzliche Unkunde der Verhältnisse und Zustände jeden Augenblick zu erkennen geben, ist aber leider noch viel größer. Diese improvisirten Weltweisen sind wahrhaftig nicht als Apostel der Aufklärung zu betrachten, und können es mit einiger Geschicklichkeit leicht dahin bringen, daß unsere bisherigen Anstrebungen und Erfolge in mancherlei Künsten und nützlichen Wissenschaften einen ungeheuern Rückschlag erleiden, wozu die sublimen socialistischen Ideen unserer modernen Republikaner ein ganz vortreffliches Mittel sind. Hoffen wir von dem gesunden Verstande des deutschen Volks, daß es den gewaltigen Unterschied zwischen Theorie und Praxis im Staatsleben bald einsehen, und die Bestrebungen der Glückseligkeitsprediger nach Verdienst zu würdigen wissen werde."

Indem der Verfasser allen Bedürfnissen der Kriegsgefahr durch ein wohlgeschultes Heer genügen will, trägt er doch zugleich dem System allgemeiner Gleichheit der Rechte und Pflichten in der Volksbewaffnung volle Rechnung, sofern er das mobile-Militär eben nur aus der Landwehr zugipfelt.

Stimmen dieser Art sollen gehört werden. Nichts wäre unseren Angelegenheiten nachtheiliger, als wenn es irgend den verkehrten Glückseligkeits- und ewigen Friedenspredigern auf der einen, den gemeinen Wühlern auf der andern Seite gelänge, die Militärmacht Deutschlands in zahme Bürgerwehrkomödien oder in freischärlerische Konfusion aufzulösen. Der Beschluß der Nationalversammlung in Frankfurt, das deutsche Gesammtheer auf 700,000 Mann zu bringen, und der rasche Entschluß der neuen Centralgewalt, über die vorhandene Macht zu verfügen, sind das erfreulichste, was bisher von dieser Seite geleistet worden. Denn alles Schwatzen und alles Markten und Rechten hilft nichts, wenn man nicht stark ist. Die Stärke aber beruht allein in der Zahl, Disciplin und Uebung eines stehenden Heeres.

Kirchensachen.

Die bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Konfessionen; die unbeschränkte Freiheit der Sektenbildung und die Trennung der Kirche vom Staate im Zusammenhang erwogen von Dr. C. Ullmann. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Ein Wort zur rechten Zeit gesprochen. Manche unserer Gesetzgeber können gleich jungen Komponisten, welche die Regeln des Generalbasses noch nicht verstehen, vor lauter falschen Konsequenzen die wahre nicht finden und sind im Begriff, in verschiedenen Gebieten des Staatslebens allerlei Unhaltbares zu dekretiren. Dahin gehört die falsche Konsequenz, die man aus dem Recht der Verwahlen zieht, die falsche Konsequenz, die man aus dem Recht der Volksbewaffnung auf Kosten des stehenden Heeres ziehen will. Dahin gehört nicht minder die falsche Konsequenz der Glaubensfreiheit.

Herr Ullmann hebt mit schlagenden Gründen hervor, daß die Trennung der Kirche vom Staate keineswegs aus dem Grundsatz der Glaubensfreiheit und gleichen Berechtigung der Konfessionen folge und warnt vor der Gefahr, die dem Staate unter allen Umständen drohe, wenn einerseits die mächtigste der Kirchen sich seinem Einfluß gänzlich entziehe und andererseits jede erste beste verwilderte Sekte berechtigt werde, der Staatsaufsicht zu entgehen, unter der Maske der Glaubensfreiheit das Volk zu entsittlichen.

Das sind die Grundgedanken der vorliegenden Flugschrift. Sie fragt, was sich die Liberalen denn einbilden, wenn sie auf einmal die ganze alte Hierarchie in ihrer vollen Unabhängigkeit von der Staatsgewalt wieder erstehen lassen wollen? und was dabei herauskommen soll, wenn auf der andern Seite, im protestantischen Gebiete, der tollste Sektenschwindel zugelassen wird? Sie erinnert an Frankreich, und wie viel besonnener dort die Gesetzgeber und die Presse die Frage behandelt haben. „Noch scheint es angemessen, einen vergleichenden Blick auf den Verfassungsentwurf der französischen Republik zu werfen. Merkwürdig ist dabei schon der Anfang. Der Entwurf beginnt mit den Worten: „Im Angesichte Gottes." Er hat nicht vergessen, daß schon die großen Männer des Alterthums und die antiken Freistaaten festhielten: a Jove principium! Er stellt sich damit unter die Regide eines religiösen Prinzips, des Glaubens an Gott, und zwar an den lebendigen, denn nur von diesem kann man sagen, daß man in seinem „Angesicht" handle. Ich finde darin nicht eine bloße Phrase, sondern eine gewichtige Thatsache, um so mehr, da im ersten Artikel als Grundmaxime des Handelns für die ganze Gesellschaft die, an das Wort des Herrn erinnernde, Regel aufgestellt ist: „Thue andern nicht, was du nicht willst, daß man dir thue; was du willst, daß die Menschen für dich thun, thue für sie." Hierin liegt ein indirekter Bekenntniß, nicht zwar zum Glaubensinhalte des Christenthums, aber doch zu einer sittlichen Grundregel desselben. Was speciell die religiösen Rechte betrifft, so wird schon im dritten Artikel unter

Digitized by Google

die wesentlichen Bestimmungen der Freiheit die gerechnet; „seinen Kultus ausübten;“ dann aber heißt es bestimmter Art. 123: „Jeder bekennt sich seine Religion und empfängt vom Staate für Ausübung seines Kultus einen gleichen Schutz. Die Geistlichen der vom Gesetz anerkannten Kulte haben allein das Recht, einen Gehalt vom Staat zu empfangen.“ Und damit ist denn auch noch der folgende Art. 124 zu verbinden, der wenigstens mittelbar auch eine große Beruhigung für das religiöse Gebiet hat: „Die Unterrichtsfreiheit wird unter der Gewährschaft der Gesetze und der Ueberwachung des Staats ausgeübt. Diese Ueberwachung erstreckt sich auf alle Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten ohne Ausnahme.“ Dieß ist alles, was der französische Entwurf für unsern Zweck enthält. Für die Vergleichung aber bieten sich vornehmlich drei Hauptpunkte dar. Erstlich: der Kultus wird zwar individuell für jeden Bürger vollkommen frei gegeben und jedem für die Ausübung desselben der Schutz des Staates geschichert; aber davon, daß der Staat um die Bildung neuer Religionsgesellschaften sich gar nicht zu bekümmern habe, daß er jede Anerkennung und Beaufsichtigung derselben aufgebe, daß er überhaupt zwischen den verschiedenen Religionsgesellschaften keinen Unterschied mache, davon ist nicht die Rede; im Gegentheil, es werden Art. 123 „vom Gesetz anerkannte Kulte“ erwähnt, was ja natürlich auch vom Gesetz nicht anerkannte, überhaupt aber ein Anerkennungsrecht voraussetzt. Eben so wenig ist zweitens die Rede von einer Trennung der Kirche vom Staate; vielmehr wird dieser Gedanke indirekt ausgeschlossen durch die Bestimmung, daß die Geistlichen der vom Gesetz anerkannten Kulte, und nur diese, einen Gehalt vom Staate zu empfangen haben. Und drittens hat sich auch der Staat, obwohl Unterrichtsfreiheit gewährend, doch die Ueberwachung aller Erziehungs- und Unterrichtsanstalten ohne Ausnahme, also natürlich auch eine Ueberwachung von religiöser Seite vorbehalten, was ihm z. B. eine Anschließung der Jesuiten, der Kommunisten, überhaupt der Verbreiter gefährlicher Lehren möglich macht, während der deutsche Entwurf in dieser Beziehung keine Gewähr bietet. Der französische Entwurf ist also offenbar vorsichtiger, und, wie mir scheint, praktischer. Er will Freiheit geben, aber zugleich die Willkür des Verderblichen ausschließen. Er gewährt dem Individuum als solchem genug, aber doch dem Individuum in der Association nicht so viel, daß sich nicht der Staat, die Gesellschaft seiner noch erwehren könnte. Er hält sich an das unmittelbare Nothwendige, Positive, Anwendbare, und begibt sich nicht auf das Gebiet der Experimente.“

Möchte dieses vernünftige Votum beachtet werden. Thut man es nicht, so wird man in seltsame Konflikte gerathen. Wenn die sogenannte ultramontane Partei die der deutschen Nation jetzt feierlich zugesprochenen Grundrechte in ihrem Sinn auslegen, was wollen ihre erbittertsten Feinde dagegen machen, sofern sie nicht völlig inconsequent handeln wollen? Sie deklariren das uneingeschränkteste Vereinsrecht, die ungehinderste Gründung von Schulanstalten, die freieste Presse, das Versammlungsrecht ꝛc. Wie können sie dann noch die Jesuiten abhalten, ihre Kollegien überall auf deutschem Boden wieder zu eröffnen, die Trierer Wallfahrt zu erneuern ꝛc.? Wir unsererseits waren von jeher ein Feind der büreaukratischen Bevormundung der Kirche, doch glaubten wir nie so weit gehen zu dürfen, gegen jede vernünftige Einsprache des Staats in Kirchensachen zu protestiren. Wie kommen nun die, welche uns immer so gern vorwerfen, wir seyen zu kirchlich, jetzt auf einmal dazu, der Kirche noch unendlich viel mehr Rechte zuzuweisen, als wir ihr jemals vindizirt haben? Wir fürchten, die in Bezug auf die Kirchenemancipation gefaßten Beschlüsse werden nicht lange widerhallen. Wenn sich Robert Blum der neuen Freiheit bedienen will, so wird das zwar jeder in der Ordnung finden, wenn aber Arnoldi oder Hengstenberg, dann wird wieder laut nach der alten Polizei geschrien werden. Wir möchten gern die Gesichter der Lichtfreunde sehen, wenn nach ausgesprochener Unabhängigkeit der Kirche vom Staate plötzlich ein deutscher Metropolitanverein hervorträte und das katholische Deutschland in kompakter Masse, hierarchisch gegliedert dastünde. Dann wäre die Frage vielleicht praktisch, ob man statt eines weltlichen Reichsvorwesens nicht lieber wieder einen der rheinischen Erzbischöfe nehmen wollte, wie ehemals? Dahin führen die falschen Konsequenzen.

Man kann sich des Lächelns kaum enthalten, wenn man sieht, wie jene deutschkatholischen und freikirchlichen Schwindler Dinge durchsetzen wollen, die in Wahrheit nur ihrer Erbseindin, der katholischen Kirche zu Gute kommen, und wie sie gleichzeitig gegen Preußen wüthen und alles bei den Haaren herbeiziehen, was dazu dienen kann, Preußen aufs tödtlichste zu beleidigen. Die bald würden diese unreifen Politiker, wenn erst die katholische Kirche, vom Staat emancipirt, ihre ganze Macht entfaltete, dasselbe Preußen um Schutz und Hülfe anflehen! In der That, die deutschen Angelegenheiten können sich in keinen ungeschickten Händen befinden, als in denen der äußersten Linken, und wenn irgend etwas die Indignation über Aeußerungen wie die von Ruge in Bezug auf die äußern Angelegenheiten des Vaterlandes mildern kann, so ist es nur das unwillkürliche Lächeln über die Zagnerazy derjenigen seiner Freunde, die noch vor einigen Jahren sich vor einem Knochen in einem sächsischen Ritter mehr als die tausend Philister vor dem Eselsknochen in Simsons Faust fürchteten und heute gleichwohl ohne alles Arg die wirkliche Macht des Jesuitismus glänzender herzustellen im Begriff sind, als es die Jesuiten selbst je vermocht hätten, ja als sie es nur wünschen werden. Denn klüger, als unsere Emancipatoren, wissen sie wohl, daß diese am Ende ihre Einfalt inne werden müssen, und daß es ihnen dann ganz und gar nicht darauf ankommen wird, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie heute befreiren und die Kirche wieder unter die unbarmherzigste Polizeigewalt zu stellen. Es wäre überhaupt gut, wenn man über den ganz zu detailliirten und zum Theil gewiß unhaltbaren Grundrechten, mit denen man in unsern Tagen die deutsche Nation beschenkt, das Hauptrecht weniger vergäße, d. h. wenn man der deutschen Nation noch erlaubte, gesunden Menschenverstand zu behalten.

Ein Beweis davon würde sein, wenn man die Kirchenfragen für jetzt möglichst unberührt ließe. Jetzt ist gewiß der rechte Augenblick zu ihrer Erörterung, zu ihrer Entscheidung nicht vorhanden. Man würde, statt Deutschland zu vereinigen, nur den alten Riß noch weiter aufreißen. Der Drang und die Hast, alles auf einmal zu thun, steht gewöhnlich mit der Dauerhaftigkeit neuer Schöpfungen im umgekehrten Verhältniß. Alles Experimentiren, was den Erfahrungen der Geschichte und der Nachbarn widerspricht, wird fruchtlos seyn. Die Nationalversammlung aber ist nicht berufen, fruchtlos zu experimentiren, sondern ein dauerhaftes Gebäude zu errichten. Was aber diesem Werke am meisten hinderlich seyn, was die Dauer aller Frankfurter Beschlüsse am gewissesten abkürzen und den Kredit der Versammlung in der kürzesten Zeit ruiniren würde, das wäre ein Experimentiren mit der Kirche, dem schwierigsten aller Objekte, die zur Diskussion gebracht werden können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61. Dienstag den 29. August 1848.

Biographie.

Mozart's Leben, nebst einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte der Musik und einer Analyse der Hauptwerke Mozarts von Alexander Oulibischeff. Für deutsche Leser bearbeitet von A. Schraishuon. Erster Theil. Stuttgart, Becher, 1847.

Diese Lebensbeschreibung vereinigt Vorzüge in sich, welche die frühern nicht hatten. Mozarts Leben wurde zum erstenmal im Jahr 1828 vom zweiten Mann seiner hinterlassenen Frau ausführlich und nach authentischen Quellen beschrieben. „Der Verfasser dieser Biographie, Herr v. Nissen, schien ganz besonders dazu berufen zu seyn, sie zu schreiben. Er war im Jahre 1791 bei der dänischen Gesandtschaft am Wiener Hofe angestellt, und hatte, wie es scheint, Mozart, durch häufigen Umgang mit ihm, sehr genau kennen gelernt, denn ihm wurde unter der Leitung des Abbés Maximilian Stadler die Aufnahme des Mozart'schen Nachlasses übertragen, der in nichts als musikalischen Handschriften bestand. Achtzehn Jahre später, das heißt im Jahre 1809, heirathete Herr v. Nissen, der intessen wirklicher Etatsrath und Ritter des Dannebrog-Ordens geworden war, die Wittwe Mozarts, adoptirte seine beiden Söhne, und ließ sich mit seiner Familie in Kopenhagen nieder. Durch diese Verbindung gelangte er in den Besitz einer umfangreichen Korrespondenz, die durch einen längern Zeitraum und zwar ziemlich regelmäßig fortgeführt worden war, so daß sie einen fast zusammenhängenden Leitfaden für die Ereignisse von 1762 bis 1786 abgab. Leopold Mozart, der Vater unseres großen Meisters, hatte alle diese Materialien aufbewahrt und in der Absicht geordnet, selbst die Geschichte seines Sohnes zu schreiben. Dieser Plan kam zwar nicht zur Ausführung, dafür fand aber Herr v. Nissen Hülfsgenossen im Ueberfluße in ihnen zu dem Werke, mit dem er sich trug, und zu welchem ihm, vielleicht erst in Folge dieser Entdeckung, der Gedanke gekommen war. Ueberdieß besaß er in seiner Frau eine lebende Quelle, durch welche er die lostbarsten Aufschlüsse erlangen konnte. Herr v. Nissen starb im Jahre 1826, und zwei Jahre später ließ seine Wittwe das Werk bei Breitkopf und Härtel in Leipzig drucken, das sie mit den Bildern ihrer beiden Gatten und ihrer zwei Söhne erster Ehe, ihrem eigenen Bilde und vielen anderen Blättern, Familles, Musikbeilagen u. s. w. illustrirte. Es liegt etwas ziemlich Romantisches in den Umständen, die wir so eben berührt haben, und denen wir die Veröffentlichung dieses Werkes verdanken. Die Wittwe Mozart mußte etwa fünfzig Jahre zählen, als sie zum zweitenmale in die Ehe trat; sie war ohne alles Vermögen und weder schön noch sonst hübsch gewesen, wenn anders ihr Bild getroffen ist, das sich aus dem Jahre 1782, also aus der Zeit ihrer ersten Ehe herschreibt. Welcher Grund konnte Herrn v. Nissen vermocht haben, eine solche Verbindung einzugehen, ihn, dessen gesellschaftliche Stellung als Geschäftsträger, wirklichen Etatsrath und Ritter, von der übrigen so verschieden war? Geschah es aus begeisterter Verehrung für das Andenken einer großen Mannes; warum wartete er dann achtzehn Jahre lang? Was der Grund gewesen seyn mag, genug, Herr v. Nissen entrichtete für sich allein die Schuld der civilisirten Welt, indem er die in Vergessenheit und im Elende schmachtende Wittwe heirathete, und den Erben des ruhmvollsten Namens unter den Musikern eine Erziehung gab. Als Wohlthäter der Familie Mozart und Verfasser einer, durch die in ihr enthaltenen Notizen lostbaren Biographie, verdient Herr v. Nissen in dieser doppelten Eigenschaft die ewige Dankbarkeit aller wahren Freunde der Musik." Aber sein Werk ist eine bloße Kompilation aus den Lebensakten und zu drei Vierteilen angefüllt mit Privatangelegenheiten, die für die Kunstgeschichte von keinerlei Interesse sind. Deßhalb war eine neue Bearbeitung sehr am Platze.

Nichts erscheint rührender im Leben Mozarts als das Glückselige und Fremdhafte seiner Jugend im Vergleich mit den Kämpfen und Leiden seiner spätern Zeit. Nur das Kind fand allgemeine Liebe und Bewunderung, der Jüngling wurde schon zurückgesetzt, der Mann angefeindet und zu Tode gehetzt. Bekanntlich offenbarte sich das musikalische Genie des (1756 in Salzburg als Sohn des dortigen Kapellmeisters gebornen) jungen Mozart schon in seinem dritten Lebensjahr. Im fünften war er schon ein ausgezeichneter Klavierspieler und komponirte ein schweres Konvert. Im sechsten wurde er von seinem Vater schon in die ersten Hauptstädte Europas geführt und als ein Wunder der Welt angestaunt. In Wien, wohin er zuerst ging, wurde er vom Kaiser Franz I. mit väterlicher Liebe behandelt. „Wolfgangs Talente und originelle Laune machten ihn auch zum Liebling der Erzherzoginnen, der Töchter Maria Theresiae. Zwei derselben führten ihn zur Unterhaltung in den Gemächern des Schlosses umher; weil aber der Knabe nicht gewöhnt war, sich auf den glatten Parkettböden zu bewegen, so fiel er hin. Die ältere der beiden Prinzessinnen brachte den Unfall nicht; die andere dagegen, welche ungefähr so alt wie unser Held war, hob ihn liebkosend auf. „Sie sind brav" sagte er zu ihr, „ich will Sie heirathen." Die Prinzessin theilte pflichtschuldigst diese Erklärung ihrer erhabenen Mutter mit, worauf die Kaiserin Wolfgang zu sich rufen ließ und ihn fragte, was ihn zu diesem, für ihre Tochter so schmeichelhaften Entschluß bewogen habe „Die Dankbarkeit," erwiderte der Kleine, ohne sich zu besinnen; „sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich nichts um mich bekümmerte." Diese junge Erzherzogin, welche Mozart

Digitized by Google

hatte heirathen wollen, wer Maria Antoinette, die nachmalige Königin von Frankreich." — Dann ging Mozart nach Paris, wo der geistreiche Grimm sich seiner vorzüglich annahm. Dieser schrieb über ihn schon im Jahr 1763: „Es ist dem Kinde nicht nur ein Leichtes, mit der größten Genauigkeit die allerschwersten Stücke auszuführen, und zwar mit Händchen, die kaum die Serte greifen können; nein, es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es ganze Stunden hindurch phantasirt und so sich der Begeisterung seines Genius und einer Fülle entzückender Ideen hingibt, welche es mit Geschmack und ohne Wirrwar auf einander folgen läßt." Sogar der blasirte König Ludwig XV. wurde durch Mozarts Spiel erregt, der übrigens sehr bös über Frau von Pompadour war, weil diese stolze Maitresse ihn nicht küssen wollte, da ihn doch die Kaiserin geküßt hatte. Den größten Beifall erntete der Knabe am englischen Hofe, wo Händels Geist noch vorwirrte und viel Sinn für Musik herrschte. Dann ging er noch einmal nach Paris zurück, von wo Grimm im Jahr 1766 über ihn schrieb: „Er ist eines der liebenswürdigsten Wesen, die man sehen kann; alles, was er sagt und thut, ist voll Geist und Gefühl, vereint mit der Anmuth und dem holden Wesen seines Alters. Er benimmt sogar durch seine Munterkeit die Furcht, die man hat, daß eine so frühreife Frucht vor der Zeit abfallen möchte." Schon zwei Jahre vorher war in Paris die erste Kompositon des Knaben gedruckt worden. Frankreich, nicht Deutschland sollte diese Ehre genießen.

Nichts schien natürlicher, als daß Mozart in der Hauptstadt seines Vaterlandes, dem musikliebenden Wien nunmehr bald die erste Stelle eines Kapellmeisters übernehmen würde. Allein eine solche Natürlichkeit hat sich auf deutschem Boden nie von selbst verstanden. Dieser ist dem wahren Kunstgenie fast immer unhold, abstoßend und undankbar gewesen. Sobald Mozart heranwuchs, konnte man seiner liebenswürdigen Kindlichkeit nicht mehr schmeicheln, wogegen er als ein gefährlicher Nebenbuhler allen denen zu erscheinen anfing, die bisher das musikalische Ruder geführt. Schon bald nach seiner Rückkehr aus Paris begannen die geordnetmäßigen Muster die Intriguen gegen ihn zu spielen, die ihn bis jenseits des Grabes verfolgt haben. Als Klavierlehrer, als Klaviercencertgeber wollten sie ihn allenfalls ertragen, aber Kapellmeister sollte er nicht werden, und daher auch keine Oper schreiben. Als er aber dennoch eine schrieb (la finta simplice) wurde Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, die Aufführung zu hintertreiben. Sie unterblieb.

Der Verfasser macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß auch die frühern großen deutschen Komponisten kein besseres Schicksal in Deutschland gehabt hätten. „Händels Ruhm umschließt der Ocean von allen Seiten. Sebastian Bach, der unpopulärste aller Meister, die in dem Genre schrieben, den er vorzugsweise bearbeitete, ein Genre, der an und für sich schon sehr unzugänglich ist und die große Masse des Publikums gleichgültig läßt, zählte nur eine sehr kleine Anzahl Eingeweihter unter seinen Bewunderern. Europa kannte seinen Namen kaum. Glück war unter seinen Zeitgenossen eine weit größere Berühmtheit als Bach, aber diese Berühmtheit erlangte er erst in Frankreich."

Mozart wurde nun von seinem Vater nach Italien geführt. Obgleich diese Reise die Entwicklung seines Genies unter allen Umständen fördern mußte, scheint es doch, als habe sein Vater ihn dort nur ins Geleise der italienischen Opernmusik bringen wollen, als der damals noch die Welt beherrschenden Mode. Wenigstens finden wir auch noch später Aeußerungen in des Vaters Briefen, die den Sohn beständig ermahnen, seine Originalität zu mäßigen und sich dem Publikum zu bequemen. Uebrigens nahmen die Italiener unsern Jüngling gut auf. In Rom schrieb er das berühmte Miserere Allegris, worüber seinem Menschen eine Abschrift erlaubt wird, und dem bloßen Gedächtniß so treu wieder, daß keine Note fehlte, als man eine Vergleichung anstellte. In Mailand gelang es ihm denn auch, seine erste Oper, Mithridates, zur Aufführung zu bringen. Also genoß wieder das Ausland eine Ehre, die Deutschland verschmäht hatte. Der erst 14jährige maestrino wurde mit Beifall bedeckt. Doch ist diese erste Oper Mozarts noch ganz im herkömmlichen italienischen Styl geschrieben (unter des Vaters Einfluß) und nur in den entzückenden Melodien durfte Mozarts ursprünglicher Genius die gefesselten Flügel ein wenig lüften.

Zwei Notizen, die der Verfasser gelegentlich gibt, sind von psychologischem Interesse. Bis zu seinem zehnten Jahr hatte Mozart den tiefsinnersten Abscheu vor der Trompete und fiel faß in Zuckungen, als sein Vater unvernünftig genug war, ihm die Abneigung mit Gewalt abgewöhnen zu wollen, indem er ihm mit einer schallenden Trompete unmittelbar ins Ohr blasen ließ. Später indeß lernte Mozart den Werth des Instruments schätzen und machte, wie bekannt, den besten, wenn auch mäßigsten Gebrauch davon. Noch merkwürdiger aber ist, daß Mozart um so lieber komponirte, je lauter und geräuschvoller es um ihn her war. Er komponirte daher viele seiner trefflichsten Sachen im Kopf im Wirthshaus, unter dem Billardspiel, im Wagengerassel auf der Reise u. s. w. Als er eine Wohnung bezog, die ringsum von Lärm umgeben war, freute er sich darüber.

In Mailand komponirte Mozart noch eine Oper Sylla, die gleich der ersten bewundert und vergessen wurde; dann für München seine erste Oper der heitern Gattung la bella finta giardiniera. Doch half ihm das alles zu keiner Anstellung. Selbst der kunstliebende Karl Theodor in Mannheim ließ ihn, wie Kaiser Joseph II. unbeachtet. Er ging nun nochmals nach Paris, diesmal nicht mehr von seinem alten Vater, aber von seiner Mutter begleitet, die in Paris starb. Seine Erwartungen wurden getäuscht. Lob genug, aber nichts dauerndes. „Die Leute beschellen mich auf den und den Tag, da spiele ich, dann heißt es: O, c'est un prodige, c'est inconcevable, c'est étonnant! und hiemit Adieu!" Gretry und Piccini beherrschten die Oper in Paris, mit der Mozart gar nicht in Berührung kam. Zu stolz, um zu kriechen oder zu intrigiren, sah er sich auf das Klavierconcert beschränkt. Er verließ daher Paris wieder im Jahr 1778. Und die ganze Revolution mußte vorübergehen, bis erst unter Napoleon die erste, noch dazu verhunzte Oper Mozarts in Paris gegeben wurde.

In Mannheim verliebte sich Mozart in die Sängerin Aloysia Weber (als Madame Lange berühmt), wurde aber abgewiesen und wandte seine Zärtlichkeit nun ihrer Schwester zu, ohne bei den Eltern Gehör zu finden. In dem mädchenreichen Deutschland konnte der Sänger der süßesten Zärtlichkeit einen Korb bekommen und eins der ersten Genies, das je über die Erde gegangen, einer Schwiegermutter mißfallen. In ganz Deutschland war keine Stadt, die sich Mozarts nur einigermaßen angenommen hätte, als zum zweitenmal München. Hier ertheilte ihm Kurfürst Karl Theodor den Auftrag eine opera seria zu schreiben. Da wagte er, zum erstenmal die alten Fesseln der Gewohnheit zu brechen und sein Genie frei walten zu lassen. Umsonst schrieb ihm sein Vater, er solle doch ja alles thun, um nur die langen Ohren zu kitzeln. Nein, antwortete ihm sein Sohn, ich will für alle Ohren etwas bringen, nur nicht für die langen. Sein Genius täuschte ihn diesmal nicht. Die Oper Idomeneo machte ungeheures Glück, und der alte Vater, der nach München gekommen war, weinte vor Ueberraschung und Entzücken, nicht sowohl über den Erfolg, als weil er zum erstenmal erkannte, daß noch unendlich viel in seinem Sohn schlummere, wovon er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

Digitized by Google

Inzwischen gab der Erzbischof von Salzburg unserm Mozart eine Anstellung bei seiner Kapelle, ließ ihn mit den Küchenund andern Bedienenten speisen und behandelte ihn so insolent, wie irgend ein grober Herr damaliger Zeit gemeine Bediente behandelte. Daher es Mozart nicht lange anshielt und von dem geistlichen Gebieter seiner Vaterstadt mit den pöbelhaftesten Schimpfwörtern fortgejagt wurde.

Nunmehr verzichtete Mozart auf Anstellungen und fing an in Wien zu privatisiren. „Das will so viel heißen, als, er treibt, um leben zu können, Alles, was ein Musiker treiben kann; dabei nehmen wir den Ausdruck Musiker in der weitesten Bedeutung des Wortes, der sich eben so wohl auf den Künstler und den erhabenen Maestro, als auf den elenden Hudler anwenden läßt, der von einem Tage zum andern von dem lebt, was der Zufall ihm abwirft. So gab Mozart Akademien (öffentliche Concerte) und Lektionen auf dem Piano für einen Thaler; er machte Opern, gab Genuinen auf Subscription heraus, und arbeitete für Musikalienhändler gegen ein bestimmtes Honorar für die Seite; nahm jede Bestellung, die ihm zukam, an: italienische Arien, deutsche Lieder auf gegebene Texte, Symphonien oder Stückchen für Spieluhren, Menuetten oder Contretänze, Alles bunt durch einander. Häufige Einladungen zu musikalischen Abenden bei dem Adel endlich vermehrten ebenfalls seine Einnahmen durch die Geschenke an Geld und Pretiosen, die er dort davontrug." Als ihm von Kaiser Joseph II. endlich der Auftrag wurde, Brezners Belmont und Constanze in Musik zu setzen, behandelte er diese Entführungsgeschichte con amore, weil er bald darauf seine eigene Constanze Weber, die ihm die Eltern immer noch vorfagten, entführte und heirathete. Dennoch gefiel diese herrliche Oper weder dem Kaiser, noch den Wienern, so ganz wie sie es verdiente, weil die Nebenbuhler allzu viel Kabalen gegen Mozart machten. Dagegen fand er von nun an die ungetheilteste Bewunderung in Prag, in der Stadt, die den hohen Werth und die Unsterblichkeit seiner Opern zuerst erkannte und trotz Wien geltend machte. In Wien war sein Hauptfeind Salieri, der ihn zwar stets aufs höflichste behandelte, aber sein Ansehen dem Kaiser untergrub. Eben so wurde es beim Publikum unterhöhlt. „Wenn der Neid einmal, weil es nichts Anderes findet, die Sitten und den Charakter seiner Opfer angreift, so wird er Keinen finden, der ganz unverwundbar wäre. Mozart suchte nach der Arbeit Zerstreuung; sein Herz war den Verlockungen der Liebe nicht unzugänglich; es liebte das moussirende Getränk, das die Nerven des Musikers und des Dichters anregt. Seine Freunden stets offene Böse, deren Wahl eine bessere hätte seyn können, war, wie nicht zu läugnen, oft leer und beinahe immer leicht. Er entlehnte nach allen Seiten und oft zu wucherischen Zinsen. Weit weniger, als Alles dieß, hätte hingereicht, um einen Menschen ganz schwarz zu malen, um ihn als Trunkenbold, Wüstling und zügellosen Verschwender hinzustellen. Der Haß suchte also dem Publikum sein trübes Mikroskop herzuleihen, in welches dasselbe aus Neugierde blickte. Viele feomme und kluge Leute schüttelten den Kopf, scheinbar sehr entrüstet, innerlich aber sehr befriedigt über eine Entdeckung, die stets mittelmäßigen Menschen angenehm ist, selbst wenn sie nicht neidisch sind. — Es gibt nichts Tröstlicheres, als wenn man sich sagen kann: ich besitze allerdings die Talente oder den Geist dieses Menschen nicht, aber ich schätze mich nichts desto weniger glücklich, daß ich ihm nicht gleiche. Man glaubte also: die Einen, weil sie leichtgläubig waren, die Andern, weil sie es gern glaubten; die Mehrzahl aber, weil ihnen die Sache nicht werth dünkte, aufgeklärt zu werden. Eben auf diese Gleichgültigkeit spekulirten die Verleumder, und durch sie gelangen sie ans Ziel. Ihr Sieg über Mozart war vollständig, und zwar so, daß seine Spuren selbst theilweise bei der Nachwelt haften geblieben, und wie ich fürchte, unverwischbar geworden sind. Vergebens wird der Biograph die Thatsachen sprechen lassen; vergebens wird er sagen, daß ein Mensch, der so jung starb und dessen Werke allein eine ganze musikalische Bibliothek zu füllen im Stande waren, wenige Zeit seinem Vergnügen habe widmen können; daß ein Gatte, der seine Frau leidenschaftlich liebte und von dieser stets geliebt wurde, der in einer neunjährigen Ehe sechs Kinder zeugte, kein Wüstling von Gewerbe seyn konnte; daß ein von Jedermann gesuchter Künstler, der jeden Tag in die ausgewählteste Gesellschaft Zutritt hatte, nicht die Gewohnheit haben konnte, sich täglich zu berauschen. Im Gegentheil, wenn man sich über Etwas zu wundern hat, so muß es darüber seyn, daß ein Familienvater, dessen Einkommen kaum dem Gewerbe eines mittlern Gewerbsmannes gleichkam, der bei seiner Art von Ausgabe kmeierte, der seinen Freunden, ohne Aussicht auf Wiedervergeltung, lieh, und zu all' dem noch so viel erdrückten konnte, um seinem alten Vater von Zeit zu Zeit Ersparnisse von 20 bis 30 Dukaten zu schicken, daß dieser Mann, sage ich, bei seinem Tode nicht mehr Schulden, als die elende Summe von 3000 Gulden hinterließ!" Alle ein charakteristischer Zug wird angeführt, daß Mozart, lebhaft Freimaurer, sehr kathelisch fromm blieb und unter andern während der ersten Geburt seiner Frau und in ihrer Gegenwart eine Votivmesse komponirte.

Um Mozart in Wien ganz sicher zu vernichten, erbat sich Salieri dessen neue wunderherrliche Oper „Figaros Hochzeit" in Wien aufführen zu lassen, verhunzte sie aber absichtlich so, daß sie Fiasko machen mußte. Mozart gab sein liebenswürdiges Werk gleich nach dessen Einstehen in die Hände seiner Todfeinde, die daran zu Henkern wurden. Aber mit ungeheurer Begeisterung wurde dieselbe Oper in Prag aufgeführt, so daß Mozart selbst boethin ging, um sie dort zu hören. Da ging ihm das Herz auf und er versprach, den Pragern nun eine ganz besondere Oper zu schreiben. Das war der weltberühmte Den Juan, der ohne die Prager wohl nicht entstanden wäre. Mozart war so fetig unter seinen Feunden in dieser Stadt, daß er die Ouvertüre vergaß, die er bekanntlich erst am Morgen des Tages schrieb, an dem Den Juan zum erstenmal aufgeführt wurde. Bei einer Probe kam ein charakteristischer Zug vor. „Die Signora Bondini, welche die Rolle der Zerline sang, fehlte jedesmal an der Stelle, bei der sie im Finale des ersten Aktes um Hülfe zu rufen hat. Sie schrie weder zu rechter Zeit, noch laut genug, weraus leicht eine völlige musikalische Verwirrung entstehen, und, in Betracht der Dringlichkeit der Lage, ein nicht mehr gut zu machendes Unglück entstehen konnte. Mozart stieg ungeduldig auf die Bühne, küßt die letzten Takte des Menuets wiederholen, und, im Augenblicke, in welchem Zerlinens Stimme hinter den Coulissen gehört werden muß, packt er die Sängerin mit aller Macht um die Hüften, so daß diese für diesmal ganz natürlich aufschrie." Salieri verstehte nicht, nun auch in Wien den Den Juan gehen zu lassen, aber so elend, daß er durchfallen mußte.

Unterdeß wurde in Berlin zum erstenmal Belmont und Constanze aufgeführt. Mozart eilte dahin, kam gerade noch an, um in Reiseklleidern in die Oper zu gehen und Köcte dort die Aufführung, indem er plötzlich aus dem Parterre heraus die Mißgriffe des Orchesters korrigirte. Nachdem er in Wien für die italienische Bühne noch Cosi san tutte ohne bedeutenden Erfolg geschrieben, kam Schikaneder, das Urbild der dramaturgischen Proletarier unserer Tage zu ihm und flehte ihn um Gotteswillen an, ihm ein Stück im echtesten Wiener Geiste in Musik zu setzen, weil es sonst Hungers sterben müsse. Aus Mitleid that es Mozart. Das war die weltberühmte Zauberflöte. Durch sie, man weiß nicht ob mehr durch den Zauber

Digitized by Google

ihrer Töne oder durch die Dummheiten des Textes errang Mozart den ersten rauschenden Beifall in Wien, wurde aber von Schikaneder um allen pekuniären Gewinn betrogen. „Der Lump!“ rief Mozart, ließ aber Schikaneder nach wie vor an seinem Tische sitzen.

Der Ruhm der neuen Oper veranlaßte den neuen Kaiser Leopold II., Mozart mit der Kompositon der Oper Titus zu beauftragen, die beim Krönungsfest in Prag aufgeführt werden sollte. Zugleich erhielt Mozart von einem Grafen, der sich nicht nannte, die geheimnißvolle Bestellung des Requiem. Da er den Titus in achtzehn Tagen vollständig komponirte, war er so angegriffen, daß er bei dieser zweiten Bestellung ahnte, er schreibe das Requiem für sich selbst. Und so war es auch. Als ihm endlich der so lange vorenthaltene Beifall des Publikums und der Großen zu Theil wurde, als er die so lange entbehrte Anstellung eines Kapellmeisters erhielt, lag er bereits auf dem Sterbebette. Er starb im Jahr 1791 erst 35 Jahre alt und hinterließ den Seinen nicht so viel, daß sie nur das Begräbniß hätten bezahlen können. Nicht einmal ein eigener Platz auf dem Kirchhof wurde für ihn bezahlt, sondern man warf seine Leiche in die gemeinschaftliche Grube. Seine Feinde begingen die Niederträchtigkeit, da er 3000 Gulden Schulden hinterließ, im Bericht an den Kaiser eine Null hinzuzusetzen, so daß dieser sich nun weigerte, die Schulden zu bezahlen. Ein noch ekelhafterer Streit erhob sich über die Echtheit des berühmten Requiem, das aus der tiefsten Fülle des Mozart'schen Geistes geschöpft, doch als von fremder Hand ergänzt bezeichnet wurde.

Man sieht, die Welt hat nicht viel für diesen großen Genius gethan, der vielmehr unter den ungünstigsten Umständen die größte Mühe hatte, nur überhaupt sich zu entfalten und Werke zurücklassen, die über das Gewöhnliche erheben. Bei diesem Anlaß können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Musik noch die Vasari fehlt. Wir haben einzelne gute Biographien von Tonkünstlern, aber das Ganze des Kampfs, in welchem das musikalische Genie immerwährend mit dem Neide, der Geschmacklosigkeit und der Mode liegt, ist uns noch nicht in einem großen Geschichtswerk so anschaulich geworden, wie der Kampf des bildenden Genies mit die Barbarei im Werke von Vasari.

Die beiden letzten Bände des vorliegenden Werkes enthalten eine Charakteristik des Mozart'schen Genius und seiner einzelnen Hauptwerke. Sie ist mit eben so viel Sachkenntniß als Wärme geschrieben, jedoch im Hauptresultat weniger befriedigend, als in den Einzelheiten. Der Verfasser bestimmt die weltgeschichtliche Mission Mozarts Theil II. S. 258 dahin: „Die streitenden Schulen unter sich zu versöhnen, indem er ihre Farben und Devisen unter einer Fahne sammelte; die Zukunft der Musik durch die Vereinigung ihrer Vergangenheit mit ihrer Gegenwart fest zu begründen; die Macht und Ausdehnung dieser Kunst, durch gleichmäßige und genau abgewogene Mitwirkung aller ihrer Elemente, die gleichzeitige Entwickelung aller ihrer Hülfsmittel und die wohl überdachte Kombination aller Kräfte zum Hervorbringen von Effekten zu vermehren, so viel wie möglich aus den musikalischen Produktionen die lokalen und temporellen Einflüsse, die konventionellen und verschiedenen Schulen angehörigen Formen auszuwerzen, und an deren Stelle die reinen Analogien der Gefühle und Gedanken zu setzen, mochten sie bestimmbar oder nicht bestimmbar seyn, welchen die Musik entsprechen muß; seine Aufgabe war es, die Musik zu einer Einheit und universal zu machen, wie das Gesetz des harmonischen Dreiklangs, aus welchem sie fließt, und wie die Poesie der Seele, deren vertrauteste und vollständigste Dolmetscherin sie ist; endlich Werke zu schreiben, welche sich der Vollkommenheit näherten, soweit es überhaupt einem Menschen möglich ist, derselben nahe zu kommen, Musterwerke für jeden Styl, jede Gattung, jeden Gebrauch, ob öffentlich oder privatim, religiös oder profan, wo überhaupt die Musik angewendet werden kann; der Art, daß die genannten Werke sämmtliche Beispiele in sich schließen, welche die Tonlehrkunst nöthig hat, in technischer und ästhetischer Hinsicht, und welche namentlich die oben erwähnten Gattungen, Style und Verwendungsarten erfordern.“ Ohne etwas gegen diese Auffassung des Platzes einwenden zu können, den Mozart in der Geschichte der Musik einnimmt, scheint uns doch die Tiefe Mozarts damit noch nicht erschöpft. Diese würde vielleicht deutlicher durch eine Vergleichung mit Shakespeare bezeichnet werden können; wenigstens erhält sich dieser zum Theater, wie es vor ihm war, nicht viel anders als Mozart zur italienischen Oper, und Beide verschmolzen, als vollendete Meister des Tragischen und Komischen, die vorher geschiedenen Elemente zu einem schönen Ganzen. In Mozarts Opern tritt uns zum erstenmal, wie in Shakespeares Dramen, das Schreckliche und Burleske in kühner Mischung entgegen. Aber diese Erweiterung der äußern Terrains hat ihren Grund in der innern Vertiefung der Seele. Aus je größerer Tiefe die Kraft kommt, um so mehr Mittel nimmt sie in Anspruch, in um so weiterm Umfang äußert sie sich. Der romantische Universalismus Mozarts wie Shakespeares wurzelt in dieser Seelentiefe.

Das erkennt übrigens der Verfasser bei allen einzelnen Werken Mozarts an, so daß keineswegs bloß der äußere Umfang seiner Kunst, sondern auch die innerliche Seelenschönheit an ihm erkannt wird und ihre Berücksichtigung findet.

Reisehandbuch.

Le voyageur en Belgique et sur les bords du Rhin. Nouveau guide orné d'une carte routiere de la Belgique. Anvers et Ostende. Kornicker, 1847.

Da so viel von Deutschland aus nach Belgien gereist wird, glauben wir dieses Handbuch empfehlen zu müssen. Es ist ein elegantes Taschenbuch von nicht zu großem Umfang, daher leicht mit sich zu führen und enthält doch alles, was der Reisende braucht, außer der großen Karte nämlich noch in den Text eingefügt die Pläne der vorzüglichsten belgischen Städte und im Text selbst zuerst den genauesten Nachweis über das belgische Eisenbahnnetz, die Entfernungen, Preise der verschiedenen Reisegelegenheiten ꝛc. Dann eine kurze Skizze der Geschichte und Verfassung Belgiens. Endlich als die Hauptsache die Beschreibung der vorzüglichsten Städte wieder mit kurzen Skizzen ihrer Geschichte, mit Aufzählung zuerst der besten Gasthöfe, sodann der wichtigsten Gebäude, besonders die in den belgischen Städten so ausgezeichneten Kirchen und Rathhäuser, der städtischen Physikgymnasien überhaupt, der Märkte, Sammlungen und sonstigen Merkwürdigkeiten, so wie der nächsten Umgebungen. Da man Belgien insbesondere seiner Kunstschätze wegen besucht, sind unter jedem Ort nicht nur die Kunstsammlungen angeführt, sondern auch kleine Katalege der darin enthaltenen Kunstwerke mitgetheilt. Eben so werden die Merkwürdigkeiten beschrieben, die der Reisende unterwegs von einer Stadt zur andern findet. Man kann in der That in so engem Raum bequemer nicht mehr wünschen und verlangen, als dieses Handbuch gewährt. Der Herausgeber begleitet den Reisenden übrigens nicht bloß innerhalb der belgischen Grenzen, sondern auch den Rhein entlang bis nach Frankfurt, um auch auf diese Route, welche die meisten Reisenden wählen, ihm dieselben Dienste zu leisten, wie in Belgien selbst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 62. Sonnabend den 2. September 1848.

Zeitgeschichte.

1) Die polnische Erhebung und die deutsche Gegenbewegung in Posen im Frühjahr 1848. Eine Denkschrift mit Aktenstücken der deutschen Nationalversammlung übergeben von Dr. R. Heyse. Berlin und Posen, Mittler, 1848.

2) Verdienen die Polen die Wiederherstellung ihrer politischen Unabhängigkeit. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Zwei empfehlenswerthe Schriften; zumal die erstgenannte enthält eine äußerst klare und vollständige Uebersicht der Thatsachen, aktenmäßig und als Geschichtsquelle zu benutzen.

Die Sympathie für die polnische Sache gehört zu den parties honteuses der sogenannten öffentlichen Meinung, d. h. der einfältigsten Michel in Deutschland. Viele unter uns schwärmen für die Unabhängigkeit Polens und würden Posen aufopfern. Die Franzosen könnten nicht einfältiger handeln, wenn sie für die deutsche Nationalität der Elsässer schwärmen und deren Entlassung aus dem französischen Staatsverbande beantragen und unterstützen würden. Die Franzosen würden sogar durch den Verlust des Elsasses weniger gefährdet werden, als wir durch den Verlust Posens, weil das Elsaß an Frankreich nur anliegt, Posen aber in Deutschland hineinragt, weil das Elsaß sich nur wie eine Epidermis zu Frankreich, Posen aber wie ein Pfahl im Fleisch zu Deutschland verhält.

Es fällt den Franzosen nicht ein uns der Nationalität zu Liebe das Elsaß und Lothringen wieder herauszugeben, warum sollen wir der Nationalität zu Liebe Posen verlieren? Es fällt den Franzosen nicht ein, der Nationalität zu Liebe Korsika herauszugeben; warum sollen wir die Lombardei verlieren? Es fällt den Engländern nicht ein, der Nationalität zu Liebe uns Helgoland, den Spaniern Gibraltar, den Italienern Malta, den Griechen Korfu ꝛc. wieder herauszugeben, warum sollen wir unsere anerkannten und für unsere Sicherheit unentbehrlichen Erwerbungen herausgeben? Es fällt den Russen nicht ein, uns die Ostseeprovinzen zurückzugeben; warum sollen wir allein Diejenigen seyn, die immer geben und geben sollen? Ist das nicht dieselbe Thorheit, wie die, welche man dem deutschen Michel in Handelssachen zumutet. Es fällt England nicht ein, seine Zölle gegen uns aufzuheben, es verlangt aber gleichwohl, daß wir sie aufheben. Welchen Begriff müssen die Nachbarn von unserm Nationalverstande haben, daß sie uns für fähig halten, solche Zumuthungen anzuhören. Aber sie haben ein gutes Recht, uns allen Nationalverstand abzusprechen, weil in unserer eigenen Mitte nur zu viele Stimmen ertönen, die Alles billigen, was der unverschämteste Nachbar verlangt und alles verhöhnen, was zur Rettung des deutschen Interesses und der deutschen Ehre gefagt wird.

Durfte nicht Arnold Ruge öffentlich dem re perfido Sieg und den tapfern Oesterreichern Niederlagen wünschen? war ein großer Theil der deutschen Presse nicht eifrig bemüht, für die Unabhängigkeit Italiens von Oesterreich, wie für die Unabhängigkeit Posens von Preußen zu votiren? Brauchten sich die Italiener und Polen anderer Argumente zu bedienen, als die ihnen die deutsche Presse selber darbot? Hat bis auf den heutigen Tag die deutsche Nationalversammlung ein kräftiges Wort in der italienischen Angelegenheit gesprochen oder irgend anerkannt, daß, da die Abtretung eines einzigen Dorfes in Italien die Hegemonie jenseits der Alpen von Deutschland an Frankreich und England bringen würde, kein Dorf abgetreten werden dürfe? Beschäftigt sich die deutsche Presse nicht immer noch mit der schmachvollen Debatte, wie viel wir in Italien abtreten sollen? als ob es sich von selbst verstünde, daß überhaupt etwas abgetreten werden müsse? Man täusche sich nicht. Italien ist zur Selbstständigkeit absolut unfähig. Es kann die deutsche Hegemonie nur mit einer andern vertauschen.

Möchte doch in Italien ja keine Halbheit beliebt werden, wie in Posen. Eine Halbheit nämlich ist offenbar das Halbiren des Großherzogthums in einen polnischen und deutschen Theil. Unserer Meinung nach hätte nichts getheilt, sondern ganz Posen hätte auf dem alten Fuß erhalten werden müssen, theilhaftig aller liberalen Errungenschaften Deutschlands, aber nicht bald durch die Demarkationslinie unserm Gesammtinteresse wieder entfremdet. Das Recht zu germanisiren dürfen wir uns nie und nirgends nehmen lassen, noch es selber aufgeben. Der Fünfzigerausschuß hat darin auenahmend gefehlt und seine Unfähigkeit, deutsches Interesse nach außen zu vertreten, dargethan. Mit Gerechtigkeit gegen Andere prahlen ist nicht an der Zeit, wenn gegen uns die gleiche Gerechtigkeit von keinem Andern geübt wird. Hier gilt es Hammer oder Ambos seyn. Anstatt den Insurgenten im Posenschen für ihren undankbaren und grenelhaften Aufruhr Concessionen zu machen, würden wir gerathen haben, das Gegentheil zu thun und die Gelegenheit wahrzunehmen, und die Germanisirung der Provinz wirksam zu beschleunigen. Was müssen diese Barbaren von uns denken, wenn sie eben noch den Rand, den sie wehrlosen deutschen Familien abgenommen, verkaufen und ehe sie noch Zeit gehabt, das Blut der Unschuldigen von ihren verwilderten Gesichtern abzuwaschen, scheu flüchtend vor den preußischen Helmen im vollen Bewußtseyn ihrer Schuld, gleichwohl nicht Strafe

Digitized by Google

sondern Lohn empfangen und wenn man ihnen gerade das gewährt, was man ihnen am allerwenigsten gewähren sollte, nämlich das Recht und die Mittel, später dieselben Greuel zu wiederholen und unsere wichtigste Grenzfestung gegen Osten zu gefährden.

Der ungenannte Verfasser der zweiten uns hier vorliegenden Flugschrift hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß das Schonungssystem bei den Polen nicht Vertrauen und Zuneigung, sondern nur Verachtung finde. „Wenn ihrem Naturell das Gefühl der Dankbarkeit nicht ganz fremd wäre, so würde schon das Bewußtseyn der Wohlthaten, welche ihnen die preußische Regierung seit der Einverleibung des Großherzogthums hat angedeihen lassen, und der Vergleich der Zustandes ihrer Landsleute im Königreich Polen wie in Galizien sie von solchem Thun haben abhalten müssen. Die preußische Regierung hat es sich nämlich nicht allein angelegen seyn lassen, die höchst zerrütteten Vermögensverhältnisse des Adels in jeder Weise zu ordnen und zu verbessern, sondern auch einen Mittelstand geschaffen, den Bauern persönliche Freiheit und ein freies Besitzthum verschafft und durch das Anlegen von Hunderten von Schulen die geistige Bildung des Volks zu heben gesucht. Das humane Benehmen der preußischen Regierung gegen die Empörer des Aufstandes vor zwei Jahren, wie die neueste Amnestie, ist aber denselben von den Polen nur als Schwäche ausgelegt worden, so daß Preußen von ihnen zwar eben so stark als Rußland gehaßt, aber dabei verachtet, während Rußland wenigstens gefürchtet wird."

Besonders ist zu beherzigen, daß das polnische Landvolk in Galizien wie auch in Westpreußen sich der Adelsherrschaft geradezu entgegengesetzt und thatsächlich als Wunsch der Masse ausgesprochen hat, vor allem erst in der guten deutschen Schule zu Bildung und persönlicher Freiheit zu gelangen. Diese Bauern haben endlich eingesehen, daß ihnen die deutsche Regierungsweise, wodurch sie nach und nach der Leibeigenschaft und schmutzigen Barbarei entzogen und dem freien, wohlhabenden und reinlichen deutschen Bauern je mehr und mehr gleich gestellt werden, unendlich zuträglicher ist, als die Bewaffnung mit Sensen, um, von Branntwein trunken, ihren tollen Edelleuten gegen die Deutschen insurgiren zu helfen, während es diesen Ebelleuten nicht der mindeste Ernst ist, das arme Volk aus seinem tiefen Schmutz und Elend der Leibeigenschaft zu befreien. Noch wurde jede Erhebung zu Gunsten des Adels dem polnischen Bauern von demselben Adel immer nur mit der Knute gelohnt.

Mit Recht bemerkt daher die obige Flugschrift, die Phrase, Polen solle dem westlichen Europa und zunächst Deutschland zur Schutzmauer gegen die russische Barbarei dienen, sey nur eine von den vielen Illusionen, die man dem deutschen Michel vorspiegle, denn die Barbarei beginne keineswegs erst an der russischen, sondern schon an der polnischen Grenze und die Polen hätten ein gutes Stück unzähmbarer Wildheit in ihrem Naturell mehr als die Russen. Erst wenn das Königreich Polen, wenn Lithauen, Volhynien, Podolien die Aussicht einer Emancipation des Bauernstandes und der Bildung eines Bürgerstandes hätten, wie Gallizien und Posen unter deutscher Herrschaft, erst dann könnte davon die Rede seyn, das germanisirte Polen zur Vormauer gegen russische Barbarei zu gebrauchen. Eher aber gewiß nicht. Gesetzt, die Polen würden der Russen Meister und das gebietende Hauptvolk im panslavischen Bunde, wozu sie glücklicherweise nicht fähig sind, so würde Europa über allerlei zu erstaunen haben, wovon es sich nichts träumen läßt. Asien würde ihm um eben so viel näher rücken, als es sich geschmeichelt haben würde, es von sich entfernt zu haben. Doch die gebildeten Völker Europas, Germanen und Romanen, können ruhig sein. Die Slaven können es, weil ihr Grundcharakter die Verschmitztheit und nicht die Wahrheitsliebe ist, nie weiter bringen, als zum russischen Despotismus oder zur polnischen Adelsanarchie. Das sind Potenzen, deren wir uns zu erwehren wissen werden. Geistig und sittlich werden sie uns nie überlegen seyn.

Die erste der uns vorliegenden Schriften von Hepke hat das große Verdienst treuer historischer auf Aktenstücke gestützter Relation. „Der Entwicklungsgang der polenschen Bewegung läßt sich nach seinen deutlich hervortretenden Phasen füglich in drei Abschnitte theilen. Der erste umfaßt die Zeit, in welcher nach einem kurzen nicht allgemeinen Verbrüderungsversuche die beiden Bevölkerungen auseinander treten; die polnische von ihren Comités weiter organisirt und bewaffnet wird, die deutsche, nachdem sie vergeblich auf ein energisches Einschreiten der Regierung zu ihrem Schutze gehofft, durch Wahl von Volksausschüssen, Absendung von Deputationen u. s. w. zur Wahrung deutschen Wesens gegen polnische Supremacie auf gesetzlichem Wege vorgeht. Der zweite umfaßt die Willisen'sche Periode, in welcher bei möglichster Förderung und Begünstigung der polnischen Nationalitätsfrage das deutsche Element zunächst unberücksichtigt und zurückgedrängt bleibt, endlich aber dem Gewernement gegenüber seine Rechte auf energische Weise geltend macht und die Abgrenzung der Nationalitäten mitten im Sturme der Insurrection durchsetzt. Der dritte Abschnitt umfaßt endlich die Wirksamkeit des General v. Pfuel, unter welchem die deutsche Bevölkerung die volle Anerkennung ihrer politischen Selbstständigkeit erlangt, auch überseite nun organisirt wird und mit der Durchführung der Abgrenzungslinie in freier Entwicklung ihres Volkslebens der großen Zukunft des Gesammtvaterlandes entgegengeht."

Die deutsche Bevölkerung Posens dachte nicht entfernt an eine neue Erhebung der Polen, da das Mißlingen der Erhebung von 1846 noch in zu frischem Gedächtniß war. Selbst die Nachricht von der Pariser Februarrevolution änderte in dieser Meinung nichts. Erst als am 18. März die Revolution in Berlin ausbrach, zeigten die Polen plötzlich eine große Thätigkeit, indem sie rasch ein Nationalcomité bildeten und bereits am 20. März durch einen öffentlichen Aufruf in deutscher Sprache die Wiedergeburt Polens verkündeten. Am folgenden Tage wurde eine polnische Deputation nach Berlin gesandt. Es ist nun nicht wohl zu läugnen, daß damals große Fehler in Berlin gemacht worden sind, was Herr Hepke gar nicht berührt. Da sich Referent gerade damals in Berlin befand und gute Gelegenheit hatte die Dinge in der Nähe und ziemlich aus dem Centrum zu sehen, so erlaubt er sich, in dieser Beziehung Herrn Hepke zu ergänzen. Es war ein großer Fehler, Mieroslawski in diesem Augenblick zu entlassen. Die Regierung wußte damals wohl nicht, was sie that. Die Berliner aber kompromittirten sich noch viel mehr, indem sie dem freigewordenen Mieroslawski die Pferde ausspannten und diesen Tedsfeind der Deutschen im Triumph durch die Straßen zogen. Unmittelbar darauf wurde öffentlich in Berlin für die polnische Legion geworben und die Meinung war allgemein, sie sey zur Avantgarde bestimmt, um den Krieg des liberalen Europa gegen Rußland zu eröffnen. In welcher großen Verlegenheit sich damals auch die preußische Regierung befand, so war es doch gewiß nicht nothwendig, der gleichsam häuslichen Angelegenheit zwischen einer deutschen Regierung und einem deutschen Volke zu Liebe den Polen Concessionen zu machen. Die Schwäche der Regierung in dieser Richtung erklärt sich aber aus dem wahrhaft unsinnigen Benehmen der Berliner. Diese nämlich machten die polnische Sache

Digitized by Google

zu der ihrigen. Mit Ekel sah Referent in jenen Tagen die lächerlich riesenhaft polnische Kokarde neben der kleinen deutschen auf allen Straßen in Berlin. Die deutsche Sache damals mit der polnischen gegenüber der preußischen zu vermengen, war ein kolossaler Mißgriff, denn früher oder später mußte ganz Deutschland für Preußen oder statt Preußen gegenüber Polen eintreten. Niemand sah den Mißgriff ein, als die Polen selbst, die nicht ohne geistreichen Hohn den Gegensatz der deutschen und preußischen Farben für sich ausbeuteten und indem sie schindbar einverstanden mit der deutschen Bewegung gegen das Bestehende in Preußen gleichwohl in Wahrheit in der preußischen doch nur die deutsche Nationalität bekämpften. Dieselben Polen, die damals in Berlin mit der deutschen Partei fraternisirten, schlachteten wenige Wochen später im Posenschen alle Deutschen ab, die in ihre Hände fielen, oder plünderten sie wenigstens aus. Während sie in Berlin sich rühmten, Hand in Hand mit der deutschen Nationalpartei gegen das despotische preußische Sonderinteresse zu kämpfen, bekauptesten sie im Posenschen, in ihrer Heimath, gute Preußen zu seyn, und nur als polnische Unterthanen Preußens gegen die Anmaßungen der deutschen Nationalität aufzutreten. Eine Heerde, gegen welche die deutsche Presse gleichwohl keine Einwendung machte. Unverschämter ist die deutsche Gutmüthigkeit kaum je mißbraucht worden, als die der Berliner von den Posener Insurgenten.

Die Deutschen in Posen waren nicht in dem Fall, die Sache von fern und als Illusion anzusehen. Schon am 23. März vereinigten sie sich, um die Schritte der Polen zu bewachen. Insbesondere that die Regierung alles, um den Muth der Polen zu beleben und den der Deutschen niederzuschlagen. Die Polen bewaffneten sich, die Bewaffnung wurde verboten, aber das Verbot stillschweigend unbeachtet gelassen. Ja die Polen benutzten die preußischen Beamten, um die deutsche Partei theils in Sicherheit zu bringen, theils einzuschüchtern. „Die angewandten Mittel zur Erweckung und Erhaltung des Vertrauens der deutschen Bevölkerung, welche, insofern sie Ruhe und Sicherheit bezweckten, alle Anerkennung verdienten, insofern sie aber ein Niederhalten der Deutschen erstrebten, die höchste Erbitterung hervorriefen, waren: 1) Proklamationen. 2) Benutzung des deutschen Central-Comités in Posen, um durch gemeinschaftlich abgefaßte Vermittler Ruhe und Frieden zu stiften, wo Reibungen anzuhrechen drohten, oder wo die deutsche Bevölkerung nichts von polnischen Comités und Kreis-Kommissärien wissen wollte. 3) Benutzung selbst königl. Beamten zur Beschwichtigung der Deutschen. Dieß gelang z. B. bei dem Gendarmerie-Oberst v. Rahmer, der in einem besondern Rundschreiben die Wachtmeister und Gendarmen in diesem Sinne instruirte, und sie den polnischen Kommissarien beiordnete, welche nach einem speziellen Befehl des polnischen Comités vom 29. März sie nur brauchen sollten, um die Deutschen und Juden niederzuhalten." In einer Instruktion des polnischen National-Comité vom 28. März heißt es wörtlich: „Man muß sich bemühen, die Deutschen nicht zu sehr zu alarmiren, um keine zu kräftige Reaktion von ihrer Seite hervorzurufen; unterrestein muß man jedoch die Suprematie über sie erhalten. So sehr wir also vor den Augen der Deutschen ein offenes und freundliches Benehmen anempfehlen, welches ihnen unsere Zuneigung und brüderliche Gesinnung zugeschrert, ebensosehr muß man hinter ihrem Rücken das Volk waffnen, seinen Feuereifer steigern und es in drohender Haltung zeigen."

Die Regierung ergriff damals ganz die Partei der Polen. Geschah es in Rucksicht auf einen russischen Krieg? oder aus Rücksicht auf die verkehrte öffentliche Meinung, die einmal mit polnischen Sympathien schwanger ging? Gleichviel. Der Regierungskommissär, General von Willisen that alles, was die Polen wünschten und was die Deutschen in Posen nicht wünschten. Mit unerhörter Frechheit organisirten die polnischen Unterthanen der preußischen Krone im Posenschen ein selbstständiges polnisches Heer und zwangen der deutschen Bevölkerung dazu Kontributionen ab, trieben ihnen das Vieh weg, mißhandelten sie. Schaarenweise kamen deutsche Flüchtlinge vom Lande nach der Stadt Posen und klagten dort vergebens. Es ist durch die Zeitungen bekannt, welche blutige Greuel die Polen an wehrlosen deutschen Familien begingen. Da das polnische Landvolk nicht eifrig genug war, trate man seinen religiösen Fanatismus auf und suchte ihm die Deutschen als Ketzer und Heiden zu bezeichnen. Gleichwohl entbiethe sich der demokratische Klub in Breslau nicht, drei Deputirte an das polnische Nationalcomité zu schicken, welche demselben seine volle Zustimmung zu erkennen gaben. Dasselbe geschah von einer Berliner Volksversammlung aus. Das wäre ungefähr das nämliche, als wenn die Deutschen im Elsaß alle drei wohnenden Franzosen lobt schlugen oder mißhandelten und beraubten und Pariser Klubbs und Volksversammlungen würden ihnen Deputationen schicken, um ihnen für den Mord und die Beraubung ihrer französischen Brüder zu danken. Was in Frankreich nur zu träumen absurd wäre, das ist in Deutschland die handgreiflichste Wirklichkeit. Und wir maßen uns an, eine Nation sey zu wollen?

Da aus der polnischen Armee die Avantgarde gegen Rußland nicht wurde, wie mancher anfangs geträumt hatte, da sie vielmehr lediglich mit Raub, Mord und Brand unter der deutschen und jüdischen Bevölkerung des Großherzogthums sich beschäftigte und endlich sogar Miene machte, die Ansprüche der Polen auf die Festung Posen zu unterstützen, gab man endlich den Klagen der Deutschen Gehör. Willisen trat zurück und an seine Stelle kam General von Pfuel, um unter diesen schwierigen Umständen die Ordnung herzustellen. Aber schon war zu viel Preis gegeben. Die unglückliche Demarkationslinie war schon gezogen, die einerseits zwar die Deutschen schützen, andererseits aber auch den Polen viel mehr Rechte einräumen sollte, als sie, vom Standpunkt des deutschen Nationalinteresses und der Strategie aus in der unmittelbaren Nähe der wichtigen Grenzfestung Posen besitzen können und dürfen. Die Demarkationslinie wurde unterm 26. April genehmigt; am 4. Mai erschien General von Pfuel in Posen, um den Deutschen ihre Rechte zu schern und die polnische Armee zu entwaffnen, was denn auch geschah.

Erzählungen.

1) Neue Geschichten aus dem Böhmer Walde. Erzählt von Josef Rank. Leipzig, Volkmar, 1847.

2) Weißdornblüthen aus dem Böhmer Wälder- und Wiener Volksleben von Demselben. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1848.

Das Entstehen der sogenannten Volksliteratur, zu welcher auch Josef Rank, Jeremias Gotthelf in der Schweiz, Berthold Auerbach in Schwaben und Andere gehören, war gewissermaßen eine Nothwendigkeit. Die Blasirtheit unserer neuesten von den sranzösischen Romantikern verpesteten erzählenden Literatur hat sie mittelbar hervorgerufen. Wenn man will, gehört schon die Schwein Bremer, mit ihrer gesünderen, wenn auch etwas hausbackenen und keineswegs durchgebildeten Einfachheit

Digitized by Google

dazu. Der erste Keim aller dieser deutschen Volksgeschichten liegt aber offenbar in Pestalozzis höchst trefflichem „Lienhard und Gertrud," so wie er es ursprünglich geschrieben und das Publikum es auch neuerlich — der spätern Verballhornung gegenüber — entschieden zurückverlangt hat. Dieses Buch ist bekanntlich von dem wohlthätigsten Einflusse auf das Volk gewesen und kann, zumal da es in einer auch ästhetisch befriedigenderen Form geschrieben ist, nicht genug gerühmt werden. Wir müssen gestehen, daß wir neben ihm, die allerdings sehr talentvollen neueren Nachfolger auf demselben Wege nur schwach finden können.

Die ersten Böhmer Waldgeschichten des Herrn Rank haben wir vor einigen Jahren in vieler Rücksicht freudig begrüßt. Die Natur, Wahrheit, Einfalt in ihnen mußten sie populär machen und haben sie populär gemacht. Wenn man in diesem Sinne viel schreibt, hat man nur immer die arge Klippe vor sich, gelegentlich auch das Rohe oder Gewöhnliche für das echt Volksthümliche und Schlichte im Leben der geringeren Stände hin zu nehmen.

In diesen „Neuen Geschichten aus dem Böhmer Walde" erkennen wir die treffliche Darstellung der Wirklichkeit, so wie das ernste Studium derselben nach allen Richtungen an. Hätte Rank uns nur Skizzen aus dem Leben bieten wollen, so würden wir diesem Lobe nicht den geringsten Tadel hinzuzufügen haben. Allein er gibt Erzählungen, Dichtungen, die also auch sittlich-poetische Ansprüche machen. Und in diesem Falle genügt nicht der der etwa wirklichen Begebenheit durchgreifende Realsinn; sondern der Dichter muß die innere Wirklichkeit errathen und zur Kolorirung des Bildes den äußeren hinzufügen. Eben diese Aufgabe hat Herr Rank sich in seinem Buche nicht gestellt. Reale Gestalten sind in der Kunst immer nur wahr, wenn sie zugleich poetisch-sittliche sind. Diese sind dieß — versteht sich nur im höchsten Sinne — nicht, weil die Motive zu ihren Handlungen und Schicksalen nicht genügend aufgedeckt werden, weil die poetische Gerechtigkeit des Ganzen nicht ins Licht tritt. Dadurch geht durch alle einzelnen Geschichten eine unheimliche, unberuhigende Spannung, die keineswegs in der mehr tragischen als heiteren Färbung begründet ist, da auch das echt tragische uns vielmehr poetisch erheitern oder erheben als niederdrücken wird. Der Verfasser schrieb eben nur die gleichsam in einer ihm fremden Sprache enthaltene Wirklichkeit ab, malte die einzelnen Schriftzüge nach und verstand doch nicht den Tiefsinn des Inhalts, den die Natur allerwegs in sich hegt.

Wir Schade, daß der Verfasser alle seine neueren Geschichten so verwildend lang ausspinnt. In den „Weißdornblüthen" macht er einmal eine Ausnahme mit der kleinen Erzählung: „O, Mütterlein, ich denke dein!" und siehe da, sie ist rein poetisch, rührend, vollendet. Sie erinnert uns an den ebenfalls so sehr ergreifenden Vortrag kleiner Volkssagen in den „Geschichten aus dem Böhmer Walde." Warum weicht Herr Rank neuerdings so weit von dem Wege ab, auf dem er den entschiedensten Beruf hat zu wandeln? Die beiden anderen langen Erzählungen dieses Buches trifft dasselbe Urtheil wie in dem vorigen. Mit außerordentlichem Talent der Darstellung geschrieben; aber ästhetisch unbefriedigend. Bloße Versuche, Vorfälle aus der Wirklichkeit, gleichsam als rohen Stoff zu schildern, ohne daß der Dichter das erklärende Reinmenschlich-sittliche, das poetische Salz hinzuthut.

Jedenfalls begrüßen wir diese Volksliteratur als eine fortschreitende Rückkehr zur Wirklichkeit und Wahrheit in der Literatur und ziehen sie unbedingt der ganz verrenkten Einbildungskraft der neueren Schule vor. Was dieser Wirklichkeit noch fehlt ist eben, mit Einem Worte — was z. B. Auerbach in seinem eben so wahren, und doch idealen, lieblichen Idyll von der Lisbeth im Münchhausen hat!

— l —

Mährchen.

Mährchen aus dem Weichselthale. Von Friedrich Uhl. Mit Federzeichnungen von A. Kaiser, R. v. Strzegodi und M. v. Zichy. Wien, Mörschners Wittwe und W. Bianchi, 1847.

Es gibt nur zweierlei Arten, poetische Ueberlieferungen des Volkes drucken zu lassen. Entweder der echte Dichter verarbeitet sie — wir etwa Tieck im Phantasus — zu Kunstwerken, oder der echte Literat erzählt sie — wie die Gebrüder Grimm — schmuckles, und getreu dem Volke nach. Unser Verfasser hat einen Mittelweg eingeschlagen und also eine halbe Maßregel genommen, die die Kritik niemals billigen kann. Das dünne Bändchen enthält übrigens nur 5 Mährchen, die auf Ueberlieferungen beruhen können, das sechste ist ganz modern. Die Illustrationen sind sehr nett.

Um von der Manier des Dichters einen Begriff zu geben, wählen wir folgende Schilderung aus dem Blumenleben aus, die gewiß sehr phantasiereich, aber auch wieder gar zu sentimental und berechnet, zu wenig naiv ist. „Wie in einem waserdurchschnittenen Thale blaue Schwertlilien stehen, da beginnt in der Nacht ein gar reges Leben. So lange der Mond schrint, da ist es gut für die kleinen Irisgeister, wenn er aber nicht am Himmel erschint, da senken sie eine Libelle in den nahen Wald, die bald mit einem Schwarme von Johanniswürmchen erscheint. Nun kommen auch die Irisritter aus den Blumen hervor, in ihren blauen Gewändren, und mit dem schönen blonden Barte, ein jeder bewaffnet sich mit einem grünen Schwerte von der Blume, in der er wohnt, und die Leuchtkäfer, die ihnen den Weg weisen, voran, geht es in hastiger Eile zum Beautzug nach den weißen Lilien. Oft müssen sie einen gar weiten Weg durchstiegen, bis sie ihr Ziel erreichen, denn die weißen Lilien wachsen nicht unangepflanzt bei uns, und wo die blauen stehen, da gibt es selten nahe Menschenwohnungen. Haben sie ihr Ziel erreicht, da beginnt mit den weißen Jungfrauen ein gar neckisches Gefose. Wie sie ankommen, verbergen sich die weißen Gestalten in die Kelche der Blumen, schnell die Ritter hinterher, stecken die Köpfchen hinein, und eine Weile Blumenstaub empfängt sie, der ihnen das Sehen raubt. Schnell entschlüpfen die Jungfrauen, doch kaum ist der Blumenstaub verflogen, eilen die blauen Ritter hinterher, und erreichen sie endlich, indem sie dieselben als Gefangene auf ihr weißes Lilienbett zurückführen. Nun ziehen die Leuchtkäferchen in Kreisen um die Blumen herum, bilden nirdliche schöne Figuren in ihrem Laufe, Kronen, Schwerter, Blumen, und ziehen endlich wieder mit ihren Rittern zu den Wohnstätten derselben zurück." Recht schön, sogar auf eine pflanzenphysiologische Wahrheit anspielend, aber nicht naiv volksthümlich, wie Mährchen seyn sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63. Dienstag den 5. September 1848.

Biographie.

Aus Karls von Rostitz, weiland Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und später russischen Generallieutenants, Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Herr von Rostitz, aus einem namhaften Geschlecht und durch körperliche Größe und Stattlichkeit dem alten Adel Ehre machend, erfuhr schon in frühester Jugend die übeln Folgen der Adelskorruption am Ausgang des vorigen Jahrhunderts. Seine vornehmen Eltern lebten in ehelichen Dissidien, getrennt von einander und bekümmerten sich nicht im geringsten um das Kind, das anfangs den Bedienten und nachher einem Dorfpfarrer gegen ein ansehnliches Kostgeld überlassen blieb. Als der junge Rostitz nun auf dem Lande recht dergestalt herangewachsen war und seine Mutter zum erstenmal ihn kommen ließ, zitterte er vor dieser ihm ganz fremden Dame. Sie war sehr entrüstet, ihn so verbauert zu finden, ließ ihn nun gleich von Hofmeistern schnigeln und biegeln und nahm ihn mit auf Reisen am Rhein und in die Schweiz. Es war im Beginn der französischen Revolution, von deren Ungebundenheit unser Knabe sich sogleich eine gehörige Portion aneignete. Indeß wurde er bald nach Sachsen zurück und in einer befreundeten Familie zum erstenmal ins Geleise einer vernünftigen Erziehung gebracht, worauf er in Halle studirte, hier aber wieder in das wilde Wesen zurücksiel und ein Hauptrenommist wurde. Durch eine schlaue Verwandte war eine Ehe zwischen unserm jungen Helden und seiner Cousine verabredet worden, die einzig zum Zweck hatte, die Rostitzischen Güter in einer Hand zu behalten. Da aber unvorsichtigerweise nicht der Bräutigam, sondern die Braut die Güter zugeschrieben erhielt und sie eine andere Parthie machte, verlor er alle Ansprüche.

Da schien es ihm gerathen, mit seiner Riesengestalt und seinem Lebensmuth sein Glück unter den Soldaten, und zwar unter den Preußen zu versuchen, die damals als die ersten in der Welt galten und unter denen die Gardeoffiziere in Berlin ein Leben wie die Götter führten. Er schildert sehr naiv, wie er auf einem rienden Klepper im vollen Halleschen Renommistenfuhme in Potsdam eingeritten sey und allgemeines Gelächter, mit Indignation verbunden, erregt habe. Gleichwohl hatte der König Mitleiden mit ihm und stellte ihn als Junker an, wobei wohl auch auf seine große und schöne Figur Rücksicht genommen wurde. Als Sachse und armer Teufel hatte er inzwischen nicht geringe Mühe, sich die stolzen und reichen Inländer geneigt zu machen, und das geeignete Mittel dazu schien ihm der Aufwand zu seyn. Er machte also ungeheure Schulden und suchte es allen in Pferden, Equipagen und Wohlleben zuvorzuthun. Die Schulden aber wieder von sich abzuwälzen, dazu hat es schönen Gardeoffizieren an Mitteln nie gefehlt. Ein reiches bürgerliches Mädchen, die in Verbindung mit einer klugen Mutter das Netz nach unserm jungen Wildfang auswarf, kam dazu wie gerufen. Was kostet einen jungen Offizier ein Ehrenversprechen, wenn er auf einem Brett 12,000 Thaler Schulden mit dem Gelde des Mädchens abzahlen kann! Die Ehe wurde später vollzogen, aber, wie sich erwarten läßt, mit Widerwillen, kaum reell und nur um wieder aufgelöst zu werden.

Das Glück wollte, daß der allbekannte Prinz Louis von Preußen, die Seele der antifranzösischen Kriegspartei in Preußen, und der glühendste Patriot damaliger Zeit, an unserm Rostitz Gefallen fand und denselben zu seinem Adjutanten machte. In dieser Stellung lernte Rostitz manchen nachher berühmten Mann, unter andern auch Stein kennen, der damals schon mit dem Prinzen in Beziehungen stand. Desgleichen Gneis. Eine gute Anekdote, die wir sonst noch nirgends gelesen haben, ist folgende. Graf Haugwitz hielt bekanntlich die französische Partei und war deßhalb dem Prinzen tödtlich verhaßt. Als nun Haugwitz nach dem französischen Hauptquartier geschickt wurde (wo er die schmähliche Konvention mit Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz abschloß) frug er den Prinzen höhnisch, ob er nichts nach Wien zu bestellen habe? Der Prinz aber erwiderte: Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen. — Gelegentlich erfahren wir auch die Details des wilden Privatlebens, welches der Prinz mit seinen Maitressen und jungen Freunden führte. Auch Rostitz überließ sich trotz seiner Berliner Braut seinen Neigungen und erzählt uns ein kleines Ereigniß das ihm in Zwickau begegnete, würdig in einer Novelle von Boccaccio zu stehen oder als Lustspiel auf die Bühne zu kommen. Indem er nämlich eben ein gewisses allerliebstes Klärchen, die in einer Verkleidung zu ihm gekommen war, die Tochter eines Gelehrten, in seinen Armen hielt, hörte er im Nebenzimmer Degengeklirr und wurde durch die Nachricht überrascht, daß es zwei Offiziere seyen, die sich um eben dieses Klärchens willen schlugen. — Leider bricht die Lebensbeschreibung des Verfassers gerade da ab, wo sie am interessantesten zu werden verspricht. Bekanntlich fiel der feurige Prinz Louis gleich im ersten Vorpostengefecht des Jahres 1806 bei Saalfeld. Rostitz war als Adjutant dabei, sagt aber nicht ein Wort darüber. Nur aus anderweitigen handschriftlichen Quellen der richtet der Herausgeber, Rostitz habe des Prinzen Taschenbuch gerettet und sey verwundet worden. Bei Jena scheint er nicht gewesen zu seyn, wohl aber bei der Kapitulation von Prenzlow, der er entritt. Nachdem er nach Danzig vertheidigen helfen, verließ er den preußischen Dienst und trat über in den österreichischen.

Digitized by Google

Aber auch in Oesterreich blieb er nicht lange. Im Jahr 1809 wurde er angeklagt, er habe die fränkische Legion (aus preußischen und andern Zerfprenzten gebildet) aus dem österreichischen Dienste dem Herzog von Braunschweig-Oels zuführen wollen. Doch rechtfertigte er sich und wohnte als Major bei den österreichischen Husaren 1812 den Feldzug unter Schwarzenberg bei, trat aber schon im folgenden Jahr in russischen Dienst über und machte unter Winzingerode und Czernitschef die Feldzüge von 1813 und 1814 mit.

Da er zur Zeit des Kongresses sich in Wien aufhielt, schrieb er ein Tagebuch, aus dem sich mehreres Interessante erhalten hat. Namentlich war er damals schon äußerst unzufrieden mit der Politik des Fürsten Metternich. Auch den Kaiser Alexander charakterisirt er sehr fein und wahr, beide als Männer, welche die Welt mystificirt hätten: „Die öffentliche Meinung stimmte vor Jahren in das Lob der Rechtlichkeit und Biederkeit des Kaisers Alexander überein, sie nannte ihn einen rêve-chevalier, und glaubte durch dieses günstige Zeugniß einen Mangel an Charakter zu verdecken. Nach und nach hatten nun schon die letzteren Jahre das Publikum auf andere Meinung gebracht; der Kongreß hat das Urtheil nun ganz berichtigt, und der Kaiser erscheint als ein schlauer, ernstwollender Mann, der nicht selten über der Entdeckung an Wahn verliert. Darum sucht auch seine Planmäßigkeit die Meinung zu verwirren durch Unbefangenheit und scheinbare Hingebung, indem er auf Promenaden und sonst an öffentlichen Orten sich immer Arm in Arm mit den unbedeutendsten Menschen zeigt, die nichts als Form und jugendliche Gefälligkeit für sich haben, sonst aber bei aller äußeren Liebenswürdigkeit als beschränkt und unerfahren bekannt sind. Dazu gehören Moritz Weimar, der am höchsten in der Gunst steht, der kleine Lichtenstein, und was sonst von Jugend sich durch einander herumdreht. Metternich hat in England so viel Schlauheit und Feinheit entwickelt, daß ihn die Russen, deren Kaiser dort gegen den Prinz-Regenten und die Ministerpartei seine Zeit verlieren hat, einen sehr gewandten und durchtriebenen Diplomaten nennen. Das Mystificiren gehört zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welches er im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung der Menschen treibt, und welches er nun jetzt im Kabinet zu einer Fertigkeit gesteigert hat, die durch Zartheit und studirte Unbefangenheit eine schützende Regide für Oesterreichs sonstige Schwäche sein soll." Noch ungleich derber äußert sich der russische Staatsrath Merian, ein geborner Schweizer und intimer Freund von Rotzig, in den hier vom ihm mitgetheilten Briefen. „Metternich haben Sie zu hoch gestellt. Das ist lackirter Staub. Und wie wollen Sie menschliche Größe und Kraft an Talleyrand messen? Ein Anderes ist, durch sich groß sein, ein Anderes, durch den, der hinter uns steht. Mit Napoleons Hexpeitsche war's leicht Minister sein. Damals war die ganze Kunst der Unterhaltung die: „Ihr Ochsen, die Ihr alle seyd, Euch Ziegeln geb' ich den Beschreib" ꝛc. Wissen Sie einen fähigen französischen Gesandten aus jener Zeit? Ich nicht. Geduldige waren's, oder Aufwiegler, oder alte H..... Befehlen ist lustig, unterhandeln verdammt mühsam. Hätte Talleyrand einen Funken Ehre im Leibe, so würde er sich lieber lossen lassen, als auf eben dem Flecke, unter eben den Menschen, wo er sonst geherrscht hat, jetzt herumzukriechen wie eine lahme Wanze. Das kann nur ein Franzos! Mystificiren heißt zu deutsch: zum Narren haben. Glauben Sie wirklich, das sey eine passende, eine würdige Fertigkeit an einem Premierminister, an dem Präsidenten eines Kongresses von Europa? Glauben Sie, damit werde er seinem Staate aufhelfen? Leider ist es seine Natur: ich weiß das gar wohl! Aber wie, wenn es Andere als Sie und ich auch wissen oder merken? Wird das wohl das Zutrauen stärken, die Geschäfte fördern? Ich scheere mich nichts um die Vernunft, denn die Menschen folgen ihr nie: auf Herz, Leidenschaft, Eitelkeit ꝛc. muß man blicken, wenn man etwas erlocken will. Manchen erbittert die Chrfeige weniger als gefoppt werden. Wird so Einer einmal mißbraucht, oder beschränkt er nur, es zu werden, da ist er schon scheu und bärig und bäumt sich — kein Teufel bringt ihn mehr von der Stelle. Und wer hat am Ende den Schaden? Der superkluge Herr Mystificateur, der allein dasteht, von Allen verlassen und gehaßt. O, es war ein traurtger Mißgriff, so einen Herrn obenan zu stellen! Zerschlägt sich der Kongreß, so ists ob seiner Feinheiten und Kniffe. Da betrachten Sie einmal Sir William Temple dagegen. Was sagte man von dem, so oft er bei einer Unterhandlung auftrat? „Aha, England ists Ernst, sonst ließe sich Temple nicht brauchen." Choisisses. Ich mußte Ihnen das so ernst und lebhaft vorstellen, denn ich will Ihre Seele retten. Sie beginnen zu viel Werth auf das Verstecke und Verruchte zu legen, sobald es einen Schein von Behendigkeit und Zweckmäßigkeit hat. Es ist mir schon ein Freund deßwegen untergegangen: Sie sollen nicht der zweite seyn, wenn ich es zu hindern irgend vermag. In Ihrem Gemüthe haust gewaltig viel Großes und genug Gutes: gestatten Sie aber dem niederträchtigen Rest der sogenannten Erfahrung (alias Verderbniß), dieses zu verzehren, so geht jenes zu Grunde, da hilft kein Gott für. Sie werden, was Zehntausende sind, und hätten sein können, was unter Zehntausenden nicht Einer ist." Das ist die Sprache eines Ehrenmannes. Man erschrickt, wenn man daran denkt, daß derselbe damals in russischen Diensten stand, wie Stein auch, und daß Deutschland keinen passenden Posten für solche Ehrenmänner hatte.

Uebrigens beleuchtet Rotzig in seinem Tagebuch auch die schöne Welt des Kongresses und zählt alle die Damen auf, welche damals durch ihre Reize am bezeichnetsten strahlten. So erfahren wir, der Kaiser von Rußland habe sechs als die ersten bezeichnet: „la beauté coquette, Karoline Szeczeny; la beauté triviale, Sophie Zichy; la beauté étonnante, die Esterhazy Rosine; la beauté céleste, Julie Zichy; la beauté du diable, Gräfin Saurema; la beauté, qui inspire seule du vrai sentiment, Gabriele Rucrveyeg."

Rotzig ging im Jahr 1815 mit den Russen abermals nach Frankreich und blieb dort bis zum Jahr 1818. Aus dieser Zeit sind einige ausgezeichnete Aufsätze von ihm erhalten, worin er das französische Landvolk schildert, wie er es damals fand. „Es gibt in Frankreich eigentlich keinen Bauer, oder besser Landmann, denn was auch durch alle Lande lebt, steht aus wie schlechte Städter. Ein Puderkopf, eng und dick um den Kopf gebunden, ein langdreieckiger Hut linkisch und impertinent aufs Ohr gedrehen, darunter ein fahles, schmutziges Gesicht, das ist der Rahmen eines hiesigen Landmannes. Längs dem Leibe hängt dann ein blaues Fuhrmannskemd, das immer in der Arbeitstracht die französische verdeckt und nur selten, an Feiertagen, dem Rocke, meistens einem blauen, Platz macht, der dann gewöhnlich ausleset, als sey er auf dem Trödel in der Stadt eingehandelt. Leder steht man nur selten an einem französischen Bauernhofe, er klappert Winter und Sommer in gewaltig großen Holzschuhen herum, dem Schuh vor Nässe und Kälte. Die Tracht der Weiber hat nichts Hehendes und gleicht der schiefen Bauernart allenthalben; nur auf dem Kopfe eine Art von Haube von großem Zeuge, steif und einfach gemacht. Häßliches Vieh steht hier in keiner Art, und das Landvolk im Norden von Frankreich zeichnet sich weder durch Wuchs oder Haltung, noch durch sonst einen angenehmen Eindruck aus. — Die Revolution hat ganz Frankreich verrückt. Wer besaß, ist verarmt, wer ein Lump war, ward reich, war er nur ein rechter Lump. Dafür steht auch Frankreich aus, als stöwe es vom Maskenball. Sie sehen in der Ferne ein herrliches Schloß.

Digitized by Google

Kommen Sie vorher, sie liegt ein Bauer zum Fenster hinaus, oder der Edelmann, un ancien, ist zwischen den Wappen und Schildern vermehrer Ahnen zum schmutzigen Bauer geworden, weil die Guillotine-Konstitution ihm Felder, Weiher, Wald und Wiesen genommen. Was der französische Bauer ist, habe ich Ihnen gesagt, schlechter aber ist der verbauerte Edelmann. Seine Erziehung war Bilderei und Formung der Oberfläche von Tanten und Onkeln, Papa und Mama, nach Hofzuschnitt eingedrückt. Der Grund blieb wüst und leer. Stellen Sie nun solch einen Antichambre-Kandidaten zwischen Bauern, so ist er es seinem Innern nach, der Kontrast aber im Aeußern macht ihn zum Narren, und noch dazu zum recht lächerlichen Narren mit unnehmenden Jahren und bei gänzlicher Leere im Innern. Da haben Sie denn nach der Mehrzahl die Bevölkerung französischer Schlösser und Landhäuser: Canaille und Karikatur. Was diesen Leuten angehört, hat denselben Stempel, erregt nur Ekel oder Lachen. Dieses Gefühl begleitet Sie in alle Theile der Haushaltung. Der Landmann kennt keine Bequemlichkeit, und sein wüster Sinn weiß nichts von äußeren Zeichen des Wohlstandes. Findet man jedoch hier und da ein besseres Hausgeräth, so hat es fremdes Elend, gewöhnlich aber Beraubung von Klöstern und Schlössern dahin geschleudert, wie der Sturm die Trümmer eines zerschlagenen Schiffes. — Noch eine dritte Art von Menschen bewohnt das Land, und leider noch dazu sein besseres Theil. Es sind die acquéreurs de biens nationaux par excellence. Meistens herzelaufene Gesindel, das um den Preis, für den man jetzt ein Paar Stiefeln kauft, für ganze Koffer voll Assignaten, dem sonstigen französischen Krebit-Mobiliare, herrliche Besitzungen gekauft, die Reste eines geplünderten Vermögens der Kirche, des Königs oder des Adels. Diese Leute, meistens schlechter als Diebe, die bei nächtlicher Weile Särge erbrechen und die Gerüthe von den Leichen reißen, diese Leute hat die rückkehrende Sicherheit des Eigenthums in Wohlstand gebracht." — Die Abwesenheit großer Scheuern fiel dem Verfasser in den französischen Dörfern besonders auf, und der Schmutz.

Rostitz kehrte nach Rußland zurück, wurde 1824 Generalmajor und heirathete eine Russin. Er focht 1831 mit bei Ostrolenka und Warschau, die wenigen Briefe aber, die aus dieser spätern Zeit von ihm erhalten sind, drucknden Melancholie und Lebensüberdruß. Er starb 1838.

Dichtkunst.

Victor. Von Titus Ullrich. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, August von Schröter, 1848.

Ein im December des vorigen Jahres noch konfiscirtes Buch. Wir haben uns vergebens nach dem gefährlichen Inhalt umgesehen, der die Konfiskation zu motiviren im Stande wäre. Wir finden durchstoße Mrinhitze, überschwenglichen Theaterdrang ins Blaue hinaus, überlautes Freiheitsgeschrei und Grollen gegen das ancien regime, lauter Dinge, die wenigstens seit einem Jahrzehent von hunderten unserer jungen politischen Dichter wiederholt worden sind. Wäre noch eine specielle Maiter gegen einen bestimmten Staat oder bestimmte Personen darin, aber auch das nicht! Das Buch ist somit eine sehr unschuldige Phantasie, von der man nicht begreift, wie sie zu der Ehre kam, statt vergessen, unterdrückt werden zu sollen.

Victor stellt einen unter dem Regierungssystem der Restauration verfolgten Freiheitsschwärmer à la Marquis Posa dar, der vor den grünen Tisch geladen, von den alten Perücken inquirirt und aus der Heimath verbannt wird, in die Schweiz geht, dort mit einem polnischen Flüchtling zusammentrifft und mit demselben auch für das Vaterland schwärmt, nachdem er vorher lediglich für die Freiheit geschwärmt hat. Versteht sich aber für das polnische Vaterland und für Litwo. Diese Jünglinge verstehen sich vortrefflich darauf, sich für das ihnen fremde polnische, italienische, französische Vaterland zu begeistern, nur nicht für ihr eigenes. Sie fechten, wie Muze, in Gedanken mit Karl Albrecht gegen die Oesterreicher und mit Mieroslawski gegen die Preußen. Sie wüthen mit Wonne das linke Rheinufer, ja den ganzen rhemaligen Rheinbund französisch werden sehen, wenn sie dann nur die Republik hätten. Mit einem Wort, sie verfausen das eeelle Vateeland um das Ideal der republikanischen Staatsform an die Fremden.

Diese Unterschätzung der eigenen Nationalität und das ausschließliche Vorwalten des abseluten Freiheitsbegriffs ist zwar bei unsern jungen politischen Dichtern so allgemein, daß man sie den Einzelnen kaum noch zum Vorwurf machen kann. Aber die Poesie sollte sich doch nicht so sehr von Juristen, von an Abstraktionen gewöhnten Menschen ans Schlepptau nehmen lassen.

Außer dieser Einseitigkeit ist es die Nenemmisterei, die uns an Victor nicht behagt:

Ich liebe gern gewagtes Spiel!
Wo die Gefahr mit Sprühen
Sich bäumet und verrennt das Ziel,
Und Stirn und Puls glühen!

Ich hüte nicht besorgt am Heed
Mein Mannesmoet, das freie;
Laut sprech ich, was mein Blut empfeet,
So bringt's nicht Scham, nicht Reue!

Ich jauchze, wenn des Sturmes Faust
Mich wirft auf Wogenbügel;
Wenn meinem Roß am Abgrund graust.
Dann Spor'n! — und los die Zügel!

Und süß, süß tobt's, und magischem Bann
Entzücken mogenziehen:
Dämonisch lockt, wie Feuer, an
Ein hochbewegtes Leben!

Still' Mondnacht — Wink — Verständigung —
Verrath und Lauschermiene —
Auf! zum Balkon, mit kühnem Sprung
Auf Romeo's Heldenbühne!

Und Kuß um Kuß, und Glmth um Glmth,
Ob Groll und Schweet dann wettert:
Am höchsten doch trug und die Flmth,
Die uns zu tiefst geschmettert' —

Würde sich Shakespeare selbst wohl so ausgedrückt haben? Shakespeare schildert den wilden entzündenden Genuß am Rande des Abgrunds und den Sturz, das rührende beklagenswerthe Ende der Liebenden. Aber nie und nirgends fällt es ihm ein, den Romeo so renommiren zu lassen. Ganz vertieft in sein Glück, denkt Romeo gar nicht an die Gefahr. Victor aber denkt nicht an sein Glück, sondern renommirt nur, daß er der Gefahr trotze. Romeo ist ein natürlicher, wahrer liebenswürdiger Mensch; Victor ist ein unnatürlicher Prahlhans.

In ähnlicher Weise politet Victor durch das ganze Buch hindurch, überall die Gefahr, die nicht da ist, herausfordernd und unter großem Lärm vor dem Spiegel fechtend:

Hoerah! Hinaus!
Hin, hin durchs Gewühl!
Wo gähnt die Gefahr?
Es ergläht die Wange
In freier Empörung,
Es feamptet der Arm
Entgegen der Tücke

Digitized by Google

— Der giftigen Schleiche,
Es dräuet die Stirn vor,
Es bäumt sich die Locke,
Es stampfet der Fuß
In Ungeduld —:
Mit verhängtem Zügel
Und offenen Blicks,
Zu stürzen sich
In des Opfers Schlund
— In des Todes Genuß!

* * *

O unaussprechliches Gefühl,
Zu schauen auf ein großes, großes Ziel,
Und stolz aufathmend an der Brust zu schlagen,
Und mit hochsobernder Begeisterung
Zu jubeln mehr, als nur zu sagen:
Noch bin ich jung! Noch bin ich jung!

* * *

Heiß! Rache! Freiheit! Auf, auf! ihr Brüder!
Und — Nieder! mit den Tyrannen, nieder!
Das donnerte noch die Herzen all,
Wie Weltgerichtsposaunenschall,
Das war Ein, Eines Gedankens Gluth,
Geboren kaum, getauft mit Blut,
Wie's rauchend durch die Straßen rann, —
Und des langen Kampfes Tage dann,
Die Schlachten, die Heldenmuth gewann,
Gefahren, wo Hoffnung gleich uns Noth
Dem Einen, so wie dem Andern drohte:
— Das bändet Herzen, das schmiedet sie all
Zu Einer Form in lautrem Metall!
Das hält zusammen ꝛc.

Schade, daß auch gar kein fruchtbarer Gedanke in dieser Dichtung vorkommt. Lauter allbekannte Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft:

Gemeinschaft schlinge das Band der Brüder!
Gemeinschaft trümmer die Schranken nieder!
Dann wollet Jeder zu Ehr' und Ruhm
Im eigenen Priester- und Königthum!

Sonderbarerweise wirft der Verfasser dem alten Regierungssystem nicht das Streben nach Gliederungen, ständischen Unterschieden, Aristokratie, sondern nach Gleichheit vor:

Das war der schlechten Herrschaft Art von je,
Daß sie nicht litt der Großen eigne Höh',
Daß stets sie trachtete, nach kaltem Schluß,
Zu schmelzen Alle blind in Einer Masse Guß.

Um Gotteswillen, Herr Ullrich, das ist ja gerade der Vorwurf, den man Ihren Freunden, den Republikanern und Communisten, macht und der den alten Metternich gewiß eben so wenig trifft, als die alle preußische Regierung und den weiland Bundestag.

Ist nun in dieser Sammlung erstaunlich viel unmusikalischer Unsinn, ohne alle Ueberlegung niedergeschrieben, so kommt doch auch Manches darin vor, was ein richtiges Gefühl beurkundet und ist gut ausgedrückt, z. B. eine Entrüstung über die moderne Denkmalswuth:

Jetzt horch! Musik und Feierchöre,
Indeß man langsam löst vom Monument,
Nach dem begierig jedes Auge brennt,
Die weh'nden Hüllen und die Flöre!

Und eben tritt die Sonn' aus Wolkennacht,
Ein Zeichen hoher Himmelsgunst,
Und glänzt hervor — das letzte Deckenstück,
Just füllt's — ihr erster Blick
Auf des Gebildes Marmor da:
Erfrentes Staunen, Staunen — ah! —

Sie ehren ihre Todten,
Erlauchtester Nepoten
Ein dankbares Geschlecht.
Das Todte darf sich zeigen,
Das Todte muß ja schweigen,
Am Todten ist ihr Halten,
Am Ehedem, am Alten,
Das Todte hat sein Recht!

O stünd' nur Jener lebend noch,
Er trüg' wie einst das schlimmste Joch,
Ihr thätet ihm, wie euer Väter:
Ihr ließt ihn dulden Qual und Noth,
Stießt ihn vom Herd und in den Tod,
Und Jeder wird' ihm ein Verräther!

Auch die Gerichtsstube, in der Bieter verhört wird, ist gut beschrieben:

Es war ein altrenomm'ger Saal,
Stickluftig, trübe, fahl und kahl,
Nur an der Wand, an der vielleicht manchmal
Verstäubten Sonnenlichtins ein matter Strahl
Hinstreift in lang langweil'ger Qual,
An dieser Wand nur hing ein wächs'ger Bild,
Ein alt Gesicht, das feist aus goldnem Rahmen quillt:
Ein hochgestalter Ordenschmuckpatron,
Ein Staats-Penate mit der Vorbeerkron',
Die er verdient vielleicht wie du, wie ich,
Ob'r wem's noch sonst beliebt, zu melden sich.
Das Bild blickt her auf einen Tisch so lang,
Wir eines Volks Genuß in Noth und Zwang,
Ein grüner Tisch, — grün sind sie alle so,
Nach altem Brauch, wo man sein Hab' und Gut verliert,
Ob Spiel, ob Zufall, ob Inquisita da,
Ob sonst ein böser Geist regier,
Und drauf, auf dieser grünen Wiese,
Just wie aus eines Thales Paradiese,
Erheben sich papieren, Stoß an Stoß,
Viel Hügel, Berge, mächtig groß,
Empfor gewählt von Manuskriptkünst,
Von Lichtescheu und Menschenlücken,
Die hehren Akten-Alpen, die Erstickten
Und Athemdruck machten schwer auf unser Brust!
Auf grünem Tisch! — o grünes Sinnbild zu Genügt!
O Hohn auf dieser Zeiten Schwindeltreuen,
Weil grau bei uns und dürr des Lebens Baum,
Putzt Theorie sich aus mit grüner Lüge.
Hier kreißt dem großen Scribum
Ein Tintenstrom zu Preis und Ruhm:
Es liebt die That, — sie liegt ohn' Gefahr
Hier auf der kleinen Lettern Todtenbahr,
Und daß auch ihre Seele, der Gedanke,
Am Styx nicht qualvoll lange schwanke,
Daß sie am Quelle der Vergessenheit
Hinsunk' und nicht mehr kehr' in unsre Mitte,
Wird, wie's ehrlich in frommer, alter Sitte,
Rasch auf den Leichnam noch 'ne Hand voll Sand gestreut!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64. Sonnabend den 9. September 1848.

Altdeutsche Dichtkunst.

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. In vier Büchern nach der Lachmann'schen Ausgabe des Untertes vollständig übersetzt und erläutert von Friedrich Koch. Halle, Schwetschke und Sohn, 1848.

Vor fünfzehn Jahren gab Simrock eine Uebersetzung derselben Gedichte heraus, die wir in mehreren Stellen der vorliegenden vorziehen möchten, die aber nicht so vollständig ist. Herr Koch hat vierzig Gedichte mehr mitgetheilt.

Wenn es schon schwer ist, die Nibelungen oder die großen Gedichte des Graal in unser heutiges Deutsch befriedigend zu übertragen, so gilt dieß noch viel mehr von den Minneliedern, deren fließende Melodie in der Umarbeitung nur zu leicht verloren geht. Wenn nun vollends ganze Ausdrücke, ganze Reime umgeändert werden, wie soll man da den Liedreiz des Originals noch wiedererkennen? Herr Koch rühmt sich in der Vorrede, nach größerer Treue gestrebt zu haben, wie Herr Simrock. Doch bewährt er das in der That nicht. Wir greifen das vollendetste, das klassischeste Lied des Dichters heraus, das mit der vollen Abrundung des Gedankens und Bildes zugleich die reinste Melodie verbindet und sich von allen bei den Minnesingern sonst so häufigen Härten oder schleppenden Wiederholungen frei hält. Es beginnt:

Under der linden
An der heide
Da unser zweier bette was
Da mugent ir vinden
Schone beide
Gebrochen bluomen unde gras
Vor dem walde in einem tal
Tandaradai
Schone sanc diu nachtegal.

Diesen melodiösen Eingang hat Simrock schen, wahrscheinlich nur um den ihm anstößigen Ausdruck Bett zu vermeiden, willkürlich und unschön umgeändert:

Unter der Linden
An der Heide
Da ich mit meinem Trauten saß
Da möget ihr finden
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.

Das ist bei weitem nicht so schön als im Original. Auch ist der Gedanke entstellt. Walther von der Vogelweide hat nicht sagen wollen: wir saßen beisammen und brachen Blumen, sondern: da wo Gras und Blumen geknickt sind, kannst du sehen, wo wir lagen. Eben so sind die Schlußzeilen bei Simrock

Vor dem Walde mit süßem Schall
Sang im Thal die Nachtigall

gewiß nicht so gut als das Original

Vor dem Walde in einem Thal
Schöne sang die Nachtigall.

Wenn nun Herr Koch, wie es sein Wille war, dem Original treuer geblieben wäre, so hätte er die hier gerügten Mängel Simrocks verbessern und eins der schönsten Lieder des deutschen Mittelalters seiner würdig wiedergeben müssen. Allein er übersetzt ganz eben so ungenau und willkürlich:

Unter den Linden
An der Heide
Wo wir zwei zusammen geruht,
Möget ihr finden
Abgepflückt beide
Blumen und Gras in fröhlichem Muth.
Vor dem Wald im Thale klang
Tandaradai
Süß der Nachtigall Gesang.

Abgesehen davon, daß hier der Reiz des ursprünglichen Wohllauts verloren geht, ist auch der Gedanke anders gefaßt. Von Blumen abpflücken spricht der Dichter gar nicht, sondern er sagt nur, daß Blumen und Gras unter den Liegenden gebrochen seyen. Auch vom fröhlichen Muth spricht der Dichter nicht und braucht nicht davon zu sprechen, denn wenn ein ganzes Lied ohnehin Frohsinn und Muthwillen athmet, wäre es ein Fehler, diese Stimmung noch ausdrücklich zu benennen.

Wir bedauern um so mehr, daß dieses anmuthigste Liebeslieden, was vielleicht jemals von deutscher Zunge gesungen worden, hier nicht verfehlter übersetzt ist, als Herr Koch andere Gedichte vortrefflich übersetzt und die Schwierigkeiten derselben aufs glücklichste überwunden hat, z. B. in dem schönen Lied zum Preise der Dreieinigkeit folgende Stellen:

Den Gott den Hohen, Hehren,
den Urgrund aller Ehren,
kann keine Macht verkehren:
er send' uns seine Lehren.
Es wuß' uns zu belehren

Digitized by Google

den Sinn zu manchet Sünde
der Fürst der Höllengründe.

* * *

Ein Busch einst stand
in hellem Brand,
doch unversehrt an Laub und Zweigen:
es blieb ihm ganz
sein Schmuck und Glanz;
nicht sollte den die Gluth erreichen.
Das war allein
die Magd so rein,
die eine Jungfrau ohne Gleichen.

Walther von der Vogelweide war der vielseitigste der mittelalterlichen Dichter. Von der erhabenen Hymne, vom geistlichen Liede durch das philosophische Lehrgedicht, die Ode, die Romanze, das Liebeslied bis zum Spottgedicht maß er alle Höhen und Tiefen der Lyrik aus. Auch ist er, wie namentlich das vorangestellte Liedchen beweist, bei weitem der größte Meister des Wohllauts. Von seinen Lebensumständen ist leider wenig bekannt. „Das Geburtsjahr des Dichters ist unbekannt; betrachten wir aber, daß uns seit dem Jahre 1227 alle Nachrichten von ihm verschwinden, und er sich rühmt (XLI, 1), vierzig Jahre und noch mehr von Minne gesungen zu haben; so mögen seine Lieder schon zur Zeit Kaiser Friedrichs des Ersten (des Rothbarts, wie er im Volke heißt), „bei Hofe und auf der Straße“ gesungen worden seyn. Jedenfalls ist Walther ein Oesterreicher: denn nicht nur, daß sich in seinem Dialekte vereinzelte Spuren finden, die dahin deuten, spricht Walther auch vom übrigen Deutschland in Bezug auf Oesterreich als von fremdem Lande (LXXVII, 1) und nennt Oesterreichs Fürsten die Fürsten seiner Heimath (LV, 1). Ausserdem erklärt er noch ausdrücklich, (XII, 4) „zu Oesterreich lernte ich singen und sagen:“ so daß, wenn man noch die Kälte Sehnsucht in Anschlag bringt, mit der Walther in allen trüben Lagen die Rückkehr nach Wien wünschte, kein längerer Zweifel über seine Heimath Statt finden kann. Bis zu Walthers dreißigstem Lebensjahre kennen wir keinen anderen Aufenthalt von ihm, als zuletzt den Hof zu Wien, wo er in besonderer Gunst bei dem Herzog Friedrich dem Katholischen gestanden haben muß. Denn als derselbe in seinem vier und zwanzigsten Lebensjahre 1198 in Palästina starb, eben im Begriff von einem Kreuzzug heimzukehren, scheint Walthern der Verlust tief betrübt zu haben. „Da senkte ich (sagt er IX, 4) meinen steilen Schritt zur Erde. Da ging ich schleichend, wie ein Pfau, wohin ich ging, das Haupt mit kummervoll nach meinen Knieen hing.“ Friedrichs jüngerer Bruder, Leopold der Siebente, der Glorreiche, war Walthern anfangs auch durchaus nicht günstig, wiewohl derselbe ihm eine Wohnung sandte (X, 2), von dem reichen Ueberfluß und Segen, den er verbreite, doch endlich auf ihn einen Tropfen fallen zu lassen. Die Bitte fruchtete nichts, denn der Dichter beklagte sich ferner über die Ungastlichkeit des verwaisten Hofes, den er (X, 12) redend einführt und selbst seinen Verfall beklagen läßt: „Mein Dach ist faul, es stürzen meine Wände. Nicht schenken Schmuck und Kranz noch meine Hände.“ — Der Dichter ging endlich von dannen, da es ihm hier an Gut und Ehre fehlte (LXXVII, 1) und fand gegen Ende desselben Jahres 1198 gastliche Aufnahme bei König Philipp, dem er sich durch manche zu dessen Gunsten verfaßte Gedichte empfohlen hatte. — Vielleicht lebte er aber nur das Glück, das er noch hoffte und voraussetzte, als was ihm wirklich zu Theil wurde. Denn von Dauer kann sein Aufenthalt am königlichen Hofe nicht gewesen seyn, da er sich (IX, 4) Pfingsten im Jahre 1200 schon wieder zu Wien befand und an dem Feste Theil nahm, mit dem Leopold der Siebente im vier und zwanzigsten Lebensjahre seine Schwertnahme feierte. Um 1205 ist Walther dann wieder in Philipps Umgebungen und wohnte der zweiten Krönung desselben bei. Weil die erste Krönung, von einem Ausländer vollzogen, für ungültig galt, so erwahnt Walther selbst seinen Herrn, daran zu denken, daß dem „verwittweten Deutschen Reiche ein Kranz nicht ziemte, den ein Fremder band“ (LXXVI, 2). Philipp handelte denn auch in Walthers Sinne und legte, der Fürsten Wahlfreiheit anerkennend, Königsmanen und Krone ab, und wurde nach einstimmiger Wahl am rechten Ort, zu Aachen, und vom rechten Bischof, dem von Köln, gesalbt und gekrönt (Kachmann Seite 212). Walther gibt dann vielfach seine Billigung dieses Schrittes zu erkennen; so VIII, 1, wo er den König sogar lobt, und IX, 1, wo er rühmt, wie schön die Krone dem Haupte des Königs stehe, als sey sie dazu besonders gemacht: wer nun noch fern vom Reiche stehe, solle sich zu ihm halten, der rechtmäßig in aller Form gekrönt sey. Es ist keine Frage, daß Walther von der Vogelweide durch diese Gedichte zu Philipps Gunsten demselben in der Meinung des Volkes sehr genützt hatte und dafür seinerseits mehr Berücksichtigung erwarten konnte, als ihm wahrscheinlich von dem sonst nicht geizigen König zu Theil wurde. Vielleicht war ihm ein Lehen, ein eigner Herd verheißen, den er schon im Jahre 1198 sicher zu haben vermeinte und sich darum schon glücklich pries, den er aber auch nach der zweiten Krönung nicht empfing. Es ist es denn nicht zu verwundern, wenn wir den Dichter nicht ferner in Philipps Umgebung finden, sondern vom Jahre 1205 an zu Eisenach, wohin er sich mit Ehren begeben konnte, da sich der Landgraf Hermann bereits am 17. September 1204 dem König Philipp nach seinem zweiten Abfall wieder unterworfen hatte. In derselben Zeit, wo Walther sich am Hof der Wartburg aufhielt, befanden sich auch die übrigen ersten Dichter Deutschlands in Hermanns Umgebung; und es mag damals wohl ein poetischer Wettkampf Statt gefunden haben, der später zu der bekannten Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg Anlaß gab. Das damalige Treiben am Eisenacher Hof ist anschaulich in dem Gedichte IX, 5 geschildert, wo Walther jedem, der am Gehöre leidet, den Rath gibt, sich vom thüringischen Hofe fern zu halten; denn da fahre Tag und Nacht ein Zug ein, ein anderer aus: der Landgraf verthue Alles, was er habe, mit stolzen Rittern, und würde den Wein nicht sparen, wenn er noch so theuer wäre.“ Mittlerweile wurde König Philipp ermordet und Walther schloß sich nach einiger Zeit an den Gegenkönig Otto an, namentlich seitdem sich derselbe vom Papste lossgesagt hatte. Aber Otto scheint nichts für Walther gethan zu haben. Erst als der junge Friedrich aus Sicilien ankam, um den Glanz des Staufischen Hauses wunderbar zu erneuern, erhielt der arme Dichter von ihm das längst ersehnte Lehen, wobei er jubelnd ausruft:

Ich hab mein Lehen, alle Welt, ich hab mein Lehen.
Nun fürchte ich nicht mehr den Harnung an den Zehen;
bei allen sorgen Herren will ich desto minder stehen.
Der edle milde König hat mich gut beraten,
daß ich mich Winters wärmen, in den Sommer kühlen kann.
Den Nachbarn dünke ich nun ein weit besserer Mann:
sie halten mich für keinen Unhold, wie sie ehmals thaten.
Zu lange war ich arm, mir nicht zu Lust noch Dank.
Ich war so voll von Scheiten, daß mein Athem stank:
den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Digitized by Google

Daß Walther von der Vogelweide ein politischer Dichter ist und die wichtigsten Interessen und Ereignisse seiner Zeit im Liede bespricht, muß und am meisten an ihm anziehen, obgleich dadurch seine Meisterschaft im Liebesliede nicht verkleinert werden soll. Trotz der demüthigen Erifenz, die der arme Sänger an fürstlichen Höfen fristete, blieb ihm doch immer der hohe Muth seiner vaterländischen Gesinnung und nie huldigte er einem Fürsten, der nicht Ehrbedürfne und kaiserlich war. Die Befreiung des deutschen Reichs vom römischen Joch lag ihm vor allem am Herzen, und tief beklagt er die Deutschen, daß sie sich nicht besser zusammenrafften gegen die Umstrickung der Innocenze. Die Neigung der Fürsten, den Kaiser zu schwächen oder am liebsten gar keinen Kaiser mehr zu wählen, bekümmerte ihn tief. So klagt er:

Ich sah an einem Bach
und sah den Fischen nach;
ich sah die Dinge dieser Welt;
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld.
Was in den Lüften fliegt,
auf Erden geht und kreichet,
das sah ich an: ich sag' euch das:
da lebt nicht eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
die freiten starke Stürme,
so ist auch bei den Vögeln Streit,
doch thun sie eins in Einigkeit;
daß sie für schwach sich hatten
ohn' eines starken Herrschers Walten.
Für Kön'ge sorgen sie und Recht,
sie unterscheiden Herrn und Knecht.
Weh dir, du deutsches Land,
daß alle Ordnung schwand!
Selbst Mücken haben einen König,
doch deiner Ehren wahret man wenig.

An einem andern Orte:

Die Fürsten leben alle nun mit Ehren,
in Schmach soll nur der Höchste seyn:
das thut der Pfaffen Wahl allein.
Dir, süßer Gott, sey es geklagt.
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren.
* * *
Ei, wie zu Rom so christlich der Herr Papst nun lacht,
wenn er zu seinen Wälschen spricht „Seht, das hab' ich gemacht!"
Was er da spricht, er hätt' es besser nicht gedacht.
Er prahlet unter eine Krone habe ich gebracht
zwei Allemannen, die mit Weh das Reich bekasten
Und unterdessen füllen wir die Kasten;
Ich habe sie an Noth geführet, all ihr Gut ist mein.
Ihr deutsches Silber fähret in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein.
und laßt die Deutschen . . . . . fastra.

Die edelste Entrüstung spricht der Dichter auch in dem Liede aus, das um den edeln Reichsverweser Erzbischof Engelbrecht von Köln klagt, den ein Graf Isenburg ermordet. Seinen Patriotismus bewährte Walther auch in dem Preise deutscher Männer und Frauen:

Lande hab' ich viel gesehen,
gern der Besten achtend allerwèrts:
übel müsse mir geschehen,
brächte ich dahin jemals mein Herz,
daß ihm wohlgefallen
wolle fremder Sitte.
Nun, was hilf' es mir, wenn ich mit Unrecht stritte?
Deutsche Art geht doch vor allen ze.

Hier ist die Uebersetzung wieder ein wenig zu frei und das Original spricht mehr an. Dieses Gedicht ist übrigens schon in mehrere Sammlungen übergegangen und daher bekannter als andere desselben Sängers.

Doch müssennt der Dichter, indem er die deutsche Nation im Ganzen so hoch stellt, ihre Gebrechen im Einzelnen nicht und klagt besonders über die Korruption, die zu seiner Zeit theils durch die Fürstenwillkür und den ihr entsprechenden Servilismus, theils durch den ewigen Parteiwechsel eingerissen sey. Von den fürstlichen Höfen spricht er sehr unbefangen:

Gott weiß, ich lobte wohl den Hof getreu und stäte,
wenn man da irgend nur ziemliche Dinge thäte,
sich zuverlässig zeigte in Gebärde, Rath und Rede.
Wie graut, zeigt einer mir ein lächelndes Gesicht,
der Honig in dem Mund, im Herzen Galle trägt.
Das ist ein Feuntes-Lachen, das nicht Freundschaft hegt,
gleich süßem Abendthau, was heitern Morgen uns verspricht.
Thu, daß ich lachen kann, sonst lache anderwärts,
nun lasse doch mein Lachen, schaget mich mein Herz.
Statt zweier falschen Ja's ein wahres Nein bringt mindern
Schmerz.

Ueber die Schreier und Glückspilze, die großen Herrn vom Ersolge, die durch Parteiwechsel sich hinaufschraubten, sagt der Dichter:

Nicht schilt' ich hoch die Ehre,
die über's Jahr nicht macht der Ehren bar,
daß mir zu klagen wäre:
„weh jetzt mir: anders war's im vor'gen Jahr."
So hab' ich denn mir manchen Kranz verklagt,
nach Blumen nicht gestrebt.
Wer Rosen bricht, hat oft den Dorn beklagt.

Wer also sich bewähret,
daß Böses seiner ihm nachreden mag,
deß Alter ist geehret.

Mit wollen aus der reichen Fülle der Liebeslieder unseres Dichters nur einige bezeichnen, die uns vorzugsweise innig, tiefgefühlt und schön ausgedrückt dünken:

Was hat die Welt zu geben
wohl besseres als ein Weib,
das eines Herzens Sehnsucht eher könnte stillen?
Was bringt mehr Lust im Leben,
als ihr so süßer Leib?
Ich weiß nicht, was mit höhren Freuden mag erfüllen,
als läßt ein Weib zu rechte Liebe schauen
dem, der nur lebt, um sie zu preisen ze.
* * *
Viel süße Herrin hochgeriebt, voll reiner Güte,
dein feusches Leib erfreut mit Wonne das Gemüthe,
dein Mund ist röther als die thaumassne Rosenblüthe.
Hoch nun erhaben stellte Gott die reinen Frauen,
daß man sie preisen soll und ihnen dienen alle Zeiten.
Sie sind der Hort der Welt, der Ursprung aller Freuden.

Digitized by Google

Ihr Ruhm und Lob ist sonnenklar, wohl sind sie anzuschauen.
Ihr Teuerigkeit und Wißmuth ist kein Ding so gut,
als anzusehn ein holdes Mägdlein wohlgemuth,
wenn sie ans Hergensgrund dem Freund ein lieblich Lächeln thut.

* * *

Besinne dich, besinne,
ob ich bei die in Gnaden liegend sey.
Was frommt des Freundes Minne,
ist nicht auch die der Freundin noch dabei?
Nichts taugt die Minne einsam,
schön ist sie nur gemeinsam,
so echt gemeinsam, daß sie wonder
in Zweier Herzen, doch nicht mehr in anver.

Dahin gehört auch eins der schönsten Wächterlieder. Bekanntlich befingen die Minnedichter gern ihre Abenteuer in der Form von Morgengesprächen zwischen dem Ritter, seiner Geliebten und dem teuren Wächter, der den ersten mahnt, jetzt noch vor Tagesgrauen aufzubrechen, damit er nicht entdeckt werde. Solche Lieder nun sind nicht wenige erhalten. Gewiß eins der zartesten aber ist das vom Walter, von dem wir nur die erste Strophe mittheilen wollen:

In Freuden einstmals lag
an seiner Herrin Brust
ein froher freier Ritter.
Er sah des Morgens Schein,
wie er am Himmelsbande
schwach durch die Wolken brach.
Die Frau im Liede sprach:
„o weh dir, schlimmer Tag,
„soll ich nicht beim Geliebten
„noch länger glücklich seyn?
„Was sie da heißen Minne,
„ist Sehnsucht, keine Lust."

Dramatische Dichtkunst.

Philipp van Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Henry Taylor. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Adolf Heimann. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Uns ist dieses Bühnenstück sehr kühl vorgekommen. Anstatt einer kecken und deutlichen Handlung, wie es Scenen aus den niederländischen Freiheitskriegen verlangen, erhalten wir berechnete und breite Reden des immerwährend über sich selbst reflektirenden und sich selbst beschreibenden Helden. Indem die edle und reiche Adriana van Moresslyn den Philipp van Artevelde allen andern Bewerbern vorgezogen, hat er doch kaum Zeit für sie übrig, weil ihn der Befreiungskrieg ganz in Anspruch genommen. Wie würde Shakespeare diesen Konflikt der Liebe und Pflicht, diese Hast und Eile benutzt haben! Hier aber hält Artevelde eine lange Rede an die Braut, worin er weitläufig sagt, was wir schon wissen:

Meine Adriana! Welch' ein Opfer bist du!
Dein Bräut'gam soll' ein zarter Jüngling seyn.
In buntem Kleid, mit feldsüchtem Gesicht,
Der Tage lang in seinem Glück sich sonnte,
Und nie sein Ohr mit Waffenklang erfüllte,
Es sey im Liede denn und Klanggesang.
So soll' er seyn, und schaue, was er ist.
Ein Mann mit vielen Sorgen neu umgürtet,
Dem nichts das Leben mehr kann bieten, als
Was ernstvoll ist und voll Bekümmernis.
Ein Freie, der sich dem Todgeliebte naht,
Dawell sein Sinn an Thatenmessern denkt,
Und wenn sein Mädchen tiefer Odem schöpft,
Vom Schlaf aufschreckt, als wenn die Sturmglock' dröhnte.
Ein Mann, umringt von achtzigtausend Speeren,
Kaum ahnend, welch' in Feuerodhlanden sind,
Und welch' ihm meuchlings drohen: solch' ein Mann
Ist sein Geliebter: sein Geschick auf Tod
Und Leben an ein Loos geknüpft, das
Nicht Menschen verzweifelt scheint. So steht's
Mit Artevelde ꝛc.

Diese Reflexion in Versen, die wenigstens in der deutschen Uebersetzung nicht sehr fließend sind, hebt alle Theilnahme auf, die uns die Situationen einflößen könnten. Sie kehrt auch in einer der am besten motivirten Scenen wieder. Gent ist belagert und der furchtbarsten Hungersnoth Preis gegeben. Mitten in diesem Unglück denkt aber der egoistische Nebenbuhler Artevelde, van den Bosch, nur an sich und seinen Ehrgeiz. Da kraft ihm der edle Artevelde, aber, wie uns dünkt, mit viel zu vielen und künstlichen Worten:

Vor der Allmacht Dessen, der
In Wahrheit mich erschuf, beug' ich mich tief
In grenzenloser Demuth! — Beide, beide
Von uns sind Puppen, van den Bosch! ein Theil
Des sonderbaren Uhrwerks dieser Welt
Schrei'n wir, und drohn, und spalten uns die Köpfe;
Und wollt' ich auf den Dauf an einem Drahtzug,
Den wir nicht sehn, von dieses Thurmes Höhe
Hinab dich stürzen, wär' ich nur das Werkzeug
Nicht mehr — das Werkzeug jener Vorsehung,
Der strafenden, die Demuthsvolle hebt,
Und in den Staub hinab den Hochmuth senkt.
Doch laß mich hoffen, solches sey nicht heut
Das wie bestimmte Tagewerk. — Du gilts
Als weltting in der Welt; nun da du stehst,
Wie wir zusammen müssen schwimmen oder
Beersaufen! kann die's frommen, jetzt mit mir
In unserm Uebermoth des Glücks also
Um meine Obermacht und Herrscheramt
Zu ringen? — Dein Geschick, durch Bande der
Rothwendigkeit gefesselt an das meine,
Muß meine Sorge theilen. Laß das gnügen,
Um deinen Stolz, bis bessre Zeiten kommen.
Jetzt zu beschwichtigen. Verstehr' — mit Unrecht,
Jedoch mit mehr Verstand — ein ihnerer Gut
Als solche Herrschaft über einen Schiffbruch.

Als ob der Dichter gefühlt hätte, daß sein Stück doch gar zu wenig romantisch sey, hat er dem Artevelde eine Schwester, Clara, gegeben, die den edeln Ritter Arlon liebt und demselben sogar verkleidet aufs Schlachtfeld folgt. Aber dieser schwache Anflug von Romantik führt zu nichts. Man meint, sie müsse den Leichnam ihres Geliebten finden oder selbst umkommen, oder gefangen werden. Aber nein, sie kommt mit ihm wohlbehalten zurück, um die doppelte Hochzeit zu feiern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65. Dienstag den 12. September 1848.

Schriften über Ungarn und die Donaufürstenthümer.

1) Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn, seit 1790. Von A. de Gerando. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Herr de Gerando hat schon mehr über Ungarn geschrieben und als gleichsam magyarisirter Franzose sich alle Mühe gegeben, den Ungarn namentlich in Frankreich Sympathien zu erwecken. Sein neues Buch ist für uns Deutsche nicht ohne Bedeutung, sofern es vom französischen Standpunkt aus, was gewiß überraschen muß, den Panslavismus bekämpft und sofern zwischen Slaven und Ungarn ein unversöhnlicher Gegensatz besteht, den Franzosen empfiehlt, mehr Rücksicht auf die Ungarn, als auf die Slaven zu nehmen.

Die Grundgedanken des Buches sind folgende. „Seit fünfzig Jahren erfüllt der ungarische Adel eine ungeheure Aufgabe. In derselben Zeit, in welcher er seine Nationalität schützt und dem Reformbewegungssystem Oesterreichs widersteht, arbeitet er an der Freigebung der untern Klassen, hebt sie stufenweise zu sich empor und bereitet allmählig das Reich der Gleichheit. Dieß sind Anstrengungen, denen alle freie Völker Beifall zurufen sollten. Es ist schön, im Osten Europas, zwischen den Kaisern von Oesterreich und Rußland, ein Volk zu sehen, das, begeistert für hochherzige Ideen, sichern Schrittes auf der Bahn der Gesittung vorwärts schreitet." Deßhalb, meint nun der Verfasser, sey Ungarn der natürliche Bundesgenosse, gleichsam der Vorposten Frankreichs in seiner weltphilosophischen Mission und Ungarn verdiene in viel höherm Grade die Sympathien Frankreichs, als Polen.

Der zweite Grundgedanke des Buches ist: Oesterreich habe unvorsichtig, um die gerechten Ansprüche der Ungarn mit besserm Erfolge zu bekämpfen, den Geist des Panslavismus heraufbeschworen. „Die österreichische Taktik war stolz, in Ungarn Zwiespalt hervorzurufen. Im 16ten und 17ten Jahrhundert benutzte es religiöse Ursachen, indem es bald die Katholiken, bald die Protestanten bevorzugte, um den beiden Parteien einen gegenseitigen Haß einzuflößen, in dem Grade, daß der heilige Stuhl sich gezwungen sah, laut diese machiavellistische Politik zu rügen. Heut zu Tag, da der religiöse Fanatismus ausgelöscht, beutet Oesterreich das Nationalgefühl aus. Es scheiterte in Ungarn, wo es nur Patrioten fand; aber es gelang ihm, in Kroatien eine Partei zu befestigen, die im Dunklen vegetirte, um sich aus ihr eine gefährliche Waffe zu schmieden. Und endlich, was ist der Illyrismus? Auf diese Frage antworten die Illyrier auf verschiedene Weise, je nachdem sie dieser oder jener Partei angehören. Denn die illyrische Partei, wir wiederholen es, die nur eine Minorität ist, zerfällt in mehrere Parteien, die nicht immer in dem besten Einverständniß leben. Zuerst ist die unruhestiftende und aufrührerische Partei, die eine große Rolle spielt: es ist diejenige, die die populären Leidenschaften anfacht, und die Insurrektionen träumt. Diese Parteien, unschädlich bei uns, sind von großer Bedeutung in den wenig civilisirten Ländern. Dann kömmt die Partei der Beamten, die nichts anders sind, als die ganz unterthänigen Agenten der österreichischen Regierung. Dann ist noch die Partei des Klerus, welche sich gegen die Ungarn erklärt, weil sie in Religionsangelegenheiten nichts von der ungarischen Toleranz wissen will, die aber nie so weit gehen würde, die Trennung Kroatiens von dem apostolischen Königreiche zu wünschen. Uebrigens ist die aristokratische Partei, die im Magyarismus die liberalen Ideen und die Reformen bekämpft. Endlich ist die Partei, die den Namen der demokratischen trägt, jene Partei, die die Trennung Kroatiens von Ungarn wünscht, um ein illyrisches Reich zu gründen, an welches sich slavische Völkerschaften des Südens knüpfen sollen; sie wendet ihre Hoffnungen und politischen Ideen vorzüglich gegen Serbien. Diese Partei übt den geringsten Einfluß, ist die schwächste an Thatkraft und Zahl, es ist aber die Einzige, die ein Ziel, einen entworfenen Plan hat."

Herr von Gerando kennte, als er sein Buch schrieb, noch nichts von der Märzrevolution in Wien und von der Rolle wissen, welche Jellachich spielen würde. Er meint aber im Voraus, Illyrien habe keine Zukunft. „Wenn ein Volk, aneinig und zerstückelt, den Wunsch hegt, sich unter einer National-Regierung zu einen, muß es Polen gleich, eine historische Vergangenheit haben, die der Welt ihr Bestehen in Erinnerung bringt. Es muß Polen gleich, seine Religion, seine Sprache, seine Gesetze haben, die diese Nationalität verkellen, die es anruft. Der Illyrismus hat nichts von dem Allen. Es ist zum erstenmal, daß Europa von einem illyrischen Reiche hört, welches, wenn es berufen wäre, sich zu bilden, weder bestimmte Grenzen, noch natürliche Schranken hat, und deren Territorialverhältnisse noch unverhältnißvoller wären, als jene Preußens; denn der Illyrismus wird niemals ein Stück Landes von Ungarn abreißen. Uebrigens, welches religiöse Band würde die verschiedenen Völkerschaften eine an die andere knüpfen, die dieses Reich bilden würden? Man zählt in den Gegenden, die man ihm anwies, alle Bekenntnisse, die das Christenthum theilen. Wie würden sich die griechisch unirten, und besonders die römisch katholischen mit den ausschließenden Ansprüchen der Serbier vergleichen, die keine andere als die orthodoxe griechische Religion annehmen? Noch ist in diesem Theil Europas zu

Digitized by Google

bemerken, daß die religiösen Ansichten der Grund der öffentlichen und der häuslichen Sitten sind. Endlich scheint uns, der Illyrismus sollte wenigstens durch eine Sprache vorgestellt werden, durch ein Idiom, welches allen Völkern gemein wäre, welche man sich beeilt unter eine Fahne zu stellen. Nun kann! die illyrische Sprache, diese Sprache, von welcher die slavischen Schriftsteller so viel Wesens machen, die illyrische Sprache ist gar nicht vorhanden. Sie ist ein künstliches Idiom der Uebereinkunft, sie ist aber keine Nationalsprache. Was man in Kroatien das Illyrische nennt, ist nicht jenes Illyrische, einst in Ragusa gesprochen und gedruckt, es ist nicht das Wendische, noch das Kroatische, noch das Bosnische, noch das Serbische — es ist keine aller der Sprachen, die man in dem vorerst so genannten illyrischen Reiche spricht, sondern es ist etwas, was sich anmaßt, sie alle zu vereinen. Das Illyrische ist also ganz einfach eine Sprache der Gelehrten, erblüht in unsern Tagen in einem Treibhause, unter den Schwingen einiger Gelehrten, die aber der Menge vollkommen unbekannt ist. Von den Pfeudo-Illyriern kann man sagen, mit dem Worte des Grafen Thun zu sprechen, daß sie die Aufhebung der Volkssprache beketrirt haben. Auch sind sie in ihren politischen Versammlungen genöthigt, von ihrer Nationalität kroatisch oder lateinisch zu sprechen." Demnach würde Herr von Gerando über Illasich urtheilen, daß, wenn er auch die Grund der Verhältnisse kennen würde, selbstständig zu werden, er doch nur eine verübergehende Rolle spielen würde, wie einst die Serben Gabor, die Martinewitz ꝛc.

Der Verfasser faßt den Panslavismus noch schärfer und zwar hauptsächlich in seinem Gegensatz zum Magyarismus, ungleich weniger zum Germanismus ins Auge. Ein ungarischer Slave, der berühmte Kollar, hat im Jahr 1827 in seinem Gedicht Slavy dcera den panslavischen Gedanken in einer poetischen Flammenschrift niedergeschrieben, die gleichwohl die galizischen Bauern im Jahr 1846 noch wenig verstanden zu haben scheinen. Es ist darin mit strenger Folgerichtigkeit festgehalten: 1) alle Slaven sollen ein einiges Volk bilden, 2) die Polen sollen die Russen nicht mehr hassen, 3) da die Russen die selbstständigsten unter allen Slaven geblieben sind, sollen sich alle übrigen Slaven an Rußland anschließen, was denn 4) unumgänglich zur Weltherrschaft der Slaven führen werde. Wir wollen einige Rhapsodien des panslavischen Poeten mittheilen: „Slawia! o Slawia! du Name süßen Klanges, bittrer Rückerinnerungen, hundertmal in Wirren zerrissen, auf daß du immer mehr geehrt werdest. Vom Ural zum Tatra, von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang erstreckt sich dein Reich. Viel hast du erduldet, aber alle Unbilden deiner Feinde, ja den Undank deiner eigenen Söhne hast Du überlebt. Während Andere auf weichem Boden leichthin wandelten, hast du die auf den Trümmern von Jahrhunderten dauerhafte Throne gehärtet. Vom Rhes bis zum Tergleu und die Pommern, von Serbien bis Breslau, von Konstantinopel bis Petersburg, vom Labaga bis Arkachan; vom Kefakeland bis Kaguja, vom Balaton zum Baltischen und Nordischen Meere, vom Prag bis Moskau, von Kamtschatka bis Japan; Ural, Tatra, Wolga, Save, Berge und Länder, wo die slavische Sprache tönt; freut euch, Brüder, gegenseitige Liebe verbinde uns — seht, dieß ist unser Vaterland: Panslavien! — Wohl haben wir der Arbeit noch viel vor uns, und ein herkulischer Geist wird dazu erforbert. Hier muß der nemäische Löwe fallen, der in unserem Volke wordet: da der sinschsprechende Eber, der sich gegen unsere Sprache rüstet; hier muß die lernäische Schlange niedergehauen werden. Da ist es Noth, den Augiasstall zu reinigen. Aber scheuen wir diese herkulischen Mühen nicht, oft gibt die Größe des Vorhabens selbst neue Kraft, verzweifeln wir auch nicht am Erfolg: die Allheit gründen wir in den Karpathen und Slavendergen, wenn uns der Glaube dazu nicht fehlt. — Ob! sprach ich, als mein Geist dieß dachte, wärde wohl die Stämme unserer uneinigen Slaven Gold, Silber, Metall, ich wollte aus allen eine Statue gießen; Rußland würde ihr zu ihrem Kopfe abrunden, ihr Rumpf sollten die Lechen seyn; die Cyechen wären Arme und Hände; die Serben vertheilte ich in beide Füße; die kleinern Stämme der Wenden, Lausitzer, Schlesier würde ich zu Rüstung und Waffen verschmelzen. Europa würde vor diesem Gebilde auf die Kniee fallen, welches die Wolken überragte und dessen Füße die Erde erschütterten. — Was werden die Slaven in hundert Jahren seyn? Was wird ganz Europa seyn? Das Slaventhum breitet sich aus und überschreitet einer Sündfluth gleich überall seine Grenzen. Die Sprache, welche die Deutschen blos für eine Slavensprache halten, wird in ihren Palästen und an den Mündungen ihrer Flüsse ertönen. In slavischen Kanälen werden die Wissenschaften fließen', Tracht, Sitten und Gesang unseres Volkes werden an der Elbe und der Seine herrschen! O, daß ich nicht in dieser Glanzperiode slavischer Herrschaft geboren wurde, oder darin nicht aus meinem Grabe erstehen kann! — Der Dichter, nachdem er in den drei ersten Gesängen seinen Schmerz, und seine Hoffnung überall sich ergehen ließ, wo Slaven gelebt und leben, versetzt sich in den beiden letzten in eine phantastische Welt. Er stellt die Göttin „Slava" dar auf einem goldnen Thron, im Mittelpunkt des All's sitzend. Slavenlehren, die Sterne mit Laub umkränzt, kommen und gehen auf grünen Auen. Hr. Kollar öffnet sein Paradies Riemanden als Slaven, außer einigen Fremden, die für deren Race Sympathie gezeigt. Auch ist er gezwungen, um es zu bevölkern, Grammatiker, obscure Gelehrte, nämlich Zeitgenossen darin aufzunehmen. Kaiser Alexander, Großfürst Konstantin befinden sich darin. Czar Nikolaus lustwandelt schon dort. Allein als Emilie Platen, von ihren Heldinnen gefolgt, dort erscheint, stößt man sie zurück, denn sie hat gekämpft, Schwester gegen Bruder, Slavin gegen Slaven, die Polin gegen Russland! Wahrhaftig, ich wünsche ihr Glück, nicht dort hingelangen zu seyn." Endlich läßt der Dichter noch alle die, welche fernale Feinde der Slaven waren, in die Hölle kommen und diktirt ihnen dort die schauerlichsten Strafen, mit einer wahrhaft kannibalischen Phantasie. Das religiöse Element geht bei ihm ganz ins patriotische über, das ist gleichsam ein Rückschritt aus dem neuen ins alte Testament, denn wie die Juden nur sich als das Volk Gottes anerkannten, so Herr Kollar nur die Slaven.

Daß eine solche Sprache Rußland sehr genehm und bequem seyn mußte, verstand sich von selbst. Wenn Rußland auf irgend eine Weise hoffen kann, endlich die polnischen Antipathien zu besiegen, so ist es nur mit Hülfe der Herren Kollar, Palacky ꝛc. Wirklich hat sich unter den pflichtigen Polen in Frankreich eine den Russen günstige Meinung kund gegeben. Die Polen haben sich je mehr und mehr geneigt gezeigt, sich im Sinn des Panslavismus den Russen unterzuordnen. Es mußte auffallen, daß im Jahr 1846 der Polenhaß ausschließlich gegen die Deutschen entzündet war und nicht gegen die Russen, daß sie auch im laufenden Jahr wieder nur gegen Preußen die Waffen erhoben, nicht gegen Rußland. Herr von Gerando hat sehr Recht, wenn er das Benehmen Rußlands in dieser Angelegenheit als sehr klug bezeichnet und diejenigen tadelt, die von einer Diplomatie der Barbarei sprechen, während Rußlands Diplomatie die civilisirteste des alten Europa überflügelt. Wir Deutsche namentlich, die wir mit all unserer Freiheit und hohen Bildung jetzt dahin gekommen sind, daß monatelang die Leitung der Dinge in Wien, dem Angelpunkt der deutschen Politik gegen Slavismus

Digitized by Google

und Rußland, in den Händen von Studenten war, haben gewiß kein Recht, uns auf unsere Diplomatie mehr einzubilden, als die Russen. Während in Wien die slavische Partei schon mehrmals versuchen durfte, sich an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu drängen; während dort von der slavischen Partei dahin gearbeitet wird, die Siege Radetzkys wieder zu vereiteln durch Rufgeben der Lombardei; während dort dem Panslavismus Vorschub geleistet wird, indem man die Deutschen und Ungarn lustig von einander hält und gegen einander erbittert, hat man in Berlin eine Theilung des Großherzogthums, eine dem feindseligsten Deutschenhaß zu Gute kommende Demarkationslinie bewilligt. Die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen hätten viel mehr Ursache, sich eine solche Demarkationslinie zum Schutz ihrer Nationalität auszubitten. Aber Rußland wird dem Germanismus nie eine solche Concession machen. Wie kommt Deutschland nun dazu, sie dem Slavismus zu machen?

Herr von Gerando warnt schließlich seine französischen Landsleute, sich ja in kein Bündniß mit Rußland einzulassen. Da die Franzosen Kinder der Revolution sind, die Russen aber Kinder des Despotismus, so meint er, „wäre ein Bündniß Frankreichs mit Rußland nichts Anderes, als der Bund einer donnernden Lunte mit einem Faß Pulver. Schließlich vergißt man, daß Rußland auf der Bahn der Ausdehnung und des Weltereignisses begriffen, ernstliche Besorgnisse erregen muß, daß, angesprochen von zahlreichen Sympathien, es in seinem Recht ist, wenn es die kühnsten Hoffnungen hegt. Woraus sich ergibt, daß unser Ziel seyn muß, es im Schach zu halten, und daß es keine Provinz gibt, die wir erwerben möchten, um den Preis seiner Vergrößerung." Auch glaubt der Verfasser, Deutschland werde im Bunde mit England einem französisch-russischen Bündniß gewachsen seyn.

Die Lage der Dinge hat sich, seit Gerando mit seinem Buche fertig geworden ist, gewaltig verändert. Deutschland hat eine Revolution erlebt und in dem Maaß, in dem es zur Einheit strebt, erscheint es Englands Handelsinteressen angemessen, diese Einheit zu hindern und zu diesem Zweck sich wenigstens auf eine Zeitlang mit Frankreich und Rußland gegen uns zu koalisiren. Aber auch abgesehen von diesen neuen Vorgängen würde uns ein Bündniß Frankreichs mit Rußland viel weniger bedenklich und viel näher liegend erscheinen, als Herrn von Gerando; so wie uns untererstes seine Empfehlung ungarischer Sympathie für Frankreich ziemlich nutzlos erscheint. Die Ungarn würden den Franzosen so wenig nützen wie die Polen, so lange Oesterreich, Preußen und Rußland gegen Frankreich zusammenhielten. Im andern Fall ist es für Frankreich allein vortheilhaft, sich mit Rußland zu verbinden. Denn nur das, was uns Deutschen gefährlich ist, kann für Frankreich von Nutzen seyn.

2) Die Türken sind noch nicht verloren! Ueber die Gährungen in den Donaufürstenthümern. Von H. D. Stuttgart, Paul Neff, 1848.

Es wird hier auf eine scharfsinnige und frappante Weise nachzuweisen versucht, daß die Türken nur die Gährung unter den Slaven (Bulgaren, Bosniern, Serben) und Romanen (Wallachen und Moldawern) an der untern Donau zu benutzen und gehörig auszubeuten brauchten, um die ehemalige Stellung wiederzuerlangen, die sie ehemals im europäischen Staatensystem behauptet haben. Wir sind mit dem Resultate nicht einverstanden; wir finden den Unterschied der Religionen zu wenig berücksichtigt und glauben nicht, daß es künftig je noch Muhamedanern möglich seyn werde, über Christen die Suprematie zu behaupten. Doch ist die ganze Erörterung von hohem Interesse und es ist wohl der Mühe werth, die Vorgänge an der untern Donau vom deutschen Standpunkt aus scharf ins Auge zu fassen.

Da wo die alte Geschichte die illyrischen und thrakischen, die pannonischen, kaltischen und getischen Völkerschaften kannte, auf welche zuerst die Griechen, dann die Römer Einfluß übten, hat sich vom Alten nichts erhalten, als ein noch allerdings ziemlich bedeutender Rest des zuletzt von den Römern durchaus romanisirten Völkergemenges. Die Moldau und Wallachei, Bessarabien und ein Theil von Siebenbürgen bilden diesen Kernpunkt altromanischer Bevölkerung. Man heißt sie Wallachen, was ganz derselbe Name ist wie Welsche, Walliser, Gallier, Kelten, der gemeinsame Name, den man von jeher den im römischen Reiche vereinigten alten Völkern gab. — Neben diesem alten Völkerreste haben sich die Slaven eingedrängt. Das sind die Bulgaren, Serbier, Bosnier. Langezeit waren sowohl Romanen als Slaven unselbstständig und getheilt, sowohl kirchlich, indem der größte Theil von ihnen der griechischen Kirche, eine Minderheit aber der katholischen Kirche oder dem Islam ergeben war, als auch politisch, indem der größte Theil von ihnen den Türken, eine Minderheit aber den Russen und Oesterreichern unterthan war.

In dem Augenblick, in welchem diese beiden Völkerstämme zum Bewußtseyn ihrer selbst gelangen und eine äußere Vereinigung und innere Reform erstreben, ist es vom größten Interesse für die betheiligten Staaten, Einfluß auf sie zu üben. Rußland weiß das wohl und übt diesen Einfluß. Die indolenten Türken haben ihn bisher nicht geübt, obgleich sie die beste Gelegenheit dazu hätten, weil sie über den bei weitem größten Theil jener romanischen und slavischen Länder noch das Souverainetätsrecht haben. Oesterreich endlich hat jenen Einfluß fast noch weniger geübt, weil Fürst Metternich, so lange er regierte, auf die unverantwortlichste Weise die Russen gewähren ließ, und weil seit der Wiener Revolution die Studenten regierten, die keinen Begriff von auswärtiger Politik und viel zu viel mit den Lokalangelegenheiten Wiens zu thun hatten.

In vorliegendem Schriftchen wird nun den Türken zugemuthet, den geeigneten Vortheil aus den Bewegungen an der untern Donau zu ziehen und zeitgemäße Reformen, indem sie selbst die Initiative des liberalen Fortschritts ergreifen sollten. Wir können nicht umhin zu vermuthen, daß damit den Türken zu viel zugemuthet würde. Nicht der abgetretene Islam, nur das verjüngte Oesterreich und hinter ihm das deutsche Reich kann jene Initiative ergreifen und sich jene zwei wichtigen Völkerbünde der Romanen und Slaven verpflichten, indem es sie gegen die russische Politik in Schutz nimmt. Ehe man den Türken beibringt, was sie in dieser Beziehung zu thun haben, und die Trägheit des Islam überwindet, erschient es doch viel natürlicher, die junge Freiheit und Reform der Wallachen im Norden, der Serben und Bulgaren im Süden der Donau unter die Bürgschaft der germanischen Reform zu stellen. Der Verfasser bemerkt: „Die Türken wissen, wie sie mit den Provinzen an beiden Ufern der Donau daran sind. In den romanischen Ländern erblüht eine zahlreiche Partei, die den Türken sehr ergeben ist, und um Reformen durchzusetzen, nichts weiter nöthig hätte, als daß der Divan ihre Schritte bei den Fürsten der Moldau und Wallachei unterstützte. Für die Türken ist dieß eine Lebensfrage. Bleiben sie unthätig, so ist ihr Untergang gewiß, zeigen sie sich entschlossen und kühn, so können sie noch einmal die Welt in Erstaunen setzen. Wenn sie den jungen frischen Stämmen, welche die Versehung wie für sie

Digitized by Google

aufgespart hat, Gerechtigkeit, ihren Augen Licht zu Theil werden lassen, so wird man von diesen scheinbar so trägen Massen unerwartete Dinge erleben. Das schlafende Europa wird sich dann verjüngen und emporraffen." Der Anfang dazu ist gemacht, aber wir sprechen den Türken die Fähigkeit ab, in der Reform voranzugehen und dieselbe zu leiten. Weit eher könnten die Türken von einer Reform ergriffen und fortgerissen werden, die von den Slaven und Romanen ausginge. Der Impuls kann nur von Westen kommen. Entweder die Russen unterdrücken jeden solchen Reformversuch mit brutaler Gewalt, oder er kann nur unter den Auspicien Oesterreichs gelingen. Deßhalb wäre zu wünschen, die österreichische und in zweiter Instanz die Frankfurter Politik möge jene Vergänge in den Donaufürstenthümern in Erwägung ziehen und schon deßhalb mit Skandinavien je eher je bälder Frieden schließen, um freie Hand gegen Rußland zu haben. Der Einmarsch eines einzigen Russen in den Fürstenthümern sollte für Deutschland ein casus belli seyn, wenn unsere große Erhebung nicht eine Prahlerei, wenn unser Reichstag nicht ein bloßes Schauspiel seyn soll. Wir sind es, welche die Reform der unteren Donauländer in die Hand nehmen müssen, nicht die Türken, die es nicht thun können, doch die Russen, die leider Metternichs Fahrlässigkeit schon allzu viel benutzt haben.

Seelenlehre.

Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. Ein Beitrag zur Kritik der religiösen Wirren der Gegenwart, von Dr. K. W. Ideler. Erster Theil. Halle, Schwetschke und Sohn, 1848.

Als Beitrag zur Kritik der religiösen Wirren der Gegenwart will das Buch ungefähr sagen: alle im kirchlichen Gebiet thätig gewordene Leidenschaft ist mehr oder weniger Wahnsinn. Der Verfasser ist ein echter und gerechter Rationalist von einer Seichtigkeit, die nicht normaler seyn kann. Indem er ein Buch über die tiefsten Seelenleiden schreibt, rümpft er die Nase über die Leidenden, als über lebendige Narren. Sein Verstandeshochmuth läßt nicht einmal den Ausdruck des Mitleids zu. Noch viel weniger fällt es ihm ein, irgend anzuerkennen, daß es in jenen Tiefen der Seele, in denen der religiöse Wahnsinn ausgeboren wird, auch noch eine Gesundheit und zwar die allergesundeste gibt, in einer Heiligkeit, von der seine Wahnsinnsbeispiele eben nur die krankhaften Auswüchse sind.

Nach dem, was Görres in seinem großen Werk über die Mystik von diesen Dingen gehandelt, sollte man kaum glauben, daß eine so seichte und fade Auffassung, wie die des Herrn Ideler, noch möglich seyn könnte. Bei der Menge wird es ihm freilich an Beifall nicht fehlen. Aber wenn er irgend auf wissenschaftliche Geltung Anspruch macht, hätte doch seine Pfychologie den Menschen tiefer fassen müssen. Wenn Lessing sagt, wer seinen Verstand hat, kann auch keinen verlieren, so hätte Herr Ideler auch bedenken sollen, wer kein religiöses Bedürfniß hat, kann mit bewußtem nicht abirren, es aber auch nicht verstehen und würdigen. So wiegt nun Herr Ideler die Erscheinungen merkwürdig grob und kenntnißlos durcheinander, bald als Betrug bezeichnend, was nur Krankheit ist, bald als Krankheit, was Gesundheit ist. Heilige des ersten Ranges macht er zu Narren; und selbst wo wirkliche Geisteskrankheit vorliegt, erreicht sein eigener Geist doch keineswegs die Tiefe des Krankheitssitzes. Er weiß im Grunde die Gesundheit und Krankheit in den ihm unerreichbaren Tiefen so wenig zu unterscheiden, wie ein Tauber die Assonanzen und Dissonanzen der Musik. Jene ganze wunderreiche Musik mystischer Gefühle in dem Innersten der Seele ist ihm unerreichbar. Von einer Beziehung der Seele zu höheren und reineren Lichtwesen weiß er gar nichts, nur die andere Seite beschäftigt ihn, die dem Dämonischen von unten zugekehrt ist, aber auch mitten unter den fahlen Blitzen der Hölle, die ihm überall entgegenschlagen, sitzt er auf seinem rationalistischen Iflolischemmel ganz bequem und ruhig da und sieht und spürt nichts. Er hätte von körperlichen Leiden schreiben sollen, nur nicht von Seelenleiden, da ihm Seele, wenigstens in ihren Tiefen eine terra incognita geblieben ist.

Von einer Bedeutung, welche dieses Buch in psychologischer Hinsicht hätte, kann also nicht die Rede seyn; eben so wenig in ärztlicher. Wer die Krankheit nicht versteht, kann sie auch nicht heilen. Ein Seelenkranker aus religiösem Wahnsinn gleicht einem toll gewordenen Kreisler, dem seine himmlischen Töne sich in einander verworren haben; der Arzt soll den auflösenden Akkord finden, wenn er aber gar nichts von Musik versteht und den Kranken bloß in die Zwangsjacke steckt, wie will er ihm helfen? Dagegen ist das Buch allen Lesern zu empfehlen, die über die Wunderlichkeiten des religiösen Wahnsinns lachen wollen oder die nach Beispielen fahnden, um die Religion überhaupt lächerlich zu machen. Jedem Gläubigen muß das Buch zum Ekel werden, nur dem ungläubigen Spötter kann es gefallen. Der Verfasser verwahrt sich zwar, er wolle die Sonne des Evangeliums nicht anklagen, wenn sie auch die Scheiterhaufen und Religionskriege entzündet habe. Seite 23 erklärt er geradezu: „Wie ist es möglich, daß ein Mensch bei gesundem Verstande nicht den unermeßlichen Widerspruch einsehen sollte, welcher zwischen seiner fanatischen Gesinnung und den deutlichsten ihm wohlbekannten Ausprüchen des Evangeliums herrscht?" Diese Aeußerung beweist aber, daß der Verfasser die Kirchengeschichte gar nicht kennt, weil er sonst wissen müßte, in welchem genauen Zusammenhange jeder von ihm sogenannte Fanatismus mit einem Ausspruch des Evangeliums steht. Wie erinnern den Verfasser nur daran, daß die fanatische Ansicht vom Dämonismus keine andere als die evangelischste ist, während seine, des Verfassers Ansicht vom Dämonismus ausdrücklich dem Evangelium zuwiderläuft. Wenn er also seinen Unglauben auf die Bibel selber stützen will, thut er sehr Unrecht und thäte besser, es wie die entschiedenen Anhänger der Hegel'schen Schule zu machen, und mit all dem alten Plunder die Bibel selbst zu verwerfen.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von August von Platen. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Es ist erfreulich, wahrzunehmen, wie doch immer das Bessere in der deutschen Poesie sich Bahn bricht. Von Platens Dichtungen werden immer neue Auflagen erforderlich. Möge dieß zugleich seinen Manen zur Genugthuung gereichen, da er bekanntlich mit dem deutschen Publikum seiner Zeit nicht zufrieden war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 66. Sonnabend den 16. September 1848.

Geschichte.

Choiseul und seine Zeit von Kurd von Schözer. Berlin, Wilhelm Besser, 1848.

Eine vortrefflich geschriebene Monographie, durch welche nicht nur eine der interessantesten Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts, sondern auch das ganze Zeitalter Ludwigs XV. hell beleuchtet wird. Was den Leser aber am meisten anziehen wird, ist die Verfolgung des geheimnißvollen Fadens, den das Schicksal damals angesponnen und an den sich alle großen Revolutionen der Neuzeit reihen.

Choiseul ist ein Vorfahr des Herzogs von Choiseul-Praslin, der in unsern Tagen eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Als ein armer Edelmann aus gutem Hause, klein von Gestalt aber schlau und kühn, hatte er schon beinah sein Glück verscherzt, indem er ein beißendes Witzwort auf die Marquise von Pompadour, die damals allmächtige Maitresse Ludwigs XV. nicht unterdrückt hatte. Allein er sah bald seine Unklugheit ein und verbesserte sie, indem er der Marquise die zärtlichen Briefe brachte, welche der König an ihre junge Nebenbuhlerin, eine Verwandte Choiseuls, geschrieben hatte und verband sich mit ihr, scheinbar gegen sein eigenes Interesse, um das Verhältniß des Königs zu seiner Base aufzulösen und die Pompadour am Ruder zu erhalten. Durch dieses Manöver gewann er die Pompadour für immer, und hielt zugleich sein altadeliges Haus von den Flecken rein, den das unlautere Verhältniß seiner Base zum König darauf würde geworfen haben. Ueberdieß mochte er wohl berechnen, daß seine Base nicht fähig war, den König dauerhaft zu fesseln. Durch die Gunst der Pompadour wurde nun Choiseul erster Minister und Herzog, und wurde das vorzüglichste Werkzeug der unnatürlichen Politik, welche Frankreich damals mit Oesterreich gegen Preußen verband. Es war im Beginn des siebenjährigen Krieges.

Allein die Hülfe, welche Frankreich damals den Oesterreichern in Deutschland zu leisten hatte, war Nebensache. Den Krieg gegen England betrachtete Choiseul als Hauptsache und legte daher den größten Werth auf die französische Flotte. Von ihm ging auch der erste Gedanke einer Landung in England aus, wozu wirklich alle Vorbereitungen getroffen wurden, die aber durch den englischen Admiral Hawke vereitelt wurde, der während eines furchtbaren Sturmes die französische Flotte bei Quiberon angriff und einstweilen kampfunfähig machte. Als indeß Pitt durch Intriguen gezwungen wurde, das Staatsruder in England niederzulegen, erneuerte Choiseul und sein zum Marineminister ernannter Vetter, Choiseul-Praslin, die Seerüstungen. Der Verfasser wirft bei dieser Gelegenheit die Frage auf, ob Frankreich klug handle, wenn es seiner Marine große Opfer bringe und beantwortet sie mit Nein, indem er sich auf die geschichtliche Erfahrung stützt, „daß die Marine in Frankreich mehr als in anderen Ländern — wie noch kürzlich selbst Herr Thiers in der Deputirtenkammer ausgesprochen hat — eine durchaus künstliche Schöpfung ist (une oeuvre artificielle), welche eine kraftvolle Regierung wohl augenblicklich durch große Anstrengungen zu heben, ihr aber niemals einen sichern Halt in der Nation zu verleihen vermag. Denn während z. B. in England und Holland die Marine von jeher ganz national gewesen ist, und mit dem innersten Leben des Volkes im engsten Zusammenhange, hat die französische Nation nur vorübergehend für das Seewesen rege Theilnahme gezeigt, und den trüben Eindruck, welche die vielen Niederlagen zur See in der Erinnerung des Volkes hinterlassen, haben die Heldenthaten eines Jean Barth, Forbin, Dugay-Trouain nicht zu vertilgen vermocht. Der Franzose hat wie zu Lande so auch zur See immer die größte Kühnheit und Bravour bewiesen, aber ihm fehlt die Kaltblütigkeit und Besonnenheit, welche im Seegefechte zumeist entscheiden, ihm geht die Genauigkeit ab, welche die Technik des Seewesens erfordert, sein lebendiger Charakter widerstrebt der Langeweile des Meeres, er ist, wie es schon im politischen Testamente des Kardinal Richelieu heißt, d'une humeur si prompte qu'il veut la fin de ses dessins aussitôt qu'il les a reçus; les voyages qui sont de longue haleine sont peu propres à son naturel. Frankreich hat es auch nie verstanden, wie andere handeltreibende Staaten, seine Kolonien zu heben und sich dieselben lange zu erhalten. Der Kardinal Richelieu verlangte demgemäß nur eine Flotte von 40 Linienschiffen für den Ocean, und 30 Galeeren für das mittelländische Meer, um Frankreichs Handel gegen jeden Angriff zu sichern. Die Marine sollte seiner Ansicht nach nur zum Schutze dienen. Ludwig XIV. dachte anders. Der Kontinent ward seiner Ruhmbegierde zu enge; auch auf dem Meere suchte er die zahlreichen Feinde seiner Krone zu demüthigen. Deßhalb schuf er eine Flotte von 281 Schiffen, unter denen sich 135 der prächtigsten Linienschiffe befanden." Aber im Kriege mit England wurde diese ganze Flotte nach und nach vernichtet und im Jahr 1748 war nur noch ein einziges Linienschiff übrig. „Im Jahr 1756 brachte der Marineminister Machault nach unsäglichen Anstrengungen die Flotte wieder auf 54 Linienschiffe; von diesen gingen aber während des englischen Seekrieges 37 verloren, so daß Frankreich im Jahr 1760 nur über 17 Linienschiffe zu gebieten hatte." Diese erhöhte nun Choiseul bis auf 64, und ließ 50 Fregatten dazu bauen.

Die neue Seemacht diente ihm zwar keineswegs zur Rettung der nordamerikanischen Kolonien Frankreichs, wohl aber

Digitized by Google

zur Eroberung der Insel Korsika, welche das Hauptverdienst Choiseuls am Frankreich ist. Die Korsen lagen lange im Krieg mit den Genuesen, von denen sie unterjocht werden sollten. Der tapfere Paoli behauptete die Insel. Da wurden die Genuesen der Sache satt und verkauften Korsika um zwei Millionen an Choiseul, der sie mittelst eines Heers von 30,000 Mann zur Unterwerfung bringen ließ, im Jahr 1769. Die Korsen unterlagen in der Schlacht bei Pontenuova. Unter den damals vor den Franzosen Fliehenden befand sich auch Lätitia Bonaparte, die am 15. August den großen Rächer Korsikas an Europa gebar, nachdem am 13. Juni vorher Paoli sein Vaterland verlassen hatte. Paoli fand bekanntlich eine ehrenvolle Aufnahme in England, lebte dort noch bis 1807 und liegt in der Westminsterabtei unter den Königen und Helden Englands begraben.

Herr von Schlözer weist darauf hin, wie folgereich der Staatsstreich Choiseuls, der Korsika in Frankreichs Besitz brachte, für Europa gewesen sey, sofern jetzt erst Katharina II. sich durch Frankreichs Beispiel berechtigt glaubte, zur Theilung Polens schreiten zu dürfen. Nehmt ihr Korsika, was euch bequem ist, dachte die Czarewna, so nehme ich Polen, was mir bequem ist. Choiseul bewegte zwar Himmel und Erde, um im Interesse Frankreichs Polen zu retten; allein Ludwig XV. selbst arbeitete ihm hierin entgegen. Dieser faule und frivole Monarch wollte endlich um jeden Preis Frieden haben und gab seinen geheimen Agenten an den auswärtigen Höfen Befehle, um die sein eigener Minister nicht wußte und die dessen offiziellen Erklärungen schnurstracks zuwiderliefen.

Die dritte wichtige Staatsangelegenheit, bei der Choiseul hauptsächlich sich betheiligte, war die Unterdrückung der Jesuiten. Zwar handelte er hier nicht selbstständig, sofern er nur der Pompadour folgte, doch entsprach es seiner durchaus der Aufklärung zugewandten und der Kirche abgeneigten Meinung, den Orden zu verfolgen. Was die Pompadour so leidtlich gegen den Orden erbitterte, war die sittliche Strenge ihres jesuitischen Beichtvaters. Also war es wenigstens in Frankreich nicht die Unsittlichkeit, sondern die Sittlichkeit, die den Jesuiten ihre Verfolgung zuzog. Damit hängt nun aufs genauste die Begünstigung der Freigeisterei unter dem Ministerium Choiseul zusammen. Choiseul selbst war der vollkommene Ausdruck des damaligen Zeitgeistes. Wenn er die Staatsgeschäfte irgend mit Ernst behandelt hätte, so würde ihn der König bald entlassen haben. Choiseul wußte alle, auch die wichtigsten Staatsverhandlungen in die Form einer gleichsam nur gelegentlichen heitern Unterhaltung bringen, so daß sie den Geschäftscharakter gänzlich verloren. Diese Frivolität breitete sich über alles aus. Ueberall standen galante Damen an der Spitze der Gesellschaft, und um die Langeweile zu vertreiben und in die sinnlichen Genüße eine Abwechslung zu bringen, wurden die Schön- und Freigeister (les esprits beaux et forts), die Philosophen und Dichter aus der niedern Sphäre in die höhere Gesellschaft erhoben, deren Grundton fortan die Religionsspötterei wurde. Selbst die französische Geistlichkeit wurde, wie sie schon vorher galant gewesen, nun auch aufgeklärt und freigeistig. Alles wurde leicht und wichtig genommen; je ernster, je heiliger die Aufgabe, desto leichtfertiger nahm man sie. Zur Ausbildung dieses Hof- und Gesellschaftstons in Paris trug nun das Ministerium Choiseul nicht wenig bei und half dadurch die große Revolution vorbereiten.

Der Verfasser beleuchtet die damaligen Salons und Salonköniginnen noch etwas näher. Wer die feine Grazie mißkennen wollte, wodurch jene Damen selbst die Korruption gleichsam zu veredeln wußten, würde sehr Unrecht haben. In sehr vielen Fällen, socialen wie literarischen, begann eigentlich die Unmuth erst da, wo die Sittlichkeit aufhörte. Allein die Völker sind nicht achtungswürdig und auch nicht glücklich zu preisen, die solche Erscheinungen auf die Oberfläche ihres Lebens drängen. Napoleon hatte wohl sehr recht, mit der Frau von Staël das unmännliche Regiment der Blaustrümpfe auf einige Zeit aus seinem martialischen Kaiserreiche zu verbannen. Er verlangte von den Frauen Frankreichs nichts, als daß sie Mütter seyn sollten und traf damit den Nagel auf den Kopf. Unter den Bildern, die uns Herr von Schlözer vorführt, hier nur eins. „Welch ein Bild der Unnatur bietet uns das Leben der Frau von Tencin. Ursprünglich Nonne, Stiftsdame, dann die Geliebte des Dekhenchs, eine zweite Lady Macclesfield trägt sie ihr Kind in den Windeln unter das Portal einer Kirche, um es hier seinem Schicksale zu überlassen; eine neue Bekanntschaft mit dem Kardinal Dubois benutzt sie, um ihren Bruder zum Erzbischof, sich selbst zur Königin der Pariser Salons zu erheben, und nach zwanzig Jahren ist aus dem verstoßenen Kinde der berühmte d'Alembert geworden, den eine arme Glasverkäufin zu sich genommen und erzogen hat. Das war die Stifterin der neueren Pariser Gesellschaften." Bekanntlich setzte auch Rousseau seine Kinder aus. Die Unmündigkeit gab sich auch in dem allgemein herrschenden Ammenspstem zu erkennen. Die Revolution und Napoleon unterbrachen den Gang der französischen Mode, indem sie ihr den galanten und weiblichen Charakter nahmen und eine rauhe Männlichkeit an die Stelle setzten. Nachher aber ist die Mode wieder in das alte Geleis zurückgelehrt nur mit gleichsam verwechselten Spuren, denn die Männer sind jetzt nicht wieder den Weibern zuliebe weibisch, sondern umgekehrt die Weiber sind den Männern zuliebe männisch geworden. Eine und dieselbe Unnatur hat nur die Seiten ihrer Erscheinung gewechselt.

Choiseul wußte bei aller Flachheit des Geistes doch den edeln Anstand zu wahren. Seine Gesellschaft war feiwol, aber vornehm. Daher würdigte er sich auch nicht herab, nach dem Tode der Pompadour der neuen Maitresse des Königs, der berüchtigten Gräfin Dubarry zu dienen, deren Sitten die des Pöbels waren und welche die Sprache des Pöbels zur Hofsprache machte, ehe es noch Jakobiner gab. Einer Pompadour konnte Choiseul dienen, weil sie die tiefste Korruption wenigstens unter vornehmer Maske barg. Einer gemeinen Dirne, wie der Dubarry, zu dienen, vermochte er nicht. Sittliche Gründe unterstützten dieses Benehmen nicht, aber Gründe des Geschmacks, der Instinkt der vornehmen Natur. Der Adel, die Bürgerschaft theilte sein Gefühl, selbst der König wagte lange nicht, den Minister seiner Lustdirne zu opfern. Es ist charakteristisch, wie Frankreichs ritterliche Erinnerung sich gegen die Pöbelhaftigkeit wehrte, wie der Geist des einst so romantischen Hofes sich sträubte, in die Slue zu fahren. Die Intriguanten, welche gern das Portefeuille gehabt hätten, mußten allerlei Listen anwenden, um den König zu stimmen. Wie abnungsvoll! Sie verdächtigten Choiseul, als begännige sein Verhalten eine allmählig gegen den Thron sich bildende Opposition. In der That hatte Choiseul die Parlamente mehr oder weniger gewähren lassen und in diesen begann jener Geist der Reformen sich zu regen, der durch Montesquieu und Rousseau geweckt worden war, während die eigentliche Gesellschaft und die Literatur nur das Alte verspotteten, ohne den Ernst der Neuzeit vorauszuahnen. Wie versuhr nun Maupeou, der Hauptgegner Choiseuls? „Unter den Meisterwerken der niederländischen Schule, welche heute die Hallen des Louvre schmücken, bemerkt man ein großes Gemälde von Van Dyck, welches den König Karl I. von England darstellt, wie er als Flüchtling, begleitet von seinen letzten Getreuen, einem Stallmeister und einem Pagen, am Ausgange eines

Digitized by Google

Waldes anlangt. Dieses Bild hatte damals Maupeou der Gräfin Dubarry geschenkt, um es im Pavillon von Luciennes in dem Gemache, wo der König auszuruhen pflegte, aufzuhängen. Und wenn dann Ludwig, von der Jagd heimkehrend, sich auf der Ottomane niederließ, von der aus sein Blick gerade auf das Bild fallen mußte und die Gräfin ihm ihre auswendig gelernten Redensarten hersagte: „Dies sey das Schicksal eines Königs, welcher die Widerspänstigen nicht zu bezähmen verstanden habe: er müsse die Parlamente aufreiben, sonst stürze er sich ins Verderben," oder wenn sie ihm bei seinem Eintritte in den Garten freudestrahlend mit der Nachricht entgegensprang: sie habe ihren Koch Choiseul weggejagt, wann er denn endlich den seinigen zu entlassen gedenke," oder wenn sie anscheinend harmlos spielend, Orangen in die Höhe warf, um sie wieder zu fangen und bei jedem Wurfe ausrief: Saute Choiseul, saute Praslin! — der König mußte, so sehr er sich auch sträuben mochte, allmählig durch die Reckereien der Geliebten zur Nachgiebigkeit gestimmt werden." Zu Weihnachten 1770 erhielt Choiseul seine Entlassung. Die Hauptfolge dreselben war, daß nunmehr die Theilung Polens vor sich gehen konnte, ohne daß Frankreich ein ernstes Hinderniß einlegte. Der blasirte König fühlte es, wie überhaupt er gehandelt, und sagte in einem unbewachten Augenblick: „Hätte ich Choiseul behalten, so wäre Polen nicht getheilt worden."

Möge der Verfasser mit so greifbaren Schilderungen, wie die vorliegende, fortfahren.

Nationalökonomie.

Das Lottospiel und die Spielbanken. Eine statistische Betrachtung. Baden-Baden, Marr, 1848.

Diese kleine Flugschrift enthält eine gute Zusammenstellung der Lotterie und Spielbankeinbuzgen in Deutschland und andern europäischen Ländern, mit der gehörigen Nutzanwendung. Die Spieleinsätze werden unter dem Gesichtspunkt von Steuern betrachtet, denn das sind sie dem Wesen nach, gleichviel ob freiwillig oder unfreiwillig. Als Steuern aber sind sie auf die ungleichste Weise getheilt, so wie auch der Nutzen, den sie dem Staat abwerfen, in gar keinen Vergleich kommen kann mit dem Nutzen anderer Steuern, während ihm gleichzeitig ungeheure Nachtheile aufwiegen. Man hat berechnet, wie viel jeder Kopf oder durchschnittlich jede Familie jährlich zu den Staatssteuern beitrage. Der ungenannte Verfasser vorliegender Schrift berechnet nun auch, wie viel in den lotterspielenden Staaten jeder Kopf oder durchschnittlich jede Familie jährlich der Lotterie opfere.

Er beginnt mit Oesterreich. Hier wurde das Lottospiel im Jahr 1721 durch den Italiener Gatadi als Lotto di Genoa mit 90 Zahlen, wovon bei jeder Ziehung fünf herauskommen, eingeführt. Er erhielt ein ausschließendes Privilegium, mußte zur Sicherstellung der Gewinnste und des Nachschillings 300,000 fl. Kautionen in die Bank legen, und sich beim Spiel selbst der Staatsaufsicht unterjodren. 1787 nahm es die Hofkammer in eigene Regie, setzte eine eigene Lotto-Direktion nieder, und verbot bei 100 Dukaten Strafe alles Spielen in auswärtigen Lotterien. — Der Verfasser citirt aus den Wiener Jahrbüchern von 1842 einer Uebersicht über den Lotterievertrag der Jahre 1836—1840 in Oesterreich, mit Ausschluß Ungarns, welches auf eigene Rechnung ebenfalls spielt. „Der Hauptdurchschnitt ergab auf 100,000 Einwohner = 313,947 Lotterieeinlagen, also für die Gesammt-Einwohnerzahl von 20,975,357 = 65,851,504 Einlagen. Die niederste Einlage soll 4 bis 6 kr. betragen, wie viel die höchste beträgt, ist uns nicht bekannt, soll aber sehr bedeutend seyn. Wir wollen durchschnittlich nur 12 kr. per Einlage annehmen, so wäre der Umsatz der Lotterieloose, — ohne die ungarischen Länder, wo gleichfalls gespielt wird, — 13,170,300 fl. jährlich, eine Summe, die den Resultaten des Jahres 1815 sehr entspricht, und eine Nettoeinnahme für den Staat à 34⅔ von 4,447,900 fl. nachweist. Der gothaische genealogische Hofkalender für das Jahr 1848 gibt im Budget Oesterreichs eine Nettoeinnahme durch das Lotto von 4 Millionen Konventionsmünze, was in Reichsmünze 4,800,000 fl. ausmacht. Da nun die Volkszahl, wie bereits angezeigt, 20,975,357 beträgt, so kommt der Kopf bei 13,170,300 fl. jährlich auf 37,6 nahe 38 kr. Die Familie à 5 Köpfe aber auf 3 fl. 8 kr. Die Nieder- und Ober-Oesterreicher und die Italiener auf das Zweifachte. Welch eine freiwillige Steuer und wie ungleich ihre Vertheilung!! Der Dr. Frhr. von Reden hat in der Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik 10tes Heft Okt. 1847 Seite 884 das Lotteriespiel der österreichischen Gesammt-Monarchie aus den zuverlässigsten Quellen folgendermaßen angegeben:

Lotteriefälle:

pro 1842	=	12,876,000 fl. C.-M.	=	15,451,200 fl. rhn. brutto.
„ 1846	=	13,400,000 „ „	=	16,080,000 „ „

Die Ausgaben

pro 1842	=	9,274,000 „ „	=	11,128,800 „ „
„ 1846	=	10,000,000 „ „	=	12,000,000 „ „

Ueberschuß

pro 1842	=	3,602 000 „ „	=	4,322,400 „ „
„ 1846	=	5,400,000 „ „	=	6,480,000 „ „

Letzterer schwankt begreiflich stärker als alle übrigen Staatseinnahmen, und pflegte früher zwischen 3 und 5, jetzt zwischen 5 und 6 Millionen sich zu bewegen."

Preußen war weniger im üblen Ruf hinsichtlich des Lottespiels, als Oesterreich, und doch sagt unser Schrift: „Der Hauptfinanzetat dieses Königreiches für das Jahr 1847 — wie solcher dem vereinigten Landtage vom 3. April 1847 vorgelegt werden ist — enthält unter dem Titel:

6. Einnahme von der Lotterie:

976,792 Thlr. — Antheil zu 12½ % an sämmtlichen Gewinnen.
53,080 Thlr. — zufällige Einnahmen.

1,029,872.

Davon ab:

111,860 Einnehmer-Gebühr 1½ % von debitirten Loosen.
33,210 Besoldungen und Verwaltungskosten.
10,000 Vertrieb an nicht abgesetzten Loosen.

155,070

Rest, wie oben.

(Gothaischer genealogischer Hofkalender von 1848, S. 564.)

Der Freiherr von Reden hat in der Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik 10tes Heft S. 884 die Oesterreich gegenüber entsprechenden Einnahmen des preußischen Hauptfinanz-Etats aufgestellt und die Brutto-Lotterieeinnahme in Preußen auf 1,030,000 Thlr. angegeben. Es ist aber unter dieser Summe der Gewinn der Parien nicht enthalten. Wäre dieselbe unter dem Betrag enthalten gewesen, so hätte man ihn in Ausgabe stellen müssen, was im Ausgabe-Budget nirgends geschehen ist. Die benannte Summe ist demnach die Nettosumme des Lottogefälle. Wenn 12½ % am Gewinn = 976,792 Thaler ausmachen, so beträgt das Ganze, nämlich 100 % = 7,814,078 Thlr.

Hiezu zufällige Einnahme . . . . . 53,080 „

7,867,158 Thlr.

Digitized by Google

oder 13,767,978 Gulden rhein. Da nun Ende 1846 die Volkszahl 16,112,948 Köpfe betrug, so stellt sich das Lotteyspiel per Kopf auf 51½ kr., per Familie auf 4 fl. 16 kr. oder 2¹⁴⁄₁₅ Thaler. Es müssen in Preußen bedeutendere Einsätze Statt finden, als in Oesterreich, da hier per Familie nur 3 fl. 8 kr. resultirt hatten."

Von Bayern heißt es: „Nach der Erfahrung und den Regeln der Wahrscheinlichkeit wird angenommen, daß der unbestimmte Ausgang nach 18 Ziehungen, die unbestimmte Ambe nach 424, die Terne nach 12,420, und die Quaterne nach 540,480 Ziehungen einmal herauskomme. Die Regierung spielt daher mit ihren Unterthanen ein sehr ungleiches Spiel; allein der großen Unwahrscheinlichkeit des Gewinnes ungeachtet, ist doch die Leidenschaftlichkeit für dieses Spiel so verbreitet, daß die Einlagen jährlich drei bis nahe fünf Millionen Gulden betragen; aber die Regiekosten, besonders die hohen Tantiemen der Kollektenes und des bei der Generaladministration angestellten Personals verschlingen einen so großen Theil der Einnahme, daß der Reinertrag nach vierjährigem Durchschnitt von 1819 bis 1823 nur 1,136,849 fl. beträgt."

Besonders wird über die Lotterie in Frankfurt am Main geklagt. „Es liegt vor uns der Plan der 113ten garanten Frankfurter Stadt-Lotterie, mit dessen Hülfe die freie Stadt Frankfurt alles thut, was in ihrer Macht steht, um das gewinnsüchtige deutsche Publikum um sein gutes Geld zu bringen und dessen Spielwuth zu nähren. Für 26,000 Loose zu 90 fl. läßt sich diese Stadt bezahlen 2,340,000 fl. Die Ausgaben, welche dieser Einnahme entsprechen, betragen dagegen nur Preise und Prämien in der 6ten Klasse über 1000 fl. 556,000 fl. abzüglich 12 % = 66,720 fl. . . . . 489,280 fl. — kr.
desgleichen unter 1000 fl. 739,415 fl., ab
züglich 10 % 73,941 fl. 30 kr. . . . . 663,473 „ 30 „
Sämmtliche Freiloose der 6ten Klasse . . 474,200 „ — „

1,628,953 fl. 30 kr.
Die Differenz beträgt daher . . . . . 711,846 „ 30 „
Also fast die Hälfte der ganzen Auslage der Stadt."

Andere deutsche Lotterien z. B. in Hamburg, so wie die Güterlotterien werden nun im Vorbeigehen erwähnt; dann geht der Verfasser auf die Lotterien des Auslandes über und rühmt Frankreich, daß es sich des Lottos und der Spielbanken entledigt habe.

Für das Lotto wird gewöhnlich angeführt, die Finanzen des Staats erhielten dadurch einen kaum entbehrlichen Zufluß. Aber der Staat soll sich nie unsittlicher Mittel bedienen, und nicht Spekulationen auf die Habgier oder den Aberglauben der Privaten gründen. Der Verfasser hätte noch auf einen Umstand aufmerksam machen dürfen, der so viel uns bekannt, auch anderwärts noch nicht geltend gemacht worden ist, nämlich auf den grellen Widerspruch, in welchem sich das Lotteyspiel mit den kommunistischen Ideen der Neuzeit befindet. Auf der einen Seite will man die Gleichheit der Arbeit und des Gewinns bis zur äußersten Pedanterei leeiben, während auf der andern Seite eben so eine Lotterie hinein der blinden Fortuna gehuldigt wird und Tausende ihr letztes Scherflein hergeben und Bettler werden, um einem glücklichen Gewinner zu bereichern.

Für das Lotto wird ferner angeführt, daß die Spielsüchtigen in die Lotterie des Nachbarstaats setzen würden, wenn es keine einheimische Lotterie gäbe, daß daher der Staat, wenn er das Uebel nicht verhindern könne, wenigstens seinerseits einigen Nutzen davon ziehen müsse. Gleichwohl hat die französische Regierung auf die Gefahr hin, daß Franzosen in deutsche oder italienische Lotterien setzen, jedes Lotteyspiel in Frankreich verboten und daran wohlgethan.

Für das Lotto wird endlich angeführt, es stehe in Jedermanns freiem Willen, zu spielen oder nicht. Dagegen läßt sich nur einwenden, der Staat soll seinen Bürgern keine Gelegenheit geben, den freien Willen zu verführen und aufs Schlimme und Nachtheilige zu lenken.

Der Verfasser verwirft entschieden alle Lotteyspiele, so wie die Spielbanken und trägt auf deren gänzliche Abschaffung an. Allein er macht einen Unterschied zwischen beiden und behauptet, die Spielbanken, an denen vorzugsweise nur die Reichen und Vornehmen spielen und die im Ganzen nur ein weit geringeres Kapital in Umschwung setzen, seyen weniger gefährlich, als das Lotteyspiel, bei dem die ärmeren Klassen sich betheiligen und wobei viel mehr Geld verloren wird. Er trägt nun, in spezieller Beziehung auf Baden-Baden: warum denn gerade hier der Anfang gemacht werden solle? und ob es nicht besser wäre, zuerst das Lotto, und dann erst die Spielbänke abzuschaffen, wie das auch in Frankreich geschehen ist? Folgendes sind seine Argumente: „Wir sehen, daß diese Hazardspiele, wie die Zahlen- und Klassenlotterien, Glücksspiele sind. Die Spielbanken liefern nur andere Formen, sie sind mehr für die höhern Cirkel der Gesellschaft geschaffen, verfeinert, anlockender durch grüne Tische — die Silber- und Goldrollen, die da ausgethürmt liegen, und die Schnelligkeit, in der man sein Glück oder sein Unglück machen kann. Diese Spiele sind in der Regel verderblich, und führen den Pointeur zum Verlust; einmal, weil schon an und für sich das Spiel so berechnet ist, daß der Bankhalter im Vortheil steht, dann aber auch, weil der Pointeur den Einwirkungen der Leidenschaft ausgesetzt ist, während der Bankhalter, er mag gewinnen oder verlieren, immer gleichförmig fortspielt. Aber sind gerade sie ist es auch bei dem Lotto, die Staatsfinanzbehörden, in Bayern Lotterkammern genannt, sind die Bankhalter und ziehen, wie wir aus den Berechnungen gesehen haben, durchschnittlich 12 bis 34 % und mehr der Einsätze als Reinertrag. Der einzige Unterschied mag seyn, daß man beim Lotto alle acht Tage, bei der Spielbank aber jede Minute das Resultat des Spieles erfahren kann. Auch in der Größe des Gewinns und des Verlustes ist kaum ein Unterschied, man kann im Lotto 15,000 fl., ja 100,000 fl. und mehr gewinnen, während die Spielbanken ein ähnliches aber geringeres Verhältniß liefern. Und doch kämpfen die Literaten und Kammern fast ausschließlich nur mit den Spielbanken, während die beiden Spiele in innigem Zusammenhange stehen, und besonders das Lotto wegen seiner großen Ausdehnung und der Spielsucht der untern Volksklassen gewiß schädlicher genannt werden muß, als die Spielbanken in den Bädern zu Pyrmont, Aachen, Spaa, Wilhelmsbad, Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden, die vielleicht mit den Pointenes 2 bis 3 Millionen Gulden gegenseitig hazardiren. Denn nur die drei letzteren Bäder sind von Bedeutung — und den gebildetern und reichern Klassen angehörend, die zum großen Theil die Mittel zum Spiele besitzen. Aber auch wir wollen, daß alle diese so beliebten und theilweise nur verhaßten Glücksspiele fallen, und zwar mit einem Schlag. — Man hat in Frankreich zuerst das Lotto verbannt, nachher die Spielbanken! zuerst das Schädlichere, sodann das Schädliche."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 67. Dienstag den 19. September 1848.

Volksschulwesen.

Die Neugestaltung der Volksschule. Von J. Gottfried Rau, Pfarrer in Rietenau. Stuttgart, Metzler, 1848.

Obgleich zunächst nur Würtemberg betreffend, hat diese kleine Schrift doch Bedeutung für das ganze, namentlich protestantische Deutschland, in welchem die Volksschule zu Kirche und Staat überall ziemlich in dem nämlichen Verhältnisse steht.

Vor allem macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß nur wer die Erziehung der Jugend in seinen Händen habe, der Zukunft Meister seyn werde, daß aber keine Partei des Sieges sich erfreuen werde, die nicht auch das Rechte treffe und die rechten Mittel anwende. Um nun das Rechte zu finden, zieht er die verschiedenen Ansprüche in Erwägung, auf die es hier ankommt. Zuerst windet er dem Staate das Recht, die Schule zu beaufsichtigen im Gegensatz gegen die, welche eine völlige Emancipation der Schule auch vom Staate verlangen. „Die Erziehung der Jugend ist nicht bloß Sache des Einzelnen oder der Gemeinde, sondern eben so sehr des Staates. Es gehört mit zu seinen großen Aufgaben, seine künftigen Bürger in der Weise zu erziehen, daß sie im Stande sind, dereinst ihre Pflichten gegen das Vaterland nach deren ganzem Umfange zu erfüllen. Er wird daher, so viel an ihm ist, für ihre physische wie geistige Entwicklung und Kräftigung sorgen, und wird ihre Bildung in Einklang mit seinen Institutionen setzen. Nimmermehr kann es ihm gleichgültig seyn, ob die kommende Generation oder auch nur ein Bruchtheil derselben in der Verwilderung aufwachse, oder ob die Erziehung derselben eine verkehrte, dem Gesammtwohl Gefahr drohende Richtung erhalte. Er hat vielmehr dem Prinzip der Selbsterhaltung zufolge das unveräußerbare Recht, sich hiegegen eben so gut wie gegen Elementar-Ereignisse zu schützen. Das Bedürfniß einer durch den Staat geregelten Erziehung ist aber um so größer, je freier die Verfassungsformen sind, und je größeren Spielraum sie dem Einzelwillen gewähren, denn je weniger dieser umschränkt ist durch das äußerliche Gesetz, um so mehr liegt die Bürgschaft des öffentlichen Wohls in der inneren Selbstbeschränkung, in der Tugend und Sitte der Bürger. Die Gesetzgeber des Alterthums waren von diesen Wahrheiten so sehr überzeugt, daß wir eben in den klassischen Republiken Athen, Sparta, Rom die Erziehung der Jugend beinahe ganz dem Belieben der Eltern entrückt und in die Hände des Staats gegeben sehen.“ Durch das Christenthum, führt der Verfasser fort, sind der Familie in dieser Beziehung neue Rechte erworben und durch die Kirche geschirmt worden. „Die Kirche ist nicht bloße Dienerin des Staats, weil ihre Zwecke über die des Staats hinausgehen, insofern sie sich das ewige Wohl ihrer Angehörigen zu ihrem Ziele setzt. Hiemit ist der Kirche ein Gebiet gerettet, das für die Allmacht des Staates ebenso unantastbar wie unerreichbar ist. Auf diesem der Kirche geschirmten Gebiete liegt eben die Freiheit der Gewissen, die Freiheit der christlichen Familie und das Recht ihrer Mitsprache bei der Erziehung der Ihrigen. In den hervorragendsten Staaten des heidnischen Alterthums war dieses Recht so gut wie vernichtet. Der moderne Staat, indem er die Freiheit der Kirche, der Religion, des Gewissens anerkennt, spricht eben damit ein Anrecht der Familie an die Erziehung ihrer unmündigen Glieder aus, welches seinen eigenen Ansprüchen an die Erziehung seiner künftigen Bürger vollkommen gleich und ebenbürtig ist. Bei all seiner äußeren Machtfülle wird und muß der Staat dieses Recht der Kirche auf allen Gebieten, wo seine Interessen mit denen jener in Berührung kommen, als ein duechaus ebenbürtiges achten; er wird daher auch die Erziehung der Jugend — ohne seinem eigenen wohlbegründeten Recht das Mindeste zu vergeben — nicht von sich allein aus, sondern im Einklang mit der Kirche, oder, was bei der Gleichberechtigung aller Konfessionen aus Seiten dasselbe ist, im Einklang mit der christlichen Familie feststellen und ordnen.“

Nun führt aber der Verfasser aus, daß diese natürliche Stellung der Schule zu Staat und Kirche bisher in Würtemberg verkannt worden, und daß wenigstens die Volksschule ausschließlich und einseitig von der Kirche abhängig gewesen sey. Von den gelehrten Schulen und von der Universität läßt sich dieß nicht behaupten. Es ist allbekannt, daß in Tübingen eine Richtung in der Theologie vorherrschend geworden ist, die in ihren letzten Konsequenzen wie aus der Kirche, so überhaupt aus dem Christenthum hinausführt. Die Volksschule dagegen stand immer unter der ausschließlichen Leitung der Pfarrer und eines Systems, welches Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Gesangbuchliedern zur fast einzigen Aufgabe des Unterrichts machte. Der Beweis ist leicht zu führen. Man darf nur in die Lehrpläne und in jede Dorfschule hineinblicken. Einer jener Diözesanlehrpläne lag dem Verfasser gedruckt vor. „Als Stoff für das Memoriren finden wir hier aufgeführt 507 Sprüche aus dem neuen Spruchbuche, 90 Lieder aus dem Gesangbuche, das Konfirmationsbüchlein und den Katechismus. Schauen wir diesen Memorirstoff etwas näher an, so haben wir, wenn wir ein Gesangbuchlied durchschnittlich zu sechs Versen annehmen, zu den 507 Sprüchen hin noch 540 Liederverse; sodann die 73 Fragen des Konfirmationsbüchleins und etwa eben so viele Fragen des Katechismus; zusammen in runder Summe ungefähr 1200 theils längerer, theils kürzere Gedächtnißstücke. — Ich eröffne den Einblick in eine würtembergische Volksschule im letzten Halbjahre vor der unzweifelhaft bevorstehenden Visitation des Herrn Dekans. Zweihundert Gedächtnißstücke werden für

Digitized by Google

diesen verhängnißvollen Tag zugerüstet und in Bereitschaft gehalten; jedes Kind der ältesten Klasse vom dreizehnten bis vierzehnten Jahre muß alle zwölfhundert „ferm“ auswendig wissen, denn welchen der Sprüche, welches der Lieder der Herr Inspektor anziehen wird, darüber ruht unburchdringliches Dunkel. Da bleibt natürlich kein anderer Ausweg, als der, alle „ferm“ zu lernen. Man hat ja dazu eine lange Zeit. O gewiß, es war eine Kleinigkeit, diese zwölfhundert Stücke auswendig zu lernen, im Vergleich mit der Danaidenarbeit, sie immer von neuem wieder zu sammeln und festzuhalten, sobald nur ein Tröpflein des zusammengebrachten Vorraths dem lecken Gefäß zu entrinnen drohte, um endlich am großen Entschidungstage das ganze volle Faß, den ungeschmälerten Vorrath dem Herrn als süßen Opfergeruch darzubringen. Das geht nun einmal auf keine andere Weise, als durch endloses, Monate lang fortgesetztes Repetiren. Bei der übermäßigen Anstrengung der Repetirstoffe zeigt sich aber gar bald, daß der Schulmeister die Masse für sich allein nicht mehr zu bewältigen vermag. Er beginnt also das Geschäft en gros zu betreiben. In allen Ecken der Schule stehen ältere Kinder als seine Stellvertreter und haben einen Kreis jüngerer um sich versammelt, welche die Lieder und Sprüche nach Dugenden, nach Halbhundreten auffagen, während das Halbholz des Schulmeisters waidlich auf den Rücken und Händen der Kinder arbeitet. Hat man die Sache Wochen und Monden lang also betrieben, und ist man glücklich am zwölfhundertsten Spruche oder Liederverse angelangt, so kommt die Danaidenarbeit an den Tag. Der Schulmeister bemerkt mit Kummer, daß ihm ein Theil des Eingeschütteten zu den Lecken und Löchern hinausgeronnen ist, während ein anderer Theil überfließt, weil das Gefäß die Masse nicht mehr zu fassen vermochte. Es wird also von vorn angefangen; das zehn- zu hundertmal Hergesagte wird von neuem zum Memoriren aufgegeben, von neuem hergefagt, von neuem eingebakelt. Diese Eine übermäßige Anstrengung eines an sich untergeordneten Vermögens absorbirt zum Voraus die Entfaltung und Thätigkeit der übrigen edleren Geisteskräfte, wirkt eben dadurch lähmend und verdummend und fördert den unglücklichen Hang unseres Landvolks zur Indolenz und Gedankenfaulheit, ohne auch nur dem Gedächtniß selbst, eben weil seine Ausbildung eine zu einseitige und einseitige ist, zu einer rechten nachhaltigen Kräftigung zu verhelfen.“ Weiter wird ausgeführt, wie der deutsche Sprachunterricht, das Schreiben und Singen mit Ausschluß jedes andern Stoffs sich auch immer nur wieder auf jenes geistige Gedächtnißmaterial beziehen, und etwa nur 3—4 wöchentliche Rechnungsstunden davon eine Ausnahme machen. Für „das Allgemeinste, Wichtigste und Gemeinschte der Erdkunde, vaterländische Geschichte, Naturlehre und Naturgeschichte“ sey nur eine einzige Stunde in der Woche vorbehalten.

Insbesondere wird gezeigt, wie die ländliche Jugend wie derholt die ganze Bibel lesen, also auch das ganze mosaische Ritual, die ganze mosaische Gesetzgebung in ihren oft nicht saubern Details, die unendlichen Genealogien ꝛc. studiren, und mit welchem Fauxen Schweiße sie die Doppelreihen der Könige von Juda und Israel auswendig lernen müssen, während sie von der Vorzeit ihres deutschen und speciell schwäbischen Vaterlandes nicht das mindeste erfahren und eben so wenig von der Landeskunde der Gegenwart; weßhalb ihr z. B. Schleswig etwas total Unbekanntes sey.

Der Verfasser macht eine launige Nutzanwendung davon auf die politische Aufregung der Gegenwart. Während man Urwahlen verfügt, befindet sich das Landvolk selbst auf einem so alten Boden konstitutionellen Lebens, wie in Württemberg, keineswegs in der Lage, seine Freiheit verstehen und weise gebrauchen zu können. „Die Wehrzahl unseres Volkes hat für alle jene Errungenschaften, welche uns die neueste politische Bewegung theils schon gebracht hat, theils noch bringen soll, keinen Sinn, sofern sie nicht sehr fühlbare materielle Erleichterungen in ihrem Gefolge haben. Oder vielmehr, um es noch wahrer, aber zugleich herber zu sagen: die große Mehrzahl würde alle jene den gebildeten Ständen so werthvollen Güter, die Freiheit der Presse, das Versammlungsrecht, das Waffenrecht, das in Aussicht gestellte Geschwornengericht, die Religions- und Kultusfreiheit, die Lehr- und Lernfreiheit, kurz alle aus dem Prinzip der Volkssouveränität oder Volksunmittelbarkeit fließenden Rechte augenblicklich und unbedenklich preisgeben, ohne sich im geringsten um das Wohlgefallen oder Mißfallen der „Herren und Städter“ zu bekümmern, wenn sie nur jene materiellen Erleichterungen durch eigene Kraft zu erringen wüßte, denn sie hat bei der Enge ihres Geschichtskreises keine Ahnung davon, daß bei Preisgebung der ehreren, geistigen Güter alle materiellen Erleichterungen im höchsten Grade prekär und ganz gewiß von nur sehr kurzer Dauer seyn würden.“ Was kümmert sich der Bauer um Pressfreiheit? was um Lehrfreiheit? Was weiß er von seinem großen Vaterlande, um den Werth der Heere und die Waffenehre zu verstehen? „Der Gedanke, daß im Waffenrecht des freien Mannes Schmuck und Ehre liege, ist unter unserem Landvolk äußerst spärlich verbreitet. Ich meinerseits habe ihm noch gar nicht begegnet, trotz vieler Versuche, ihn herauszulocken, wohl aber einem verdrießlichen Murren über die Kostspieligkeit, Gefährlichkeit und Plackerei der Sache. Oberamtleute, welche sich mit Organisirung der Volksbewaffnung abgeben, könnten darüber allerlei Entdeckungen preisgeben, wenn sie nicht besorgten, anderen Orts anzustoßen und als Gegner der guten Sache verdächtigt zu werden. Das Versammlungsrecht ist dem Bauer gar nichts Neues. Er übt es seither, so weit es für ihn Genuß und Sinn hatte, unverkümmert aus, auf Märkten, Kirchweihen und Rathhäusern, wo er über Anschaffung von Farren und Ebern, über Wolkäufe, Vegantegungen und dergleichen seine Meinung frei und unbeschränkt sagen durfte, es war ihm also durch die präventierende Polizei auch hierin nichts entzogen, was für ihn Werth haben konnte. Eine politische Versammlung zu Entwerfung von Adressen für Schleswig-Holstein (wovon er eben jetzt zum erstenmal in seinem Leben den Namen hörte), zu Einreichung von Petitionen um Pressfreiheit und die viele Vormacherei um derlei Dinge, wäre ihm jedenfalls als eine Lächerlichkeit, als eine wahre Hanswurstiade erschienen, wenn er nicht wahrgenommen hätte, daß sich Leute dabei betheiligten, die ihm doch von sonsther als kluge Köpfe bekannt waren. Wer weiß, ob er nicht trotzdem im Stillen dergleichen Ereignungen als einen Spaaten ansah, der eben manchmal auch die geschichtlichen Leute unwohle“ Nur für zweierlei habe der Bauer in politischer Beziehung Sinn, einmal für das bisherige Königthum, die einzige Staatsform, die er kennen lerne, daher er auch so leicht sich loyal begeistere und vom Geistlichen leiten lasse, und zweitens für die Anarchie, die ihm eine augenblickliche Befreiung von allen seinen Lasten und Verpflichtungen verheiße, daher er sich eben so leicht von den Aposteln der Hecker'schen Republik bethören lasse. Für die künftlichteren Staatsformen, die zwischen jenen Extremen in der Mitte liegen, habe er ungleich weniger Sinn und Gefühl.

Um nun das Landvolk wenigstens auf die Höhe des Bürgerstandes zu erheben, ihm den Werth der modernen Konstitutionen, der Pressfreiheit, Schwurgerichte ꝛc. begreiflich zu machen, und hauptsächlich auch, um ihm sein großes Vaterland und das patriotische Ehrgefühl zum Bewußtseyn zu bringen, das ihm so ganz abgeht, wäre die Schule in Anspruch zu nehmen. Wenn nur durch etwas mehr Realunterricht, der neben dem religiösen einhergeinge, das Landvolk in der

Digitized by Google

Gegenwart orientirt würde, so würde sich alles Andere von selber machen.

Herr Rau gehört nicht zu denen, welche den bisherigen Unterricht ganz verdrängen wollen. Er vindicirt ihm vielmehr sein Recht, ist aber überzeugt, daß wenn daneben noch die Realien in den Volksschulen gepflegt werden, nicht nur das Volk im Allgemeinen besser fahren, sondern auch die Kirche selbst besser gedeihen werde. Denn der kirchliche Geist sey bisher in den Schulen unter dem Gedächtnißkram erstickt worden. Wir stimmen hierin dem Verfasser vollkommen bei. Nichts ist von jeher der protestantischen Keuffelion schädlicher gewesen, als das viele Vorentwachen in der Predigt und das viele Auswendiglernen in der Schule. Dadurch wird auch der heilgearteten Jugend alles Kirchliche, wenigstens auf einige Zeit, verleidet. Bibel und Gesangbuch werden dem, der widernatürlich mit ihrem Auswendiglernen geplagt worden ist, fegar verhaßt, bis der Ernst des Lebens zu ihm zurückführt und ihren Werth wieder erkennen läßt. Die Ermäßigung des Auswendiglernens geistlicher Lieder und Sprüche ist nicht bloß deßhalb nothwendig, damit daneben auch noch Realien gelehrt werden können, sondern auch aus einer wohlverstandenen geistlichen Oekonomie im Interesse der Kirche selber. Eine zweckmäßige Auswahl von Sprüchen und Liedern wird leichter und tiefer haften und die Jugend mehr an die Kirche fesseln als jenes unter Angst und Schlägen eingequälte, seelenleere, rein papageimäßige Herplappern von 1200 fern auswendig gelernten Gedächtnißstücken. Es war daher auch ganz natürlich, daß einer der frömmsten und kirchlichsten Dekane des Landes sich vom christlichen Standpunkt aus für die Reform der Volksschulen, für die Herbeiziehung der Realien neben dem religiösen Unterricht, für ein profanes Volksschullesebuch neben der Bibel, dem Katechismus und dem Gesang- und Spruchbuch, und für Entfernung jenes oben gerügten todten Gedächtnißkrams ausgesprochen hat. Durch dieses, nicht in einer eigenen Schrift, sondern nur in einem Zeitungsartikel niedergelegte Votum eines sogenannten Pietisten ist die Sache erst in ihr rechtes Licht gesetzt und ist die Illusion beseitigt worden, in der sich Viele befunden haben, sofern sie dem Hereinbrechen der Realien in die Volksschulen nicht viel weniger fürchteten, als vom Antichrist.

Man hat allerdings nicht ohne guten Grund über die Verschrobenheit geklagt, die auf manchen Schullehrerseminarien gepflegt wurde, die z. B. die Auflösung des Seminars in Breslau herbeiführte, und in Zürich unter der Leitung des Herrn Scherr einen offenen Aufstand gegen die Kirche veranlaßte. Allein wenn, wie nicht gelegnet werden kann, schulmeisterischer Hochmuth sich hie und da einer Tyrannei angemaßt hat, durch welche Bibel und Katechismus und somit die Religion selbst ganz aus der Schule vertrieben und die Kirche schlechthin vernichtet werden sollte, muß man es billig seyn und anerkennen, daß der Schullehrerstand aufs höchste gereizt und alterirt war, durch die Hartnäckigkeit, mit der ihr von Seiten der Kirche, d. h. der Konsistorien jede freiere Entwicklung versagt, und durch den Geiz im Staatshaushalt, durch den ihm die nothwendig gewordene Verbesserung seiner äußern Lage so sehr verkümmert wurde. Sobald man billiger gegen den Stand seyn und ihn in eine natürlichere Lage bringen wird, so wird auch die Excentrität seiner Klagen und Forderungen aufhören.

Da es leichter ist zu tadeln als besser zu machen, verschilt der Verfasser nicht, dem Vorwurf, er habe nur kritisirt ohne zu reformiren, durch zeitgemäße Vorschläge zu begegnen. Er verlangt, daß die Schulaufsicht in der Gemeinde wie bisher dem Pfarrer zustehen solle, als dem Einzigen, der die Sache verstehe, daß aber ein Bezirksschulinspektor, der ausschließlich Pädagoge seyn und jede Schule einmal im Jahr bereisen müsse, die Oberaufsicht erhalte, statt der geistliche Dekane, denen sie bisher zustand. Kreisschulinspektoren verwirft der Verfasser, weil sie einen größern Kreis von Schulen nicht mehr unmittelbar beaufsichtigen können, also bloß Tabellenmänner werden müßten. Endlich verlangt der Verfasser, daß der Staat alle Schulbesoldungen übernehme und die immer noch zu karg gehaltenen Lehrer aufbessere. Dem allen können wir nur zustimmen.

Daß der Verfasser immer noch dem Pfarrer die nächste Aufsicht über die Schule überlassen will, wird zwar Widerspruch finden, denn ein großer Theil des Lehrerstandes erlangt völlige Unabhängigkeit vom Pfarrer. Allein mit Recht wird dagegen geltend gemacht, daß wenn auch dem Pfarrer das bisherige direkte Aufsichtsrecht über den Schulmeister entzogen würde, er entweder dennoch, als der einflußreichste und gebildetste Mann des Orts, es indirekt und durch Andere üben würde, oder daß der Schulmeister von Gemeindegliedern abhängig werden würde, die ihn ungleich mehr plagen könnten, als der Pfarrer. Denn welche Zumuthungen oft ungebildete Väter, zumal von Weibern mißleitet, dem Lehrer machen, ist bekannt. Zumal ein junger Schulmeister, der am Pfarrer keine Stütze oder wohl gar einen Gegner hätte, und von der Laune solcher Väter abhinge, die er vielleicht durch Nichteingehen eines Ehrvorschlags, oder durch die nöthige Strenge gegen die Kinder beleidigt hätte, würde übel fahren. Unter der demokratischen Zucht ungebildeter Bauern würde er wohl oft fegar nach dem aristokratischen Konsistorium zurücksehnen. Schmiegt er sich aber in alle Launen der ländlichen Demokratie, so dürfte der Schulzweck und das Staatsinteresse gefährdet werden. Es gibt zwar manche überlegene Talente unter den Schulmeistern, die sich wohl getrauen dürfen, und die es auch gelüstet, neben dem Pfarrer, neben dem Edelmann, neben dem Schultheißen die eigentliche Herrschaft über die Gemüther zu handhaben. Allein hier liegt die Gefahr des ehrgeizigen Vorstrebens und einer Willkür nahe, die sich mit dem Staatszweck so wenig verträgt, wie die zu große Nachgiebigkeit und Abhängigkeit des Schulmeisters. Man hat fegar äußern hören, der Schulmeister soll unbedingt frei auch in der Wahl seiner Lehrstoffe seyn. Es gibt Einthusiasten für die Lehrfreiheit um jeden Preis. Aber in dem Maaße, in welchem Schulzwang Statt findet, mithin Eltern und Kinder vom Schulmeister des Orts abhängig werden, muß dieser auch seinerseits verpflichtet und angehalten seyn, unter gehöriger Aufsicht und nach bestimmten Gesetzen nur die vorgeschriebenen Zwecke der Staats zu fördern. Der von Herrn Rau vorgeschlagene Bezirksschulinspektor würde nun in der That am besten die bepolte Aufgabe erfüllen, sowohl den Schulmeister vor etwaiger Tyrannei des Ortsherrens, als auch das Pfarramt in seinem Unterauffichtsrecht gegen Unbotmäßigkeit und Uebergriffe zu schützen. Der Schulmeister gewinnt unendlich viel dabei, forern er nun in zweiter Instanz nicht mehr von einer Kirchenbehörde seyn, sondern von einer reinen Schulbehörde abhängig ist; der Pfarrer aber behält, was ihm gebührt mit der einzigen Einschränkung, daß es ihm von nun an unmöglich wird, einen einseitig kirchlichen Mißbrauch von seinem Aufsichtsrecht über die Schule zu machen.

Ueber die Realien, welche nunmehr neben dem religiösen Unterricht einzuführen wären, hätte sich der Verfasser wohl noch etwas weiter verbreiten dürfen. Er begnügt sich, nur gewisse Hauptzwecke zu bezeichnen, die dadurch erreicht werden sollen; namentlich verlangt er Leibesübungen, Belebung des Nationalgefühls und wenigstens eine oberflächliche Orientirung in dem allgemeinsten Wissenswürdigen aus der Geschichte und Naturkunde, und wenigstens einige Orientirung in dem Weltherborigent der Nation durch Verbreitung wenn auch nur weniger der besten Lieder unserer großen Nationaldichter.

Es ist nicht zu verkennen, daß hier der Volksunterricht eine

Digitized by Google

gefährliche Klippe zu vermeiden hat, nämlich die falsche Aufklärung, die irreligiöse Seite der Wissenschaft, so wie den falschen Geschmack, die Willkür und Einseitigkeit des Lehrerindividuums. Wenn diesem letztern gar zu viel freie Wahl gelassen würde in Bezug auf den profanen Stoff, den er in den Volksschulen zu verarbeiten hätte, würden die Curiosa und Scandala nicht ausbleiben. Dennoch sind wir überzeugt, daß die besten Schulbücher für das Volk nicht von berechtigenden Oberschulbehörden und gelehrten Kommissionen, sondern von dem einen oder andern praktischen Schulmeister der niedern Regionen selbst ausgehen werden, oder wenigstens von Landpfarrern, die das Volk und seine Jugend aufs genauste kennen.

Geschichte.

Geschichte der Reformation des 16ten Jahrhunderts von J. H. Merle d'Aubigné. Aus dem Französischen übertragen von Dr. Martin Runkel. Zwei Bände. Stuttgart, Steinkopf, 1848.

Der Verfasser hielt sich längere Zeit in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden auf, um die Geschichte der Reformation an Ort und Stelle zu studiren. Sein Werk ist daher auch sehr gründlich und umfassend, er citirt sehr fleißig und läßt gern die Reformatoren mit ihren eigenen Worten reden. Wir sind ihm Dank schuldig, daß er seinen französischen Landsleuten unsere Geschichte so nahe bringt und sie klar macht. Wir fühlen uns aber noch mehr gegen ihn verpflichtet, soferne er unserm Nationalcharakter durchgängig das glänzendste Lob ertheilt. Er sieht in unserer Reformation überhaupt eine von jeder gemeinen Rücksicht und Leidenschaft ursprünglich freie, durchaus uneigennützige Erhebung des Volks, scharf zu unterscheiden von den politischen Revolutionen, welche einen so heiligen und reinen Quell nie hatten. „Die Reformation ist von den Revolutionen des Alterthums und von der Mehrzahl der neueren wesentlich verschieden. Dort handelt es sich um politische Veränderungen, um Herstellung oder Sturz der Herrschaft eines Einzelnen oder Mehrerer. Hier wollen wir eine Revolution beschreiben, die lediglich von Liebe zur Wahrheit, Heiligkeit und Ewigkeit angetrieben war, die einen Fortschritt der Menschheit bezeichnet. Denn wenn der Mensch nicht allein materielle, geistliche, irdische Interessen aufsucht, sondern nach einem höhern Ziele, nach nicht materiellen, unsterblichen Gütern strebt, so schreitet er vorwärts. Die Reformation ist einer der schönsten Tage dieses glorreichen Fortschritts, sie bietet die Bürgschaft, daß der neue Kampf, der jetzt geführt wird, einen noch reineren, gesitigteren, erhabeneren Sieg für die Wahrheit zu Stande bringen muß. Das Christenthum und die Reformation sind die beiden größten Revolutionen der Geschichte. Sie fanden nicht allein bei einem Volke statt, wie die politischen Bewegungen, von denen uns die Geschichte berichtet, sondern bei mehreren zugleich, und ihre Wirkungen gehen bis ans Ende der Welt. Das Christenthum und die Reformation sind eine und dieselbe Revolution, nur in verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen. In Wesensachen weichen sie von einander ab, in den ersten Grundzügen sind sie eins. Die eine ist die Wiederholung der andern. Die eine schloß die alte, die andere beginnt die neue Welt, das Mittelalter liegt zwischen ihnen. Die eine hat die andere erzeugt, und wenn die Tochter in manchen Bezügen nachsteht, so hat sie andererseits ganz eigenthümliche Eigenschaften ꝛc." Man sieht, die deutschen Protestanten können von einem französischen Schriftsteller nicht mehr verlangen, als ihnen hier gezollt wird.

Die Begeisterung des Verfassers für die Reformation geht zwar nicht so weit, daß er das nachtheurische Gezänk und die vielfachen Schwachheiten der protestantischen Politik billigen sollte; allein er sieht uns doch ein wenig zu viel und unser nationaler Dank für seine Anerkennung muß von einem leisen Erröthen begleitet seyn. Wir fürchten, er traut uns auch jetzt noch zu viel zu. Selber von Glaubenswärme ganz durchdrungen glaubt er dieselbe in Deutschland noch lebendiger und stärker, als in Frankreich, und zwar unter den Protestanten, denn auf die alte Kirche nimmt er wenig Rücksicht. Aber was seit einer Reihe von Jahren in der protestantischen Kirche Deutschlands vorgegangen ist, beweist eine von Luthers Reformation in gerader Richtung abgekehrte Tendenz, und nicht nur eine Glaubenserkältung wie in Frankreich, sondern einen erklärten Glaubenshaß.

Die neue französische Republik beginnt ihre Urkunde mit den Worten: „Im Angesicht Gottes" und sie hat die Kirche bei jedem Anlaß nicht nur ungekränkt gelassen, sondern geehrt und dem großherzigen Erzbischof von Paris für seinen Heldentod den gebührenden Zoll der Bewunderung dargebracht. Mitten im wüthendsten Parteikampf kniete die Bevölkerung der fündenreichen Stadt auf allen Straßen nieder, durch welche der tödtlich verwundete Seelenhirt getragen wurde. In Deutschland alles anders. Hier wurde die neue Nationalversammlung mit einer Anfrage des Bischofs von Münster eröffnet, ob man Gottes nicht auch gedenken solle? aber Navaux schmitt die Erörterung mit der herben Bemerkung ab: aide toi et le ciel l'aidera. Das sind Symptome, die Konsequenz wird nicht ausbleiben. Im Protestantismus ist der kirchliche Boden so unterhöhlt, daß man in Preußen zum Kultusministerium einen fanatischen Hegelianer Gabler ernennen, und auch in Oesterreich werden die bösen Folgen des Metternichschen Systems, das in der Kirche nur den Schlendrian, die lare Observanz, den Genuß der Temporalien begünstigte und allen Geist abhanden kommen ließ, nicht ausbleiben. Wenn unsere Revolution in vieler Beziehung noch kein positives Bewußtseyn hat, so ist in ihr doch die Negation alles Kirchlichen und Religiösen unverkennbar. Diese Negation hat sich aber erst angekündigt, sie hat von der ganzen Macht ihres Anhangs, von der ganzen Energie ihres Hasses noch keinen Gebrauch gemacht, wird ihn aber machen, und es wird vielleicht die Zeit kommen, in der gläubige Deutsche gern französischen Schutz suchen werden, um ungestört beten zu dürfen.

Novelle.

Una. Novelle von ***. Leipzig, J. J. Weber, 1847.

Viel Sentiment, viele Emphase, viele Gedankensprüche. Das poetische Motiv der Katastrophe ist originell. Die Heldin, ein adeliges Fräulein Una, hat dem Einen ewige Treue geschworen und doch einen Andern geheirathet. Als ihr Herr wird, wie schwer sie sich dadurch vergangen, greift sie zu einer Pistole, setzt sich die Mündung derselben ans Herz und will sich erschießen; aber in demselben Augenblick spürt sie die erste Lebenoregung des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trägt. Das mütterliche Gefühl siegt über jedes andere und sie läßt das Mordgewehr sinken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68. Sonnabend den 23. September 1848.

Reisen.

Reise zu Lande um die Welt in den Jahren 1841 und 1842. Von Georg Simpson, Obergouverneur des Gebiets der Hudsonsbai-Gesellschaft in Nordamerika. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Erster Theil. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Die lehrreiche Schilderung einer beschwerlichen Reise im hohen Norden Amerikas, zunächst einer Reise quer durch das Festland von Osten nach Westen, oder von Boston nach Asteria und den russischen Niederlassungen im äußersten Nordwesten. Der Ausdruck auf dem Titel „Landreise um die Welt" klingt freilich etwas sonderbar, da es sich nur um theilweise Lande, theilweise Seereisen im Norden handelt.

Der Verfasser empfing seine Instruktionen in London, fuhr von da über das atlantische Meer, bestand einen heftigen Sturm, landete in Boston, reiste von da nach Montreal und fuhr von hieraus den Lorenzostrom und die großen Seen hinauf, begleitet von einem anschnlichen Gefolge, worunter sich auch ein englischer Oberst befand, der das Land hinsichtlich der Mittel zum Schiffbau untersuchen sollte, und zwei Grafen, die auf die Büffeljagd gehen wollten. Die Reise über den noch im Mai mit Eis bedeckten obern See war mühevoll. Von diesem See erzählt Simpson eine tragische Geschichte, die sich erst vor Kurzem zugetragen hat und ein merkwürdiges Licht auf die religiösen Verstellungsweisen der Indianer wirft. „Vor drei bis vier Jahren wollte ein Theil der Salteaux-Indianer, durch Hungersnoth gequält, vom Festlande auf einen seiner Fischerplätze, eine gegen zwanzig Meilen entfernte Insel, übersetzen, aber es war fast eben so gefährlich, zu gehen als zu bleiben, da der Frühling eben auf den Punkt gelangt war, wo man weder offenes Wasser, noch zuverlässiges Eis fand. Er ward ein Volksrath gehalten, um die Gefahren des Entrinkens und des Verhungerns gegen einander abzuwägen. Alle Sprecher widersetzten sich dem beabsichtigten Anrage, bis endlich ein alter Mann von bedeutendem Einflusse alle anbrch: „Ihr wisset, Freunde, daß der große Geist gestern einem unserer Weiber ein Kind gegeben hat. Nun aber kann er es nicht in die Welt gesetzt haben, um es sogleich wieder hinwegzunehmen, und ich möchte Euch daher rathen, daß Kind mit uns zu führen und uns dicht zu ihm zu halten, um uns selber zu sichern." Zu vollem Vertrauen auf diese Worte, ging fast die ganze Schaar auf das verrätherische Eis, und alle, acht und zwanzig an der Zahl, fanden einen elenden Tod." Die öden und rauhen Felsen übrigens, deren Anblick den obern See noch unheimlicher macht, sind als höchst mineralreich erfunden worden und werden schon mit dem Altai und Ural verglichen.

Vom englischen Fort William aus,' welches am Ausgang des obern Sees liegt, gelangten die Reisenden in ein reizendes Thal, dessen Schönheit mit der Rauhigkeit der oben erwähnten Felsengebirge anmuthig kontrastirt. Am Regenfse und Regenflusse begegneten sie einer Schaar Salteaux-Indianer. „Ihre glänzenden Locken waren rings um den Kopf in Zöpfe gelegt, nach der Dicke des Haarwuchses eher nach dem Geschmacke des Eigenthümers von ungleicher Zahl. An den Enden der Flechten hingen als Schmuck Fingerhüte, Münzen, Knöpfe und Zinnschmitzel. Ihre Köpfe waren mit Federn von aller Art und Größe geschmückt und ihr Hals mit Schnüren von Glasperlchen nach Belieben und großen Halsbändern von kupfernen Zierrathen umwunden. Statt des eigentlichen Anzuges hatte jeder eine Beinbekleidung und einen Fetzen um die Lenden, und einige Häuptlinge trugen überdieß Scharlachröcke mit goldenen Tressen verziert. Als Hauptsache aber zeigten sich Schminke und Kreide. Die nackten Leiber des gemeinen Volkes waren in unendlicher Mannigfaltigkeit roth und weiß verziert, alle Gesichter, adelige und unadelige, bis zur Unkenntlichkeit überkünstelt, doch, wie es schien, als vorherrschende Rathsfarben die Stirne weiß, Nase und Wangen roth, Mund und Kinn schwarz."

Am rothen Flusse befindet sich eine europäische Kolonie im eigentlichen Sinne des Worts, denn sonst gibt es in diesen weiten Landstrichen nur vereinzelte Forts der Engländer, als Stationen für die Jäger und Pelzhändler. Im Jahr 1811 kaufte Graf Selkirk von der Hudsonsbai-Gesellschaft ein ansehnliches Gebiet zum Behuf der Kolonisirung. „Der Graf von Selkirk starb 1820, und seitdem hat man sich nicht bemüht, Ansiedler aus Europa nach dem rothen Flusse zu bringen, aber die zu bestimmten Zeiten vorgenommene Volkszählung gibt jetzt gegen 5000 Seelen an, und ungeachtet zeitweiliger Auswanderungen an den Mississipi und den Columbia-Fluß scheint sich die Volksmenge in zwanzig Jahren zu verdoppeln. Es ließ sich erwarten, daß im Beginn einer Ansiedelung dieser Art, die so weit von einem gesitteten Bezirke entfernt war, viele Hemmungen und Unbequemlichkeiten unvermeidlich seyn würden. Es wurde jedoch jeder irgend aufzuführbare Schritt gethan, die Schwierigkeiten zu erleichtern oder zu beseitigen. Die ankommenden Familienhäupter erhielten Landantheile, die ihnen alsbald zum Anbau überlassen wurden; man baute schnell neue Häuser, legte eine Mühle an, schickte Schafe und Rindvieh in die Ansiedelung, und es wurden alle Mittel aufgeboten, sie emporzubringen. Der Boden zeigte sich fruchtbar, und der Pflug fand keine Hindernisse. Das gewöhnliche Verfahren in Amerika, das Feld vor dem Pflügen zu entholzen, war nicht nöthig. Die an die

Digitized by Google

Ansiedelung grenzenden Oberen waren nicht mit Wald bewachsen, wiewohl zunächst an den Flußufern schönes Baubolz in Ueberfluß sich fand. Die Flüsse waren reich an Fischen, die angrenzenden Prairien an Büffeln und die entlegeneren Wälder an Elenthieren, Rothwild u. s. w. Man ließ die Jagdgebiete der benachbarten Indianer unberührt, und der Saltcaux-Stamm zeigte sich von Anfang an den Ansiedlern freundlich und geneigt. Einige Jahre nach ihrer ersten Gründung debnte sich die Ansiedelung allmählig längs dem vorhin Flusse aus und reicht jetzt bis beinahe an den Winipegsee." Wir führen dieses Beispiel an, weil es beweist, welche ungeheure Strecken fruchtbaren Landes im Norden Amerikas noch auf Bebauer warten. Während Europa durch Uebervölkerung und Proletarier an den socialen Abgrund geführt wird, dehnen sich auf dem weiten Rund der Erde noch ungeheure Landstriche aus, die jeden europäischen Proletarier, wenn er sie bebauen wollte, zu einem Edelmann machen würden. Der Hauptort jener Ansiedlungen am reihen Flusse ist die Feste Garry. In der Nähe liegt der große Winipegsee. Die zahlreichen Seen und die leichte Wasserverbindung sichern jenen Gegenden in vielleicht wenigen Jahrhunderten eine zahlreiche und mächtige Bevölkerung.

Bis jetzt sind jene weiten Gebiete nur von den herumziehenden Horden der Wilden bewohnt und erst sehr spärlich mit kleinen Forts und Faktoreien der Jäger und Pelzhändler bedeckt. Die Wilden, obgleich immer noch die Herren des Landes, nehmen an Zahl ab, theils weil sie beständig unter sich kämpfen, theils weil der Pelzhandel das Wild, ihre einzige Nahrungsquelle, vermindert hat und sie oft von Hungersnoth heimgesucht werden, theils weil die Branntweinpest und andere Kornvitionen, die sie von den Europäern angenommen haben, ihre Reihen immer mehr lichten. Von der eigenthümlichen, grausamen Romantik dieser Wilden gibt Simpson ein neues Beispiel in der Erzählung, welche den Namen des Wolverine-Hügels erklärt. „Vor vielen Jahren fiel ein großer Haufen von Assiniboine-Indianern in der Nähe dieser Anhöhe auf ein Häuflein Cree-Indianer und rieb sie beinahe auf. Unter den Siegern war die ehemalige Frau eines der Besiegten, die auf einem früheren Raubzuge ihr jetziger Gatte ihrem ehemaligen Herrn und Gebieter entführt hatte. Sey es, daß ihr neuer Freund jünger als der alte war, oder daß sie sich der Entführung muthschuldig wußte, sie stürzte sich mitten in das hitzige Gefecht und bedrohte ungestüm das Leben ihres ersten Geliebten. Ihre Ten Aufmerksamkeiten der treulosen Amazone aber gelang es Wolverine, — so hieß der Mann — von dem Blutgelage zu entflehen, während die Schädelhäute seiner Waffenbrüder von den Siegern angeführt wurden. Er lief den ganzen Tag verstohlen durch die Wälder und verbarg sich während der Nacht in einer Höhle auf dem Gipfel des erwähnten Hügels. War er nun auch der Wachsamkeit der Feinde seines Stammes entgangen, es gab eine, die, von Haß gereizt, seinen Augenblick seine Spur verloren hatte, und kaum war er, von Hunger und Müdigkeit erschöpft in den ersten Schlaf gesunken, als sie mit einem Siegesschrei einen Pfeil durch sein Gehirn jagte. Ehe der Morgen graute, brachte das Mannweib dem neuen Gatten Kalp die blutige Schädelhaut seines unglücklichen Nebenbuhlers, und der Schauplatz ihrer verzweifelten That blieb fortan unter dem Namen des Wolverine-Hügels bekannt. Zum Beweise der Wahrheit dieser Geschichte verschern die Indianer, daß die Geister der Mörderin und ihres Opfers oft aus weiter Entfernung auf dem Gipfel jener Höhe mit einander im Kampfe gesehen werden."

Die Reise ging weiter über den Bogenfluß und das Fort Ermonton. Immerfort in der Prairie oder der Steppe. Hier weideten unzählbare Büffelherden, die durch die Habgier der Engländer unverantwortlich gelichtet worden sind. Namentlich hat unser Landsmann Küer, Baurosephn von Handschuhheim bei Heidelberg, der als Küchsenmeisgesell nach Amerika auswanderte und sich bis zum reichsten Pelzhändler und reichsten Mann in den Vereinigten Staaten überhaupt emporarbeitete, sein unermeßliches Vermögen nur auf den Mord der wilden Büffel in Masse gegründet. Tausende von Jägern waren Jahre lang beschäftigt, bloß um der Felle willen gegen das arme Vieh den Vertilgungskrieg zu führen. Simpson erzählt, er habe selbst einmal im Jahr 1829 auf einem Fleck zehntausend getödtete Büffel liegen sehen, welche die Luft weithin mit ihrem Gestank verpestet hätten. Man begnügt sich meist, ihnen nur das Fell und die Zunge zu nehmen und läßt das übrige verwesen. Nun geht aber das Fleisch nutzlos verloren, von dem mancher verhungerte Indianerstamm sich lange hätte ernähren können. Erst in neuerer Zeit ist man vorsichtiger geworden und hat das Wild, mehr geschont, wenigstens die Biber und die Seehunde.

Den Zuflüssen des Bogenflusses folgend gelangten die Reisenden in das Gebirge, welches die Wasserscheide bildet zwischen dem Osten und Westen des Festlandes. „Nach einem siebenstündigen beschwerlichen Ritte zu einer Landhöhe, welche gleichsam die Scheide zwischen den östlichen und westlichen Gewässern bildete, frühstückten wir auf der nicht vierzehn Schritte breiten Landenge und füllten zu dieser einsamen Mahlzeit unsere Kessel zugleich aus den krystallklaren Quellen des Columbia und des Saskatschewan, während diese beiden Zuflüsse entgegengesetzten Meere, über ihre Betten von temoosten Steinen murmelnd, als ob sie einander ein langes Lebewohl gesagt hätten, unsere Gemüther für das erhabene Schauspiel stimmen mußten. Zwischen diesen beiden verwandten Quellen aber, die aus benachbarten Schnee stammen, war der merkwürdige Unterschied der Temperatur, daß die Quelle des Kolumbia 41°, die Quelle des Saskatschewan 53½° hatte, und das Thermometer mittlerweile 70° im Schatten zeigte. Nach der Nähe des ewigen Schnees schätzten wir die Höhe des Landes über dem Meere zu 7000 bis 8000 Fuß, während die umliegenden Gipfel wenigstens halb so hoch über unsere Köpfe emporzuragen schienen."

Auf der Westseite des Gebirges zum stillen Ocean niedersteigend wurden die Reisenden viel durch Moskitos geplagt und mußten brennende Wälder passiren. Der Weg führte über den Suche- und Kullelpelmsee, das Fort Colville, zum Schlangenfluß. Hier begegnete ihnen ein englischer Missionär, der aber schlechte Geschäfte gemacht hatte. Die Indianer erwarten von dem ihnen durch das Christenthum verheißenen Heile etwas ganz anderes, als ihnen die Missionäre bieten können. „Man überzeugte sich bald, daß man Bekehrungen nur erkaufen konnte, und die Missionäre wußten von den Wilden sogar den Vorwurf hören, wenn sie wirklich gute Menschen wären, so würden sie bloß durch ihre Gebete ihnen Gewehre und Wettücher von dem großen Geiste verschaffen. Kurz, als die Indianer sahen, daß die neue Religion sie eben so wenig als ihre alte unabhängig von den Händlern machte, sahen sie in den Missionären nichts als Betrüger."

Endlich gelangte Simpson an das Westufer des Festlandes nach Vancouver, nachdem er zu der ganzen großen Landreise von Boston an nur zwölf Wochen gebraucht hatte. Von hier aus reiste er zur See weiter nach Sitka, der Hauptniederlassung der Russen weiter nordwärts. „Unser Fahrzeug enthielt eine so merkwürdige Sammlung von Volksstämmen und Sprachen, als man wohl je in irgent einem Theile der Welt in einem gleichen Raume vereint gefunden hatte. Unsere Schiffsmannschaft von zehn Leuten enthielt Tschirekl-Indianer, die ihre eigene Sprache redeten, einen halbschlächtigen Cree-Indianer, von französischer Abstammung, der seinen Dialekt von seinen beiden

Digitized by Google

Stammeltern geborgt zu haben schien, einen Hochländer, der bloß das Gälische seiner Heimath verstand, Canadier, die französisch sprachen. Sandwich-Insulaner, die ein Gemisch von Chinesisch, Englisch u. s. w. und ihre eigene heimische Sprache redeten. Nimmt man dazu, daß die Reisenden Eingeborene aus England, Schottland, Rußland, Canada und dem Gebiete der Hudsonsbai-Gesellschaft waren, so hat man den bunbtesten Verein von Völkerschaften und eine allerliebste Sprachverwirrung, wie sie wohl nie vorgekommen ist seit den Tagen des Thurmes zu Babel. In dem Lager der Eingeborenen, in dessen Nähe wir für die Nacht Halt machten, ward unser Museum mit einer Anzahl mehr bereichert, als wir ein Kanoe mit seiner Chinesen-Bemannung miethen, das uns begleiten sollte." Die ganze Küste ist hier reich bevölkert von Indianern, welche natürlicherweise am Meer reichlicher Nahrung finden, als in der Prairie. Allein sie sind den Europäern nicht mehr sehr geschätzt, indem man sie gelegentlich die Uebertragbarkeit hat fühlen lassen. Toca ist die letzte Niederlassung der englischen Hudsonsbai-Gesellschaft. Dann weiter nördlich kommen die russischen, worunter Sitka die vornehmste. Hier wurde Simpson vom russischen Gouverneur aufs artigste empfangen.

Einen zweiten großen Ausflug von Vancouver aus machte Simpson sodann südwärts nach dem spanischen Californien. Bekanntlich hat sich die Bevölkerung daselbst im Jahr 1836 gegen Mexiko erhoben und somit den sogenannten Pfaffenregiment ein Ende gemacht. Doch ist Simpson gerecht genug, die Verdienste der alten Missionäre anzuerkennen, unter denen das Land glücklicher war, als es heute ist. Als interessante Episode schildert der Verfasser den Vergweiflungskampf einer kleinen Anzahl Spanier in der Missionsstadt San Diego, als dieselbe von einer Menge Wilden überfallen wurde. Schon waren alle Spanier todt oder schwer verwundet und die ganze Mission erobert oder zerstört. „Nur noch in der gemauerten Küche hielten sich vier Mann, der Korporal, ein Soldat, der Zimmermann und Pater Vincente. Der Korporal, der sehr tapfer und ein guter Schütze war, gab Befehl, daß die anderen ihre Gewehre laden und Zündpulver aufschütten sollten, aber er allein wollte sie abfeuern, und auf diese Weise tödtete oder verwundete er so viele Feinde, als ihm nahe kamen. Die Indianer sahen, daß ihre Pfeile ihnen nichts nützten, da die Mauern gut vertheidigt wurden und die Spanier durch die Ballen geschützt waren, und sie legten nun Feuer an die Bedeckung der Küche; da aber die Brennhölzer sehr leicht waren, so konnten der Korporal und seine Gefährten noch immer ihre Stellung behaupten. Sie waren in großer Furcht, daß ihr Pulver angezündet würde, und dieß wäre auch geschehen, wenn nicht Pater Vincente die Vorsicht gehabt hätte, es mit dem Schooße seines Kleides zu bedecken, das er wenig achtete gegen die Gefahr, in die Luft gesprengt zu werden. Als die Indianer sahen, daß ihr Angriff ihre Gegner nicht zwang, die Feste zu verlassen, warfen sie brennende Reisighündel und Steine hinein, wodurch Pater Vincente, jedoch nicht gefährlich, verwundet wurde. So verging die ganze Nacht, bis bei Sonnenaufgange die Indianer den Kampf aufgaben, sich zurückzogen und all ihre Todten und Verwundeten mitnahmen. Alle Vertheidiger der Küche waren verwundet. Der Korporal verhehlte, um seine Gefährten nicht zu entmuthigen, die erlittenen Beschädigungen, die die Indianer abgezogen waren."

Wir sehen dem zweiten Band entgegen, der wohl noch mehr Interessantes bringen wird.

Schriften über Ungarn und die Donaufürstenthümer.

3) Die politische Stellung der Roumainen (Moldo-Walachen) gegenüber der Türkei. Nach dem Französischen von A. C. Golescо, Mitglied der provisorischen Regierung der Walachei. Deutsch von Eduard Wolf. Wien, im August 1848. In der Schmid'schen Buchdruckerei.

Ein Rathschrei aus der Walachei, den ganz Europa, vor allem aber Deutschland hören sollte. „Im Allgemeinen, sagt der Verfasser, war man wenig vertraut mit dem Inhalte der Verträge mit der Pforte, welche den Fürstenthümern eine unabhängige nationale Administration gesichert; man konnte nicht die alten Uebereinkommen, denen zu Folge den Roumainen dieser Fürstenthümer eine beinahe absolute Souverainität vorbehalten war; man bekümmerte sich weder um die Wünsche dieses Volksstammes, noch um sein Streben nach nationaler Einheit und vollständiger Emancipation, sowie um die Sympathien, welche derselbe für die Civilisation des westlichen Europa nährte."

„Jene Verträge werden nun hier mitgetheilt. „Bis zum Jahr 1393 war die Walachei unabhängig, von keiner Macht erobert. Den den Türken auf der einen, von den Ungarn auf der anderen Seite gedrängt und bedroht, schloß Mircea I., um sich gegen Ungarn vertheidigen zu können, mit dem Sultan Bajazet I. einen Vertrag, in welchem er den Türken für die Neutralität einen jährlichen Betrag von 500 türkischen Piastern zugestand. Dieser Tribut wurde gezahlt, bis zum Jahr 1460 Fürst Vlad V., geschreckt durch den Fall des griechischen Kaiserreiches, es für gut fand, mit Mohamed II. einen zweiten Vertrag zu schließen, welchem gemäß sich die Pforte gegen einen Tribut von 10,000 Piastern verpflichtete, die Souverainität des Fürstenthums zu respektiren, dafür zu sorgen, daß dieselbe auch von den Nachbarn respektirt werde, und das Fürstenthum gegen jeden äußern Feind zu vertheidigen." — Mit der Moldau schloß die Pforte im Jahr 1513 einen ganz ähnlichen Vertrag. „In der spätern Zeit wurde zwischen den beiden genannten Fürstenthümern und der Pforte kein Vertrag mehr geschlossen, und die Verhandlungen zwischen Rußland und der Türkei haben auf die Verträge der Moldowalachen mit den Türken keinen Einfluß nehmen können, welchen zu Folge die Moldauwalachen allein berechtigt sind, ihr politisches Verhältniß zu der ottomanischen Pforte zu regeln. Da die hohe Pforte diesen zwei Verträgen gemäß selbst niemals das Recht einer Intervention in inneren Angelegenheiten der Fürstenthümer besitzt, somit auch ein solches Recht keiner andern Macht ordnen konnte; so protestiren die Roumainen der beiden Fürstenthümer um so energischer gegen das Einschreiten Rußlands in ihre inneren Angelegenheiten, als sie sich niemals herbeilassen können, den Bestimmungen eines Vertrags nachzukommen, den sie weder gemacht, noch angenommen. Wenn man übrigens die Verträge zwischen der Pforte, und dem Kabinet zu St. Petersburg in Betreff der Donaufürstenthümer studirt, so zeigt es sich, daß dieselben die Uebereinkünfte zwischen der Pforte und den Fürstenthümern im Jahr 1393 und 1460 nicht abschaffen. Sie setzen Rußland als garantirende Macht der alten Rechte der Fürstenthümer ein. Die alten Verträge, welche die Walachen mit dem Türken abgeschlossen, werden dadurch, daß Rußland beschränkere Rechte garantirt, keineswegs annullirt. Aber Rußland verstand es bei jedem erneuerten Zwiste zwischen den beiden Großmächten in die Friedensverträge Klauseln einzuschwärzen, welche dem russischen Einfluß in die inneren Angelegenheiten der Fürsten-

Digitized by Google

thümer Raum gaben; jedesmal aber unter dem Vorwande der Aufrechthaltung der Verträge von 1393 und 1460. Es ist ein merkwürdiger Zug von Hinterlist der russischen Diplomatie, daß sie durch die großmüthige Aufrechthaltung der roumanischen Rechte die Freiheit der Fürstenthümer geführdete. Glücklicher Weise sind diese Verträge so widersprechend, daß oft die Spekulation des einen jene des andern annullirt. Der Vertrag von Adrianopel z. B. räumt den Fürstenthümern eine unabhängige, nationale Administration im Innern, während er andererseits eine von Rußland gemachte und ertheilte Konstitution bedingt, welche deren innere Administration zu einem, durch russische Einflüsse bewegten Mechanismus herabwürdigt, und sie ihrer Selbstthätigkeit auf diese Art gänzlich beraubt." Am heillosesten ist die Stipulation des Vertrags von Akerman, wodurch sich Rußland vorbehielt, die Walachen gegen den Despotismus ihrer Hospodaren und der Türkei zu schützen. Mit Recht sagt der Verfasser: „Angenommen, Rußland hätte das Recht, auf Requisition der Roumainen gegen den Despotismus der Hospodaren und gegen feindliche Eingriffe der Türken einzuschreiten; wer hat jetzt die russische Hülfe requirirt, wer hat sie gerufen, um die Grundlagen der innern Verfassung der Fürstenthümer anzugreifen?"

Gelesse schließt daher: „Das Volk der Roumainen protestirt jetzt im Angesichte von ganz Europa gegen eine gesetzwidrige willkürliche Einmischung Rußlands in seine innern Angelegenheiten, es protestirt gegen die ihnen aufgezwungene Konstitution und protestirt mit derselben Energie, mit welcher es im Jahr 1832 gegen diese Konstitution, trotz der kolossalen russischen Kriegsmacht protestirt hat, als sich die entwaffneten Dörfer gegen die russische Macht, welche die Konstitution, und mit ihr den Druck des Robotsystems einführen wollte, erhoben. Es protestirt eben so einstimmig, wie zu der Zeit als die Oppressionen in der Bojarenversammlung, welche Rußland zur Anerkennung der Konstitution zusammenberufen, nur durch Schrecken und Grill erstickt werden konnte; es protestirt mit derselben Kraft, mit welcher die walachische Versammlung im Jahr 1837 es gethan, und mit welcher es zuletzt in den neuesten Tagen zu Bukarest aufgestanden." Dann mahnt er die Pforte, aus ihrer Trägheit zu erwachen und die Fürstenthümer, ihre letzte Schutzwehr gegen Rußland zu unterstützen. Noch mehr aber ermahnt es Europa und vor allem Deutschland, sich der Walachei und Moldau anzunehmen, ehe es zu spät ist, und das Volk der Roumainen als Bollwerk, als die natürlichen Bundesgenossen der Deutschen gegen Rußland anzusehen.

Dichtkunst.

Mahomet und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte. Von G. Fr. Daumer. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1848.

Eine Blumenlese aus muhamedanischen Dichtern und ein Nachtrag dazu von Stellen moderner Schriftsteller, alles zum Lobe des Islam. Die Sammlung hat keinesweges blos den Zweck, den Lesern ein poetisches Vergnügen zu machen, sondern sie geht darauf aus, den Islam zu empfehlen. Herr Daumer ist bekanntlich ein geschworener Feind des Christenthums. Im vorigen Jahre gab er zwei Bände heraus, in denen er seinen glühenden Haß gegen die christliche Religion entlud, ohne uns zu sagen, was er denn eigentlich an ihre Stelle setzen wolle? Hier nun sagt er es. Im Islam finden er alles das Gute, Schöne und Wahre vereinigt, was er im Christenthum vermißt. Besonders gefällt ihm die Vielweiberei und er beschreibt am Schluß mit sichtbarer Lüsternheit die vielen Weiber der Propheten und die Houris im Paradiese, die ihm unendlich viel besser gefallen, als unsere christlichen Crucifixe, die bleiche teutsche Schmerzensmutter, die blutigen Heiligen. Aber der gute Daumer vergißt, daß die Weiber Geld kosten. Ist heutzutage nur Eine zu ernähren schon mühsam, was wollte er, gar mit einem Dutzend anfangen? Die Wirklichkeit ist in dieser Richtung zu theuer. Das unglückliche Proletariat unserer Tage aber blos auf die künftigen Houris zu vertrösten, hieße in tendenten Fehler fallen, den Herr Daumer den christlichen Priestern vorwirft, sofern sie die Menschen arm und freudlos sind, auf die überschwenglichen Wonnen des neuen Jerusalem verweisen.

Wie schrecklich Gott zu dem Verfasser übrigens ist, erhellt aus jeder Zeile. Er bildet sich ein, ein sehr großes Werk vollbracht, dem blinden Jahrhundert den rechten Weg gewiesen und die größten Wunder der Zukunft vorbereitet zu haben, indem er dem Abendlande vorschlägt, in dem Augenblick den Islam anzunehmen, in welchem derselbe im Morgenlande selbst dahinsiecht. „Es ist Zeit, sagt er S. 361, daß der Muhamedanismus in seine weltpolitischen Rechte eingesetzt, daß erkannt werde, welche wesentliche Bereinigung derselbe nicht nur etwa in Beziehung auf eine zeitlich und örtlich ferne Religion und Entwicklungsstufe, sondern auch in Rücksicht der Gegenwart, in die unsere Bestrebungen fallen, und der Zukunft, der wir entgegengehen und in der das große Ziel unseres neuzeitlichen Denkens und Thuns liegt, in Anspruch nimmt." Zwar will Herr Daumer den Islam nicht unbedingt an die Stelle des Christenthums setzen, aber er behauptet doch, derselbe sey der Uebergang zu der Religion der Zukunft, in welche sich der Islam, nachdem er noch vollends alle in ihm enthaltenen christlichen Spuren und Erinnerungen aus sich ausgestoßen habe, zur reinen Naturreligion erheben werde. Darunter aber versteht er wie seine letzte Schrift andeutete, vorzugsweise die Emancipation und Vergötterung des Fleisches. Folgerecht muß uns sein nächstes Werk die alleinseligmachenden Mysterien des Mysista-Kultus enthüllen.

Sollte sich Herr Daumer nicht bei dem Gedanken beruhigen, daß dieser Kultus auch innerhalb des Christenthums niemals untergegangen ist. Er lese nur, was Colquhoun schon vor mehr als fünfzig Jahren über London, Parent-Duchatelet vor etwa zehn Jahren über Paris, Sue erst vor zwei Jahren über Berlin geschrieben hat. Er lese, was Duclos, Brantome ꝛc. über die früheren Zustände des französischen Hofes geschrieben haben. Er gehe noch tiefer zurück in die Zeiten der kirchlichen Korruption, er gehe von Alexander VI. rückwärts bis zur Marozia, und er wird finden, daß das abscheulichste Christenthum mit seiner hippokritischen Schmerzens- und Jammermiene niemals im Stande gewesen ist, jenen infamen Beinebrient auszurotten, und daß ihm sogar in der christlichen Welt eine Freiheit und Ungebundenheit zu Theil geworden ist, die von der alten Kupplerin Natur gewiß lieber gesehen wird, als die Absperrung in den Haremen. Ja hat es doch bekanntlich im Abendlande Klöster gegeben, in denen es viel lustiger herging, als in den Haremen des Morgenlandes. Warum will Herr Daumer das Heil der Welt so weit herholen, er hat es ganz nahe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69. Donnerstag den 28. September 1848.

Keltisch-germanische Literatur.

Beiträge zur bretonischen und keltisch-germanischen Heldensage von Sau-Marie (A. Schulz). Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. II. 3. Quedlinburg und Leipzig, Basse. 1847.

Wieder ein interessanter Beitrag zur Aufhellung des keltischen Alterthums und zwar da, wo es an das germanische grenzt. Das Ganze zerfällt in drei Theile. Im ersten wird vom sabelhaften König Arthur, im zweiten vom Lancelot vom See, im dritten vom Fin (dem aus Ossian so berühmten Fingal) und Hengist, dem Gründer des angelsächsischen Reichs in England gehandelt.

Arthur erscheint hier ganz mythisch, als ein göttliches oder dämonisches Wesen, wie er es ursprünglich bei den keltischen Briten und Bretonen war, und noch nicht in der viel spätern ritterlichen und galanten Auffassung der Graalsdichtungen. Das erste der hier mitgetheilten gallischen Dichtungen ist:

Kilhwch und Olwen.

Goleuddydd, Gemahlin des Fürsten von Keiddyn (Caledonien), wurde, als sie schwanger war, wahnsinnig und irrte umher, bis sie aus Schreck vor einer Schweinsherde den Kilhwch gebar. Diesem wurde geweissagt, er werde nimmer ein Weib bekommen, wenn er nicht Olwen, die Tochter Ysbaddaden-Penkawrs erlange. Als er nun zu diesem kam, verlangte Penkawr erst 36 Arbeiten von ihm, ähnlich denen des Herkules, darunter aber die vernehmste die Jagd eines ungeheuren Ebers war. Das that Penkawr, weil ihm geweissagt war, er müsse sterben, sobald seine Tochter heirathe. Die schöne Olwen war blond, von schneeweißer Haut und trug ein feuerfarbenes Kleid mit Juwelenhalsband. Der junge Held vollbrachte nun 16 Arbeiten, die übrigen sind vergessen. Bei der Jagd auf den Eber Twrch Trwyth aber wird er selber vergessen, denn sein Vetter, der berühmte König Arthur, übernahm dabei die Hauptrolle und trieb den Eber aus Kornwall heraus in einen tiefen See. Sau Marie Beiträge zur bretonischen Heldensage I. Olwens Namen trägt noch die weiße Kleeblüthe, denn diese soll aufgesprossi seyn, wohin die Jungfrau trat.

Man hat in dem Eber, dem sodann Frekel beigegeben werden, die sieben angelsächsischen Königreiche wiedererkennen wollen, gegen welche Arthur an der Spitze der gallischen Britten gekämpft habe. Doch ist viel wahrscheinlicher, daß hier wie in den andern berühmten Eberjagden der griechischen Sage der Eber nur als Winterfymbol zu verstehen ist, das die Lichtheroen bekämpfen.

Anstatt des Ebers kommt auch die Sau vor und zwar in sehr bestimmter Bedeutung als die nächtliche, mütterliche Naturmutter, bald winterlich feindlich im Gegensatz gegen die Sonne, bald wieder segensreich als allgemeine Göttin der Fruchtbarkeit. Daher in einem andern Gedicht der gallischen Triaden, dessen hier Seite 49 gedacht ist, Arthur außer jener Eberjagd auch eine Saujagd vornimmt, in welcher das Wild aber keineswegs verderblich, sondern im Gegentheil gar freundlich sich erweist. „Sie erzählen, daß Goll ab Gollfrewi einer der drei mächtigen Schweinhirten der Insel Brittannien gewesen, und die Schweine des Dallweir Dallben im Thal von Dallwyr in Cornwall gehütet habe. Eins von diesen Schweinen, Namens Henwen, hatte Ferkel, und es war vorhergesagt, daß dieser Umstand großes Unglück über die Insel bringen werde. Arthur versammelte daher seinen Hof, und suchte die Schweine zu vernichten. Aber sie gingen wühlend bis nach Penrhyn Rhlin, wo sie sich ins Meer warfen, und dann bei Aberdaragi in Gwent Jscaed landeten. Allerwege aber, wo sie gingen, hielt Goll ab Gollfrewi sie bei ihren Borsten, beides, zu Wasser und zu Lande, und zu Maes Gwenith (Weizenfeld) in Gwent ließen sie drei Weizenkörner und drei Bienen zurück, seit welcher Zeit der beste Weizen und Honig in Gwent ist. Von dort gingen sie nach Dyved, und dort zu Llennio Llannwn ließen sie ein Gerstenkorn und ein kleines Ferkel zurück. Und Dyved hat seitdem die besten Ferkel und die beste Gerste hervorgebracht. Von Dyved kamen sie nach Arvon, und ließen dort zu Llyn ein Roggenkorn zurück, und seitdem wird zu Llyn und Eivionydd der beste Roggen gefunden. In der Gegend von Rhwyvrwythwch ließen sie einen jungen Wolf und einen jungen Adler zurück, und der Wolf ward an Brynach Wyddel, Sohn des Dinas Aſaraon, gegeben, und der Adler an Benwardd, den Gebieter von Arllechwedd, und dort erzählt man viel vom Wolf des Brynach und vom Adler des Benwardd. Und als sie nach Marn Du in Arvon kamen, ließen sie dort eine junge Katze zurück, und Goll ab Gollfrewi nahm sie, und warf sie in den Menai. Aber die Söhne des Palug in Mona (Anglesey) retteten das Kätzchen, zu ihrem Schaden; denn es wurde die Palug-Katze, welche, wie erzählt wird, eine der drei Geißeln der Insel Mona wurde; die zweite Geißel war nämlich Daronwy, und die dritte Erwin, König von England."

Sehr merkwürdig sind auch die Nachrichten über einen gallischen Menu, Minos, genannt Menw. „Einigan Gawr sah drei Lichtstrahlen, auf welchen alle Kenntniß und Wissenschaft geschrieben war. Und er nahm drei Stäbe der Bergesche, und schrieb alle Wissenschaft darauf, als Nachahmung der drei Lichtstrahlen; und die, welche sie sahen, vergötterten die Stäbe, was den Einigan dermaßen betrübte, daß er die Stäbe zerbrach und starb. Und nach Jahr und Tag sah Menw ab Teirgwaedd drei Stäbe aus dem Munde des Einigan grünen, auf denen

Digitized by Google

jede Art von Erkenntniß und Wissenschaft geschrieben war. Da nahm Menw die drei Stäbe, und lernte alle Wissenschaft, und lehrte sie Allen, außer dem Namen Gottes, der allein das Geheimniß der Barden war; und gesegnet, wer das besaß. — Zu bemerken ist, daß das barbische Symbol durch drei gerade Linien /\ gebildet wird, welche die drei divergirenden Lichtstrahlen bezeichnen sollen, welche Einigan Gawr zur Erde herabreichen sah. Diese drei Linien bilden alle Elemente des barbischen Alphabets, so daß kein Buchstabe ohne eine dieser Linien gebildet werden kann."

Ein weiter hier mitgetheiltes galisches Gedicht „Arthur und Cliwlod" ist schon ganz christlich, aber von kühner Komposition in altheidnischem Geschmack. Ein alter ehrmaliger Druide in Adlersgestalt auf heiliger Eiche sitzend weihd den unirrenden Geist Arthurs in die Geheimnisse des Christenthums ein:

Arthur.

Ich staune, welche Erscheinung, als Barde schau ich's leicht,
Auf der Eiche Wipfel hochgezweigt
In Adlergestalt, ein Scheinbild, sich zeigt.

Adler.

Arthur, der so weiten Ruf erlost,
Du, deiner Kriegsschaar Freud' und Zier,
Du sahst den Aar schon ehrwor.

Arthur hält sich selbst noch immer für einen Gott, wird aber an sich irre, da er so gespenstisch durch die Welt fahren muß, und erfährt vom Adler, es gebe ein höheres Wesen:

Arthur.

Adler, Du Wesen rein und hehr,
Ohne Zurünglichkeit frag' ich mehr:
Wer, sagt der Geist, ist der nächste? Wer?

Adler.

Arthur, deß Degen nie gerubt,
Gefallen im Schmerz vom entströmten Blut:
Ehrist ist's, dessen Glaube nicht auf Trug beruht.

Arthur.

Adler, deß Wort mir weckt Vertrauen,
Ich frag' unter Schmerzensruf und Grauen:
Was ist der Weg, um Gott zu schauen?

Adler.

Ueber Vergehen inniger Reue,
Auf Gnade hoffen in Treue,
Das schafft, daß Frieden die Seel' erfreue.

In einer Abhandlung über Lancelot vom See macht der Herausgeber die literargeschichtlich interessante Bemerkung, daß die Quelle aller spätern Gedichte von diesem Lancelot wohl die alte Sage von dem schönen und lasterhaften Fürsten Mael (dem ältesten Don Juan) seyn möge, welcher Name dem Wort ancel, ancelot (serviteur, domestic) entspreche, woraus durch Versetzung des Artikels l'ancelot geworden sey. Wichtiger ist Lancelot übrigens noch durch seine Entführung. Er ist das keltische Vorbild aller der unzähligen Sagen, in welchen schöne junge Ritter von schönen Nixen oder Undinen in ihren unterseeischen Zauberpalast verlockt werden. In der deutschen Sage sind es mehr Elfenköniginnen im Berge, die den Jüngling verlocken, und statt Lancelot, der in den See entführt wird, ist es Ritter Tanhäuser, den Frau Venus in den Berg lockt; womit zahllose andere deutsche Sagen von schönen Jungfrauen, welche Schätze im Berge hüten und am Johannistage die Pforten öffnen, zusammenhängen.

Die letzten Mittheilungen des vorliegenden Werks betreffen den Helden Finn oder Fingall. „Seit vielen Jahrhunderten waren in Irland zahlreiche Sagen in Erzählungen und Liedern von Finn, Mac Cuhhail (sprich Cumhal), dem Führer der irischen Miliz, und seinem Heldengeschlecht im Umlauf; zauber, volle, mährchenhafte Erzeugnisse einer rohen Phantasie, voll gigantischer Heldenthaten, wunderbarer Verwandlungen und kriegerischer Begebenheiten, die von verschiedenen Dichtern besungen, aber zumeist entweder in Fergus erzählenden Liedern, oder in Ossin's Klage wiedertönen. Allein nicht bloß in Liedern und Sagen lebt das Andenken Finns und seiner Krieger; es ist auch an Berge, Höhlen und Seen, und andere lokalitäten geknüpft. Gewisse rohe Steinmonumente, die sich noch in verschiedenen Distrikten Irlands finden, Kit-coen oder Teilithen genannt, werden, als Werke einer Riesenarchitektur, diesen alten Helden zugeschrieben. In der Grafschaft Meath wird ein großer Felsen gezeigt, unter dessen Schutze Finn und sein großer Wolfshund Bran einst nach ermüdender Jagd ausruhten; und oben auf dem Hügel Shantamen in der Grafschaft Cawan kann man noch in der Gestalt von fünf ungeheuren Steinen die Finger Finns sehen; jeder Stein ist ungefähr fünf Fuß hoch, und achtzig Centner schwer. Um einen in die Wellen ragenden Berg in Donegal, Alt-Ossin, liegen die Landschaften, die Marpherson in seinem Ossian so schön beschreibt, und nördlich von Lough Derg die Berge, Höhlen und Seen Finns. — An ihn erinnern die Oerschaften Finglas bei Dublin, Finnea in der Grafschaft Cawan, der Fluß Finn in der Grafschaft Donegal ꝛc. Nach den ältesten irischen Annalen war Finn, der Sohn Cuhhails, der Führer der irischen Milizen unter den Königen Cormac und Cairbar im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Milizen wurden im Gälischen Fianna, oder Fionna 'gen. Feinne) genannt. Jede Provinz hatte eine solche Miliz, aber diejenige, welche Finn führte, hieß vorzugsweise Fionna Eirion, das Heer Erins, oder Fionna Fhinn, das Heer Finns (O'Reilly. l. c. S. 239). Sein Sohn Ossin war ebenfalls der Führer einer Heerabtheilung, und zugleich berühmter Sänger, während Fergus, ebenfalls ein Sohn Finns, dessen eigentlicher Filea, oder Dichter, war. Ossins Andenken als Sänger hat sich eben so erhalten im Volke, wie das Finns als Helden."

Diese irischen Milizen waren nun aber, wie der Verfasser weiter nachweist, nichts anderes als Germanen, d. h. Normannen. So werden sie im Buche Howth, einem der ältesten irischen Geschichtswerke ausdrücklich genannt. Der durch Macpherssens Ossian so berühmte Held Fingal ist also keineswegs, wie man früher glaubte, ein keltischer, sondern im Gegentheil ein germanischer Held und die ganze Ossianische Heldenpoesie ist deutschen Ursprungs. „Wir halten den Finn der Irländer für eine alte, über die Heerfahrt des Hengest und Horsa hinaustreichende, dort ursprünglich fremde, von nordmannischen Seefahrern wahrscheinlich schon im dritten Jahrhundert hinübergeführte Tradition. die jedoch dort sich lokalisirend und nationalisirend fernerhin von dem einheimischen Volke fortgesungen ward, durch die seitwährenden Streifzüge der Normänner zwar stets neue Nahrung erhielt, in der neuen Heimath jedoch sich ihrer ursprünglichen Beziehungen zur alten immer mehr entäußern mußte, bis als letztes Residuum nur die Gestalten

Digitized by Google

Finn und Fergus und ihre Kämpfe mit Lochlin und untereinander dauernd stehen blieben. Nicht der Mangel glaubhafter Nachrichten berechtigt zu dem Schlusse, daß sie nie vorhanden waren. Dürfen wir, wenn wir am Einfluß des Stromes ins Meere stehen, dessen Quelle läugnen, weil wir sie nicht sehen? oder sein früheres Daseyn bestreiten, wenn wir in seinem ausgetrockneten Bette stehen? Die uralten Gesänge auf Lnieke, Mannus und dessen Stammsöhne hallen lange nach in den Genealogien von Inge, Ieeio, Hermine, wie der Hygelac des Beowulfliedes wiedergefunden ist im Eochtlaichus des Gregor von Tours, zum Beweise, daß auch die Dichtung der Geschichte begegnen könne. Wären die Finnianischen Gedichte in Irland erst aufgekommen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, als England die Nachahmsel sich unterthänig zu machen begann, wie hätten dann Anklänge und Anspielungen des Nationalhasses fehlen können? Wären sie erst im siebenten und achten Jahrthundert entstanden, wie hätten die Irländer ihre Schützer selbst als Männer von Lochlin bezeichnen können? Die Tradition mußte sie dem Sänger schon als Eingebürgerte von Alters her übergeben haben, um sie als Recken der Fremde einerseits, doch verflochten mit den Interessen der neuen Heimath andererseits so darzustellen, wie sie in den Liedern und Chroniken uns entgegentreten."

Ganz eben so wie in Irland und Schottland jener ältere normannische Finn ist in England der spätere sächsische Hengist Gegenstand der Sage geworden. Doch spielt in seiner Sage weniger er selbst, als seine schöne Tochter Rowena und sein dritischer Schwiegersohn Vortigern die Hauptrolle, und auf wunderbare Weise mischt sich in die Sage einerseits alkelitisches Heidenthum in der Person des Zauberer Merlin, andererseits die christliche Legende in der Person des h. Germanus.

Je weniger noch alle diese für die Völkerstellung im Norden so wichtigen Sagen gesammelt, verglichen und aufgeklärt sind, um so mehr verdient Herr Schulz für seine unausgesetzten Bemühungen den öffentlichen Dank.

Nationalökonomie.

Die Gefährdung der gewerblichen und landwirthschaftlichen Interessen durch socialistische und kommunistische Bestrebungen. Von Marschall Bugeaud, Herzog von Isly. Stuttgart, Paul Neff, 1848.

Der Marschall hat in Algerien Gelegenheit gehabt, an Militärkolonien die Unhaltbarkeit der Arbeiterassociationen gegenüber der Privatarbeitskonkurrenz zu erproben. So wie ein Arbeiter nicht mehr auf eigenen Fleiß und eigenes Genie angewiesen war und einen Mehrerwerb beanspruchen konnte; so wie er sich jedenfalls auf einen Theil des Erwerbs verlassen konnte und übrigens auf den Fleiß der Andern sich verlassen mußte, that er selber so wenig als möglich. Der Marschall macht von dieser besondern Erfahrung eine allgemeine Anwendung. Die Pariser Nationalwerkstätten haben zu dem nämlichen Resultate geführt. Associirte Arbeiter arbeiten so wenig, daß der Staat, der ihnen gleichwohl den Verdienst verbürgen würde, überall in kurzer Zeit Bankerott machen müßte.

Ein Gefühl davon scheinen die Kommunisten selber zu haben, weshalb sie sich auch nicht auf ihre Arbeit allein verlassen, sondern es sich bequemer machen und die vorhandenen Güter der Reichen unter sich theilen wollen. Allein Marschall Bugeaud verspottet sie, weil ihre Hoffnung eine reine Illusion sey. Er hat sehr Recht. „Was bedeutet die ewige Wiederkäuung der Phrase: die Februarrevolution sey socialer, nicht politischer Natur?" Was bieser andere Spruch des socialistischen Katechismus: „die Reichthümer seyen schlecht vertheilt." Man sieht deutlich hinter diesen Verschlägen die Idee hervorschimmern: daß es ursprüngliche Reichthümer gebe, die früher da waren, als die Arbeit, die Allen gehöre, und welche, da sie nicht recht ausgetheilt sind, eine soziale Umwälzung erklären würden! Wenn nun aber bewiesen werden kann, daß diese, der Welt von der Vorsehung zum Geschenk gemachten, ursprünglichen Reichthümer gar nicht existiren; daß es keine andere als solche gibt, welche die Arbeit erzeugt — und keine Beweisführung ist leichter, — so fällt damit auch die Lehre von der Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Revolution, aus der man eine bessere Vertheilung der Reichthümer entstehen lassen möchte, in ihr Nichts zusammen. Diese neue Vertheilung wäre nichts weiter als ein, an der Arbeit, der Intelligenz der Sparsamkeit verübter Raub, das Werk der Wespe, die die Honigzelle der fleißigen Biene plündert. Wenn wir die Maßlosigkeit gewisser Publicisten zum Muster nehmen wollen, so würden wir berechtigt seyn, ihnen das Prädikat heimzugeben, welches sie auf den Besitz von Eigenthum angewendet haben. Man kann sich nicht genug darüber wundern, daß ihnen die Augen nicht über der, so zu sagen auf der ganzen Erdoberfläche eingegrabenen, Wahrheit aufgehen: daß es keine Reichthümer gibt, als die, durch die Arbeit eines jeden Tages, eines jeden Jahres erzeugten; daß auch die durch Arbeit entstehenden Reichthümer im Vergleich zu den Bedürfnissen einer Gesellschaft von sechs und dreißig Millionen, überaus geringfügig sind; daß selbst, wenn man sie Denjenigen wegnähme, welche sie besitzen, um sie unter Jene zu vertheilen, welche nichts oder nur wenig haben, man die Lage der letztern um nichts verbessern würde; daß sie vielmehr noch ärmer werden würden, als sie sind." Naturlicherweise, denn die Leute würden fehlen, welche Arbeit bestellen und bezahlen.

Die Theilung der vorhandenen Güter würde ein den Kommunisten sehr unerwünschtes Resultat ergeben. Grund und Boden sind allerdings viel werth, verlieren aber diesen Werth augenblicklich, wenn getheilt wird. Denn wenn jetzt schon Grund und Boden für den wirklichen Bauernstand allein nicht mehr hinreichen und bereits ein zahlreiches ländliches Proletariat vorhanden ist, wo sollen sich noch Güter finden für die aus den Städten schaarenweise zurückkommenden Proletarier der Industrie? Es ist viel zu wenig Grund und Boden vorhanden. Was andere Güter betrifft, so verhält es sich mit Häusern, Möbeln, Kleidern ꝛc. ganz eben so wie mit den Gütern. Es sind derer, die da theilen wollen, zu viele, das Material reicht nicht aus. Die Armen machen sich eine viel zu günstige Vorstellung vom Besitze der Reichen. Ein Bauernweib, das zum erstenmal in eine große Stadt kam, hielt die vergoldeten Rahmen im Zimmer eines Beamten für echtes Gold und staunte, ohne es zu ahnen, daß sie selbst auf ihrem Dorfe reicher sey, als der arme Beamte in der Stadt. Was würden die kommunistischen Theilungsbehörden bei den meisten unserer sogenannten Reichen finden? Entwerthete Staatspapiere und Pfandbriefe, wahrscheinlich sehr wenig baares Geld, unnütze Möbeln und Kupferstiche. Das Vermögen, welches die Reichen einer Gemeinde zusammengenommen in Friedenszeiten und bei gutem Kredit besitzen, reicht hin, um den Armen durch Bestellungen Arbeit zu sichern. In dem Augenblick aber, wo durch Unruhen der Kredit stockt, hört mit der Fähigkeit, Arbeit zu bestellen,

Digitized by Google

auch der Reichthum auf, und dieselben Reichen derselben Gemeinde besitzen alsdann zusammengenommen mit allen ihren entwerthteten Papieren, Möbeln und Kupferstichen nur noch ein sehr geringes Vermögen, dessen Theilung den armen Gemeindegliedern kaum noch ein Trinkgeld abwirft.

Aehnliche Illusionen walten auch ob in Betreff des Staatsvermögens, der Domainen, der Civillisten ꝛc. Von diesen Galtungen des Kapitals leben so viele Menschen, daß es eigentlich schon getheilt ist und gar nicht erst einer Theilung bedarf. Als kürzlich ein deutscher Fürst, der Zeitstimmung nachgebend, einen ansehnlichen Theil seiner Civilliste erließ, demnach aber bei dem Theater, als einer Luxusanstalt, Einschränkungen vornehmen ließ, merkte man aus dem Jammer der plötzlich außer Nahrung gesetzten Familien erst, wie viel tausend Menschen von der Civilliste leben. Doch man macht sich diese Dinge so wenig klar, daß sogar ein Reichstagsabgeordneter in Frankfurt den unvernünftigen Antrag machte, weitere 300,000 Mann aller Waffengattungen in Deutschland lediglich auf Rechnung der noch in Deutschland bestehenden Civillisten ausrüsten zu lassen. Er vergaß, daß alle Civillisten in Deutschland zusammengenommen noch nicht den dritten Theil der Kosten für ein solches Heer zu bestreiten groß genug sein würden. Er durfte nur vergleichen, was die preußische Armee allein jährlich kostet und zwar auf dem Friedensfuß.

Marschall Bugeaud weist in Frankreich ein ähnliches Verhältniß nach. Zwar gibt es dort keine kleinen Fürsten mit Civillisten, doch aber noch sehr große Grundbesitzer und noch mehr große Kapitalisten. Aber auch ihr Reichthum ist zusammengenommen gering im Vergleich zu den herkömmlichen Vorstellungen. „Wie zahlreich sind denn wohl die Reichen, gegen welche man so unkluger Weise den Zorn des Volkes aufreizt? Das alte Wahlgesetz kann es uns sagen: es gab in Frankreich zweimalhundert zwanzigtausend Wähler, die 200 Franken und darüber Steuer zahlten. Die größere Mehrzahl der Bevölkerung ist arm. Das Eigenthum, repräsentirt durch 200 Fr. Steuer, ist überdieß häufig mit Hypotheken belastet, die den größern Theil seines Werthes verstellen. In allen Fällen näher es zahlreiche Familien, und das Höchste ist, wenn sich unter den zweimal hunderttausend Wählern sechzigtausend Familien befinden, welche Luxus, Ueberfluß haben mögen. Indessen, betrachte man auch die zweimalhundert zwanzigtausend Wähler als reich, und statt, wie gewisse Oekonomisten wollen, sie durch eine progressive Steuer, welche nur sie träfe, durch progressive Erdrechte allmählig kahl zu rupfen, nehme man ihnen plötzlich Alles weg was sie besitzen und vertheile man diese Beute unter die vierundreißig Millionen, die nichts oder nur wenig haben und fast ausschließlich von ihrem täglichen Verdienste leben: was würde der Einzelne davon erhalten? Wohl nur eine sehr geringe Summe, die ihn nicht einen Tag nicht eine Stunde vom Arbeiten zu dispensiren vermöchte. Würde dadurch sein Zustand verbessert werden? Ich sage, er würde im Gegentheil verschlimmert werden. Was sind daher diese zweimalhundert zwanzigtausend Reiche, denen man abnehmen will was sie besitzen, anderes als die Förderer, die Gebreiter der Arbeit? Die Kapitalien, mit welchen sie die Industrie befruchten, die in die Taschen Aller zerstreut werden sollen, würden alsdann die Fähigkeit nicht mehr haben, Arbeit zu schaffen. Es ist wie ein Hebel, den man mitten entzwei gebrochen hätte: er kann keine Lasten mehr tragen. Die Gesellschaft, der Intelligenz der Förderer der Industrie und ihrer großen Beweglraft, des concentrirten Kapitals beraubt, würde in Entkräftung verfallen; sie würde in einen Zustand gerathen, der schlimmer wäre als der der Araber, die wenigstens weite Räume für sich haben, die ihnen erlauben zahlreiche Heerden zu ernähren. Das ists, was man durch den Ruin der Spießbürger gewinnen würde, gegen die man die einfachen Arbeiter aufhetzt, statt diesen letzten begreiflich zu machen, daß zwischen ihnen und dem Gewerbestande eine vollkommene Gemeinsamkeit der Interessen und der Dienstleistungen besteht."

Endlich behauptet Marschall Bugeaud, wenn auch je die Träume der Kommunisten einmal verwirklicht würden, so würde am nächsten Tage schon wieder die alte Ungleichheit des Vermögens beginnen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß der Tüchtigere und Fleißigere mehr erwerbe, sich mehr anmaße. Wo die Menschen sich selbst überlassen sind, im Stande der Natur, behalten sie nur insofern noch einen ungetheilten Familienbesitz, als sie noch von der Güte der Natur leben und wenig oder nichts arbeiten. Die Nomadenfamilie ist noch in diesem Falle. Der Jäger, der schon kühner seyn muß, und der Ackerbauer, von dessen Fleiß der Ertrag abhängt, theilen sogleich. Die Brüder des Hauses trennen sich und wirthschaften auf eigene Rechnung. Wenn der Kommunismus ausführbar wäre, so hätte er in dem freien Nordamerika längst Anhänger finden müssen, aber gerade in diesem freiesten aller civilisirten Staaten herrscht gerade das dem Kommunismus am meisten entgegengesetzte Prinzip, welches jeden auf seinen eigenen Fleiß, auf sein eigenes Talent anweist, ihm dafür aber auch den Lohn sichert.

Sehr ergötzlich ist, was Bugeaud über die öffentlichen Arbeiten in Frankreich sagt: „Man braucht bloß an die Ausführung des Gesetzes über die Vicinalstraßen zu erinneren. Ein armer Ortsvorsteher, der auenahmsweise eifrig im Dienste ist, bestellt hundert Taglöhner auf fünf Uhr in der Frühe, um einen schadhaften Weg auszubessern; es kommen jehn um acht Uhr, sie arbeiten schläfrig bis um neun. Dann wird gefrühstückt, was zwei Stunden Zeit in Anspruch nimmt und nur auf inständiges Bitten des unglücklichen Bürgermeisters wird die Hacke wieder zur Hand genommen und in der größten Beraumlichkeit bis zur Stunde einer neuen Kollation gehandbabt. Die Werkhütte, wenn das Ding diesen Namen verdient, ist vor Unitergang der Sonne verlassen. So steht es mit der öffentlichen Arbeit. Und bei einer solchen Arbeit hofft man die Nation besser ernähren zu können als sie gegenwärtig ernährt wird? Vergißt man, daß dazu 24 Millionen Menschen nöthig sind, welche durch den Drang der Noth und die Liebe zu ihren Familien angetrieben, Tag für Tag, von frühem Morgen bis zum späten Abend, sich es sauer werden lassen!" — Es ist gar nicht zu läugnen, daß es auf der Höhe der Gesellschaft neben den thätigen und fleißigen Staatsmännern, Gelehrten, Kaufleuten ꝛc. eine jedoch verhältnißmäßig nur kleine Anzahl Individuen gibt, die als Sinecuristen, Rentiers ꝛc. ohne alle Arbeit sich aller möglichen Genüsse erfreuen. Es ist eben so wahr, daß es auch in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft Individuen gibt, die als Taugenichtse von fremder Arbeit leben. Aber es wäre wahnsinnig, wenn es der Majorität fleißiger Menschen einfiele, sich in Masse in die Lage jener Minorität versetzen zu wollen, und das ist eigentlich der geheime Hintergedanke der Kommunisten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 70. Dienstag den 3. Oktober 1848.

Kunstgeschichte.

Die neuere geschichtliche Malerei und die Akademien von Dr. Ernst Guhl. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1848.

Eine begeisterte Lobrede auf die geschichtliche Malerei der neuern Zeit, als derjenigen, welche schlechthin über der Kirchen- und Genremalerei stehend das höchste Ziel der Malerei bezeichne, zugleich aber auch im vollkommensten Einklang mit dem Zeitgeist und den höchsten Bestrebungen der Menschheit in unsern Tagen stehe. Professor Kugler hat das Werkchen eingeleitet und eine interessante Vorlesung über das historische Museum zu Versailles angefügt.

Der Verfasser will vor allen Dingen den Begriff der geschichtlichen Malerei von dem unterschieden wissen, was man bisher die Historienmalerei nannte. „Es hat sich, sagt der Verfasser Seite 13, eine durchaus neue, eigenthümliche und originale Kunstweise entwickelt, von der es in der Kunstgeschichte vergangener Zeiten allerdings Anfänge und Spuren gibt, für die indeß durchaus keine vollkommen entsprechende Analoga aufzufinden sind. Es ist dieß die geschichtliche Malerei, wie wir sie zum Unterschied von der Historienmalerei durchweg nennen werden, d. h. diejenige, die ihre Gegenstände aus der wirklichen Geschichte nimmt. Für diese geschichtliche Malerei, wie sich dieselbe heut von Tag zu Tage und in merkwürdiger Uebereinstimmung bei allen denjenigen Nationen, welche an der modernen Kunstgeschichte lebendigen und thätigen Antheil nehmen, immer freier und bestimmter herausbildet, für diese nun würde es selbst dem entschiedensten Anhänger der obigen Ansichten schwer fallen, einen Platz in den Kategorien der frühern Kunstgeschichte zu finden; sie wird schwerlich irgendwo, wie Köster meint, eingefügt oder eingeschoben werden können und so hätten wir denn in der That ein neues Gebiet, eine neue Gattung der Malerei gewonnen, auf dem man fußen könnte, um von dem neuen Geiste zu reden, der unsere Kunst im Gegensatze zu der anderer Zeiten beseelt und der in der geschichtlichen Malerei die ihm am meisten entsprechende Ausdrucksweise gesucht und gefunden hat.“ Allerdings paßt der Ausdruck Historienmalerei auf die heutige geschichtliche Malerei nicht mehr, denn wie bekannt begriff man unter Historienmalerei die ganze Kirchenmalerei, die Mythen, Allegorien ꝛc., während es sich jetzt nur von Gemälden aus der wirklichen Geschichte handelt, durch welche der Geist der Zeiten zu uns spricht, im Gegensatz gegen alles, was nur der Welt der Phantasie oder Abstraktion angehört.

Der Verfasser hat mit großer Umsicht ausgeführt, wie erst nach und nach die rein geschichtliche Malerei sich von den ältern Manieren losgeschält habe. „Der Uebergang, heißt es S. 152, ist der, daß man sich von den schlechthin abstrakten Mächten in der Kunst loslagte, um das Leben, das geist- und gottererfüllte, gewinnen zu können. Dieß war das einzige Mittel, um zur Darstellung derjenigen Ideen übergehen zu können, die sich nicht nur auf eine durch fromme Begeisterung geschaffene Welt der Phantasie beschränken, sondern die sich niederwerfen im Sturm und Drang der realsten Wirklichkeit selbst bethätigt, durchgesetzt und durchgekämpft haben. Die Kunst verlangt Ideen, die ihre Wirklichkeit schlechthin an sich tragen, sie verlangt Wirklichkeit, die von einer höheren Idee durchdrungen und begeistert ist. Jene Ideen sind die in der Geschichte, und die Geschichte selbst ist jene Wirklichkeit. Hier auf dem Boden der Geschichte — die Gegenwart gehört der Geschichte nicht minder an, als die Vergangenheit —; hier allein liegt — was der Kunst ihr tägliches Brod ist — die wahre untrennbare Einheit von Idealität und Realität, einer Idealität, die keine abstrakte und semit halbe ist, einer Realität, die weder eine fingirte, noch lediglich der Idee zu Liebe geschaffene, sondern eine wirkliche und in jedem Punkte von der Idee durchdrungene ist. Die großen Momente der Geschichte sind es, wo jene Einheit sich auf eine lebendige, energische Weise — nicht nur zuständlich — offenbart, wie dieß im Genre geschieht; in ihnen erst kommt so die Idee, wie die Wirklichkeit zu ihrem wahren Rechte; während in der kirchlichen Malerei die Seite der Realität selbst nur eine gesetzte, fingirte, phantastische ist, und im Genre über der Fülle einer mehr zuständlichen Realität die eigentliche Grundlage der Idee nur zu oft verloren gehen kann. Die letztere sich immer mehr zu wahren, ist die Aufgabe der modernen Entwicklung des Genre: so wird sie fortwährende Mitarbeiterin der modernen Kunst, der geschichtlichen Malerei sein. Das Genre, wie es die Holländer ausgebildet haben, hat die Geschichtsmalerei vorbereitet und überhaupt erst möglich gemacht. Denn um diese einfache und untrennbare Vereinigung der Idee und der Realität, wie sie in der Geschichte sich bekundet, darstellen zu können, mußte die Kunst erst zu einer viel größeren Wahrheit des unmittelbaren Lebens der Sinnlichkeit kommen, als die kirchliche Malerei verlangte und — vertragen konnte. — Die geschichtliche Malerei ist die jüngste selbstständige Gestaltung moderner Kunstentwicklung; wir haben gesehen, wie die heilige Malerei sowohl, als das Genre die wesentlichen Elemente derselben zur Reife gebracht und zu einer Frucht gezeitigt haben, die sich nun vom Stamme losgelöst und eine selbstständige Wesenheit zu bilden begonnen hat. Wir können somit diese Gattung als das nothwendige Produkt der allmähligen freieren Entwicklung jener beiden anderen Kunstweisen betrachten.“

Wir bedauern, diese Ansicht nicht begründet zu finden. Die Kirchenmalerei entspricht einem durchaus andern Bedürfniß

Digitized by Google

hat durchaus einen andern Gegenstand und wendet andere Mittel an, als die geschichtliche Malerei. Die letztere ist also weder aus der ersten entwickelt worden, noch kann sie eine Ergänzung oder höhere Vollendung derselben darstellen, noch sie überflüssig machen. Eben so verhält sie sich zum Genre, das wieder einem ganz besondern Bedürfniß entspricht. Nach Zeit und Oertlichkeit wird jede dieser Kunstrichtungen wechseln, aber von einem Uebergange aus einer in die andere, von einem Entwicklungsgange der Kunst von einer zur andern, wie auf Stufen, die man zurücklegen hätte, kann nicht die Rede seyn. Eben so wenig von einem Range. Den Rang in der Kunst bestimmt nur der Kunstwerth, der Gegenstand und die Manier setzen welche sie wollen. Hinge aber der Rang vom Gegenstande ab, so würde wohl die Kirchenmalerei den ersten Platz zu behalten haben.

Wir wollen dem Verfasser noch weiter in seinem Gedankengange folgen. Seite 106 fährt er aus: „In der Geschichte, von der in unserem Sinne nie die Gegenwart, ihre letzte Stufe getrennt werden darf, in der Geschichte vollendet sich die Gesammterfassung der Menschheit. In ihr gelangen alle ihre Interessen, alle Richtungen des Geistes, alle die Ideen, die wir als die höchsten Güter der Menschheit betrachten, zu einer vollen konkreten Erscheinung. Die Geschichte ist das Werden der Menschheit, die ununterbrochene Offenbarung des Geistes; eine wahrhaft reale Offenbarung, die der Kunst Beides, den Reichthum der göttlichen Idee und die Fülle der sinnlichen Erscheinungen zubringt. Die Kunstweise nun, welche von diesem Bewußtseyn ausgehend, sich aller der rein menschlichen Schätze in der Geschichte zu bemächtigen weiß, wird daher auch diejenige seyn, auf deren Boden allein die Form des modernen Ideals zur Erscheinung kommen kann. Denn das moderne Ideal, gleichviel ob dasselbe unter die Form des romantischen Ideals zu subsumiren sey oder eine besondere Stufe für sich bilde, ist, wie es Wischer einmal bezeichnet, das der gebildeten, d. h. der wahrhaft befreiten und zugleich mit der Objektivität versöhnten Subjektivität, und die Geschichte ist das Feld, auf dem der menschliche Geist in seiner tausendjährigen Entwicklung diese Versöhnung erstrebt hat und auf dem er sie vollziehen wird. Die Geschichte hat kein anderes Ziel, als diese Versöhnung und dieselbe Versöhnung ist auch die einzige Aufgabe der Kunst; die Aufgabe, die sie von jeher verfolgt hat und die sie nicht anders wird erreichen können, als wenn sie sich aller der Formen bemächtigt, welche die allmählige nothwendige Entwicklung dieses Prinzipes selbst — in der Geschichte — hervorgerufen hat. Dieß zu thun aber ist nun das Wesen der geschichtlichen Kunst, und diese ist es daher, die den Anforderungen des modernen Ideals am meisten entspricht, sie ist die Kunstform des modernen Ideals selber. Die Wahrheit dieser Thatsache beschränkt sich nicht bloß auf die bildenden Künste und wir können hier beiläufig auf einige entsprechende Erscheinungen der Literatur aufmerksam machen. Die Entwicklung der Poesie ist der der bildenden Künste immer vorangegangen, und darum ist auch die moderne Poesie eher eine geschichtliche geworden, als die Malerei. Shakespeares große Bedeutung ist es, daß er das moderne geschichtliche Drama geschaffen, welches seine Vollendung noch von der Zukunft zu erwarten hat. Gott mit dem vollendeten geschichtlichen Drama werden wir ein vollendetes Drama der Gegenwart haben, denn auch hier dürfen Gegenwart und Geschichte nicht getrennt werden, die Gegenwart ist selbst Geschichte. Wenden wir einen Blick auf die Literatur der Gegenwart, so ist auch hier der geschichtliche Roman die letzte selbstständige Form, zu der es die Entwicklung der modernen Prosa gebracht hat, und erst an ihn konnte sich der Roman der Gegenwart, der soziale Roman anknüpfen. Was nun diese beiden Formen für die Poesie sind, das ist die Geschichtsmalerei für die bildenden Künste. Diese merkwürdige Uebereinstimmung in dem Entwicklungsgange der modernen Kunst und Poesie ist von der größten Bedeutung und zugleich ein unumstößlicher Argument für die immer und überall die Entwicklung des Geistes selbst bedingte Nothwendigkeit einer Richtung, deren Anerkennung man sich von manchen Seiten noch immer so hartnäckig zu entziehen sucht."

Auch damit stimmen wir nicht überein. Einmal ist es mit der Versöhnung der Subjektivität und Objektivität zwar auf dem Katheder und in philosophischen Kompendien eine ganz annehmliche Sache, aber die Wirklichkeit weiß nichts davon. Die Geschichte läßt beide hübsch gesondert neben sich bestehen. Zweitens ist ein himmelweiter Unterschied zwischen der Geschichte selbst und der Geschichte, wie sie gemalt werden kann. Eine Menge der größten geschichtlichen Entwicklungen können gar nicht gemalt werden. Gemalt nimmt sich oft das Unbedeutende viel besser aus, als das Bedeutende. Die Welt des Historikers reicht nur bis auf einen gewissen Grad in die des Malers hinein; wechselseitig sich zu decken vermögen sie nicht. Drittens ist die Vergleichung der geschichtlichen Poesie mit der geschichtlichen Malerei für die letztere keineswegs schmeichelhaft, denn sowohl die historischen Romane als die neuern Geschichtsdramen tragen den Charakter des Handwerksmäßigen und sind des hohen Geistes bar, der einst in Shakespeare wohnte Wir möchten die geschichtliche Malerei durch diese Vergleichung nicht bloßstellen, da wir in mehreren neuern Geschichtsgemälden, besonders den französischen, unendlich viel mehr Geist finden, als in der historisirenden Poesie.

Man muß zugestehen, daß die geschichtliche Malerei jetzt über jede andere vorherrscht und daß Vortreffliches darin geleistet wird. Damit wird aber nicht zugestanden, daß diese Richtung der Kunst überhaupt die höchste sey. Man muß zugestehen, daß die historische Wirklichkeit einen unschätzbaren Werth hat, besonders, wenn man sie recht versteht; damit wird aber nicht zugestanden, daß sie uns die Sehnsucht noch nach etwas Höherem stillen könne. Das Prahlen mit der Wirklichkeit in unsern Tagen ist fast lächerlich, weil jede Zeit ihre Wirklichkeit hatte, ja die Wirklichkeit noch ungleich wirklicher war, je lange man sich ihrer weniger bewußt war. Man mußte wie billig über den Vater Voß lächeln, als er mit der Hausväterlichkeit auf eine Weise kokettirte, als ob nie zuvor Hausväter gewesen wären. Nun kommt gar unsere liebe begeltelte Jugend und renommirt mit einer Wirklichkeit, deren sich ihre Väter und Urgroßväter zwar gewiß weniger bewußt gewesen sind, die sie dafür aber gewiß mit viel mehr gesundem Humor genossen haben, und deren sie jedenfalls gerade so viel gehabt haben, wie die Enkel.

Ohne die Sache zu streng zu nehmen, da jede Zeit ihre Uebertreibungen hat, hätten wir vom Verfasser doch eines nicht erwartet, nämlich, daß, indem er alles Lobwürdige der modernen Geschichtsmalerei hervorhebt, es ihm auch nicht entfernt eingefallen ist, auch die Schattenseite derselben zu besprechen.

Es thut uns aufrichtig leid, einem Schriftsteller über die Kunst, der in jeder Zeile beweist, daß er dafür Sinn besitzt, sagen zu müssen, er habe das Ziel der Kunst verfehlt, wenn er ein anderes für möglich hält, als — die Schönheit. Von der Schönheit aber spricht er gar nicht. Er spricht immer nur von der Versöhnung des Objektiven und Subjektiven im geschichtlichen Falium. Die Maler, die er preist, sind nicht alle in dieselbe Mißkennung des Schönen verfallen, sondern viele derselben haben sich redlich bemüht, solche Helden und Thaten der Geschichte darzustellen, die ihnen erlaubten, dem Auge auch etwas Schönes zu zeigen. Viele Andere haben freilich, wie

Digitized by Google

Herr Guhl, gewinnt, daß das Bedeutende des Gegenstandes allein hinreiche, auch dem Auge unangenehme Bilder zu entschuldigen. Wir setzen unbedingt fest, daß historisch Bedeutende sey als solches noch lange nicht werth, gemalt zu werden. Nur den Maler kann und muß eine Landschaft, irgend ein Naturgegenstand, eine Scene aus dem gewöhnlichen Leben, vor allem aber eine schöne Menschengestalt und Miene allezeit wichtiger seyn, als selbst das wichtigste historische Faktum einer Schlacht, einer Versammlung ꝛc. oder er muß allgemeine Natur- und Menschenschönheit auf den speciellen historischen Fall anwenden können. Wenn der Maler die Schönheit versäumt, so kann er durch die bloße Bedeutung niemals befriedigen. Wir wenden dieß speciell auf das berühmte Bild von Gallait an. Eine höchst charakteristische Scene ist diese Abdankung Karls V. gewiß, aber sie bleibt durch das absichtliche Hervorheben des bloß Bedeutenden bei gänzlicher Gleichgültigkeit für das Schöne.

Nur in den seltenen Fällen, in welchen es allgemeinen Schönheitsregeln oder wenigstens dem Bedürfniß der Seele, tief ergriffen zu werden, entspricht, ist das Historische auch wirklich malerisch. Darin liegt aber zugleich die Gefahr, daß es im dem Maaß als unhistorisch verschönert oder wenigstens vergeistigt erscheinen wird, in welchem es mehr dem ästhetischen Bedürfniß genügt. Jener dämonische Karl der Große, den Albrecht Dürer malte, ist gewiß unhistorisch, ist eine reine Phantasie, aber wir halten ihn für malerischer, als alle großen Karle auf modernen Fresken. So wie ihr uns einen Helden malt, der uns bezaubern soll, hört er auf, der bestimmte historische Held zu seyn, und wird irgend ein allgemeines Ideal, ein Gott oder ein Dämon. So will es Gemüth und Auge des Beschauers. So will es das Gesetz der Kunst, die nie Sklavin weder der Natur, noch der Geschichte seyn kann. Nichts in der Welt läßt die Seele kälter, als die nüchterne Natur- und Geschichtsauffassung. Die Kunst muß immer erst etwas hineinlegen. Wenn der größte Maler das Werk des größten Geschichtschreibers zu illustriren hätte, müßte jeder etwas ganz Anderes darstellen und dürften wir bei Leide und die Bilder nicht schon so gedacht haben können, wie sie der Maler uns wirklich vorführt.

Wollte nun Herr Guhl umfassend von der neuern geschichtlichen Malerei handeln, so hätte er einer ungeheuern Menge von Werken derselben jene Mängel an eigenthümlich malerischer Wiekung und jene Abhängigkeit vom Geschichtschreiber zum Vorwurf machen müssen. Es ist ungeheuer viel Historisches gemalt worden, was bloß Anstzeichnung gar nicht verdiente, und wieder sehr vieles andere, was der Künstler nicht frei und genial genug behandelt hat, wobei er sich, selbst um nur verstanden zu werden, zu sehr auf den erklärenden Geschichtschreiber verlassen hat.

Andererseits hat wieder die Jagd nach Effekten und die Sucht, bedeutend zu scheinen, bei zahllosen künstlerischen Mittelmäßigkeiten eine zur Manier gewordene Affektation erzeugt, die sich in der französischen Schule hauptsächlich durch theatralische Stellungen und Mienen, in der deutschen hauptsächlich durch kokette Bärte und darnische kund gibt. Man sieht historische Bilder, auf denen geradezu alles bedeutend seyn soll, die auf den begeisterten Augenaufschlag an Pferden und den loyalen Lippenschnitt der Hundeschnauzen, auf denen jeder alte Landsknecht wie ein Apostel und jeder Knappe wie ein Evangelist Johannes aussieht. Hier verliert gewöhnlich das Ganze alle Bedeutung, weil im Einzelnen zu viel liegt.

Ueberall blickt das Bewußtseyn, die Absicht viel zu sehr hervor. Selbst wo Naivetät und Ruhe zur Schau getragen werden, verräth sich dieses kokette Bewußtseyn. Das ist es nun, was unsere neue Geschichtmalerei am meisten von der älteren Historienmalerei unterschiedet, und worin sie keineswegs den Vorzug verdient.

Es ist merkwürdig, auf wie mannigfachen Wegen man gegenwärtig, namentlich in Berlin, den Mangel des Schönen durch das vergötterte Geschichtliche zu ersetzen trachtet. Weil das Berliner Museum in Bezug auf schöne Bilder mit den Gallerien in Dresden, München, Wien, Paris ꝛc. nicht konkurriren kann, legt es mit Recht einen großen Werth auf das kunstgeschichtliche Interesse seiner Bilder; aber daraus folgt nicht, daß die genaue Kenntniß der Kunstgeschichte neben mittelmäßigen Bildern mehr werth sey, als der Besitz der herrlichen Bilder neben einer ungenauen Kenntniß. Ungefähr in gleicher Weise kann die heutige Malerei in Bezug auf Zeichnung, Farbe und besonders physiognomische Seelenlehre mit der ältern nicht konkurriren und legt mit Recht einen Werth auf die Komposition, die in der geschichtlichen Malerei die Hauptsache ist; aber daraus folgt nicht, daß verschwenderisch reiche Kompositionen bei feinerwegs meisterhaftem Kolorit, noch vorherrschenden Schönheitssinn in den Contouren, noch großer Fülle und Tiefe der Seele das Höchste in der Malerei genannt werden dürfe. Weder das kunstgeschichtliche Interesse am Meister, noch das geschichtliche Interesse des Inhalts vermag einem Bilde wahren Werth zu geben, dieser kann nur in seinem spezifischen Kunstwerthe liegen.

Politische Literatur.

Zwei Kammern oder Eine? Was verlangen die Zustände und Aufgaben der größern deutschen Staaten, insbesondere des Preußischen? Von Dr. Melchior Meyr. Berlin, Decker'sche geheime Hofbuchdruckerei, 1848.

Es ist wunderlich, wie die Menschen sich in aufgeregten Zeiten abquälen, einander Dinge zu beweisen, von denen sie doch gewiß wissen können, daß der Andere sie auf seinen Fall anerkennen wird. Alles Hin- und Hergerede hilft da nichts, die Ereignisse nehmen ihren natürlichen Verlauf.

Es gab noch niemals eine große Revolution, in welcher nicht die ersten Kammern, die Pairs und Lords, überhaupt jede Reprästentation aristokratischer Körperschaften in der demokratischen Ueberschwemmung untergegangen wären. Sie kamen aber auch immer, wenn die Ueberschwemmung sich verlaufen hatte, wieder zum Vorschein, und das Prinzip des Zweikammersystems wurde sogar von den freisinnigsten Republiken anerkannt, wie denn die Vereinigten Staaten von Nordamerika wirklich zwei Kammern haben. Es handelt sich mithin auch jetzt in Deutschland nur darum, ob unsere Revolution ein mißlungener Versuch, eine Täuschung, oder ob sie eine Wahrheit ist. Ist sie das letztere, dann ist es auch lediglich unnütz, über den Vorzug des Ein- oder Zweikammersystems zu streiten, haben wir die Revolution, so müssen alle unsere ersten Kammern auch ganz von selbst wegfallen, und keine Berathsamkeit, kein noch so schlagender Grund wird sie retten. Den einer Rückkehr zum Zweikammersystem wird erst dann wieder die Rede seyn können, wenn die Revolution vorüber ist.

Anstatt sich daher um die Vertheidigung des Zweikammersystems in einem Augenblick zu bemühen, in dem dasselbe schon so gut wie unmöglich geworden ist, hätte der Verfasser nur einfach historisch erörtern dürfen, daß alle civilisirte Staaten, sowohl Republiken als konstitutionelle Monarchien ein Zweikammersystem ausgebildet haben und wenn sie dasselbe in

Digitized by Google

Revolutionszeiten verließen, nachher immer wieder zu demselben zurückgekehrt seyen. Vorzugsweise aber hätte der Verfasser ausführen dürfen, warum und aus welchen Gründen die ersten Kammern fast in allen Staaten zu gewissen Zeiten so überaus unpopulär geworden sind, und in welcher Weise sie stets reformirt werden mußten, wenn sie nach großen Revolutionen sich einer Wiederkehr erfreuen sollten? Er gesteht zu, daß die aristokratischen Körperschaften, wie sie meistentheils in den ersten Kammern Deutschlands konstituirt sind, allerdings dem Ideale nicht entsprechen, doch hätte er noch schärfer sagen dürfen, warum sie ihre große Unpopularität nur zu sehr verdienen, und er hätte noch strenger nachweisen müssen, wie nur durch eine Verwandlung der Geburtserforderniß in ein Verdienstserforderniß die Wiedergeburt und das Wiederpopulärwerden der ersten Kammern möglich ist.

In einem freien Staate, sey er Republik oder konstitutionelle Monarchie, hat die erste Kammer nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn sie einen Senat der Weisen, einen Rath der Alten, eine Versammlung der in allen Fächern erfahrensten und erprobtesten Männer darstellt. Wenn das freie England davon eine Ausnahme zu machen scheint, indem hier die Geburt, und nur zum Theil das Verdienst den Sitz im Hause der Lords bedingt, so ist doch nicht zu verkennen, daß das Oberhaus in London längst abgeschafft wäre, wenn die Geburtsmänner nicht zugleich Verdienstmänner zu seyn, oder sich aus den Reihen der Verdienstmänner zu rekrutiren verständen. Sie befinden sich ganz in dem Falle, wie die alten Patricier in Rom, die, obgleich Geburtsadel, jede erdenkliche Anstrengung machten, um zugleich Verdienstadel zu seyn.

Der Verfasser hat sich diesen Hauptpunkt nicht klar genug gemacht. Er sagt: „Man findet es vielleicht in der Ordnung, daß bei der Zusammensetzung der ersten Kammer das Alter und die Intelligenz bevorzugt werden; aber gegen eine Berücksichtigung auch des Besitzes wird man voraussichtlicherweise protestiren, und am heftigsten natürlich von Seiten Derjenigen, die Eine Kammer und keren Konsequenzen wollen. Diese werden fragen: Ist der Besitz eine Eigenschaft des Geistes und Charakters? Wird der Besitzende also solcher sehen ein besserer Wähler, ein besserer Deputirter seyn? Kann man in Sachen der Gesetzgebung dem Geldsack einen Einfluß gestatten? Das klingt ins Ohr; allein — können wir fragen — ist es denn so sicher, daß die Vernunft auf Seiten der Menge seyn wird, deren Herrschaft ihr vertangt? Seyd ihr so gewiß, daß die Meisten auch die Besten seyn und daß sie für die besten Gesetzgeber, die besten Vertreter des Geistes und der Bildung liefern werden? Wir haben uns über diesen Punkt hinlänglich erklärt. Die alleinige Bevorzugung der Menge würde der Gesellschaft sicherlich Verderben bringen; die Bevorzugung des Besitzes bei der Wahl für den Senat kann aber dem Ganzen um so weniger nachtheilig werden, als ja dadurch nur der einseitige Vortheil, den die Menge als solche bei der Wahl für die zweite Kammer hat, wieder ausgeglichen wird. Wir wissen sehr gut, daß der Besitzende darum noch nicht ein Mann von Bildung und Charakter seyn muß; wir wissen aber auch, daß in der Regel die Bildung doch an den Besitz und an die höhere Stellung im bürgerlichen Leben geknüpft erscheint, und daß die besitzenden Klassen ganz anders für die Kultur einstehen werden, als die Besitzlosen und Wenigbegüterten. Kultur und Reichthum eines Volkes gehen Hand in Hand.“ Das ist in Bezug auf England wahr, nicht aber in Bezug auf Deutschland. Sofern Herr Meyr aber von Deutschland spricht, hätte er unumwunden zugestehen müssen, daß die deutschen mediatisirten Fürsten, Reichsgrafen ꝛc. und der ständisch vertretene Patrimonialadel mit wenigen Ausnahmen seine politischer Stellung und die Bedingungen seiner Zukunft verkannt hat und nicht entfernt mit dem Hause der Lords in Großbritannien verglichen werden kann. Die Söhne der Lords treten ins Unterhaus, die talentvollsten Redner des Unterhauses treten ins Oberhaus und werden Lords. Zwischen unsern ersten und zweiten Kammern in Deutschland bestand dagegen und besteht eine unübersteigliche Kluft. Jederzeit bereit, den Polizeistaat in der Unterdrükung des dritten und vierten Standes zu unterstützen, hatten unsere Standesherren nicht einmal in ihrem eigenen Interesse Besonnenheit genug, sich der Volkssympathien zu bemächtigen, selbst da, wo sie ihnen wohlfeil zugefallen wären. Wir ehren den Besitz, wir wünschen, daß er auf eine würdige Weise möge vertreten werden, aber wir finden in der Geschichte der deutschen Pairie seit dem Wiener Kongreß keine Belege, daß seine Vertretung sich auf der Höhe der Zeit und im Einklang mit dem Nationalwohl befunden habe. Wir zweifeln daher auch nicht, daß diese Vertretung in unserer gegenwärtigen Revolution ihren Untergang und ihre Wiedergeburt erst in einer durchgreifenden Reform finden werde.

Choleraschrift.

Was ist die Cholera und wie kann man sich vor ihr am sichersten verwahren? Von Dr. J. Ennemoser. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift erschien beim ersten Annahen der Cholera im Jahr 1831. Die zweite ist durch das zweite Annahen derselben Krankheit in unsern Tagen hervorgerufen. Das Büchlein empfiehlt sich durch seine kurze und klare Zusammenfassung des Wichtigsten, was den Laien zu wissen Noth thut. Herr Ennemoser gibt kurz die Geschichte der Verbreitung der Cholera und die Beschreibung aller ihrer Symptome, dann erwägt und behauptet er ihre Ansteckbarkeit, und endlich läßt er sich in nöthiger Ausführlichkeit über die Mittel aus, die man anwenden soll, theils um sich vor der Krankheit zu hüten, theils um sie, wenn sie ausgebrochen ist, zu heilen. Seine vorbrugende Hauptmittel sind Diät und Reinlichkeit, die Heilmittel im Krankheitsfalle selbst aber vorzugsweise schweißtreibende Mittel. „Nun beweist uns die übereinstimmende Erfahrung aller Beobachter, englischer, russischer und deutscher Aerzte: daß unter den angewandten Mitteln jene am schnellsten, sichersten und allgemeinsten zu einem heilsamen Zwecke führen, welche Schweiß hervorbringen, und zwar geschieht dieß meist, besonders im Anfange, durch ganz einfache, gleichsam alle von uns gefoderten Anzeigen erfüllende, warme, ja heftige Getränke in kleinen Zwischenräumen anhaltend gegeben, bei Durst kaltes Wasser oft in kleinen Portionen; ferner durch warme Umschläge an dem Unterleibe, warme Bäder und anhaltendes Reiben, Bürsten und Erwärmen der Glieder. Bloß allein das warme Wasser haben einige als das sicherste Mittel gerühmt, ich würde das kalte vorziehen, so wie andere Schleimaufgüsse von Hafer, Gerste, Reis, Gummi, Eibisch oder aromatischen Pflanzen, wie Kamillen, Flieder, Pfeffermünze, Kaffee, die zugleich in ihrem Aroma ein nervenbelebendes Prinzip enthalten, anrathen.“ Die weitern nähern Anzeigen wolle der geneigte Leser in dem kleinen nützlichen Büchlein selber nachlesen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71. Sonnabend den 7. Oktober 1848.

Reise.

Reisen im Innern Brasiliens, besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistrikte. Von Georg Gardner, Vorsteher der botanischen Gärten in Ceylon. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Zweiter Band. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Sehr gute Schilderungen des wenig bekannten Innern von Brasilien. Wir verliessen den Verfasser am Schluß des ersten Bandes in Oeiras, einem Hauptort des nördlichen Brasilien, tief im Binnenlande im Westen von Pernambuco. Man macht sich einen Begriff von der Abgeschiedenheit dieser Stadt und Provinz, wenn man erfährt, daß sie, als Brasilien von Don Pedro für ein unabhängiges Reich erklärt wurde, es für eine böswillige Erfindung hielten und in gutem Glauben für Portugal die Waffen ergriffen. Dagegen hatte kurz vor der Ankunft Gardners in diesen Gegenden ein gewisser Raimendo Gomez allerlei müßiges Gesindel zu einer Räuberbande vereinigt und dieselbe, indem er ihr das Ansehen einer republikanischen Insurrektionsarmee gab, bis auf 5000 Mann gebracht. Brasilien leidet also fast an den nämlichen Uebeln wie das spanische Südamerika, wo der erste beste General unter dem ersten besten Vorwand Volk zusammenrafft, dem Müssiggehen und Rauben lieber ist, als arbeiten, und sich bald im Namen der Revolution, bald im Namen der Restauration bereichert.

Einen eigenthümlichen Reiz hat das politische, wie gesellige Leben in Brasilien dadurch erhalten, daß hier die Farben keinen so schroffen Gegensatz gegen einander bilden, wie in Nordamerika. Mulatten, selbst Neger können als freie Männer zu einer Bedeutung gelangen, die ihnen in den Vereinigten Staaten versagt ist. Hier ein kleines Beispiel aus dem gemeinen Leben, ein echtes brasilianisches Genrebild. „Wir bildeten eine ziemlich große Reisegesellschaft. Außer uns selber bestand sie aus dem Kapitän, seinem Sohne und dessen Gattin, einem Mulattenmädchen, das deren Kind trug, welches die Taufe empfangen sollte, drei Resten des Kapitäns und einem schwarzen Schulmeister, welche Personen alle vom Kopf bis zu den Fußspitzen in Lederkleidern staken, und außer den Schwarzen zu Fuß, welche die bepackten Pferde führten, folgten uns noch drei berittene als Reisegeleit. Die Dame und ihr Mädchen ritten beide nach der im Innern Brasiliens herrschenden Sitte auf Männersätteln. In dem schwarzen Schulmeister lernte ich unstreitig den vorzüglichsten Mann seines Stammes kennen, der mir jemals vorgekommen ist. Es war ein Kreole mit einer schönen breiten Stirne und von guter Erziehung, der als Freier durch seine Farbe nicht gehindert wurde, sich der besten Gesellschaft in jenem Landestheile anzuschließen, zu welchem er gehörte; denn die Brasilianer sind in dieser Beziehung vielleicht freier von Vorurtheilen als irgend ein anderes Volk. Sein unerschöpflicher fröhlicher Humor wußte die ganze Gesellschaft trotz der furchtbaren Hitze während der ganzen Reise in der heitersten Stimmung zu erhalten."

Zu den charakteristischen Einzelheiten dieser abgelegenen brasilianischen Provinzen gehört auch die naive Verwunderung des geistlichen Standes, worin kein Mensch dort ein Arg nimmt. Herr Gardner erzählt von den drei Priestern zu Natividade, einer Stadt südwärts von Oeiras auf dem Wege nach den Diamantdistrikten. „Wie die meisten andern Leute dieses Standes, die ich in Brasilien kennen gelernt habe, waren auch diese, statt dem Volke mit einem sittlich guten Beispiele voranzugehen, einem fast über alle Begriffe unmoralischen Lebenswandel ergeben. Der eine, welchen der Tod hinwegnahm, ein Mann von vier und siebenzig Jahren, war aus Santos in der Provinz San Paulo gebürtig und ein Vetter des berühmten José Bonifacio de Andrada; aber obgleich er ein sehr menschenfreundliches Herz besaß und eine gute Erziehung genossen hatte, so hinterließ er doch ein halbes Dutzend Kinder von seinen eigenen Sklavinnen, die alsdann mit ihren Müttern und seinen andern Habseligkeiten zur Deckung seiner Schulden verkauft wurden. Der Vigario Geral war ein ungefähr vierzigjähriger Mestize, der erst vor einigen Jahren eingesetzt und bis dahin einer der bedeutendsten Viehzüchter des Distriktes gewesen war, ein Geschäft, das er auch jetzt noch nicht aufgegeben hatte. Nachdem er von dem alten Priester so viel Latein gelernt, um die nöthigen Gebete murmeln zu können, ging er ohne die geringsten theologischen Kenntnisse nach der Hauptstadt von Goyaz, um sich vom Bischof die Ordination zu erkaufen; kurze Zeit nachher erhielt er durch einen andern Kauf das Generalvikariat des Distriktes. Ungefähr einen Monat nach meiner Ankunft in der Villa rief man mich zu einer jungen ihm gehörigen Sklavin, einem hübschen Mädchen von sechzehn Jahren, das einige Tage nach der Geburt eines Kindes, von welchem er der Vater war, am Milchfieber starb. Die Einwohner hatten diesen Mann eben so sehr, als sie den alten Geistlichen geliebt und geachtet hatten." Von einer andern Stadt San Romao erfahren wir: „Die Bevölkerung besteht haupsächlich aus Farbigen, und ich glaube kaum, daß es in der ganzen Villa ein Dutzend weiße Familien gibt. Die meisten angesehenen Einwohner sind Kaufleute, welche die Fazenderiros und die Bewohner der Umgegend mit europäischen und andern Waaren versehen. Man kann nicht sagen, daß der Ort einen eigenen Handel treibe, denn seine Hauptwaaren sind Fische, welche man im Flusse fängt und gesalzen und getrocknet an die Bewohner der Sertaos verkauft, die für diese Kost eine merkwürdige Vorliebe haben. Die angesehenere Klasse der Einwohner ist dem Spiele sehr ergeben und versammelt sich zu diesem Zwecke allsämmtlich im

Digitized by Google

dem Hause eines alten Kapitäns, der einen Branntweinladen hielt. Ich überbrachte an mehrere dieser Leute Empfehlungsbriefe aus Goyaz, fand sie aber selten daheim und wurde jedesmal nach dem erwähnten Hause gewiesen, wo sie in Gesellschaft eines der zwei Priester des Ortes Sonntags wie alle Tage sicher anzutreffen waren. Dieser Priester, Pater Francisco Fernandes Bianna war zwar ein Mann von sehr freundlichem Charakter, aber nichts weniger als ein Muster der Sittlichkeit für seine Heerde." Hier herrscht auch unter den jungen Mädchen die sonderbare Sitte, zu gehen, während sonst überall in Brasilien nur die Guitarre gespielt wird.

Da in diesen Regionen begreiflicherweise wenig Weltkunde zu finden ist, wirt es Betrügern leicht, eine Rolle zu spielen. So erzählt Herr Gardner, in der Stadt Formigas habe ein Betrüger sich für den berühmten afrikanischen Reisenden Douville ausgegeben und auch dafür gegolten, was um so lemsicher ist, als Douville bekanntlich selbst ein Betrüger war und seine angebliche afrikanische Reise nur erdichtet hat.

Gardner erfreut seine Leser durch sehr anziehende Naturschilderungen. Die Wege im Innern Brasiliens sind schlecht, mehrmals verlor der Verfasser seine kostbarsten botanischen Sammlungen beim Passiren durch Flüsse und hatte die größte Mühe, sie zu retten. Aber je weniger Kultur, desto romantischer die Fülle der wilden Natur. Man kennt die Großartigkeit der Vegetation in Brasilien. Ihr entspricht die Erhabenheit der meteorologischen Phänomene. Die Blitze sind z. B. eine Lichtfrage, die man bei uns nicht kennt. Gelegentlich macht der Verfasser als Botaniker auf einzelne Pflanzenerscheinungen aufmerksam, die auch für Europa von Interesse sind. So sagt er über die Baniille: „In sumpfigen Gebüschen fand ich auf dieser Reise sehr häufig die Vanilla planifolia, die selten Blumen, noch seltener aber Früchte trägt. Es ist jetzt hinlänglich entschieden, daß diese die Pflanze ist, aus welcher man die echte im Handel vorkommende Vanille gewinnt. In Mexiko baut man sie ihrer sehr reichlich wachsenden Frucht wegen in großer Ausdehnung, während die in Ostindien und den europäischen Treibhäusern eingeführten Pflanzen zwar häufig Blumen erzeugt, aber sehr selten Früchte angebildet haben. Dr. Morton von Lütrich war der Erste, der die Naturgeschichte dieser Pflanze mit Aufmerksamkeit studirt und durch Versuche bewiesen hat, daß man die Frucht der Vanille in unsern Treibhäusern eben so gut erzeugen könne, wie in Mexiko. Er hat entdeckt, daß wegen einiger Eigenthümlichkeiten in den Reproduktionsorganen dieser Pflanze künstlich Befruchtung erforderlich ist. Im Jahr 1836 trug eine Pflanze in einem der Treibhäuser in dem botanischen Garten zu Lütrich vier und fünfzig Blumen, die nach künstlicher Befruchtung eben so viele Schoten von gleicher Güte wie die mexikanischen hervorbrachten, und im Jahr 1837 gewann man von einer andern Pflanze durch dasselbe Verfahren eine Ernte von ungefähr hundert Schoten. Morton schreibt die Befruchtung der Pflanze in Mexiko der Wirksamkeit eines die Blume besuchenden Insekts zu und erklärt dadurch den Mangel an Fruchterzeugung bei denjenigen Exemplaren, die man nach andern Ländern versetzt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie in Brasilien eben so heimisch ist, wie in Mexiko; eben so gewiß ist es aber auch, daß hier die Frucht nur selten zur Reife kommt. Hat dies ebenfalls seinen Grund in dem Mangel der Mittel, wodurch in Mexiko von der Natur die Befruchtung bewirkt wird? Dieß ist ein Gegenstand, der, wie Dr. Morton richtig bemerkt, in merkantilischer Hinsicht alle Aufmerksamkeit verdient, da seine Versuche beweisen, daß sich in allen zwischen den Wendekreisen liegenden Ländern Vanille anbauen und ein reicher Fruchtertrag von ihr erzielen läßt."

Unter den merkwürdigen Pflanzen zeichnet sich ferner ein phosphorescirender Schwamm von großer Schönheit aus. Er wächst an einer Zwergpalme, gleich feurigen Blumen, weßhalb er auch von den Einwohnern flor do coco genannt wird.

Auch von den Thieren wird gelegentlich gehandelt, zum bablutigen Tapir, vom amerikanischen Strauß und Tiger, von den lustigen und gelehrigen Affen. Interessant ist eine Aufzählung der zahlreichen und äußerst verschiedenen Bienenarten. Da findet man kleine, kaum zwei Linien lange stachellose Bienen, die einen trefflichen Honig geben, andere schwarze, einen Zoll lang mit gleichfalls gutem Honig, wieder andere mit bitterem, mit citronensaurem Honig ꝛc.

Bemerkenswerth ist auch eine Erfahrung, welche Herr Gardner in geognostischer Beziehung macht. „Ein zur Fazenda de San Bernardo gehöriger Mann führte mich zu der Stelle, wo das hier vorüberziehende Flüßchen in dem Gebirge verschwindet, und ich sah, daß es nicht, wie ich erwartet hatte, in eine offene Höhle, sondern in eine tief unter der Oberfläche des Wassers befindliche Oeffnung floß ergoß, die ein sogenanntes Gumidoure bildete. Das Wasser hat hier eine bedeutende Strömung, bricht sich an der fast senkrechten Wand des Kalksteinfelsens und verliert sich dann mit einigen Strudeln in den unten befindlichen Schlund. Durch diese Gewässer müssen die Ueberreste einer großen Menge von Thieren in jene tiefen Höhlen vergraben werden, durch welche sie fließen, und es ist nicht unmöglich, daß solche Niederschläge zu Aufgaben für künftige Geognosten werden."

Von besonderem Interesse sind die Beobachtungen, welche der Verf. in den Diamantendistrikten anstellt. „Die verschiedenen Bodenarten, durch welche man graben mußte, ehe man auf den diamantenhaltigen Niederschlag gelangte, bestanden fürs Erste aus einem zwanzig Fuß tiefen, röthlichen Sandboden, der mit der Hacke aufgelockert und dann durch einen Wasserstrom, der aus jenem kleinen, zur Treibung des Rades bestimmten Bache entsprang, in den Fluß geführt wurde; unter diesem Sandboden lag ungefähr acht Fuß mächtig ein jäher gelblicher Lehm, der mit der Hacke ausgehauen und von den Negern in flachen hölzernen Gefäßen auf den Köpfen davon getragen wurde, denn von keinem Karren wußte man nichts; als Unterlage dieser Lehms erschien ein ungefähr drittehalb Fuß mächtiges Lager von grobem röthlichem Sand, und unter diesem fand man den eigenthümlichen Boden, der die Diamanten enthält. Wenn diese Diamanten-Formation aus lockerem Kies besteht, so heißt sie in der Sprache der Bergleute „Gaocalho," wird sie aber in Gestalt eines eisenhaltigen Konglomerats gefunden, so nennt man sie „Canga." Dieses Lager hat eine Mächtigkeit von einem bis zu vier Fuß, und der große Sand, aus welchem es gebildet ist, besteht aus kleinen Kieseln von Argestein, aus deren gerundeter und geglätteter Beschaffenheit hervorgeht, daß sie einst das Bett eines fließenden Wassers gebildet haben. Diese Kiesel sind von verschiedener Art, zeigt sich aber viel sogenannter Cemeril preto, eine Abart des Turmalins, so gilt der Gaocalho für diamantenreich. Der Gaocalho ruht gewöhnlich auf einer Unterschicht von hartem Lehm, Piçarra genannt, unter welchem man das feste Schiefergestein findet, das im ganzen Diamantendistrikt meist vorherrschend ist. Der Canga oder verbundene Kies ruht zuweilen auf einem Gestein, das man Marmor nennt und das nach des Kapitäns Beschreibung eine Art Kalkstein zu sein schien, und in einem solchen Falle gibt er stets eine reiche Ausbeute an Diamanten. — Obgleich man die Diamanten gewöhnlich in den oben beschriebenen angeschwemmten fließen Boden findet, so ist derselbe doch nicht die Mutter, in welcher sie ursprünglich gebildet wurden. Ich bin vielmehr, ganz abgesehen von andern Ländern, der festen Ueberzeugung geblieben, daß sie hier ursprünglich in dem metamorphosirenden Schiefergestein entstanden sind, aus welchem das Gebirge der Diamantendistrikts besteht, und daß sie im Laufe einer langen Reihe von Jahren mit den andern Bruchstücken nach den Stellen hinabgespült

Digitized by Google

wurden, wo man sie jetzt in solcher Menge findet. Diese Felsarten sind von ziemlich weicher Beschaffenheit und demnach leicht zu desintegriren; daher die vielen wilden Schluchten, welche dieses Gebirge durchschneiden und von den kleinen Gewässern gebildet sind, die von ihm herabfließen. Man hat oft kleine Felsstücke mit eingebetteten Diamanten gefunden, und ich sah in der Stadt Diamantina zwei schöne Exemplare dieser Art, deren jedes einen kleinen zur Hälfte hervorstehenden Diamanten enthielt. Der ungeheure Preis, den man dafür forderte, hielt mich ab, einen dieser Steine zu kaufen." Diese Ansicht ist jedenfalls von Interesse, da man in neuerer Zeit die Eremuthung gehegt hat, der Diamant sey vegetabilischen Ursprungs.

Der Verfasser kehrte aus dem Diamantendistrikt nach Rio de Janeiro und von da nach England zurück.

Kriegswesen.

Preußens Landwehr von Hugo von Hasenkamp. Leipzig, Keil u. Comp., 1847.

Obgleich schon vor den Märztagen dieses Jahres geschrieben, hat diese Schrift doch für die Gegenwart eine neue Bedeutung gewonnen, da die Frage ist, ob und wie weit das preußische Landwehrsystem auch im übrigen Deutschland eingeführt werden soll.

Zwei Prinzipe und Interesse stehen sich hiebei entgegen. Die Einen wollen nur die Freiheit, unbekümmert um die Nationalität im Großen, ja es gibt darunter nicht wenige, die um den Preis republikanischer Freiheiten gern französisch seyn und der deutschen Einheit ein Schnippchen schlagen würden. Die Andern wollen nur die Einheit und Größe der Nation, unbekümmert um die Freiheit, ja sie würden sich einen Militärdespoten, wie Napoleon, gefallen lassen, wenn er nur Deutschland mit gewaltiger Kraft zusammenhielte und nach außen mächtig machte. Aus dieser Stellung der Parteien geht hervor, daß die Einen nothwendig allen Werth allein auf eine allgemein gegen die Regierungen gerichtete Volksbewaffnung zum Schutz der demokratischen Errungenschaften richten und das stehende Militär hassen und verunglimpfen, während die Andern eben so nothwendig auf eine Vermehrung der stehenden Heere dringen und den Bürgerwehren wenig Werth beilegen.

Je mehr die preußische Landwehr nur eine Mittelstellung zwischen der Bürgerwehr und der Linie inne hat, um so mehr scheint es möglich, durch eine allgemeine Einführung derselben die beiden Gegenstäge zu versöhnen. Allein man nimmt insgemein an, daß jenes Landwehrsystem, um ganz praktisch zu seyn, wesentlich modificirt werden müßte.

Herr von Hasenkamp macht hauptsächlich darauf aufmerksam, daß die preußische Landwehr im Verlauf der Zeiten ganz aus ihrer ursprünglichen Lage herausgedrückt und etwas ganz anderes geworden sey, als was sie seyn solle. Sie habe sich nämlich, statt zwischen Volk und Heer eine Vermittlung zu bilden, allmählig immer mehr zum Heere hinüberziehen lassen müssen. Sie habe vom Heere angenommen: 1) die aristokratische Ausscheidung einer Garde von der gemeinen Linie," was dem einfachen Charakter einer Landwehr schnurstracks zuwider läuft; 2) die strengere militärische Disciplin, unpassend für den Bürger, darum auch unhaltbar, so daß sie jeden Augenblick freiloß verlegt wird; 3) die viel kostspieligere Ausrüstung und Uniformirung, die ganze Kleinweiterei des Kamaschendienstes. Dadurch sey aber die Landwehr auch 4) auf einen viel geringern Stand reducirt worden, weil es nicht möglich sey, die so immer mehr den Liniensoldaten näher gebrachten Bürger in so großer Anzahl wie bisher zu diesem strengern Dienste zu verpflichten und die enormen Kosten dafür aufzutreiben. Es sey mithin keineswegs im Preußen erreicht, was einst Scharnhorst bezweckt habe, die allgemeine Wehrhaftigkeit. Herr von Hasenkamp berechnet die Zahl der waffenfähigen Jünglinge und Männer in Preußen, welche wirklich servirt seyn könnten und doch nicht sind, ungefähr zu 200,000 Mann. „Nach der Rang- und Quartierliste des Jahres 1845 zählt nämlich die Landwehr in beiden Aufgeboten nur 3308 Subaltern-Offiziere, während sie deren etatsmäßig mindestens 5774 haben soll. Es sind also mithin 2476 — also drei Siebentel aller — Stellen unbesetzt, und zwar hat die Infanterie 2299, oder beinahe die Hälfte, und die Artillerie 254, oder fünf Achtel, der etatsmäßigen Stellen vakant. Berücksichtigt man, daß ein großer Theil der Landwehr-Offiziere bei ausbrechendem Kriege ohnehin wegen Invalidität und Unentbehrlichkeit in den bürgerlichen Verhältnissen nicht wird zu den Fahnen herangezogen werden können, so darf man ohne Uebertreibung annehmen, daß gegenwärtig kaum ein Drittel aller Landwehr-Offizierstellen mit felddienstfähigen Männern besetzt sind. — Nach den neuesten Angaben (siehe Statistik des preußischen Staates, Berlin 1845, bei Reimer, S. 105) beträgt die Gesammt-Bevölkerung des preußischen Staates 15,750,000 Einwohner, von welchen auf jede 10,000 Personen 2391 männliche Individuen in dem Alter vom 15. bis zum 45. Lebensjahre zu rechnen sind. (Siehe obiges Werk S. 110.) Hiernach besteht die ganze männliche Bevölkerung der gedachten Altersklassen aus 3,765,825 Seelen. Um annähernd die Zahl der männlichen Individuen zu berechnen, welche sich im landwehrpflichtigen Alter d. h. in den Alter vom 25. bis zum 39. Lebensjahre befinden, genügt es, wenn man die oben angegebene Summe von 3,765,825 nach dem Verhältnisse von 14:16 theilt, durch welche Operation sich die Zahl der im landwehrpflichtigen Alter stehenden Individuen auf 1,757,000 herausstellt. Nimmt man mit dem Verfasser der „militärischen Briefe eines Lebenden" (S. 58) an, daß die Hälfte aller landwehrpflichtigen Einwohner zum Militärdienste körperlich untauglich sey, so ergibt sich die Summe aller körperlich brauchbaren, im landwehrpflichtigen Alter stehenden Individuen — 878,500. Da aus dem stehenden Heere jährlich höchstens 50,000 Mann in die Landwehr übertreten und 14 Jahre in derselben verbleiben, so kann die Gesammtsumme der militärisch ausgebildeten im landwehrpflichtigen Alter stehenden Individuen höchstens auf 700,000 Mann angenommen werden. Es enthehren mithin bei der gegenwärtigen Einrichtung mindestens 178,000 waffenfähige, im landwehrpflichtigen Alter stehende Individuen jeder militärischen Ausbildung. Daß diese Summe in der Wirklichkeit aber noch viel bedeutender ist, beweist der Umstand, daß allein in der Provinz Preußen jährlich beinahe 6000 Mann ohne alle militärische Ausbildung bleiben sollen." So kennte man im verwichenen März, als die Bürgerwehr in Berlin plötzlich improvisirt wurde, mit Erstaunen wahrnehmen, wie viele bisher unerercirte, sonst ganz gesunde Männer in den letzten Gliedern standen. Wer mit der Meinung, daß in Preußen jeder gedient habe und den Waffendienst verstehe, nach Berlin gekommen war, sah sich seltsam getäuscht.

Der Verf. beschuldigt die frühere Regierung, die Bestimmung und das Wesen der Landwehr in reaktionärem Sinne verändert zu haben. „Bei einer zwei- bis dreijährigen Dienstzeit im stehenden Heere hoffte man durch eine angemessene Disciplin und durch eine größere Paradebildung das Nationalgefühl in militärischen Ehrgeiz und die Landwehr aus bewaffneten Bürgern in unbewaffnete Soldaten verwandeln zu können. Durch welche specielle Mittel man diesen Zweck im stehenden Heere zu erreichen sucht, kann hier näher nachzuweisen nicht Aufgabe seyn und wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß dieß vorzugsweise durch Disciplin zu erreichen gesucht wird. Sollte sich indeß der Landwehrmann unter den Waffen nicht als Bürger, sondern nur als Soldat fühlen, wollte man sich seiner verkommenden Falls auch im Frieden im Innern bei Konflikten zwischen der Staats-

Digitized by Google

gewalt und den Unterthanen mit Erfolg bedienen können, so mußte die Organisation des Landwehr-Institutes in einer dem stehenden Heere ähnlichen Weise angeordnet werden. Denn nur wenn der Landwehrmann bei der Zusammenberufung zu den Waffen dieselben Eindrücke wie beim stehenden Heere empfand, konnte man vielleicht gleiche Wirkungen von beiden Instituten erwarten. Die früher stattgehabte Trennung zwischen der Landwehr und dem stehenden Heere wurde daher später aufgehoben und die erstere dem letztern einsprechend in Garde- und Provinziallandwehr, welche auch äußerlich von einander durch mehr oder minder reiche Uniformen unterschieden sind, getheilt. Zudem hierdurch der Grundsatz der Gleichheit in dem Landwehrinstitute aufgehoben wurde, trat an dessen Stelle jene kleinliche, auch unter den Truppen des stehenden Heeres konstruirende Rivalität, welche man den s. g. „Barbetick" nennt — eine um so kleinlichere Rivalität, als sie unter den Offizieren nur nach dem Alter des Stammbaumes und unter der Mannschaft nach dem Zollstocke gemessen wird. Ebenfalls um Landwehr und stehendes Heer zu identificiren, wurde die Erstere den Divisions- und Brigadeverbänden der Letztern zugetheilt, wogegen man die früher selbstständig bestehenden Landwehrinspektionen aufhob. Die Rückerinnerungen an die Zeit, wo der Landwehrmann in der bequemen, ihm nationalen „Lithauka," der „Blouse" der Ostpreußen und seine Offiziere in der Ständeuniform der Provinz Großes geleistet hatten, wurden geschwächt, als man beide in die knappe Montur des stehenden Heeres, von dem sie gegenwärtig äußerlich nur ein Kennerauge zu unterscheiden vermag, kleidete. Auch die an die Landwehr nach dreißigjährigem Frieden erfolgte Verleihung von Fahnen, so wie die Stiftung einer besondern Landwehr-Auszeichnung, zu deren Besitz schon eine bloß „vorwurfsfreie Pflichterfüllung berechtigt, sind dazu geeignet das Nationalgefühl in die Einheit der Friedenssoldatesta zu verflüchtigen. Während man im Jahr 1813 die Landwehr-Offiziere durch die Ständeuniform auch äußerlich daran erinnerte, nie den Bürger über den Soldaten zu vergessen, verlieh man später den Landwehr-Offizieren gleich denen des stehenden Heeres den criminiren Gerichtsstand." Dazu nun noch der Kamaschendienst, das unnütze Paradiren ꝛc.

Das sind nun freilich keine nachahmenswürdige Dinge. Allein der Fehler liegt wohl weniger darin, daß man die Landwehr der Linie näherte, als vielmehr darin, daß die Linie selbst nicht einfacher und volksthümlicher organisirt war. Wenn bei der Linie selbst das adelige Junkerthum, die aristokratische Absonderung der Garde, die Kostbarkeitsgier des äußern Prunkes und die Quälereien und Nichtigkeiteiren des Kamaschendienstes nicht gewesen wären, so hätte man wohl nichts gegen eine Annäherung der Landwehr an dieselbe einwenden können. Denn ein Gegensatz zwischen Volksbewaffnung und Militär soll niemals bestehen; das Militär soll immer nur das erste, allzeit schlagfertige Aufgebot des gesammten Volksheeres seyn; und es ist daher eben so falsch, das Volk wehrlos zu machen und einseitig nur eine Minorität als stehendes Heer zu bewaffnen, als umgekehrt einseitig nur das Volk im Allgemeinen zu bewaffnen, ohne es für das erste Dienstjahr und im ersten Aufgebot zur ganzen Strenge des Militärdienstes zu verpflichten. Mit bloßen Kommunalgarden und Guerillas kann man ein feindliches Heer nicht schlagen. Das bewaffnete Volk muß sich also immer in ein streng disciplinirtes stehendes Heer zugipfeln, welches am zweckmäßigsten zusammengesetzt seyn wird, wenn alle Söhne des Vaterlandes verpflichtet sind, einmal wenigstens ein Jahrlang darin zu dienen. Dieses Heer kann dann in Kriegszeiten durch ein erstes, zweites, ja drittes Aufgebot der bereits Ausgedienten ergänzt werden. Aber eine eigentliche Scheidung zwischen einem Heer mit besonderer Militärehre und einer Bürgerwehr mit besonderen politischen Parteileidenschaften sollte nie Statt haben. Je mehr man den Vorurtheilen entsagt, die der Linie noch ankleben, um so leichter wird auch jene traurige Scheidung vermieden werden. Den wahren militärischen Geist wird das zweite und dritte Aufgebot leicht mit dem ersten theilen; nur der falsche militärische Geist des Junkerthums und der Uniformeneitelkeit wird sie trennen.

Lyrische Dichtkunst.

Märzgesänge. Fünf und zwanzig Zeitgedichte von Adolf Schults. Elberfeld und Iserlohn, Bädeker, 1848.

Man kann ein eifriger Freund der Politik und Poesie zugleich seyn, ohne darum die politische Poesie unserer Tage gutzuheißen, da sie in der Regel durch Parteiwuth oder sententiöses Pathos die eigentliche Poesie ertödtet. Unter vielen andern Sammlungen von Zeitgedichten zeichnen sich aber die vorliegenden, wenigstens zum Theil, durch geistreiche Gedanken aus. So das Gedicht auf Ludwig Philipp:

Drücend über deinem Haupt
Hing das Schwert am Haarlein nur:
Doch, du hast es nicht geglaubt,
Bis es sach herniederfuhr.
Endlich riß der hehre Streif;
Wuchtend traf es dein Genick,
Zischend: vive la république!

Ihr Despoten, fehl euch vor!
Ob dieß Schwert das einzige war?
Ihr Despoten, blickt empor!
Hängt kein zweites mehr am Haar?
Solche Streife halten schlecht —
Wollt ihr Räuberei'n Gefterbt?
Wehe hinein das Recht, das Recht!

Noch mehr ist durch seine schneidende Wahrheit und echten Humor ausgezeichnet das Gedicht „ein Despot":

Ob ihr einen König habt
Hener zum Regenten,
Oder ob ihr sey begabt
Mit 'nem Präsidenten —
Habt ihr Konstitution
Oder habt ihr keine: —
Einer steht auf dem Thron,
Und herniedre voller Hohn
Blickt er, dieser Eine:
Der Gelbsack, der Geldsack!

Könige wurden oft gestürzt,
Abgeknickt wie Aehren,
Und das Leben gar gekürzt
Manchem mächtigen Kaiser;
Keine Revolution
Jemals aber, keine
Stürzte diesen noch vom Thron: —
Höhre als ein Götterssohn
Dünkt sich dieser Eine:
Der Geldsack, der Geldsack!

Schade daß der Dichter noch eine Strophe hinzugefügt hat, worin er benneb den Sinn dieses Despoten vorherverkündet. Es wäre viel poetischer und wahrer, wenn er mit der zweiten Strophe abgeschlossen hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 72. Dienstag den 10. Oktober 1848.

Reisen.

Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838—1842 unter Lieutenant Charles Wilkes. Nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848. (Auch als 33ste Lieferung der Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff.)

Der Hauptzweck dieser interessanten Seeexpedition war, dem Handel der Vereinigten Staaten nicht bloß einzelne Absatzwege zu eröffnen, sondern auch ihm allenthalben den Weg zu bahnen, und die Gefahren der Schiffahrt auf jede thunliche Weise zu vermindern. Der dadurch nothwendige Aufenthalt in jenen Meeren und die unerläßliche wissenschaftliche Ausrüstung zur Erreichung auch bloß materieller Zwecke erweckte den Gedanken, dieser Expedition einen weitern Umfang zu geben und die wissenschaftliche Erforschung der Südländer, so wie der Meere selbst, zum zweiten Hauptzweck der Reise zu machen. Wilkes brachte vier Jahre mit seinem Unternehmen zu und kehrte mit reicher Ausbeute heim. Der erste Band seiner Reisebeschreibung enthält die Fahrt um Südamerika herum mit einer kurzen Kreuzfahrt nach dem antarktischen Meere, hierauf eine Beschreibung der niedern Inseln, Tahiti's, der Samoagruppe und endlich die große Kreuzfahrt nach Süden, in der Hr. Wilkes als Nebenbuhler von Roß und d'Urville auftritt; den Schluß des Bandes macht eine Schilderung von Neuseeland und Tongatabu. Er enthält etwas weniger als die Hälfte des Ganzen, weil die gleich auf die Tongatabu folgende Beschreibung der Fidschigruppe zu groß ist, als daß sie noch in den ersten Band hätte aufgenommen werden können.

Aus dem, was uns als besonders wichtig oder bemerkenswerth und neu in dieser Reiseschilderung erschienen ist, wollen wir Einiges der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen.

An der Südspitze von Amerika am Cap Horn fand Wilkes unter den Eingebornen gewisse Eigenschaften, welche man früher schon unter den Bewohnern des höchsten Nordens von Asien und Europa gefunden hat, nämlich eine ganz eigenthümliche Nervosität. Man muß sich wundern, daß Wilkes selbst diese Uebereinstimmung zwischen den Umwohnern beider Pole nicht gekannt hat. Sie ist offenbar ein Beweis, daß der thierische Magnetismus mit dem tellurischen zusammenhängt. Vom Norden weiß man längst, daß je näher den Polen, je mehr die Erscheinungen des Somnambulismus extremisch werden, das zweite Gesicht, die ekstatischen Zustände, der Schamanismus. Zeichnen sich durch ihre habituellen Visionen schon Schotten und Schweden aus, so begegnen uns noch weiter dem Nordpol zu unter den Lappen und Samojeden noch viel auffallendere convulsionäre Erscheinungen, welche die höchst gesteigerte Reizbarkeit des Nervensystems verrathen. Reisende, die zu jenen Kindern des ewigen Winters kamen, wirken auf der Stelle als Magnetiseurs auf sie. Wie von einem Zauber ergriffen, ahmen die in ihrer Isurle Ueberraschten alle Bewegungen, Mienen und Worte der Eintretenden nach; nicht gleichgültig, sondern unwillkürlich, convulsivisch. Etwas Aehnliches von Nervenreizbarkeit und Nachahmungstrieb der Feuerländer im äußersten Süden Amerikas erzählt nun Wilkes. „Diese Leute wissen Geberden und Töne ausnehmend gut nachzuahmen und wiederholen jedes Wort unserer Sprache mit ungemein richtigem Ausdruck. Die Nachahmung der Töne geht wirklich ins Erstaunliche; einer machte nach den Tönen einer Geige die Octave auf- und abwärts vollkommen richtig durch; selbst den Halbtönen konnte er fast ohne Fehler folgen. Obgleich man sie zuweilen ganz laut schreien hört, konnten sie doch seinen Lärmen ertragen; sie oft die Trommel gerührt oder ein Gewehr abgefeuert wurde, steckten sie stets die Finger in die Ohren; unter einander sprechen sie stets nur flüsternd. Ihr vorsichtiges Benehmen und ihre Bewegungen zeigten, daß sie eine furchtsame Race seyen."

Nach dem ersten Ausfluge in die Eingeziehnen des Südmeers begab sich Wilkes nach Tahiti, seine Schilderung verweilt aber auch bei der Paumotu-Inselgruppe, die in Tahiti's Nachbarschaft der bekannten Königin dieser großen Insel gehorcht und bisher noch weniger bekannt war. Fast überall ist auf diesen Inseln im stillen Ozean die alte heidnische Barbarei, beziehungsweise der Kannibalismus den eifrigen Bemühungen der Missionäre gewichen, nur daß die allzu plötzliche Veränderung eines Zustandes mit den andern hie und da große Unbequemlichkeiten und Sonderbarkeiten herbeigeführt hat. Namentlich muß die Gewöhnung an die reinste und am feinsten ausgebildete, aber auch nüchternste Moral des germanischen Protestantismus jenen naiven Kindern der Natur und Barbarei schwer fallen. Der Stufengang von Kannibalismus und rohem Götzendienst zum Brahmaismus, Buddhaismus, und von diesem zum Islam, dann erst zum Katholicismus und endlich zum Protestantismus würde jene Sinnen- und Phantasiemenschen schwender dahin führen, wohin sie nun jetzt wie mit einem Schlag versetzt werden sollen. Dennoch würde alles vortrefflich gehen, wenn die Wilden der Südsee immer nur das Beispiel frommer, kinnreiner, alles ihrer Pflicht aufopfernder, echt apostolischer Missionäre vor sich hätten. Aber hinter diesen Missionären kommen habsüchtige Kaufleute, brutale Schiffskapitäne, trunkene und schamlose, mit allen Lastern angesteckte Matrosen, die sich eine wahre Lust daraus machen, das Werk der Missionäre zu durchkreuzen, indem sie

Digitized by Google

in die friedlichen Gemeinden der Bekehrten einbrechen, den Männern Branntwein bringen und die Weiber gewaltsam requiriren. Außer den rohen Schiffsmannschaften aber, die auf solche Weise bei ihrer Durchreise verfahren, sind die meisten Inseln der Südsee mit absichtlich zurückgebliebenen oder davongelaufenen Verbrechern und Liederlichen überschwemmt, welche ihre besten Kenntnisse als Europäer mißbrauchen, um die Eingebornen auszunehmen und auf ihre Kosten zu lieben. Diese sind es, die mit der alten Barbarei des Naturzustandes bereits alle Corruptionen der Civilisation vermischen, ehe die Civilisation selber da ist, und den Missionären die meisten Hindernisse in den Weg legen. Herr Wilkes spricht sich sehr mißbilligend und bedauernd über diese Zustände aus.

Im Verfolge seiner Reise durch den stillen Ocean stellt er Vergleichungen zwischen den oft sehr verschiedenen Inselbewohnern an. So fand er auf Tutuila einen merkwürdig großen und schönen Männerschlag, während andere Inseln sehr mittelmäßige Leute darboten, wieder andere aber das häßlichste und schmutzigste Volk aufwiesen. Hin und wieder theilt Wilkes auch merkwürdige, bisher noch unbekannte Sagen der Indianer mit, so von der Samoagruppe eine Schöpfungssage: „Tangaloa, ihr großer Gott, der in dem Himmel lebt, sendete den Vogel Tuli (eine Art Schnepfe), seine Tochter, herab, um zu sehen, was da unten sey. Sie berichtete ihrem Vater, daß sie nichts sehr als Meer. Tangaloa rollte nun einen Stein vom Himmel herab, aus welchem die Insel Savaii wurde, dann einen zweiten, der die Insel Upolu bildete, und sofort für die übrigen. Dieß genügte der Tuli jedoch nicht, und sie kehrte zurück, um Bewohner zu verlangen. Er gab ihr Befehl, wilde Weinreben (Fuefue) zu pflanzen, und nachdem diese groß gewachsen waren befahl er, sie auszureißen und auf Haufen zu tragen, aus welchen sodann Würmer hervorkamen. Später wurde es aber wünschenswerth, daß sie zu Menschen würden, und zu diesem Ende befahle ihnen Tangaloa durch die Tuli Geister, und die Würmer wurden Mann und Frau." Auf dieser Inselgruppe fand der Reisende den Missionär Williams, einen der thätigsten und ausgezeichnetsten in jenen Regionen, der aber bald darauf bei einem neuen Bekehrungswerke auf den neuen Hebriden von den Wilden erschlagen wurde.

Eine kurze Zeit hielt sich Wilkes auch in Neuholland auf und macht eine gute Bemerkung über diese neuenglische Colonie in Vergleich mit den allenglischen Kolonien in den Vereinigten Staaten. Er spricht von Sidney: „Schöne Equipagen sind zahlreich und ebenso die Miethfuhrken. Diese, so wie die Kleidung und das Benehmen des achtungswerthern Theile der Gesellschaft mahnten uns mehr an die nordamerikanischen, als an die europäischen Städte. Alles hat ein neues Aussehen und die Leute zeigen mehr Geschäftigkeit und Thätigkeit unserer geldmachenden und unternehmenden Bevölkerung, als man dieß in alten Ländern sieht. Die Erwerbung von Vermögen scheint hier der einzige Zweck aller Anstrengungen, und die Spekulation geht hier so eifrig, wie in den Vereinigten Staaten. In der That gleicht auch das Volk von Sidney dem amerikanischen in manchen Beziehungen, namentlich zeigt sich dieß auch in der öffentlichen Presse, doch ist sie in Australien weit zügelloser und greift Privatverhältnisse auf eine unverantwortliche Weise an. In einer Hinsicht aber ist ein sehr schroffer Kontrast zwischen Sidney und den Städten in den Vereinigten Staaten. Dieß ist die am hellen Tage ungescheut sich zeigende Trunkenheit, auf die man zu allen Zeiten stößt, die aber an Feiertagen alles übertrifft, was ich je sah. Selbst Frauen kann man in den belebtesten Straßen unverschwunden, Lärm in den Häusern anfangen und von der Polizei hinweggeführt sehen. Die Gelegenheit zur Befriedigung dieses Lasters ist in Fülle geboten, nicht weniger als 250 Branntweinschenken sind von der Regierung patentirt, also mehr wie eine auf 100 Seelen. Die Masse Rum, welche in der Colonie verbraucht wird, kann man aus dem Umstand entnehmen, daß der Zoll von den eingeführten Spirituosen im Jahre 1838 189,450 Pfd. Sterling betrug, und daß die Masse derselben etwa acht Gallonen jährlich auf den Kopf macht. Dieser Zustand der Dinge entspreng ursprünglich daraus, daß eine Menge von Verbrechern den Kern der Bevölkerung bildete. Es wäre demnach die Pflicht der verschiedenen Gouvernemente gewesen, dem Laster Einhalt zu thun, oder es durch das Verbot einer Einfuhr von Spirituosen unmöglich zu machen. Man hat nun zwar allerdings einem jeden, der vor dem Friedensrichter der Trunkenheit überführt wurde, fünf Schilling Strafe auferlegt, auf der andern Seite war aber Rum eine Zeitlang der einzige Werthmesser, alles, Landerbe, Arbeit, Lebensmittel wurden nur nach Branntwein bemessen und auch allgemein dagegen ausgetauscht. Gouverneur Macquarie gab sogar zu dem mildthätigen Zweck, ein Spital zu gründen, vier Personen, welche die Kosten der Einrichtung übernahmen, das Monopol des Ankaufs von allem in die Colonie eingeführten Branntwein, eine zehnjährige Einfuhr desselben und noch einen Zuschuß aus den königlichen Kassen verbrauchten." Soll man daraus einen Schluß auf die Zukunft dieser neuenglischen Colonien ziehen? — Dieselbe Parallele bieten die älteren und die neuen Republiken dar. Republiken, die aus dem frommen, sittlichen und ernsten Geiste des Mittelalters und der Reformationszeiten hervorgingen, haben gedauert; Republiken dagegen, die aus dem frivolen Geiste der Neuzeit, aus Gottesverachtung und Genußsucht hervorgehen, können unmöglich bestehen. Die neueste französische Republik wird vielleicht nur in dem geringen Maaß länger bestehen, als die ältere, in welchem sie heute mehr Achtung vor der Kirche blicken läßt, als jene; doch ist sie weit entfernt, in einem gesunden Volksboden zu wurzeln.

Nachdem Wilkes in Neuholland überwintert, unternahm er im Jahre 1840 die Entdeckungsfahrt gegen den Südpol, auf welcher er mit dem englischen Kapitän Roß collidirte. Wir haben umständ in diesen Blättern die Reise des Kapitän Roß angezeigt (Nr. 53 des laufenden Jahres) und bemerkt, mit welcher Eifersucht Roß augenblicklich eine östlichere Richtung nach dem Südpol einschlug, sobald er erfahren hatte, daß Wilkes (wie auch der Franzose Dumont d'Urville) bereits den Weg, den er eben nehmen wollte, vor ihm genommen hatte. Wilkes entdeckte das Festland am Südpol früher, als Dumont d'Urville und Roß. „Eine fremde Nation hat den Ruhm dieser Entdeckungen in Anspruch genommen und eine andere deren Ausdehnung, so deren Existenz in Zweifel gezogen." Beide schienen, zu welchem Zweck, will ich hier nicht untersuchen, geneigt, uns die Ehre der Entdeckung zu rauben, indem sie die Wichtigkeit dieser eigenen Forschungen herunterseßen und von dem antarktischen Land nur die kleineren Theile gelten lassen wollen, die sie wirklich sahen. So geneigt ich als Privatmann seyn könnte, ihre Angaben nicht zu bestreiten und der Wahrheit es zu überlassen, sich selbst den Weg zu bahnen, so bin ich es doch der Ehre unserer Flagge schuldig, der amerikanischen Expedition den Anspruch auf die erste und umfassendere Entdeckung zu vindiciren. Das Land innerhalb des antarktischen Kreises erforscht, ist jetzt durch das vereinte Zeugniß französischer und englischer Seefahrer bestätigt. D'Urville, der berühmte französische Seefahrer, berichtet, daß seine Boote wenige Tage, nachdem drei unserer Schiffe Land gesehen hatten, an einem kleinen

* Das ersteres thaten die Franzosen, das zweite die Engländer.
A. d. Uebers.

Digitized by Google

Felsenvorsprung landeten, vermuthlich an der Stelle, die uns in Vinere Bay zugänglich schien, von wo aber der Vincennes durch einen heftigen Sturm weggetrieben wurde; er nennt dieß Clarie-Land und spricht seine Ueberzeugung aus, daß ein mächtiger Landstrich sich finde in einer Gegend, wo unsere eigenen Augen keinen Zweifel an dessen Wirklichkeit übrig-ließen. Roß dagegen drang im folgenden Jahre bis zum 76° E. B. vor, fuhr eine Strecke weit längs einem hohen mit unserem antarktischen Continent verbundenen Lande hin, und er behärtigt über allen Zweifel hinaus die Richtigkeit unserer Behauptung, daß wir nicht eine Reihe einzelner Inseln, sondern einen mächtigen antarktischen Continent entdeckt haben. In wie weit Kapitän Roß in seinen Forschungen durch unsere früheren Entdeckungen geleitet wurde, geht am besten aus der Karte hervor, die ich ihm nebst einem Bericht über unsere Fahrt zusandte. Obwohl ich nie von ihm persönlich eine Empfangsanzeige erhielt, so habe ich doch von anderer Seite her erfahren, daß Karte und Bericht ihm einige Monate vor seiner antarktischen Kreuzfahrt zukamen. Ich beklage mich nicht hierüber und fühle nur den entschuldbaren Wunsch, hinsichtlich eines unbestreitbaren Anspruchs das Recht der Wahrheit zu behaupten. Die nachfolgende Erzählung wird bei sehen, der nicht zum voraus eingenommen ist, keinen Zweifel über die Richtigkeit der Behauptung zurücklassen, daß wir einen mächtigen Continent entdeckt haben; ich möchte aber im voraus fragen, wo in Europa oder in Amerika je vor 1840 die Ansicht war, daß südlich von Neuholland ein bedeutendes Land sich finde, und wer jetzt noch die Thatsache bezweifle, möge er nun einen zusammenhängenden Continent oder nur eine große Anzahl von Inseln annehmen?"

Ueber die Bildung der Eisinseln im Südpolarmeere hat Wilkes viele interessante Beobachtungen angestellt. „Fürs erste glaube ich, daß das Eis einen Kern erfordert, auf dem Nebel, Schnee und Regen gefrieren und sich anhäufen können; diesen Kern liefert das Land. Zufälle trennen diese Eismasse vom Land, sie treibt fort, wird in viele Stücke zerbrochen und Theil davon mögen sich wieder mit anderem Eis, das im Bildungsprocess ist, vereinigen. Durch die Anhäufung von Schnee nimmt eine solche Masse schnell eine flache, tafelförmige Gestalt an und wächst fortwährend; wie diese Schichten sich anhäufen, beginnt das Festeis zu sinken, und jeder der hier so häufigen Stürme macht das Ganze schwerer. Der mit dem Land zusammenhängende Theil bleibt auf dem Boden sitzen, der fernerliegende, welcher in tiefem Wasser ist, kann sinken. Das aufgehäufte Gewicht an dem äußern Rande erzeugt Spalten und Brüche an der Stelle, wo die Masse auf dem Boden aufsitzt; der Frost vermehrt diese, aber noch hängt das Ganze durch die Anziehungskraft zusammen. Die Oberfläche des gesenkten Theils wird wieder horizontal und erhält durch Schnee, Regen und selbst durch Nebel neue Schichten. Welchen Einfluß die Nebel auf das Wachsthum der Eisberge haben, kann man aus dem Umstande entnehmen, daß im Laufe von wenigen Stunden das Eis sich einen Viertelzoll dick auf unsern Tauen und Masten ansetzte, ohne daß Regen oder Schnee fiel. Man kann deßhalb mit Zuversicht annehmen, daß diese Eisberge unaufhörlich wachsen, denn unserer Erfahrung zufolge gibt es in diesen hohen Breiten, wo das Eis sehr selten schmilzt, nur wenige Tage wo nicht irgend ein Niederschlag erfolgt. Die Temperatur, selbst der Sommermonate ist selten über dem Gefrierpunkt, und Massen von 1000 Fuß Dicke brauchen vielleicht nur wenige Jahre um sich zu bilden. Wir erblickten Eisberge in allen Stufen der Bildung von 5 bis zu 200 Fuß über der Meeresfläche, und alle zeigten ihre Schichten in horizontaler Lage von 6" bis 4' Dicke. Wenn die Eisberge vollkommen ausgebildet sind, haben sie ein tafelförmiges Ansehen, und sind vollkommen mauerartig von 180 bis 210 Fuß Höhe. Diese sieht man häufig in ihrer ursprünglichen Lage mit dem Lande zusammenhängend. An einigen Stellen legelten wir 50 Meilen weit längs einer senkrechten 150 bis 200 Fuß hohen Mauer hin, hinter der sich das Land befand. Die Eisberge, die längs der Küste schwimmen, waren ¼ bis 5 Meilen lang; ihre Trennung vom Land kann durch starken Frost, der sich auseinanderreißt, bewirkt werden, worauf die heftigen und zahlreichen Stürme hinreichend sind, um die Atraktion, durch die sie noch mit der ursprünglichen Masse zusammenhalten, zu überwinden. In ihrem nächsten Stadium zeigen sie nun den Forschritt des Verfalls, indem man sie 50 bis 60 Meilen vom Land und meistens mit stark geneigten Oberflächen findet. Diese Senkung nach einer Seite hin wird durch den veränderten Schwerpunkt, eine Folge der anfressenden Wirkung der Wellen, verursacht." Daran knüpfen sich noch viele sehr interessante Betrachtungen über die verschiedene Schwere und Beschaffenheit des Eises, über die verschiedenen Richtungen, die es, sobald es schwimmt, einschlägt ꝛc. Wir empfehlen diese Untersuchungen auf der See allen denen, die sich für Agassiz Gletscherunterfuchungen auf dem Lande interessirt haben.

Viel Wissenswürdiges sagt Wilkes auch über Neuseeland, wo er sich eine Zeitlang aufhielt. Hier wird alles immer englischer, die Kolonie nimmt ungemein zu, es hat bereits ein katholischer Bischof dort seine Residenz nehmen können, obgleich die protestantische Bevölkerung noch ungleich zahlreicher ist. Neben der modernen Kultur, welche die Kolonisten mitgebracht, findet sich dort noch die gräßlichste Barbarei und während Milde die Sitten der Europäer annehmen, nehmen diese nicht minder die Sitten jener an. „Der Führer eines englischen Schiffes, Namens Stewart, trieb damals einen Handel längs der nördlichen Insel, und traf mit dem Häuptling Nebelua zusammen, der eben zu dieser Zeit einen Kriegszug gegen Süden beabsichtigte. Ueberzeugt seine Feinde zu schlagen, wenn er ihnen unerwartet über den Hals komme, bot er Stewart an, sein Schiff mit Flachs zu beladen, wenn er ihn und seine Krieger an den Angriffsort führen wolle. Der Kontrakt wurde von Stewart eingegangen, die Krieger an Bord genommen, und an verschiedenen Theilen der Küste ans Land gesetzt, wo die Einwohner unvermuthet überfallen und ohne Gnade niedergemetzelt wurden."

Zuletzt wird in diesem Bande Tongatabu (die am meisten südliche der Freundschaftsinseln) beschrieben, mit seinem eigenthümlichen Völkchen. „Der große Unterschied zwischen diesem Volk und dem, welches wir so eben erst in Neuseeland verlassen hatten, mußte auffallen. Man sah hier nicht jene düstern und wilden Neuseeland eigenthümlichen Gesichter; hier war alles nur Milde und Fröhlichkeit; alle schienen wohlgenährt und wohlgestaltet, mit vollen Gesichtern und Muskeln. Namentlich erregte die große Menge Kinder unsere Aufmerksamkeit, ein schlagender Gegensatz zu den Neuseeland-Gruppen, wo man fast lauter Männer sieht. — Viele trugen einen höchst phantastischen Kopfputz und theils künstliche theils natürliche Blumen über ihren Turbanen (Sala genannt); und die meisten hatten ihre Gesichter auf die greuelhafte Art bemalt, mit rothen, gelben, weißen und schwarzen Strichen, die nach allen Richtungen hin die Gesichter durchkreuzten. Einige sah man mit prachtwarzem Gesicht und rother Nase; andere mit halbweißem, halbschwarzem Gesicht." Von dieser Insel berichtet uns Wilkes auch ein paar überaus phantastische Mythen. Gott Maui, heißt es, angelte die Inseln aus dem Meer. In diesen Tagen war der Himmel so nahe bei der Erde, daß die Menschen kriechen mußten. Eines Tages, erzählten sie, sey Maui einem alten Weib begegnet, welche Wasser in einer Kokosnußschale trug. Er begehrte zu

Digitized by Google

trinken, allein sie verweigerte ihm dieß so lange, bis er versprechen, den Himmel weiter weg zu bringen, was er that, indem er ihn in die Höhe schob, wo er seither immer geblieben ist. — Noch abenteuerlicher ist die Vorstellung vom Götzen Bulotu. Er wohnt in einer Höhle und zeichnet sich durch einen langen Schweif aus, was ihn hindert aus der Höhle zu gehen, in der er wohnt. In dieser Höhle schmaust und lebt er mit den Weibern, von denen er viele Kinder hat; er besitzt absolute Gewalt über alle und sie müssen alle zu ihm gehen. Er ist ein Wesen ohne Liebe und Gutmüthigkeit; zu ihm gehen die Geister der Häuptlinge und Matabeles, werden seine Diener, müssen seinen Willen thun und ihm in allem zu Diensten sein. Er gebraucht sie selbst zum Anfertigen von Gehegen oder als Riegel zu seinen Thüren, und sie glauben, daß sein Haus und alle Geräthe in demselben aus Geistern des Volks bestehen, die ohne Aufhören zu diesem Zwecke dienen müssen.

Auf derselben Insel fand Dumont d'Urville bekanntlich den berühmten Feigenbaum von 100 Fuß Umfang. Aber der nordamerikanische Reisende stimmt unsere Vorstellung von diesem Riesenbaum gewaltig herunter. „Der Feigenbaum, welcher in der Reise der Akrobate figurirt, und dessen Stamm hundert Fuß im Umfang haben soll, wurde aufgesucht. Wie sehr erstaunten wir aber als wir fanden, daß er gar keinen eigentlichen Stamm hatte, sondern bloß eine Masse verwachsener Wurzeln, durch welche man nach manchen Richtungen hin durchsehen kann und die sich bis zu einer Höhe von achtzig bis neunzig Fuß erheben." — Zum Schluß erzählt der Verfasser, wie unglücklich der Krieg des christlichen König Georg gegen die Heiden auf Tonga abgelaufen sey und daß er habe flüchten müssen. — Möge die Fortsetzung dieses sehr interessanten Reisewerks nicht lange auf sich warten lassen.

Völkerkunde.

Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von Dr. Wilh. Stricker. Zweiten Bandes 1stes und 2tes Heft. Frankfurt a. M., Brönner, 1848.

Wie im ersten Bande, sind auch in diesem zweiten eine Menge Notizen über die Verbreitung und die Zustände der Deutschen außerhalb Deutschland gesammelt. So erhalten wir hier eine Uebersicht der gegenwärtigen Brüdergemeinden, die von Deutschland aus in allen Welttheilen colonisirt worden sind; eine Skizze aus dem Leben der Ungarn von Nethny Schett, eine Mittheilung aus dem ausgezeichneten Werke über die Deutschen am Monte Rosa von dessen zu früh verstorbenem Bruder Albert Schott; Auszüge aus dem berühmten Werke des Herrn von Harthausen über Rußland, betreffend die deutschen Kolonien an der Wolga und am schwarzen Meere; mehrere Notizen über die Deutschen in Nordamerika und Texas und über die deutsche Auswanderung nach Venezuela, ferner über die Deutschen in London, Paris, Neapel und Konstantinopel.

Von besonderem Interesse für die Gegenwart ist eine Uebersicht der Sprach- und Nationalgrenzen im Großherzogthum Posen und in Böhmen. In letzterem Lande ist das numerische Uebergewicht der Tschechen bei weitem nicht so groß, als die Tschechomanen angeben. „So ist in Prag die deutsche Bevölkerung $^2/_3$, die deutsch gebildete fast $^4/_5$ der Einwohnerzahl. In der Prager Diöcese (Makomirer, Berauner, Elbeczerrer, Kauriimer, Pilsner Kreis) gibt es 194 deutsche, 333 slavische, 44 gemischte Pfarrstellen, 553 deutsche, 493 slavische und 46 gemischte Volksschulen; in der Leitmeritzer Diöcese, (Leitmeritzer, Bunzlauer und Saazer Kreis) 311 deutsche, 93 slavische, 23 gemischte Pfarrstellen, 611 deutsche, 174 slavische und 21 gemischte Volksschulen; in der Königgrätzer Diöcese (Königgrätzer, Bidschower, Chrudimer, Tschaslauer Kreis) 87 deutsche, 311 slavische, 51 gemischte Pfarrstellen, 205 deutsche, 641 slavische, 62 gemischte Volksschulen; in der Budweiser Diöcese (Budweiser, Klattauer, Prachiner, Taborer Kreis) 109 deutsche, 262 slavische, 53 gemischte Pfarrstellen, 208 deutsche, 406 slavische, 70 gemischte Volksschulen. Im Ganzen gibt es also 701 deutsche, 1009 slavische, 181 gemischte Pfarrstellen, und 1577 deutsche, 1714 slavische und 199 gemischte Volksschulen in Böhmen."

Der fleißige Sammler hat auch auf die Vorzeit Rücksicht genommen und z. B. die deutschen Buchdruckereien aufgezählt, die im Auslande noch vor dem Jahr 1500 von Deutschen gegründet wurden. Eben so verfolgt er die Spuren der ritterlichen und mathematisch gebildeten Deutschen des 15ten Jahrhunderts in Portugal, beschreibt die Denkmale der Deutschen in Neapel, das alte Haus der Hansa in Nowogorod, die schnell improvisirte aber auch eben so schnell wieder verschwundene brandenburgische Marine des großen Kurfürsten.

Ungehörig, wie uns scheint, werden auch Kriegsgeschichten der Deutschen auf fremdem Boden mitgetheilt, z. B. werden die Schlachten bei Dreux (1562), bei Gaetzia-Hernandez (1812) und die Schicksale der Frankfurter im russischen Feldzug beschrieben. Das gehört streng genommen nicht hieher. Würden die Sammler konsequent mit solchen Kriegsgeschichten fortfahren, so müßten sie die Rom- und Kreuzfahrten und alles mögliche bringen; das würde zu weit führen. Sie sollten sich auf das civile Feld beschränken.

Sehr dankenswerth ist die kleine Galerie deutscher Männer, welche für fremde Länder wichtig geworden sind. Wir erhalten hier die Lebensbeschreibung Liebergers, eines Deutschen, der sich im 16ten Jahrhundert in Lyon niederließ, unermeßlich reich wurde und sich durch die größte Wohlthätigkeit auszeichnete; Bildungs, eines jungen deutschen Offiziers, der mit der hannöverschen Legion nach Sicilien kam und dort durch eine Heirath Fürst von Butera wurde, endlich Peter Schneiders, eines Thüringers, der sich in Vienne niederließ und auf die zahlreichen Alterthümer dieser Stadt zuerst die Aufmerksamkeit lenkte. Denkt man an die deutschen Prinzen und Prinzessinnen auf auswärtigen Thronen, an die deutschen Feldherren in fremden Herren, an die deutschen Diplomaten in Rußland, an die deutschen Gelehrten in fremden Akademien, an die zahlreichen deutschen Kaufleute, die sich in allen Weltgegenden niedergelassen und Schätze erworben haben, an die deutschen Aerzte und Naturforscher, die als Reisebeschreiber den ersten Rang einnehmen, endlich an die deutschen Missionäre, die in China und Indien, wie in Südamerika nicht selten die Geschicke der Völker lenkten, so ließe sich ein ganzer Plutarch voll im Rußland berühmter Deutschen zusammenbringen, wie ihn kein anderes Volk aufzuweisen hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73. Sonnabend den 14. Oktober 1848.

Sternkunde.

Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. C. Schumacher. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1848.

Der berühmte Königsberger Astronom hebt in diesen verschiedenen Aufsätzen (aus den Jahren 1832—1844) hauptsächlich den Werth der exakten Berechnungen hervor im Gegensatz gegen das bloß oberflächliche Beobachten und voreilige Hypothesenmachen.

In dem ersten Aufsatze „über den gegenwärtigen Standpunkt der Astronomie" zeigt er, wie nichts in dieser Wissenschaft zuverlässig sey, was nicht mathematisch bewiesen werden könne. Er geht hierin so weit, daß er nicht einmal die ausschließliche Geltung des Newton'schen Gravitationsgesetzes zugeben kann, sofern noch immer ein Minimum von Störung in der Bewegung der Himmelskörper übrig bliebe, was nicht aus ihr folge. „Der Verfasser der Mécanique Céleste, Laplace, hat wiederholt ausgesprochen, das Newton'sche Gesetz der Anziehung sey hinreichend, alle Bewegungen am Himmel zu erklären. Es hat wirklich Vieles erklärt, auch sogar sehr häufig etwas angegeben, was die Beobachtungen nachher bestätigt haben; die so oft durch den ausgezeichneten Erfolg gekrönten Bemühungen Laplace's, aus dieser Quelle tief verborgene Wahrheiten zu schöpfen, rechtfertigen sein größtes Vertrauen auf ihren unerschöpflichen Reichthum. Allein meines Erachtens ist der Beweis, daß die auf dieses Gesetz gegründete Theorie alle Beobachtungen vollständig erkläre, nicht wirklich geführt worden; und doch können wir nur durch diesen Beweis die Ueberzeugung erhalten, daß keine andere Ursache auf die Bewegungen mitwirke. Klein von Wirkung müßte eine solche Ursache ohne Zweifel seyn, indem, wenn auch der Beweis der vollständigen Uebereinstimmung nicht vorhanden ist, doch nicht geläugnet werden kann, daß die Uebereinstimmung mit starker Annäherung stattfindet. Allein die Astronomie, als Wissenschaft betrachtet, erkennt nichts als klein an, als wovon gezeigt worden kann, daß es sich ihren Beobachtungsmitteln gänzlich entzieht." Bessel erörtert nun die großen Verdienste der astronomischen Rechner, des Tobias Mayer, Bradley, Tycho de Brahe, Flamsteed, Piazzi, Gauß ꝛc.

Eine zweite Abhandlung „über das, was uns die Astronomie von der Gestalt in dem Innern der Erde lehrt" entspricht nicht ganz der Erwartung, sofern darin nur von der Form, nicht vom Innern der Erde die Rede ist. Dagegen geht die dritte Abhandlung „über die physische Beschaffenheit der Himmelskörper" auf das Physische der Planeten ein. Vom Mars z. B. heißt es: „Der Mars zeigt uns aber Erscheinungen, welche an die Erde erinnern. Sein rothes Licht deutet auf eine Atmosphäre, die sich auch durch dunkele Flecke auf seiner Scheibe verräth, welche zum Theil zwar dem Körper des Planeten selbst angehören mögen, zum Theil aber veränderlich sind und daher wohl ausgedehnten Wolkenlagern zugeschrieben werden müssen. Was aber am meisten an die Erde erinnert, sind helle Flecken an den Polen des Mars, die unseren, von Schnee bedeckten Polargegenden entsprechen können, und selbst das mit diesen gemein haben, daß sie am meisten glänzen, wenn sie aus der Polarnacht hervortreten, dagegen unsichtbarer werden, wenn sie ein halbes Marsjahr lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen sind. — Es ist Niemanden zu verargen, wenn er hierbei an Eis und Schnee auf dem Mars denkt, und auch in der nahen Gleichheit der Tageslängen des Mars und der Erde, so wie in einer, für beide ähnlichen Abwechselung der Jahrezeiten, Andeutungen von Aehnlichkeiten sieht. Wie weit diese aber gehen mögen, können wir nicht erfahren." — Vom Jupiter heißt es weiter: „Man kann bestimmen, wie groß die Anziehungskraft des Jupiters in der Entfernung seyn würde, in welcher unser Mond sich von der Erde befindet. Genau so kann man die Kraft, mit welcher die Erde unsern Mond anzieht, bestimmen, und also erkennen, wie beide sich zu einander verhalten. — Verfolgt man diesen Weg, durch Rechnung, bis zu diesem Resultate, so erkennt man, daß Jupiter mit ungleich größerer Kraft anzieht als die Erde; man findet, daß seine Wirkung 336 Mal so groß ist. Allein die Anziehungskraft ist der körperlichen Masse eigenthümlich und verhält sich wie das Gewicht derselben. Man folgert also aus der gemachten Rechnung, daß Jupiter 336 Mal so viel wiegt als die Erde. — Wenn man dieses Resultat besitzt, kann man leicht beurtheilen, ob Jupiter aus eben so dichter Masse besteht als die Erde; denn man kennt den inneren Raum sowohl des Erdkörpers, als des Jupiterskörpers, durch die gemachten Messungen beider; wäre der letztere 336 Mal so groß als der erstere, so wäre die Masse beider offenbar gleich dicht; er ist aber nahe 1500 Mal so groß, woraus also folgt, daß das Innere des Jupiters mit einer Materie gefüllt ist, die nicht $^1/_4$ der Dichte der Erdmaterie besitzt. Die Materie woraus Jupiter besteht, muß also eine ganz andere seyn, als die, aus welcher die Erde besteht; sie ist nicht dichter als unser Wasser."

In dieser Abhandlung spricht der Verfasser namentlich auch vom Monde und führt aufs scharfsinnigste den Beweis, daß der Mond keine Atmosphäre habe und daß es deßhalb auf ihm auch weder irgend ein lebendiges Geschöpf oder eine Pflanze, noch auch die drei Elemente Wasser, Luft und Feuer geben könne. „Oben an steht eine entschiedene und wichtige Erfahrung, nämlich die, daß der Mond, wenn er vor Fixsternen vorübergeht und sie also für einige Zeit verdeckt, genau so lange vor ihnen verweilt, als sein Durchmesser erfordert; es wird

Digitized by Google

dadurch unmittelbar bewiesen, daß der Weg, auf welchem das Licht der Fixsterne zu unserem Auge gelangt, geradlinigt bleibt, wie immer auch zu der Zeit, wo er hart am Mondkörper vorbeifährt. Dieses könnte nicht seyn, wenn dieser Weg durch eine Mondatmosphäre gehen müßte, denn in dieser müßte sich eine Strahlenbrechung erzeugen ꝛc. Man hat zwar nicht geläugnet, was sich durchaus nicht läugnen läßt, aber man hat gesagt, der Mondrand sey durchaus mit hohen Gebirgen eingefaßt, hinter denen, nur von verdünnter Luft umgebenen Gipfeln die Sterne verschwinden; diese Verdünnung finde aber in den Thälern nicht statt, und hier sey die Atmosphäre so dicht, daß man sich darin ganz behaglich fühlen könne. Statt so zu raisonniren, hätte man rechnen sollen. Ich will dieses ihnn, und dabei sowohl die angenommenen Randgebirge, obgleich sie an vielen Punkten des Randes nicht vorhanden sind, als auch eine Höhe derselben, welche selbst die kühnsten Forderungen der Advokaten der Atmosphäre überschreiten wird, nämlich eine Höhe von 4000 Toisen zugeben. Das Gesetz, daß die Dichtigkeit der Luft sich verhält, wie das sie zusammendrückende Gewicht, gibt nun, wenn man die Temperatur an der Spitze der Randberge auch eben so groß annimmt, als an dem Fuße derselben, welches für die Vertheidiger der Atmosphäre das Vortheilhafteste ist, die Dichte der Luft in der Tiefe nicht einmal dreimal so groß, als in der Höhe von 4000 Toisen; also den Barometerstand an der wahren Oberfläche des Mondes noch nicht eine Pariser Linie hoch; also den Raum so leer von Luft, daß schon eine sehr vollkommene Luftpumpe erforderlich ist, ihn so weit auszuleeren. Welche man eine merklich dichtere Luft auf der Oberfläche des Mondes aus der Rechnung herausbringen, so würde man entweder eine Kälte aus dem Monde, gegen welche die Kälte unserer Pole gewaltige Hitze seyn würde, oder eine feurige Sphäre Luft annehmen müssen, daß die schwersten Gasarten, welche unsere Chemiker entdeckt haben, noch keinen Begriff davon geben. — Der Mond hat keine Luft; also auch kein Wasser, weil es, wenigstens im flüssigen Zustande, ohne den Druck der Luft verdunsten würde; also auch kein Feuer, weil es ohne Luft nicht brennen kann. Ich überlasse Jedem, sich die Verhältnisse auf dem Monde ohne Luft, auf dem starren Monde, auf dem Monde ohne Feuer, der aber 14 Tage lange Nächte hat, auszumalen. Nicht unser unsichtbarstes Infusionsthierchen kann dort leben." Daraus erhellt denn auch, daß es keinen Vulkan auf dem Monde geben kann, weil kein Feuer.

Hierauf folgen zwei sehr interessante Aufsätze über den Halley'schen Kometen und über die Kometen überhaupt. Bessel trägt mehrere neue Ansichten über die Himmelskörper vor, Resultate seiner sehr genauen Beobachtungen und Berechnungen. Aus den letztern ist schon klar geworden, daß der Komet nicht bloß durch die Anziehungskraft der Sonne zu dieser getrieben wird, sondern auch noch durch eine andere unbekannte Kraft. Das hängt mit dem zusammen, was wir oben als Aeußerung Bessels über das Newton'sche Gravitationsgesetz überhaupt erwähnt haben. „Dem Encke'schen Kometen sind nämlich bei der Kürze seiner Umlaufszeit schon mehrere Wiederkehren beobachtet worden, und alle sind etwas früher eingetreten, als die sehr sorgfältigen Rechnungen von Encke sie angegeben hatten. Diese ist keine Folge der Anziehungen, indem der Unterschied sich nach der vollständigen Berücksichtigung aller Anziehungen zeigte; die Beschleunigung der Bewegung rührt also von einer besondern Ursache her, welche auf die übrige Bewegung im Planetensysteme nicht wirkt, indem diese keine Spur einer ähnlichen Beschleunigung zeigen. Man kann zwei Ursachen angeben, welche eine ähnliche Folge haben müssen. Die eine würde die nicht vollkommene Leerheit des Himmelsraumes, in welchem die Weltkörper sich bewegen, seyn, wenn derselbe wirklich mit einer ätherischen Flüssigkeit angefüllt angenommen wird, mit einer Flüssigkeit, welche ohne Vergleich weniger dicht ist, als unsere Luft, so kann sie vielleicht, eben ihrer äußerst geringen Dichtigkeit wegen, zwar auf die Bewegung der Planeten keinen merklichen Einfluß äußern, auf die Kometen aber, deren Ansehen zeigt, daß sie federleichte Körper sind, kann sie dennoch merklich einwirken. Hier also könnte der Widerstand hervortreten, welcher ein sogenannter Aether der Bewegung entgegensetzt, ohne daß es deßhalb gerade nöthig ist, daß er bei anderen Himmelskörpern sich merklich äußert. Seine Wirkung auf die Bewegung würde übrigens in einer Beschleunigung bestehen, so wie sie beobachtet worden ist. Die andere Ursache, welche man für diese Beschleunigung angeben kann, liegt in dem Schweife, welchen die Kometen zu zeigen pflegen. Dieser besteht aus höchst leichter Materie, welche der Komet von sich treibt, und welche sich meistens in der der Sonne entgegengesetzten Richtung entfernt; man übersieht sehr leicht, daß der Komet keine Kraft nach irgend einer Richtung äußern kann, ohne selbst die Gegenwirkung dieser Kraft nach der entgegengesetzten Richtung zu erfahren; der von dem Kometen abströmende Schweif, den wir sehen, zeigt uns also, daß der Komet selbst nach durch eine andere Kraft, als die anziehende der Sonne, zu dieser getrieben wird, und sich also anders bewegen muß, als er sich bewegen würde, wenn er nur dieser unterworfen wäre. Auch diese Ursache muß eine Beschleunigung der Bewegung erzeugen. Welche von beiden Ursachen die wirklich vorhandene ist, oder ob beide zugleich vorhanden sind, wissen wir bis jetzt nicht; noch weniger können wir wissen, wie stark diese Ursachen auf den Kometen wirken. Der Zweifel über das Endresultat aller Rechnungen über den Kometen liegt also am Tage."

Ausgezeichnet ist insbesondere, was Bessel über die Polarisationserscheinungen der Kometen in der Sonnennähe und über die wahrscheinliche Beschaffenheit der Schweife sagt. Die nähere Ausführung können wir hier nicht mittheilen, nur das Resultat. „Es scheint also, daß die Polarkraft nicht bloß in den Kometen von 1744 und 1811 und in dem Halley'schen wirkte, sondern daß sie eine allgemeinere, vielleicht die allgemeine Eigenschaft der Kometen ist. In dieser letzten Beziehung bemerke ich, daß beide dem Anscheine nach so verschiedenen Arten von Schweifen, nämlich die einfachen und die aus zwei von einander entfernten Schenkeln bestehenden, aus einer und derselben Theorie hervorgehen und nur dadurch ein verschiedenes Ansehen erhalten, daß die Geschwindigkeit, mit welcher die Theilchen sich von der, die Sonne und den Kometen verbindenden Linie entfernen, für verschiedene Kometen verschieden ist. Ein größerer Werth dieser Geschwindigkeit gibt zwei von einander entfernte Schenkel des Schweifes; ein kleiner bringt dieselben einander näher; wenn sie sich so stark nähern, daß sie nicht mehr getrennt erscheinen, so entsteht ein einfacher Schweif. Ein solcher bemerkt also keinesweges das Nichtvorhandenseyn einer Polarkraft. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß auch für eine polarische Ausströmung eine Analogie auf der Erde, nämlich in den Nordlichtern vorhanden zu seyn scheint; daß diese aber Beziehung zu der Sonne hätten, ist nicht bekannt. Die Planeten und die Kometen scheinen dadurch verschieden zu seyn, daß in jenen die Schwerkraft, in diesen Polarkräfte die vorherrschenden sind."

In der nächsten Abhandlung spricht Bessel über Fluth und Ebbe. Hier das kurze Endergebniß. Der Mond erzeugt den größeren Theil dieser Erscheinung, die Sonne den kleineren. Es sind zwei von einander ganz getrennte Fluthen vorhanden, deren stärkere dem Monde, die schwächere der Sonne folgt. Das Zusammenwirken beider ist es, was sich uns in der Bewegung des Meerwassers zeigt. Was aus diesem Zusammenwirken folgt, können wir nun noch leicht übersehen. Um von bestimmten Zahlen

Digitized by Google

reden zu können, werde ich die Sonnenfluth, an irgend einem Orte der Erde, zwei Fuß hoch annehmen; dann ist die Mondfluth fünf Fuß hoch. Beide treffen zusammen, wenn Sonne, Mond und Erde in gerader Linie stehen, also zu den Zeiten der Neu- und Vollmonde; die sich dann zeigende Fluth ist die Summe beider und sie erreicht die Höhe von 7 Fuß. Stehen aber Sonne, Mond und Erde nicht in gerader Linie, sondern ist der Winkel an der Erde, zwischen der Sonne und dem Monde, ein rechter, so tritt Sonnenebbe ein, wenn Mondfluth vorhanden ist; die sich nun zeigende Fluth ist also der Unterschied beider, und sie erreicht die Höhe von 3 Fuß. Die höchste Fluth beträgt also 7 Fuß, die niedrigste 3 Fuß, und hierdurch wird der beträchtliche Unterschied klar, welcher zwischen den Höhen der Neu- und Vollmondfluthen, der sogenannten Springfluthen, und den niedrigsten Fluthen zur Zeit der Mondviertel schon der geringsten Aufmerksamkeit aufgefallen ist.

Sodann handelt Bessel von der für die Astronomie so wichtig gewordenen Messung der Entfernung des 61sten Sterns im Sternbilde des Schwans. Hier macht er uns die fast unendlichen Schwierigkeiten exakter astronomischer Messungen an anschaulichsten. Um die Entfernung eines Sterns zu messen, muß derselbe uns nahe genug seyn, daß er uns eine sogenannte Parallaxe bietet, d. h. daß er seine Stellung zu den Nachbarsternen, wenn auch nur ganz wenig, verändert, je nachdem wir ihn von zwei entgegenstehenden Punkten unserer Erdbahn betrachten. Nun müssen wir berechnet haben 1) die Stellung des Sterns zu den Nachbarsternen; 2) den Ort und die Zeit unserer zweiten Beobachtung in Vergleich mit denen der ersten; 3) die Aberration des Sternlichtes, in Folge der Bewegung des Lichts und der Bewegung der Erde, von wo aus wir ihn sehen; 4) die Mutation, oder Veränderung der Stellung der Fixsterne in Folge der Schwankung der Erdaxe, die in einer 19jährigen Periode regelmäßig wechselt; 5) die optischen Täuschungen, die in der Atmosphäre liegen können; 6) die Mängel des Instruments. Welche Sorgfalt ist da nicht nöthig, um die Parallaxe zu ermitteln.

In der nächstfolgenden Abhandlung über Längenmaße zeigt der Verfasser, daß ein absolut richtiges Längenmaß nicht möglich sey, weil man für die sinnliche Wahrnehmung nie so scharf abgrenzen kann, daß nicht ein Bruchtheil übrig bliebe. Interessant ist seine Beschreibung der berühmtesten Muttermaße, z. B. des alten messingenen Yard in England aus den Zeiten der Königin Elisabeth, der aber nicht einmal parallele Begrenzungslinien hat. Dann der dreitausste Stabstab mit in Gold gebrannten Bahnen begrenzt, als preußisches Muttermaß. Man hätte die Sache bequemer, wenn es in der Natur ein Maß gäbe, das unveränderl dasselbe bliebe. In der französischen Revolution nahm man den zehnmillionsten Theil des Erdmeridians als Meter zur Grundlage des Längenmaßes, was natürlich erst berechnet werden mußte. Hungens empfahl in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Länge des einfachen Sekundenpendels als Einheit des Längenmaßes anzuwenden, was noch einfacher gewesen wäre. Warum hat man nicht an die Zellen der Honigbienen gedacht, deren sechs innere Seiten sich überall gleich sind.

In der Abhandlung über den Magnetismus der Erde preist Bessel die unsterblichen Verdienste von Humboldt und Gauß. „Der Eifer für die Erforschung des Magnetismus der Erde, ist, mit der Annäherung an die Zeit, wo diese eine Wissenschaft werden sollte, fortschreitend gewachsen. Aehnliches zeigt die Geschichte der Wissenschaften immer: man muß daraus schließen, daß der Eifer Fortschritte zur nothwendigen Folge hat, und daß diese Fortschritte wieder den Eifer vermehren. In diesem Jahrhundert gewinnt der Eifer für den Magnetismus der Erde neues Leben; Alexander von Humboldt erregt ihn und steigert ihn durch eigene Erfolge. — Bald wird er kräftig genug, Unternehmungen hervorzubringen, welche die Vervollständigung der Beobachtung des magnetischen Zustandes der entlegensten Punkte der Erde, zum einzigen oder hauptsächlichen Zwecke haben. Der Werth, den die magnetischen Bestimmungen erlangen, welche Humboldt von seinen Reisen mitgebracht hat, bewegt Hansteen und Erman, ähnliche in Sibirien und Kamtschatka einzusammeln; den letzteren, früher fehlende Mittel zu suchen, wodurch vollständige magnetische Bestimmungen an allen Punkten der durchsegelten Meere möglich werden. — Der magnetische Apparat fängt an, ein hauptsächlicher Theil der Ausrüstung aller Reisenden zu werden. — In wenigen Jahren liefern sie eine hinreichende Grundlage für die Gaußsche Theorie. — Es gelingt Humboldt, die Regierungen von England, Frankreich, Rußland . . . . für den Magnetismus der Erde zu interessiren und große, kostbare Expeditionen sind die Folge davon. — Diese rüsten sich mit den Gaußischen Apparaten aus und folgen den ihnen von Humboldt vorgezeichneten Wegen. — Alles dieses strebt einem Ziele zu, welches nicht mehr in unbestimmter Entfernung, sondern schon im Gesichtskreise liegt." Man findet hier alles kurz zusammengestellt, was bisher über die mannigfachen Erscheinungen der Magnetnadel an allen Punkten der Erdoberfläche, zu den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten ꝛc. bekannt worden ist.

Dann ein Aufsatz über „Wahrscheinlichkeitsrechnung," deren hohe Wichtigkeit für die Astronomie Bessel ins Licht setzt, ohne sich um das spöttische Lächeln der Idioten zu bekümmern, die, eingenommen wähnen, man bestnde sich mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht auf dem festen Boden der Mathematik, sondern gehe im Ungewissen unter.

Indem Bessel ferner „über die Verbindung der astronomischen Beobachtungen mit der Astronomie" spricht, zieht er die Wissenschaft die schärfsten Grenzen und beklagt, wie viel sich für wissenschaftliche Arbeit ausgebe, was es doch nicht sey; wie unsicher z. B. die Tagebücher der Sternwarten seyen, wenn stetige, aber ungeniale Nachfolger das Werk genialer Vorgänger nur mechanisch fortgesetzt hätten ꝛc. Er kommt noch einmal auf die Schwierigkeiten der Sternmessung zu sprechen und auf das mit unendlicher Geduld verbundene Genie, welches erforderlich sey, um hier alles recht zu erwägen und zu thun. Sodann macht er auf die Wichtigkeit der Berechnungen aufmerksam, welche den Entdeckungen vorhergehen. In dieser Vorlesung, die der Verfasser im Februar 1840 zu Königsberg hielt, spricht er bereits von der Gewißheit, daß jenseits des Uranus noch ein unbekannter Planet (der seitdem wirklich entdeckte Neptun) existiren müsse, weil die Störungen des Uranusbahn, wie die Berechnungen derselben ergeben, sich auf keine andere Weise als durch das Einwirken eines obern Planeten erklären ließen.

Weiter erörtert Bessel „Gleichgewicht und Bewegung," von denen er sagt, daß die Lehre von ihnen im Stande sey jede Frage zu beantworten.

In dem Aufsatz „astronomische Beobachtungen" exkapitulirt der Verfasser die Geschichte der astronomischen Fortschritte, insbesondere auch in Bezug auf den Gebrauch der Instrumente, und in einen andern „Dexter der Fixsterne an der Himmelskugel" erörtert er die Verdienste der Astronomen, die immer genauere Sternkarten entworfen haben.

In der letzten Abhandlung vom Monde endlich wiederholt der Verfasser den oben schon mitgetheilten Beweis, daß der Mond keine Atmosphäre habe und verbreitet sich über die Erscheinungen auf der Oberfläche desselben und über das Verdienst der Astronomen, die bisher den Mond am fleißigsten untersucht haben. Da er Wasser, Luft, Wolken, Vegetation und

Digitized by Google

Animalisation auf dem Monde leugnet, so erklärt er auch die Farbenverschiedenheit auf der Mondoberfläche lediglich durch verschiedene Gesteine, die auf dem Monde zu Tage liegen. Besonders merkwürdig ist, was er über die hellen Streifen auf der Mondoberfläche sagt: „Diese Strahlen gehen von größeren Ringgebirgen des Mondes aus, indem sie in kleiner Entfernung von ihren Umwallungen anfangen, die Ringgebirge wie ein Heiligenschein umgeben, und sich dann bis zu beträchtlichen, 30, 50 ja mehrere Hundert Meilen weiten Entfernungen erstrecken. Das reichste Strahlensystem hat das mächtige Ringgebirge Tycho, von welchem über 100 Strahlen ausgehen; unter diesen ist ein nach Nordosten gehender, doppelter Streifen, durch Helligkeit und eine Länge von 150 Meilen ausgezeichnet; ein anderer, nach Nordwesten gehender, schwächt sich allmählig, erhält aber, bei seinem Durchgange durch das Ringgebirge Menelaus, neue Lebhaftigkeit und kann bis zur Länge von 400 Meilen verfolgt werden. Diese Streifen gehen durch Alles hindurch, was sie in ihrer Richtung antreffen, es sey Ebene, Gebirge, Krater. Sie haben immer große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Schröter hat sie für Bergadern gehalten; was sie aber nicht seyn können, da sie nie, auch unter den vortheilhaftesten Umständen nicht, einen Schatten werfen. Herschel nahm sie für Lavaströme, welche von den großen Kratern ausgegangen seyen und sich bis zu großen Entfernungen erstreckt haben, wogegen Beer und Mädler aber bemerkten, daß sie nicht den tiefsten Stellen der Oberfläche des Mondes folgen, vielmehr selbst an Bergwällen von 1000 bis 1500 Toisen Höhe, ihre Richtung nicht ändern. Wenn man nicht etwa annehmen will, daß diese Streifen sich erst später aufgethürmt haben, so ist dieser Grund entscheidend gegen jede Erklärung, welche auf einer Ausströmung aus den Ringgebirgen beruht. — Meiner Meinung nach kann man in diesen Streifen nichts anderes sehen, als Adern des Mondkörpers von einem Gestein, welches größere Weiße besitzt. Ihr, durch ihr strahlenförmiges Ausgehen aus größeren Ringgebirgen unzweifelhaft werdender Zusammenhang mit diesen, zeigt unzweideutig, daß diese Gebirge Mittelpunkte der Bildung der Oberfläche des Mondes gewesen sind. Der Zug der verschiedenartigen Materie des noch flüssigen Mondes nach diesen Mittelpunkten hin, wo etwas Gährendes zum Ausbruche kam, wird durch die Strahlen angedeutet; wenigstens kann keinesweges bezweifelt werden, daß sie mit der ersten Bildung der Oberfläche derselben im innigsten Zusammenhange stehen."

Noch wäre vielleicht zu fragen: hat der Mond, wie gegenwärtig, so auch früher niemals eine Atmosphäre gehabt? Ist die Kraterbildung auf demselben vor sich gegangen durch eine Glühung ohne Zutritt von atmosphärischer Luft? Bessel sagt von den Mondkarten: „Sie sind immer sehr regelmäßig rund, von einem, an seiner Außenseite steil aufsteigenden Walle umgeben, im Innern aber kugelförmig vertieft; sie sind den Spuren vergleichbar, welche Luftblasen hinterlassen, die in einer durch Wärme flüssig gemachten zähen Substanz, z. B. Pech, vor dem Erkalten aufsteigen, bei ihrem Zerplatzen aber, wegen unzureichender Flüssigkeit der Substanz, die Erhöhung ihres Randes und die Vertiefung ihres Innern übrig lassen." Hier setzt Bessel selbst Luftblasen, also auch Luft voraus, die aus dem Mond entwichen, also doch einmal vorhanden gewesen seyn müßten. Er führt die Erklärung noch weiter aus, indem er bemerkt, daß sich durch die ersten großen Krater in einer zweiten Periode noch kleinere durchgedrängt haben, etwa wie auf unserer Erde der Basalt durch den Granit, vulkanische durch plutonische Gebilde. „Wenn man die Krater und Ringgebirge des Mondes betrachtet, so kann man sich kaum der Vorstellung erwehren, daß sie die Ueberreste von Aufblähungen sind, welche die Oberfläche des Mondes, im mehr oder weniger flüssigen Zustande erfahren hat; die, der oben schon gemachten Bemerkung zufolge, früher entstandenen Ringgebirge, erscheinen wie Ueberreste gigantischer Blasen, deren Bänder, bei noch vorhandener größerer Flüssigkeit der Masse, zum Theil wieder verflossen und dadurch die unregelmäßige Form zusammengesetzter Gebirge annahmen; die späteren, kleineren Krater erscheinen wie das Produkt kleinerer Blasen, welche eine schon feste gewordene Masse durchdrangen und durch Zusammenfließen wenig oder gar nicht mehr geändert wurden." War nun aber einmal die Fähigkeit der Luftbildung auf dem Monde vorhanden, wie hat sie so ganz aufhören können? Warum konnte sich die Luft, wenn sie vorgeher war, nicht wieder erzeugen? Oder verhält es sich mit jenen angeblichen Blasen anders und ging jene Kraterbildung vor sich ohne Luft?

Dichtkunst.

Den Armen. Rheinisches Dichter-Album. Herausgegeben von C. O. Sternau. Zum Besten der Nothleidenden in Schlesien. Köln, Schmitz, 1848.

Ein kleines Taschenbuch mit lyrischen Beiträgen von Ernst Moritz Arndt, Simrock, Kinckel, Pfarrius, Wolfgang Müller und andern mehr oder weniger namhaften Rheinländern. Dazu drei Novellen von Benedix, Werden und dem Herausgeber. Wie es bei solchen Sammlungen zu gehen pflegt, ist nicht alles von gleichem Werthe. Ganz vortrefflich aber ist ein Gedicht des alten Arndt, ein Zuruf an die männliche Jugend, die nur zu lange durch eine falsche ästhetische Richtung, die man die sentimentale Denjunarie nennen muß und die sich bis auf Werther und die neue Heloise zurückführen läßt, ihrem natürlichen Wesen entfremdet wurde:

Wer der Wahrheit tern will bleiben,
Muß als Jüngling sich entweiben;
Denn die süßen Weiberreize
Schleppen langsam, leise, leise
Wie mit zarten Taubenflügen,
Wie mit seidnen Bodenzügen
Auf das Feld der Schmeicheleien,
Machen leicht zum Knecht den Freien.

Nein, derauf muß das Herz der Brenner,
Welcher Muth heißt, roter Renner,
Sache tapfrer Männer Reigen
Irene Horchen dort uns Schweigen.
Irene lauschend dort vernehmen
Thaten, die des Klanges sich schämen.
Irene dort das Ding der Dinge:
Kurzes Wort und scharfe Klinge.

Haß du so des Herzens Nippen
Die umpanzert, magst du nippen,
Was nur volle Männer dürfen.
Magst aus vollem Becher schlürfen,
Den das Weib, das Holde reichet;
Denn du haß, was nicht mehr weichet:
Vor den Federn, die hier flattern,
Vor den Jungen, die hier schnattern,
Vor den Gruseren, die hier mosteln
Und aus semen, weichen Pinseln
Murmeln mit in Thränenbächen,
Wird dein Muth nicht mehr zerbrechen.
Und dem bunten süßen Schwarme
Hilft nun selbst die in die Arme
Dann die Schönste, Treueste, Beste,
Stiller Schatz im stillen Neste.

In der neuen Schule der Revolution und des Krieges wird sich wohl die männliche Richtung entschiedener ausbilden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 74. Dienstag den 17. Oktober 1848.

Volkssagen.

Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westphalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Schon früher gab Herr Kuhn märkische Sagen heraus. Durch diese neue Sammlung hat er sich ein nicht geringes Verdienst erworben, indem sie nicht nur neue Sagen bringt, sondern namentlich auch ältere Sagen durch schärfer aufgefaßte Züge verständlicher macht und die weite Verbreitung aller der Sagen nachweist, die als echte Ueberreste der heidnischen Mythe zu betrachten sind. Weit davon entfernt, nur bereits niedergeschriebene Sagen abzuschreiben, hat er aus dem Munde des Volks selbst geschöpft und dadurch eine Menge Einzeltheiten gewonnen, die er in Schriften vergeblich gesucht hätte. Wie auf Sagen, nimmt er auch auf Volksgebräuche Rücksicht, die ebenfalls mit der alten Heidenreligion in der genauesten Beziehung stehen.

In Westphalen hat er so viel gefunden, daß er sich vorbehält, die dortigen Sagen und Gebräuche in einem besondern Werke zusammenzufassen. Dorthin scheint die allbeleckende Cultur noch nicht so tief eingedrungen zu seyn, als anderwärts. Herr Kuhn beklagt sich über die Polizei, die auch den unschuldigsten Aberglauben verfolge. Wenn man bedenkt, wie viel gute Sitte und gesunder Menschenverstand hinter dem alten Aberglauben versteckt ist, und wie er oft nur die Form ist, um Kindern und rohen Knechten und Mägden Regeln der Tugend, der Reinlichkeit, des Fleißes und Anstandes einzuprägen, man muß bedauern, daß die falsche Aufklärerei des Polizeistaats hier einschreitet. Der alte Aberglauben drohte faulen Mägden mit der Frau Holle, bösen Kindern mit dem Knecht Ruprecht. Das war wirksamer, als wenn man ihnen bunte Sittenpredigten hält. Der alte Aberglaube rührte den Brautkranz und versagte seine Ausgleichung der Unkenschheit; das war wirksamer als es heute die geheimen Sportationsstrafen vor dem Amte sind. Der alte Aberglaube sagte, ein auf dem Rücken mit der Schneide aufwärts liegendes Messer verwunde den Engel, der durchs Zimmer gehe; das machte die Kinder aufmerksamer, als wenn man ihnen bloß sagte, ein so liegendes Messer könne leicht Jemanden schneiden. Von dieser Art ist der meiste altheidnische Aberglaube, und es ist in der Regel viel mehr polizeiliche Weisheit darin, als die Polizei und der aufgeklärte Schulmeister, die gegen ihn zu Felde ziehen, selber besitzen. Herr Kuhn bemerkt: „Es ist uns mehrfach der Fall vorgekommen, daß ganze Gemeinden, denen gewisse Gebräuche und Umzüge an alten Festtagen durch die Polizei verboten waren, lieber eine Ordnungsstrafe zahlten, als die althergebrachte Sitte aufgaben. Es ist dieß kaum zu verwundern bei unsern bisherigen Polizeieinrichtungen, die oft alles, was nur den Schein einer freien und selbstständigen Bewegung hatte, zu unterdrücken suchten. Haben doch die Gensdarmen jenen thüringschen Fastnachtsgebrauch Nr. 7 für Abgötterei erklärt, und fanden wir in einem braunschweigischen Dorfe in der Nähe des Elm eine Bekanntmachung in der Kirchthüre, durch welche Zusammenkünfte der Knechte und Mägde des Abends beim Spinnrocken und namentlich das Singen von Volksliedern verboten wurde! Wo so alles, das Gute mit dem Schlechten, unterdrückt werden soll, da kann man sich nicht wundern, daß entweder der Widerstand zuletzt ein allgemeiner, oder jede Selbstständigkeit erstickt wird und willenlose Charakterlosigkeit an die Stelle der immerhin zuweilen über das Maaß gehenden Derbheit tritt."

Die Volksgebräuche und den Aberglauben haben die Herausgeber systematisch zunächst nach den hohen Zeiten des Jahres geordnet, womit sie zusammenhängen, Ostern, Pfingst, Ernte-, Weihnachtsgebräuche ꝛc., die Gebräuche bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen ꝛc. Die Sagen dagegen sind nach den Provinzen geordnet. Daraus ergeben sich interessante Grenzverhältnisse der alten Völker. Eine Hauptperson in den Sagen ist die mütterliche Göttin des alten Heidenthums, die nun in sehr verschiedenen Namen, je nach den Provinzen vorkommt. „In der Uckermark, und zwar fast genau in den alten Grenzen derselben, gilt die Frick, in der Prignitz Frau Gode, in dem größeren Theile der Mittelmark Frau Harke, in einem kleineren, nämlich dem südlich von der Spree gelegenen, der noch heute das Wendische heißt, tritt die Murraue auf, welche die wendische Murawa ist. Aus dieser festen Abgrenzung ergibt sich, daß jene Namen nicht erst durch die deutschen Einwanderer eingeführt seyn können, man müßte denn etwa zu der, die jetzt wenigstens ungerechtfertigten Annahme seine Zuflucht nehmen, daß jene Landestheile jeder von einem besondern Stamme kolonisirt worden seyen. Im andern Falle bleibt nur die Annahme, daß der Glaube an jene Gottheiten auch bereits während der Zeit der slavischen Herrschaft vorhanden war, wie wir denn bereits aus dem 11ten Jahrhundert die Nachricht haben, daß eine Nation des Luitizergebietes den Wodan, Thor und die Frigg angebetet habe (vgl. Giesebrecht wend. Geschichten I. S. 57). Die Völkerstämme, welche diese Gottheiten anbeteten, können ihrer Hauptmasse nach keine anderen als Deutsche gewesen seyn, wie auch andere zahlreiche Züge in Sage und Gebrauch dieser

Digitized by Google

Gegenden beweisen, wogegen das Land südlich der Spree, welches an die noch heute wendischen Gegenden grenzt, in dieser Beziehung einen ganz andern Charakter trägt, und der Name der hier in den Zwölften geltenden Göttin rein slavisch ist."

Dies ist allerdings sehr bezeichnend und die Eintheilung der Sagen nach Provinzen insofern völlig gerechtfertigt; allein es hat sich daraus der Uebelstand ergeben, daß eine Menge Sagen immer wiederholt werden mußten, weil sie mit wenigen Abweichungen fast in allen Provinzen vorkommen. Insofern wäre zu wünschen, daß einmal, was auch in andern Sagensammlungen noch nicht geschehen ist, die alten Hauptgötter zur Rücksichnur genommen würden und daß man alle die Sagen zusammen stellte, die sich je auf einen derselben beziehen und Ueberreste seiner alten Mythe sind.

Was zuerst Jakob Grimm festgestellt hat, daß die deutschen Volkssagen in ihrer ungeheuer überwiegenden Mehrheit nichts anderes sind, als die altheidnischen Mythen unserer Vorfahren, hat sich seitdem immer deutlicher erwiesen. Nicht nur sind eine Menge Legenden von der Muttergottes auf die alte Naturgöttin (Bertha, Frau Helle, Frau Gode, Frau Harke, Frigga), von Christus, Petrus und dem h. Martin auf die altheidnischen Lichtgötter Odhin, Thor, Baldur, dagegen vom Teufel auf die alten Riesen des Heidenthums, sondern es sind auch sogar rein historisch gefaßte Sagen von den deutschen Kaisern, ja sogar noch von viel spätern Fürsten, Generalen und Privatpersonen auf die alten Götter und Dämonen zu beziehen. Das Volk trug eben immer die ihm im Gedächtniß haftenden altheidnischen Mythen auf neue Namen über. So finden wir in der vorliegenden Sammlung Sagen vom General Sparr, von dem Markgrafen Hans und Karl von Schwedt, die auf diese neuen Namen nur übertragen und mehr als tausend Jahre älter sind, ganz eben so, wie schon vor tausend Jahren altheidnische Mythen auf Karl den Großen übertragen wurden, die damals viel älter waren.

Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist die uralte Vorstellung von einem im Berge schlummernden alten Könige, der einst wiederkehren soll, schon unter den alten Römern auf den Gott Saturn, bei den keltischen Völkern auf ihren fabelhaften König Artus, in den entsprechenden altfranzösischen Sagen auf den Lanzelet vom See, in den deutschen Sagen auf Karl den Großen, der im Untersberge bei Salzburg warten soll, auf Heinrich I., Otto den Großen, Friedrich Barbarossa (im Kyffhäuserberge), sogar noch auf Karl V. übertragen worden. Der Patriotismus hat diese Sage bekanntlich ausgebeutet und die Völker verstehen unter dem Wiederaufwachen des im Berge schlummernden Volkskönigs, die Wiedergeburt der Nation. Allein diese Deutung ist erst eine späte. Ursprünglich ist unter dem in der Höhle schlafenden alten Saturn nichts anderes verstanden, als der Gott der einig sterbenden, d. h. einschlafenden Zeit, die gleichwohl ewig sich verjüngt. Die sterbende Zeit war bei den Römern Saturn, die ewig neue Zeit war Jupiter, sein Sohn. Der Begriff der auf diese Weise doppelt gearteten, zugleich ewig alten und ewig jungen Zeit war personificirt im doppelköpfigen Janus. Sefern die Alten aber an eine gewisse Periodicität, an den Abschluß einer längeren Periode glaubten, erwarteten sie das Erwachen des Saturn und mit ihm die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, d. h. eines zweiten Weltjugendalters. Ungefähr denselben Begriff verbanden ohne Zweifel die Kelten mit der Vorstellung des schlummernden König Artus, der einst wieder erwachen sollte. Und ganz dasselbe wiederholt sich in den zahllosen deutschen Sagen von Bergen, in denen unsere alten Kaiser schlafen sollen, um einst wieder zu erwachen und unserem Volke das goldene Zeitalter zurückzubringen.

Uebrigens hat die Vorstellung des im Berge schlummernden Königs auch noch eine andere Bedeutung. Ihr entspricht nämlich die Vorstellung einer im Berge hausenden Göttin (der Frau Venus im Venusberge), und beide Vorstellungen beziehen sich auf die Solstitien und auf rein atmosphärische Vorgänge, welche sich alle Jahre wiederholen. Die beiden Solstitien scheiden das Jahr in zwei Hälften. Von Weihnachten bis Johanni steigt die Sonne, das ist die Tagseite des Jahres, die aktive, männliche. Man dachte sich, daß der bis dahin in der Höhle schlafende Lichtgott zu Weihnachten erwache und mit seinem Heere ausziehe. Das ist der wilde Jäger in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Dreikönig. Wenn eine Menge Volkssagen noch dazu behaupten, er verfolge ein Weib, so ist unter dieser letztern Niemand anders zu verstehen, als die Göttin, welche die vorhergehende Jahreshälfte beherrschte. Von Johanni bis Weihnachten nämlich sinkt die Sonne, werden die Tage immer kürzer und dagegen die Nächte länger. Das ist die Nachtseite des Jahres, die passive, weibliche. Man dachte sich, daß die bis dahin im Berge verborgene Nachtgöttin mit ihren Heeren zu Johanni (bei einigen Stämmen auch schon am 1. Mai, daher die berüchtigte Hexennacht in der Walpurgisnacht) ausfahre, ganz so wie zu Weihnachten der männliche Lichtgott mit seinen Heeren ausfährt. Daher die hundertfachen Sagen von der Bedeutung der Johannisnacht, in welcher sich die alte Nacht der Erde aufthue, alle Schätze der Erde zum Vorschein kommen, aber auch nicht genug Vorsicht angewendet werden könne gegen die feindliche, und zwar wesentlich weibliche Gewalt der Hexen. Ganz eben so aber, wie der wilde Jäger zu Weihnachten die abgesetzte Nachtgöttin verfolgt, verfolgt zu Johanni die jetzt mächtig werdende Nachtgöttin den abgesetzten Lichtgott. Daher die wunderbare Volkssage von der Göttin, die das „wehende Johannisbaum" hat, das immer vor ihr fliege, verfolge.

Die Enthauptung des Lichtgottes zu Johanni ist ein wichtiges, oft in der deutschen Sage wiederkehrendes Moment, während in den Mythen der Griechen und Römer, so wie der Orientalen häufiger das Kahlwerden (Verschwinden der Sonnenstrahlen), das Blindwerden oder wenigstens die Einäugigkeit, das Erlahmen, die Kastration, die Geschlechtervertauschung ꝛc. den Uebergang aus der Tag- in die Nachtseite des Jahres bezeichnen. Daher die häufig in Deutschland vorkommenden Sagen von kopflosen Reitern, oder von einem kopflosen Manne, der mit kopflosen Pferden auf einem Wagen fährt.

Denselben Begriff drückt die Einäugigkeit aus, sofern im Winter die Lichtkraft überhaupt geschwächt ist, oder das Jahr zwei Augen hat, von denen jedes ein halbes Jahr sich zudrückt, um das andere gewähren zu lassen, Sonne und Mond. Aus der Edda ist die Einäugigkeit des Lichtgottes Othin bekannt. In den hier gesammelten norddeutschen Sagen aber tritt ein bisher nicht beachteter Gegensatz hervor zwischen dem einäugigen Lichtgott und der ihm entsprechenden einäugigen Nachtgöttin. Denn nicht wenig Sagen handeln von einer einäugigen Sau, in der wir, wenn nicht eine altdeutsche Göttin, doch gewiß die keltische, auf zahllosen keltischen Münzen als Sau vorkommende Göttermutter Cerridwen wiedererkennen müssen. Dieß ist ein augenfälliger Beweis, wie viel mündlich erhaltene Volkssagen zum Verständniß der nordischen Mythologie beizutragen vermögen.

Damit hängt noch ein anderer, ganz neuer und frappanter Zug zusammen, der uns noch nirgends als in der vorliegenden Volkssagensammlung begegnet ist. Am Johannistage nämlich, heißt es hier Seite 70 in drei verschiedenen Sagen, wird die ewige Jungfrau, die das ganze Jahr hungert, mit ein wenig Nahrung versehen:

Digitized by Google

1.

In London iſt mal ein Mädchen geweſen, die wünſchte ſich ewig zu leben, darum heißt es:

London, London iſt eine ſchöne Stadt,
Eine Jungfer am's ewige Leben bat.

Und noch heute lebt ſie und hängt in einer Kirche in einem Korb, und alle Johannistage um die Mittagsſtunde verzehrt ſie einen Weck Semmel.

2.

In Danzig lebte einmal eine Frau, die war ſo reich und hatte alle Güter des Lebens ſo voll auf, daß ſie wünſchte, ewig zu leben. Als es nun mit ihr zu Ende ging, ſtarb ſie nicht wirklich, ſondern war nur ſcheintodt, und bald darauf ſah man ſie in einer Höhlung eines Pfeilers in der Kirche, in einer halbſitzenden, halbſtehenden Stellung unbeweglich. Sie rührte zwar kein Glied, aber man ſah ihr doch an, daß ſie noch leben müßte, und ſo ſitzt ſie noch bis auf den heutigen Tag. Alljährlich am erſten Tage des neuen Jahres kommt der Küſter und ſteckt ihr eine Oblate in den Mund; das iſt die einzige Speiſe, von der ſie lebt. Sie mag wohl längſt bereut haben, jenen Wunſch gethan, und dieß vergängliche Leben höher als jenes himmliſche und unvergängliche geſchätzt zu haben.

3.

Weit, weit von Lichterfelde lebte einmal ein Edelfräulein, die that den Wunſch, daß ſie ewig leben möchte; da ſetzte man ſie in einen Korb und hing ſie in der Kirche auf, und ſeit der Zeit ſitzt ſie nun da, obgleich es ſchon viele, viele Jahre her iſt, und ſtirbt nicht; alle Jahr aber, an einem beſtimmten Tage, bekommt ſie einen Hälling Semmel, den verzehrt ſie und ruft: „Ewig, ewig, ewig!“ Und wenn ſie das geſprochen hat, wird ſie ſtill und ſitzt wieder ſo bis zum nächſten Jahre, und ſo gehts fort bis in alle Ewigkeit.

In dieſen drei etwas modernſirten Sagen verbirgt ſich ein ſehr intereſſantes Moment der altdeutſchen Mythologie. Es geht nämlich daraus hervor, daß man ſich die im Berge eingeſchloſſene und zu Johanni ausfahrende Göttin, die man bisher nur als Frau Venus im Tanz und Jubel dachte, auch als eine ſchlafende, ruhig vegetirende dachte, ganz ſo wie den im Berge ſchlafenden König. Die Korreſpondenz aller mythiſchen Vorgänge auf der weiblichen Seite im Sommer, auf der männlichen Seite im Winterſolſtitio wird dadurch erhärtet.

Der wilde Jäger ſoll das Weib ſiebzn Jahre lang jagen, was ſich Herr Kuhn Stite XXI der Vorrede nicht zu deuten weiß. Hält man feſt, daß es ſich hier um rein aſtronomiſche Vorgänge handelt, ſo dürfte man wohl an eine Periode von ſieben Jahren als einen Kreislauf der Zeit denken, von wo an wieder eine neue Periode der Zeit begann, ähnlich den jüdiſchen Jahrespericden.

In den gangbarſten und überaus zahlreichen Sagen gehört die von einer verwünſchten Jungfrau, die ſich zu Johanni mit einem Schlüſſelbunde ſehen läßt und verborgene Schätze bewacht, und die erlöst ſein will, das iſt ohne Zweifel die Nachtgöttin, die regelmäßig zu Johanni den Lichtgott ablöst und das Innere der Erde aufſchließt. Merkwürdigerweiſe erſcheint ſie aber auch in vielen Sagen als eine badende Fee, zum Beweiſe, daß bald mehr die Erde, bald mehr die Waſſergöttin unter ihr verſtanden wurde. Am merkwürdigſten aber iſt offenbar ihr häufiges Vorkommen am hellen Mittag. Sie geht als Kornmuhme in der Mittagſtunde durch das hohe Kornfeld, ſie badet in der Mittagſtunde im Quell, ſie erſcheint in der Mittagſtunde im weißen oder ſchwarzen, auch grünen Kleide mit dem Schlüſſelbund. Die Mittagszeit iſt nun für ſie eben ſo bedeutungsvoll, als die Mitternachtszeit für den wilden Jäger zu Weihnachten. Denn wie der Lichtgott in der Mitternacht des Jahres, in der längſten Nacht des Decembers ſeine Laufbahn beginnt, ſo beginnt die Herrſchaft der Nachtgöttin mit dem Kürzerwerden der Tage auch natürlicherweiſe in der hohen Mittagszeit des Jahres, am längſten Tage.

Der merkwürdigen Symbolik des Johannistages gehört auch das Hahnenſchlagen an. Von vielen Orten Norddeutſchlands berichtet Herr Kuhn, daß dort am Johannistage ein Hahn erſchlagen werde. Der Hahn iſt das lichtverkündende Thier, weil er den Tag anbricht. Deßhalb ſtirbt er auch mit der Sonne im Sommerſolſtitio. Im Gegenſatz gegen ihn iſt das Schwein das Nacht- und Winterthier und wird ebendeßhalb zu Weihnachten geſchlachtet, daher der heilige Jurnleber, das im Winterſolſtitio geopferte Schwein eine eben ſo große Rolle ſpielt, als der im Hochſommer geopferte Hahn.

Das Neujahr fiel in die Zeit der aufſteigenden Sonne, alſo ins Winterſolſtitium. Die zwölf erſten Nächte des Jahres, von Weihnachten bis Lichtmeß, galten als Prototyp des Jahres. Was für Wetter an jedem dieſer zwölf Tage war, daſſelbe ſollte auch an jedem der nächſten zwölf Jahresmonate ſeyn. War das Wetter aber beſtändig, ſo daß kein Schluß auf den nothwendigen Wetterwechſel des Jahres zu ſchließen war, ſo nahm man eine Zwiebel und machte aus ihrer Schale zwölf Näpfchen, in die man Waſſer that, und je nachdem das eine oder als das andere trocknete, erkannte man daraus die künftige Witterung der zwölf Monate. Darauf bezieht ſich nun ohne Zweifel auch die Sage von der goldenen Gans, die unter der Erde auf zwölf goldenen Eiern brütet. Denn wenn auch ſonſt goldene Gänſe, wie goldene Eier, auf Bergwerke zu deuten ſind, ſo ſcheint doch hier die Zwölfzahl auf etwas Aſtronomiſches zu deuten.

So iſt denn in unſern zerſtreuten Volksſagen, wenn man ſie zuſammenfaßt und vergleicht, ein klarer Sinn zu finden. Dunkler iſt der Sinn in vielen Sagen, die wir gleichwohl ebenfalls der altheidniſchen Mythe vindiciren möchten. Da gibt es z. B. eine Sage von einem böſen Räuber, der in einer Höhle hauſend ein unſchuldiges Mädchen raubt, mit ihr Kinder zeugt, die er der Mutter nach vor ſeiner Höhle aufkämmt und im Winde hangen läßt, die ſie ihm mit Luſt entrinnt und ſein Verſteck anzeigt und man ihn umbringt. Man könnte hier an eine wirkliche Begebenheit denken, wenn dieſelbe Sage ſich nicht ſo gar oft in den verſchiedenſten Ländern wiederholte. In Schleſien heißt er der ſchwarze Friedrich, in Niederdeutſchland Bapebene, im Hannöverſchen Lippeld, im Halberſtädtiſchen Danniel ꝛc. Iſt es nicht ein norddeutſcher Pluto, der eine Proſerpina entführt hat? der unterirdiſche Nacht- und Wintergott, der die ſommerliche Vegetation entführt, und ſind ihre im Winde ſchwankenden ausgetrockneten Kinder nicht die dürren Wintermonate? Sehr nahe verwandt mit dieſen Mythen iſt die von Halewyn in Welſs deutſchen Sagen S. 149 und die allbekannte vom Blaubart.

Eine verwandte Bedeutung ſcheinen uns auch die vielen Sagen vom Mägdeſprung, von der Reſtreppe ꝛc. zu haben. Hier wiederholt ſich beſtändig eine von einem böſen Rieſen oder Könige verfolgte ſchöne Jungfrau, die von einem Felſen in den Abgrund ſpringt und glücklich hinüberkommt, während der ihr nachfolgende Rieſe verſinkt. Auch das ſcheint uns nur die alte

Digitized by Google

Mythe von der dem Wintergott entrinnenden Frühlingsgöttin zu seyn.

Der Alp, die Nachtmar, die Waldreiterin sind noch nicht erschöpfend erklärt. Jedenfalls sind es böse Dämonen oder, wir öfter in Sagen genug deutlich hervortritt, menschliche Zauberinnen und Hexen. Wenn im vorliegenden Buch S. 506 eine Besetzung zwischen ihnen und den Walkyrien versucht wird, so scheint uns dieß nicht begründet zu seyn. Die Walkyrien sind viel zu edle Erscheinungen, als daß sie auf den bösartigen mesischen Nachtspuck bezogen werden könnten.

Interessant ist eine hier Seite 233 gegebene Nachweisung im Betreff der Irrlichter. Schon lange sah man in diesen Lichtphänomenen die Seelen Verstorbener. Hier wird aber noch in einer bestimmten Sage ausgeführt, wie einst ein Irrlicht, das Einer in einem Sacke einfing, in einen Todtenkopf sich verwandelt habe.

Sehr zahlreich sind die Elfensagen, theils von zarten Elfen und Nixen, theils von gröbern Kobolden, Hausgeistern ꝛc. Eben so die Erklärungen der Landschaft aus Riesensagen. Da spielen Riesenkinder mit Steinen und lassen welche liegen, was noch jetzt große Felsenmassen, besonders erratische Blöcke sind. Ein Riesenmädchen schüttelt einen solchen Felsen aus dem Schuh, als ein Steinchen, das sie gedrückt hat. Der Teufel reißt einen Busch aus, und wirft ihn hin, daraus entsteht ein großer Wald ꝛc.

Eine auffallender Menge von Lokalsagen, welche untergegangene Städte betreffen, finden wieder ihre Erklärung lediglich in der Mythologie. Wenn nur von einer solchen Stadt die Rede wäre, wie etwa Vineta, von der man glaubt, sie sey durch Meerfluthen überschwemmt worden, so könnte man eine physische Erklärung festhalten, da aber in Norddeutschland in jedem kleinen See eine alte Stadt, Kirche oder Burg versunken seyn soll, muß man an einen ganz andern Grund der Sage glauben. Wir nehmen z. B. die Sage von Schwerin aus: „Auf dem Schlosse zu Schwerin hat sich vor alter Zeit oft ein kleines Petermännchen sehen lassen, das ist gewöhnlich in grauen Kleidern einhergegangen, wenn es aber Krieg geben sollte, trug es sich roth, und wenn einer sterben sollte kohlschwarz. Man hat aber auch immer gesagt, daß es ein verwünschter Prinz sey, der gern erlöst seyn wolle, und das hat einmal ein Soldat ganz genau erfahren. Der stand um Mitternacht vor dem Schlosse auf Posten, da kömmt das Petermännchen an und sagt, er möge sich doch mit ihm fassen; hätte er das dreimal gethan, dann wär er erlöst, und dann würde das alte Schwerin wieder in aller Pracht aus dem See hervorkommen, das jetzige aber und zugleich auch der Herzog würde untergehen. Der Soldat ist auch darauf eingegangen und hat zwei Nächte hinter einander mit dem Petermännchen gerungen; als er sich aber am dritten Tage früh morgens ein anderes Hemd anziehen will, da sieht einer seiner Kameraden, daß er am ganzen Leibe braun und blau ist, und fragt ihn, woher das komme. „Ja, sagt jener, das kann dich nicht verwundern, ich habe mit dem Petermännchen nun schon zweimal gerungen, und wenn es zum drittenmale geschieht, so ist Petermännchen und das alte Schloß Schwerin erlöst.“ Das hat des Soldaten Kamerad andern wiedergesagt und da ist's noch denselben Tag auch an den Herzog gekommen und der hat den Soldaten schnell in eine andere Garnison versetzt. Petermännchen ist aber gewaltig böse geworden und hat es den alten Herzog Friedrich Franz reichlich entgelten lassen, denn bald hier bald da hat er ihm aufgehockt und dann hat er ihn ächzend und keuchend ein Stück Weges schleppen müssen. Auch zu andern Zeiten hat sich Petermännchen oft sehen lassen; so kam er einmal zu einem Mädchen, das gerade die Betten machte, und fragte sie, ob sie das seine wohl auch machen wolle. „Warum nicht?“ antwortete sie; da heißt er sie folgen und geht mit ihr durch einen langen unterirdischen Gang unter dem See fort, bis dahin, wo die Ziegelei ist, da hatte Petermännchen nämlich seine Wohnung; und hier hat sie ihm nun das Bett machen müssen und vieles Gold dafür zum Lohne erhalten. Man sagt auch, daß Petermännchen hier an einem großen Blocke sitze, und wenn sein Bart dreimal um denselben gewachsen sey, so werde er erlöst seyn.“ — Wer muß nicht hier sogleich an die Sage vom Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser denken? oder an den König Artus, der einst wiederkehren soll? oder an den alten Gott Saturn, der die goldene Zeit wiederbringen soll, wenn er in seiner Höhle aufwacht? Mit einem Wort an den Gott der Zeiten selbst? Wir haben an jener Schwerinersage ein auffallendes und bemerkenswerthes Beispiel, wie eine allgemeine und tiefsinnige Mythe sich theils theilweis lokalisiren, theils zu einer gemeinen Koboldsage erniedrigen konnte, doch so, daß man immer noch ihren erhabenen Ursprung wiedererkennt. In den heiligen Seen dachte man sich nur insofern herrliche Städte und Burgen, die wieder emporkommen sollten, versunken, als sie überhaupt die Stätten waren, aus denen wie alle Geburt, so auch die Wiedergeburt hervorkommen sollte. Jeder heilige Quell oder See war in diesem Sinn ein Jungbrunnen, aus dem ewige Jugend geschöpft werden sollte. Aus jedem solchen h. Wasser holte der Storch nach dem Volksglauben die jungen Kinder, und hier war auch das Land der Wiedergeburt, des künftigen goldenen Zeitalters zu suchen.

Damit hängt eine der sonderbarsten Sagen zusammen, welche beweist, wie abwechselnd jenes Land der ewigen Jugend und jener Quell aller Geburt bald unter Wasser, bald im Berge verschlossen gedacht wurde. „Nördlich vor der Insel Grisiow, etwa auf halbem Wege zwischen Cammin und Jünz, liegt in der Dimenow nicht weit vom Ufer ein gewaltiger Granitblock; der liegt schon seit grauen Jahren da und ist vor Alters ein prächtiges Schloß gewesen, in welchem ein gieriger Räuber wohnte. Dieser stellte vornehmlich auch den Mädchen nach, und wollte einst einem solchen Gewalt anthun; aber die verstand sich auf die Zauberei, drückte das ganze Schloß in einen großen Steinklumpen zusammen und schloß den bösen Räuber für ewige Zeiten darin ein. In Cammin erzählt man auch den Kindern, daß der Storch sie vom großen Steine her ihren Eltern bringe.“ Wie sehr auch diese Sage entstellt ist, so liegt ihr doch ohne Zweifel die alte Vorstellung einer im Berge verschlossenen Zeugungskraft zu Grunde.

Zu unserm Bedauern haben wir in dieser reichhaltigen Sammlung verhältnißmäßig nicht viel von Thier- und Pflanzensymbolik gefunden. Nur weniges vom Wolf, Schwein, Hahn, Hasen, Specht, Storch, von der Katze, noch weniger von bestimmten Kräutern, außer etwa vom Flachs, Hollunder, Hasel. Es wäre sehr der Mühe werth, der Bedeutung der einzelnen Thiere und Pflanzen näher auf den Grund zu kommen. Indeß ist es doch sehr erfreulich, daß Grimms vortreffliches Werk über die deutsche Mythologie bereits eine so fruchtbare Anregung gegeben hat, daß von so verschiedenen Orten Deutschlands her reichliche Sagenmittheilungen kommen, und daß sie weit schärfer aufgefaßt und besser geordnet sind, als dieß früher der Fall zu seyn pflegte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 75. Sonnabend den 21. Oktober 1848.

Politik.

Deutschlands alte und neue Bureaukratie. Mit einem offenen Worte über das gegenwärtige bayerische Ministerium. Von Friedrich Rohmer. München, Christian Kaiser, 1848.

Das bureaukratische System hat schwerlich je eine schärfere Kritik erfahren, als diese. Sie geht von dem Grundsatz aus, im bureaukratischen Staate sey die Bureaukratie sich selbst Zweck, man diene dem Staate nicht um der Staatszwecke, sondern nur um des Dienstes willen. Nicht das durch den Dienst zu Erstrebende, sondern der Dienst an und für sich allein gelte.

Daher erstens die zu vielen Regierenden. Der bureaukratische Staat gleiche einem Hause, das zu viele Bedienten hat, wo die Bedienten unnütz durch einander rennen, ohne daß etwas Rechtes gethan wird, eben weil es nicht darauf ankommt, was durch das Bedienen geleistet wird, sondern nur darauf, daß bedient werde.

Daher zweitens das zu kostspielige Regieren. Der bureaukratische Staat sagt etwa wie ein reicher Mann zu sich: „Ich besitze 3 Millionen Thaler, diese 3 Millionen werfen mir 120,000 Thaler ab, demzufolge richte ich meine Dienerschaft ein, ein Bedienter kostet mich jährlich 300 Thaler, also engagire ich 350 Bediente, es bleiben mir dann 15,000 Thaler übrig, diese 15,000 Thaler bilden den Kern, um den sich die Dienerschaft bemühen muß, d. h. den Stoff der Bedienung; was ich mit diesen 15,000 Thalern kaufe oder umsetze, darum muß sich die Dienerschaft bemühen, und mein Interesse ist es lediglich darauf zu sehen, daß jeder Bediente dabei genug zu thun hat. Machen wir die Sache klarer: der bureaukratische Staat gibt in Politik, Handel ꝛc. jährlich 15,000 Thaler aus, und um dieß richtig oder unrichtig auszugeben, bedarf er 105,000 Thaler, während ein richtiger Staat 15,000 Thaler ausgibt, um 105,000 auf anständige Manier zu verzehren."

Daher drittens das unnütze zu viel Regieren, die bureaukratische Polypragmosyne und der Schein der Geschäftigkeit bei wirklichem Nichtsleisten. „Im bureaukratischen Staate thun Alles. Es thut die Krone, thun die Minister, thun die Oberpräsidenten, thun die Regierungsräthe, die sind zum Waisel, um zu thun, aber nicht um das oder das zu thun. In der äußern Erscheinung eines Ministers spricht sich der Zustand des Staates immer aus. Der wahre Minister eines wahren Staats, ein Minister wie Oxenstierna, Chatam, Prinz Eugen oder Kaunitz empfängt heunem, setzt sich wie es ihm beliebt, steht auf, fragt in einander, spricht zwischen politischen Gesprächen über gleichgültige Dinge, lacht und ist so offen, als wenn er kein einziges Geheimniß für sich hätte: mit einem Wort er ist Staatsmann. Der bureaukratische Minister spielt den Staatsmann, jede Bewegung ist ängstlich berechnet, er gibt sich so, als wenn ihm beständig Jemand ins Ohr flüsterte: „du bist Minister." Um den Geheimnißvollen zu spielen, ignorirt er Dinge, die sich die Eckensteher auf den Straßen erzählen, und eine Entscheidung, die er in zwei Worten mit Fug und Recht in der Kubienz geben könnte, muß vier Wochen durch alle Diskosterien wandern, um diese Diskasterien zu beschäftigen, während die Entscheidung selbst nach vier Wochen glücklich zu spät kommt. Der bureaukratische Staat spielt, wie die Knaben, den Soldaten, den Beamten, den Pfarrer, aber wie die Knaben mit ihrem Spiel nichts erreichen, als das Bewußtseyn, gespielt zu haben, so erreicht auch der bureaukratische Staat Nichts."

Daher viertens die unpraktischen Experimente, die Anmaßung, immer verbessern zu wollen, ohne Verständniß des Sachverhalts, der ungeheure Aufwand an Mitteln für kleine Zwecke, und die Versäumungen aus Geschäftspedanterie. „Eine bureaukratische Verwaltung will z. B. dem Inlande eine Luxusindustrie zuwenden, für die das Geld ins Ausland geflossen ist, und um dieß zu erreichen, ergreift sie Mittel, welche der Nation mehr kosten als der Betrag dessen, was sie bisher dem Auslande bezahlt hat. Sie will im Staatshaushalt ersparen, und zu diesem Behuf verkürzt sie die Beamtengehalte auf eine Art, welche durch Verschlechterung des öffentlichen Dienstes die erzielte Ersparniß dreifach wieder aufwiegt. Sie steht sich genöthigt, gegen das Uebermaaß der Schreiberei einzuschreiten und läßt sich zu dem Ende eine Anzahl von Gutachten über die Mittel der Durchführung erstatten, deren Umfang dem Betrag der beabsichtigten Verminderung für ein Jahr gleichkommt. Um die äußeren Aemter zu kontroliren, ordnet sie jährliche Verwaltungsberichte an, deren Bearbeitung diese Aemter wochenlang beschäftigt, und die nachher ungelesen bleiben, deren Wahrheit oder Unwahrheit aber, auch wenn sie gelesen würden, eben nur wieder durch Kontrole ermittelt werden kann. Um eine Gemeinde zu unterstützen, die bei Noth oder Theurung eines Vorschusses zum Fruchtankauf bedarf, veranstaltet sie Erhebungen, die mit aller Sorgfalt geführt werden, bis mittlerweile der Anlaufstreis um die Hälfte gestiegen ist."

Daher fünftens die groben Mißgriffe in der Handhabung der Gewalt dem gemeinen Leben gegenüber. „Um in der Presse festen Fuß zu fassen, beginnt sie, wie wir in Bayern gesehen haben, damit, die Blätter, deren sie sich bemächtigt hat, durch Anschreiben an die Beamten dem öffentlichen Mißtrauen zu bezeichnen; um eine Katzenmusik zu verhindern, entfaltet sie eine bewaffnete Macht, deren Mißbrauch dem Minister ungleich mehr schadet, als die Katzenmusik selbst: um der bürgerlichen Zügellosigkeit steuern zu können, überfährt sie die Zügellosigkeit

Digitized by Google

des Militärs und untergräbt dadurch die letzte Handhabe ihrer Autorität; und so weiter Unzähliges. Der ganze Fiskalismus im Staatshaushalt, der ganze Formalismus in der Justiz, das ganze alte System im Militär- und Polizeiwesen, wodurch das Militär zum Selbstzweck und die Polizei zur Inquisitorin dessen wurde, was sie vertreten sollte, sind Riches als Erbstücken der Zwecke durch das Mittel. Das sprechendste Beispiel im Kleinen ist die Art, wie an manchen Orten in Bayern der Gendarmeriedienst betrieben wird. „Wie viel hat der Mann Anzeigen, fragt der Lieutenant, oder Arrestirungen?“ Auf das Was, auf die Erheblichkeit und auf die Nachforschungen wird kaum gesehen. Mancher Handwerksbursche wird arretirt, weil der Gensdarm am Schluß des Monats für sein Buch noch eine Arretirung braucht.“

Der Verfasser vergleicht die alte Bureaukratie mit der neuen, die allfürstliche Bureaukratie nämlich, die noch dem Klerus und Adel gegenüberstand, mit der modernen bureaukratischen Omnipotenz des Polizeistaats. „Zu dieser ursprünglichen Bureaukratie, welche jedoch den richtigen Impuls in dem Falle erhielt, wenn der Fürst selbst geborner Staatsmann war, und im 18ten Jahrhundert noch in der innern Kraft, später wenigstens in der äußern Macht des Adels und der Geistlichkeit ihr Gegengewicht fand, und welche die Unterthanen zwar bedrückte, indem sie persönliche Willkürneigungen der Fürsten vollzog, im Ganzen aber darauf berechnet war, jedes Verhältniß in seinem alten Geleise zu lassen — zu dieser allfürstlichen Bureaukratie, deren sprechendster Ausdruck das Regiment in Kurhessen war, kam im 18ten Jahrhundert die eigentliche Staatsbureaukratie — die Staatsbeamtung als Organ des modernen alle Verhältnisse beherrschenden Staatsbegriffs, wie sie sich in Oesterreich unter Joseph II., in Preußen unter Friedrich dem Großen, im übrigen Deutschland durch die Organisationen des Rheinbundes entwickelt und ihre vollständigste Verwirklichung im preußischen Staate seit dem Tode Friedrichs des Großen gefunden hat. So gesellte sich zum willkürlich-regierenden und mechanisch-regierenden der alten Zeit das alles-regierens und abstrakt-regierens der neuen Zeit. Wie in Frankreich aus der großen Revolution Nichts übrig blieb als die Centralisation, diese jedoch in erweitertem Umfange, so ging in Deutschland aus dem Sturz des alten Reiches Nichts unversehrt hervor als die Bureaukratie und diese mit verdoppelter Kraft: denn sie behielt die ererbte Gewalt der frühern und bekam dazu die Attribute der neuen Zeit.“

Vom größten Belang ist sodann, was der Verfasser über die Zähigkeit der Bureaukratie und über die bisherige Unfähigkeit der Revolution, sich der Bureaukratie zu erledigen, weiter ausführt.

Die Bureaukratie hält alle Revolutionen und republikanischen Formen aus. Das hat nicht nur die französische Revolution bewiesen, sondern es zeigt sich auch in der Schweiz. Wer regiert bureaukratischer, als der kleine Tyrann des Waadtlandes, und bite die kleinen Tyrannen von Bern, Aargau ꝛc.?

Die Bureaukratie hält auch die Preßfreiheit aus. „Die freie Presse kann durch Kritik und Vorschläge auf die Verwaltung wirken; will sie weiter gehen und der Verwaltung befehlen, so entsteht bei der Vielheit der Stimmen eine Verwirrung, die das Publikum nöthigt, sich wieder zur Bureaukratie zu flüchten.“

Die Bureaukratie hält auch das öffentliche und mündliche Verfahren und die Schwurgerichte aus. „Das neue Verfahren in der Rechtspflege, verbunden mit den Schwurgerichten, modificirt die bisherige gerichtliche Bureaukratie, aber nicht die Bureaukratie überhaupt, so lang dieselbe noch in der Polizei und in der Verwaltung herrscht. Selbst innerhalb der Rechtspflege bedingt die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit noch keineswegs die Verdrängung des Formalismus und der Advokatenherrschaft, sondern nur die Versetzung beider auf ein höheres Gebiet; und das Geschwornengericht — dieselbe das Rheine trotz seines deutschen Ursprunge eine neue Einrichtung in die man sich einzuleben hat und die durch den Einfluß, den eine geschickte Verwaltung immer auf die Zusammensetzung ausüben wird, leicht neutralisirt werden kann — begründet an sich noch nicht eine volksthümliche Justiz, sondern nur eine gewisse Betheiligung der Laien an der Justiz. Wir könnten sogar erleben, daß die Jury, ähnlich wie unsere Gemeindeverwaltung, statt die Herrschaft der Bureaukratie zu entwurzeln, nur der vermögenden Bürgerklasse einen Antheil an dieser Herrschaft gibt, den sie bisher noch nicht gehabt, der aber den Fortbestand der Bureaukratie selbst nur sichern könnte. Der Bürger würde in diesem Fall „Herr Geschworner,“ wie er bisher Herr Magistratsrath, Herr Landwehrkoffizier und selbst Herr Abgeordneter wurde, ohne daß damit dem deutschen Amts- und Titelwesen der geringste Abbruch geschah.“ Außerordentlich wahr!

Die Bureaukratie hält auch ihre eigene Burisikation aus. „Die Erfahrungen, die wir seit dem März gemacht haben, bestätigen dieß. In Folge der Revolution kam die Erbitterung gegen die Bureaukratie zum Ausbruch. Eine Anzahl von Beamten — schlechte und tüchtige — wurden verjagt oder entfernt; die Bureaukraten schienen eine Zeitlang umgewandelt; früher hochfahrend und übermüthig, wurden sie nun zuvorkommend und kriechend gegen das Publikum, aber was war die Folge? Die Frechheit wemit man die Gesetze gehandhabt wurden, war sehr bald dem Publikum eben so drückend als früher die Willkür. Die Bureaukratie, indem sie vor der Revolution einfach die Waffen streckte, drohte uns einer vollständigen Anarchie zu überliefern; die Verständigen vereinigten sich, um das Ansehen der sinkenden Staatsgewalt zu stärken, die Ruhe kehrte zurück und in demselben Maß als sie wiederkehrte, kehrte mit ihr die Bureaukratie zurück. — So lange die oberste Staatsgewalt statt aus Staatsmännern aus Bureaukraten besteht, kann das Publikum von sich aus die Bureaukratie nicht angreifen, ohne die Staatsgewalt selbst anzugreifen, und eine Reform von unten kann daher zu keinem Ziele führen als zu einer Auflösung der Anarchie, die eben so gefährlich ist als die falsche Handhabung selbst.“

Die Bureaukratie hält sogar auch eine Reorganisation der Verwaltung aus. „Was hilft den bisher gebundenen Gliedern die Freiheit, so lange der Krankheitsstoff vom Gehirn aus ihre Bewegungen inficirt? Was soll die Decentralisation noch unten, wie sie in Württemberg und Baden eingeführt wird, so lange der centrale Anstoß von oben der alte bleibt? Die Krankheit sitzt im Haupt und wird sie nicht in ihrem Sitze angegriffen, so können alle diese Versuche nur die Auflösung beschleunigen. Was wir zunächst brauchen, ist nicht eine neue Theilung der Geschäfte zwischen Behörden und Verwalteten, sondern eine neue Handhabung der Geschäfte selbst; nicht, daß die Bureaukratie von ihrem Ueberfluß Andern abgebe, sondern daß an ihre Stelle die richtige Verwaltungsweise trete.“

Was der Verfasser von der neuen Theilnahme der bisher Regierten der gebildeten Mittelklasse von der Regierung hält, geht aus folgenden pikanten Sätzen hervor. „Unglaublicher Täuschung eines großen Volkes! Der Formalismus der alten Bureaus soll ausgerottet werden, und zu diesem Behuf setzen wir an seine Stelle den neuen Formalismus der Advokaten, Professoren und Industrialisten, das heißt: der Schreibstuben, Studirzimmer und Comptoirs. Mit den Bureaukraten wollen wir aufräumen, und die Exekution übertragen wir, unter Vermittlung der Industrialisten, den Advokaten, die sich vom Bureaukratismus nähren, vor allem aber den Professoren, die uns die Bureaukraten erzogen haben. Die Stubenregierung soll endlich

Digitized by Google

fallen und um sie zu stürzen, wenden wir uns an die Stubengelehrsamkeit, aus der sie entsprungen ist. Die Ideologie, die Pedanterie und die Schreiberei, die seit Jahrhunderten den Spott des Auslandes auf uns laden, haben wir satt, und um dem Ding ein Ende zu machen, heben wir auf die Stühle die Ideologen, Pedanten und Schreiber in eigenster Person! Die Folgen haben sich in Frankfurt offenbart. Dort wo Alles neu gegründet werden mußte und wo, mit Ausnahme einzelner Persönlichkeiten, die unter dem alten System gedient hatten, keine dienstliche Traditionen vorhanden war, hat sich im Schooße des ersten Ministeriums der Bureaukratismus von selbst wieder erzeugt. Gleich den Ministern der Einzelstaaten hatten diese Reichsminister, vom Augenblick ihres Amtsantrittes an, „zu viel zu thun," um Zeit für das zu haben, was gethan werden sollte. Statt sogleich zu handeln, concentrirte man sich darauf die äußere Form einzurichten, in der sich die Handlung bewegen könne. Da mußten 17 Stellen geschaffen und für jede derselben eine Person gefunden werden, während die Dringlichkeit dieser Stellen, d. h. der wirklich Amtsreife der Ministerien ein Schemen blieb; da mußten Gesetzentwürfe über die pragmatischen Rechte der neuen Beamten und über die Publikation der Reichsbeschlüsse bearbeitet werden, während man die eigentliche Frage — die Feststellung der Kompetenz der Reichsgewalt — unerledigt hängen ließ; da mußten vor allem die Bureaux „von der Papierscheere und dem Federmesser an" organisirt seyn, während mittlerweile die deutschen Interessen an England preisgegeben wurden."

Was will nun aber der Verfasser an die Stelle jener bisher unumgänglichen, unvermeidlichen und unabtreiblichen Bureaukratie setzen? — Ach, es thut uns leid, es sagen zu müssen, das Mittel der Abhülfe, das er vorschlägt, ist gar zu kostbar, gar zu selten aufzutreiben. Er verlangt nämlich große Männer, welche, indem sie das Staatsruder ergreifen, die ganze Luft um sich verändern. Er verlangt gewaltige, durchgreifende Persönlichkeiten, er verlangt wahrhaftes und großes Genie. Dabei bemerkt er, bei der gegenwärtigen Wiehrerschaft einer Mittelmäßigkeiten werde das Genie, wo es sich finde, anstatt gesucht zu werden, systematisch oder instinktartig ignorirt. Das ist nur zu wahr, aber dann wäre die letzte Konsequenz der Umsturz, die ganze Anarchie an der Stelle der bisher nur halben, und die Herbeiführung jener reellen Noth, die allein in Revolutionen das Genie auf die Höhe treibt, wohin es gehört. Streng genommen sollte daher der Verfasser die Revolution um jeden Preis beworworen, als die einzige Bedingung, das wahre Genie ans Staatsruder zu bringen.

Die Flugschrift bricht sich in einem ausführlichen Anhang über das bayerische Ministerium in schärfster Kritik aus, worauf sich indeß in dieser Anzeige nicht näher eingehen will. Von größerem Interesse für den Nicht-Bayer dürfte eine nicht minder scharfe Kritik der drei großen Nationalversammlungen seyn, deren sich Deutschland gegenwärtig, leider anstatt Einer, erfreut. Von ihnen sagt Herr Rohmer: „Sie wollen keine Regierungsgewalt außer ihrem Schooße, sondern sie wollen selbst regieren, um den Reiz des Regimentes zu genießen. Statt Staatsmännern, die im Stande wären, ihnen zu imponiren, verlangen sie unterthänige Diener, die ihrer Selbstherrlichkeit schmeicheln. Daher die Scheinministerien in Wien, Berlin und Frankfurt. Es ist das Spiel der konstitutionellen Institutionen ohne einen Gehalt; die Ministerstellen sind dafür da, der Reihe nach von allen erbeblichen Parlamentsmitgliedern besetzt zu werden. Zu was sich nun die rechten Männer in- oder gar außerhalb des Parlaments bemühen, wenn Jeder Staatsmann ist, der im Parlament sitzt. Staatsmänner würden die Herrschaft der Mittelmäßigkeit umstürzen, und die Mittelmäßigkeit will herrschen um jeden Preis. Zwar weiß diese klettenartig unter sich verbundene Mittelmäßigkeit sehr wohl, daß sie nicht zu herrschen versteht; sie weiß sehr wohl, wie es Jedermann in Deutschland weiß, daß sie kompilatorischen und reproduktiven Talente, die sie aus ihrem Schooß an die Spitze stellt, der gegenwärtigen Lage nicht genügen und der Nation nicht aufhelfen können; aber um ihre Eitelkeit zu sättigen, schreckt sie nicht zurück vor dem Ruin der Nation. Wohin dieses System führt, hat der Waffenstillstand mit Dänemark gezeigt. Die Ministerkrisis in Frankfurt war ein Blitz, der den Abgrund erhellte, worein Deutschland versinken wird, wenn nicht diejenigen Mitglieder der Versammlung sich ermannen, die vom Gefolgsherr- und Ministerspielen in Frankfurt noch nicht zu betäubt sind um nicht einen Blick auf das unsägliche Elend einer Nation werfen zu können, die nach fahrhundertlangen Leiden abermals um ihr Vertrauen betrogen wird."

Man könnte den nämlichen Satz auch mögsahr so ausdrücken: Wenn das Schicksal Deutschlands von einer überwiegenden und überzähligen Mehrheit von Mittelmäßigkeiten, die ausschließlich in der Schule des französischen Liberalismus gebildet sind, abhängen soll, so kann für das Nationalwohl, für die Nationalehre Deutschlands unmöglich etwas geschehen, und es müssen erst alle Phasen des Nationalbankerotts, der Anarchie, des Krieges und vielleicht wieder der Fremdherrschaft durchgemacht werden, bis die Noth das Volk den rechten Männern in die Arme wirft. Unter solchen Männern verstehen wir aber nicht, wie Herr Rohmer die von ihm so oft im Munde geführten Staatsmänner, sondern lediglich große Soldaten, große Karle oder Napoleone. Denn auch der weiseste Staatsmann vermöchte jetzt nicht, die über alle Ufer ergossene demokratische Strömung in irgend welches Bett zu leiten. Eine Nationalversammlung in Frankfurt, zwei andere eben so zahlreiche und wichtige in Berlin und Wien, noch dreißig andere in den übrigen deutschen Staaten, zusammen 2—3000 Abgeordnete des Volks, die jedes Ministerium zum Sturz drängen und deren Majoritäten wieder die schonungslosesten Minoritäten mit Vereinen, Volksversammlungen und Revolutionen hinter sich haben, durch die sie selbst gehetzt, zum Theil sogar durch Mord decimirt werden, machen jedes staatsmännische Wirken im großen Style und beguätigt auf das Ganze unmöglich. Solchen Zuständen kann nur Eines folgen, die Militärherrschaft. Die Gewaltsamkeit solcher Zustände führt nothwendig dahin, daß die Männer der wirklichen Gewalt, d. h. des Schwerts, aus Ruder kommen müssen. Es ist die alte Geschichte vom gordischen Knoten, der nur von einem Soldaten mit dem Schwerte gethauen werden kann. Gesetzt auch, ein weiser Staatsmann vermöchte den Knoten zu lösen, wenn sich die Menschen dazu willig finden ließen, so liegt die naturnothwendigste Schwierigkeit eben darin, daß sie sich nicht willig finden lassen und daß zuletzt von allen Seiten lediglich an die Gewalt appellirt wird.

Mythologie.

Areé. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der griechischen Religion. Von Heinrich Dietrich Müller. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1848.

Herr Müller geht von dem sehr richtigen Grundsatz aus, daß der Charakter einzelner Götter in der griechischen Mythenwelt einer allmählichen Entwicklung, ja häufig auch einer Veränderung unterworfen gewesen sey, namentlich wenn der Kultus eines ursprünglichen Lokalgottes sich weiter verbreitete, oder ein Nebenbegriff des göttlichen Wesens sich als besonderer Gott von dem, mit dem er früher verschmolzen war, abzweigte.

Digitized by Google

Beides wendet er auf den bekannten Kriegsgott Ares (Mars) an, welcher, wie aus seinen Nachweisungen hervorgeht, ursprünglich ein thrakischer Gott der Unterwelt gewesen ist, von dem die Griechen aber am Ende nur den Nebenbegriff des Tödtens und Mordens, mithin eines Kriegsgottes beibehalten haben.

Die Untersuchung ist für Fremde und Liebhaber solcher Studien von nicht geringem Interesse, weshalb wir wenigstens einige Momente daraus hervorheben, zum Theil ergänzen wollen.

Zuerst macht Herr Müller darauf aufmerksam, daß unter dem burgartig ummauerten Haine des Ares, in welchem der Drache das goldene Vließ bewacht, und wo die unterweltliche Hekate der Zauberin Medea beisteht, nicht wohl etwas anderes verstanden werden können, als die Unterwelt. Der Beherrscher dieses Reichs Aeetes (dessen Namen schon an Hades erinnert, wie Aea an Gäa) ist andererseits Bruder der Kirke. Die Insel Aeäa, auf welcher diese Zauberin die Menschen in Thiere verwandelt, scheint Herrn Müller nun wieder nichts anderes als die von den Alten in den äußersten Westen versetzte Unterwelt, also wieder daſselbe, was der Hain des Ares mit dem goldenen Vließe, zu seyn. Er hält noch die Schwester der Kirke, die Passiphaë als Mutter des Minotaurus, des im Labyrinthe hausenden Ungeheuers, erwähnen dürfen, denn ohne Zweifel bedeutet auch das Labyrinth wieder nur jene ummauerte Unterwelt.

In dem Drachen, den Kadmus tödtet und der Drachensaat, wiederholt sich die Sage vom goldenen Vließe. Auch tödtet Kadmus den Drachen an der aretiadischen Quelle wie Jason im Hain des Ares. Bei Homer, Pindar, Virgil und Ovid heißt die Unterwelt Avisma (siehe die Stellen Seite 120).

Ferner erzählt Homer, wie einmal Ares von den beiden Aloiden, zwei ungeheuren Riesen, gefesselt und gefangen gehalten worden sey, bis Hermes ihn mit List befreit habe. Ganz auf dieselbe Weise wurde auch Zeus einmal gefesselt. Ein andermal wurde Ares mit der Venus, wie bekannt, von dem eifersüchtigen Vulkan im goldenen Netze gefangen. In dieser Gefangenschaft erkennt nun Herr Müller wieder eine Hinweisung auf die Unterwelt, in welcher, nach einer sehr verbreiteten Vorstellung der Alten, die Sonne im Winter gleichsam gefangen zurückgehalten wurde. In Bezug auf diese Mythen hätte nun Herr Müller noch einiges weiter erwähnen und ausführen dürfen. Einmal hätten ihn die Aloiden, die auch stark in den Mythenkreis der Artemis hineinspielen, auf diese Göttin hinführen und er hätte deren Verwandschaft mit Ares untersuchen sollen. Zweitens hätte er mit dem griechischen Ares auch den römischen Mars und die Bedeutung des Märzmonats in Verbindung bringen dürfen, indem im März die im Winter gefangene Sonne wieder entfesselt wird. Drittens hätte er auf den Umstand aufmerksam machen sollen, daß Ares in den Mythen nicht nur mehrmals als gefesselt und gefangen, sondern auch noch öfter als besiegt, geschlagen und beschimpft vorkommt, was auf einen Kriegsgott, der weiter nichts seyn soll, gewiß nicht passen würde. Wäre Ares nicht ursprünglich ein unterirdisches, den obern Göttern feindliches Wesen, oder der Sonnengott im Stande der Niedrigkeit unter der Erde, so könnte er nicht so häufig in den Mythen Preis gegeben werden.

Auch die Söhne des Ares weisen auf seine Bedeutung als ein Gott der Unterwelt hin. Ketalaphos ist die nächtliche Eule; Jalmenos vielleicht daſselbe was der Aloide Ephialtes; Kyknos, der die Fremden tödtet und aus den Todtenschädeln dem Ares einen Tempel baut, so wie der zweite Kyknos, der in einen Schwan verwandelt, sein eigenes Sterbelied singt, weisen deutlich auf die Welt der Nacht und des Todes.

Eben so verweist Herr Müller auf das Roß Arion, als ein dem Ares und der Unterwelt zugehöriges Wesen. Die Mythe macht den Poseidon und die Demeter Erinnys in Thelpusa zu Eltern dieses Rosses, und andererseits den Kadmos zum Sohn des Ares und der Erinnys Tilphossa. Wie soll man aber das Roß (ein bekanntes Geschöpf und Attribut des Meergotts) mit Ares, als dem Gott der Unterwelt in Verbindung bringen? Die bloße Namensähnlichkeit zwischen Ares und Arion genügt nicht. Um das Rossymbol zu erklären, hätte Herr Müller das in der Erde verborgene eherne Roß herbeiziehen müssen, aus dem Gyges den unsichtbarmachenden Ring (gleich dem unsichtbarmachenden Helme des Hades) nahm. Er gedenkt dieser Mythe S. 39, aber ohne das Pferdesymbol besonders zu berücksichtigen. Noch weniger scheint ihm die genau damit verwandte indische Mythe bekannt oder erinnerlich gewesen zu seyn. Ich will beide Mythen hier zur Vergleichung herſetzen.

Plato erzählt in seinem Werk über die Republik II. 3. Gyges, ein junger Hirt, der die Heerden des Königs von Lydien hütete, sey einſt in einen durch Erdbeben geöffneten tiefen Spalt ins Innere der Erde eingegangen und habe darin ein ehernes Pferd erblickt, worin ein todter Riese begraben gelegen, von dessen Finger er den unsichtbar machenden Ring gezogen habe. Mittelst desſelben hatte er nachher die Königin verführt und das Reich an sich gerissen. Derselbe Gyges gilt bei den Alten auch als Sternbild des Wassermanns; wenn die Sonne in diesem Zeichen steht, erfolgen bekanntlich die Frühjahrsüberschwemmungen, daher man ihn auch mit dem Dyaxes für identisch hält, unter dem die große Fluth erfolgte. — Die indische Mythe steht im Ramajana und ist von Fr. Schlegel in der Epistel „die Herabkunft der Ganga“ ins Deutsche übertragen worden. König Sagaras hatte zwei Gemahlinnen, Kesini, die ihm den Sohn Asamanjas, und Sumatia, die ihm einen großen Kürbis gebar, aus dessen Kernen 60,000 Söhne entstanden. Asamanjas mußte seiner Grausamkeit wegen geächtet werden, hinterließ aber einen Sohn, Namens Ansuman, einen wahren Tugendspiegel. Einſt wollte der alte König ein großes Pferdeopfer darbringen, das feierlichste in Indien, aber Gott Wischnu raubte ihm in Gestalt einer Schlange das Opferpferd und vergrub es tief in der Erde. Nun schickte der alte König seine 60,000 Söhne aus, das Pferd zu suchen. Nach langem Suchen fanden sie es auch, aber Wischnu verbrannte sie alle mit einem einzigen Blicke zu Asche. Nun schickte der alte König den Ansuman aus, das Roß und die 60,000 Oheime zu suchen. Diesem aber rieth der göttliche Adler Gharuda, die Göttin Ganga vom Himmel herabzuflehen, um in die Erde zu dringen und die Asche der Todten wieder zu beleben. Zuvor aber mußte er noch den Gott Shivas anflehen, unterzustehen und den Fluß der Ganga (des Flusses Ganges) vom Himmel mit seinem haarigen Kopfe aufzufangen, weil er sonst die ganze Welt überschwemmt hätte. So kam der himmlische Fluß endlich herunter, und drang in die Tiefen der Erde. Ansuman eilte der ihm mit zahllosen Fischen, Delphinen und Meerungeheuern folgenden Ganga voran mit dem wiedergesundenen Pferde zu der Asche, die das Wasser sogleich wieder belebte und dann zurück. — Erinnert diese seltsame Mythe nicht auch an den vom Delphin getragenen Arion, wie an das Roß des Gyges? Schade daß uns die Alten von dem Roß Arion so gar keine Mythe aufbewahrt haben.

Weiter führt der Verfasser aus, daß der Kultus des Ares auch Thrakien hervorgegangen sey, wo er ursprünglich wohl nur der Gott der Unterwelt gewesen sey. Hier wäre eine zweite Abhandlung über die Artemis anzuknüpfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76. Donnerstag den 26. Oktober 1848.

Prophetische Literatur.

1) Weissagung des Bruder Hermann von Lehnin, nach der belgischen Ansicht. Von Wilhelm Schütz. Würzburg, Stahel, 1847.

2) Die Weissagungen des Mönchs Hermann zu Lehnin über Preußen und jene des Benediktiners David Speer zu Benediktbeuern über Bayern. Von Joh. Adam Boost. Augsburg, Rieger, 1848.

Die Prophezeihung des Mönchs von Lehnin ist jedenfalls etwas sehr Merkwürdiges. Man wird sie nicht wieder los, wenn man sie einmal kennt. Seit mehr als hundert Jahren wird sie bestritten und doch spottet das Eintreffen des Vorhergesagten aller bisherigen Widerlegungen. Es fehlt daher nicht an Solchen, die an ihre Echtheit glauben; allein in ihre Erklärungsweise mischt sich zu viel Parteiinteresse und Parteisophistik, sie bleiben nicht einfach beim Wortlaute der Prophezeihung stehen. Wir glauben nun bei dem großen Aufsehen, welches diese Weissagung gemacht hat, unsern Lesern eine Erörterung der Sache schuldig zu seyn.

Das ehemalige Kloster Lehnin liegt zwei Meilen von Brandenburg und drei von Potsdam, und wurde von Otto I., dem Sohn Albrechts des Bären, gestiftet. Es diente dem ascanischen Geschlecht als Fürstengruft. Die Gegend ist eine der schönsten in der Mark, belebt durch Wälder und Seen. Von hier geht eine in gereimten lateinischen Hexametern geschriebene Prophezeihung aus, welche angeblich ein Mönch des Klosters Lehnin, Namens Hermann, am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt haben soll. Sie erschien zum erstenmal gedruckt in Lilienthals gelehrtem Preußen, zu Königsberg, 1723, und war dem Herausgeber, wie er selber sagt, aus einem Landesarchive mitgetheilt. Einer Volkssage nach soll der große Kurfürst, der aus dem verfallenen Kloster ein Schloß bauen ließ, als er sich einst auf der Reiherbeize hier aufhielt, in einer alten Mauer selbst das Manuscript gefunden haben. Da in diesen wunderlichen lateinischen Versen erstens der Untergang des ascanischen Hauses in Brandenburg und das Aufkommen der Hohenzollern daselbst beklagt, zweitens jeder Regent aus dem letzten Hause eigends und besonders charakterisirt, drittens dem ganzen Hause der Untergang zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen verkündet und endlich nach dem Untergange des Hauses die Wiederherstellung der deutschen Einheit unter einem deutschen Könige und die Restauration der katholischen Kirche vorhergesagt wurde, so begreift man leicht, daß diese Prophezeihung in der Zeit, in welcher Oesterreich und Preußen ihren heftigsten Kampf begannen, ungemeines Aufsehen erregen mußte. Daher sie 1741 ohne Druckort, dann 1745 in Berlin und Wien abermals gedruckt erschien, worauf im Jahr 1746 zu Berlin die erste Widerlegung zum Vorschein kam. Die in demselben Jahr in Frankfurt und Leipzig gedruckte Schrift kenne ich nicht und habe sie nur als Nachdruck der eben erwähnten Berliner citirt gefunden. Eben so wenig kenne ich den Berner Abdruck von 1758 im Beginn des siebenjährigen Krieges. Nachher scheint man die Sache wieder vergessen zu haben. Erst als Preußen abermals in schweren Kampf gerieth, im Jahr 1808 erschien zu Frankfurt und Leipzig wieder ein Buch „Hermann von Lehnin, der durch die alte und neueste Geschichte bewährt gefundene Prophet des Hauses Brandenburg." Darin äußert der ungenannte Verfasser unverholen seine große Verwunderung, wie doch trotz der Widerlegung von 1746 seitdem alles wieder eingetroffen sey, was der alte Mönch prophezeiht habe. Diese Schrift scheint sehr wenig bekannt worden zu seyn und ist äußerst selten. Die finstere Voraussicht derselben wurde durch die rasche Wiedererhebung Preußens im Kampf gegen Napoleon widerlegt und der alte Mönch gerieth abermals in Vergessenheit, bis seine Prophezeihung zuerst wieder 1827 und 1830 in Frankreich (auf Veranstaltung des katholischen Klerus) und nun in Gröbers prophetae veteres 1840 gedruckt erschien. Einige Jahre später benutzte sie die katholische Partei in Belgien, um ihr Interesse in Preußen zu fördern. Die Schrift von Bouvercl, extrait d'un manuscrit rélatif à la prophetie du frère Hermann de Lehnin avec des notes explicatives halte ausdrücklich zum Zweck, die Prophezeihung so zu deuten, daß, wenn der König von Preußen katholisch würde, er nicht untergehen, sondern König des nun wiedervereinigten Germanien werden würde, obgleich die Prophezeihung beides, den Untergang des hohenzollernschen Hauses und die Wiederkehr Eines Königs in Deutschland, so wie die Rekatholisirung aufs bestimmteste trennt. Ohne Zweifel war es die Erscheinung dieser famosen Schrift, welche Wilken veranlaßte, seine schon früher auf Hardenberge Wunsch abgefaßte Widerlegung endlich drucken zu lassen. Sie erschien 1847. Ihr folgte in demselben Jahr eine deutsche Bearbeitung der Bouverot'schen Schrift von Wilhelm von Schütz und im laufenden Jahr die Schrift von Boost, die gleichfalls den katholischen Gesichtspunkt festhält.

Die erste Widerlegung, die in Berlin 1746 erschien, ging von einem preußischen Patrioten aus, der die Unglücksweissagung nicht gelten lassen wollte, entweder weil er davon überzeugt war, daß sie unecht sey, oder weil er den dadurch Geängstigten wieder Muth machen wollte. Eigentlich widerlegt wird aber in dieser Schrift nichts. Sie wendet ziemlich sophistisch, was der Prophet erst von der Zukunft sagt, schon auf die damalige Gegenwart an und findet sich dann natürlich nicht zurecht. Es

Digitized by Google

ist merkwürdig, daß Willems neue Widerlegung dieselben Fehler nur in umgekehrter Richtung begeht und z. B. die Prophezeihung auf Friedrich II. völlig absurd findet, einfach aus dem Grunde, weil er auf diesen zurückbezieht, was der Prophet erst vom folgenden Könige Friedrich Wilhelm II. aussagt. Wilten läugnet, daß ein Mönch aus so frührer Zeit das Vaticinium gemacht habe und schreibt es einem gewissen im Jahre 1693 zu Berlin gestorbenen Kammergerichtsrath und Konsistorialassessor Martin Friedrich Seibel zu. „Denn 1) ist die Verbreitung der Schrift aus dem Seibel'schen Hause ausgegangen, 2) in verschiedenen Schriften hat M. F. Seibel sich nicht nur als einen trefflichen lateinischen Stylisten im prosaischen Vortrage, sondern auch als sehr gewandten lateinischen Dichter gezeigt, besonders in Gelegenheitsgedichten und den poetischen Erläuterungen zu den von ihm im Jahre 1671 herausgegebenen Bildnissen berühmter Märker; 3) von Seibel läßt sich auch die historische Gelehrsamkeit und die genaue Kenntniß der brandenburgischen Geschichte erwarten, wovon das Vaticinium durchweg zeugt." — Dagegen ist nach einem andern Widerlegungsversuche des gelehrten Berliners Valentin H. Schmidt der angeblich Prophet kein anderer, als der bekannte lutherische Konsistorialrath und Probst zu St. Petri, Andreas Fromm, der 1666 wegen seiner fanatischen Polemik gegen die Reformirten seiner Aemter entsetzt wurde, im Jahre 1688 aber nach Prag gegangen und daselbst katholisch geworden war. Diese Schmidt'sche Ansicht hat, wenn man hier überhaupt an Betrug glauben will, das meiste für sich, denn nur ein katholisches Motiv und kein anderes kann hier gesucht werden. Allein alle diese Widerlegungen reichen nicht aus, um das Vaticinium als Betrug zu erweisen. Das Zutreffen aller Weissagungen nach nach der Zeit, in welcher jener Seibel und jener Fromm gelebt haben, ist eine Thatsache, die Niemand läugnen kann.

Wir geben den Anfang des gerade 100 Verse umfassenden Vaticiniums mit der Uebertragung des Herrn Wilhelm von Schütz:

Nunc tibi cum cura Lehnin! cano fata futura,
Quae mihi monstravit Dominus, qui cuncta creavit.
Nam licet insigni, sicut sol, splendeas, igni,
Et vitam totam nunc degas summe devotam.
Abundentque rite tranquillae commoda vitae;
Tempus erit tandem, quod te non cernet eandem,
Imo vir uliam, sed si bene dixera, nullam.
Quae te fundavit gens, haec te semper amavit,
Hac perenne peris, nec mater amabilis eris.
Et nunc absque mora, propinquat flebilis hora,
Qua stirps Ottonis, nostras decus regionis,
Magno ruit fato, nullo superstite nato.
Tuneque cades primum, sed nondum venis ad imum.
Interea diris angetur marchia malis:
Nam domus Ottanum fiet spelunca leonum,
Ac erit extrusus vero de sanguine fusus.

Mit Gram nun, mein Lehnin, dir ich die Zukunft singe,
Wie sie der Herr mir wies, der Schöpfer aller Dinge.
Zwar strahlst du jetzt noch, gleich der Sonn' im Flammenscheine,
Lebst auch dein Leben noch ganz heilig und ganz reine,
Auch deine Tage die in heitrer Ruh vergehen,
Doch kömmt nunmehr die Zeit, die dich wird anders sehen,
Kaum zu erkennen noch, vielmehr durchaus vernichtet,
Obwohl sich stets geliebt das Haus, das dich errichtet.
Stirbt dieß, so stirbt auch du, nicht holde Mutter länger.
Schnell, schnell rückt an die Zeit, tagtäglich schwerer, bänger.
Wo der Ottonen Stamm, die Zierde dieser Auen,
Trifft jener große Schlag, er nicht mehr ist zu schauen.
Dieß ist dein erster Sturz; doch wirst du nicht versinken,
Die Mark nur um so mehr der herben Drangsal trinken.
Denn der Ottonen Haus will Löwenhöhle werden
Und treibt das echte Blut von vaterländ'schen Herden.

Unter der Löwenhöhle (spelunca leonum) ist Bayern zu verstehen, dessen Wappen der Löwe ist (mit zwei Löwen als Schildhaltern). Der askanische oder Ottonenstamm wurde nach dem Untergange Waldemars ersetzt durch die bayerischen Wittelsbacher, denen dann der schlaue Kaiser Karl IV. Brandenburg wieder abtrat. Daher es weiter heißt:

Quando peregrini venient ad claustra Chorini;
Cedereos fastus mox toliet Caesaris astus.
Sed parum tuto gaudebit Marchia scuto.
Regalis cursum leo tendit ad aitera cursum,
Nec dominos veros haec terra videbit et heros.
Omnia turbabunt rectores, damnaque dabunt;
Nobilitas dives vexabit undique eives,
Raptabit clerum nullo discrimine rerum:
Et facient isti, quod factum tempore Christi.
Corpora multorum vendentur contra decorum.

Fremdlingen muß Chorin aufschließen seine Zellen,
Nur Kaisers Kunst erdrückt kruftlichen Hochmuths Schwellen.
Lang' auch der fich're Schild soll dir, o Mark, nicht bleiben!
Der Königslöwe fängt's nur anders an zu treiben.
Das Land den wahren Herrn und Helden ganz soll missen.
Die Herrschenden es nur verwirr'nd zu schlagen wissen.
Der Adel, überreich, die Bürger will berücken
Und räuberisch zugleich die Geistlichkeit erdrücken;
Verfahrend, wie zur Zeit der Herren schon geschehen,
Will mit der Menschen Leib er Handel treiben sehen.

Karl brachte zwar Brandenburg an sein Haus, aber sein zweiter Nachfolger Kaiser Sigismund sah sich genöthigt, es an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, zu verpfänden, später zu verkaufen. Dieser Burggraf erhielt nun an Brandenburg seine zweite Burg, daher er der Zweiburgige genannt wird. Der Prophet spricht also von ihm:

Ne penitus desit tibi qui, mea Marchia, praesit,
Ex humili surgis, binis nunc inclyte burgis;
Accendisque facem jactando nomine pacem,
Dumque lupos necas, ovibus praecordia secas:
Dico tibi verum, tua stirps longaeva dierum
Imperiis paevis patriis dominabitur arvis,
Donec prostrati fuerint, qui tunc honorati
Urbes vastabant, dominos regnare vetabant.

Ganz, meine Mark, wird nicht das Oberhaupt dir fehlen;
Aus Niedrigkeit erhöht soll'n dich zwei Burgen stählen.
Doch schürst der an den Brand, den Friedens Name schmücket,
Der, mörderisch dem Wolf, dem Lamm' die Zip' erstücket.
Wahr sag' ich dir: dein Stamm wird derrschen lange Zeiten
Und, obwohl eng begrenzt, doch machtvoll sich verbreiten,
Bis jene sind besiegt, die, damals hochgeachtet,
Verwüstend Stadt und Land der Fürsten Zug verachtet.

„Den Friedens Name schmücket," jactando nomine pacem, deutet auf seinen Namen Friedrich, dem er nicht entsprechen habe. Unter den Wölfen will man die Hussiten verstehen, deren Bekämpfung ihn nöthigte, Brandenburg schwer zu bekleuern. Allein es scheint mir natürlicher, darunter den Adel zu verstehen, von dem oben schon die Rede war, und den der erste Kurfürst Friedrich aus dem Hause Zollern allerdings bändigte, ohne

Digitized by Google

darum dem Volk irgend eine Freiheit oder Erleichterung zu gewähren. Nun folgt die ganze Reihe der Zollern'schen Regenten in Brandenburg. Von Friedrichs I. Nachfolger Friedrich II. heißt es:

Succedens patri toilet privilegia fratri.
Nec faciet festum (ai, bustum) non justum credere justum.
Defesso bellis variis, sortisque procellis,
Mox frater sortis succedit tempore mortis.

Des Vaters Bolger wies sein Recht dem Bruder rauben,
Erzwingen aber nicht dem Mißvermächtniß Glauben,
Vielmehr durch manchen Krieg und Schicksalssturm geschlagen
Den Mitstift-Bruder seh'n nachfolgen seinen Tagen.

Friedrich II. wurde durch das Testament seines Vaters seinem ältern Bruder Johann vorgezogen, aber beide starben kinderlos. Ihm folgte sein dritter Bruder, der berühmte Albrecht Achilles, von dem es hier heißt:

Fortis et ille quidem, sed vir vanissimus idem.
Dum cogitat montem, poterit tit scandere pontem.
En acuit enses! Miseri tos, o Lehninenses!
Quid curet fratres, qui ruit exscindere patres.

Ein rüst'ger Held auch er; der Ruhmsucht nur verfallen,
Den Berg anstürmt'ns und kann nicht ob der Brücke wallen;
Er wetzt die Schwerter, fehlt Weh euch, Lehnin's Einsaffen.
Schont Brüder wohl, wer will die Väter tödtend fassen?

Albrecht empfing den Namen Achill von seinem Heldenmuth im Städtekriege, als er insbesondere die Stadt Nürnberg aufs leidenschaftlichste, jedoch nicht immer glücklich bekämpfte. Derselbe drang auch einmal mit Gewalt in das Kloster Lehnin ein, als die Mönche ihm den Eingang verweigerten, weil er wegen seines Benehmens gegen den Bischof von Würzburg vom Papste excommunicirt worden war. Der Vers, der vom Berge und der Brücke handelt, ist hier nicht klar und scharf genug übersetzt:

Dum cogitat montem, poterit tit scandere pontem

bezieht sich darauf, daß Albrecht die Stadt Nürnberg nicht erobern konnte und kaum das kleine Städtchen Heroldrud einnahm. Sein Sohn und Nachfolger war der gelehrte Kurfürst Johann Cicero. Von ihm heißt es:

Alter ab hoc mariem scit ludificare per artem,
Auspicium natis hic praebet felicitatis.
Quod dum servatur, ingens fortuna paratur
Hujus erunt nati conformi sorte beati.
Inferet ni tristem patrius tunc foemina pestem,
Foemina serpentis tabe contacta recentis;
Hoc et ad undenum durabit stemma venenum.

Der Nächst' ihm ist voll Kunst, um Mars selbst zu berücken,
Und seinen Söhnen zeigt er künftiges Beglücken.
Auch bleibt das Zeichen steh'n und so das Wohl sich mehret,
Bis hoch verheiß'nes Glück den Söhnen wird gewähret.
Da beingt dem Vaterland ein Weib böart'ge Knechten,
Ein Weib, aus der der Schlange neueste Gifte kechen.
Bis zu dem elften Zweig fortwüthet sein Verheeren.

Johanns Sohn Joachim folgte als Kurfürst ihm nach, der andere Sohn Albrecht wurde Kurfürst von Mainz. Aber Joachims Gemahlin, die dänische Elisabeth, neigte sich bereits zum Lutherthum, dessen Fluch sie, wie es hier heißt, dem Zollernschen Geschlecht bis ins elfte Glied einimpfte. Ihr Sohn Joachim II. nahm die Reformation an, daher heißt es von ihm:

Et nunc is probit, qui te, Lehnin, nimis odit:
Dividit ut cultor, atheus, scortator, adulter!
Ecclesiam vastat, bona religiosa subhastat.

lie, meus populus! protector est tibi nullus,
Horn donec veniet, qua restituto bet.

Dann kömmt dein schlimmster Feind, Lehnin, dich zu verzehren.
Ein schreiend Schwert, Feind Gottes, Hurer, Ehebrecher,
Der Kirche Dieb, ihr Gut verschleppet er, der Schächer.
Zieh' aus mein Volk, du, dem der Anwalt ist entwichen,
Bis zu der Stunde, wo wird alles ausgeglichen.

Sein Sohn und Nachfolger Johann Georg war der Magie und Alchymie ergeben:

Filius amentia probat instituta parentis;
Insipiens totus, tamen audit vulgo devotus;
Nec sat severus, hinc dicitur optimus herus.

Des Thoren Sohn das Werk des Vaters gern vollendet,
Wahnsinnig ganz, doch wird vom Volk ihm Preis gespendet.
Ohn' strengen Ernst, der Menge er gutem Helden gleichet.

Die folgenden Verse:

Hnic datur ex genere, qui non, qualis ipse, videre,
Et modo funesto vitam loco linquit honesto.

Der Nachkömmling jedoch von seinem Weg' abweichet:
Schmachlos der Ort, an dem schmachvoll er selbst verschieden.

beziehen sich auf Johann Georgs Sohn Joachim Friedrich, welcher katholisch erzogen und Erzbischof von Magdeburg war, aber protestantisch wurde und auf einer Messe plötzlich starb. Dem Nachfolger, Johann Sigismund, welcher Cleve und Jülich erbte und Calvinist wurde, lesen wir hier:

Postulat hinc tandae praeponi natus in urbe,
Spe reliqui sobolem: tenet hic formidine prolem:
Quod timet, obscurum: certo tamen ecce! futurum.
Forma rerum nora mox fit, patiente Jehora:
Mille scatet naevis, cujus duratio brevis;
Multa per edictum, sed turbat plura per ictum.
Quae tamen in pejus mutantur jussibus ejus.
In meliius fato converti posse putato.

Den Sohn stellt'n Stadt und Volk mit bloßem Zweig zufrieden,
Von dem er Nachwuchs hofft; doch Furcht bangt seine Sprossen
Vor Künftigem, dunkel zwar, wahr, aber, daß erschlossen.
Rasch ändert alles sich, das Gott nur hinlieb gehen,
Verhüllte Nichtigkeit, die nie kann lang bestehen.
Was ein Gesetz auch thut: der That Drang es entsetzet!
Und hat es schlecht gesetzt, vom Oben wird's ersetzet.
Ein Künftiges, schlecht gerecht, bald kann es sich verschönen.

Unter dem Gesetz ist das Toleranzedikt vom 24. Februar 1614 zu verstehen, in welchem der Kurfürst das wechselseitige Verketzern verbietet. Der Prophet sagt hier: der weltliche Herrscher habe sich etwas angemaßt, über welches nur Gott zu entscheiden habe, und er habe Unmögliches gewollt, da sich die Menschen in ihrer Leidenschaft doch nie beschwichtigen lassen. Weiter wird von seinem Nachfolger Georg Wilhelm gesagt:

Post patrem, natus princeps est Marchionatus,
Ingenio multos non vitare sinit inultos.
Dum nimiumf credit, miserum pecus lupus edit,
Et sequitur sertus domini mox fata proinrtus.

Noch folgt dem Markgraf zwar der erste von den Söhnen.
Strafles nach Eigensucht läßt er die Heerden walten,
Dieß er zu sehr traut, darf der Wolf im Schafstall schalten.
Der freche Diener muß sich mit dem Heer'n entzweien.

Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Unter dem Diener ist ohne Zweifel Schwartzenberg zu verstehen. In Folgendem ist sehr gut die Heldenzeit des großen Kurfürsten bezeichnet:

Digitized by Google

Tunc veniunt, quibus de burgis nomina tribus,
Et cresceit latus sub utroque principe status,
Securitas gentis, et fortitudo regentis.

Da rückt die Zeit an, wo die Burgen sich verbreiten.
Der Staat, schon stark, wächst nun nach seinen beiden Seiten
Und Fürstenstärke darf dem Volke Schutz bereiten.

Unter der dritten Burg ist Magdeburg zu verstehen, das zu Brandenburg genommen wurde. Die folgenden Verse sind die einzigen, in denen der Prophet geschlafen zu haben scheint, denn sie wollen nicht recht passen. Nimmt man an, der betrügerische Verfasser habe unter dem großen Kurfürsten gelebt, und nicht wissen können, was nachher kommen werde, so wäre das in der That die allernatürlichste Erklärung. Auf Friedrich I., den ersten König in Preußen, bezieht man nur den einzigen Vers:

Sed nil juvabit, prudentia quando cubo bit.

Es hilft alles nichts, wenn die Klugheit schläft.

Auf Friedrich Wilhelm I. sollen sich die folgenden Verse beziehen:

Qui successor erit, patris haud vestigia terit,
Orate, fratres, lacrymis nec parcite matres!
Fallit in hoc nomen taeti regiminis omen.
Nil superest boni, veteres migrate coloni!
Et jacet extinctus, foris quassatus et intus.

Denn ganz, der unsrnehr folgt, des Vaters Bahn verachtet,
O flehet, Brüder, flehet! Laßt, Mütter, Thränen schleichen!
Sein Name trügt. Er ist nicht sanfter Herrschaft Zeichen.
Der Guten schont er nicht. Urwolf! verlaß die Aurn.
Sein Tod wird innen seyn wie äußerlich ein Genesen.

Das paßt nun ganz und gar nicht auf den tüchtigen König, der überdieß glücklich regierte. Nur mit Gewalt kann man einigen Sinn hineinzwingen, z. B. der Widerspruch mit seinem friedenreichen Namen beziehe sich auf seine Soldatenspielerei mitten im Frieden, die Thränen der Mütter auf die strenge Rekrutirung. Von nun an aber fehlet die helle Bisson wieder, denn von Friedrich dem Großen sagt der Prophet:

Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit.

Bald schäumt der Jüngling, während die große Wöchnerin seufzt.

In der That lag Maria Theresia eben im Kindbette, als ihr der junge König von Preußen in der Schlacht bei Mollwitz Schlesien entriß. Der nächste Vers:

Sed quis torbatum poterit restingere statum?

Aber was kann den erschütterten Staat herstellen?

drückt eben so glücklich die mechanischen Experimente aus, die Friedrich II mit diesem Staate vornahm, nachdem das organische Leben aus dem deutschen Reiche entwichen war. Umsonst, scheint der Prophet sagen zu wollen, umsonst sind diese Staatskünste, wo alle Natur verlohren worden ist. Dagegen sind die nächsten Verse wieder schwer zu deuten:

Vexillum tanget, sed fata crudelia plangel.
Flantibus hinc austris, vitam vult credere clausiris

Was Herr von Schütz übersetzt:

Zur Fahne greift der Fürst. Doch die Geschicke brausen
Südwestlich her. Er sucht die vaterländischen Klausen

Wie das auf Friedrich II. passen soll, ist nicht wohl einzusehen. Der Kommentator vom Jahr 1808 glaubt daher, diese Verse beziehen sich noch auf die magna puerpera, die Kaiserin Maria Theresia, die, vom Verlust Schlesiens schwer betroffen, einen Augenblick geneigt gewesen seyn soll, die Regierung niederzulegen und in ein Kloster zu gehen.

Weiter sagt die Weissagung von Friedrich Wilhelm II. aus:

Qui sequitur, penses imitatur pessimus avos,
Non robur menti, non adsunt Numina genti,
Cujus opem petit, contrarius hic sibi stetit,
Et perit in undis, dum mitaet summa profundis.

Der nun folgt, sich das Ziel der schlechter Ahnen wählet,
Sein Herz ist schwach. Dem Volk die Gottesmacht fehlet,
Und der, dem er vertraut, ihm sich entgegenstellet.
Bald er im Meere ertrinkt, das er selbst aufgewellet.

Die schlechten Sitten dieser Monarchen sind bekannt. Unter dem cujus opem petit, dessen Beistand er in Anspruch nimmt, was Herr von Schütz mit „dem er vertraut" übersetzt hat, kann Rußland verstanden werden, mit dem er sich gegen Frankreich verband, das ihm aber bei der polnischen Theilung zuwortam, oder auch die französische Republik, mit der er zu Basel Frieden schloß, ohne zu erwägen, welche Gefahr daraus für Preußen erwachsen würde. Was den Untergang im Wasser betrifft, so hat man darunter doppelsinnig theils seinen Tod an der Wassersucht verstanden, theils wieder jenes unsinnige Basler Bündniß, welches die Interessen der preußischen Monarchie mit denen der französischen Revolution zu vermischen unternahm. — Weiter sagt der Prophet von Friedrich Wilhelm III. überaus treffend:

Natus horebit, quod non speraaset, habebit.
Sed populus tristis flebit temporibus istis.
Nam sortus mirae videntur fata venire,
Et princeps nescit, quod magna potentia cresceit.

Der Sohn wird blühn; mehr, als er hoffte, wird er haben,
Doch schwer in Drangsal sich darob das Volk begaben.
Denn wunderbar will sich, scheint es, die Welt erneuen,
Jedoch der Fürst sieht nicht der großen Macht Gedeihen.

Das Jahr 1813 brachte diesem Fürsten wieder, was er nie hatte hoffen können. In der langen Restaurationsperiode aber verging er, welche neue Macht des Zeitgeistes heranwuchs und verging das Bestprechen, das er dem Volke gegeben hatte. Man kann die Geschichte seiner Regierung nicht kürzer und schlagender zusammenfassen, als in jenen vier Versen. — Endlich sagt der zukunftkundige Mönch vom jetzt regierenden König Friedrich Wilhelm IV.:

Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit.
Israel infandum scelus audet, morte piandum;
Et pastor gregem, recipit Germania regem.

Den Scepter führt nun, der den alten Stamm soll schließen,
Israel frevelt wagt, nur durch den Tod zu büßen.
Den Hirt die Heerde nimmt, den König Deutschland wieder.

Wenn man erwägt, wie wunderbar alle Deutsche jetzt zur Einheit hinstreben, so kann man nicht umhin, etwas Ahnungsvolles in jenen Versen zu finden. Freilich ist darin alles noch dunkel. Wer ist unter Israel gemeint? was ist unter dem infandum scelus zu verstehen? von wessen Tod ist die Rede? Nirgends eine Klarheit und doch, die Ahnung an den König Germaniens tritt plötzlich in dieser Eisson wie ein fernes Morgenroth über einen ungeheuer gähnenden Felsenabgrund hervor. Das ist der echte Charakter einer Prophezeihung, und was man auch von der vorliegenden halten mag, es liegt ein poetischer Schrecken in ihr, wie in der Apokalypse.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 77. Dienstag den 31. Oktober 1848.

Reisen in den Orient.

1) Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien von Dr. Moritz Wagner. Mit einem Anhange: Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien. (Auch als 35ste Lieferung der Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Klauß.) Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Herr Wagner, schon durch seine Reise in Algerien rühmlichst bekannt, bereiste den Theil Armeniens, der bisher am wenigsten untersucht war und füllte eine Lücke der Geographie aus, die noch Ritters meisterhafte Erdkunde hatte leer lassen müssen. „Als ich im Jahr 1843 eine Reise nach dem russischen Armenien unternahm, bezeichnete ich mir den Ararat als mein eigentliches Ziel. Verschiedene Umstände nöthigten mich damals, mich auf einen Besuch an der Nordseite des Ararat zu beschränken. Aber im folgenden Jahr wo ich eine Reise nach dem türkischen Armenien und nach Persien unternahm, war es mir gegönnt auch die bisher völlig unbekannte Südseite der Araratgruppe zu bereisen und auf türkischem und persischem Gebiet in der Nähe des gewaltigen Grenzsteines dreier großer Reiche einige Zeit zu verweilen. Die auffallendste Weltstellung des Ararat, der fast gleich weit entfernt von China und von der iberischen Halbinsel Europas, von den Eismassen der Lena im hohen sibirischen Norden und von den schlammigen Fluthen des Ganges im südlichen Hindostan, hat von jeher die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich gezogen. Seit Jahren schon erfüllte mich der sehnsüchtige Wunsch, den geheimnißvollen Berg zu besuchen. Fast im Centrum des alten Kontinents sich erhebend, ein Gebilde des Feuers, dessen gewaltige Reste bis zu den Regionen ewigen Eises reichen, stellt die jüdische und armenische Tradition den Ararat als den Rettungshort dar, den die Sündfluth unbeschadet, ohne sein Haupt erreichen zu können. Von dem Gipfel des riesigen Kegelberges, der aus einem periodisch entstandenen Meer ragte, fliegen die Stammpaare aller Geschöpfe herab, deren Nachkommen die Erde bevölkern. So berichten die ältesten Quellen, während der Forscher dort heute nur noch die Spuren vulkanischer Verheerungen, keine Reste der Ditluvialzeit, und in der nächsten Umgebung eine wasserlose Wüstniß findet, welche fast so arm an Organismen wie die großen Wüstenseen Nordafrens." Man ersieht hieraus, wie großartig des Verfassers Orientirung ist.

Herr Wagner ging von Tiflis aus, wo er sich der besondern Unterstützung Friedrichs von Kotzebue erfreute, eines von den zehn Söhnen des berühmten Kotzebue, die sämmtlich in russischen Diensten stehen. Wie dankbar aber auch unser Reisender für die gute Aufnahme ist, die er in Rußland gefunden hat, so vermag er doch manche für Rußland beschämende Wahrheit nicht zu unterdrücken. Unter anderm fand er ein großes, völlig leeres Haus und erfuhr davon. „Als der Kaiser seine Provinzen jenseits des Kaukasus besuchte, wollte man ihm glauben machen, daß allenthalben die europäische Civilisation unter diesem wilden Volke Wurzeln zu treiben beginne, und daß diese Bildungsversuche von unsern höchsten Beamten in Tiflis eifrigst angeregt und gefördert würden. Man hatte in aller Eile dieses schöne Haus und zeigte dem Kaiser den großartigen Plan der künftigen Einrichtung. Für alle Fächer, für alle Sprachen sollten Lehrer aus Tiflis kommen, die Armenier und Tartaren aus weiter Umgegend durch Geldgeschenke bewogen werden ihre Kinder hieher zu senden, um europäische Schulweisheit sich zu holen, der Pope sollte jenen das Evangelium, der Mollah diesen die Koransprüche lehren. — Der Plan war prächtig, aber es hatte auch dabei sein Bewenden; denn sobald der Kaiser das neue Schulhaus gesehen und seine Zufriedenheit ausgesprochen, waren die Hände der Maurer und Zimmerleute plötzlich wie gelähmt. Kein Rubel fand mehr den Weg nach Pipis, das Haus blieb leer und unvollendet stehen." Ganz das nämliche geschah auch in Bezug auf ein prächtiges Schiff auf dem großen Gokschasee. „Als der Kaiser Nikolaus die russische Provinz Armenien besuchte, befaßt der damalige Oberbefehlshaber des Kaukasus, Baron v. Rosen, ein Ruderboot in aller Eile zu zimmern, damit der Czar nicht unwillig werde, wenn er beim Anblicke des großen Alpensees erfahren müsse, daß zwischen den verschiedenen Uferbewohnern gar keine Wasserkommunikation stattfinde. Ein großes Ruderboot ward daher gezimmert, und dem Kaiser gesagt, dieses Fahrzeug sey der erste Anfang einer Gokschaimarine, welche in wenigen Jahren die indigedlaue Fluth dieses mächtigen Seebeckens durchfurchen werde. Aber kaum hatte der Kaiser Transkaukasien verlassen, so ward das neue Fahrzeug gleich wieder in Ruhestand versetzt, und ist gegenwärtig völlig unbrauchbar. Diese Mittheilung, welche ich bereits von dem Kosakenoffizier in Pipis gehört, wurde mir bestätigt. Ich ließ den russischen Kommandanten des Gokschaidistrikts ersuchen mir die Barke zu einigen Uferfahrten zu leihen. Er erwiederte, dieselbe sey bereits so morsch geworden, daß man sich ohne augenscheinliche Lebensgefahr ihr nicht anvertrauen könne. Obwohl der See reich an Fischen ist, sieht man hier doch nicht einmal einen Fischerkahn."

Dieser höchst merkwürdige Gokschaisee ist es, der den Verfasser zuerst beschäftigte. Er ist außerordentlich tief, von Farbe indigoblau und rings von Vulkanen umgeben, ja selbst nichts anderes als ein alter ungeheurer Krater. „In dem

Digitized by Google

Gottschaikessel herrschte einst unbestreitbar eine mächtige vulkanische Thätigkeit. Erloschene Feuerberge thürmen sich ringsumher und umgeben wie einen ungeheuren Krater diesen Kessel, dem vor Zeiten Flammen und glühendes Gestein entstiegen, während jetzt eine gewaltige Wassermasse und die Tiefe des erstarrten Schlundes verdirgt. Ueberall stößt man hier auf unläugbare Spuren einer fortgesetzten vulkanischen Thätigkeit von sehr langer Dauer. Die Insel Sewan bildete wohl einen der Ausswurfskegel des ungeheuren kraterischen Beckens. Die Verwitterung des vulkanischen Gesteins ist auf Sewan weit fortgeschritten, trotz der Härte desselben; allenthalben deckt eine ziemlich mächtige Dammerdschicht, mit reicher Vegetation überkleidet, das Eiland. Nur an wenigen Stellen treten kompakte Felsen zu Tag und sind überall mit einer Kryptogamendecke übergogen, welche dem Gestein die verschiedenartigste Färbung gibt. Dieser starke Zerfall der festigen Oberfläche des alten Ausswurfskegels unter dem Einfluß des Seewassers und der Atmosphäre deutet auf ein bedeutendes Alter dieser vulkanischen Bildungen. Der mächtige Kratertessel des Gektschai war wohl lange schon zur Ruhe erstarrt und die unterirdischen Feuermächte unthätig, als der Ararat, dessen trachytische und augitische Porphyrwände noch heute der zersetzenden Einwirkung der Elemente trotzen, ungeheure Lavamassen aus seinen Kratern schleuderte." Leider ist dieser See in den russischen Karten so elend aufgenommen, daß man die Umrisse kaum wiedererkennt. Die tatarischen Umwohner des Sees sind von den russischen Behörden und Kosaken aufs unleidlichste geplagt. Unter ihnen befinden sich auch sogenannte Ifiden, ein eigenthümliches Völkchen, über die Herr Wagner Näheres mittheilt.

Von Eriwan berichtete der Verfasser in Bezug auf die russische Verwaltung nichts Besseres. „Seitdem Rußland seinen Doppelader bis an den Araxes vorgeschoben und das unselige Cancrin'sche Zollsystem auch auf seine transkaukasischen Provinzen ausgedehnt hat, kam der so blühende Transithandel dieser Gegend gänzlich in Verfall; die Karawanen meiden das russische Gebiet und fast alle reichern Handelsleute wanderten aus oder verarmten wie die ganze übrige Bevölkerung. Kein Wunder, wenn man bei allem religiösen Haß und trotz aller Erinnerungen an die Sardarenwanne so manchen Armenier dieser Stadt die Persherrschaft zurückwünschen hört!" Dazu die Raschgierung der russischen Gouverneure. Herr Wagner beschimpft den Fürsten Bebutoff, Gouverneur von Eriwan, als einen Verres, der die Provinz aufs schamloseste ausgeplündert habe.

Nichts charakteristischer die russische Beamtenkorruption besser, als die Maßregeln gegen die Pest. Völlig unbekümmert um den wahren Zweck der Kontumaz verfügen sie dieselbe da, wo keine Pest zu besorgen ist, oder verfügen sie nicht da wo die Pest ausgebrochen ist, je nachdem es ihr Interesse ist. Das geht nämlich so zu. Am Gektschai hörte Herr Wagner (S. 37), die Pest sey in der Nähe des Ararat ausgebrochen, aber man versuche ihm, es sey eine Lüge und das ausgesprengte Gerücht habe lediglich zum Zweck, den neuen russischen Oberbefehlshaber von Armenien abzuschrecken, daß er nicht ins Land komme, um die Schändlichkeiten der Beamten zu untersuchen. Ein andermal erfuhr Herr Wagner (S. 140), die Pest sey wirklich ausgebrochen, die russischen Behörden hätten sich aber von den Einwohnern der angeschetten Bezirke durch eine große Summe bestechen lassen, zu erklären, die Pest sey nicht ausgebrochen. Durch die strenge Absperrung hätte nämlich der Handel und Verkehr der Provinz zu viel gelitten. Der Beamte, der sich auf diese Weise die Gesundheitserklärungen aller Ortschaften seines großen Bezirks abkaufen ließ, hieß Jewaneff, dessen Staatsbesoldung nur 600 Rubel betrug, der aber einen fürstlichen Aufwand machte, einen Marstall hielt, dreißig berittene und noch viel mehr unberittene Diener hatte und in allen Ueppigkeiten schwelgte. Dieser Herr Jewaneff war aber nicht so einfältig, immer zu warten, bis wirklich irgendwo die Pest ausbrach, sondern er machte sich den Spaß, plötzlich einer ganz gesunden Ortschaft zu erklären, die Pest sey unter ihr, worauf die Einwohner ihm die Zurückhaltung der Absperrungsmaßregeln theuer abkaufen mußten. „Wird ein Dorf auf die Anzeige des russischen Distriktsbeamten als pestkrank, oder auch nur als verdächtig erklärt, so erfolgt sogleich dessen strengste Absperrung durch Kosakenpikets. Einige Monate bleibt dann gewöhnlich die unglückliche Einwohnerschaft außer aller Berührung mit dem übrigen Lande; die Leute müssen ihre meistens Feldarbeiten einstellen, sehen einen Theil ihrer Ernte zu Grunde gehen, und leiden während der strengen Absperrung Mangel an allem. All ihre Kleider, Betten, Decken ꝛc., mit einem Worte all ihre Habseligkeiten, welche den Pestkeim aufzunehmen und weiter zu verbreiten fähig sind, werden den Flammen übergeben. Der Ersatz, den sie dafür erhalten, beträgt nie den zehnten Theil des Verlustes. So übt der Distriktsbeamte eine furchtbare Macht bloß mit der Drohung: er werde das Dorf als pestverdächtig anzeigen. Der erste zufällige Todesfall, durch Fieber oder eine andere endemische Krankheit herbeigeführt, dient ihm bei dieser Drohung als Vorwand. Da eilen die unglücklichen Bewohner, die mit gänzlichem Ruin bedroht sind, herbei, durch Geschenke den Beamten zu beschwichtigen. – Es bedarf nicht einmal der Peitsche, um Gepräsents aus der Tasche des armen Bauern zu ziehen und seine Tafel mit guten Bissen, seinen Stall mit prächtigen Pferden auszuhalten. Die bloße Drohung einer Pestanzeige reicht hin." Herr Wagner eifert S. 83 mit der größten Entrüstung gegen diese Beamtenwillkür und schlägt ein Schreckensssystem, das vom Kaiser ausgehen müßte, als einziges Heilmittel vor. Allein er vergißt, daß es absolut unmöglich ist, eine Race, in der nun einmal von Natur aus das sittliche Gefühl nicht vorwiegt, auf die Dauer zu bessern und zu der sittlichen Höhe einer andern Race, etwa der germanischen, zu erheben. Schrecken ist in Rußland oft genug versucht worden; schlechte Beamte sind zu Gemeinen degradirt oder nach Sibirien geschickt, ihr Vermögen ist konfiscirt worden. Aber das hilft nicht. Das Uebel hat einen zu tiefen Boden, alle kann man nicht bestrafen, deßhalb bessen auch Schreckmittel nichts, die immer nur Einzelne treffen.

Ausführlich schildert Herr Wagner jodann das berühmte Kloster Geschmiadsin unter dem Ararat, den Sitz des Papstes der armenischen Kirche. Rußland handelte außerordentlich umsichtig, indem es sich dieses Klosters und dadurch alles Einflusses auf die armenische Kirche im Orient bemächtigte. Allein dieser russische Einfluß schwächte die Kirche. „Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß zur Zeit des ärgsten Druckes der Perserherrschaft die Geschenke der armenischen Gemeinden von nah und fern viel reichlicher für den Patriarchalsitz flossen, als nach der russischen Besitznahme dieser Gegenden, wo eine ruhige, friedliche Zeit für die vielgeplagten Mönche begann. Selbst von den reichen Städten, wo Armenier die Mehrzahl bilden, wie Tiflis, fließen jetzt die Vermächtnisse und Gaben immer spärlicher. Die jährlichen Gesammteinkünfte von Etschmiadsin belaufen sich gegenwärtig nach zuverlässigen Angaben auf nicht mehr als 16,000 Silberrubel, welche meist vom Grundbesitz des Klosters, vom Miethzins der ihm gehörigen Buden in Tiflis und Eriwan und von den Spenden der Pilger gezogen werden. Die Zahl der Wallfahrer ist zwar noch immer beträchtlich, aber auch ihre Gaben mindern sich von Jahr zu Jahr. Ueberhaupt sind die Pilgerfahrten nur noch unter den ärmern Klassen viel im Gebrauch, die reicheren, namentlich die sehr wohlhabenden Handelsleute in Tiflis, werden in dieser Beziehung immer

Digitized by Google

gleichgültiger und mit ihren Opfergaben sparsamer." Ein Theil der Armenier ist bekanntlich katholisch und zwischen beiden Konfessionen besteht der unversöhnlichste Haß.

Die interessantesten Partie des Werkes ist die ausführliche Beschreibung des Ararat und insbesondere der großen Katastrophe vom Jahr 1840, durch welche drei Riesendorfer gespalten und die Dörfer Arguri und St. Jakob begraben wurden. Es war eine vulkanische Eruption, aber nicht von feuriger Natur. Es waren ungeheure Schlamm- und Steinmassen, die emporgeworfen wurden. „Am 20. Junius (2. Julius) 1840, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, bei völlig heiterer Atmosphäre, wurden die Bewohner Armeniens durch ein donnerndes Getöse erschreckt, das am lautesten und furchtbarsten in der Nähe des großen Ararat tobte. Während eine zwei Sekunden dauernde wellenförmige Erschütterung des Bodens ihre Richtung vom Ararat aus nach Osten und Südosten nahm, und hier besonders in den Kreisen von Scharur und Nachitschewan schreckliche Zerstörungen bewirkte, brachen aus einer Spalte, die sich sechs Werste oberhalb Arguri am Ende der finstern Schlucht gebildet hatte, Gase und Dämpfe hervor, welche mit ungeheurer Gewalt Steine und Erde über den Abhang des Berges hinab nach der Ebene schleuderten. Die Dampfwolken, welche dem Schlund entstiegen, erhoben sich sehr rasch nach dem Horizont, höher als der Gipfel des Ararat, und bestanden wohl größtentheils aus Wasserdampf, denn noch in derselben Nacht fiel ein starker Regen, der sich um den Berg zu concentriren schien. Wässerige Niederschläge sind im Sommer in diesen Gegenden sonst eine seltene Erscheinung. Der Dampf hatte beim Ausbruch eine verschiedene Färbung, die bläuliche und röthliche herrschte vor. Ob die Eruption ganz ohne Flammenausbruch gewesen, wußten die Augenzeugen nicht bestimmt zu behaupten, denn die Rauchsäule hatte, wie erwähnt, auch eine röthliche Tinte. Gewiß aber ist, daß von jenen hellleuchtenden Feuersäulen (nicht wirkliche Flammen), welche sonst bei vulkanischen Ausbrüchen, von Lavaströmen begleitet, über den Kratern der Vulkane sichtbar, nichts zu bemerken war. Die bläuliche und röthliche Färbung des Dampfes ging bald in ein dunkles Schwarz über, und zugleich wurde die Luft von einem höchst unangenehmen Schwefelgeruch erfüllt. Inzwischen tobte der Berg fortwährend, und die Erde erhebte von unaufhörlichem Donner; neben dem unterirdischen Krachen und Brüllen war das Sausen der wie Bomben durch die Luft geschleuderten Steine, worunter Felsstücke von ungeheurer Größe (ich habe unter den Auswürflingen Steine bemerkt, deren Gewicht gewiß 100 Centner übertrigt), sehr deutlich hörbar. Ebenso konnte man das Knallen der Steine, die sich im Flug berührten, von dem donnernden Knall der aus dem Innern des Berges kam, deutlich unterscheiden. Wo diese großen Steine fielen, da blieben sie in der Regel auch liegen; bei der sehr allmählichen Neigung des Bodens am Fuße des Berges war ein weites Rollen der Steinmassen nicht möglich. Die Eruption dauerte fast eine volle Stunde. Als die Dämpfe verschwunden waren, und der Stein- und Kothregen geendigt hatte, war nichts mehr zu sehen von dem großen reichen Dorf Arguri, von dem berühmten Kloster ꝛc. — Das verheerende Erdbeben, welches die Eruption am Ararat begleitete, hatte in der großen Ebene auffallende Wirkungen. Nahe bei den Ufern des Araxes und des Karasu bildeten sich viele Spalten, aus welchen die hervorbrechenden Gase einige Ellen hoch Wasser, Flußsand und Erdklumpen emporwarfen. Aus andern Rissen sprudelte Wasser empor. Im Flußbett des Araxes entstanden an vielen Stellen kleine Schlünde, aus welchen durch die Gase das Wasser des Flusses mit brausendem Sprudel emporgeblasen wurde, so daß im Strombett eine lange Reihe höchst merkwürdiger Fontainen zu sehen war, während an vielen Orten das Wasser über die Ufer trat und Ueberschwemmungen verursachte." Die Eruptionen wiederholten sich, so daß unter andern furchtbare Verwüstungen, die im Schutt wühlten, um aus dem verschwundenen Dorf Arguri noch Beute zu holen, durch einen neuen Schlammausbruch selber mit begraben wurden.

Herr Wagner besuchte den Gipfel des Ararat nicht, weil er schon von Andern bestiegen und beschrieben ist und weil die Sache bedeutende Schwierigkeiten und Kosten verursacht hätte. Dafür untersuchte er im Jahr 1843 die noch ganz unbekannte Südseite des Berges. Die großartige Aussicht, die der Verfasser fand, ist folgende von der Höhe zwischen Bajasid und Kliska-Kent. „Vor uns thürmten sich die grauen zahlen zerrissenen Kalkfelsen auf, welche die Stadt Bajasid überragten, unter uns schimmerten die greß rothen Marmorwände, und von dieser zwiefachen Färbung umrandet Sand im Mittelgrund die seltsame Kurdenstadt mit ihren amphitheatralisch gruppirten Häusern, überragt vom steilen Paschaschloß und Murads wunderbarem Burghau auf der zerklüfteten Bergterrasse. Im Süden waren die zerrissenen Kalkfelswände mächtig überragt vom großen Araratkoloß mit seinen dunkeln Lavamassen und seinen glänzenden eisgepanzerten Häuptern. In kurzer Entfernung vom großen Ararat erhob sich die schwarze Kegelpyramide des kleinen Ararat, der, obwohl an Höhe der Schweizer Jungfrau und an absoluter Erhebung über seiner Basis fast dem Montblanc gleich, neben seinem massigen, über 16,000 Fuß hohen Nachbarn doch nur eine dürftige Figur machte. Im Nordwesten schaute durch die weite Lücke zwischen dem großen Ararat und der Forstsetzung der Agridaghkette der Vulkan Allahgez finster wie ein Riese mit seinen vier zackigen Felskronen herein. Im Süden thürmten sich die wilden Trachytmassen des Tanturef, welcher fast schneefrei war, und die höhere Eruptivmasse Alagh auf, um dessen Gipfel noch ziemlich ausgedehnte weiße Felder lagerten. Alles was sich bis hieher in den Weltheiten an wildpittoreseler Alpennatur gesehen, hielt mit dieser grandiosen Bergfeenerie keinen Vergleich aus, selbst der Kaukasus mußte zurücktreten."

Ueber die Gebirgsformation des Hochlandes Armenien bemerkt Herr Wagner, „daß keine der vier Alpenketten oder richtiger gesagt, der vier großen Meihengliedee des armenischen Hauptgebirgskammes eine absolute Wasserscheide bildet. Durch jede derselben erzwingen sich Flüsse in entgegengesetzten Richtungen mittelst tiefer Querspalten den Durchgang. Die beiden Euphratarme entspringen von nördlicher gelegenen Ketten als der Bingöl-dagh und nehmen doch eine südliche Richtung, während der an der südlichsten Randkette des breiten Kammes entstehende Araxes seinen Lauf, erst nach Norden, dann nach Osten nimmt. Gegen diese auffallende Unregelmäßigkeit der Stromrichtung bildet das Kaukasussystem einen scharfen Kontrast. Hier gleicht die große einfache Centralkette einem ungeheuren Damm, der das Flußgebiet auf das bestimmteste schridet. Tiefe Querspalten, welche die Hauptpäße bilden, finden sich nur an zwei Stellen, senken sich aber auch da nicht tief genug ein, um einem Fluß in entgegengesetzter Richtung den Durchgang zu gestatten. Alle an dem nordöstlichen Abfall entstehenden Quellen und Bäche fließen dem russischen Steppenland zu, alle, die von dem südwestlichen Abhang herunterströmen, vergrößern die Flüsse Transkaukasiens. Der Mangel eines schmalen scharfen Hauptkammes ist in Armenien auch die Ursache der ungewöhnlich weiten Verbreitung von Gebirgspflanzen und Thierarten. Die Terrassenform des armenischen Gebirgslandes, die ausgedehnten Hochebenen, welche dieses Alpenland besonders charakterisiren, fehlen dem kaukasischen System gänzlich. Bei dem eigentlichen Vorherrschen von weiten Plateaux und Thalstufen sollte man bei einem so breiten Gebirgssystem wie das tauvisch-armenische eine große Zahl von Gebirgsseen vermuthen. Dieß ist

Digitized by Google

nicht der Fall, und mit Ausnahme des Gothischen und Wandes existiren in Armenien nur wenige Gebirgsseen. Der Grund liegt offenbar in der Häufigkeit jener großen Stromdurchbrüche, welche sich nicht nur in den alpinen Ketten, sondern auch in den niedrigern Gliedern dieses Gebirges finden, wodurch im Norden und Osten der Lauf der Gewässer nach dem schwarzen und kaspischen Meer, im Süden nach den mesopotamischen Ebenen begünstigt und erleichtert wird." Daran reihen sich noch Erörterungen zur Naturgeschichte des Landes.

Wir müssen uns begnügen nur auf einige Hauptzüge dieses interessanten Werkes aufmerksam gemacht zu haben. Eine Zeitlang reiste der Verfasser mit dem berühmten Eremiten von Gauting. — Spätern Reisenden ist die Notiz zu empfehlen, daß im Kloster Etschmiadsin die Bibliothek zwar oft erwähnt, aber noch nie gründlich untersucht ist und daß sich möglicherweis noch Manches für die Wissenschaft werthvolles darin findet.

Prophetische Literatur.

1) Weissagung des Bruder Hermann von Lehnin, nach der belgischen Ansicht. Von Wilhelm Schütz. Würzburg, Stahel, 1847.

2) Die Weissagungen des Mönchs Hermann zu Lehnin über Preußen und jene des Benediktiners David Speer zu Benediktbeuern über Bayern. Von Joh. Adam Boost. Augsburg, Rieger, 1848.

(Schluß.)

Nun noch die Schlußverse:

Marchia, conectorum penitus oblita malorum,
Ipsa suos audet fovere, nec advena audet:
Prisraque Lehnini surgunt et tecta Choisini,
Et reseri more clerus splendescit honore,
Nec lupus nobitl plus insidiatur ovili.

Und in der Mark steht nun die alte Drangsal nieder.
Der Gasse darf sich jetzt, nicht mehr der Kömmling, freuen,
Die Dächer von Lehnin und von Chorin sich neuen.
Der Klerus wieder strahlt in seinen alten Ehren
Und nicht den Schafstall mehr wird nun der Wolf verheeren.

In dem clerus splendescit schien den französisch-belgischen Auslegern unverkennbar die Restaurirung Deutschlands ausgesprochen zu seyn. Bouveret sagt: „Gott hat durch Prophetenmund Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. anvertauen lassen, daß er der letzte Monarch Preußens katholischen Glaubens sey und dann die Mark zurückkehren werde zum Katholicismus. Dieß bedeutet nicht das unbedingte Aussterben jenes Fürstenhauses, sondern kann auch sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. keinenweges der letzte hohenzollern'sche Monarch, sondern nur der letzte akatholische Monarch dieses Hauses seyn würde. In seiner eigenen Person kann ja das stemma catholicum beginnen und er als Letzter im stemma anticatholicum zugleich Erster im stemma catholicum und dessen Gründer seyn. Nur dieß ihm anzukündigen kann der göttlichen Absicht zum Grunde gelegen haben. Es gibt erst dieß der Prophezeihung Zweck und Sinn. Sie soll dem Monarchen die ihm bevorstehende Alternative andeuten. Unabwendlich ist die Rekatholisirung der Mark Brandenburg; sie tritt jeden Falles ein, tritt ein auch noch während der Tage Sr. Majestät Friedrichs Wilhelm IV. Aber sie fordert keineswegs von Gott das nämliche Opfer, dessen es bedurft hatte, um die Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern zu bringen, indem neunzehn anhaltinische Prinzen im Zeitraume von zwei Jahren auf dem Leben mußten weggenommen werden. Das Haus Hohenzollern fällt nur dann, katholisch erfahrend, zum Opfer, wenn es der Rekatholisirung der Mark Brandenburg, dieser unabwendlichen Nothwendigkeit, widerstehen sollte." Daß diese Auslegung ein wenig willkürlich ist, leuchtet wohl jedem Leser ein.

Herr von Schütz stimmt ihr gleichwohl bei und bemerkt noch von sich selbst: „Zuerst ist dieser brandenburgische Landstand, der dieß schreibt, Converlit, bis jetzt der einzige Convertit aus dem Stande oder dem Gremium der brandenburgischen Ritterschaft. Demnächst hatte er während der ersten Jahre unseres Säculums als (nachmals Regierungsrath genannter) Kriegs- und Domainenrath das sogenannte Havelhepartement und mit diesem die vormaligen Besitzungen des Cistercienserklosters Lehnin als königlich preußischer Domaine in Aufsicht und Oberverwaltung, vielmehr in Verwaltungseinspektion. Einmal in jedem Jahre wenigstens brachte er dann sehr nahe den Ruinen jenes Klosters zu und verweilte dann gern in diesen Trümmern. Sollte da schon der Geist des Bruders Hermann über ihn gekommen seyn und ihm gesagt haben: Du wirst einst als Katholik! Was, beiläufig bemerkt, aber in meine Autobiographie gehörend, zur Verzögerung meiner Convertion vielleicht beigetragen hat. Denn daß sie zu bestimmten Stunde erfolgen werde, dessen war ich gewiß. Oder wollte Hermanns Geist vielleicht nur mich dazu vorbereiten, vielleicht weihen, den wahren Sinn seiner Verkündigung zu fassen, um die falschen Deutungen zu berichtigen, womit unsere Tage mehr denn die früheren bedroht erschienen? Dieß alles weiß ich nicht, zeige also auch nur dieß mein Nichtwissen an, glaube aber um so mehr für nachstehende Beurtheilung der kürzlich erschienenen französischen Version und Auslegung des wichtigen prophetischen Schriftstückes befähigt zu seyn." Das heißt zu deren vollen Anerkennung.

Auch Herr Boost, der von der nämlichen katholischen Ansicht ausgeht, hält das Vaticinium für echt und sucht es noch besonders dadurch zu beweisen, daß Pater Simon Speer in Benediktbeuern im Jahr 1599 ein ganz ähnliches Vaticinium zum Theil wörtlich mit den nämlichen Versen für Bayern geschrieben habe, ein Dokument, welches 1803 bei der Aufhebung jenes Klosters gefunden und sofort verbreitet wurde. Indeß kann man Herrn Boost entgegenhalten, daß aus der Aehnlichkeit der beiden Vaticinien keineswegs folgt, Speer habe es von Hermann abgeschrieben. Man kann eben so gut sagen, der später lebende Gelehrte, der unter dem Namen Hermanns das Vaticinium ersann, habe das frühere von Speer vor Augen gehabt und das seinige erst diesem nachgedichtet.

Die Hauptsache bleibt indeß immer das wunderbare Zutreffen der Prophezeihung in Bezug auf Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., welche sämmtlich später lebten, als Seidel oder Fromm, wenn dieselben auch das Vaticinium betrügerisch verfaßt hätten. Sollte der bloße Zufall einem literarischen Betrüger so merkwürdig eintreffende Weissagungen in die Feder diktirt haben? Nein, hier müssen wir an ein tieferes Ahnungsvermögen glauben. Man mag die Sache noch so scharf mit den Augen des aufgeklärten Verstandes betrachten, dennoch überschleicht uns ein unheimliches Grauen bei dieser Prophezeihung, die fort und fort in Erfüllung gegangen ist, obgleich schon vor einhundert und zwei Jahren (1746) die erste gelehrte Widerlegung derselben gedruckt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 78. Sonnabend den 4. November 1848.

Reisen in den Orient.

2) Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland von Friedrich Adolph Strauß. Zweite Auflage, mit zwei Originalansichten und einem Plane von Jerusalem. Berlin, Jonas Verlagshandlung, 1848.

Der Sohn des bekannten Oberhofpredigers Strauß in Berlin, des Verfassers der Glockentöne, der Sola ꝛc. unternahm im Herbst 1844 eine Reise ins heilige Land, deren Schilderung in vielfacher Beziehung von Interesse ist.

Er nahm den Weg über Triest und sprach unterwegs in Griechenland ein. Da er als Theologe reiste, nahm ihn auch vorzugsweise alles in sein Fach Einschlagende in Anspruch und so selten sich Reisende um solche Dinge bekümmern, um so mehr Neues konnte Herr Strauß mittheilen. So erfahren wir denn unter andern einmal etwas von einer theologischen Fakultät auf der Universität Athen, in welcher drei Neugriechen wirken, „Pharmakides, Misiulis und Kontogenis. Bei diesen Männern fanden wir eine recht erfreuliche Kenntniß der bedeutendern Erscheinungen in der neueren theologischen Literatur und ein sehr reges wissenschaftliches Interesse, verbunden mit dem entschiedenen Festhalten an den alten Lehren der Kirche. Kontogenis hatte eben eine in neugriechischer Sprache verfaßte hebräische Archäologie herausgegeben, welche den Anfang einer neuen theologischen Literatur in Griechenland bilden mag. Die Vorlesungen waren durchaus für den niedrigen Bildungszustand der Zuhörer berechnet; trotzdem ist die Zahl derselben noch sehr gering und besteht ohnehin meist aus ältern Geistlichen, die das Versäumte nachholen. Da nämlich Examina noch nicht die Aufnahme unter die Geistlichkeit bedingen, so werden die meisten jungen Theologen durch ihre auftretendenlich große Armuth von dem Besuch der Vorlesungen abgehalten. Wie durch die Universität in wissenschaftlicher Beziehung, so hat man auch in praktischer dem Bedürfnisse entgegenkommen wollen, indem wieder besonders Geistliche als Prediger angestellt sind, freilich jetzt nur wir für den ganzen Umfang des Königreichs, doch müssen wir auch diesen Anfang mit Freuden begrüßen. Solchem aufstrebenden Verlangen der griechischen Kirche sind nun in wahrhaft christlicher Liebe protestantische Kirchen mit ihrer reichern Erfahrung hülfreich entgegengekommen.“ Das heißt, protestantische Missionäre aus Nordamerika und England haben auch unter den Neugriechen zu experimentiren angefangen. Allein es leuchtet ein, daß bei dem Bildungszustande jenes griechischen Volkes und seiner Geistlichkeit der russische Einfluß ungleich stärker wirken muß, als der germanisch-protestantische. Daher trotz der langen Verbindung Griechenlands durch Korfu mit England und durch Athen mit Deutschland immer noch kein rechter Segen in der Europäisirung jener halbasiatischen Kirche aufkommen will. Es ist kein unmöglich, Zustände wie sie in der germanischen Race nach langer geschichtlicher Vorbildung und Durcharbeitung entstanden sind, plötzlich auf romanische, slavische oder orientalische Racen übertragen, die unter den Ueberresten einer ältern Kultur versteinert oder wieder verwildert sind. Eher noch läßt sich unter reinen Naturkindern, wie auf den Südseeinseln wirken, als unter Völkern, die einer langen Korruption erlegen und aus dem civilisirten Zustand zur Barbarei zurückgekehrt sind.

Bevor Herr Strauß das heilige Land betrat, machte er einen Ausflug nach Aegypten, besuchte Kairo und fuhr den Nil hinauf bis an die Grenze Nubiens. Unterwegs traf er die Reisegesellschaft seines gelehrten Landsmanns Heyßus. Wir übergehen seine Beschreibungen der Merkwürdigkeiten Aegyptens, weil sie nur Altbekanntes betreffen. Von desto größerer Erheblichkeit ist dagegen die Bemerkung des Verfassers, daß der Islam dem Protestantismus unendlich näher verwandt sey, als dem Katholicismus und Griechenthum, und daß es demnach den Protestanten vorbehalten sey, wenn sie ihre Aufgabe richtig würdigen, die ganze muhamedanische Welt zu sich herüberzuziehen. „Zwar, sagt Herr Strauß, steht noch im türkischen Reiche Todesstrafe auf dem Uebertritt des Muhamedanes, so wie auf dem Versuche, dazu zu bewegen. Aber wie wenig strenge es damit in Aegypten gehalten wird, zeigt das Beispiel unsers Wirthes in Kairo, Hassan Effendi, der von dem englischen Missionär Kruse getauft ist und regelmäßig die englische Kapelle besucht; aus den Diensten des Pascha ist er deßhalb nicht entlassen, und die Verachtung seiner Kameraden weiß er ritterlich zum Schweigen zu bringen; in seiner ganzen Erscheinung erinnerte er mich an das Ehrfürchtthum der Ritter im Mittelalter. Solche Beispiele ermuthigen zu weiter aussehenden Hoffnungen. Will aber ein Muhamedaner Christ werden, so kann ihm gewiß nur die protestantische Kirche mit Erfolg entgegenkommen. Mit den morgenländischen Kirchen, wie auch mit der römisch-katholischen wird er sich bei seiner Liebe für einfache Gotteshäuser und einfachen Gottesdienst nie befreunden können. Möchte daher unsere protestantische Kirche die große Aufgabe, die ihr hier von Gott gegeben ist, bald erkennen und sich durch die kaum mehr gedrohte Todesstrafe nicht ferner abhalten lassen, der großen Menge andersgläubiger nach Trost sich sehnender Muhamedaner die Botschaft der Evangelii zu verkünden!“ Die alte monophysitische Kirche der Kopten erregte des Verfassers Aufmerksamkeit, ihre tiefe Versunkenheit aber gleicht der des Volkes selbst und erweckt den Missionären wenig Hoffnung.

Auf dem Wege durch die Wüste und das Gebirge Sinai verfehlt Herr Strauß nicht, nachzuweisen, wie sehr die Angaben

Digitized by Google

des alten Testamentes mit den Oertlichkeiten übereinstimmen. Ueberall begleitete ihn die h. Schrift und er versenkte sich in ihre Erinnerungen mit der Andacht eines echten Pilgers. „In solchem Gefühle lasen wir auf dem Gipfel des Sinai die zehn Gebote in der Ursprache, deren Kraft und einfache Erhabenheit den massestätischen Umgebungen wundervar entspricht. Die Worte gingen uns durch das Herz, als rolleten die Donner des Allmächtigen, als vernähmen wir den Ton der sehr starken Posaune!! Es war Sonnabend, Sabbath-Tag. Vollkommen ruhete die Natur. Keine Spur des Lebens zeigte sich. Zu einer heiligen Sabbathfeier wurden wir unwiderstehlich erhoben. Wir standen auf der Stätte, zu der die großen Religionen der Erde, welche den Einen wahren Gott bekennen, zu der beinah ihr Hülfe des Menschengeschlechts mit Ehrfurcht aufblickt! Juden, Muhamedaner und Christen beten hier die Allmacht ihres Gottes an! Tief erschüttert stiegen wir die Höhe des Sinai hinab."

In dieser frommen Stimmung besuchte Herr Strauß nun auch das h. Land und alle Stätten christlicher Andacht in Jerusalem, Bethlehem ꝛc. Indem er sie kurz beschreibt, reiht er auch geschichtliche Erinnerungen an. Wir übergehen sie hier, weil alles dahin Einschlagende schon mehr oder weniger bekannt ist, und halten uns an die Schilderung der religiösen Zustände Jerusalems, über welche der Verfasser viel Interessantes mittheilt.

Zuerst bekümmert es sich, was kaum je ein Reisender vor ihm gethan hat, um die Juden in Jerusalem. Es fällt auf, daß die Juden selbst, die in unsern Tagen doch einen so überflüssigen Lärm in der Literatur machen, ihre alte heilige Stadt ganz vergessen zu haben scheinen. Uns ist wenigstens kein Jude bekannt, der eine Reise nach Jerusalem beschrieben hätte. Das literarische Judenthum gibt sich insofern nicht als das frömmste zu erkennen. Nach ihm darf man aber auch die Juden nicht beurtheilen. Herr Strauß weist nach, welche tiefe Sympathie für die alte Stadt ihrer Väter sie heute noch hegen. „Die Hoffnung auf äußere Wiederherstellung des Volkes, auf ein neues Reich der Juden in Jerusalem lockt sie fern allen Seiten in die Nähe des heiligen Bandes, nach Kairo und Alexandrien, nach Konstantinopel und Smyrna, um ihre letzten Tage im heiligen Lande zuzubringen und in gewohnter Erde der Auferstehung zu harren. Auch treibt sie der Abergläube, daß die Leiber aller Juden, die nicht in Jerusalem sterben, nach dem Begräbniß von zwei Engeln gepeinigt und vor der Auferstehung unter der Erde hin nach Jerusalem gebracht werden. Beinah die Hälfte aller Juden, gegen drei Millionen, weilen daher an dem Strande des mittelländischen Meeres, des Augenblicks harrend, wo sie auf den Ruf des Herrn über die Fluthen des Meeres zu dem Sitze ihrer Väter heimkehren werden. Aber am liebsten sammeln sie sich in den vier heiligen Städten, Jerusalem, Hebron, Safed und Tiberias. Im Allgemeinen theilen sie sich in zwei Hauptstämme, die spanischen oder portugiesischen und die polnischen oder deutschen, die Sephardim und Aschkenazim. Bei jenen hat sich die hebräische Sprache in einem reinern Dialekt erhalten, wie sie sich auch durch äußerliche Reinlichkeit vor den deutschen Juden auszeichnen. Die spanischen Juden im türkischen Reiche sind Unterthanen der Pforte, und stehen daher auch unter der politischen Aufsicht ihrer Ober-Rabbiner. Die polnischen oder deutschen Juden stehen sämmtlich unter dem Schutze der verschiedenen europäischen Konsuln. Die Aschkenazim sind jedoch in Syrien meist sehr arm, fast nur Bettler, und leben von den bei ihren europäischen Brüdern gesammelten Almosen, wodurch sie natürlich in eine große äußere Abhängigkeit gelangen. Die Zahl der Juden läßt sich in Syrien nur im Allgemeinen bestimmen, doch sollen ihrer in Jerusalem gegen achttausend, etwa die Hälfte ihrer Gesammt-Einwohnerzahl, in Hebron vierhundert, eben so viele in Safed, dreihundert in Tiberias, in andern Städten noch etwa zweihundert seyn; unter diesen besteht in Jerusalem ein Drittheil, in Hebron die Hälfte, in Safed und Tiberias die Mehrzahl aus deutschen Juden. Der Gottesdienst der Juden ist jetzt ohne Opfer, ohne Altar, ohne Leibrock und ohne Heiligthum." Sie haben nur Schulen (Synagogen), in denen zugleich der Gottesdienst verrichtet wird, keine Tempel. „In diesen Synagogen halten sie regelmäßig die Stunden des Gebetes und klagen ihre wehmüthigen Litaneien um den zerfallenen Tempel und um die geschwundene Herrlichkeit Jerusalems. Schon um Mitternacht findet man sie in Andachtsübungen. Asche auf ihr Haupt streuend, betend für ihr eigenes Heil und das Heil ihrer mit weltlichen Dingen beschäftigten entfernten Brüder. Lehrt doch auch der Talmud, daß die Welt wieder wüste und leer werden würde, wenn nicht wenigstens zweimal in der Woche in den vier heiligen Städten Syriens zu dem Gotte Israels gebetet werde. Darum werden diese Beter aber auch von ihren Brüdern in aller Welt mit Geldspenden unterstützt, und manche Reiche in der Fremde unterhalten solche, die zu Jerusalem für sie beten müssen."

Nicht minder von Interesse sind die Nachrichten, welche Herr Strauß über die jüdischen Sekten gibt. „Eine besondere Sekte bilden die Karaiten, welche alle Traditionen und Menschensatzung verwerfen und sich nur an das geschriebene Wort Gottes halten. Von den andern Juden werden sie heftig verfolgt. Sie meinen, daß auch Christus zu ihnen gehört habe, doch seyen die Christen wieder in Abrede zu halten verfallen. In der letzten Zeit waren nur zwei Familien dieser Sekte in der Stadt. Sie haben manches Abweichende in der Form ihres Gottesdienstes, dem Schlachten der Thiere u. s. w.; alle ihre Lehren sind in zehn einfachen Glaubenssätzen zusammengefaßt. Eine andere Sekte, die der Chasidim oder Frommen, vielleicht der Essäer zu den Zeiten Christi, hat eine besondere kleine Synagoge. Sie geben vor in einer nähern Verbindung mit der Engelwelt zu stehen und beschäftigen sich daher mehr mit mystischen kabbalistischen Schriften als mit dem Talmud. Die Juden zu Jerusalem zeichnen sich durch ihr eifriges Studium aus; sie haben nicht weniger als sechs und dreißig Lehranstalten."

Obgleich es einleuchtet, die Juden, die eine so große Anhänglichkeit an Jerusalem haben, daß sie dorthin pilgern und dort ihr Leben beschließen, seyen am wenigsten fähig, von christlichen Missionären bekehrt zu werden, so haben dennoch zuerst nordamerikanische, dann englische Bekehrer diesen vergeblichen Versuch gemacht. Herr Strauß sucht zwar die Missionäre in Schutz zu nehmen und gegen die Verleumdungen zu vertheidigen, denen sie ausgesetzt werden; allein das Resultat, daß sich die Juden in Jerusalem überaus schwer bekehren lassen, muß er zugeben.

Nächst den Juden glauben die Griechen, als die ältesten Christen, das meiste Recht auf Jerusalem zu haben und ohne Zweifel war es eine sehr natürliche und wohlberechnete Politik Rußlands, den griechischen Patriarchen nach Jerusalem zurückzuführen, der bisher in Jerusalem residirt hatte. „Während unserer Anwesenheit in Jerusalem geschah es, daß der bisherige Vorsteher des großen Klosters zu Jerusalem an die Stelle des in Konstantinopel verstorbenen Patriarchen gewählt wurde; gewiß nicht ohne weiter aussehende Absichten beschloß er, seit mehr als einem Jahrhunderte zum ersten Mal wieder seine Residenz in der heiligen Stadt zu nehmen. Es ist dieß eins der Zeichen der Zeit für die gegenwärtige Bedeutung Jerusalems. Wir waren zugegen, als der Patriarch in der Grabeskirche in Gegenwart des russischen Konsuls seinen Thron bestieg, und bei feierlichem Hanktup die Huldigungen der Geistlichen und Laien entgegennahm."

Der römisch-katholischen Kirche wird von Herrn Strauß kaum gedacht. Er geht sofort zur protestantischen über und gibt einen geschichtlichen Abriß von dem allmähligen Aufkommen derselben

Digitized by Google

in Jerusalem. Den Anfang machten nordamerikanische Presbyterianer, deren alsbald „die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden in London“ folgte. Diese unternahmen es, auch unter den Juden in Jerusalem zu bekehren und da, wie oben gesagt worden, die dortigen Juden großentheils zu den deutschen gehören, brauchten sie Deutsche zu Missionären. So wurde der Schlesinger Nicolayson das Haupt der evangelischen Missionäre in Jerusalem. Bekanntlich wußte Ritter Bunsen den jetzt regierenden König von Preußen für die Idee eines protestantischen Bisthums in Jerusalem zu begeistern und dasselbe kam auch 1842 zur Ausführung. Herr Strauß gibt sich viele Mühe, diese Bisthumsangelegenheit gegen ihre vielen Anfechter zu vertheidigen. Er muß zugeben, daß die deutsche Nationalität hier auf eine unwürdige Weise sich beugt, aber er meint, es lasse sich eben anders nicht machen, und wir müssen gestehen, daß er Recht hat. Das protestantische Deutschland kann in so fernen Gegenden des englischen Schutzes, also auch der englischen Bevormundung nicht entrathen. Herr Strauß hätte aber das nationale Interesse auch nicht auf die Konfession beschränken, sondern darauf aufmerksam machen sollen, daß es die Aufgabe des katholischen Oesterreich gewesen wäre, sich der Deutschen in Jerusalem, wie im Orient überhaupt anzunehmen. Aber Oesterreich hat unter dem auch in so zahlreichen andern Beziehungen sahrlässigen Metternich'schen System den Katholicismus im Orient ausschließlich dem evangelischen, den Germanismus im Orient ausschließlich dem englischen Schutze überlassen und von sich aus nichts dafür gethan.

So muß denn der deutsche Bischof in Jerusalem zur anglikanischen Kirche schwören und seine Untergebene gleichfalls, obgleich allesammt Deutsche sind. „Der Bischof, die beiden Missionäre, sämmtliche Glieder des Seminars und der Handwerker, schuie, einer der Aerzte und die acht proselytischen Familien waren Deutsche oder deutsche Juden, und die deutsche Sprache blieb bei ihnen die vorherrschende, wenn auch die englische die amtliche war. Aber alle diese standen in Verbindung mit der englischen Missionsgesellschaft und waren Glieder der englischen Kirche — Täglich mit Ausnahme des Sonntags wird nun ein hebräischer Gottesdienst gehalten, hauptsächlich in einer hebräischen Uebersetzung der anglikanischen Liturgie bestehend. Am Nachmittag werden täglich die Abendgebete derselben Liturgie in englischer Sprache gehalten. Am Sonntag ist der regelmäßige Haupt- und Abendgottesdienst der englischen Kirche mit Predigten, und am Nachmittage ein Gottesdienst in deutscher Sprache.“

Außer den deutschen Juden kommen auch sehr viele deutsche Handwerksburschc im h. Lande vor. „Deutsche, namentlich aus dem Handwerkerstande halten sich zu vielen Hunderten im Morgenlande auf. Wegen ihrer Geschicklichkeit und ihrer Ausdauer sind sie dort vorzugsweise gesucht, und bei den hohen Preisen für europäische Arbeit haben sie leicht mehr als hinreichenden Gewinn. Aber diese Leichtigkeit des Erwerbs verleitet sie auch, sich allen Lastern hinzugeben, und es ist leider allzu bekannt, wie schnell der Deutsche in der Fremde die Schranken der Zucht und Sittlichkeit überschreitet. Während nun an allen größern Orten des Morgenlandes Kirchen und Kapellen der Engländer und anglikanische Geistliche sich finden, während die römische Kirche überall stark vertreten ist, wird den deutschen Protestanten von der Kirche der Heimath nirgends geistliche Pflege geboten. Einige treten daher über zu andern Kirchen; die Mehrzahl dagegen sinkt immer tiefer in religiöser und sittlicher Beziehung. Sie verlieren alle Lust und Kraft zur Arbeit, und werden schamlose Bettler. So ist es dahin gekommen, daß, wenn ein Laster gerügt wird, das Sprüchwort der Morgenländer in Aegypten sowohl wie im heiligen Lande sagt, ein Deutscher habe es gethan. Bischof Sammi Gobat klagt schon bei seinem ersten Osterfeste auf Zion, daß viele deutsche Handwerker gekommen seyen zur Schande des Volkes, dem sie angehören. Einer unter ihnen, der schon Reisegeld bis Aegypten vom Bischof empfangen hatte, ging zu unserm Konsul und verlangte das Reisegeld zum zweitenmal. Als der Konsul sich weigerte, ging er hin und wurde Muhamedaner. Es ist im Morgenlande, in Jerusalem soll eine Schmach geworden, ein Deutscher zu seyn.“

Daß die Deutschen im h. Lande nicht noch mehr verachtet sind, hat seinen guten Grund in der eigenen Berechtlichkeit der Orientalen. Herr Strauß erzählt eine sehr ergötzliche Anekdote von der türkischen Wirthschaft im Lande. Der Pascha von Jerusalem war in großen Sorgen vor dem mächtigen Araberhauptling Abu-Gosch und ließ von Beirut türkische Hülfstruppen kommen. Diese aber wagten sich nicht vorwärts und erkundigten erst von Abu-Gosch ein sicheres Geleit, worauf sie mit klingendem Spiel in Jerusalem einzogen.

Herr Strauß besuchte noch das todte Meer, die Cedern des Libanon, das prächtige Damaskus, und kehrte dann über Beirut, Smyrna, Konstantinopel zurück. In letzterer Stadt interessirten ihn wieder vorzüglich die protestantischen Missionen. „Jetzt ist die evangelische Kirche eine von der Pforte förmlich anerkannte; ihre Bekenner können, wie die aller andern anerkannten Religionen, Grundbesitz erwerben und auf alle Rechte eines türkischen Unterthanen Anspruch machen. So eröffnet sich der evangelischen Kirche eine reiche Zukunft im Morgenlande.“ Besonders rechnet der Verfasser viel auf die evangelisch gesinnten Armenier.

3) Reise nach dem Orient, der europäischen Türkei, Aegypten, Nubien und Palästina. Von Dr. Harald Bagge, prakt. Arzt zu Frankfurt am Main. Daselbst, Suchsland, 1847.

Herr Bagge machte fast denselben Weg über Konstantinopel nach Smyrna, Alexandrien, Kairo, den Nil aufwärts, dann durch die Wüste nach dem h. Lande und Damaskus, endlich zurück über Triest. Auf diesem schon so oft betretenen Wege ist es ihm dennoch gelungen, manche neue Bemerkung zu machen, namentlich von seinem ärztlichen Standpunkt aus. So beschreibt er uns in Konstantinopel sehr umständlich die dortigen Badeeinrichtungen (S. 39 f.) und den Tanz der Derwische (58 f.). In der Hauptstadt des türkischen Reichs fiel dem ärztlichen Reisenden auch besonders die Physiognomie der Bevölkerung auf. „Die Straßen eng und krumm, voller Schmutz, kein Bürgersteig, und wo einer sein sollte, entweder gar nicht, oder so schlecht gepflastert, daß die Pferde nicht aufkommen zu rutschen und zu gleiten; ein beständiges Treiben und Schreien des Volks mischt sich in das unaufhörliche Bellen der Hunde, die in Schaaren den Fremden verfolgen; auf den Gesichtern der ärmeren Klasse die äußerste Rohheit; die Reichen, auf Pferden, Maulthieren oder Eseln langsam sich einherbewegend, mit widerlich bleichen, aufgedunsenen Gesichtern, denen man es ansieht, wie ihr ganzes Sinn nur aus sinnlichen Genüssen und Nichtethun zusammengesetzt ist.“ Das Vornehme, orientalisch Ritterliche scheint sehr in den Hintergrund getreten zu seyn.

Aus Aegypten gibt der Verfasser eine sehr interessante Erklärung der dort so allgemein herrschenden und übel berüchtigten Augenkrankheiten. Man hat bisher geglaubt, die Erblindung sey Folge großer Sonnenhitze und Blendung, aber Herr Bagge gibt einen ganz andern Grund an. „Höchst auffallend und wahrhaft Grausen erregend ist hier in und um Kairo, aber auch im ganzen übrigen Lande, die erschreckliche Menge von Augenkranken. Es ist nicht übertrieben, und Dr. Pruner selbst bestätigt die Wahrheit dieser Beobachtung, daß man auf den Straßen unter den niederen Volksklassen suchen darf nach einem Menschen, der noch zwei vollkommen gesunde Augen im Kopfe hat. Sehr Vielen

Digitized by Google

begegnet man, bei denen durch Krankheit ein Auge für immer die Sehkraft verloren hat und häßlich entstellt ist; und wie groß ist die Zahl der völlig Blinden, die meistens ohne Führer, bloß einen langen Stab in der Hand, vor sich hintappend, selbst durch die belebtesten Straßen schleichen. Der Ursachen dieser häufigen Augenkrankheiten in Aegypten sind ohne Zweifel mehr als eine; eine der hauptsächlichsten aber ist gewiß in der unbeschreiblichen Unsauberkeit der gemeinen Leute und in der gänzlichen Vernachlässigung ihrer Körper zu suchen. Die Beispiele und Belege dafür drängen sich dem Fremden bei jedem Schritt in Bulkak, in Kairo, in jedem Dorf, vor jeder Hütte in Menge auf. Allenthalben sitzen und liegen Erwachsene und nackte Kinder jedes Alters, über und über voll Schmutz, auf dem Boden umher. Wahrhaft Grausen erregend ist aber der Anblick der mit Fliegen bedeckten Gesichter derselben. Diese Thiere sitzen so dicht, wie bei uns die Bienen, wenn sie schwärmen wollen, vor dem Flugloch, und übergießen so als eine schwarze Maske oft das ganze Gesicht, von dem selbst das Weiße der Augen nicht mehr zu sehen ist, denn gerade darauf sitzen sie am dichtesten. Die Fliegen sind dort in solcher Unzahl vorhanden, und so zudringlich, daß man sich schwerlich einen richtigen Begriff davon machen kann. Sie bohren, wie wir an uns selbst beobachteten, die besondere Neigung, sich an den Rand der Augenlieder zu setzen und mit dem Saugrüssel die Feuchtigkeit auf dem Weißen des Auges aufzurupfen, was einen prinzipiellen Reiz hervorbringt; der Fremde führt unwillkürlich sogleich die Hand nach dem Gesicht, die lästigen Thiere zu verscheuchen; nicht so die Eingebornen der niedern Klasse. Ihre Empfindlichkeit ist abgestumpft; die Fliegen bleiben ungestört sitzen, reizen das Auge und rufen so die reichliche Absonderung eines Schleimes hervor, der die Wange bedeckt und die Fliegen nur noch mehr anzieht. Rechnet man dazu noch den feinen Staub, der immerwährend die Luft erfüllt und sich mit diesem Ausfluß verbindet; ferner den Umstand, daß sich diese Leute so häufig ohne alle Bedeckung unter freiem Himmel den kühlen Nächten mit ihrem reichlichen Thau aussetzen, so ist wohl schon daraus leicht genug zu begreifen, wie ein so zartes Organ, wie das menschliche Auge, nicht nur erkranken, sondern oft genug auch völlig zerstört werden muß."

Von Jerusalem spricht der Verfasser ziemlich nüchtern: „Es mag seyn, daß andere Reisende von wirklicher Rührung ergriffen wurden, wahre hohe Begeisterung empfanden, wie sie in ihren Reisewerken geschildert sind; uns aber waren die Eindrücke der Gegenwart und der Veränderungen, welche die dazwischen liegenden Jahrhunderte hervorgebracht, viel zu mächtig, um Sinne und Gedanken nicht so in Anspruch zu nehmen, daß von einer andächtigen Stimmung des Gemüthes beim Anblick der heiligen Orte nicht viel die Rede seyn konnte."

Lyrische Dichtkunst.

Naturbilder von Adolph Bube. Gotha, Stollberg, 1848.

In diesem kleinen Buche sind viele hübsche Landschaftsbilder enthalten, offenbar poetische Reproduktionen, entstanden aus der Lektüre interessanter Reisewerke, insbesondere der Nordpolexpeditionen. Da finden wir „die Poesie des Eises" oder Schilderung einer im Eise eingefrorenen Schiffes, als poetische Behandlung einer wirklichen in des Cap. Roß Reisewerk enthaltenen Begebenheit. Ferner die Beschreibung eines Nordlichts, einige Genrebilder aus der Indianerwelt ꝛc. Mehr als diese poetischen Bearbeitungen fremder Reisereminiscenzen haben uns diejenigen Landschaftsbilder zugesagt, die innerhalb des europäischen Horizontes liegen und das Gepräge des unmittelbar Erschauten und Erlebten tragen. Darunter scheint uns besonders ein nordisches Landschaftsbild trefflich gelungen. Es erinnert an die Bilder von Everdingen:

Hier schwarzer Moor, dort schneebedeckte Räume
Und zugefror'ne See'en öde Felder;
Verlaßen traurig-kahle Birkenbäume,
Am Horizonte dör're Tannenwälder.

Kein Mensch, kein Haus, soweit die Blicke schweifen,
Kein Vogel auf dem Schnee und in den Lüften;
Nah' meinem Schritt grane Wolkenpfeifen
Und bleich der Mond, wie Lampenschein in Grüften.

Rings tiefe Stille, die Natur erstorben;
Allüberall des Todes kalte Schauer;
Mein Geist, der stets um Leben nur geworben,
Von solchem Bild verlenkt in tiefe Trauer.

Da plötzlich Glockenhall aus ferner Weite,
Ernst, feierlich in langgedehnten Schwingen,
Und, ihn mich wendend nach des Klanges Seite,
Laß ich ihn mir in Herz und Seele dringen ꝛc.

Verwandt damit ist folgendes schöne Seebild:

Es fährt ein Orkan auf den Wolken daher
Und peitschet zu Bergen das wogende Meer,
Das schleudert ein Schifflein hinauf in die Luft
Und stürzet es wieder in gähnende Kluft.

Der Schiffer erbebet und flehet: „o weh'!"
„Weh'!" heulen die Geister der Luft und der See.
Da flattert ein schimmernder Vogel herzu
Und setzt sich auf brausender Welle zur Ruh'.

Er pfeifet und singet ein freudiges Lied,
Als ruh' er am Ufer in schützigem Nest;
Er schwimmet voraus dem geräthlosen Schiff,
Vorüber an Klippen und eisigem Riff ꝛc.

Echt heimathlich und in der Auffassung originell ist die Beschreibung eines Schneegestöbers:

Wie die kleinen Täubchen
Bei des Windes Weh'n,
Hell im weißen Röckchen,
Durcheinander dreh'n.

Wechseltänze schlingen
Sie auf luft'gem Plan;
Im verworrenen Ringen
Krümmt sich ihre Bahn.

Haß vergebens Rühen
Raschen Flöckchen weht;
Spottend dein im Fliehen
Schwebt das Liebchen fort.

And're, die erfliegen
Sich die hehre Braut,
An einander schmiegen
Sie sich sanft und traut.

Aber alle kommen
Endlich hin zur Ruh';
Wenn die Sonn' erglommen,
Deckt ein Grab sie zu ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79. Dienstag den 7. November 1848.

Werk über die Schweiz.

Die Schweiz, ihre Gegenwart und Zukunft. Eine Denkschrift von Abt. Frankfurt am Main, Literarische Anstalt (Rütten), 1848.

Wer wissen will, warum die Schweizer die zu ihnen geflüchteten „Lüftschländer" so bitter hassen, dem empfehlen wir diese Denkschrift, in welcher er auf nicht viel mehr als 400 Seiten ungefähr alles beisammen findet, was gewisse Deutsche aus der Schweiz machen möchten.

Von einem Mißbrauch des alten Schweizerruhms, wie er wohl sonst bei Jungschweizern Statt fand, welche im Gefühl eigener Schwäche beste Holzer auf die Kraft der Altvordern waren, ist in dieser unschweizerischen Denkschrift keine Spur zu finden. Im Gegentheil blickt der Verfasser vom Standpunkt der modernen Demokratie mit einer unsäglichen Verachtung auf die Zeiten der Tell und Winkelried hinab. Ein Heinzen, ein Weitling steht ihm unendlich höher. Er freut sich zwar, daß jenes rohe und bigotte Volk des Mittelalters dem Fürsten und dem Adel getrotzt, aber daß sie noch die Kirche haben bestehen lassen, das kann er ihnen nicht verzeihen.

Eben so wenig nimmt er die mindeste Rücksicht auf die herkömmlichen Bedingungen, unter denen die Schweizer sich bisher eines unverkennbaren Wohlstandes erfreuten, ja er geht so weit, geradezu die eigenste Natur der Schweizer zu läugnen, oder ihr ins Gesicht zu schlagen, indem er gegen das Kapital zu Felde zieht und socialistische Grundsätze predigt. Daß er auf die großen Geldmänner in Genf und Basel, daß er auf die großen Fabrikanten in den östlichen Kantonen keine Rücksicht nimmt, ist begreiflich. Aber er hätte doch wenigstens an die Berner Bauern denken sollen, die auf ihren geschlossenen Gütern sitzen und sich, wie weit auch noch die Wühlerei gehen mag, doch eine lex agraria nie werden gefallen lassen.

Doch schreint dem Verfasser etwas von der Zähigkeit der Schweizernatur geahnt zu haben, deßwegen will er die Schweizer auch nicht ihrer eigenen Natur überlassen, sondern sie in die Schule der deutschen Philosophie nehmen. „Eine eigenthümliche Erscheinung in der Schweiz ist der Fremdenhaß, dieser erstreckt sich indessen nicht auf alle Fremden, nicht auf Franzosen, Engländer oder Italiener, sondern lediglich auf die Deutschen. Im Allgemeinen ist er hauptsächlich ein Produkt der angeborenen Abneigung des populären Bewußtseyns vor der geistigen Ueberlegenheit der deutschen Philosophie, so wie der Antipathie des dernierten Nationalismus gegen das Fremde. Ein gewisses Naserümpfen über deutsche Gelehrsamkeit, oder vielmehr Philosophie, welche die Trivialität und Kleinlichkeit, die Inkonsequenz und Prinzipienlosigkeit in ihrer Blöße zeigt ist selbst bei Denjenigen zu Hause, die doch vermöge ihrer Stellung wissen sollten, daß nur der deutsche Geist es ist, der die geistigen Fesseln der Menschheit zu lösen vermag, und namentlich jene geistige Fesseln zu lösen berufen ist, die in der Schweiz das Volk an jene Macht ketten, die ja so heftig von eben diesen Feinden des deutschen Geistes bekämpft wird."

Indem sich also Herr Abt auf einen Standpunkt außerhalb und über der Schweizer Natur stellt, will er aus den Schweizern etwas ganz Neues und etwas Anderes machen, als sie selber wollen. Vor allem gilt es ihm, die noch in einem großen Theile derselben festwurzelnde Religiosität auszurotten. Er sagt S. 171: „Die Leute in den katholischen Kantonen glauben, daß hoch über ihren Bergen in den Wolken ein Wesen existire, welches sie ins Daseyn gerufen, und welches in absoluter Machtvollkommenheit ihr Schicksal regiere. Das Wesen des Menschen, meinen daher diese Leute, bestehe darin, daß er die unbedingteste Abhängigkeit von jenem übersinnlichen Wesen anerkenne, und unbedingt dessen Befehle und Anordnungen vollziehe. Diese Leute sehen daher das Höchste des Menschen, seine ganze Bestimmung in die unbedingte Abhängigkeit von einer außer ihm stehenden Gewalt, in die totale Nichtigkeit und Entäußerung des eigenen Willens, der eigenen Meinung, der ganzen menschlichen Selbstständigkeit." Aber indem Herr Abt den Schweizern vorwirft, daß sie ihre Meinung und ihren Willen so gänzlich von Gott abhängig annähmen, würde er es ihnen durchaus nicht zum Vorwurf machen, wenn sie in ihrer Beschränktheit sich von ihm, dem Herrn Abt, abhängig machten und ausschließlich seine oder Heinzens Gesetze annähmen. Er betrachtet sie als Trödyse, die unfähig, aus ihrer Unmündigkeit herauszukommen, die sklavische Abhängigkeit von den Priestern der alten Religion nur vertauschen könnten mit einer eben so sklavischen Abhängigkeit von der deutschen Philosophie. Er fährt fort: „Jenes übersinnliche Wesen, glauben die Leute in den katholischen Kantonen ferner, habe in jedem Dorfe einen seiner Beamten aufgestellt, der den Willen seines Vorgesetzten dessen Unterthanen zu erkennen gebe, einen Beamten, dessen Aussprüche man daher unbedingt für wahr halten, dessen Befehle man unbedingt vollziehen müsse, wenn man dem Begriff des Menschen entsprechen wolle. Die Katholiken der Urkantone stellen sich daher in das Verhältniß der unbedingtesten Willensabhängigkeit zu den Dienern jenes Wesens, die man unter den Indianern Schamanen, Zauberer, in den katholischen Kantonen der Schweiz dagegen Priester, Pfarrer, Geistliche, Seelsorger nennt. Was nun ein solcher Zauberer spricht, das enthält infallible Wahrheit, das darf nicht

Digitized by Google

geprüft und kritisirt werden, was er bestellt, das muß unbedingt vollzogen, das darf nicht nach seiner vernünftigen Berechtigung gefragt werden. Gegenüber diesen Schamanen hört daher die menschliche Vernunft auf zu." Der Verfasser hebt daher gar nicht an, den Rath zu geben, man solle nochmal einmal der Sonderbund unterliegen, die ganz katholische Kirche in der Schweiz mit Stumpf und Stiel ausrotten. „Zwei Feinde der Demokratie liegen in der Schweiz jetzt am Boden, der politische Absolutismus und der Katholicismus, der eine beinahe spurlos vernichtet, der andere dem Willen des Siegers Preis gegeben. Nun handelt es sich um die Frage, wie ist dieser Sieg zu benützen? Etwa so, daß man im Sinne der „Legalen" oder „Gemäßigten", den Baum der katholischen „Kirche" nur den Gipfel des Jesuitismus abhaut, im Uebrigen aber ihn neue Sprößlinge treiben und das unliegende Erdreich fortwährend aufsangen läßt, oder so, daß man ihm an die Wurzeln geht? Etwa so, daß man, zufrieden, die Wirkungen bemeistert zu haben, die Ursachen fortwirken läßt, oder so, daß man, um den Wirkungen für die Zukunft vorzubeugen, jetzt die Ursachen entfernt? Etwa so, daß man nur an den Konsequenzen herumpfuscht, oder so, daß man ihr Prinzip angreift? Ich glaube, man hat das letztere zu thun, man hat radikal zu Werke zu gehen, man hat dem Baum der katholischen „Kirche" nicht bloß den Gipfel des Jesuitismus abzubrechen, sondern man hat ihm die nöthigen Säfte zu entziehen, auf daß er allmählig verdorre. Dem Prinzip nach muß die Vernichtung der katholischen Kirche zum Staatszweck erhoben werden."

Aber auch die Sieger im Sonderbundskriege, die berühmten Bürgermeister, Schultheißen und Staatsräthe, die in der Tagsatzung und auf allen Präsidentenstühlen der radikalen Kantone saßen, die Todfeinde der Jesuiten, werden vom Verfasser verworfen, so gut wie die Jesuiten selbst. Sie sind ihm nicht weit genug gegangen. Oefsenbein von Bern wird von ihm verworfen. Fuerer von Zürich wird verworfen. Sogar Druey von Lausanne wird verworfen. Daß Druey die Kirche im Waadtlande aufs furchtbarste drangsalirt, ist in den Augen eines so strengen politischen Kritikers, wie Herr Abt, nicht genug; er hat einmal die deutschen Kommunisten desavouirt und das darf ihm nie mehr verziehen werden, das wird ihn ohne Gnade in die Reihen der Reaktionäre. Herr Abt läßt von allen radikalen Parteichefs in der Schweiz Niemand gelten, als Fazy und Stämpfli. Sie allein scheinen ihm weit genug gegangen zu seyn. — Was er den Radikalen vorwirft, ist im Wesentlichen Folgendes: „Nach dem Sturze des Patriziats oder einer reaktionären Regierung, wurde die Herrschaft einigen liberalen Demagogen übertragen, die zur Zeit der Umtriebe das Volk mit den eindringlichsten Redensarten harangurirt und mit „Freiheit" und „Volkswohl" ganz überschüttet hatten. In den neuen Verfassungen wurden diese schönen Worte auch niedergeschrieben. In jedem Paragraphen Freiheit, nichts als Freiheit, aber auch eine Klausel — die Freiheit darf nicht mißbraucht werden, sonst muß die Staatsgewalt einschreiten. — Man will zeigen, daß man doch nicht so radikal und revolutionär ist, als die Konservativen behaupten, man sucht sich den Stempel der Legitimität aufzudrücken, das point d'honneur der Regierung zu wahren. — Für Herrn Furrer aber und die meisten Regierungen der Schweiz ist, wenn sie einmal die Gewalt in Händen haben, nicht mehr die konsequente Festhaltung der demokratischen Grundsätze, nicht mehr die unbedingte Heilighaltung der Freiheit das Höchste, sondern ihre Selbsterhaltung, ihr Verbleiben auf den grünen Sesseln der Regierung. — Furrer ist ein Jurist und ein guter Jurist, aber eben deßhalb kein Demokrat. Er ist der Typus jener Sorte von Leuten, die den Staat in einen leeren Formalismus aufgehen lassen. Ein Jurist lebt bloß in Formen, der ganze Staat ist für ihn nur eine Anstalt zur Verherrlichung von Paragraphen und Artikeln. Was einmal gesetzt ist, hat für ihn absolute Gültigkeit, um den Inhalt, um das Wahre kümmert er sich nicht. Mag irgend eine Handlung noch so sehr dem materiellen Rechte widersprechen, sie ist berechtigt, legal, sobald sie in einen Paragraphen hineingeschraubt werden kann. Mag ein Gesetz noch so unsinnig und widerrechtlich seyn, es ist für ihn maßgebend, sobald es positiv ist. Wenn ein Volk durch absolute Gewalthaber gelnechtet ist, es darf sein Joch nicht abwerfen, denn seine Knechtschaft ist in Formen, in Gesetze gefaßt. Wenn ein Gesetzparagraph die Veränderung der Verfassung verbietet, ehe zwölf Jahre verflossen, so muß das Volk diese Verfassung zwölf Jahre lang tragen, denn früher sie abzuschütteln wäre ungesetzlich. Daß der erste Paragraph des Vernunft- und Menschenrechts jede Verfassung für ungültig erklärt, die nicht in jedem Augenblick von dem Volke gesetzlich abgeändert werden kann, das kümmert einen echten Juristen nicht. Wenn die schändlichsten Mißbräuche, wenn die Existenz der Klöster, die Berufung der Jesuiten sich mit einem Gesetzesparagraphen vertheidigen lassen, so sind sie berechtigt. Wenn irgend eine Privatkorporation gesetzlich ein so bedeutendes Vermögen besitzt, daß dadurch das Wohl des Staates gefährdet wird: man darf diesen Uebelstand nicht aufheben, denn er ist gesetzlich. So wird von diesen Juristen das Höchste im Staate, das Interesse der Menschheit, das Wahre, stets der leeren Form, hohlen Aeußerlichkeiten geopfert. Das ist die Legalität der Staatsmänner in der östlichen Schweiz, jene Legalität, welche in ihrer Scheu, in ihrer Todesangst vor der wahren Volkssouveränetät, d. h. vor der Betheiligung der Massen am Staatsleben, den Souverain den Gesetzen unterordnet."

Hier ist also das Stadium längst überstanden, an welchem man Vorwürfe über den zu weit getriebenen Radikalismus der Advokaten hören mußte. Die Advokaten, die man sonst als die Vordersten im Fortschritt ansah, stehen jetzt schon weit hinten bei den Reaktionären.

Der letzte der angeführten Sätze, worin es für ein Verbrechen erklärt wird, den Souverain, d. h. das Volk, den Gesetzen unterzuordnen, wird noch näher kommentirt durch die Behauptung, das souveraine Volk müsse nicht nur Mann für Mann bei den Wahlen und über die Verfassung, sondern auch über jedes einzelne Gesetz abstimmen und müsse jeden Beamten wählen, ohne auch nur die Wahl eines Einzigen von einem höhern Staatsbeamten abhängig zu machen. „Eben so gehört die Sanktion der Gesetze, welche in Bern ebenfalls wieder dem großen Rathe vorbehalten ist, gerade so gut vor die Urversammlungen, als die Sanktion der Verfassung. Wenn daher auch in dieser Beziehung wieder der große Rath an der Stelle des Volkes handelt, so kann ich hierin nur eine Inkonsequenz erblicken. Die freie Persönlichkeit eines Volkes hängt eben so gut von gewissen unübertragbaren Thätigkeiten ab, als die des Individuums. So wenig dieses Essen, Trinken, Schlafen, Heirathen an einen Stellvertreter übertragen kann, eben so wenig kann ein Stellvertreter des Volks anstatt des Volkes die Beamten wählen und ähnliche Ausflüsse der Souverainetät verrichten."

Das souveraine Volk soll nun aber, nach dem Dafürhalten des Herrn Abt, nicht bloß in seinen Urversammlungen die legislative und administrative Gewalt des Staats vereinigen, sondern auch über alle Besugniß des bisherigen Staats hinaus, die Privatangelegenheiten der Einzelnen beherrschen. Dieß geschieht einfach dadurch, daß der Begriff des Eigenthums vernichtet oder daß, was bisher als rechtmäßiges Eigenthum galt,

Digitized by Google

für Raub und unrechtmäßig, daher rechtmäßig verlierbar erklärt wird. Da das Geld die menschliche Arbeit repräsentirt, so hat der Besitzer des Kapitals schon durch dessen Erwerbung an sich den ursprünglichen Produzenten so viel von ihrer Arbeit entzogen, als das erworbene Kapital den Werth der Arbeit übersteigt, die der Kapitalist als einzelne Persönlichkeit produciren kann. Der Kapitalist jedoch wirft auch sein Geld wieder in den Verkehr, „treibt es um" d. h. er zahlt an denjenigen Theil der Bevölkerung, der zufällig nicht Kapitalist ist, einen kleinen Theil von Lebensmitteln unter der Bedingung, daß sie ihm in Form ihrer Arbeit, ihrer Produkte eine weit größere Summe wieder zurückbezahlt. Der Kapitalist bezahlt z. B. als Fabrikant, als „Brodherr", Arbeitgeber, einem Arbeiter täglich 1 Gulden unter der Bedingung, daß ihm dieser Arbeit liefere, welche vielleicht 5 bis 6 Gulden werth ist. So läßt also der Kapitalist den Arbeiter für sich arbeiten, er selbst producirt nichts, lebt aber doch weit angenehmer als der Arbeiter, der somit nur im Interesse des Kapitalisten benützt wird." Herr Abt verlangt also, daß der Staat den Kapitalisten künftig unmöglich machen solle, den Lohn der Arbeiter auf die angegebene Art zu verkürzen. „Es muß an die Stelle des bisherigen laissez faire der Grundsatz zum Staatsprinzip erhoben werden, daß nicht nur die Anstalten der politischen, sondern auch die der materiellen Freiheit, nicht nur das Gerichts-, Finanz-, Polizei-, Unterrichtswesen ꝛc., sondern auch die Produktions- und Verkehrsverhältnisse Gegenstände der unmittelbaren Besorgung von Seiten des Staats seyn müssen. Diese Verhältnisse dürfen nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern müssen organisirt werden, durch Errichtung von Arbeiterassociationen, deren Tendenz es ist, jedem Einzelnen die Früchte seiner Arbeit zu garantiren, statt sie, wie bisher, unter der Form von Unternehmungsgewinn, Zinsen ꝛc. Einzelnen in die Hände zu spielen. Die Mittel zu Gründung solcher Anstalten, so wie zur vernünftigen Organisation des Grundbesitzes liefert die Progressivsteuer, dafür auf dem Grundsatz, daß Derjenige gar keine Steuer bezahlt, der nur so viel einnimmt, als er für die Erwerbung der nothwendigen Existenzmittel braucht, daß dagegen Derjenige, der mehr besitzt, um so viel mehr bezahlt, als sein Besitz die nothwendigen Existenzmittel unverhältnißmäßig groß ist, als er somit in die Rechte der Gesammtheit eingreift."

Herr Abt erklärt S. 147 alle, die seinen Socialismus nicht wollen, einfach für „politische Schurken," oder S. 376 für „Jesuiten." „Der Jesuitismus ist eigentlich der theoretische Ausdruck für die dreifache Prostitution, denn während der politische Absolutismus mehr in der plumpen Gewalt und das Unwesen des Kapitals mehr in der Abwesenheit der nöthigen Anstalten und Organisation, als in einem durchdachten System besteht, stellt der Jesuitismus ein abgeschlossenes, in seinen Prinzipien sich selbst klares System dar, d. h. die Vertreter des politischen Absolutismus, der Kirche und des Kapitals sind dann Jesuiten, wenn sie über das Prinzip sich klar geworden, das sie vertreten und mit selbstbewußter Absicht dasselbe zu realisiren versuchen."

Hier hat man nun ein vollkommen klares Bild von dem, was gegenwärtig wie ein Alp auf den Alpen lastet, von dem Wahne, dem auch die freieste Freiheit noch nicht genug ist. Die radikalen Parteiführer, die ihn haben ausbilden helfen, diesen Wahn, scheuen jetzt davor zurück und suchen die Wirklichkeit, die Möglichkeit festzuhalten. Es wird ihnen auch unsicher gelingen. Die Schweiz ist nicht dazu gemacht, um die Idrale des Socialismus zu realisiren. Kein Land in der Welt weniger als die Schweiz; denn wenn auch die Kirche nicht unausreißbar fest im Granit des St. Gotthart wurzelte, würde das Kapital sich nicht überwinden lassen.

Gelegentlich gibt Herr Abt einige Charakterzüge aus dem Schweizer Leben zum Besten, die ihn zu der Hoffnung berechtigen, die Macht des Schönen, der edeln Humanität und sittlichen Grazie werde nicht im Stande seyn, die alten Zustände zu retten. Mit sichtbarer Freude entschuldigt er die Rohheit als Naivetät. Unter anderm erzählt er: „So hatte vor einiger Zeit eine Gemeinde das Unglück, ihren Priester zu verlieren und sollte deßhalb zu einer neuen Wahl schreiten. Es wurde jedoch die Bemerkung gemacht, daß die Gemeinde noch keine Feuerspritze besitze, aber eine Feuerspritze sey ein unentbehrliches Möbel in dem Gemeindehaushalt, weßhalb es denn gerathener sein möchte, die Priesterstelle so lange unerledigt zu lassen, bis die dadurch im Gemeindesäckel verbleibende Besoldung zur Anschaffung einer Feuerspritze hinreiche. Der Antrag fand Beifall und es wurde somit der Beschluß gefaßt, keinen neuen Wortgetteverkündiger, dagegen aber eine Feuerspritze anzuschaffen. Das Konsistorium in Chur entsetzte sich freilich über diesen „Standal" und exmonirirte, allein die Gemeinde wahrte ihr Recht und der Beschluß wurde vollzogen. Wenn freilich diese Gemeinden stets einen Gebrauch von ihrer Souverainetät machten, daß sie sich lieber für Anstalten entschieden, wodurch das Feuer, als für solche wodurch das Licht ausgelöscht wird, so hätte diese individuelle Machtvollkommenheit wohl auch mäßiger ihre gute Seite." Und an einem andern Orte: „Die Züge von Rohheit, die man von dem Schweizer Volke erzählt, sind in der Regel vielmehr der Ausfluß einer derben Naivetät, als wirklicher Barbarei. So wurde im Herbste des Jahres 1846 in einem Wirthshause in Baselland die Leiche eines Mannes, der sich an dem neuen Wein zu Tode getrunken hatte, nur mit einem Tuche überdeckt, auf ihrem Platze hinter dem Tische einen ganzen Tag lang belassen, indessen die abundzugehenden Gäste, ungeniert durch die Nähe des unheimlichen Nachbars, ihren Wein forttranken. Ein Ausfluß dieser republikanischen Naivetät war auch jener Ausdruck in einem baselandschaftlichen Steckbrief, der unter der Rubrik: „besondere Kennzeichen" das „pfäffische Aussehen" des Signalisirten anführte. Die neuesten Ereignisse machen es vielleicht möglich, daß die Schweizer Steckbriefe bald von der Aehnlichkeit mit einem Diplomaten oder Gesandten sprechen."

Schließlich ist noch zu bemerken, daß dieses Buch, worin den Schweizern vorgeworfen wird, sie seyen noch viel zu weit in der Demokratie zurück, am Sitz der deutschen Nationalversammlung und Centralgewalt erschienen ist.

Literargeschichte.

Zur Theorie und innern Geschichte der Römischen Satire. Von L. L. Roth, Ephorus in Schönthal. Stuttgart, Julius Weise, 1848.

Eine kleine, sehr scharfsinnige Schrift, in welcher das Wesen der Satire, zunächst der römischen, in volle Klarheit gesetzt wird. Bekanntlich sind die Begriffe von der Satire etwas verworren. Man versteht darunter insgemein persönliches Verspotten und Lächerlichmachen, während doch etwas ganz Anderes darunter zu verstehen ist. Die Satire ist poetische Reaktion gegen die Unnatur öffentlicher Zustände, ganz eben so wie auf der andern Seite die Idylle. Der Verstand spottet

Digitized by Google

über den Unverstand der Zeit, das ist die Satire; das gekränkte Gemüth flüchtet sich in eine ideale Welt der Unschuld, in die Erinnerung der Jugend, der Vergangenheit oder in Träume einer goldenen Zukunft, das ist die Idylle. Schon im Alterthum ging in diesem Sinn die Schäferpoesie mit der Satire Hand in Hand. Herr Roth sagt darüber: „Die Satire entsteht erst da, wo nicht etwa viele Einzelne, sondern wo die ganze Gesellschaft, oder die Klassen derselben, die das Ganze vorstellen, oder in der Gesellschaft obenan stehen, von der eigenen gemeinsamen Natur nicht nur abgewichen sind, sondern sich in einem entschiedenen Widerspruche mit derselben befinden, und sich darin gefallen. Wo die Gesellschaft oder deren Stellvertreter ihre Entartung an die Stelle der Natur setzen, so daß ihr Leben eine große Lüge ist, oder zu seyn beginnt, da erst kann die Satire entstehen. Wenn aber das Böse in dieser Gestalt den eigentlichen satirischen Stoff bildet, so wird die satirische Stimmung zur Behandlung dieses Stoffs nur in einem dichterischen Gemüthe sich finden, welches geneigt ist, das Böse vorzugsweise von Seiten seiner Verkehrtheit, als Sünde wider den Verstand, zu behandeln. Die Propheten des israelitischen Volkes haben einen ungemein reichen satirischen Stoff vor sich gehabt, da ein großer Abfall von der Theokratie, als der Grundlage der gemeinsamen Natur, durch das ganze Volk durchging, und die Könige sammt den Edeln die Unwahrheit an die Stelle der Wahrheit, und das Unrecht an die des Gehorsams setzten; selbst die Verkehrtheit ist von den Propheten vielfältig als das eigentliche Wesen des Volkes in ihrer Zeit dargestellt worden. Und dennoch ist die satirische Stimmung nicht unter jenen Propheten emporgekommen, so nahe sie derselben oft, wie Jesaias in der Schilderung der Götzendiener, gestanden haben. Jesaias war, wenn irgend einer der Alten, ein dichterisches Gemüth; aber das sittliche Entsetzen über das Böse ließ die satirische Stimmung bei ihm nicht in den Vordergrund treten. Hinwiederum kann ein wirklicher und bedeutender satirischer Stoff in dieser seiner Eigenthümlichkeit von einem dichterischen Gemüthe erkannt und empfunden werden, ohne daß sich der Stoff im Geiste des Dichters zur Satire gestaltet; es kann je nach der Empfindungsweise des Dichters eine Idylle werden. Die idyllische Stimmung entsteht, wie die satirische, aus einem Gegensatze des Gemüthes gegen die Wirklichkeit. Freilich kann diese Wirklichkeit eben so gut eine überhaupt schmerzliche, nicht eben gerade eine solche seyn, die durch den Anblick der Verkehrtheit belebigt. Es kann in einer beängstigenden und überhaupt peinlichen Gegenwart ein natürlicher Gegendruck des Gemüthes diejenigen Vorstellungen erzeugen, welche den Eindrücken der Wirklichkeit gerade entgegengesetzt sind. Im Angesicht des Kampfes mit Achilles und im Vorgefühle seines Verhängnisses tritt dem Hektor das friedselige Bild eines Jünglings vor die Seele, der mit einer Jungfrau kost. Eben so wird der Dichter selbst durch die wilden Scenen, welche er zu schildern hat, gleichsam um seine Seele raſten zu lassen, oft genug zu Vorstellungen von idyllischer Ruhe und heitern Genüssen hingeleitet. Wo aber die menschliche Gesellschaft in einen der Naturwahrheit entgegengesetzten Zustand eintritt, oder eingetreten ist, da wird ein zu brausenden Affekten aufgelegtes dichterisches Gemüth, woferne es sich mit der Gegenwart beschäftigt, satirische, und ein mehr weiblichen und mildes idyllische Bilder hervorbringen; da es denn wieder von den Stimmungen und Umständen abhängen wird, ob Satirisches oder Satiren, ob Idyllisches oder Idyllen."

Sodann bestimmt Herr Roth die Eigenthümlichkeiten der Satire noch näher. Sie ist immer auf die nächste Gegenwart berechnet. Wenn sie sich auf längst vergangene oder sehr ferne Dinge beziehen wollte, würde sie nur künstelt seyn und das lebendige Moment ihr abgehen, das oben bezeichnet wurde, die satirische Stimmung, die nur in unmittelbarer Nähe des Verlehrten möglich ist.

Ferner ist der Satire die Persönlichkeit unentbehrlich. Sie muß thren Stoff aus der Wirklichkeit herausgreifen, aber die von ihr lächerlich gemachte Person muß eine ganze Gattung des Verkehrten bezeichnen, sie muß des allgemeinen Spottes würdig seyn. Die Satire darf nie mißbraucht werden wollen vom blosen Privathaß.

Endlich charakterisirt der Verfasser die römische Satire insbesondere als poetische Reaktion gegen die allmählig eingetretene Entsittlichung. Zuerst und bei einem Theil der Satiriker auch noch bis in späte Zeit, war es eine Reaktion der altrömischen Tugend. Die Satiriker wiesen auf die edle Einfachheit und Großherzigkeit der Ahnen zurück, um die Schändlichkeit der Enkel in desto grelleres Licht zu stellen; unter den spätern waren aber auch viele, welche bereits in der Schule der griechischen Philosophie gebildet, nicht mehr bloß die rauhe Tugend des alten Rom, sondern auch eine allgemeinere Humanität jener Korruption entgegensetzten. Herr Roth bemerkt von den Römern. „Eigentlich kann man schon vom Anfang des siebenten Jahrhunderts dreierlei moralische Geschlechter unterscheiden. Das eine geht ganz und gar in die Griechheit über; schon Lucilius verhöhnt es; und der Charakter oder die Charakterlosigkeit, welche von diesem Geschlechte den Quiriten wiggetheilt wird, treibt den Umbricius noch in seinen alten Tagen aus Rom hinweg. Das andere Geschlecht hält sich um so fester an die heimathliche, ererbte Sitte: die Meteller, ein Aemilius Slaurus, ein Marius, wenn sie auch wie früher selbst der alte Cato, mittelbar doch von den Griechen lernen, bleibt ganz im römischen Wesen gewurzelt. Dagegen das dritte Geschlecht, von den Scipionen, von Aemilius Paulus und den drei Männern vertreten, die Posidonius nennt, berichtigt sein moralisches Urtheil und bildet sein Gemüth durch griechische Weisheit, indem es zugleich die römische Nationalität in sich bewahrt und veredelt."

Diese Grundzüge werden nun näher ausgeführt und auf die bekannten Satiriker der Alten speziell angewendet.

Dramatische Dichtkunst.

Faust. Von Fr. Reinhard. Düsseldorf, Buddeus, 1848.

Leichter als hier ist das Schreckliche und Grauenhafte, das in der Faustsage liegt, wohl nie behandelt worden. Faust läßt sich hier ganz einfach von einem Menschen bekehren, kriecht zum Kreuze und versteht sich eines seligen Endes, weil vom Kreuze die Versöhnung ausgehe. In der poetischen Einleitung sagt der Dichter geradezu, die Liebe allein sey das Leben, forthauern könne nur sie, dagegen Tod und Haß müßten verschwinden. Es ist merkwürdig, wie sehr hier die Idee der Faustsage wieder verkannt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 80. Sonnabend den 11. November 1848.

Biographisches.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Dritter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen, 1848.

Es macht einen eigenen Eindruck, im Jahr unserer Revolution mitten unter den parlamentarischen Kämpfen und unter den Schrecken des Bürgerkrieges ein Buch zu lesen, wie dieses. Man muß einerseits lächeln über die Ruhesüchte, die darin gemacht werden und die zu befriedigen die Gegenwart lebhaft keine Zeit und Aufmerksamkeit mehr hat. Andererseits aber thut es auch wieder wohl, in ein Stillleben voll so tiefen Friedens und so behaglichen Genießens hineinzublicken, wie es die Wohnung unseres allgefeierten Dichterfürsten in Weimar barbet. Er hat sein Alter genossen wie wenige. Körperlich meist gesund und in hohen Jahren noch rüstig war er stets von einem Kreise anhänglicher Verehrer umgeben, empfing die Besuche ausgezeichneter Fremder, Geschenke, gelehrte und künstlerische Zusendungen von allen Orten der gebildeten Welt her und erging sich dann mit verteauten Jüngern in den Erinnerungen seines Lebens und der Besprechung neuer Dinge aus allen Gebieten des Lebens, der Poesie und des Wissens, wie sie gerade auftauchten und wie sie ihn ansprachen. So fand ihn Eckermann, so lebte er mit ihm. Die lebendigen Eindrücke seiner Besuche bei Goethe und seiner Gespräche mit demselben sind in diesem Werke niedergelegt.

Im Allgemeinen macht das Buch den Eindruck einer treuen und wahrhaften Darstellung. Wenn auch einige Aeußerungen frappiren, die bei Goethe wenigstens nicht gewöhnlich erscheinen, so muß man doch annehmen, daß sein lebhafter Geist ihm alles möglich machte, weil er der Natur mehr als irgend einem Prinzipe folgte. Wenn seiner Herr Eckermann auch sich selbst in ein möglichst glänzendes Licht stellt und vielleicht etwas zu viel von seinem ornithologischen Wissen in die Gespräche einfließen läßt, so wollen wir ihm das nicht verdenken. Er hat im Gegentheil ganz in Goethe's Sinn gehandelt, wenn er sich, als der Nebenfigur, doch auch einige Bedeutung gab, und nicht ganz winzig neben der Hauptfigur verschwinden ließ. Denn zu Gesprächen gehören zwei. Er hat aber Gespräche mit Goethe und nicht Monologe von Goethe angekündigt.

Unter dem Vielen, was sich nun hier findet, nehmen wir nur einiges als vorzugsweise charakteristisch heraus. Bekanntlich gehörte Goethe dem Ministerium an, bekanntlich wurde in den zwanziger Jahren vom Ministerium in Weimar aus scharfe Aufsicht über die Universität Jena geführt. Wie würden sich die damals so streng behandelten Studenten gewundert haben, wenn sie hätten wissen können, was in den geheimsten Cirkeln Goethe's über sie gesprochen wurde. „Die Studenten in Jena sind in Aufstand begriffen; man hat eine Compagnie Artillerie hingeschickt, um sie zu beruhigen. Niemer los eine Sammlung von Liedern, die man ihnen verboten und die dadurch Anlaß oder Vorwand der Revolte gegeben. Alle diese Lieder erhielten beim Vorlesen entschiedenen Beifall, besonders wegen des Talentes das darin sichtbar; Goethe selbst fand sie gut und versprach sie mir zur ruhigen Durchsicht."

Oft kommt Herr Eckermann in den Gesprächen auf Goethe's Farbenlehre zurück und führt Goethe's Worte an, aus denen hervorgeht, daß derselbe trotz aller Angriffe auf seine Theorie unerschütterlich bei derselben beharrte und alle Einwürfe der Männer vom Fach nur als Aeußerungen des Neides und des Hochmuths gelten ließ.

In einem politischen Gespräche äußert sich Goethe, er sei eigentlich liberaler gewesen, als Schiller, man habe ihn aber mißkannt. Er spricht von seinen „Aufgetegten." „Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt so eben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen Anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. In keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte. — Ich dächte, fuhr Goethe fort, diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag. — Man braucht nur den Egmont zu lesen, versetzte ich, um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet würde, als in diesem. — Man beliebt einmal, erwiederte Goethe, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Revolutionär war als ich, der aber weit mehr bedachte was er sagte als ich, das zweifelhafte Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen." Darüber ließe sich Manches sagen, was Herr Eckermann nicht gesagt hat. Die allgemeine Stimme hat hier zwischen Goethe und Schiller doch sehr richtig unterschieden.

Digitized by Google

Gelegentlich sind kleine Anekdoten eingemischt. So erzählt Goethe z. B.: „Als ich vor einigen Jahren mich einige Zeit in Jena aufhielt und im Gasthof „Zur Tanne" logirte, ließ sich eines Morgens ein Studiosus der Theologie bei mir melden. Nachdem er sich eine Weile mit mir ganz hübsch unterhalten, rückte er beim Abschiede gegen mich mit einem Anliegen ganz eigener Art hervor. Er bat mich nämlich, ihm doch am nächsten Sonntage zu erlauben, statt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte sogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen sey, die das G. und K. verwechseln. Ich erwiederte ihm also mit aller Freundlichkeit, daß ich ihm in dieser Angelegenheit zwar persönlich nicht helfen könne, daß er aber sicher seinen Zweck erreichen würde, wenn er die Güte haben wolle, sich an den Herrn Archidiaconus Keethe zu wenden."

Der Theaterbrand in Weimar im Jahr 1825 rief in Goethe's Gesprächen die lebendigsten Erinnerungen an seine diesem Hause gewidmete langjährige Thätigkeit und an die dabei mitwirkenden Personen zurück und veranlaßte ihn, interessante Bemerkungen über das Theater überhaupt anzuknüpfen. Eckermann erzählt: „Aeltere Personen, bemerkte ich, die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das Weimar'sche Theater damals gestanden. — Ich will nicht leugnen, erwiederte Goethe, es war etwas. — Die Hauptsache aber war dieses, daß der Großherzog mit die Hände durchaus frei ließ und ich schalten und machen konnte, wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, wir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas seyn, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund seyn und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, so wie alles Schreckliche, Gräuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein- für allemal ausgeschlossen." Allein Goethe erkennt in diesem Versuch immer nur einen mißlungenen Anfang, ein deutsches Theater zu gründen. „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sey es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine Iphigenie und meinen Tasso und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb Alles wie zuvor. — Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich Euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie und den Tasso geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie gesagt, es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen. — Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unsäglicher Mühe einstudirtes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchstens zweimal sehen zu wollen, oder auch zwischen solchen Wiederholungen lange Zeiträume von sechs bis acht Wochen verstreichen zu lassen, wo denn immer wieder ein neues Studium nöthig wird, ist ein wahrer Verderb des Theaters und ein Mißbrauch der Kräfte des ausübenden Personals, der gar nicht zu verzeihen ist. In Italien giebt man eine und dieselbige Oper vier bis sechs Wochen lang jeden Abend und die italienischen großen Kinder verlangen darin keinesweges eine Aenderung. Der gebildete Pariser sieht die klassischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß er sie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Sylbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine Iphigenie und meinen Tasso zu geben; allein wie oft? — Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publikum findet sie langweilig. Sehr begreiflich! Die Schauspieler sind nicht geübt, die Stücke zu spielen, und das Publikum ist nicht geübt, sie zu hören. Würden die Schauspieler durch öftere Wiederholung sich in ihre Rollen so hineinspielen, daß die Darstellung ein Leben gewänne, als wäre es nicht eingelernt, sondern als entquölle Alles aus ihrem eigenen Herzen, so würde das Publikum sicher auch nicht ohne Interesse und ohne Empfindung bleiben."

Ueber August Wilhelm von Schlegel und seine Geschichte der dramatischen Kunst äußert sich Goethe sehr ungünstig. „Ich bin glücklich, sagte Eckermann zu Goethe. Sie so gut über Molière reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr v. Schlegel! Ich habe noch in diesen Tagen in-seinen Vorlesungen über dramatische Poesie mit großem Widerwillen verschluckt, was er über Molière sagt. Er behandelt ihn, wie Sie wissen, ganz von oben herab, als einen gemeinen Possenreißer, der die gute Gesellschaft nur aus der Ferne gesehen und dessen Gewerbe es gewesen, zur Ergötzung seines Herren allerlei Schwänke zu erfinden. In solchen niedrigsinnigen Schwänken sey er noch am glücklichsten gewesen; doch habe er das Beste gestohlen. Zu der höheren Gattung des Lustspiels habe er sich zwingen müssen, und es sey ihm nie damit gelungen. — Einem Menschen wie Schlegel, erwiederte Goethe, ist freilich eine so tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausstehen. Der Misanthrop, den ich, als eins meiner liebsten Stücke in der Welt, immer wieder lese, ist ihm zuwider; den Tartüff lobt er gezwungenerweise ein bischen, aber er setzt ihn sogleich wieder herab, so viel er nur kann. Daß Molière die Affektationen gelehrter Frauen lächerlich gemacht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrscheinlich, wie einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn selbst lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte." — Bald darauf aber schreibt Eckermann: „August Wilhelm v. Schlegel ist hier. Goethe machte mit ihm vor Tisch eine Spazierfahrt und um Mittag und gab ihm zu Ehren diesen Abend einen großen Thee, wobei auch Schlegels Reisegefährte, Herr Dr. Lassen, gegenwärtig. Alles in Weimar, was irgend Namen und Rang hatte, war dazu eingeladen, so daß das Getriebe in Goethe's Zimmern groß war. Herr v. Schlegel war ganz von Damen umringt, denen er außerrollte schmale Streifen mit indischen Götterbildern vorgrieg, so wie den ganzen Text von zwei großen indischen Gedichten, von denen, außer ihm selbst und Dr. Lassen, wahrscheinlich Niemand etwas verstand. Schlegel war höchst sauber angezogen und höchst zugendlichen, blühenden Ansehens, so daß einige der Anwesenden behaupten wollten, er schreine nicht unerfahren in Anwendung kosmetischer Mittel. — Goethe zog mich in ein Fensterchen. „Nun? wie gefällt er Ihnen." Noch ganz so, wie sonst, erwiederte ich. Er ist freilich in vieler Hinsicht sein Mann, fuhr Goethe fort; aber doch kann man ihm, seiner vielseitigen gehabten Kenntnisse und seiner großen Verdienste wegen, schon etwas zu Gute halten." Schlegel ist hier vortrefflich geschildert, aber es war doch hart für ihn, sich von Goethe so abgefertigt zu sehen, nachdem er alles gethan, um aus ganz Deutschland gleichsam nur einen Tempel für Goethe's Büste zu machen.

Ueber die Aesthetiker von Profession sagt Goethe ein gutes Wort: „Ich muß über die Aesthetiker lachen, sagte Goethe, welche sich abquälen, dasjenige Unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck schön gebrauchen, durch einige abstrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Aeußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird, und so mannigfaltig und so verschiedenartig ist, als die Natur selber."

Ein Lob Berangers veranlaßt Goethe ein sehr wahres Wort über den Bildungsgang der deutschen Dichter zu sagen. „Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenige Kultur entgegen

Digitized by Google

und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt Einer in Wien, ein Anderer in Berlin, ein Anderer in Königsberg, ein Anderer in Bonn oder Düsseldorf, Alle durch fünfzig bis hundert Meilen von einander getrennt, so daß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dieß aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche, und mir zu wissen nöthig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf weinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte. Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig beleben und steigern; wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat. — Nehmen Sie Beranger! Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdrucker-Lehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie, und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europas ist. Denken Sie sich aber diesen selben Beranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben. Also, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung in Course sey, wenn ein Talent sich schnell und frendig entwickeln soll. Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein, recht besehen, sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser." Allein einige Seiten weiter lesen wir ein gerade entgegengesetztes Urtheil desselben Goethe. Er preist uns Deutsche glücklich, daß wir keinen Centralpunkt wie Paris haben, sondern daß der Geist mehr bei uns vertheilt ist.

Merkwürdig erscheint es, daß Goethe der deutschen Jugend neuerer Zeit so wenig Gutes nachrühmt, da doch die Jugend zu seiner Zeit in Puder und Haarbeuteln und mit dem Werther-fieber behaftet nicht weniger an Unnatur litt. Doch hat er sehr Recht, wenn er sich über die Verzierung zur Unkraft beklagt, und es ist wohl zu beherzigen, was er S. 250 von den Engländern in Vergleich mit den Deutschen sagt: „Das Gütck der persönlichen Freiheit, das Bewußtseyn des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu Gute, so daß sie sowohl in der Familie, als in den Unterrichtsanstalten, mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freieren Entwicklung genießen, als bei uns Deutschen. Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um zu wahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen stehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihres Gleichen vor ihren Thüren gerne ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniet, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns Alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt, als der Philister. — Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen norddeutschen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. — Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, das ist das Bild der Meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessiren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiderruflich; denn wenn Einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten seyn."

Doch hielt sich Goethe selbst von einigen kleinen interessanten Schwächen nicht frei. Wir stoßen wiederholt in diesen Gesprächen auf Aeußerungen von ihm über das Viele, was er gelitten habe; aber wenn davon die Rede ist, worin denn sein Leiden bestanden haben soll, so kommt es heraus, daß er verliebt war und nicht zum Besitz des geliebten Gegenstandes gelangen konnte oder ihm bald wieder entsagen mußte, was so oft vorkam, daß es ihm bereits Gewohnheitssache seyn mußte. Oder er beklagt sich über die Leiden, die ihm abgünstige Urtheile gemacht haben und woeüber er sich mit Xenien zu trösten gesucht habe. In der That, ein gesunder schöner Mann in der Fülle des Ruhms und Glücks, von den Weibern gesucht und angebetet und vom Publikum deemaßen vergöttert, daß die wenigen Stimmen, die sich gegen ihn erhoben, doch eigentlich nur den höchsten Uebertreibungen seines Ruhme zur Folie und zur Entschuldigung dienten, ein solcher Mann hatte nicht das Recht von Leiden zu sprechen und wenn er es that, so war es ein wenig Koketterie, die er mit sich selbst trieb.

Bei einem Besuch, den Eckermann mit Goethe in Jena machte, zeigte ihm dieser die ehemaligen Wohnungen von Voß und Schiller. Von dem letztern bemerkte Goethe: „Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt, sagte er, ein entschiedener Feind aller heblen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde. Eben so war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Hypochondrien krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungehalbig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einem fremden Chirurgus, der, um ihm seinen Besuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch, ganz verblüfft, nicht wußte, wie schnell er sich sollte zurückziehen. — Wir waren, wie gesagt und wie wir alle Alle wissen, fuhr Goethe fort, bei aller Gleichheit unserer Richtungen, Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Lust, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand

Digitized by Google

und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setze ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir Dieses und Jenes zu notiren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Uebelbefinden mich überschlichen fühle, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Aepfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergestellt fühlte. Indeß war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Aepfeln gefüllt seyn müsse, indem dieser Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne." Die letztere Erzählung steht doch aus, als ob Goethe's Gedächtniß sich ein wenig geirrt hätte.

Einigemal kommt Goethe auch auf die Religion zu reden und spricht gleichzeitig seine ungeheuchelte Verehrung vor dem Evangelium als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit, aber auch vor der Sonne aus. „Fragt man mich: ob es in meiner Natur sey, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! — Ich benge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. — Fragt man mich: ob es in meiner Natur sey, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns." Ein andermal tadelt Goethe die Geistlichkeit, daß sie sich mit Gott so gar familiär mache. „Die Leute traktiren ihn, als wäre das unbegreiflichste, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr, als ihres Gleichen. Sie würden sonst nicht sagen: Der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

Ueberraschend genial ist die Art, wie Goethe den Herrn Cuvermann weglästerte, als dieser ganz voll von der Neuigkeit der Julirevolution zu ihm eilte. „Nun? rief er mir entgegen, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; Alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren! — Eine furchtbare Geschichte! erwiederte ich. Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium Anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde. — Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester, erwiederte Goethe. Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge! Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire! — Diese Aeußerung Goethe's war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte. — Die Sache ist von der höchsten Bedeutung, fuhr Goethe fort, und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit seyn muß, indem, trotz der furchtbaren politischen Aufregung, die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist ꝛc."

Somit findet sich denn in diesem Bande mancherlei, was zur Charakteristik unseres großen Dichters ein nicht unwillkommener Beitrag oder auch im Allgemeinen anziehend ist.

Roman.

Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von Wilhelm Friedrich Palmblad. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Man erwartet hier die anziehenden, jedoch nur kurzen Schilderungen der Sage galante von Pöllnitz im brillantesten Rokokofrack weiter ausgeführt zu finden; allein von der schönen Aurora, welche nach dem Titel die Hauptrolle spielen sollte, ist im Roman selbst nur beiläufig die Rede, während das ganze Interesse sich um ihren Bruder Karl Johann dreht. Wir begleiten diesen Don Juan auf seinen galanten Abenteuern in Spanien, England ꝛc. und sehen ihn zuletzt das Opfer seiner unverschämten Leidenschaft für die Kurfürstin von Hannover werden.

Einzelne Schilderungen der alten Hofsitten und Hoffeste sind sehr frappant und ergötzlich, z. B. das eines königlichen Gartenfestes in Spanien. Hier tanzen Faunen, Satyren, Nymphen, Bachantinnen und Bachus selbst, als bei Anzündung der Lichter die mythologischen Herrschaften sämmtlich auf die Kniee fallen. Bachus ruft: Gelobt sey das heilige Sakrament! worauf alle antworten: in Ewigkeit, dann beginnen die heidnischen Späße von neuem. Ein schönes poetisches Motiv liegt auch in dem Irrthum der fürstlichen Donna Teresa, die den untreuen Königsmarf nachreisend, ihn in Madrid wiederfindet, wie er eben mit ihren Farben geschmückt, einem Ritterspiel anwohnt. Er stürzt mit dem Pferde und wird besinnungslos fortgetragen. Nun nähret sie sich seinem Schmerzenslager in der Tracht einer barmherzigen Schwester und widmet ihm die liebreichste Pflege. Aber er liebt sie nicht mehr, und daß er ihre Farben getragen, war ein reiner Zufall.

Die schöne Kurfürstin Sophie Dorothea, von ihrem rohen Gemahl Georg I., nachmaligem König von England, wegen seiner Maitressen vernachlässigt, ließ sich durch den schönen Königsmark trösten, dessen abenteuerlicher Lebenslauf auf dieser Höhe sein Ende erreichen sollte, denn der Kurfürst verstand keinen Scherz. Königsmark wurde hingerichtet, die Kurfürstin lebenslänglich eingesperrt. Damit schließt der Roman, dem noch französische Briefe der beiden Liebenden angehängt sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 81. Dienstag den 14. November 1848.

Länder- und Völkerkunde.

Kaschmir und das Reich der Sikh. Von Karl Freiherrn von Hügel. Vierter Band in zwei Abtheilungen. Stuttgart, Hallberger, 1848.

Mit diesem Bande ist das treffliche Werk geschlossen, dessen frühere erschienenen Bände wir seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt haben.

Der Freiherr von Hügel eröffnet die erste Abtheilung des vorliegenden Bandes mit einer Auseinandersetzung des astrologischen Systems der Hindu. Man ersieht daraus mit Erstaunen, bis zu welchem Grade der astrologische Aberglauben dort ausgekünstelt ist. Zuerst blickt er in die Geschichte der Astronomie bei den Indern zurück und bezeichnet die Jahre 1181 und 945 vor Christo als die Anfangspunkte neuer Zeitrechnungen nach neuen immer bessern astronomischen Entdeckungen. Die unsinnigen Rechnungen aber, in denen Millionen von Jahren sich häufen, sollen erst spät beliebt worden in Zeiten der Korruption. Der Verfasser glaubt sogar annehmen zu dürfen, daß die Bekanntschaft mit dem Christenthum und Islam, welche der Menschheit ein ziemlich hohes Alter zuschreiben, die Brahmanen gereizt habe, ihrem Volk ein noch viel höheres Alter anzudichten, und daß dadurch erst jenes ausschweifende Yuga-System entstanden sey, welches der Welt ein Alter von vielen Millionen Jahren verleiht und überhaupt in allen Beziehungen mit Zahlen verschwenderisch um sich wirft. Sodann geht Herr von Hügel zur eigentlichen Astrologie über. Diese spielt die größte Rolle bei den Hindu, sofern sie bei allem, was sie thun, erst fragen, ob die Konstellation, ob die Stunde auch günstig sey? Nur die Armen und niedern Kasten sind davon ausgenommen, weil sie die Horosskopsteller nicht bezahlen können, und weil sie, ohnehin im Elend desselben, nicht viel nach den Stunden fragen. Will aber der wohlhabende Hindu sich vertheirathen, oder ein anderes wichtiges Geschäft abschließen, eine Reise unternehmen ꝛc., so läßt er für sich in den Sternen lesen, welche Stunde ihm zu seinem Vorhaben günstig sey, und mit welcher Person sich einzulassen ihm vortheilhaft sey, sofern ihre Sterne übereinstimmen. Nie sollen sich z. B. zwei Personen heirathen, die nicht unter gleicher Konstellation geboren sind, oder bei denen die Verschiedenheit des Geburtsmonats nicht ausgeglichen ist durch Uebereinstimmungen anderer Art. Indem z. B. verschiedene Monate doch unter demselben Planeten stehen, dürfen die zu Verheirathenden in diesen Monaten geboren seyn, ohne daß ihrer Ehe Unglück droht. Andererseits können aber auch wieder günstige Zeiten unglücklig werden, sofern die zu Verheirathenden von verschiedenen Kasten sind. Es gibt vier Kasten in Indien, jede gehören drei Monate des Jahres an. Ist nun der Bräutigam im Zeichen einer höhern Kaste, die Braut in dem einer niedern geboren, so geräth die Ehe; verhält es sich aber umgekehrt, so bedeutet es Unglück. Dazu kommen wieder andere Eintheilungen der Zeit, jenachdem sie göttlicher oder teuflischer Einfluß beherrschen soll. Ferner Ausnahmen von der Regel, die durch unvorhergesehene Ereignisse entstehen, durch die Erscheinung eines Kometen, durch Ungewitter, Mord ꝛc. Ist der Tag auch glücklich, so kann die Stunde wieder unglücklich seyn, die unter besondern Einflüssen steht ꝛc. Der Bestimmungen und Ausnahmen sind so unzählige, daß es vollkommen in der Willkür der Astrologen steht, Glück oder Unglück zu verkünden und ihre Verkündigung jedesmal bündig mit Rechnungen zu belegen. „Gewöhnlich spricht zwar der Brahmin über ein Unternehmen einen Glück bringenden, und einen Unglück verhütenden Spruch, allein es findet sich stets noch der Ausweg einer neuen, im tiefsten Geheimnisse vorbegrenen Formel, welche das Unglück herbeiführte. In dieser Hinsicht ist es sonderbar, daß die wenigen an und für sich glücklichen Konstellationen durch jedes schädliche Einwirken in unglückliche verwandelt werden, so zwar, daß es fast in allen Fällen scheint, als ob das Unglück für den Hindu das Positive und Glück nur Mangel an Unglück sey, und darin mag für das indische Volk auch wirklich eine große Wahrheit liegen. Dort handelt es sich fast nie um die glühenden Wünsche der Liebe, nicht um die weitausgedehnten Pläne des Ehrgeizes oder der Gewinnsucht, nicht um die allgemeinsten Anregungen des Europäers: Ruhmsucht, Eitelkeit und Genuß; es gilt dort nur ein ruhiges Leben, ohne glänzende Freuden: ein kleines Einkommen, das vor Mangel schützt, gleiche Tage ohne Lustbarkeit, mit einem Worte: ein Dasein ohne Aufregung. Wenn der Hindu daher auch sagen, die Seele bewege sich nach drei Richtungen, nach Raja der sinnlichen Liebe, nach Tama dem Hasse und nach Satwa, der Sanftmuth, so findet sie dennoch bei der ganzen Bevölkerung fast allein nach Satwa ihren Weg."

Daran knüpft der Verfasser noch eine schätzenswerthe Uebersicht über die Gespenster, an die man in Indien glaubt, und deren dort noch viel mehr sind, als in unserm Weinsberg. „Die Anzahl von unsichtbaren und sichtbaren Gespenstern, an welche die Hindu glauben, ist überaus groß; hier nur einige Arten, von denen Manche ein Dutzend, das ist zehn Billionen zählen, welche auf der Erde wandern. Da gibt es Pitschalpi, Geister böser Weiber, die warten die sie zu Katzen und Hunden wieder geboren werden, da sind Pret und Prelai, Gespenster und Gespenstinnen, die dem Menschen durch ein plötzliches gräßliches Schreien in der Nacht Angst einflößen, da sind Tschawa, Schatten, die jeden Menschen ihm unbewußt umgeben, und nur durch ein leises Rauschen und Athmen sich zu erkennen geben; da sind die Patit, die man von Zeit zu Zeit in einem

Digitized by Google

anstoßenden Gemache gehen hört; dann kommt der Tatschak, der Schlangenfürst, und Sesh, der Schlangenkönig, welche sprechen, ohne daß man weiß, woher die Stimme kommt; dann die Pisatsch, Akouane, welche dem Parisiwan, dem Zauberer gehorchen, Nadnad unförmliche Dämone mit einem Beine, auf dem sie sich springend bewegen. Die fürchterlichen Geister sind jedoch die Nimtschiva, ein in zwei Hälften getheiltes Wesen, mit einem halben Kopfe, halber Brust, einem Arm und einem Fuße; die rechte Hälfte ist männlichen, die linke weiblichen Geschlechtes. Verbunden sind sie harmlos und leicht für einen Menschen zu halten. Allein getrennt bewegen sie sich mit ungeheurer Schnelligkeit und vernichten Alles, was ihnen in den Weg kommt." Ihrer gedenkt schon Bechart in seinem Hierozoikon II. 845 unter dem Namen Niewas.

Von größtem Interesse ist ferner die Abhandlung des Herrn Joseph Arneth über die von Freiherrn von Hügel mitgebrachten baktrischen Münzen. Nachdem auch schon Engländer und Franzosen solche höchst merkwürdige Münzen gesammelt, ist es ermittelt, daß sie den am östlichsten gegen Indien hin vorgedrungenen makedonischen Königen nach Alexanders des Großen Tode angehören. Leider aber hat man noch nicht alle Funde dieser Art, die sich jetzt in England, Frankreich und Deutschland zerstreut finden, unter einander verglichen, um die Reihenfolge der Regenten und ihre Namen genauer zu ermitteln. Die Alten selbst erwähnen des Theodotus als ersten selbstständig gewordenen Satrapen von Baktriana, der sich von den Seleuiden losriß. Von ihm hat man nun dort Münzen gefunden, die als die ältesten erwiesen sind. Von seinen Nachfolgern aber hat man keine schriftliche Nachrichten und nur die Münzen, die deßhalb von doppeltem Werthe sind. Noch lange behalten sie nicht nur den griechischen Knabbel, die griechischen Namen und Inschriften, sondern auch griechische Götter und Heroen bei, den Herakles, Hermes, Apollo, Zeus, Poseidon, die Nike ꝛc. Besonders viele Münzen finden sich von einem uns sonst ganz unbekannten König Kyes, der viel erobert zu haben scheint und dessen Gestalt uns auf einer Münze besonders imposant entgegentritt. Wieder andere Münzen dürften dem Gepräge nach von verschiedenen Kleineren, aber gleichzeitig neben einander regierenden Fürsten herrühren. Zuletzt macht auf den Münzen die griechische Tracht der orientalischen Platz und die Könige sehen wie Tataren aus in Röcken, Stiefeln und hohen Tiaren.

Weiter folgen sich in dem starken vierten Bande Ueberſichten über die von Herrn von Hügel mitgebrachten Fische Kaschmirs von J. J. Heckel, über die prachtvollen Insekten, besonders Schmetterlinge von Kollar und Stebtendacher, über die Säugthiere von A. Wagner. Dabei eine große Menge schöner Abbildungen. Wir vermögen uns in das Detail dieser reichen Thierwelt Indiens hier nicht zu vertiefen und überlassen es dem Leser, sich deßfalls in dem Werke selber umzusehen.

Hierauf ergreift der Verfasser, Freiherr von Hügel, wieder selbst das Wort, um in einer sehr ausführlichen, nahe an 300 Seiten füllenden historischen Abhandlung „von der höchsten Macht des Sief-Reiches bis zum Ende der Selbstständigkeit desselben," die in den frühern Bänden enthaltene Geschichte Ranjiet-Sings zu vollenden und uns alle Ursachen klar zu machen, aus denen die großen Ereignisse des letzten Jahrzehents in Indien, der mißlungene Feldzug gegen die Afghanen und die Zerrüttung des Reiches der Sief hervorgegangen sind. Diese meisterhafte Darstellung ist ein vollständiges Geschichtswerk und erschöpft alles, was bisher etwa noch bestritten oder unbekannt war.

Hier nur das Wesentlichste. Achmed Schah, ein talentvoller Mann, hatte die unbändigen und in viele Stämme gespaltenen Afghanen vereinigt und ein ansehnliches Reich gegründet, das aber unter seinem unfähigen Sohn Schah Schujah schon wieder verfiel. Dieser wurde selber vertrieben und einem großen Theil der alten Eroberungen Achmeds eignete sich Ranjiet Sing, Beherrscher der benachbarten Sieks an. England hatte seine Eroberungslust noch nicht die in diesen äußersten Norden Indiens ausgedehnt, als die Nachricht von der Besetzung Persiens durch die Russen am Ausgang der zwanziger Jahre die Besorgniß erweckte, Rußland werde bald über das schwache Persien hinaus seinen Einfluß bis nach Afghanistan und zum Indus erstrecken. Ein persisches Heer griff Herat an, das zu Afghanistan gehörte, und ein russisches Heer Chiwa. Das war genug, um die äußerste Besorgniß vor Rußland zu erwecken. Ein russischer Lieutenant kam nach Kabul, die Hauptstadt von Afghanistan und prahlte dort allerdings sehr ungeschickt, er sey nur der Vorläufer eines großen russischen Heeres. Der russische Gesandte in Persien rief ihn zwar zurück und gab die friedlichsten Versicherungen, aber eine Partei der indischen Engländer war schon auf der Idee verfessen, dem russischen Einfluß in Afghanistan um jeden Preis zu begegnen. Vergebens erinnerten ruhige Männer daran, die Terrainhindernisse setzen viel zu groß, als daß ein russisches Heer bis zum Indus gelangen könne. Vergebens warnte der in Indien so wohlerfahrene alte Lord Wellington. Vergebens sagten englische Zeitschriften das Mißlingen voraus. Insbesondere bemerkte der Spektator unterm 27. Juli 1839, als die Bewegung schon begonnen hatte: „Die Wahrheit offen zu sagen, so haben wir die stärkste Schuhwehr, die zwischen Indien und einem Angriffe von Westen liegt, durch unseren thörichten Einfall zusammengebrochen. Wir haben in der That die falsche Bewegung eines Generals nachgeahmt, welcher zwischen sich und dem Feinde einen breiten Sumpf hätte, und mit großer Anstrengung und Verlust diesen überschreiten würde, um sich am jenseitigen Rande aufzustellen, der sich dadurch von seinen Hülfsquellen abschneiden, und dem Feinde die Möglichkeit gibt, ihn in einem vortheilhaften Augenblick in den Sumpf zu treiben, oder ihn verhungern zu lassen, oder ihn zwingt, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Das ist die klare und deutliche Ansicht unseres gegenwärtigen Abenteuers, und wir können kein anderes Ende derselben erwarten, als vollkommenes Mißlingen, und wenn es gelingen hätte können, so würde gerade das eintreten, was wir am meisten fürchteten, nämlich Angrenzung und feindliches Zusammentreffen mit Rußland und Persien." Alle solche Warnungen halfen nichts. Die Kriegspartei siegte.

Und warum? Herr von Hügel sieht nicht an, den unglücklichen Krieg aus reinem Uebermuth herzuleiten. „Was war denn eigentlich der Beweggrund, welcher die Kalkutta-Regierung zu diesem Kriege drängte, wenn es nicht die, freilich vor dem Marsche des Eroberungsheeres ausgeglichenen persisch-russischen und afghanischen Angelegenheiten, wenn es nicht die für das indische Reich zwerghaften Streitigkeiten um Peschaur waren, welches letztere in der Wagschale der Geschicke des ungeheuren Reiches ein Atom ist, und nicht die Bezahlung Eines Regimentes werth war? Es war, daß in den indischen Kassen sich ein ungeheurer Ueberschuß von Geld befand, dessen Summe nicht weniger als 100 Millionen Rupien betrug, über welche die indische Regierung im Einverständnisse mit dem indischen Amte zu London schalten und walten konnte, wie es wollte, eine Summe, welche durch den Ueberschuß des Einkommens über die Ausgaben entstanden war, welcher jährlich ungefähr 15 Millionen Rupien betrug. Es war, daß jeder Generalgouverneur wünscht, seinen Namen in Indien durch etwas zu verewigen, und daß es nun diese Zeit die Absicht der Kalkutta-Regierung war, die aufgehäuften Summen zu irgend einem großartigen Erwerb, mit den Waffen in der Hand, zu verwenden. Von dem Ministerium in England wurde dieser Krieg vielleicht nicht als

Digitized by Google

etwas so Großartiges angesehen, und jedenfalls waren die sicher zu erwartenden Siege und die zu berichtende glückliche Ausbeutung des englischen Einflusses erwünschte Nachrichten, um die Stimmung der Nation für ein wankendes Ministerium zu gewinnen."

Die Veranlassung zum Kriege wurde vom Zaun gebrochen und war die ungerechteste von der Welt. Schirdar zu Gunsten des längst abgesetzten Schah Schujah schloß die Kampagne mit den Sikh ein Bündniß ab zur Eroberung Afghanistans, obgleich Dost Mohamed, der vornehmste unter den Häuptlingen des Landes, bereits allen Forderungen nachgegeben hatte. Andere Häuptlinge, z. B. in Candahar, griff man an, ohne ihnen vorher irgend etwas gemeldet zu haben.

Die ersten Erfolge waren glänzend. Afghanistan unterwarf sich nach verhältnißmäßig schwachem Widerstande, Dost Mohamed ergab sich freiwillig, und Sir Mac Naghten begann das Land als Prokonsul zu regieren, während Schah Schujah den Namen lieh. Aber eben erst, als man sich schon völlig sicher wähnte, begann der Widerstand. Auf allen Punkten erhob sich das Volk und setzte sich den einzelnen Korps entgegen, die man ins Land vertheilt hatte, schnitt Zufuhren ab rc. Endlich wurde das englische Lager in der Hauptstadt Kabul selbst gestürmt, das Heer in der rauhesten Jahreszeit zur Flucht genöthigt und unterwegs vollends vernichtet. Herr von Hügel schreibt die Katastrophe zum großen Theil der Demoralisation im englischen Lager selber zu. Naghten, der unter dem Namen eines Gesandten die politische Oberleitung hatte, trifft der Hauptadel. Nachdem er eingesehen, daß sich die Armee in dem gefährlichen Lande nicht halten könne und deßhalb nach Kalkutta um Verstärkungen geschrieben, ließ er, als man ihm antwortete, alles übrige Geld sey nunmehr ausgegeben, wieder alles hängen und that keinen Schritt mehr, die Regierung in Kalkutta an die Gefahr zu mahnen. Ja er beging die unglaubliche Unvorsichtigkeit, als er aus Sparen kam, gerade an der Stimme zu sparen, deren Ausgabe ihm die nöthigste war, nämlich an der Bestechung der wilden Stämme, welche seinen Rückzugsweg durchs Gebirge beherrschten. Indem er diese aufreizte, schob er sich selbst den Riegel vor und hat sich nicht zu beklagen, wenn er als erstes Opfer fiel. Der neben ihm kommandirende Armeebefehlshaber, General Elphinstone, befand sich mit ihm im Streit und hatte den Kopf gänzlich verloren. „Durch die Schwäche des Generals wurde Alles durch ihn vor einen Kriegsrath gebracht, wo stets die Furchtsamen in Mehrzahl vorhanden, jedes energische Auftreten verhindertes; Alles wurde ausgeplaudert, jede Maßregel bekrittelt, bis der unterste Soldat für sich dachte und sorgte, und vor dem Feinde davon lief, sobald er seine Abtheilung zu schwach zum Widerstande glaubte. So viele ehrenvolle Ausnahmen Statt fanden, so war dennoch eigentlich kein Offizier auf seinem Platze; der General hatte keinen Korps, keinen Regimente, im Falle eines feindlichen Angriffes, eine Maßregel, einen Sammelplatz und überhaupt irgend einen Befehl gegeben; kein Offizier hatte den Tag im Lager, um zu sehen, ob jeder auf seinem Posten sey; kein Offizier untersuchte, ob die Soldaten ihre Waffen in Ordnung hatten, ob die Wachen nicht schliefen, und der General übergab oft einem Subalternoffiziere das Recht, mit sämmtlichen Truppen zu thun, was er für gut fände. Bei jedem ernsten Angriffe wollte er nie eine Verantwortlichkeit übernehmen, sondern gab einen Befehl nur dann, wenn irgend Jemand sie auf sich nahm. Alle Dienstabtheilungen waren in demselben Falle. Die politische Abtheilung wollte überall befehlen, und kam deßhalb in beständige Reibung mit den Regimente- oder Korpskommandanten; die Aerzte fanden es unter ihrer Würde, auf Medizin und Instrumente zu denken, sie beschäftigten sich mit Politik, um, wie Einige von ihnen, als Residenten angestellt zu werden; die Offiziere der Verpflegung und der Magazine bekümmerten sich wenig, was mit den ihnen anvertrauten Gegenständen geschah, oder wo sie aufbewahrt wurden; die Disziplin war so weit gesunken, daß die Königliche, und sogar die Sipey-Kanaillen um ihre Einwilligung zu militärischen nöthig erachteten Maßregeln gefragt wurden; ja die Offiziere selbst klagten und bejammerten ihre eigene Lage vor den Gemeinen, daß diese jede Art von kräftiger Selbstständigkeit verloren." Dazu kam ein wechselseitiges Verklatschen unter den Offizieren. „Es hat wohl nie eine Armee gegeben, in welcher so viele Gehässigkeit unter den Offizieren, ein so immerwährendes Aufeinden und Beschuldigen in den öffentlichen Blättern Statt fand, als in jener des Indusheeres, oder besser der afghanischen Okkupationsarmee, und es ist traurig zu sehen, wie in anonymen und pseudonymen Zeitungsartikeln Generäle und Offiziere, Gesandter und politische Regierung angegriffen, herabgesetzt mit mit Koth beworfen wurden." Sogar um die elenden Ordenszeichen, die der verachtete Schah Schujah austheilte, zankten sich die englischen Offiziere öffentlich herum. Unter solchen Umständen konnte die Armee nichts anderes wohl erleben, als Niederlagen.

An die Schilderung derselben knüpft Herr von Hügel sodann die Geschichte des Reichs der Sikh nach dem Tode Ranjit-Singe. Es ist darin bemerkenswerth, daß die Sikh gerade eben so willig zum neuen Krieg mit den Engländern anfingen, wie diese vorher den Krieg mit den Afghanen angefangen hatten. Denn die Rani, Regentin der Sikh, gestattete ihrem unbotmäßigen Heere den Krieg nur aus Angst um sich selbst. „Die Khalsatruppen sprachen sich fortwährend in ihren Beschlüssen Gelder und Güter zu, welche das Land nicht mehr liefern konnte, und die Rani suchte daher die Armee zu beschäftigen, theile um ihrer Raubsucht eine andere Richtung zu geben, theils um sie zu verhindern, den kleinen Sohn Scheher Singe auf den Thron zu erheben, was sie zu thun drohten. Sie entwarf daher als letztes Rettungsmittel vor der Armee den Plan zum Angriff des britischen Besitzes. War die Armee fortgerich, so war sie fortwährend durch weiteres Verdringen beschäftigt, unterlag sie, so war die Regierung wenigstens eines Theiles, und höchst wahrscheinlich des ungefährlichsten Theiles des Heeres, entledigt." So begannen die Sikh den blutigen Krieg, in dem sie von den Engländern geschlagen wurden. Jetzt herrscht dort der englische Einfluß und sie haben dadurch die Schlappe in Afghanistan vorerst wieder gut gemacht.

Allein Herr von Hügel bezweifelt, ob das System, welches England in Indien befolgt, gedeihlich sey. Er wirft ihm vor, es halte nur politische Ordnung und füttere die Kuh um der Milch willen, sonst thue es für das Volk in Indien nichts. „Sollte es dem für jedes höhere Gefühl empfänglichen britischen Geiste nicht deutlich seyn, daß die zahlreichen Stämme des reichsten Landes der Erde, wenn sie für die Bereicherung ihrer fernen und fremden Herren arbeiten, Ansprüche haben auf etwas mehr, als auf strenge Gerechtigkeit und Nachsicht bei Unglücksfällen, als auf Ruhe und Sicherheit? daß selbst der materielle Vortheil der Besitzer es erheische, Handel und Verkehr durch Straßen, Kunst und Bildung durch Denkmale, Geist und Herz, Wissenschaft und Fortschritt durch Schulen zu beleben? Sollte es den königlichen Herren nicht widerstreben, eine Volksmasse, welche jener von ganz Europa das Gleichgewicht hält, nur als eine Anzahl von Lastthieren zu betzen, der man nichts Geistiges, nichts Bleibendes, nichts Erhebendes zu geben braucht, sondern nur Schutz und Nahrung. Denn Alles, was in dieser Beziehung in Indien bis jetzt geschehen, ist eitel Blendwerk." — Mit diesen mahnenden Worten, die ein schönes Gefühl für das indische Volk aussprechen, nimmt Herr von Hügel von Kaschmir Abschied.

Digitized by Google

Die zweite Abtheilung des vierten Bandes enthält ein sehr ausführliches und genaues Sachregister über alle vier Bände. Nachdem dieses Werk über Kaschmir nun auf so würdige Weise vollendet ist, können wir nur noch den Wunsch aussprechen, Herr von Hügel möge bald auch andere Theile seiner großen Reise beschreiben, da Kaschmir nur eine Station derselben gewesen ist.

Für Auswanderer.

1) Nordamerika, Wisconsin, Calumet. Winke für Auswanderer von Dr. Carl de Haas, Farmer in Wisconsin. Zweite vermehrte Auflage. Mit drei Ansichten und einer Karte. Elberfeld und Iserlohn, Bädeker, 1848.

2) Lieder aus Wisconsin. Von Adolf Schults. Daselbst, 1848.

Die erstgenannte kleine Schrift von nur 92 Seiten zeichnet sich vornämlich durch praktische Rathschläge für die Hinreise nach Amerika und den ersten Aufenthalt daselbst aus, indem sie auf alles Rücksicht nimmt, was unerfahrene Auswanderer in Bezug auf die Wahl der Reiseroute, des Schiffes, der mitzunehmenden Gegenstände, die abzuschließenden Kontrakte, die zu vermeidenden Agenten, Mörder, Betrüger in allen Gestalten, und eben so wieder in Bezug auf das erste Benehmen bei der Ankunft in einem nordamerikanischen Hafen zu wissen Noth thut. Außerdem beziehen sich des Verfassers Rathschläge vorzugsweise auf den Ankauf von Gütern in Wisconsin, wo er sich selbst ganz behaglich niedergelassen hat.

Eben so behaglich sind die Lieder in dem zweiten der beiden Schriftchen. Sie drücken die Freude aus, drüben auf jungfräulicher Erde den Sorgen der alten Welt entronnen zu seyn:

Auf solchem Boden ein Ackrer seya,
O Feend, o Lust, o Segen!
Da muß fürwahr das Korn gedeihn
Das hoffend wir niederlegen.

Da ruht der schlafende Keim so gut,
Da treibt er die vollsten Reben:
Noch traut die Erde kein Menschenblut
Und keine Menschenzähren!

* * *

Nun haben wir und ein wohnlich Haus
Mit eigener Hand gethürmet,
Zum Schirme vor der Winde Braus
Der nächtlich und umstürmet.

Das Hüttlein hat nur Ein Gemach
Und Thür und Thor sind enge;
Auch streckts nicht Holz empor sein Dach
Mit Dunkel und Gepränge.

Am Giebel da fehlt die Wetterfahn,
Das deutsche Ehrenzeichen:
Statt dessen erhebt sich himmelan
Ein grünender Ast der Eichen.

So hören die Freiheit Tag und Nacht
Ob unserm Haupt wir rauschen; —
Denn wollen um keines Hoffarts Pracht
Wir unser Hüttlein tauschen!

Sehr gut ist das Schlußlied:

Ihr erst mir auch: o Wehe Dir,
Daß du gen Westen gangen!
Da haust der Bär, da brüllt der Stier,
Da zischen die Klapperschlangen!

O bildet Sinn! durch Klappern will
Die Schlange hier noch warnen:
Dort aber schleicht sie stumm und still,
Auch stechen zu umgarnen.

Dramatische Dichtkunst.

Friedrich von Oesterreich. Ein dramatisches Gedicht von Theodor Herzog. Leipzig, Brandstetter, 1848.

Die bekannte Entzweiung und Versöhnung Friedrichs des Schönen von Oesterreich mit Ludwig dem Bayern. Beide waren Jugendfreunde, beide wurden Todfeinde, weil sich beide um die Kaiserkrone bewarben. Friedrich unterlag und wurde gefangen, Ludwig söhnte sich mit ihm aus und nahm ihn als Nebenkaiser an, später aber kamen sie in neue Konflikte und Friedrich starb aus Gram und Verdruß.

Bisher haben die Dichter ausschließlich die schöne Seite dieses Verhältnisses hervorgekehrt. Schiller sah in dem Benehmen Ludwigs den Triumph deutscher Gemüthlichkeit und Treue. Nach ihm haben alle deutsche Dichter, welche die beiden Kaiser auf die Bühne gebracht, in Lobpreisungen derselben gewetteifert und diese Geschichte ist eines von den Paradepferden deutscher Ruhmredigkeit geworden. Es war daher billig, daß auch einmal ein Dichter kam, der die Sache von ihrer minder schönen Seite ansah. Herr Herzog weist in Ludwigs angeblicher Großmuth die tiefe politische Berechnung und in Friedrichs angeblicher Hingebung den geheimen Zwang nach. Er zeigt, wie hinter dem Ausbängeschild der brüderlichen Freundschaft das politische Mißtrauen lauerte, und wie der Schein der Liebe die bittere Wahrheit des Hasses nur schlecht verhüllte. Das gibt ihm denn Anlaß, die Charaktere ungleich tiefer zu motiviren, als es frühere Dichter thaten, die jene beiden Gegenkaiser in der Regel nur wie gutmüthige Studenten behandelten, die sich einmal schlagen und dann wieder zusammen trinken. Indeß hätte Herr Herzog besser gethan, wenn er durchweg der Geschichte treu geblieben wäre. Bekanntlich wurde Elisabeth, Friedrichs des Schönen Gemahlin, von vielem Weinen blind, aber daß sie, wie in diesem Trauerspiel, ein heroisches Weib gewesen wäre und sich am Ende aus gekränktem Stolze gar vergiftet habe, davon weiß die Geschichte nichts. Im Gegentheil schließt das echt weibliche Weinen jenen Trotz, den ihr der Dichter zuschreibt, geradezu aus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 82. Sonnabend den 18. November 1848.

Novellen.

Bergan! Novellensammlung von R. W. L. G. v. Keudell. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Der geistreiche Dichter spielt mit seinem Publikum und macht es sich in vornehmer Laune etwas gar zu bequem. Indem er die erste Novelle abbricht, läßt er selbst den Leser Bemerkungen machen und beantwortet sie: „So wären wir nun, mein lieber Leser, mit dem Skizzenbuche dieses Enthusiasten fertig. — Gott sey Dank! — Ei, hat Dir denn die Geschichte so sehr wenig zugesagt? — Geschichte? Wo ist denn eine Geschichte? Das ist ja eben der Fehler, daß in diesem Skizzen- oder Tagebuche, wie Du es nennen magst, durchaus gar keine Geschichte enthalten ist. Wer Teufel mag denn fortwährend nur Kritiken oder Liebeserklamationen lesen, welche noch dazu beiderseits von ziemlich unreifen Zuständen des Producenten Zeugniß ablegen. — Ah so! Nun, wenn Dir dergleichen Sachen im Allgemeinen zuwider sind, so kann ich Dir das im Grunde gar nicht verdenken; sage mir doch aber, mein Verehrter, was wünschest Du denn eigentlich zu lesen? — Ich verlange einen Stoff, eine Erzählung, welche mich, indem sie meinen Ohren schmeichelt, auf ihrem sanften Flusse zu immer gesteigerten Empfindungen fortträgt, eine Fabel, die mich unterhaltend belehrt, ohne jedoch meine Eigenliebe zu verletzen. — In der That, das ist nicht wenig verlangt, mein achtungswerther Leser! — mit der vollsten Ueberzeugung gebe ich Dir in Folge Deiner letzten Aeußerung dieses Beiwort; zugleich aber möchte ich Dich recht innig bitten, die gar zu straffen Saiten Deiner klassischen Anforderung ein wenig herabzuspannen, weil meine moderne ephemere Leier eine so hohe Stimmung schwerlich vertragen dürfte. Denn aufrichtig muß ich gestehen, daß auch die jetzt folgende Novelle wenig Geschichte und fast gar keine Fabel hat. Eins nur hoffe ich mit Zuversicht; daß sie nämlich Deine Eigenliebe, mein wohlwollender Gönner, in keiner Weise vergönnen wird."

So findet der Leser hier lyrische Ergüsse von seltener Tiefe und Zartheit des Gefühls, dazu kritische Gänge, namentlich über Musik und Malerei, die vom gewähltesten Geschmack zeugen, aber der geschichtliche Faden, an den sich dergleichen in Novellen knüpfen muß, ist oft erkünstelt dünn, kaum sichtbar, oder reißt gleich ab, wenn man ihn kaum erkannt hat. Das ist nun allerdings etwas capriciös vom Dichter und setzt ihn dem Vorwurf aus, als mangle es ihm an Erfindungskraft. Denn es ist durchaus nicht abzusehen, warum der Dichter nicht alle jene Empfindungen und Gedanken hätte anbringen können, wenn er die kleine Geschichte, mit der er immer wenigstens anfängt, auch durchgeführt hätte. Einigemal ist es geschehen, aber gleichsam widerstrebend. Mit Verachtung wirft er auf einer halben Seite das Ende der Geschichte hin für die, welche unnützerweise, wie er meint, eines verlangen.

Die erste Novelle „Liederharfe" überschrieben „aus dem Skizzenbuche eines reisenden Enthusiasten," deutet in der Ueberschrift die Weihe der Empfindung an, die darin herrscht. Wie Töne einer Harfe aus zartem Lindenholze sollen sich die Liedesworte, die hier in einer zärtlichsten Korrespondenz ausströmen, an unser Herz schmiegen. Der Liebhaber wendet sich aber auch an den Geist seiner Geliebten denn sie ist ein hochgebildetes Frauenzimmer) und ergeht sich in seinen Liebesbriefen zugleich in Kunstkritiken. Er ist Enthusiast für das ewig Schöne und Tadelnd des vergänglich Modischen. „Es ist wirklich zu toll, schreibt er, was für Unsinn im Publikum geredet wird! Da höre ich z. B. neulich mit dreister Stimme aussprechen, Linda Huld gäbe die Donna Anna deßhalb nicht vorzüglich und nicht gern, weil die Leidenschaftlichkeit dieser Spanierin ihrer edeln rein weiblichen Natur zuwider wäre. Also die überirdisch edel hinfliegende Donna Anna, diese „jeder Zoll eine Königin" sollte der hohen Weiblichkeit einer Künstlerin unharmonisch sein, und dagegen die aus niedrig leidenschaftlichem Schmutz und süßlicher Empfindungsmilch ungeschickt zusammengeneteten Tongestalten der Norma und Amina harmonisch? Nein, das ist nicht wahr! Sonst hätte ja jener Prinz Recht mit seiner femme de chambre endlich anchée. Vielmehr glaube ich, das Unglück der Künstlerin ist musikalische Verbildung; sie kennt vielleicht nicht einmal die Ixhigenia des Gluck, für welche Gott sie geschaffen hat. Die Geschmacklosigkeit des Publikums, welches, wie ein entnervter Wollüstling, von der Bellini-Musik, dieser empfindenden Lustdirne, sich zu der ihm einzig noch möglichen Gefühlspotenz aufregen läßt, diese fade Unsähigkeit unserer poesielosen Zeit, sie hat, wie eine ansteckende Pestkrankheit, auch die arme Linda erfaßt, und nun ringt der in ihr wohnende Gott danach, auch einen Ausfahrten rein und schön erscheinen zu lassen, denn er, der Lichtgeborene, kann nie die ausstrahlende, umleuchtende Macht verlieren; aber einem gesunden Auge kann er nicht lange mit täuschendem Glanze jene schwarzen Pestbeulen überdecken, welche freilich die blinde Unsähigkeit des Selbstvertrauten nicht wahrnehmen mag. O höre, du schöne Gefallene, höre den aus treuer Seele auftreigenden Ruf! Verlasse das kranke Haus alltäglicher Zimmerlichkeit und erstrige die Stufen des heiligen Tempels göttlicher Kunst, als einzig ihr geweihete Priesterin Opfer zu zünden den Unsterblichen." — Nicht wenig seltsam erscheint aber bei dem reisenden Enthusiasten die Zerstreutheit, in welcher er seiner aufs innigste geliebten Rosa alle die Schönen beschreibt, die in ihrer Abwesenheit auf ihn Eindruck gemacht haben. Es ist doch nicht natürlich, einem jungen Mädchen, das man liebt, die Selbstverläugnung zuzumuthen, ohne alle Eifersucht diese

Digitized by Google

Parade von bunten Irwischen flüchtiger Hexenzusammen an sich vorüberziehen zu lassen. Man höre, wie feine Kunstbegeisterung abschweift. „Da trat sie hervor — die soll klein seyn, diese hohe breite Gestalt mit ernstem Adel in jeder Bewegung, geschaffen zur Iphigenia? Sie stand unter der Eiche und begann von da aus zu singen; ich war ungemein gespannt und zu ihren Gunsten aufgeregt, aber ich wurde wieder kalt, denn ich hörte zwar wunderschöne Töne, aber nur Menschengesang; sie sang von unten hinauf; der Götteregesang kommt von oben herab. Verstehst Du mich recht, liebe Rosa? Wenn Sabine Heinsetter — es ist freilich lange her, daß ich sie gehört habe — den Mund öffnete, so stieg ein Gott, den man sonst kaum in ihr spüren mochte, vom Himmel nieder und sang aus ihrer Brust heraus, und es klang, als käme der Gesang direkt aus einer höheren Welt herunter, von Oben zu uns glückseligen Sterblichen herab, die wir, ihn zu hören, begnadigt waren. Diese Harmonie des Organismus, welche den Gott unmittelbar niederzieht, scheint Linda Hubl nicht zu haben; das verrathen auch schon die nicht ganz edlen Formen ihres Profils; aber wenn sie Dir ihr vollmundwolches Oval ganz zuwendet und dann die himmeteinen großen Augen aufschlägt, welche dunkelblau erglänzen, wie das neapolitanische Meer — ja dann ist freilich Alles auf! Und dieser göttliche Augenaufschlag ꝛc.“ Das alles mag Rosa lesen und soll nicht eifersüchtig werden? So werden aber noch mehr andere Schönen von ihm beschrieben: „So will ich Dir also nur ganz kurz berichten, daß die junge Engländerin eine schlanke Gestalt hatte, blaue, runde Augen und ein Mündchen wie eine Kirsche ꝛc.“ Ein andermal beschreibt er ihr, wie er in der Galerie eine wunderschöne Dame getroffen habe und ihr wie ein Narr nachgelaufen sey, in der Meinung, wohl gar einigen Eindruck auf sie gemacht zu haben, bis er erfahren habe, sie sey eine reisende Prinzessin, hoch erhaben und unnahbar. — Diesen Briefen des Enthusiasten sind einige glühende Gedichte angehängt, unter denen und das, welches am meisten objektiv ist, am meisten anspricht. Es ist eine ausgezeichnet wahre und schöne Schilderung einer Medusenkopfs. Die Medusa spricht:

Du bebst dem starren Blick? Du zitterst, fliehst entsetzt
Und fühlst im Busen vom Schlangenzucken Dich umwunden,
Zu Stein gebannt? So steh' und höre mein Klaggelichte!
Ich war einst schön, auf weißer Meeresinsel schön,
Die Schönste in der schönen Schwestern Chor; doch kalt
Und schreckengroß wie Du, bis mich durchglühend, nah'te
Poseidon, und ich entschlief im Liebesarm
Auf weichem Wellenbette meergewalt'germ Gott.
Da schlug der harte Perseus in der Pallas Schutz
Das wehelos hingestreckten Leibes süße Ruh
Und raubt' erwärmten Gliedern ew'ge Lebenskraft! —
Ein graues Todenbild leh' ich fortan im Schrecken;
Mir ist der Ringellocken aufgelöste Lust,
Die nächtig flatterten von weißer Stirn zur Brust,
Verstellt in schwarzer Schlangen fruchtbar wimmelnd Drohn;
Doch, den des Lautenschlägers rein Liede mir gezeugt,
Mit Abwehrkraft erhob sich Pegasus zum Licht!
So stürmt aus tiefem Schmerz ernüchtern Geschöpfes
Der Dichtung Roß in flammenfreiem Flug empor.
Drum schone nicht die graufe Larve, blicke still
Dem Weh in's Auge; ihm entlockt sich das Gedicht.
Die Mutter fliehet, der Sohn frohlit auf zu Himmelshöh'n,
Denn nie kann Gotteskraft, nie Schönheitsluft vergeh'n!

Wie die erste Novelle mit Musik, so beschäftigt sich die zweite mehr mit Malerei. Sie trägt die Ueberschrift: „der breite Blick.“ Ein alter grämlicher Kunstenthusiast ruft aus: „Ei was schweren mich Düsseldorfer, oder Münchener, oder Dresdener Pinguine! das ist Alles ein Schwarm, lauter miserable Fettgänse mit Sperlingsflügeln, die sie nicht vom Boden heben können! Was? Ihr wollt Künstler seyn und könnt nicht schauen? Sehet nur immer aus Eurem kleinen Ich heraus mit elenden spitzen Blicken? Ehe Ihr nicht den breiten Blick habt, der die erschienende Schönheit in sich aufzunehmen vermag und wiedergugeboren, eher — ꝛc.“ Näher wird uns der breite Blick erst kündigt durch ein Beispiel. „Als ich zuerst vor das Bendemann'sche Bild hinrat, sah es mich an mit so tiefem innigem Gefühl, daß ich in eine Art von Verliebtheit gerieth und keine Mängel daran wahrnahm. Dann aber kam eine feine Gesellschaft heran, um auch das Bild zu betrachten. Eine Dame sah durch die Lorgnette und sagte: das rechte Bein des Hirten ist falsch gezeichnet; überhaupt hat er keine Knochen, zu breites Fleisch; ach, und das sollen Schafe seyn? Die hat er wohl in Nürnberg auf dem Markte gekauft? Ihre begleitenden Kavaliere lächelten beifällig und bewunderten das scharfe Urtheil der Schönen, welche matte Augen im Kopfe, aber glänzende Edelsteine am Halse trug; ich aber schämte mich, daß ein solches Geschöpf mich erst an die Fehler des Bildes hatte erinnern müssen, und vergaß in meinem Aerger darüber die ganze Musik, die es so eben in meiner Seele gespielt hatte. Siehst Du, sagte der Blonde, das Dämchen hatte den spitzen Blick, von dem der Alte redete sprach; Du selbst aber schautest von Anfang mit dem breiten Blick, dem innren Künstlerauge, welches angeboren seyn muß und nicht durch Studium erlangt werden kann, wie die sogenannte Kennerschaft; deßhalb wurdest Du von dem tiefen Gemüth des ganzen Kunstwerkes gerührt, während jene Brillenprinzeß nur das rechte Hinterbein und die steifen Schafe sah. Was übrigens diese letzteren betrifft, so behauptete neulich ein Gutsbesitzer, mit welchem ich das Bild betrachtete, seine Merinolämmer sähen gerade so rundhüftig aus und stünden gerade so steif und breitbeinig da, wie das Lamm im Vordergrunde. Ich glaube fast, die meisten Kritiker kennen Schafe nur aus den niederländischen Viehstücken, auf welchen das gemeine norddeutsche langwollige Bauernschaf dargestellt ist. Natürlich müssen nun die Bendemann'schen Schafe unnatürlich seyn, weil er nicht dieselbe Schafrace gemalt hat, welche jene Stubenmenschen auf Bildern zu sehen gewohnt waren.“

Die dritte Novelle „eine einzige Liebe“ ist eine wirklich gut durchgeführte und abgerundete kleine Geschichte, die noch reizender seyn würde, wenn der Dichter das Komische darin noch mehr markirt hätte. Der Held der kleinen Erzählung ist ein verliebter Narr, der von einem schönen Mädchen nur eben hört, als er ihr auch sogleich nachläuft, sie den ganzen Tag verfolgt und ihr am Abend noch zu guter Letzt ein Ständchen bringen will, aber durch das schauerliche Geblöck des Nachtwächterhorns verscheucht wird.

Auch in der großen Erzählung, mit welcher der zweite Band beginnt, hätte das Komische stärker hervorgehoben werden sollen. Herr von Reudell geht hier auf der Manier der Kreisleriana von Callot-Hoffmann mehr in die Jean Pauls über und sein Abschreiber Bürenstein wäre den besten komischen Gestalten Jean Pauls gleichzusetzen, wenn der Humor lebhafter wäre. Ein schlechter Schreiber wird er von der Person des reisenden Dichters, dem er abschreibt, angetracht, folgt ihm auf seinen Reisen und kommt dadurch zu Verwandten, die er sonst nie gekannt haben würde, was nun aber auch auf den Dichter glücklich zurückwirkt, indem der Schreiber ein Buchhändler wird und nun die Werke seines verehrten Patrons, die vorher keinen Verleger fanden, drucken kann. Die nettesten komischen Motive. Aber sie hätten rein für sich bleiben, es hätte nicht so viel sentimentale Romantik eingemischt werden müssen. Die tragische Erscheinung eines wunderschönen und etwas mystischen, für ihren Stand viel zu

Digitized by Google

edel gehaltenen Harfenmädchens, die einem Verbrecher unverbrüchlich treu bleibt, paßt nicht wohl zu dem heitern Dichter und zu seinem gewöhnlichen Schreiber. „Muß ich denn immer, ruft der reifende Dichter in Bezug auf jenes Harfenmädchen mit dem Tone der Verzweiflung, das Schöne nur dazu finden, um es augenblicklich wieder zu verlieren! Dieses herrliche Weib, so einfach, so edel, so klangreich, dieser Edelstein, den ich in das reine Gold einer ewigen Liebe fassen möchte, um ihn, so lange ich athme, am Herzen zu tragen, dieser Kaufunfeligang der glühendsten Weiberteure, in den ich meine durstige Seele ganz untertauchen möchte zu seliger Genesung von allen menschlichen Schmerzen, o all' diese Wonne des vollkommensten Leibes, all' dieses Himmelsglück des schönsten, tiefsten Gemüthes, wem blühet alle diese Wunderpracht? Einem rohen finsteren Verbrecher? dessen wilde, rachelustige Brust gar nicht fähig seyn kann, dieses melodisch klare, heilig bezaubernde Madonnenbild im trüben Spiegel ihres mordbrütenden Inneren aufzunehmen und treu zu bewahren! Wehe, wehe, warum mußte ich wiederum einen solchen Frevel erleben, eine solche Wegwerfung des Schönsten, das die Natur hervorgebracht! Ist es denn wahr, daß die Rosen nur blühen, um von den Käfern zerfressen zu werden? O schäme dich deiner Werke, finster waltende Vernichtungsmacht, bitter täuschende Gebärerin! Warum schuft du mich zum Anschauen deiner ewigen Gräuel, du entsetzliches Leben, du schauderoller Tod, du unendliche Kette von Blühen und Verwesung!"

Dann folgt „Noch etwas über Musik," der Versuch einer Uebersetzung der Töne in Worte, Beethovens neunte Symphonie in D-moll. „Erster Satz. Mit dunkeln breiten Fittigen ist die schnelle Nacht herausgezogen über ein hohes Waldgebieg, welches mit seinen schwarzen Armen die stillglänzende Meeresbucht umfaßt. Da stürzt unter sanften, schwellenden Aeolsharfenklängen aus den purpurblauen Wellen herauf rosig und rund die volle Mondesscheibe. In ihr ruhet sanftleuchtende Selene, die stille Göttin, welche auf goldenem Wagen die Nächte durchwandelt; aber schon zeigt sie erwachend ein anderes Seyn. Als tosende Reimis bricht sie die Scheitel des schroffen Gebirges, und feurdig rauschen Nymphen heran, ihr zu folgen auf nächtigen Pfaden, wenn die Waldestönigin hochgeschützt des flüchtigen Wildes sich freut. Wieder Aeolsharfen! Ja, mit mildem, vollem Glanze blickt Selene auf Meer und Waldgebieg herab; ihre leuchtenden Augen beschienen den schönen Endymion, jenen sterblichen Jüngling, der dort auf der Waldwiese unter den Myrthenbüschen in süßen Liebesträumen ruht. Und seine Träume spiegeln sich im Auge der Göttin; sie versinkt in verschämendes Schauen. Da wendet sie stolz das Haupt: „Dem elenden Streblichen meine Gunst? Auf zur Jagd, ihr Freundinnen, auf!" Noch einmal wendet sie den Blick zurück; wie rührend umdämmern ihre sanften Strahlen seine Schönheit! — ja, schon schenkte die Göttin ihm die volle Huld ihres Herzens, aber noch will sie selber es nicht glauben; in tieferes Waldesdunkel flieht sie fort, ihr folgen die schnellen Gespielen. Doch nicht ferut sie die Jagd, denn jene Träume umschweben ihr Busen und Haupt; zur Erde wirft sie den silbernen Bogen, und im Nachthau kühlend die ungewohnte Gluth der jungfräulichen Glieder, ruht sie am Rande der duftenden Frühlingswiese unter hohen schwarzen Cypressen, Tanz und breiteres Spiel fordert sie von ihrer hurtigen Schaar. — Zweiter Satz. (Tanz der Nymphen). Hört ihre? — Stellt euch! — auf denn! — Sieh nur die schwebenden, lebendigen, werbenden, neigenden, schweigenden, Reigenverbundenen! wie sie sich fliegend in flüchtigem Rettungs über die Wiesen und Büsche im Mondenglanz reigend schlängeln wie Blumengewinde, lockige Köpfchen, hellgrüßende Augen und leuchtende Wangen, wirbelndes Prangen harmonischer Glieder; wie sie verschwinden, so stehen sie wieder, immer die alten und immer doch neu, göttlicher Ursprung entfaltet sich frei ꝛc."

Möge dieß genügen, um das ausgezeichnete Talent des Herrn von Keudell zu bezeichnen. Wir würden sehr bedauern, wenn er sich nicht doch am Ende bequemen wollte, als Novellen- und Romandichter dem epischen Charakter dieser Dichtungsarten mehr Rechnung zu tragen, als bisher. Wir glauben nicht etwa blos, daß ihm alsdann bald mehr Anerkennung seiner bedeutenden Dichtergabe gezollt werden würde, sondern daß er auch für sein unterhaltendes Theil besser sorgen würde. Die vornehme Bequemlichkeit ist die gefährlichste Klippe der Meisterschaft, der immer Strenge gegen sich selbst einwohnen soll.

Auswanderungsangelegenheiten.

Deutsche Auswanderung und Kolonisation. Herausgegeben, bevorwortet und mit Zusätzen begleitet von Prof. Dr. Wappäus. Leipzig, Hinrichs, 1846. Erste Fortsetzung: Deutsche Auswanderung nach Südamerika (Rio de la Plata). Daselbst 1848.

Wie so vieles, was bisher nur frommer Wunsch geblieben, jetzt zur Ausführung drängt, so auch die förmliche Organisation einer massenhaften Auswanderung. Allein die Schwierigkeiten sind groß. Wenn auch die deutschen Regierungen jetzt zu dem willig sind, was sie bisher verfäumt, nämlich zu einer Unterstützung der Auswanderung und zu einer Beschäftigung derselben, so weit ihr Ansehen reicht, und wenn andererseits auch Gesellschaften mit vielleicht großen Mitteln sich bilden, um eine geregelte Auswanderung in Gang zu bringen, so ist man damit noch lange nicht am Ziele.

Wir dürfen behaupten, diese Angelegenheit sey noch niemals auf eine gehörige Weise und in nationalem Sinne behandelt worden. Bisher hat nur das Mitleid mit den einzelnen armen und hülflosen Auswanderern oder die Sorge und der Drang, nur überhaupt den Ueberfluß der Bevölkerung bei uns los zu werden, bei der Berathung dieser Sache vorgewaltet, und man hat nicht in Anschlag gebracht, was für ein welthistorisches Moment darin liegt, wenn eine leiperlich und geistig ausgezeichnete, tapfere, fleißige und hochgebildete Nation, wie die deutsche, in dem Fall ist, jährlich wenigstens 200,000 Menschen entbehren zu können, um damit zu kolonisiren. Bekanntlich waren schon unsere Vorfahren in diesem Falle. Deutschland war immer übervölkert, der Boden hörte immer bald auf, dem in wenigen Generationen stark vermehrten Volke zu genügen. Daher die Völkerwanderungen, mit denen die Geschichte unseres Volkes beginnt, das Ueberströmen unserer Uebervölkerung in die keltischen und römischen Gebiete, im Süden und Westen, später in die slavischen und finnischen Gebiete im Osten und Norden. Damals waren die Männer, welche Deutschlands Geschicke lenkten, nicht verlegen, wo sie mit der Uebervölkerung hin sollten. Die Ueberzähligen zogen in bewaffneten Schaaren aus und eroberten sich das Land, dessen sie bedurften. So wurde Deutschland groß, so wurde das Volk ausgebreitet, ohne sich zu zerstreuen. — Einzelne Theile des großen germanischen Stammes dehnten später die Auswanderung in fremde Welttheile aus. Holländer und Engländer gründeten große Kolonien, in welche denn auch wir Deutsche bis auf diesen Tag zahlreiche Zuzüger gesendet haben und senden. Aber es ist schon längst mit Bedauern bemerkt worden, daß es die Holländer nicht verstehen, sich des deutschen Zuzugs zur Erhaltung und Vermehrung seiner Kolonien zu bedienen,

Digitized by Google

daß es dieselben vielmehr lieber zu Grunde gehen läßt, und daß andererseits in den englischen Kolonien der Deutsche seine Nationalität verliert. Man hat daher häufig den Wunsch vernommen, die deutschen Regierungen möchten zusammenstehen, um den deutschen Auswanderern irgendwo eine unabhängige rein deutsche Kolonie zu erwerben, die entweder noch mit dem Mutterlande zusammenhängen oder wenigstens einen reinen deutschen Staat bilden müßte. Allein Herr Wappäus bemerkt mit Recht, daß dazu lediglich keine Aussichten vorhanden. Ohne eine Marine kann man auch keine Kolonien haben. Holland und Belgien müßten erst wieder mit Deutschland vereinigt seyn, dann ließe sich von der Sache reden.

Inzwischen will doch der Verfasser die Auswanderung nach Amerika nicht beanstanden. Er empfiehlt besonders Südamerika. „Im Norden von den Provinzen Santa Fe und Santiago und im Osten von Tucuman und Salta dehnt sich eine ungeheure, noch wenig bekannte Region aus, welche mit dem Namen des Gran Chaco bezeichnet wird. Es ist das ein Territorium, dem ganz Deutschland an Größe gleich, mit einer prachtvollen Vegetation bedeckt, welches aber kaum noch von einigen Reisenden, die in daselbe einzudringen gewagt haben, besucht worden. Im Jahr 1842 durchkreuzten es fünfzig Einwohner von Corrientes, welche vereinigt von Tucuman auszogen, in zwanzig Tagen, und obgleich diese große Anzahl von Männern, weil sie nach einer Niederlage vor ihren Feinden plötzlich flohen, keine Provisionen mit sich führten, so kamen sie doch ohne Verlust eines einzigen Menschen in Corrientes an, indem sie sich auf ihrem Zuge von den wilden Früchten, den Fischen der Flüsse, den vorhandenen Thieren und den Vögeln, welche sie mit ihren Feuerwaffen erlegten, ernährten. Wenn der Strom der Einwanderer sich nach den Ufern des La Plata in hinreichender Stärke wendet, nicht allein um die schon bevölkerten Theile zu füllen, sondern auch um entfernitere Ansiedlungen zu unternehmen, dann werden sich neue Provinzen, ja ich sage neue Staaten in den Regionen bilden, welche jetzt die Einöden des Chaco genannt werden. Und dieß ist kein weit hinaussliegendes Ereigniß. Einöden waren vor zwanzig Jahren die Länder, welche in Nordamerika westlich von den Rocky-Mountains liegen und welche jetzt bevölkerte und reiche Staaten bilden; Einöden waren die Ufer des Mississippi und heute strömen sie über an Bevölkerung. Dasselbe Einwanderern aller Nationen. Die Kolonisation in den Ländern des Rio de la Plata wird vornehmlich den schiffbaren Flüssen folgen. Nach der Einmündung beider Ufer des Plata an seiner Mündung werden sie den Parana hinaufsteigen, welcher zum Paraguai führt. Durch den Gran Chaco fließen außer diesem zwei große schiffbare Ströme, welche von Bolivia herabkommen, dessen Gouvernement gegenwärtig alle denkbaren Anstrengungen macht, eine europäische Bevölkerung nach den weiten, aber dünn bevölkerten Landstrichen dieser Republik herbeizuziehen. Die Bevölkerung, welche nach Bolivia zieht, muß nothwendigerweise die Flüsse Berwero und Pilcomayo hinaufsteigen, deren Beschiffung gegenwärtig versucht wird. Es liegt im Interesse jener Republik, einen Kommunikationsweg zum Rio de la Plata für die reichen, mannigfaltigen Produkte zu eröffnen, welche sie in Fülle erzeugt, welche aber gegenwärtig wegen der Schwierigkeit ihres Transports zum Meere werthlos sind. Zur Erlangung dieses Resultats muß die Regierung die Ausbeutung an den Ufern des Pilcomayo befördern, damit der Waarentransport die Sicherheit und die Mittel finde, unter welche er auf einem Wege von hunderten von Meilen nicht ausgesetzt werden kann. Die Phantasie verliert sich bei der Betrachtung, welch eine Bevölkerung jene Länder aufnehmen, wie viele blühende Städte da entstehen können, wo jetzt nur Unkräuter (malezas) wachsen, wie viele Familien, die gegenwärtig in Deutschland in Mangel und Elend leben, dort auf das glücklichste fortkommen und sich zum Wohlstand erheben würden mit der Hälfte der Arbeit, welche sie gegenwärtig leisten müssen, um nicht vor Hunger zu sterben."

Ja der Verfasser zweifelt kaum, daß es der germanischen Race, sey es von Nordamerika herüber, oder unmittelbar von Deutschland her, vorbehalten sey, die romanische in Südamerika eben so aufzuzehren, wie es schon in Canada und Louisiana in Nordamerika der Fall war: „Es ist bemerkenswerth, sagt er im zweiten Heft S. 50, daß die bedeutendsten und patriotischsten Hispano-Amerikaner, wie z. B. der Verf. dieser Denkschrift über Bolivia und der Verf. der obigen Abhandlung über die La Plata-Provinzen in der Ueberzeugung übereinstimmen, daß die spanisch-amerikanischen Republiken nicht durch ihre eigene spanische Bevölkerung, noch durch Einwanderer romanischer Race zu einer naturgemäßen Entwicklung kommen können, sondern dazu der Hülfe von Einwanderern aus dem nördlichen Europa vorzüglich deren germanischen Stammes bedürfen. Ja, es gibt Männer in jenen Ländern, gründliche Kenner derselben und denen es wahrhaft Ernst ist mit ihrer Vaterlandsliebe, die der Ueberzeugung leben, daß die Bevölkerung spanischer Race in Südamerika zu einem allmähligen gänzlichen Verschwinden bestimmt ist und daß die germanische Race über kurz oder lang entweder durch Eroberung oder durch Einwanderung in den alleinigen Besitz der Länder des ehemaligen spanisch-amerikanischen Kolonialreichs kommen wird." So schnell wird sich die Sache wohl nicht machen, allein es wäre in der That der Mühe werth, den Versuch zu machen, ob nicht auf diesem südamerikanischen Boden die deutsche Race reiner und selbstständiger zu erhalten wäre, als unter den Yankees.

Inzwischen glauben wir nicht, daß der Hauptstrom deutscher Auswanderung noch lange die westliche und überseeische Richtung beibehalten wird. Wir vermuthen und hoffen vielmehr, er werde sich wieder mehr ostwärts wenden und die Donau nachgehen. Dort haben wir alles zu gewinnen, aber vorher alles zu verlieren. Wenn es irgend zu einer deutschen Einheit, wenn auch nur Vereinigung in Deutschland kommt, so muß Oesterreich der ganze Schwerpunkt deutscher Politik fallen.

Aber auf einem so hoffnungsreichen Wege sind wir noch nicht. Die Sonder-, die Parteiinteressen sind noch zu mächtig, und leider könnte man auf unsere heutigen deutschen Zustände fast anwenden, was General Rosas in einer merkwürdigen Zuschrift über die argentinischen sagt. „Nicht einen Augenblick würde der Unterzeichnete schwanken, den hohen Posten, auf den er berufen wird, anzunehmen, wenn er auch nur irgend eine Möglichkeit entdecken könnte, denjenigen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, welche dadurch von ihm erheischt werden, zu genügen. Er hat aber den Herren Repräsentanten den furchtbaren Anblick des Chaos vorgeführt, den das Land darbietet, und ihnen vorgestellt, daß sein schwacher Blick (vista debil) kein Mittel, keine Elemente zu entdecken vermöge, vor der Hand jenem Chaos eine regelmäßige Gestalt zu geben, wegen der Gespaltheit der Meinungen und des ungestümen der Privatinteressen und der persönlichen Prätensionen, welche die Unstätigkeit unserer inneren Zeiche zu erzeugen gewußt hat und wegen der großen Gewalt, welche jene über uns Alle dadurch gewonnen haben, daß sie völlig das Ansehen der Gesetze vernichten und alle Stützen der Regierungsmacht zerstörten." So könnte auch unser Reichsverweser reden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 83. Donnerstag den 23. November 1848.

Deutsche Alterthumskunde.

1) Beitrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer. München, Kaiser, 1848.

Eine große Sammlung örtlicher Volkssagen aus Bayern, die sich auf das älteste deutsche Heidenthum zurückführen lassen. Sie sind nicht nur mit dem größten Fleiße unmittelbar aus dem Munde des Volks gesammelt, sondern so unter einander verglichen und zusammengestellt, daß sich daraus auf überaschende Weise die weite Verbreitung bestimmter mythischer Vorstellungen ergibt.

So sind z. B. auf mehr als 200 Seiten aus einer erkaunlichen Menge Ortschaften die unter einander übereinstimmenden Sagen von den drei Schwestern zusammengestellt. Wir geben hier nur das Ueberschtliche. „Ein natürlicher, oder künstlich erbauter Hügel an einer Quelle, einem Brunnen, Bache, Flusse, in einem Sumpf, ein vorgeschobener Berggrücken, ein aus Sumpf, oder einem See hervorragender Berggipfel, ein Felsen, birgt enge, räthselhaft verschlungene Gänge. Sie sind entweder wirklich, oder nur der Sage nach, vorhanden, nach welcher sie meistens weit entfernte Orte mit einander verbinden. Die hier angefügten Abbildungen der theilweise untersuchten unterirdischen Gänge in Reichersdorf, Mergentau, Rockenstein und Almering, so wie die theilweise noch zugänglichen und untersuchten in Oberigling, Unberacken, Etting, bei Gunzenhausen und bei Schwarzach, lassen entnehmen, daß bei ihrer Anlage ein bestimmter Typus befolgt worden ist. Bei Nachgrabungen findet man in diesen Hügeln, oft in geringer Tiefe unter der Oberfläche des Bodens, Brandstätten mit Trümmern von Urnen und andern Gefäßen, selten ganzen Urnen, mit Ringen von Metall, Lanzen-, Schwert- und Messerspitzen, mit Pfeilen, Korallen, Knochen von Thieren, meistens der Köpfe, mit Hohlziegeln, Nägeln u. dgl. In diesen finsteren unheimlichen Irrgängen werden, nach der Sage, drei Jungfrauen durch Zauber festgehalten, und harren auf Erlösung. Sie sind einst mit ihrem Schlosse in die Tiefe versunken. Am Tage der Sonnenwende, oder zu heiligen Zeiten, erscheinen sie hintereinander gehend, zwei weiße voran, etwas zurück die dritte, weiß bis zum Gürtel, abwärts schwarz, von einem schwarzen, fürchterlichen Hunde begleitet. Sie seufzen und wollen erlöst seyn; der Glückliche würde einen großen von einem Hunde, oder dem Teufel bewachten Schatz zum Lohne erhalten, könnte er die Gefahren bestehen, und wären die Blendwerke nicht so schrecklich, daß ihm aller Muth in dem Augenblicke schwindet, wo er sich dem Ziele am nächsten wähnt. — Die bald weiß halb schwarze der drei Schwestern vom Lambrechtofenloch beträgt die blinde Schwester bei der Theilung des Schatzes; eben so die halb weiß, halb schwarze wilde Frau vom Frauenloch bei Niederheining. — Die zwei weißen Jungfrauen vom Oderg sind selig, die schwarze aber ist des Teufels. — In der Sage vom Schloßberg bei Wolfratshausen sind es zwei blinde Schwestern, welche von der dritten halb schwarz, halb weißen bei der Theilung des Schatzes übervortheilt werden; deßwegen peitscht sie der Teufel jeden Tag, bis die Fetzen von ihr hängen, und wirft sie Nachts 12 Uhr in ihr Bett, wo sie augenblicklich wieder ganz wird. — Nach einem tiefen Zuge des Alterthums werden die drei Schwestern spinnend gedacht; sie spinnen und weben das Schicksal. Auch in dieser Beziehung haften noch Spuren an unseren Denkmälern: vom Hargenstein nach der Grenbleg, vom Jungfrausöchl nach den Stausen spannen die drei Jungfrauen ein Seil; „die Bös bindet auch an ihr Seil!“ war Drohung gegen unfolgsame Kinder, welche die Heid und ihr Seil sehr fürchteten. Fran von Donnersberg hatte ein Stück Leinwand, welches von den zwei guten Jungfrauen gesponnen und gewoben war, und sich in der Familie vererbte. Wer sie darum bat, dem gab sie ein handgroßes Stück, welches, unter das Bettuch gelegt, die Geburt erleichterte. — An den Frauenlöchern bei Berchtesgaden, an dem Frauenloch am Stausen hängen die wilden Frauen ihre Wäsche auf; sehen das die Leute im Thale, so sagen sie: „nun gibt es schenes Weiter, die wilden Frauen haben ihre Wäsche aufgehängt.“ — Vom Karlstein nach dem Thurm Amring haben sie eine lebende Brücke. — Sie spielen und langen auf dem von einer Spitze des Engelsberg zur andern gespannten Seile. — Auf dem Falkenstein bleichen sie ihren schönen Linnen im Mondschein. — Auf dem Schloßberg bei Grünwald erscheinen sie spinnend mit dem Rocken an der Seite. — Sie spinnen im Keller zu Deisenhofen, singen und spinnen in dem Keller zu Finsing, und Schatzgräber sagen in dem Kreßeberg liege ein goldenes Spinnrad. — Das Reckabrl schwimmt auf dem Tegernsee. — Die fleißigen Spinnerinnen, welchen die Spindel in den Brunnen fällt, werden in die Tiefen hinabgezogen, und kehren belohnt zurück. — Faulen Spinnerinnen wird mit der verwunschenen Frau gedroht. — In der Kirche in Langengern findet man die drei Schicksalsschwestern auf einem Altarblatte abgebildet; eine spinnt am Rocken, die andere webt. — In Rockenbrunn, bei Seinsburg in Mittelfranken, wird am Kirchweihtage eine Docke auf den Brunnen gesetzt, und ihr ein Spinnrocken, mit grünem Bande umschlungen, angesteckt.“ In vielen Sagen kommt auch ein unterirdischer Hahn vor, dessen Krähen man hört, desgleichen eine Schlange, die den goldenen Schlüssel zum verborgenen Schatz im Maul trägt, und ein schwarze, nur selten weiße, zuweilen auch blindes Pferd, das aus den Berge kommt.

Digitized by Google

Die außerordentliche Verbreitung dieser Vorstellungsweisen und ihr Zusammenhang mit noch vorhandenen unterirdischen Gängen läßt auf einen altheidnischen in Bayern einst allgemein herrschenden Kultus der drei Schwestern einen Schluß ziehen. Herr Panzer hat sich durch die so fleißige Ausmittlung derselben ein großes Verdienst erworben. Schwieriger aber ist die Erklärung. Herr Panzer erinnert mit Recht an die nordische Todesgöttin Hel; wie denn auch wirklich in einer der angeführten Sagen die schwarze Jungfrau Held heißt. Ferner erinnert er an die drei Nornen, die Schicksalsschwestern, die nordischen Parzen. Auch glaubt er die dreileibige Hekate der Alten vergleichend herbeiziehen zu müssen; und auch der Umstand, daß in einigen Sagen jene drei Fräulein sich bei Hochzeiten und Geburten segenbreich erweisen, deutet auf die mütterlichen Erdgottheiten der Alten hin.

Doch ist der Gegensatz der schwarzen zu den beiden weißen Schwestern noch nicht genügend erklärt. In einigen Sagen unterscheidet sich eine der beiden weißen Schwestern noch von der andern durch die Zuthat von etwas Rothem. Sie ist selbst roth oder hat ein rothes Gewandstück. In einigen Sagen kommt ein allmähliger Uebergang vom Weißen zum Schwarzen bei allen drei Schwestern vor; so sind Seite 192 alle drei an Haupt und Brust noch weiß, am übrigen Körper aber schwarz. Man kann bei diesem Farbengegensatz zuerst an den Dualismus des guten und bösen Prinzips denken, aber dieß dürfte nicht genügen, sofern hier eine Dreizahl vorliegt. Bekanntlich wurde der sittlichen Gegensatz des Guten und Bösen in den Mythen fast aller heidnischen Völker auch kalendarisch gefaßt als Gegensatz zwischen dem alljährigen Sommer und dem allgefürchteten Winter, oder, was dasselbe ist, als der Gegensatz zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel. Bekanntlich aber hatten die alten Deutschen ursprünglich nicht mehr als drei Jahreszeiten und diese Zahl, so wie ihre Beziehung zum Sonnenstande dürfte sich in den Farben der drei Schwestern ausdrücken, die wir sonach als Jahresthoren, wenn auch zugleich in der Bedeutung als Schicksalsschwestern zu betrachten hätten. Dabei muß festgehalten werden, daß die drei Schwestern sich vorzugsweise zu Johanni (zur Zeit der Sommersonnenwende) blicken lassen, daß an diesem Tage die Schlüsselblume wächst, der die Schlange den goldenen Schlüssel bringt, der die bisher unsichtbare Thür zu den Schätzen der Erde öffnet, daß an diesem Tage die schwarze Jungfrau allein erlöst werden kann, daß an diesem Tage der auf den Schätzen hockende schwarze Hund gesehen wird, oder ein blaues Feuer, das den Schatz anzeigt, daher man sagt „der Schatz blüht;“ oder daß an diesem Tage der Schatz sich sonnt, d. h. ausnahmsweise ans Tageslicht kommt, während er das ganze Jahr über vorborgen ist. Nun geht aus den unzählbaren Sagen, die in ganz Deutschland, überhaupt im ganzen Westen und Norden Europas in Bezug auf den Johannistag verbreitet sind, unumstößlich hervor, daß man sich zur Heidenzeit gedacht habe, an dem Sonnenwendtage, von wo an die Tage wieder kürzer werden, nehme das Lichtreich Abschied und das Nachtreich gehe auf. Daher in der Johannisnacht die Eröffnung aller Schätze der Erde und das Herausbrechen der Geister (des wilden Heeres) aus der Unterwelt. Daher das Krähen des sterbenden Hahns (des Lichtsymbols) und die Erscheinung des Hundes (Sirius, der Hundsstern, der nach der Sommersonnenwende aufgeht). Kommen nun in den von Herrn Panzer gesammelten Sagen so oft schwarze Fräulein vor, die in dieser Nacht erlöst seyn wollen, so kann darunter wohl nur die Nacht- und Wintergöttin verstanden seyn, deren Reich beginnt, wenn die Tage abnehmen und gleichsam erblinden, wesnit das Erblinden ihrer weißen Schwestern zusammenhängt. Demnach möchte ich in den drei Schwestern zunächst die deutschen Jahresthoren sehen, wenn sie auch, ganz übereinstimmend mit den Nornen, zugleich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder mit den Parzen der Alten Geburt, Hochzeit und Tod bedeuten. Gar lieblich ist die Vorstellung, nach welcher sie bei Hochzeiten unsichtbar singen, in der Gegend von Reichenhall. „Wurde in den nächstgelegenen Dörfern ein Kind geboren, so kamen die wilden Frauen in das Haus und sangen; solchen Kindern prophezeihte man Glück. Bei Hochzeiten, wenn die Braut aus dem Hause der Eltern ging, wurde der Gesang der wilden Frauen gehört; dieses geschah aber nur bei Leuten, welche sie auszeichnen wollten. Als vor Zeiten der Becker von Hausmaning eine Frau von ausgezeichneter Schönheit heirathete, kamen die weißen Frauen zur Hochzeit.“

Merkwürdig ist in diesen bayerischen Sagen, daß die drei Schwestern weniger mit Seen, Quellen und Brunnen, als mit Höhlen und Bergen in Verbindung kommen, während in den seenreichen Niederungen Deutschlands dieselben drei Schwestern meist als Schwanjungfrauen mit dem Wasser zusammenhängen. Der elementare Unterschied dürfte durchaus kein wesentlicher seyn, da es bekannt ist, daß beide Elemente sich auch in der Unterwelt theilen und in den Sagen nicht nur verschiedener Völker, sondern auch desselben Volkes nur aus verschiedenen Zeiten und Gegenden, die Unterwelt bald im Berge, bald unter Meer ist.

Wie außerordentlich tief der Glauben an die drei Schwestern im Volke wurzelte, rebellt aus der Uebertragung derselben in den christlichen Kultus, denn sie wurden wie in Bayern, so auch am Rhein unter verschiedenen Namen als drei Gefährtinnen der h. Ursula bildlich zusammengestellt und als Heilige verehrt. In den Namen finden sich nur wenige Anklänge an heidnische Wesen und ist darauf nicht viel zu geben. Eben so wenig lassen sich die Namen der keltischen matres oder matronae, die häufig in der Dreizahl verehrt wurden und deren Namen h. Schreiber in seiner Abhandlung von den Feen zusammengestellt hat, hier wiederfinden, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß dieser keltische Kultus mit jenem altdeutschen sehr nahe verwandt war.

An einzelnen Oertlichkeiten hegt sich die Erscheinung der drei Schwestern offenbar auch auf das Wetter. So in der Sage vom Hargenstein bei Mente in Tirol. „Der Hargenstein ist ein aus einer Wiese hervorragender Berggipfel. Die Wiese ist sumpfig, und neben dem Hügel war ein kleiner Weiher, welcher ausgefüllt wurde. Hier, sagen alte Leute, waren drei verwunschene Fräulein. Eine derselben hatte einen Bund Schlüssel; ihre Haare waren blond, lang herabhängend und Locke an Locke. Man sah sie oft, wie sie ihre Haare kämmte und weinte. Diese drei Fräulein standen ein Seil von dem Hargenstein (Heiligenstein) bis auf den etwa eine halbe Stunde entfernten hohen Crenberg. Auf dem Seile hingen sie kleine, weiße Tücher auf. Sahen die Leute das Seil mit den weißen Tüchern, so sagten sie: es wird gutes Wetter, die Fräulein hängen ihre Wäsche auf.“ Unter dieser Wäsche sind wohl offenbar weiße Wolkchen oder Nebel zu verstehen, die als Wetterzeichen dienen. Hargenstein ist wohl nicht Heiligenstein, sondern hat den Namen von der Frau Herke s. v. a. Bertha.

Daß die mütterliche Göttin Bertha überhaupt hier zu suchen seyn, erhellt auch aus dem öftern Vorkommen eines goldnen oder rothen oder feurigen Schuhes, den eine der drei Jungfrauen trägt. Das ist der bekannte Gänsefuß der deutschen Göttin. — An die Erdgöttin muß auch insofern gedacht werden, als die drei Schwestern auch über die Ernte wachen und ihnen zu Ehren drei Aehren zusammengebunden werden (S. 60).

Digitized by Google

In einigen Sagen tritt mehr die Erlösung der schwarzen Jungfrau und die Eröffnung der unterirdischen Schätze, in andern mehr das Unglück der weißen Jungfrauen, ihre Erlösung, sogar ihr Tod hervor. Schön ist die Sage von Schweinfurt, wornach die drei Jungfrauen am Johannistage beim Tanz unter dem Volk erscheinen, aber sich bei der Luft verspäten und wehklagend entfliehen, worauf Blut aus der Erde quillt.

Es würde nicht schwer fallen, die zahlreichen Sagen von den drei Schwestern, welche Herr Panzer hier zusammenstellt, noch anschaulich zu vermehren durch Sagen, die anderwärts in Bayern vorkommen, und durch welche das hier von den drei Schwestern Gesagte theils bestätigt, theils auch ergänzt wird. Um nur ein Beispiel anzuführen, so gehört in diesen Sagenkreis offenbar die dreiköpfige Nonne von Guben. Nach Gräves Volkssagen der Lausitz S. 137 befand sich nämlich ehemals auf dem Rathhause in Guben das Bild einer Nonne mit drei beweglichen Köpfen, von denen einer weiß, einer roth und der dritte schwarz war. Sie soll einst das Gelübde der Keuschheit gebrochen und dreimal einen falschen Eid auf ihre Unschuld geschworen haben; das erstemal, heißt es, sey ihr Gesicht weiß geblieben, das zweitemal roth, das drittemal schwarz geworden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Nonnensage eine heidnische Göttersage zu Grunde liegt und daß dieselbe mit den drei obigenannten Schwestern zusammenhängt.

Die Dreizahl der Schwestern bleibt sich durchgängig gleich. Nur selten tritt bloß der Dualismus der schwarzen und weißen Schwester hervor. Einmal, aber in ganz besonderer Beziehung, kommen beide Schwestern vor, deren außerordentlich schöne Sage den echten Charakter einer altheidnischen Mythe trägt. Es sind die sieben Schauerschwestern, von denen man in Niederbayern erzählt, sie hätten gemeinsam die Ziegen gehütet, da seyen beben schöne junge Bittee gekommen und hätten sich mit ihnen verbunden, aber sich vor ihren strengen Vätern verbergen müssen. Die strengen Väter aber kamen und verfolgten die unglücklichen sieben Schwestern mit ihren Kindern und sperrten sie ein, daß sie verhungern mußten. Die jungen Ritter aber wurden mit Ketten an die Mauern gebangen und mußten hören, wie die Schwestern und ihre Kinder drinnen jammerten. „Als betrunkene Bauern, von der Kirchweih nach Hause kehrend, mit ihren Weibern, welche Kuchen und Weiß in ihren Körben trugen, vor dem schauderhaften Ort vorübergingen, flehten die Junker um eine Labung für die schmachtenden im Kerker, aber unter groben Späßen! „die Mäuslein fingen ja gar zu schön," zogen die Bauern vorüber, und tranken vor ihren Augen ein Glas Meth auf die Gesundheit der alten Gutsherrn, und dachten schon, wie sie von Haus und Gut der sieben Jungfrauen Besitz nehmen wollten. Als die Jungfrauen mit ihren Knaben verschieden waren, kamen die alten Trutzherrn, und ließen die Junker los, vermeinend, sie wären jetzt ihres Willens. Daß aber verfahren sie sich, denn die Söhne stelen die Väter zornig mit ihren kurzen Schwertern an; lange währte der Kampf bis alle einander aufgerieben hatten. Da entstand ein furchtbares Gewitter, und der ergrimme Himmel ließ Hagel, groß wie Taubeneier, fallen, daß alles Getreid die betrunkenen, haetherzigen Bauern in den Boden geschlagen wurde, und ihre Geiße und Schafe umkamen, ja! die Ciesteine schlugen durch die Dächer, und tödteten ihre Kinder in der Wiege. — Seit dieser Zeit kommt Hagel und zerschlägt den Bauern das Getreid, weil sie die Nachkommen der Hartherzigen sind, welche den Verschmachtenden Labung verweigerten. Auch hausen von der Zeit die Väter nicht mehr gut mit ihren Söhnen; aber um der Schuld seiner Vorelteren wissen gibt sich der christliche Mann in sein Geschick, denn die sieben Jungfrauen mit ihren Knaben nähren sich von dem verschauerten Getreid; aber sie sind immer hungrig und werden nie satt. Wenn aber ein Bauer bei dem Kornschneiden für die sieben Jungfrauen eine kleine Garbe liegen läßt, wird er vom Schauer verschont. Man heißt sie deßhalb die Schauerjungfrauen. Lassen sich die Ritter kämpfend und mit klirrenden Waffen vernehmen, so ahnt der Bauer für die Ernte nichts Gutes."

Sofern in vielen der vorliegenden Sagen der über dem Schatz wachende Drache getödtet werden muß, um den Schatz zu gewinnen oder die Jungfrau zu erlösen, hängt diese deutsche Sage auch mit der Heldenthum- und Medenmythe der Alten zusammen. Auch diese Mythe gehört der Sonnenwende an.

Darauf deutet sich denn auch ohne Zweifel die sehr verbreitete Sage von den zwölf Welfen. In Bayern kommt nicht nur dieser Name und diese Zahl, sondern häufig auch der Name Hund und abwechselnd die Zahl sieben vor. Eine vornehme Frau gebiert zwölf oder sieben Knaben, läßt nur einen leben und will die übrigen erfäufen lassen, als der Vater dazu kommt und die Knaben rettet, die davon den Namen Welf oder Hund erhalten. Das berühmte Herzeggeschlecht der Welfen, so wie die Grafen Hund sollen daher stammen. Diese Sage ist so außerordentlich verbreitet und an so viele Oertlichkeiten geknüpft, daß sie, gleich der von den drei Schwestern, nicht auf eine geschichtliche Begebenheit, sondern nur auf eine eelligiöse Vorstellung des Heidenthums sich beziehen kann. Unter den zwölf Welfen sind sonder Zweifel die Monate des Jahres zu verstehen und unter der selissamen Geburt die jedes neuen Jahres. Die Siebenzahl aber weist auf die Planeten und Wochentage hin.

Vielfach kommen auch die Sagen vom wilden Jäger mit denen von den drei Jungfrauen in Verbindung. Auch sie beziehen sich auf die Sonnenwende, wie oben schon angedeutet. Denn das wilde Heer ist der Geisterzug der Todten, sofern das Todtenreich in der Sommersonnenwende sich öffnet. Auch zu Weihnachten zieht der wilde Jäger umher, weil in der Wintersonnenwende das wilde Geisterheer heimkehrt und das Todtenreich sich wieder schließt. Wenn man alle verwandte Sagen sorgfältig zusammenstellte und vergliche, würde die heidnische Mythe noch viel anschaulicher werden als sie bis jetzt ist. Herr Panzer hat dieß auf die fleißigste Weise in seiner Zusammenstellung der Sagen von den drei Schwestern bewiesen. Die Zahl der von ihm mitgetheilten Sagen von der wilden Jagd ist nicht so groß, wenn man sie aber ergänzt durch die außerordentlich vielen verwandten Sagen aus dem übrigen Deutschland, so stellen sich alle Züge der Mythe aufs vollständigste heraus. In der vorliegenden Sammlung ist uns vorzugsweise ein eigenthümlicher Zug der Sage aufgefallen, nämlich der Verkehr des heidnischen Todtenführers mit einer irdischen Jungfrau. Man wird an Pluto erinnert, der die schöne Proserpina entführt. Die viel verbreitete Sage von der Lenore, die nur von der Entführung der lebenden Braut durch den todten Bräutigam handelt, erhält hier einen rein mythischen Charakter, sofern der Bräutigam der Gott der Todten, der Führer des Geisterheeres selber wird. Eine solche Sage hat man in Niederbayern vom Odenwiesenwalde. Schon der Name fällt auf. Othin ist der höchste Gott des Nordens und allbekannt als Beherrscher der Geister, deren Heer er in der wilden Jagd anführt, der Odenwiesenwald scheint ihm vorzugsweise, wie auch der Odenwald und der Otilienberg heilig gewesen zu seyn. Die Sage ist folgende. Im Odenwiesenwald lebte Lili, die reizende Tochter eines schwarzen Köhlers, zu der einst ein hoher bleicher Ritter auf schwarzem Roß mit Hunden und Falken sich gesellte. Nach kurzer Bekanntschaft warb er um ihre Hand. Der Ritter wollte seiner Braut erst in der Brautkammer eröffnen, wessen

Digitized by Google

Standes und Abkommen er ſey, und wo er Hof halte. Als nun die Stunde der Mitternacht nahte, da brach ein hölliſches Wetter los; es blitzte und donnerte, und eine wilde Flamme ſchlug vom Himmel in die Köhlerhütte, aus deren Mitte der Bräutigam mit der Braut in ſchneeweißem Gewand auf ſeinem Rappen fuhr, und dann über die Waldbäume durch die Lüfte ſauſte. Der Wehrruf der Maid ward noch lange gehört, die er verklang. Von der Köhlerhütte war keine Spur mehr zu ſehen, und auch der Köhler verdauerte, den Gott wegen ſeines Hochmuthes ſtrafte. Auf dem Platze, wo die Köhlerhütte ſtand, war noch vor mehreren Jahren ein Kreuz; da wechte Abends Niemand weilen. Die Lili ſah man oft mit ihrem Korb voller Beeren bei der Bucht an der Quelle ſitzen, hörte ſie klagen und ſingen mit lieblicher Stimme, und ſie geht heut zu Tag noch. — Der wilde Jäger wurde nachher von Zeit zu Zeit geſehen, wie er in der Nacht bei Mondenſchein mit der jammernden Lili auf dem ſchnauderden Rappen, wie Sturmwind, durch die Lüfte brauste, und wer das wilde Gjoad hört, der ſpricht den Namen Lili, den läßt es vorüber, und kann ihm nicht ſchaden."

Bemerlenswerth iſt Seite 157 die Verbindung des h. Nicolaus mit den drei mythiſchen Schweſtern. Bekanntlich gehört der h. Nicolaus der chriſtlichen Weihnachtsfeier an. Die drei Äpfel aber, die er als Wohlthaten ſpendet, dürften mit den drei Äpfeln des Heraklos in der Heſperidenmythe in einer nicht allzu fernen Verwandtſchaft ſtehen und auf das Winterſolſtitium zu beziehen ſeyn. Auf altchriſtlichen Bildern iſt der Heilige mit ſeinen drei Äpfeln in Verbindung mit den drei Jungfrauen gewahr, bei denen der heimliche Ueſprung nicht verkannt werden kann.

Die große Bedeutung der Sommerſonnenwende in Bayern erhellt auch aus den Johannisfeuern und dem daran geknüpften Aberglauben. Vergl. darüber S. 210 ff. Außerdem zählt der Verfaſſer noch eine Menge ſehr intereſſanter abergläubiſcher Gebräuche in Bayern auf. Einer der bedeutendſten und echt heidniſch iſt der folgende: „Wenn in Niederbayern eine Gattung Getreid, nämlich Roggen oder Weizen, eines Bauerngutes ganz abgeſchnitten iſt, bleibt auf dem letzten Acker der letzte Büſchel ſtehen, am liebſten in der Nähe des Weges, wo es von den Vorübergehenden geſehen werden kann. In die Mitte dieſes Büſchels wird ein Stab geſteckt, dann werden die ſtehen gebliebenen Aehren mit noch anderen abgeſchnittenen um den Stock ſo gebunden, daß eine menſchenähnliche Figur daraus wird. Die ſtehen gebliebenen und beigebrachten Aehren mit dazwiſchen geflochten Feldblumen, werden ſo gebunden, daß Kopf und Hals entſteht. Die beigebrachten Aehren werden je drei Halme zuſammengeflochten; mehrere dieſer Zöpfe zuſammengenommen bilden die Arme der Figur, welche beide Hände auf die Hüften ſtützt. Ein Gürtel trennt den oberen Theil des Körpers von dem unteren; das lange Kleid bilden die ſtehen gebliebenen Halmen. Dieſe Figur heißt man den Aswald. Während die Buſche den Aswald machen, ſammeln die Mädchen die ſchönſten Feldblumen und ſchmücken ihn damit; dann knieen alle im Kreis herum, danken und beten, daß das Getreid wieder gewachſen iſt, und, daß ſie ſich nicht geſchnitten haben. Nach dem Gebete wird um den Aswald ein Walzer getanzt. Alles jubelt und freut ſich. Die Saat wird erhöht, wenn Jemand mit dem Klarinette oder der Schwegelpfeife zum Tanz ſpielen kann. In einigen Gegenden Niederbayerns wird der Aswald nicht mehr mit dieſer Sorgfalt gemacht; die Schnitter laſſen einige Aehren ſtehen, binden ſie zuſammen, und ſchmücken ſie mit Blumen; ſie knieen herum und verrichten ein Dankgebet. Einige machen mit der rechten Hand, ohne die linke zu gebrauchen, mit den drei ſtehengebliebenen Halmen einen Knoten, den ſie mit Blumen zieren. Man ſagt dabei: „das iſt für den Aswald, oder Aswal." Der Aswald iſt aber auch allgemein unter der Benennung Rothhalm bekannt."

Auf den Johannistag fällt auch der beräuchtigte Bilmerſchnitt, das zauberhafte Einſammeln der Ernte auf fremdem Eigenthum: „Will einer reich werden, erzählte ein alter Mann, ſo macht er den Bilmerſchnitt; das geſchieht ſo: er macht mit dem Böſen einen Vertrag, welcher als ſchwarzer Bock erſcheint. Der Bauer ſetzt ſich auf den Bock, und hat am Fuß ein krummes Meſſer, mit welchem er die Halmen ſcharf abſchneidet. Der Bauer erhält ſo durch den Böſen immer mehr Körner. Ein anderer Erzähler läßt den Bauer am Sunend mit einer an die große Zeh gebundenen kleinen Sichel, rückwärts auf dem Bock ſitzend, durch den Acker über Eck reiten."

Ueber den Aberglauben, der ſich auf Pflanzen bezieht, wird bemerkt: „Das Krautkraut, berichtet der Erzähler aus Kiſſingen, hat runde Blätter; au dem Stengel ſteht oben die Kornähre, das Heu, das Omet und die Traube. Es iſt ein Zeigkraut, weil es alles anzeigt, was im Jahre wächſt, und ob die Frucht gut oder ſchlecht ausfällt." Das verdient eine weitere Ausführung. Das in Deutſchland wildwachſende Arum erhebt in einer einfachen Blattſcheide einen braunrothen Kolben (wie die verwandte als Zierpflanze allgemein bekannte Calla in weißer Blattſcheide einen goldgelben Kolben). Unten am Kolben aber ſitzen die männlichen und weiblichen Organe ſammt den Receptacula in drei Ringen. Der obere Ring beſteht aus runden Bläschen mit Haaren, der mittlere aus kurzen viereckigen Staubbeuteln, die unteren aus den runden Griffeln. Einer ſteht aus wie Ähren, der andere wie Himbeeren, der dritte wie Weintrauben. Jenachdem ſie nun im März in geſunder Fülle ſtrotzen oder nicht, ſchließt man daraus auf ein gutes Getreide, Obſt- oder Weinjahr. Derſelbe Glaube herrſcht in Schwaben, wo dem Referenten im März des geſegneten Jahres 1834 ein altes Mütterchen einen ſolchen Kolben mit Verheißung des Jahresſegens brachte. In Schwaben hat ſich auch die ſinnreiche Legende erhalten, auf die ſich der Name der Pflanze bezieht. Referent erfuhr dieſe Legende aus dem Munde des zu früh verſtorbenen Profeſſer Albert Schott, der ſie ebenfalls von einem alten Mütterchen hatte. Wenn ſchon Plinius in ſeiner Naturgeſchichte der Pflanzen den lateiniſchen Namen Arum gibt, ſo bezog das chriſtliche Mittelalter den Namen auf Aaron den Bruder des Moſes und nannte die Kolbe den Aaronsſtab oder die Aaronswurzel. Dieſe Beziehung erhielt aber erſt Sinn durch folgende ſchöne Legende. Als Joſua und Caleb, wie bekannt, im gelobten Land vorausgeſchickt wurden auf Kundſchaft, hatte ihnen Aaron ſeinen Stab mitgegeben, und auf dieſem trugen ſie nun die große Traube und die übrigen Früchte, die ſie aus dem h. Lande mitbrachten. Als nachher Aaron den Stab wieder nahm und in die Erde ſteckte, wuchs auf der Stelle, wo der Stab geſteckt hatte, das Kraut Arum und zeigt an ſeiner Kolbe ſeitdem immer noch die Fülle der Früchte, die an dem Stabe hingen.

Wie begrüßen die Arbeit des Herrn Panzer als eine der fruchtbarſten in dieſen Gebieten des Studiums und können nur wünſchen, daß auch in andern Theilen Deutſchlands durch Ueberſicht und Vergleichung zuſammengehöriger Sagen ſein Beiſpiel befolgt werden möge.

Seite 354 findet ſich ein ſeltſamer Druckfehler. „Nach Herodot wähnen die Mohamedaner," ſoll wohl heißen nach Herbelot.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 84. Dienstag den 28. November 1848.

Altfranzösische Literatur.

Fauriel, Histoire de la Poesie Provençale. 3 voll. Paris, Duprat. Leipzig, Engelmann, 1847.

Das Werk besteht aus Vorlesungen, die Fauriel 1831 und 1832 an der Facultè des lettres hielt, und die nach seinem Tode von unserem berühmten Landsmann Julius Mohl herausgegeben wurden. Ein Anhang enthält einige Mittheilungen aus Fauriels hinterlassenen Papieren. Das Werk beschäftigt sich kaum zu einem Drittel mit der provenzalischen Poesie im engeren Sinne, die zwei andern Drittel sind Streifzüge in andere Literaturgebiete, alle zu dem Zwecke unternommen, des Verfassers Hauptsatz vorzubereiten und zu beweisen, nämlich: daß alle Poesie, alles geistige Leben und Streben des Mittelalters von einem uralten Bildungsherde der Provence, ausgegangen sey. Als Fauriel diese Ansicht zuerst in seinen Vorlesungen anderweitig aufstrach, bekämpften ihn zunächst französische Gelehrte, an ihrer Spitze Paulin Paris, vor Allem bemüht, die frühere Entstehung des nordfranzösischen Epos zu vertheidigen. Eigentlich aber mußten fast alle mittel- und westeuropäischen Nationen Einspruch gegen Fauriels These thun; denn es gibt fast keine, der er nicht aufs Tristigste beweist, daß ihre mittelalterliche Literatur „ein Ablatsch“ (sein Lieblingsausdruck) der provenzalischen sey. Am schlimmsten fahren überall die Germanen, sie sind Barbaren, sie haben nur zerstört, nicht organisirt, den Keim höherer Bildung überall zertreten, ihre größten Dichter Wolfram von Eschenbach, Gottfrit von Straßburg sind bloße Uebersetzer, mit einem Worte: la barbarie (das ist ihm eben das Deutschthum) est essentiellement stérile.

Es ist auffallend, daß die zwei französischen Gelehrten, welche das Meiste für provenzalische Sprache und Literatur gethan haben, Raynouard und Fauriel, beide ihre Hauptthätigkeit nun eine zur fixen Idee gewordene Hypothese concentrirten. Bei Raynouard war dieß die ureomanische Sprache, (langue romane commune), bei Fauriel ist es, wie wir gesehen haben, die geistige Hegemonie der Provenzalen. Beide waren sich im Uebrigen so unähnlich, als möglich. Raynouard war ein Akademiker, sein Maßstab war der klassische, Fauriel war (und diesem Umstande verdankte er seinen Ruhm und seine Professur) ein Romantikee.

Untersuchen wir näher, wie er seine Thesis durchführt, so finden wir das Material, wie die Form seiner Beweise häufig unzulänglich, und sogar manchmal die gröbsten Verstöße gegen längst ausgemachte Wahrheiten. Wir begnügen uns, zwei schlagende Beispiele anzuführen. Wolfram soll seinen Parzival durchaus aus dem Provenzalischen übersetzt haben, weil er gesagt: Kyot ist ein Provenzal, wiewohl er ausdrücklich beisetzt swar er en franzois da von gesprach, und wiewohl die oberflächlichste Bekanntschaft mit Wolframs Werken keinen Zweifel übrig lassen kann, daß die von ihm benannten Vorgänger Nordfranzosen waren. Den Tristan Gottfrits von Straßburg setzt er nach 1250 oder 1260 und macht ihn zu einer Uebersetzung ohne Bearbeitung des Sir Tristrem von Thomas von Erceldoune, von dem bewiesen ist, daß er etwa ein halbes Jahrhundert nach Gottfrit starb, folglich nicht der Themas von Britannie seyn kann, den dieser als seinen (bereits verstorbenen) Gewährsmann nennt. Diese Beispiele ließen sich noch beträchtlich vermehren. Mit einem Worte, es fehlte Fauriel an Besonnenheit und kritischer Schärfe in Untersuchung einzelner Thatsachen und Verfolgung derjenigen meist unmerklichen und zufälligen Andeutungen, deren Verbindung den Faden bildet, an dem die vielfach verwischten und fragmentarischen Bilder der mittelalterlichen Literaturgeschichte aufgereiht werden müssen. Ein zweiter, größerer Mangel ist seine Unbekanntschaft mit mehreren an seinen Stoff angrenzenden Literaturgebieten, zunächst des germanischen, von dem er zwar hie und da spricht, aber mit Geringschätzung und Oberflächlichkeit, dann des keltischen, welches ihm ganz unbekannt schrint, und dafür von ihm mit der Bemerkung abgethan wird, ein positiver Einfluß beschränken auf die romanischen Literaturen sey nicht nachweisbar, wiewohl schon die häufigen Hinweisungen französischer Dichter (z. B. der Marie de France, der Chrestien de Troye) auf bretonische Quellen zur entgegengesetzten Vermuthung hätte führen müssen. Die kymrische und bretonische Literatur ist inzwischen durch die Veröffentlichung der Mabinogien durch Lady Charlotte Quest und durch des Grafen Villemarqué einschlägige Arbeiten auf eine Weise in die mittelalterliche Literaturgeschichte eingeführt worden, die jedem Forscher eine genaue Kenntniß derselben zur entschiedenen Pflicht macht. Wir wissen jetzt, daß der Grundstoff und die ursprüngliche Bearbeitung des ganzen Artus- und Graalkreises, sowie der selbstständigeren Tristansage keltisch ist, und auf dieselbe Weise auf den keltischen Gedichten und Sagen erklärt werden muß, wie das Nibelungenlied aus den altnordischen.

Das Hauptthema nun, welches Fauriel in seinen Vorlesungen verfolgte, und dem er sogar die lyrische Dichtung, in der den Provinzalen ohnehin Niemand den Rang streitig machen wollte, unterordnet, ist die Entstehung und kunstmäßige Ausbildung des Ritterepos bei den Provenzalen. Die nordfranzösischr Epik, behauptet er, habe mit der provenzalischen so große Aehnlichkeit, daß sie ohne Zweifel derselben nachgemodelt und gleichsam ein Ablatsch davon seyn müsse. Ein Haupt-

Digitized by Google

beweis dafür ist ihm unter andern der Roman von Feraabras, der in beiden Mundarten vorhanden ist. Der Abklatsch ist ihm natürlich das Französische, während Diez, dem wir in grammatischen Dingen unbedingt mehr vertrauen dürfen, als Fauriel, das Gegentheil nicht nur behauptet, sondern bewiesen hat. Zwei Hauptgründe gegen den epischen Vorrang der Provenzalen traten freilich erst nach der Zeit, wo diese Vorlesungen gehalten wurden, mit ganzer Schärfe hervor. Erstens der Umstand, daß Jahr um Jahr nordfranzösische Rittergedichte von mehr oder weniger bedeutendem Umfange und offenbar französischem Ursprunge herausgegeben worden, während der Kreis der provenzalischen Epik mit den sechs oder sieben Werken, die schon Raynouard kannte und die sich mit den nordfranzösischen weder nach dem Reichthume des Stoffes, noch der Kunst der Behandlung messen können, abgeschlossen scheint. Fauriel müßte diese Armuth seiner Provenzalen zugeben, aber er suchte sie damit zu beschönigen, daß er überall nur Uebersetzungen aus dem Provenzalischen fand, und wo dieses nicht anging, aus einzelnen Anspielungen der Troubadours auf Personen der verschiedenen Sagenkreise das Vorhandensein kunstmäßiger Epen im Provenzalischen folgerte. So erfindet er eine Tristandichtung, weil 25 Anspielungen auf die Tristansage in den Lyrikern vorkommen, die nebenbei gesagt keine andere Züge enthalten, als die in den französischen Bearbeitungen vorkommen. Wie oft wird Tristan nicht in französischen Gedichten und Romanzen angeführt, zum Theil mit ganz originellen Verändrungen der Sage, und doch wer wollte daraus schließen, daß die Spanier ihn in einem größern Kunstepos besungen oder gar die Tristansage zuerst ausgebildet hätten? Fauriel selbst läßt von den Spaniern nicht gelten, was ihm bei den Provenzalen eine ausgemachte Thatsache ist. Die spanischen Romanzen, diese eigenthümliche Frucht freier Volksdichtung, steht er für abgerissene Stücke provenzalischer Mittergedichte an. Der zweite Beweis gegen Fauriels Hypothese sind positive Zeugnisse des Mittelalters selbst. Ramon Vidal, ein provenzalischer Grammatiker des dreizehnten Jahrhunderts, den Fauriel nicht kannte oder nicht würdigte, sagt ausdrücklich: La parladura francesca val mais et es plus avinens a far romanz et pasturellas: mas cella de Lemosin val mais per far vers et cansons et serventes. „Die französische Sprache taugt mehr und ist passender, Romane und Pastorelle darin zu machen; aber die limosinische (das ist überhaupt die Schriftsprache von Oc) taugt mehr zu strophischen Gedichten, Canzonen und Sirventes.“ Dante, ein genauer Kenner der provenzalischen, wie der nordfranzösischen Dichtung, sagt in seinem unschätzbaren Werke de vulgari eloquentia, da wo er von dem Wettstreite der Sprachen von Oc, Oil und Si spricht, ungefähr dasselbe. Wir führen sein Zeugniß im Originale an. Es steht im 10. Kap. des 1. Buches: Allegat ergo pro se lingua Oil, quod propter sui faciliorem ac delectabiliorem vulgaritatem quidquid redactum sive inventum est ad vulgare prosaicum, suum est: videlicet biblia cum Trojanorum, Romanorumque gestis compilata et Artui regis ambages pulcherrimae et quam plures aliae historiae, ac doctrinae. Pro se vero argumentatur alia, scilicet Oc, quod vulgares eloquentes in ea primitus poetati sunt, tanquam in perfectiori, dulciorique loquela: utputa Petrus de Alvernia, et alii antiquiores doctores. D. h. die Sprache von Oil führt das für sich an, daß wegen ihrer leichteren und anmuthigeren Redeweise alles was von erzählender Dichtung erfunden oder bearbeitet wurde, ihr angehöre, nämlich die Bücher von den Thaten der Trojaner und Römer, die herrlichen Fahrten des Königs Artus und viele andere Geschichten und Dichtungen. Die Sprache von Oc erwidert dagegen, daß die Meister der romanischen Rede zuerst in ihr, als der vollkommeneren und süßer klingenden Sprache gedichtet haben, nämlich Peire von Alvernia und andere ältere Meister des Gesanges.

Dieß sind die großen und in die Augen fallenden Mängel des Werkes. Eine vollständige, organisch gegliederte und kritische Geschichte der provenzalischen Literatur dürfen also diese Vorlesungen nicht genannt werden. Aber das Ganze ist mit so viel Geist, Frische und Kraft geschrieben, einzelne Theile sind so vollendet und in sich abgerundet, daß wir das Werk unbedenklich als eine der bedeutendsten Erscheinungen in diesem Gebiete begrüßen dursten. Wir heben namentlich einen Zug hervor, der uns des größten Lobes werth scheint. Der Verfasser geht überall den Dingen gerade zu Leibe und sucht sie zu sehen, wie sie sind, d. h. wie sie im Lichte ihrer Zeit erscheinen mußten, und das ist überhaupt, besonders aber bei einem Franzosen, eine seltene Tugend. Anstatt trocknen Skizzenmenschen über die zu behandelnden Dichterwerke gibt er lebendige, das Charakteristische scharf hervorhebende Analysen, so unter andern von zweien der merkwürdigsten Gedichte des Mittelalters, dem vielverbreiteten Roman von Aucassin und Nicolete und dem Waltharius manu fortis. Mit einem Worte, Fauriel schreibt uns auf dem rechten Wege gewesen zu sein, ihn aber vielsach verlassen und manchmal ganz verloren zu haben, mißleitet durch die Vorurtheile seiner Nation, durch den Mangel an Hülfsmitteln und Hülfsmännern, durch die einem Autodidakten so natürliche Einseitigkeit seines Standpunktes, und endlich durch eine gewisse Gereiztheit gegen seinen akademischen Gegner Raynouard und gegen diejenigen, welche die Sache des nordfranzösischen Epos in einer Weise gegen ihn vertheidigten, die sich den Faustkämpfen des genus rixosum im 17ten und 18ten Jahrhunderte näherte.

Es gibt, so schreibt es uns, überhaupt zwei Arten, die Literaturgeschichte zu behandeln. Die erstere ist die ästhetische, die andere die historische. Dort beurtheilt man die geistigen Erzeugnisse vergangener Zeiten nach dem Eindrucke, den sie heutzutage auf ein gebildetes Gefühl machen, was roh oder unbedeutend scheint, wird übergangen, das Schöne, Vollendete dichterisch neugestaltet, übersetzt, und dem Genusse des ästhetischen Dilettantismus dargeboten. Die historische Methode verschmäht diese augenblickliche Befriedigung, geht auf den Grund der Dinge zurück, zieht die Staats-, Rechts-, Religions- und Sittengeschichte in den Kreis ihrer Erkenntnißmittel, und fragt bei jedem Werke, wie ist es entstanden, aus welcher Zeitrichtung ist es hervorgegangen, wie viel verdankt es der angeborenen Begabung seines Verfassers, wie viel der Denkweise und dem Bildungsstande seiner Zeit, welchen Rang verdient es, welche Anerkennung wurde ihm unter den Werken seiner Zeitgenossen, wie hat es auf diese und somit auf den Gang der geistigen Geschichte überhaupt gewirkt? Beide Richtungen haben ihre Berechtigung, jene in dem jugendlichen Triebe des Genusses und Bewunderns, diese in dem männlichen Bedürfnisse sicherer Erkenntniß und gereifter Beurtheilung. Der wissenschaftliche Drang unserer Zeit treibt uns mehr und mehr zur zweiten Behandlungsart hin, die mühsam, weitaussehend und genußlos erscheint, und deren Glanzpunkt erst dann beginnt, wenn einmal alles Forschen sich in dem gemeinsamen Brennpunkte, einer wahren, ernsten, objektiven Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geschlechtes, vereinigt. Wir mehr oder weniger Bewußtseyn hat Fauriel diesen Weg verfolgt und darin, nicht in dem thatsächlichen Werthe seiner Forschungen und Ergebnisse, liegt das entschieden Bedeutende seiner Leistungen.

Digitized by Google

Deutsche Alterthumskunde.

2) Jahresheifte des Württembergischen Alterthumsvereins. Drittes Heft. Die Heidengräber am Lupfen (bei Oberflacht). Aus Auftrag des würt. Alterthumsvereins geöffnet und beschrieben vom k. würt. Hauptmann v. Dürrich und Dr. Wolfgang Menzel. Mit 4 Blättern in groß Folio. Stuttgart, Arnold'sche Buchdruckerei, 1847. (Verlag des Vereins.)

Durch einen glücklichen Zufall wurden unmittelbar unter dem Berge Lupfen, der die Landschaft Baar am linken Donauufer oberhalb Tuttlingen beherrscht, Alterthümer von höchst eigenthümlicher Art entdeckt, nämlich ein ganzer Kiechhof voll dicker Eichenstämme, die als Särge dienten und in deren Innerem neben den zum Theil wohlerhaltenen Gerippen sich fast alles beisammen fand, was einst den Lebenden als Waffe, Zier, Hausrath oder Nahrung gedient hatte. Ein solcher Fund ist vorher noch nie und nirgends gemacht worden. Im Lande selbst sind Todtenhügel mit zu Asche verbrannten Knochen oder mit noch zwischen Steinwänden erhaltenen Gerippen, so wie auch Steingräber unter der Erde ohne Hügelaufwurf etwas sehr Gewöhnliches. Eichbäume dagegen als Särge hat man bisher nie gefunden. Eben so wenig hat man in den Steingräbern jemals so viele und vielerlei Utensilien vorgefunden, als in diesen Eichbäumen.

Man ist anzunehmen berechtigt, daß die Brandstätten mit der Asche der Todten in Krügen und einigen Waffen und Schmucksachen unter großen runden Erdhügeln, die älteste Form der Gräber sind; die ähnlichen Hügel, in denen sich bereits ganze Gerippe in Steinwände eingeschlossen finden, dürften einer spätern Periode angehören. Endlich erspurte man sich den Hügelaufwurf und brachte die Steinkästen, in die man die Todten mit einem Kruge, Waffen und Schmucksachen legte, unter der Erde an. Von da war nur noch ein Schritt zur Anwendung des Holzes, statt der Steine. In die vierte Periode scheinen uns daher die Eichbäume zu gehören, in die man die Todten zunächst in sehr hoterichten Gegenden gelegt haben mag. Statt der ganzen Bäume nahm man später blos Bretter und so entstanden zuletzt die Särge, deren wir uns noch heute bedienen. In der begrichneten Gegend wie überhaupt an vielen Orten in Oberdeutschland nennt das Landvolk noch jetzt den Sarg nicht Sarg, sondern Todtenbaum, ein Beweis, daß die Särge ganze Baumstämme waren.

Obgleich in der Christenheit das Begraben in Holz jetzt allgemein ist, so hat diese Art der Beerdigung doch ursprünglich mit dem Christenthum nichts zu schaffen. Während nämlich die sicher noch heidnischen Niemannen am Lupfen ihre Todten schon in Holz begruben, begruben die schon christlich gewordenen Römer in den Katakomben ꝛc. ihre Todten noch in Stein.

Man sollte nun wenigstens von allen den Landschaften, worin der Ruebeuk Todtenbaum noch gebräuchlich ist, den Fund ähnlicher Eichstämme erwarten. Vielleicht waren ihrer in großer Zaht an vielen Orten vorhanden und sie sind nur unter dem zerstörenden Einfluß der Fäulniß verschwunden. Die am Lupfen haben sich nur ausnahmsweise erhalten, weil sie in einem fetten Lettenboden hermetisch verschlossen waren.

Die meisten Eichstämme lagen nackt in der Lette; alle, die etwas vornehmere Leichen mit reicherem Inhalt verbargen, waren noch insbesondere in einen Kasten von dicken Eichenbohlen eingeschlossen; einige wenige überhaupt gezimmerte Todtenbettladen, darunter eine mit Giebelbach. Die zehen Eichenstämme waren durchgängig entrindet und abgeeundet; auf jedem, der einen männlichen Leichnam enthielt, waren oben mit der Axt zwei Schlangen roh gezimmert, deren mit Augen, Hörnern und Zähnen versehenen Köpfe zugleich als Handhaben der obern Hälfte des Eichstamms (oder Sargdeckels) diente. Die Todtenbäume, worin weibliche Gerippe lagen, enthehrten dieser Doppelschlange, welche jedenfalls zum christlichen Todtenkultus nicht gehört und daher dafür spricht, daß die Gräber noch der heidnischen Zeit angehören.

Außerhalb der Todtenbäume fand sich hin und wieder ein irdener Krug (bald von leichterem Thon, bald von festerem Steingut), ein hölzerner Lichtstock (Leuchter in derselben Form, wie noch jetzt in der Umgegend); einmal auf der einen Seite eine Lanze, auf der andern ein länglich runder Schild.

Innerhalb der ausgehöhlten Todtenbäume befand sich je ein Gerippe, einige gut erhalten, die meisten schon verdorben. Muthmaßlicherweise hatte sich unter den Bedingungen des hermetischen Einschlusses in die Lette und der Einwirkung der Lauge von dem durchwässerten Eichenholze gerade der Bestandtheil der Knochen entfernt, der sonst allein aufzubauen pflegt, und dagegen denjenigen erhalten, der sonst zuerst verschüttigt wird. Aller feste Kalk war nämlich verschwunden und nur der Knochenleim in riemenartig zusammengeschrumpften Röhren erhalten.

Die Unterlage der Gerippe bestand aus zum Theil noch gut erhaltenem Baumlaub, Moos oder Stroh. Auf einem vorzugsweise reichen und wohlerhaltenen Moospolster lag ein weibliches Gerippe mit noch ganz unversehrten rothen Haaren, die aber in der Luft bald braun wurden und den rothen Schimmer wieder verloren. Die Schädel waren besonders nach hintenzu stark gewölbt, aber nicht spitz. Ein Mann zeigte ansehnliche Größe, die übrigen nur gewöhnliche. Ein männlicher Schädel hatte einen tiefen Hieb. Ein anderer lag dem Gerippe zu Füßen und daneben der große Bogen war mit drei regelmäßigen Schnitten durchsägt, was auf eine Strafe hinzudeuten scheint.

In den Todtenbäumen ließen sich deutlich Herren und Knechte unterscheiden. Die ersteren lagen in bessern und größern Bäumen obenhalb, die letzteren unterhalb. Die ersteren hatten Schwerter bei sich (auf der rechten Seite) alle von gleicher Länge, breit nach deutscher Art, die Scheide mit Birkenbast umwunden. Einige auch eine Lanze (die eine mit Leder spiralförmig umwunden und mit vergoldeten Knöpfen geziert). Im rechten Arme einer Jünglinge ruhte mit den Schwert zugleich eine Fidel (Zither oder Geige). An seiner Seite steckte ein Messer in sehr breiter Scheide mit Vergoldung. In einem Verschlag zu seinen Füßen lagen Sattel, Zaum und Gebiß eines Rosses, mit Zierathen theils von getriebem Messing, theils von Eisen mit eingelegter Filigranarbeit von Silber, in höchst kunstreichen Muskeln. Bei vielen fanden sich Messer, Schleifstein, Lichtstock mit Feuerstein, kleine feine Zangen (zum Bartrupfen?), der Beschlag einer Tasche, lederne Handschuhe, lederne Schuhe von sehr eigenthümlicher Form zum umbinden um die Knöchel.

In diesen vornehmen männlichen Gräbern kamen auch sinnbildliche Gegenstände vor, namentlich ein Paar hölzerne Hände, ein hölzerner nackter Fuß und ein Paar hölzerne vorn wie Schlittschuhe oder chinesische Stiefeln aufgekrümmte Schuhe, auf denen die zierlichsten Ornamente ausgeschnitzt waren. Dieß scheint der berühmte Helschuh oder Todtenschuh gewesen zu seyn, den man in Skandinavien zur Heidenzeit den Todten mitgab, damit sie bequemer in der Unterwelt auftreten könnten. (Vergl. Lachmanns Ausgabe der Müller'schen Sagenbibliothek S. 126.) Im Hennebergischen heißt man noch jetzt die Beerdigung den Todtenschuh, zum Beweise, daß die Mitgabe des Schuhes eine Hauptsache bei den heidnischen Beerdigungen gewesen. Grimm deutsche Myth. 2te Ausg. S. 795. Mone Heidenthum I. 454. Schweiger sind die symbolischen Hände zu deuten, doch scheinen sie nur eine Gegängung der symbolischen Füße zu seyn.

Ein Umstand, der besondere Aufmerksamkeit verdient, war das Vorkommen eines kleinen, wie ein Meißel geschärften Eisens. Man hat dergleichen schon viele gefunden, sie sind meist von grünem Serpentinstein und gar nicht selten. Aber in einen

Digitized by Google

Todtenbaum eingeschlossen, muß ein solcher Stein auffallen. Ich zweifle nicht, daß er ein im Todtenkultus bedeutsamer Sinnbild gewesen ist und den Wiölnir, den Hammer des Gottes Thor bedeutet haben soll, durch den die Todten einst geweckt werden sollten.

In den Todtenbäumen, welche weibliche Leichen enthielten, fanden sich vielerlei, zum Theil sehr interessante Schmuckſachen, mehrere Broschen, eine von Gold mit der eleganteſten Filigranarbeit ausgelegt und mehre Paar Purpurglasstückchen. Mehrere andere von Bronze. Ein Paar Schnallen von Eisen, an den vier Ecken mit kegelförmigen Purpurglasstückchen besetzt, die in Gold gefaßt und so ins Eisen eingelaſſen ſind. Viele Halsketten von bunten Glaskorallen, darunter viele Bernsteinstückchen, ein Amethyst und ein Pfirſchkern (der wirthin als ſeltene Kostbarkeit gegolten hat). Die Glaskorallen haben ſich in den Todtenbäumen ſchöner erhalten, als in irgend einem Steingrabe und ſehen noch wie neu und eben aus der Fabrik gekommen aus. Sie dürften wohl der uralten venetianiſchen Glasfabrikation angehören, worauf namentlich die kunſtreiche Zuſammenſchmelzung verſchieden gefärbter Gläſer hindeutet. Eben ſo verräth die goldene Becher byzantiniſchen Einfluß. Das Merkwürdigſte in den weiblichen Todtenbäumen war ferner das Vorkommen eines vollſtändigen Webergeräthes, aus 13 Stücken beſtehend, deſſen nähere Beſchreibung ſich nicht wohl geben läßt. Sie ſind aber ſorgfältig abgebildet. Dazu noch andere weibliche Arbeitsgeräthſchaften von zum Theil räthſelhafter Natur.

Bei den Knochen fanden ſich regelmäßig drei hölzerne Pfeile mit einem großen Bogen von Eibenholz, die immer auf der rechten Seite lagen. Zuweilen lag aber nur ein großer Stab quer über dem Gerippe. Zuweilen auch eine Haſelgerte. Einmal lagen unter dem Baume zwei Haſelgerten.

Im Sarge eines Kindes fand ſich ein kleiner Kinderſchemmel, ein kleiner Milchtopf und ein Halsband von Glaskorallen!

Von Kleidern hatte ſich wenig erhalten. Ein brauner Beel im Schamm, der ſich häufig in der Nähe des Leders fand, ließ vermuthen, daß es Tuch geweſen, womit das Leder gefüttert war. Doch fand ſich ein Seitenbändchen und dreierlei Wollenzeug mit verſchiedenem Gewebe, doch in geringer Menge und immer nur in der Gegend der Hüften, um die Scham zu decken.

Dagegen bot das Innere der hohlen Bäume den größten Luxus von hölzernen Tellern, Schüſſeln, Fiaſchen, Kufen und ſogar ein Fäßchen dar. In jedem Baume fanden ſich deren wenigſtens vier; alle dieſe Holzgefäße waren von Buchen- oder Eichenholz und alſo zierlichſte Gedrechſelt. Leider aber zerfielen faſt alle dieſe ſchönen Geſäße an der Luft. Nur ein paar Kufen von Tannenholz haben ſich mit allen ihren Dauben wohl erhalten. Die Holzflaſchen waren von vorzüglich ſchöner Arbeit, wie die Abbildungen darthun. Auch entdeckte man ein dünnes ſehr feines und reichverziertes Trinkglas.

Alle dieſe Gefäße waren mit Speiſen und Getränken arge, fällt geweſen, deren Reſte ſich noch deutlich auf dem Boden derſelben erkennen ließen. Einige ſcheinen Fleiſchſpeiſen mit Gemüſe enthalten zu haben, wie die Knochen verriethen. Man ſah z. B. ganz deutlich Knochen von Kotelets. Viele enthielten einen dicken Brei, deſſen urſprüngliche Natur nicht mehr zu erkennen war. Nur das Obſt ließ ſich mit Beſtimmtheit unterſcheiden. Einmal ſchwammen im Waſſer eines Todtenbaums ſechs große Birnen, die ſich mit Schale, Kernen und Stielen noch deutlich erhalten haben. Ein andermal lagen viele kleine langſtielige Birnen in einen Knäul zuſammengeballt. Einmal fand ſich in der rechten Hand des Todten ein einziger Kirſchkern. Zweimal dagegen lagen eine Menge Kirſchkerne und zwar von zweierlei Arten beiſammen. Einmal kam auch ein Pflaumenkern vor. Am häufigſten aber waren die Haſelnüſſe, deren ſich mehrere Hundert vorfanden. Dazu ſechs gut erhaltene welſche Nüſſe und zwei noch in ihren äußern Schalen erhaltene Kürbiſſe. Gewiß außer den Reſten in Pompeji das älteſte europäiſche Obſt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß den Todten alle dieſe Dinge auf die Wanderſchaft durch die Unterwelt mitgegeben worden ſind, was durchaus noch einer heidniſchen Vorſtellungsweiſe angehört. An das nordiſche Heidenthum erinnern insbeſondere, wie ſchon geſagt, die Todtenſchuhe. Auch die ſymboliſchen Hände und die Schlangenlöſung weiſen uns, bei gänzlicher Abweſenheit einer chriſtlichen Spur, auf die Heidenzeit.

Jedoch darf man das Alter der Gräber nicht zu tief zurückſetzen. Sofern gar keine römiſche Spur darin zu finden iſt, keine Münze, keine römiſche Waffe oder Terracotte, darf man ſie nicht für vorrömiſch, ſondern muß ſie vielmehr für nachrömiſch halten; denn die feinen Metallarbeiten weiſen auf eine Zeit hin, die nicht vorrömiſch ſeyn kann. Dazu die ſchon erwähnte byzantiniſche Ornamentirung der Goldbrocht. Dazu die echtgermaniſche Fibel und unter dem Pferdegeſchirr die zweimal vorkommende Schildform der ſpätern Wappen. Das alles gehört der Zeit nach der Völkerwanderung an. Auch beweiſt die übereinſtimmende Form der in den Todtenbäumen erhaltenen Lichtſcheere, Schüſſeln ꝛc. mit den heutigen, die Form der Todtenbettſtätten, das Giebeldach einer derſelben ꝛc., ſo wie überhaupt das viele Vorkommen von Holzarbeiten, daß die in den Todtenbäumen Schlafenden die unmittelbaren Vorfahren der heutigen Schwarzwälder geweſen ſeyn müſſen, bei denen alle jene Formen und überhaupt die Holzſchnitzerei noch heute vorherrſchen. Es iſt demnach ohne Zweifel ganz richtig, wenn, wie in vorliegender Schrift geſchehen iſt, die merkwürdigen Gräber am Lupfen heidniſchen Alemannen des 4ten bis 8ten Jahrhunderts zugewieſen werden. In dieſen Jahrhunderten nämlich waren die Römer bereits durch die Alemannen vom Schwarzwalde vertrieben, war aber das Chriſtenthum unter den Alemannen noch nicht eingeführt. In weniger man nun überhaupt von jenen dunkeln Zeiten weiß, um ſo überraſchender und erfreulicher war dieſer neue Fund am Lupfen, der ein helles Schlaglicht auf die innern Zuſtände der damaligen Alemannen wirft.

Die Jahreshefte des württembergiſchen Alterthumsvereins erſcheinen nicht im Buchhandel, ſondern werden nur an die Vereinsmitglieder abgegeben; jedoch kann jeder Alterthumsfreund das hier beſprochene Heft vom Verein gegen einen Kronenthaler durch jede Stuttgarter Buchhandlung beziehen.

Auch die übrigen Jahreshefte, deren die jetzt vier erſchienen ſind, wollen wir bei dieſem Anlaß dem kunſt- und alterthumliebenden Publikum empfohlen haben. Das erſte enthält die Abbildung des wundervollen gothiſchen Altarſchnitzwerkes in Creglingen bei Mergentheim, eines engliſchen Gruſſes aus Theil deſſelben, einiger durch die Koſtümkunden merkwürdiger Spielkarten aus dem 15ten Jahrhundert, und des ſchönen byzantiniſchen Portales von Komburg unſern von Schwäbiſch Hall. Im zweiten Hefte findet man Abbildungen von dem ſchönen Grabſteine Eitel Friedens von Zollern zu Hechingen (von Peter Viſcher), dem Schwerte und Roſenkranz Herzog Eberhards im Barte und den Standbildern der Württembergiſchen Grafen in der Stiftskirche zu Stuttgart. Im vierten Heft Abbildungen des großen römiſchen Moſaikbodens von Rottweil und in vergrößertem Maßſtabe der darauf befindlichen Hauptfigur des Orpheus, einer der ſchönſten Moſaiken, die überhaupt aus dem Alterthum erhalten ſind und den beſten in Rom und Pompeji nichts nachgebend. Ferner des h. Grabes in Reutlingen, eines gothiſchen Steinwerkes von höchſter Trefflichkeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 85. Sonnabend den 2. December 1848.

Werk über Italien.

L. Marietti. Italien in seinen gegenwärtigen Zuständen. Deutsch von Julius Bernhard Seybt. Zweiter Theil des Werkes: Italien in seiner politischen und literarischen Entwicklung. Leipzig, Lorck, 1848.

In diesem Bande wird hauptsächlich der Geist der neuern italienischen Literatur erörtert, und zwar in seinem innigen Zusammenhange mit den politischen Zuständen und Gefühlen der Italiener. Marietti beginnt mit den Schriften der genialen Flüchtlinge, die den väterlichen Boden verlassen mußten, aber im freien Auslande desto bessere Gelegenheit fanden, das zu sagen, was sie in Italien selbst nicht sagen durften.

Zuerst spricht er von Mazzini, dem schärfsten Ausdruck des unterdrückten Nationalhelden, findet aber dessen Meinungen ausschweifend und unausführbar. Mazzini wollte die Demokratie und die Unabhängigkeit Italiens zugleich durch eine Volkserhebung durchsetzen und zwar ganz Europa zum Trotz. Marietti, der sein Buch noch vor der wirklichen Erhebung der Italiener im März dieses Jahres geschrieben hat, zweifelte an der Wirklichkeit einer solchen Erhebung und jedenfalls an einem glücklichen Erfolge derselben. „Da wir fünf sogar aufrichtig überzeugt, daß Mazzini bei dem gegenwärtigen Zustande des Landes und bei der jetzigen Entwerung und Entartung nicht an ihre sofortige Ausführbarkeit glauben kann. Unserer Meinung nach war seine Theorie jedenfalls vorzeitig aufgestellt und er machte niemals ein Geheimniß aus seinem Mangel an Vertrauen in die unter der gegenwärtigen Nation vorhandenen Elemente. Seine Ideen galten vielmehr nur der Zukunft."

Der zweite berühmte Name, der uns unter den italienischen Flüchtlingen hier entgegentritt, ist Ugo Foscolo, der in England verstorbene Dichter. Die Betrachtung seines Lebens gibt dem Verfasser Veranlassung, sich über die eigenthümliche Art von Gastfreundschaft auszusprechen, welche politische Flüchtlinge in England finden. Er sagt darin manches Frappante. Vor allem bemerkt er, John Bull sey immer vor etwas Fremdem auf der Hut (wie alle Insulaner). „Bald kommt der Prinz von Joinville an der Spitze einer Flotte von Kriegsdampfschiffen und droht die Themse in Brand zu stecken; bald das alte Gespenst des Papstes unter der neuen Hülle des Puseyismus und der Repeal und hetzt Orfeed und ihr Land in Brand; dann wieder der deutsche Zollverein, der alle Spinnereien in Manchester, Bolton und Nottingham mit augenblicklichem Untergange bedroht; und selbst Polen, Spanien und Italien, die seinen andern Schaden thun können, schicken Emigranten, so zahlreich wie Heringszüge oder Heuschreckenschwärme, nach England, die das Brod auffessen, welches die Engländer nicht gut ersparen können, und die genossene Gastfreundschaft damit belohnen, daß sie ein Paar kaiserliche Hosen in ein Nessushemd verwandeln, bestimmt Englands geliebten Gast in seinen Flammen sterben zu machen. Trotzdem möchte ich nicht behaupten, daß der Engländer sich jemals bis zum eigentlichen Haß gegen die Fremden verstiege. Er hat im Grunde zu viel von der Milch der menschlichen Güte in sich, um diese böse Leidenschaft in sich aufkommen zu lassen, obgleich er ihren Namen beständig im Munde führt. Aber Achtung und Vertrauen; offene, brüderliche Theilnahme, welche die ganze Menschheit wie eine einzige Familie betrachtet und gern jeden Unterschied der Geburt vergißt; die Liebe des Menschen zum Menschen auf dem Fuße vollkommenster Gleichheit wird ein Fremder nur sehr selten in England trotzdem können. Gewiß würden jetzt nur Wenige die unnatürlichen Worte Lord Nelsons aus ihrem Munde hören lassen, „daß ihr Blut koche bei dem Anblick eines Franzosen." Aber nicht Wenige würden ihrem ehrlichen Landsmanne beistimmen, der, als man ihn im Auslande nach seinem Paß fragte, harmädig behauptete, er sey ein Engländer und kein Fremder, Worte von charakteristischer Bedeutung und ungewöhnlicher Erhabenheit." Marietti fügt noch mehrere gute Anekdoten hinzu in Betreff der verächtlichen Herablassung der Engländer zu ihren ausländischen Gästen. „Man frage jede Dame nach ihrem Urtheil über M. N's Musik. Mein Gott, ich kann kaum Etwas darüber sagen. Ich mag einen Gentleman nicht am Piano sehen, es steht so unmännlich aus! — Für einen Engländer, meine ich. Natürlich gefällt es mir eher bei einem Fremden. — Eine andere Dame bittet dich, die Gesellschaft mit einem deiner Lieder zu erfreuen. — Ich bedauere recht sehr, Madame, aber ich singe nicht." — Mein Gott! Sie sind ein Italiener und singen nicht? Dann sagt sie vor sich hin: Ein Italiener und nicht singen! Was in aller Welt kann er denn? — Ein Italiener bittet Doktor Bufsbody, das ehrenwerthe Mitglied für B—n, seine Petition wegen der Erbrechung der Briefe auf dem Postamt einzureichen. Das Parlamentsmitglied glaubt dem Italiener nicht. So etwas ist unerhört; es ist so gänzlich unenglisch! Aber am nächsten Morgen sagt ihm der Italiener, daß ein englischer — wie bitten um Verzeihung — ein schottischer Baronet laut gestanden habe, daß er Befehl zum Aufbrechen der Briefe gegeben. — Er mag Gott danken, daß Sie ein Ausländer sind, erwiderte der Senator mit großer Aufrichtigkeit."

Der dritte bedeutende italienische Name ist Manzoni. Dieser, in Italien selbst zurückbleibend, konnte natürlicherweise seinen Patriotismus nicht geltend machen. Er wandte daher seine Begeisterung der Kirche zu, aber indem er nicht dem Beispiel der deutschen Romantiker nachahmte, die zu der Zeit, als Napoleons Joch auf uns lastete, den deutschen Nationalgeist durch Erinnerungen an die große Zeit des deutschen Mittelalters

Digitized by Google

wieder zu erwecken getrachtet hatten, entsagte er vielmehr aller Hoffnung auf das Vaterland, suchte Trost allein im Himmel und wies seine Landsleute nach diesem letzten Ziele hin. „Im innersten Herzen Italiener steht er die Leiden seines Vaterlandes; er sucht und hofft seine Vergeltung in dieser Welt, aber er weist empor zum Himmel; er duldet und ermahnt Andere zu dulden in des Himmels Namen. Hauptsächlich in dieser Absicht wirkte Manzoni für die Wiederherstellung der Religion seines Vaterlandes. Die plötzliche Enttäuschung seiner patriotischen Erwartungen nach dem Sturze Napoleons hatte die Hoffnung in seiner Brust ertödtet. Er sah keine Aussicht auf eine sofortige Befreiung Italiens. Er sah es immer tiefer und tiefer unter dem Joch Oesterreichs sinken. Standhaftigkeit und Einigkeit konnte nicht von seinen entarteten Söhnen, Gerechtigkeit oder Theilnahme nicht von den unbarmherzigen Völkern Europas erwartet werden. In dem Abgrund, in welchen es gefallen, mußte es viel länger liegen bleiben, als menschliche Voraussicht sich denken konnte. Gegen unheilbare Uebel bleibt nur die Resignation übrig, die Resignation, welche uns die Religion lehrt."

Nun folgt ein ganzes Heer von Dichtern historischer Romane, die nach Manzonis Vorgang die Manier Walter Scotts adoptirten und Italiens Vorzeit poetisch ausplünderten, um ihren Zeitgenossen theils den Ruhm der Ahnen, theils auch die Ursachen des italienischen Verfalls in die lebhafteste Erinnerung zu bringen. Daran reihen sich sodann die dramatischen Werke, ebenfalls von patriotischer Tendenz und die Opern.

Im Allgemeinen erkennt Marietti an, daß diese poetischen Bestrebungen der Italiener viel zu wünschen übrig lassen, und ein richtiges Gefühl sagt ihm, daß man auf dem Wege des Papiers und der poetischen Klage oder Aufreizung nicht weit komme. Aus Anlaß der Opern sagt er die bezeichnenden Worte: „Wir wollen davon schweigen und den Vorrang der deutschen Musik selbst in Italien zugeben. Es ist viel besser, daß der letzte von Bellini's Tönen in gänzlicher Vergessenheit erstirbt, als daß die Italiener nichts als die Sänger und Musikanten Europas sind. So lange Italien von dieser letzten armseligen Einbildung nicht geheilt ist, ist nichts für dasselbe zu hoffen. Lassen wir immerhin Nanner sagen, daß Norma das non plus ultra eines falschen musikalischen Geschmacks, ein bettelhaftes, zusammengeflicktes, einer Tanz sey; stimmen wir Kegebue bei, daß die Kammermädchen in Berlin schöner sind, als die medicäische Venus, oder rufen wir mit einem andern Deutschen aus, das Gewölbe des Pantheon gleiche einem großen Ofen. Die romanischen und germanischen Völker führen in jedem Zweig der Literatur und Kunst einen beständigen Krieg gegen einander und sind in ihren Vorurtheilen und ihrer Feindschaft so weit gegangen, daß zuletzt jeder absolute Maßstad des Geschmacks vernichtet ist. Es ist endlich Zeit, daß die schwächere Partei den Kampf aufgebe. Die Künste können eben so wenig wie die Preße bei einem gemachteten und entwürdigten Volke wohnen. Die Besiegten haben selbst in Sachen des Geschmacks Unrecht. Italienische Musik, wie italienische Malerei und Sculptur ist etwas Rückwärtsschauendes, Nachgeborenes. Sie lebt von alten Erinnerungen und zehrt von einem Ruhme, der sich auf die Thaten längst entschwundener Geschlechter gründet. Weg mit Bellini's Musik! Nieder mit dem italienischen Genie, wenn das Land Witz und Kunst genug hat, das Joch von seinen Nacken zu schütteln. Es ist Zeit genug von seinem Ruhm zu sprechen, wenn es für seine Ehre gesorgt hat."

Unter den dramatischen Dichtern steht Silvio Pellico oben an. Ueber ihn urtheilt Marietti nicht günstiger, wie über Manzoni. Er macht nämlich auch ihm seine Frömmigkeit und noch mehr seine Gemüthlichkeit zum Vorwurfe. „Pellico unterdrückte jede Anspreizung auf die Nichtswürdigkeit seiner Richter. Er schrieb unter der Aufsicht eines piemontesischen Censors und wollte diesem die Mühe des Streichens ersparen. Er veröffentlichte ein Buch, auf welches Priester und Jesuiten stolz seyn konnten. Man könnte sich wundern, warum er, wenn er einmal einen so gefährlichen Stoff behandeln wollte, nicht lieber wie sein Freund Maroncelli und viele andere seiner Mitgefangenen ein Asyl außer dem Bereich der Macht Piemonts und Oesterreichs suchte und ein Werk veröffentlichte, wie er nur seinem Gewissen Rechenschaft abzulegen hatte. Aber Pellico hatte nicht den Muth, freiwillig in die Verbannung zu ziehen. Er konnte Alles aus Gottes oder, was ihm dasselbe war, von eines Tyrannen Hand dulden. Aber seine Heimath, seinen Vater, seine Mutter, seine zwei Brüder und seine zwei Schwestern und eine andere Familie, die er liebte, wie seine eigene, zu verlassen, und zwar nur um für die Wahrheit Zeugniß abzulegen, das ging über Pellico's Kraft. Pellico liebte wie ein Weib, ja wie ein italienisches Weib. Seine Liebe zu seiner Familie war nichts Anderes, als die verkappte Selbstsucht, welche in Italien den Familienbanden den Vorrang vor den heiligsten Pflichten gibt. Die Freiheit verbirgt sich unter der Maske frommer Rücksicht für Andere, wenn sie nicht wagt, als Entschuldigungsgrund für das Aufgeben ihres Postens die eigene Sicherheit oder das Interesse anzuführen. Eine italienische Mutter beschuldigt die Engländerin der unnatürlichen Herzlosigkeit, wenn die Letztere ihren einzigen Sohn, ein halbes Kind noch, den Gefahren und Schrecken des Seefahrerlebens aussetzt. An ihrer blinden thierischen Anhänglichkeit drückt sie ihr Kind an das Herz und beraubt es lieber der glänzendsten Zukunft, als daß sie sich seinetwegen einen Augenblick Kummer machte. Ich wiederhole es, das Gemüth spielt eine zu große Rolle im italienischen Leben. Die lange Entfremdung alle unterdrückten Volker von den großen Interessen der Staatswohlfahrt hat alle feine Empfindungen auf die häuslichen Verhältnisse hingedrängt. Die Jugend Italiens von „dem Schwärzenband der Mutter" zu befreien ist kein geringer Theil der Regenerationsarbeit, welche die Freunde Italiens jetzt unternehmen." — Diese Ansicht ist sehr charakteristisch. Sie beweist neben der oben schon bemerkten antikirchlichen Richtung, wie sehr die Schriftsteller, welche Italiens Wohl zu begründen wünschen, das Gute und Tüchtige in der Natur ihres eigenen Volkes mißkennen. Die Familienzähigkeit wie die Frömmigkeit der Neuitalianer sind vielleicht die einzigen altrömischen Tugenden, die ihnen geblieben sind, und gerade diese steht man mit Verachtung an und will dem Volke eine französische Freivolität anfünsteln, die ihm ein für allemal nicht natürlich ist. Doch wir brauchen uns über die italienischen Weltverbesserer nicht zu verwundern. Die deutschen machen es nicht besser und mißkennen den Kern und das Wesen der deutschen Volkscaratur nicht weniger.

Unter den zahlreichen historischen Dramen Italiens, welche alte Helden auf die Bühne bringen, zeichnen sich nur wenige moderne Satiren aus, z. B. Rubmeo, unter welchem Namen Niccolini das Leben und die Thaten Napoleons persiflirte, und il re Teutenna von Giusti. Teutenna bedeutet eine Wetterfahne. „Es ist ein freundschaftlicher Spott über Karl Alberts Unentschlossenheit und Schwanken. Es stellt ihn dar, wie er mit seinen Unterthanen Schaukeln spielt; wie er auf und nieder geht nach dem Anstoß, den er von seinen beiden Ministern, von dem guten Genius, dem Patrioten Villamarina, und dem bösen Dämon, dem österreichisch-jesuitisch gesinnten Solaro della Margherita, empfängt. Der König selbst ist als ein Charakter geschildert, aus Schlauheit und Feigheit gemischt und dem Drängen der beiden entgegengesetzten Räthe nicht aus ehrlicher Ueberzeugung, sondern weil es nothwendig und rathsam ist, nachgebend. Er schwebt beständig zwischen zweierlei Gefühlen,

Digitized by Google

Besorgniß vor seinen Unterthanen und Furcht vor dem eroberungssüchtigen Nachbar; zwischen einem instinktmäßigen Abscheu vor dem Ungeheuren und der Fuchtelsklaverei des Volks und einem geheimen Widerwillen gegen Oesterreichs Oberherrschaft. Es ist ein Meisterwerk und wir sind fest überzeugt, daß es an der geeigneten Stelle seine Wirkung gethan hat; die Reformmaßregeln, welche vor Kurzem in Turin und Genua einen so leidenschaftlichen und lauten Beifall hervorriefen, wurden höchst wahrscheinlich veranlaßt von dem Lachen, welches Giusti auf Kosten des schwankenden Königs zu erregen wußte. Glücklichere Zeiten für Italien, wenn ein Lied Einfluß auf die Geschicke des Landes haben kann?“ Sollte das Lied wohl den König nach weiter geführt und seine Kühnheit gegen Mailand motivirt haben? Wir glauben nicht. So viel aber ist gewiß, daß Re Tentenna geblieben ist, wie er war. Man kann ihn wohl nicht besser charakterisiren, als hier geschehen ist.

Von der dramatischen Poesie geht Marietti zu den Geschichtskundigen der neuen Italiener über und knüpft daran eine sehr anerkennende Erörterung über das Alter des heutigen italienischen Adels. Sie ist voll Verliebe für diesen Adel. Da Marietti als offener Gegner der Hierarchie auftritt und das gemeine Volk für viel zu sehr in Bigotterie versunken hält, so bleibt ihm nur der Adel übrig, auf den die Zukunft Italiens zu hoffen hat. Dabei verfällt er ganz in die nämliche Illusion, wie einst Cola di Rienzi. Er legt nämlich heute noch großen Werth auf den unmittelbaren Zusammenhang der heutigen Italiener mit den alten Römern. Stolz hebt er aus Litas Werk hervor, wie viele edle Geschlechter in Italien noch die unvermischten Abkömmlinge altrömischer Familien seyen, die Massini z. B. echte Nachkommen der Marimi, desgleichen die Crescenzi, die Sarelli ꝛc. in Rom, die Cliffi in Florenz, die Giustiniani in Venedig ꝛc. Man erkennt leicht, welchen Werth die heutigen Italiener auf solche Zurückdatirungen des Adels in die römische Zeit legen, weil sie sonst zugeben müßten, daß aller italienischer Adel von den Gothen, Longobarden, schwäbischen Kaisern und Normannen stamme; es ihnen aber gerade darauf ankommt, im Adel die Träger der echtcosmanischen Nationalität gegenüber der germanischen darzustellen. Ein thörichtes Beginnen. Seit der Völkerwanderung von deutschen Stämmen unterjocht konnten die Italiener keinen andern, als germanischen Adel, bekommen und behalten. Marietti und Lita hätten besser gethan, dieß einfach anzuerkennen und nur die Macht der Zeit anzuführen, die in so vielen Jahrhunderten aus den deutschen Rittern echt italienische Marchesi und Conti machen mußte.

Sehr Recht hat Marietti ferner, wenn er hervorhebt, wie der Adel in Italien eine natürliche Stütze für die Volksfreiheit geworden sey, sofern die Fürsten alle Stände in gleiche Servilität zu bringen bemüht gewesen seyen.

In einem ausführlichen Kapitel über Volkserziehung bringt Marietti sodann zur Sprache, was ihm besonders am Herzen zu liegen scheint. Sofern er die Kirche für den Alp hält, der auf Italien drücke, will er sie (wie in Deutschland) mittelst der Schule unterminiren. Seltsam, daß er unter den bedeutenden Geistern, die er für Hebung des Schulwesens in Italien in Anspruch nimmt, Niemand zu nennen weiß, als ein Weib und einen Deutschen. Wir glauben, ein südliches Volk, wie das italienische, werde die deutsche Schulmeisterei nicht vertragen, wie sehr sich dieselbe auch durch ihre Aufklärung der pfaffenfeindlichen Partei in Italien empfehlen möchte. Es handelt sich hier um eine ganz andere Volksnatur, um eine zugleich trägere und feurigere, auf die man mit der Phantasie immer tiefer wirken wird, als mit der Kritik.

Mitten unter den Betrachtungen, die mehr oder weniger mit der politischen Zukunft Italiens zusammenhängen, finden wir eine vortreffliche Schilderung der Italienerinnen. In der That, so sind sie, diese liebenswürdigen, der Natur treu gebliebenen Wesen. „Die Italienerin ist nicht eigennützig oder geldsüchtig. Sie bekümmert sich wenigstens nie um ihren Heirathscontract oder ihr Wittwenthell. Sie führt nie die Kasse ihres Mannes. Ihr Bischen Rechnenkunst reicht nicht bis zum Werthe des Geldes. Leichtsinnige Verschwendung findet man selbst als Regel bei der Sängerin oder Tänzerin, welche Millionen verdient. Die Italienerin, aus angeborenem Geschmack eine Künstlerin, kleidet sich nie auffallend oder übertrieben. Angemessen der bleichen Marmorschönheit ihrer Züge versucht sie dieselbe durch eine unaffektirte Einfachheit der Tracht noch hervorzuheben. Eine wohlgezogene Italienerin schminkt sich selten, was man auch von den „geschminkten Courtisanen“ Neuns sagen mag. Bloße Schultern und bloßer Busen sind entschieden de mauvais ton. Alle Reize unter dem Kinn müssen für den Gliedern eine Glaubensfache bleiben, die sie ihm für das Leben zugetheilt werden. Sowie die Italienerin ihre erste Runzel entdeckt, zieht sie sich vom Schauplatz zurück. Einfaches Schwarz, eine nonnenartige Tracht schicken sich allein für eine alte Frau. Niemals wird man in einem Salon, jene conventionellen Marronen erblicken, abstehend durch den grellen und zugendlichen Putz des letzten französischen Modejournals — nein! nicht einmal „um arme Putzmacherinnen zu beschäftigen, oder die Industrie aufzumuntern.“ Die Italienerin hängt gleich einer Nuter an ihrer Heimath; von allen Frauen auf Erden reist sie am wenigsten. Sie kann vielleicht nicht auf ihre Brüsseler Teppiche als auf ihren besten Schmuck weisen, aber sie besitzt Tugenden für die Fireside rühmen; aber mit Ernsanen sieht sie die Schaaren „häuslicher“ Engländerinnen mit ganzen Caravanen von Kindermädchen und Kindern von Stadt zu Stadt eilen, gleich Zigeunerhorden, von dem Bettelvogt gejagt. Sie zuckt die Achseln über die ruhelose Neugier, welche so viele zarte und schüchterne Wesen antreibt, sich allen Beschwerden end- und zielloser Reisen auszusetzen, und denkt nie ohne Schauder daran, Länder zu besuchen, welche selbst den dort Gebornen so unwohnlich und unfreundlich erscheinen. Die Italienerin zieht allerdings ihre Terrasse oder ihren Balkon der Kaminecke vor, einen Spaziergang im Mondschein und sogar eine Loge in der Oper einem Rudder Whist; aber sie ist unzertrennlich von ihrem Hause und ihrem Dolcevanle, zu indolent, zu starr gesetzt an ihr Klima, ihre Gewohnheiten, ihre Bekannten, um sich nach der Aufregung, der Veränderung zu sehnen. Ihre Geschicklichkeit und Liebenswürdigkeit gestatten ihr, mit ihrer Mutter und ihren Schwägerinnen in Frieden zu leben. Sie nöthigt nicht ihren Mann auszuziehen, weil das Haus in einer Straße liegt, die ihrer Laune nicht anstebt. Sie findet sich nicht veranlaßt, ihr Gesinde alle vierzehn Tage zu wechseln. So lange sie lebt und geliebt wird, erdreck sich ihre Zuneigung bis auf die Familie ihres Gatten, bis auf die alten Diener desselben und bis auf jedes belebte und unbelebte Wesen seines patriarchalischen Haushalts.“

Weiterhin geht der Verfasser zu Giobertis berühmter Politik über und urtheilt über sie, sofern sie sich der Kirche bedienen will, wieder eben so unzünftig, wie über Manzoni und Silvio Pellico. „Die Revolution, welche in der Absicht des Verfassers des Primato zu liegen scheint, sollte hauptsächlich eine theokratische Tendenz haben. Die Befreiung des Volkes sollte den Weg zur katholischen Suprematie bahnen. Die Italiener sollten sich um das Banner St. Peters schaaren; der päpstliche Hirtenstab war das Zeichen, durch welches Italien siegen sollte. Die Hierokratie, sagt er, muß aller staatlichen Ordnung zu Grunde liegen, das Priesterthum muß das Element der Macht seyn. Eine solche Ordnung der Dinge ist im alten Testament

Digitized by Google

geboten, durch Christus im neuen Gesetz bestätigt und vervollkommnet. Die Regierung der Jesuiten in Paraguay ist das Ideal einer geistlichen Staates. Die Priesterschaft muß mit diktatorischer Gewalt oder als Schiedsgericht herrschen. Ihre unbedingte Selbstherrlichkeit ist bei einem unvollkommenen Zustande der Civilisation eine Nothwendigkeit. Es gibt daher nichts Legitimeres, als die Herrschaft, welche die Päpste im Mittelalter ausübten. Mit dem Fortschritt der Zeit macht das „politische Gewissen der Völker" diese diktatorische Obergewalt unnöthig. Dann lernt die Welt dem „Schiedsrichteramt" oder dem moralischen Einflusse der Kirche gehorchen. Alsdann wird der Papst das Organ des Weltfriedens und der Welteinheit, der Beschützer des Völkerrechts. Die formwährenden Kriege und der anarchische Zustand Europas entstanden aus einer Auflehnung gegen dieses väterliche Primat. Gehorcht dem Papst und alle Menschen sind Brüder. — Die Emancipation und Verbindung der italienischen Staaten würde also nach Gioberti zur Herstellung der päpstlichen Oberherrschaft über das ganze Land führen, von wo aus sie sich allmählig über alle anderen Theile der civilisirten Welt ausbreiten würde." Das ist nun ganz und gar nicht in Mariottis Geschmack, der vielmehr eine rein weltliche Freiheit und Bildung anpricht und lieber die Erinnerungen der altheidnischen Republik, als die der mittelalterlichen Papstgewalt ins Leben ruft.

(Schluß folgt.)

Geschichte.

Johann Huß und das Concil zu Costnitz nach E. de Bonnechose. Achter Band der historischen Hausbibliothek, herausgegeben von Professor Bülau. Leipzig, Lorck, 1848.

Da die Geschichte des böhmischen Reformators schon unzähligemal mit größtem Fleiß untersucht und beschrieben ist und überdieß in einer Hausbibliothek die mehr populäre Richtung vorherrschen und das Aufhäufen von gelehrten Citaten vermieden werden mußte, konnte es bei dem vorliegenden Werk nur auf treue, klare und lebendige Darstellung ankommen. Diese ist vorhanden und der Verfasser hat dem Gegenstande sogar sein dramatisches Interesse in der Auffassung und Kontrastirung der Hauptcharaktere und durch Hervorheben einzelner besonders ergreifender Scenen abzugewinnen verstanden.

Namentlich ist der Gegensatz zwischen Huß und dem Papst Johann XXIII. gut aufgefaßt. Bekanntlich benutzte dieser Papst auf dem Concil zu Constanz die Abwesenheit des Kaisers Sigismund, um Huß gefangen nehmen zu lassen. „Sigismund bebte vor Zorn, als er vernahm, daß der Papst und die Kardinäle gewagt hätten, seinen Geleitsbrief nicht zu achten. Er schrieb sogleich an seinen Gesandten in Costnitz. Sein Befehl lautete: „Man befreie auf der Stelle Johann Huß, und wenn Widerstand geleistet wird, so erbreche man die Thüren!" Dieser Befehl aber ward nicht vollzogen, und Johann Huß blieb gefangen. — Am 24. December hielt der Kaiser Sigismund seinen feierlichen Einzug in Costnitz und gab dem Concil durch seine Gegenwart eine neue Größe und Majestät. An diesem Tage hielt der Papst in der Kathedrale ein feierliches Hochamt; der Kaiser, welcher denselben, nach dem herkömmlichen Gebrauche, in der Kleidung eines Diakonus beiwohnte, las das Evangelium, und als Johann XXIII. hörte, wie der furchtbare Diakonus in seiner Nähe die Worte vorlas: „Und es ging ein Gebot vom Kaiser Augustus, wurde er bleich und zitterte. In der Kirche war ein Thron errichtet worden, welchen Sigismund besitzg; ja seiner Rechten nahm die Kaiserin Platz. Seitwärts hatten ihre Plätze der Kurfürst von Brandenburg und der Kurfürst von Sachsen, der Eine das Scepter, der Andere das Schwert tragend. Nach der Messe überreichte der Papst dem Kaiser einen Degen, indem er ihn ermahnte, ihn zum Schutze des Conzile zu führen. Er war es selbst, welcher zuerst die Schwere des kaiserlichen Armes fühlen sollte." Der Papst wurde der ruchlosesten Verbrechen vor dem Concil überführt und entsetzt, wurde aber wieder eingeholt und gefangen, und saß nun in dem nämlichen Kerker neben Huß. Endlich sanfte sich der Papst „aus harter Gefangschaft durch Vergleichsbedingungen los, die noch schmählicher waren, als seine Geständnisse; er erkannte mit seinem eigenen Munde einer nebenbuhlerischen Macht das Verrecht der Unfehlbarkeit zu, welches die Nachfolger des heiligen Petrus bislang nur sich selbst beigemessen hatten. Ha, wie niedergeschlagen, verzweifelt, von bitterem Schmerze mehr, als von Reue verzehrt, erniedrigte er sich aus Furcht vor den Menschen, statt sich vor Gott zu demüthigen! Wie war er von Besorgniß um sein elendes irdisches Leben erfüllt, statt an das ewige Heil seiner Seele zu denken! Wie wurde er zehnmal mehr von der Last seiner Schande niedergebeugt, als von der seiner Ketten! Einige Schritte von ihm, von denselben Kerkerriegeln eingeschlossen, setzt ein anderer Mann, ein niederer Priester, seinen Feinden, deserit allein von Liebe zur Wahrheit, eine unerschütterliche Festigkeit entgegen; er verweigert, sich einiger Irrthümer, deren man ihn anklagte, schuldig zu bekennen, weil dieses Eingeständniß, wie er sagt, eine Lüge sein würde, und weil seine Schüler darin eine Veranlassung zum Anstoß und Abfall finden würden. Das Leben dieses Mannes ist fleckenlos, und dennoch beunruhigen ihn seine Sünden mehr, als seine Gegahren: er beschäftigt sich vornehmlich mit dem Zustande seiner Seele, mit seinen Schülern und Freunden und vor Allem mit Gott."

Am rührendsten ist folgender Zug. Huß beichtete zuletzt bei dem, der ihn verrathen hatte. „Ach, sagte Huß, die Leiden, welche uns durch Diejenigen widerfahren, auf welche unser Herz seine Hoffnung setzte, sind die allerschrecklichsten. Denn zu den körperlichen Schmerzen gesellt sich der Schmerz der verlorenen Freundschaft, und mir kommt das größte Leiden von Palez. — Man muß die ganze Qual eines ähnlichen Schmerzes kennen, um das Vergessen der Beleidigungen und die Demuth Huß' in ihrer ganzen Größe zu würdigen. Viele Andere haben Aerdend ihren Feinden vergeben; aber Huß ist vielleicht der Einzige, welcher, um sich vor Gott von seinen Sünden loszusprechen zu lassen, Denjenigen verzieh, welchem er selbst vor den Menschen so viele Schuld zu vergeben hatte. „Palez, sagte er, ist mein größter Widersacher; ihm will ich beichten." Diese Forderung wurde abgeschlagen. Die Bischöfe sandten ihm zum Beichtvater einen Mönch, mit dem er sich zufrieden bezigte und der, nachdem er ihn absolvirt hatte, ihm zur Unterwerfung rieth, ohne sie ihm vorzuschreiben. — Palez hatte sich gewogert; er war vor der schwierigen Aufgabe, welche ihm die Demuth Huß stellte, zurückgewichen. Dennoch fühlte er sich von einer solchen Seelengröße besiegt und kam, sein Schlachtopfer zu besuchen."

Man sieht aus diesen wenigen hier angeführten Scenen, daß das Buch mit Wärme und poetischem Gefühl geschrieben ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 86. Dienstag den 5. December 1848.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Dr. Karl Bernhard Trinius. Mit der Biographie des Verfassers nach seinem Tode herausgegeben. Berlin, Reimer, 1848.

E. M. Arndt sagt in seinem Werke: Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben, 1847, Seite 305 des zweiten Bandes: „Diesem Mannsleben (Trinius), der auch ein Mann von kühnem und schönen äußeren Gepräge war, hatte Gott den Lebensbecher vollgeschenkt mit Geist und Liebe, so voll, daß er oft überschäumte. Unser Briefwechsel ist seit 1818 unterbrochen worden, nimmer unsere Liebe. — Der Becher dieses liebenswürdigen und vollen Menschen, der den vollsten Menschen suchte und sich danach sehnte, hat doch zuletzt zu sehr übergeschäumt ꝛc." Arndt fügt hinzu, Trinius sey am Ende wahnsinnig geworden, was aber auf einem durchaus falschen Gerüchte beruht und von den Herausgebern widerlegt wird. Trinius lebte und starb so vernünftig wie irgend Jemand. Das Zeugniß Arndts aber bleibt, abgesehen von diesem Irrthum, immerhin sehr bezeichnend.

Trinius war 1778 zu Gieleben geboren und wurde Arzt, wie sein mütterlicher Oheim, der berühmte Hahnemann, Gründer der Homöopathie. Nachdem er in Berlin studirt, erhielt er eine Empfehlung von Hufeland für Westphalen, die aber aus Versehen mit einer andern nach Curland verwechselt wurde, und so kam Trinius ganz zufällig nach Curland, wo er bald sein Glück machte. Er wurde nämlich Leibarzt der Herzogin Antoinette von Württemberg und begleitete dieselbe auf vielen Reisen, die ihn mit den ausgezeichnetsten Naturforschern in Verbindung brachte. Er selbst war vorzugsweise Botaniker und wieder seine specielle Liebhaberei waren die Gräser, über die er sehr viel geschrieben und zu deren genauerer Kunde er viel beigetragen hat. Die Liebe zur Pflanzenwelt gibt sich auch in seinen Gedichten zu erkennen. Wir lasen einige derselben schon vor vielen Jahren im Morgenblatte und forschten damals vergeblich nach einer größern Sammlung von Gedichten desselben Autors, weil uns die wenigen im Morgenblatt abgedruckten (die zum Theil auch in größere lyrische Encyklopädien übergingen) ungemein angezogen. Es freut uns daher sehr, nun die volle Sammlung in die Hände zu bekommen. Trinius hat auch ein Drama „die Wilhelmsschlacht" geschrieben, abgedruckt in den dramatischen Ausstellungen, Berlin bei Reimer, 1820.

Man kann die lyrischen Gedichte von Trinius in zwei Klassen eintheilen. Die eine besteht aus geistreich aufgefaßten Natur-, namentlich Pflanzenbildern; die andere aus Gelegenheitsgedichten. Unter den Naturbildern, die sich nicht auf Pflanzen beziehen, finden wir mehrere vom Meere, von der Nacht, vom Feuer, vom Schatten, die sehr schön sind. Hier nur einige Gedanken aus dem Feuerliede. Das Feuer ist aufgefaßt wie der gefesselte Prometheus selbst, der es raubte:

Dürft' ich einmal dieß Dach durchbrechen!
Einmal hinaus in die ewige Welt
Strömen in seligen Feuerbächen,
Was mein glühendes Herz mir schwellt!

Einmal unter des Himmels Gezelt
Mit den Stürmen jauchzen und zechen,
Und die Schmach an dem Menschen rächen,
Der mich in traurigen Banden hält!

Aber, wie der mächtigen Schlange
Zuckende Glieder, vom Schwerte getheilt,
Schmerzlich leben, hoffend und bange,
Ob ein Gott sie zusammenheilt;
So in dienende Flammen gespalten,
Kann ein schwaches Gefäß mich halten;
Auf der Kerze trägt mich der Docht;
Und, gezähmt die Gewalt der Gewalten,
Ueberläßt er sich ruhig dem Schlaf ꝛc.

Nicht minder geistvoll ist das Schattenlied:

Was bist du, das, wenn mir die Sonne frohlt,
Ein teufer, schwerer Affe meiner Gliever,
Im tuft'gen Feredib schmächtig ulever
Mich in den Staub geworfen matt?

Das, an die Ferse finster mir gebannt,
Den hellsten Pfad mit flücht'ger Nacht beperenet,
Und über Blumen, giftverfenget,
Den schnellen Todesschleier spannt?

Das dann nur weicht, wann, von Gewölk umballt,
Die Sonne weint von meinen trüben Wegen;
Doch kann auch, wann ihr Strahl entgegen
Geraden Laufs der Pilger wallt!

Am gold'nen Morgen hüpft's du neben mir
Durch Ereisheim-bethaute Frenwiesen;
Da träumte sich zum mächt'gen Riesen
Der Knabe jubelnd noch in dir.

Digitized by Google

Doch halbverstreckt, selbst kleiner noch als ich,
Wie drückst du, als des Mittags Gluth sich häufte,
Indeß vom Haupt der Schweiß mir tröpfte,
Ein scheußlich Abbild, mich an mich!

Nun ist es Abend, und nun zuckst du
Weit über Hügel hin, fast von mir weichend.
So scheidet wir, du wollst erbleichend
Der Nacht, und ich dem Aufgang zu.

Unter den Gedichten, die von Bäumen und Blumen handeln, begegnet uns zuerst ein inniges Lied von der Cypresse. Vom göttlichen Feuer, sagt der Dichter, hat eine Flamme sich losgerissen und irrt allein durch die Welt, bald gemieden, bald verfolgt von den Menschen, bis die Natur mit starker Hand sie hält und fesselt:

So faßt die Flamme wurzelnd Fuß, und steht,
Ein Rauchgebild auf Aetna's dunkler Esse,
Und mit smaragd'nee Gluth gen Himmel weht
Der Baum der Lieb' und Freiheit, die Cypresse.

All ihr Gezweig, es sehnt und strebt empor,
Nicht Blatt noch Blüthe mag sich abwärts neigen:
Still kommt der Ost aus gold'nem Morgenthor
Und flüstert spielend in den hohen Zweigen.

Rings schweigend in Cypressenschatten ruht
Der Schläfer Heer im leichten Traum der Grüfte,
Und wärz'gee Duft, der Athem em'ger Gluth,
Haucht stille Seufzer hin in Morgenlüfte.

Zu den geistreichen Gedichten dieser Art gehört ferner die kleine Mythe vom Himmelsschlüsselblümchen, vom Schneeglöckchen, von der Anemone, von der Pulsatille. Von dieser letztern sagt der Dichter sehr schön:

Am Berg, gehüllt im rauhen März
Vom warmen Sonnenschein,
Bewegt sich's, wie ein schlagend Herz,
Inmitten dem Gestein.

Tief schläft's umher im feuchten Moos,
Umstarrt vom dürren Rohr,
Da wählt es aus des Berges Schooß
Zum Lichte sich hervor.

Zart wie ein Fehhlingsmorgenteaum,
Ein wunderbarer Zweig,
Gehüllt in duft'gen Silberflaum,
Tritt aus dem nackten Berg.

Er steht vor grauem Felsenthor
Und hält so freundlich Hof
Der Freude klaren Kelch empor,
Gefüllt mit purem Gold ꝛc.

Sehr gut ist auch der Charakter der Zeitlose in folgendem kleinen Gedicht bezeichnet:

Hell steht im Nebeldust,
Gestoß'n von Hirt und Heerde,
Der Blumengreis der Erde
Auf seiner grünen Gruft.

Ode' ist es fern und nah;
Der Sommer ist verglommen,
Schon ist der Herbst gekommen,
Sie nur steht zeitlos da,

Und hat nicht Frucht noch Kraut.
Es blüht in sel'ger Fülle,
Was fröhlich Frucht und Hülle
Dem neuen Lenz vertraut.

Zwischen den Naturbildern und Gelegenheitsgedichten sind einige klassische Mythen in Romanzenform eingeschoben, die bekannte Mythe von Deukalion und Pyrrha, Orpheus und Euridice, Odysseus und Kalypso, dazu zwei Romanzen nach dem Englischen des Lewis, der „Morsalle Thurm“ und „Donica.“ In jener wird ein stolzes Fräulein vom Wolfenkönig geraubt; in dieser wird einer glücklichen Braut durch ferne geheimnißvolle Musik im See der nahe Tod verkündet, beides Nachtstücke von tief poetischem Zauber.

In den Gelegenheitsgedichten verräth sich überall ein für Liebe und Freundschaft, Dankbarkeit und Treue empfängliches Gemüth und der Dichter läßt es darin auch an feinen Gedanken und geistreichen Wendungen nicht ermangeln. Jedenfalls gehört diese Sammlung unter die, welche der Strom der Vergessenheit nicht mit sich fortreißen wird.

Unterhaltungsliteratur.

Blätter aus dem Tagebuche eines Physiognomikers. Herausgegeben von Mara L.... Leipzig, Hinrichs, 1848.

Ein Buch, das die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt.

Die Herausgeberin gibt sich für eine Dame von fünfzig Jahren aus, die aus der großen Welt in eine Mittelstadt heimkehrend, dort ihren alten Onkel wiederfindet. Bald darauf begegnet diesem alten Onkel etwas sehr Unangenehmes, indem er nun eine beträchtliche Summe bestohlen wird. Der Dieb ist auf keine Weise zu ermitteln, bis man sich an einen ältlichen Herrn wendet, der seit einigen Jahren in der Stadt lebt und als Physiognomiker berühmt und gefürchtet ist. Dieser löst der Herausgeberin schon bei der ersten Begegnung großes Interesse ein und entdeckt ihr, als sie näher bekannt geworden, Niemand anders als der alte Onkel selber sey der Dieb. Er hat es ihm an den Augen abgesehen und es findet sich wirklich so. Dem Bankerott nahe, hatte der Alte durch den angeblichen Diebstahl eine Frist zu gewinnen gesucht. Jener seltsame Physiognomiker, Herr Gröning, theilt nun bei fortgesetzter Bekanntschaft der Herausgeberin Vieles aus seinen Papieren mit, was hier in zwangloser Folge novellenartig an einander gereiht ist.

Zuerst eine Kriminalgeschichte. Der Physiognomiker erkennt bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung die Unschuld des schon für schuldig erklärten Angeklagten und schließt aus der hyänenartigen Miene eines anwesenden Anwesens, daß dieser bei dem Verbrechen betheiligt seyn müsse, wie sich nachher auch erweist. — Ein andermal begegnet dem Physiognomiker eine vornehme, schöne und geistreiche Dame, die ihn aufs lebhafteste und um so mehr interessirt, als ihm Manches in ihrer Miene und in ihrem Geberdespiel durchaus räthselhaft bleibt, bis er sie nach einiger Zeit als eine passionirte Spielerin wiedererkennt und nun erst merkt, was die geheimnißvolle Gluth ihres Blicke und das nervöse Zucken ihrer schönen Hand zu bedeuten hatten. — Die dritte Erzählung handelt von einem Ehepaar, welches sich aus übertriebener Delikatesse das Leben verleidet und bis zum Scheiden kommt, durch die Klugheit eines alten Papa aber zur Erkenntniß gebracht wird. — In der vierten Geschichte

Digitized by Google

spielt ein ertappter Student, der aus Roth Schneidergeselle geworden war, eine Hauptrolle und der Widerspruch zwischen seiner studentischen und Schneiderangewöhnung ist ergötzlich. Schade, daß der Verfasser etwas Sentimentales in diese rein der Komik angehörigen Scenen eingemischt hat. — Die Heldin der fünften Erzählung ist ein verständiges, selbstständiges Mädchen, die von der freien Ehe, eine große Schauspielerin werden zu wollen, durch eine schmerzliche Probe geheilt wird.

Mit dem besten Humor ist sodann in der vorletzten größern Erzählung eine Reisegesellschaft im Eilwagen beschrieben. Der Physiognomiker und ein sich stets schweigsam haltender „Unbuchbringlicher" kommen hier mit einem kleinen alten vertrockneten Herrn und seiner sehr jungen und sehr liebenswürdigen Frau, ferner mit einem geschminkten und beperückten Geck, der noch den Jüngling spielt, und mit einem unverschämten jungen Franzosen zusammen. Die Unterhaltung ist sehr köstlich und die ganze kleine Geschichte gewinnt noch an Interesse, indem auf einer Station noch der ehemalige Liebhaber der jungen Frau auf seiner Hochzeitreise mit seiner eben erst ihm angetrauten Hälfte ankommt und die Damen sich mit Blicken voll Todtverachtung beschießen. Nachdem sie sich wieder getrennt, glaubt der junge Franzose der reisenden Dame huldigen zu müssen und wird so aufdringlich, daß ihm der „Unbuchdringliche" zum Wagen hinauswirft. In diesem letztern gibt sich ein alter General zu erkennen, setzen nähere Bekanntschaft der Physiognomiker um so bequemer macht, als er vom General in einer eigenen Angelegenheit zu Rathe gezogen wird.

Die letzte Erzählung hat freilich mit der Physiognomik nicht viel zu schaffen, ist aber an sich ungemein originell erfunden. Ein junger Engländer erblindet auf einer Seereise, das Schiff geht im Sturm zu Grunde. Blind und völlig hülflos vermag er sich nur an den nächsten Balken zu klammern, der ihn indeß unverletzt am Ufer einer Insel auswirft. Da liegt er nun, mutterseelenallein. Er erhebt, er erhebt sich, tappt umher, findet die kalte Hand eines Todten, bedeckt ihn weinend mit Steinen, die er zusammensucht, und tappt weiter. „Geleitet durch das Rauschen der Wellen und den Geruch der Pflanzen, entfernte ich mich von der See und fand mich plötzlich von Binsen und Schilf umgeben. Die Seevögel flogen, meine Gegenwart nicht achtend, schreiend über meinem Haupt hinweg; und als ich stillestehend aufmerksam lauschte, hörte ich mehrere kleine Thiere leichten Schrittes an mir vorüberlaufen. Die Strahlen der Sonne, die mich anfänglich gewärmt, getrocknet und belebt hatten, fielen jetzt so sengend auf mich herab, daß ich es fast nicht ertragen konnte und mich sehr nach einem schattigen Ort sehnte. Meine Leiden steigerten sich mit jedem Augenblick: denn Hunger, Durst und Anstrengung, verbunden mit der brennenden Sonnenhitze, erschöpften mich dergestalt, daß ich kaum noch im Stande war diesen vereinigten Feinden zu widerstehen." Endlich fand er einen Fluß, der seinen Durst stillte. Aber wie hinüberkommen? Er schwamm und verlor bei dieser Gelegenheit seine Kleider. Nun völlig entblößt, muß er unter Dornen und drohendem Thiergeschrei den Weg im Walde suchen. „Ich unterschied zwischen dem gellenden Geschrei der Vögel, die Stimmen vieler plappernden Affen. Meine Annäherung schien gleich von ihnen bemerkt worden zu seyn, denn ihr Geschwätz hörte einen Augenblick auf. Nach einer kurzen Pause aber, während ich mir einbildete, daß sie ihren unerwarteten Gast genauer auf's Korn genommen, kam ein Regen von großen harten Früchten auf mich geflogen, der von ziemlicher Höhe herabgeschleudert, meinem armen verwundeten Körper neues Leid, neue Schmerzen bereitete. So geduldig ich durch mein Unglück auch schon geworden war, erregte diese schnöde Behandlung doch meinen Zorn, und einige Stücke des mich getroffenen Wurfgeschützes aufgreifend, das ich für große mir unbekannte Früchte hielt, schleuderte ich mehrere derselben mit solcher Gewalt gegen die Zweige und meine darin sitzenden Feinde, daß die ganze Schaar mit gewaltigem Angstgeschrei die Flucht ergriff. Ich hob nun eine dieser Früchte auf, die sich wie eine Melone anfühlte, und nachdem ich die äußere Schale an einem Baumstamm abgerieben, war ich eben im Begriff sie mit großer Gier zu verzehren, als der Gedanke mich auf diese Weise vielleicht zu vergiften statt zu sättigen, plötzlich erfaßte." Der Hunger siegte, er aß. Aber schrecklich war für ihn die nächste Nacht. Im Walde verdeckt, hörte er ganz nahe wilde Thiere. „Da schreckte mich das schnelle Laufen einiger wüthenden Bestien, die sich, wie ich vermuthete, verfolgten. Nicht wissend wohin ich mich wenden sollte, blieb ich, nicht an den Baum gelehnt, stehen, mit athemloser Angst ihren Bewegungen lauschend. Da hörte ich, nicht weit von mir, einen schweren Fall, als wenn ein großes Thier mit Gewalt zu Boden geschleudert worden, während sein Verfolger mit einem Geheul über dasselbe herfiel, das das Blut in meinen Adern erstarren machte. Dann folgte der Todeskampf; und ehe noch das arme Thier den letzten Athemzug ausgehaucht, unterschied ich deutlich das Abreißen einzelner Glieder und Stücken Fleisches, das Nagen mit den Zähnen und das entsetzliche tiefe Grunzen des Entsetzens, mit dem das verhungerte, wilde Thier das Zerreißen seines Opfers begleitete." — Das war aber auch die letzte Noth. Des andern Tages gelangte er zu den Wohnungen gutherziger Naturmenschen und ein wildes Mädchen von 15 Jahren bot sich, echt romanhaft, dem Blinden zum Führer und Pfleger an. Er fand wieder Europäer, wurde von seiner Blindheit geheilt und heirathete aus Dankbarkeit die schöne Wilde.

Werk über Italien.

L. Mariotti. Italien in seinen gegenwärtigen Zuständen. Deutsch von Julius Bernhard Seybt. Zweiter Theil des Werkes: Italien in seiner politischen und literarischen Entwicklung. Leipzig, Lorck, 1848.

(Schluß.)

Mariotti schlägt das reine Gegentheil von dem vor, was Gioberti will; nämlich anstatt einer Erneuerung der päpstlichen Allgewalt über alle Völker zu Gunsten der italienischen Nationalität will er eine völlige Vernichtung des Papstthums in Italien selbst. Dadurch hofft er, allen Einfluß der bisherigen nicht-italienischen, aber katholischen Staaten auf Italien zu vernichten und eine innige Verbindung der Italiener mit den protestantischen Staaten herbeizuführen. „Aus diesem Grunde ist die ganze Welt bei dieser großen Frage der Emancipation Italiens unmittelbar betheiligt. Die Herstellung der Denkfreiheit in Italien führt zur großen katholischen Krisis. Alsdann wird sich zeigen, in wie weit die Italiener freimüthig bei einem religiösen System bleiben, an das sie bis jetzt durch Gewalt gefesselt gewesen sind; oder welche Umgestaltungen der alte Nationalglaube erleiden muß, bevor vernünftige und verantwortliche Wesen sich ihm anschließen können. Die Errichtung einer freien Nationalkirche in Italien, mit Rom an der Spitze, müßte einen wichtigen Einfluß auf die verschiedenen Theile der katholischen Welt üben, die dem alten Glauben noch treu geblieben sind; und die Annahme freisinniger Maßregeln in

Digitized by Google

der katholischen Gemeinde könnte sie am Ende den weniger bigotten Zweigen des Protestantismus so nahe bringen, daß eine allgemeine Aussöhnung so ausführbar würde, wie sie wünschenswerth ist — wie sie thatsächlich schon von manchen Seiten gewünscht wird."

Am Ende rückt Marioti mit dem letzten Geheimniß heraus. Er will den Papst zum weltlichen König Italiens machen, um dadurch mit einem Schlage die alte Hierarchie zu vernichten und doch alle die Vortheile zu benutzen, die sie Italien noch im Augenblicke darbietet. Pius IX., heißt es an, soll heirathen und eine neue italienische Dynastie gründen, durch die alle bestehenden verdrängt würden. „Wäre dieser altersschwache Glaube und Kultus nicht, so fänden alle nationalen Elemente im offenen Kampfe mit den bestehenden Regierungen Italiens. Es war verordnet, daß der Papst ein Italiener sey. Der päpstliche Stuhl ist der einzige Thron, mit dem sich der Name Italiens identificiren kann. Von nun an sind Ferretti's Nachfolger, so lange es ihnen gefällt, thatsächlich Könige von Italien. Es ist schwer vorauszusehen, welche Folgen die nationale Tendenz für das Bestehen der katholischen Welt haben mag. Es kann allerdings zuletzt zu einer Auflösung der Kirche führen. Oesterreich, gestützt in seinen politischen Intriguen, wird versuchen, den Papst durch Begünstigung der deutschen Neukatholiken zu benachtheiligen. Die Treue der gallikanischen Kirche hängt an einem Faden, und der unvermeidliche Fall der Jesuiten braucht den Papst seiner thätigsten geistlichen Miliz. Es geschehe! Lange lebe Italien! Und möge die Vorsehung für die Interessen der christlichen Kirche sorgen. Das Band des Katholicismus sey ganz unabhängig von politischen Verbindungen; die päpstliche Oberherrschaft gründe sich noch einmal auf das unveräußerliche Uebergewicht der Tugend. Die Forderungen der katholischen Welt traten zu lange und zu oft den heiligen Rechten der Italiener als unabhängiges Volk in den Weg. Oesterreich, Frankreich und Spanien haben zu lange das Conclave mit ihren kleinlichen Intriguen beherrscht. Von nun an, oder wir müßten uns sehr irren, werden die Römer selbst ihre Angelegenheiten ordnen und jeder ungehörige Einmischung zurückweisen. Pius IX., Gott schenke ihm langes Leben! wird für die sichere Wahl seines Nachfolgers Sorge tragen. Ja, so lange als noch ein Ferretti lebt, wissen wir nicht, warum nicht diese Familie den Stuhl des heiligen Petrus monopolisiren sollte."

Marioti wird wohl in neuester Zeit von dieser feiner Ansicht ein wenig zurückgekommen seyn.

Es ist gewiß interessant, die einander so sehr widersprechenden und nur in ihrer Unausführbarkeit übereinstimmenden Einigungs- und Emancipationspläne der Italiener mit einander zu vergleichen. Allen diesen Vorschlägen liegt immer die nämliche Täuschung zu Grunde, das Alles, Längstvergangenes sich erneuern könne und müsse. Die Einen hoffen immer noch getrost auf eine Wiedergeburt der altrömischen Republik (und Welteroberung), die Andern nicht minder getrost auf die Wiederherstellung der päpstlichen Allgewalt, wie sie unter Innocenz III. bestand (und dadurch gleichfalls auf eine neue Welteroberung). Aber sie vergessen, daß eben eins das andere ausschließt. Deshalb sucht der Dritte beide Illusionen zu neutralisiren, indem er von der römischen Republik die Freiheit und vom Papstthum die Einheit festhält und beides verbinden zu können hofft in einem neuen konstitutionellen Königthum von ganz Italien auf der beliebten breiten Grundlage.

Aber alle diese Versuche scheitern an den Sonderinteressen der einzelnen italienischen Provinzen und an der Macht der großen Nachbarstaaten, denen an der Einheit Italiens noch weniger liegt, als den Italienern selbst. Die literarischen Erlöser Italiens sollten sich daher bemühen, die Sache auf eine praktischere Weise anzugreifen, sie sollten nichts Unmögliches wollen, aber ihrem Volk auf andere Weise aufhelfen; nicht durch die große Politik, zu der Italien zu schwach ist, aber durch Fleiß, Industrie, Handel, und nicht durch Vernichtung der Kirche, sondern durch Vermittlung der alten tiefen Religiosität mit allen guten und reinen Elementen moderner Bildung. Sie sollten den Italiener erwahren, vor allem alle italienischen Nationaltugenden auszubilden, ehe sie sich anmaßen, armselige Nachahmer der Franzosen werden zu wollen.

Wie wenig Ernst es übrigens Marioti mit seinen Hoffnungen ist und wie ihn in seinen Betrachtungen unwillkürlich ein melancholisches Verzagen an Allem beschleicht, erhellt aus folgender Stelle (S. 331), die eher in Leopardis grauvolle Dichtungen, als in ein politisches Werk zu gehören scheinen. Marioti sieht hier alles schwarz. „Selbst die Luft ist verpestet und die Erde verdorben und siech. Ihr sprecht von Vorrang! Ach! Gott hat sein Auge von dem unglücklichen Italien abgewendet. Seht! das Meer zieht sich von seinen Häfen zurück, die stolzen Galeeren seiner Handelsrepublik versanken am Strande. Unaufhörliche Erdfälle stürzen von den Abhängen herab, hemmen den Lauf der Ströme, überschwemmen die Auen und Felder. Die schreckliche Malaria schwebt über dem Lande, haucht Tod und Vernichtung über seine Küsten und vernichtet den Stolz der Städte. Der rauhe Aquilon folgt dem nordischen Eindringling auf dem Fuße, fährt ungestüm durch die kahlen Alpenpässe und eilt ungehemmt über das verlassene Land. Dann wirbet breitet eine glühende Hitze in der stillen Luft und straft das Land mit einer dreimonatlichen Dürre, von seinem Haupt und seinem Regenschauer gemildert. O das herrliche Klima des europäischen Paradieses! Sibirien und die Sahara schienen sich in Mailand die Hände zu reichen. Die Hand des Menschen hat ihr Möglichstes gethan, die kahle, schattenlose Erde allen nachtheiligen atmosphärischen Einwirkungen bloßzustellen. Das halbe Toscana und die ganze Seeküste sind ein pesthauchender Morast. Der Mensch und die Zeit verschwören sich, um die Arbeit der freundlichen Natur zu vernichten. In derselben Weise ist die große Mehrheit der Bevölkerung in hoffnungslose Erniedrigung versunken. In dachlosen Hütten, von Fieberfrost geschüttelt, in Schmutz versunken, zerlumpt, verkümmert und krank, darben sie im Mangel und Unwissenheit. Nur der Priester gedeiht; nur der Oesterreicher geht aufrecht. Ein unwirthschaftliches, verlottes Feldbausystem, ein armseliges Hüten und Schachern beschäftigt einen kleinen Bruchtheil. Die große Masse sind bloße Bettler und der Adel des Landes oft die allerärgsten. Dabei sind acht Höfe und Hauptstädte wahre Pfuhlschulen der Trägheit und der Verderbniß. Spanische Bourbonen und österreichische Erzherzoge, Dummheit, Feigheit und Zügellosigkeit auf dem Throne; dabei noch ein Papst und Jesuiten, jeder dritte Tag ein Feiertag und jeder dreiundzwanzigste Einwohner ein Geistlicher. Man sehe nur eines ihrer Madonnenfeste und spreche noch von geistiger Ueberlegenheit. Der italienische Geist ist in seinem innersten Blute krank; ihm vom krassesten Aberglauben zu befreien ist ein weit schwierigeres Unternehmen, als die Ausrottung der amerikanischen Sümpfe. Die Tiefe seines Falles steht natürlich im Verhältniß mit der Gehobenheit seiner ursprünglichen Bestrebungen und der Größe seiner Fähigkeiten. Gott habe Erbarmen mit dem unglücklichen Italien!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87. Sonnabend den 9. December 1848.

Schiller und Körner.

Es gibt in der deutschen Poesie zwei glorreiche Namen von ganz eigenthümlicher Größe; braucht man noch hinzuzufügen, daß sie Goethe und Schiller heißen? Und wie deren geistige Gestaltung ursprünglich völlig verschieden erschien, so verhalf ihr ein ziemlich spät erst erfolgtes elfjähriges Zusammenwirken zu dem großartigsten Einflange. Schwerlich findet sich ein Beispiel in der Geschichte zweier Wesen, die ein solches Beisammensein so gewissenhaft zu wechselseitiger Vervollkommnung benutzen. In dem seit ihrem Hintritte bereits verflossenen langen Zeitraume hat es die schriftstellerische Forschung so wenig fehlen lassen an Aufschlüssen über ihre Personen und Werke, wie über ihre gemeinschaftliche Fortbildung, daß man den Gegenstand für erschöpft halten könnte. Noch im jetzigen Jahre jedoch trat mit dem ersten Bande des literarischen Nachlasses der vereinigten Biographin des großen Schiller, Karoline von Wolzogen, ein Buch ans Licht, welches manches Höchstmerkwürdige über ihn nachbrachte und hauptsächlich auch über die gleichzeitige leidenschaftlichste Liebe Schillers zu zweien Schwestern, von denen später die eine diesen als Gemahl und Vater ungemein glücklich machte, eine sehr anziehende Erläuterung ertheilt. Von weit umfassenderer Wichtigkeit aber als dieses werthvolle Buch ist ohne Zweifel der im Jahr 1847 veröffentlichte Briefwechsel zwischen Schillern und Körnern.* Auf das würdigste schließt sich den unschätzbaren sechs Bänden Korrespondenz Schillers mit Goethen an, deren Redaktion letzterer im Jahre 1828 besorgte.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es, daß Körner durch einen ehrenvollen Ruf dem bereits als Konsistorialadvokat in Leipzig, seiner Geburtsstadt, angetretenen Geschäftsleben entzogen und in dem Staatsdienste zu Dresden einem neuen umfangsreicheren Wirkungskreise zugeführt wurde. Vermöge tüchtiger Kenntnisse und besonderer Geschicklichkeit füllte er die ihm verliehene Rathsstelle bei einem sächsischen Landeskollegium mehr als hinreichend aus. Man kann nicht gerade von Knechtschaft sagen, worin der freie Menschengeist in einem solchen Verhältnisse verfallen gewesen wäre. Aber die Fakultäts- und sonstigen Fachwissenschaften wurden von den Vorsitzenden der Dresdener Landeskollegien vor allen andern begünstigt und vergönnte man auch der schönen Redekunst und Poesie in der Beamtenwelt ebenfalls eine Stimme, so that doch jeder als Rath oder Schriftführer Angestellte recht wohl, sich mit dergleichen nicht breit zu machen. Das geschah auch von Körnern durchaus nicht. Er merkte bei Zeiten, daß ein hoher Kollegium den Kopf schüttelte, wenn einer aus seiner Mitte mehr wissen wollte, als was Akten, Gesetzbücher und Kanzleiobservanz ihm lehren konnten und ließ sich daher über andere Dinge so wenig als möglich heraus. Und als es endlich doch an den Tag kam, daß er, der eifrige Priester der Themis, nebenher mit Musen und Grazien Abgötterei trieb, und durch „schöngeisterische Allotria in Versen und Prosa" sich bei mehreren sehr hochgestellten Personen in großen Kredit gesetzt hatte, konnte Prädikum selbst seinen Ersuchungen in das literarische Gebiet die, wenigstens scheinbare, Anerkennung nicht wohl versagen. Ziemlich gleichzeitig war es auch in der ganzen Stadt immer mehr herumgekommen, daß das gesellschaftliche Leben im Körnerschen Hause nach und nach eine weit zwanglosere, als die herkömmliche Form angenommen hatte.

Der Feuerherd einer ästhetischen Revolution loderte bei Körners zu einer höheren Flamme auf, welche nach und nach andere Dresdener Häuser mit ergriffen.

Seit meiner Einführung in das Körnersche, welche im ersten Jahrzehnt des jetzigen Jahrhunderts geschah, gelangte dieses allmählig in folgenden Zustand: Noch in den achtziger Jahren des achtzehnten, sogenannten philosophischen Jahrhunderts, hatte Körner den Grund dazu gelegt und zwar mit einer Landsmännin aus Leipzig, der Tochter eines geachteten Kupferstechers, Namens Stock. Ihre ebenfalls noch unvermählte ältere Schwester Dorothea, als Pastellmaterin rühmlich bekannt, begleitete sie an ihren neuen Wohnort und schtug gleichfalls in dem neugegründeten Hause der Residenz ihren Sitz auf. Dem an sich schon durch Jugend, Geist und Frohsinn ein höchst interessantes Ganzes bildenden Vereine gesellte sich noch ein viertes Glied, ein so eben dem ganzen Deutschland aufgegangener, vielbewunderter Stern, wie sie höchstens alle Jubeljahre einmal erschreinen: der große Schiller. Dem Süden Deutschlands entsprossen und durch briefliche Annäherungen und Einladungen magnetisch nach Leipzig gezogen, fand er dort die Erwartungen von dem Gehalte der Persönlichkeit seiner drei neuen Freunde dergestalt übertroffen, daß der junge Enthusiast sich bald gedrungen fühlte, sein Glück zunächst nur in ihrem Kreise zu versuchen und Dresden ebenfalls zum Aufenthalte zu wählen. Zusehends wuchs die Bevölkerung des Körnerschen Hauses mit geeigneten Gästen. Mancher anderen Stadt gegenüber lastete damals im Allgemeinen auf dieser noch

* Bekanntlich hat sich die, sonst nur in wenigen Gegenden Deutschlands vorgekommene, oft den Sinn ganz entstellende, Vergewohnheit des Nichtschreibens der Eigennamen in die allgemeine deutsche Schriftsprache allmählig dergestalt eingeschmuggelt, daß schon seit geraumer Zeit dieser offenbare Fehler, als eine, seinem Schriftsteller zu erlassende Tugend betrachtet zu werden pflegte. Mit großem Rechte aber geben neuerlich immer mehr, zum Theil sehr geachtete Autoren von dieser der deutschen Sprache angethanen Gewalt wieder ab und der Verfasser steht nicht an, ihnen beizutreten.

Digitized by Google

eine Art von ägyptischer Finsterniß. Sie erstreckte sich weit über die den Landes- und städtischen Kollegien vorstehende steife Gravität hinaus, bis in die meisten Privatwohnungen. Der Unterschied der Stände zerschnitt alles gesellige Leben der höher sich dünkenden Klassen so unbarmherzig, daß sein eigentliches Wesen ganz zu Grunde ging. Den durch Geburt, Rang, Reichthum, Orden u. s. w. Bevorrechteten wurde meistens höchst unwohl, wo sie irgendwo in Gesellschaft mit Personen von geringerem Belange zusammentrafen. So bekommen z. B. die Herren und Frauen „von“ oft einen recht bösartigen Husten, wenn in einem Gesellschaftssalen ihr Geschick ihnen solche zuführte, deren Namen das bei aller Kleinheit vielgefeierte Vorwörtchen „von“ abging. Ja nicht einmal solche Personen allein fühlen sich durch dergleichen Ordnungswidrigkeiten empfindlich verletzt. Sogar das mit hohen Orden ausstaffirte, bürgerliche Vollblut schmollte schiftbar, wenn eine taktlose Hausadministration z. B. ihm zugemuthet hatte, den Abend unter dem nämlichen Dache mit einem Subjekte zuzubringen, dessen Ehrenmedaille im Knopfloche augenscheinlich darthat, daß er der Fähigkeit eine Ordensdekoration zu empfangen, gänzlich ermangelte. Mit Einem Worte: aus einem quasipennsylvanischen Absonderungssystem hatte sich seit undenklicher Zeit in Dresden immer vollständiger ein tragikomischer Zustand entwickelt, der den gebildeten Ausländern, die hier einsprachen, oft unerträglich vorkam, während sich manche andere deutsche Stadt aus der leidvergangen socialen Unerträglichkeit immer besser herausarbeitete. Das Körner'sche Haus gehörte in Kurzem nicht nur zu den wenigen ehrenvollen Ausnahmen, in denen weder Adel noch Orden, noch irgend eine äußere Auszeichnung, sondern bloß wahrhafte Bildung und Intelligenz Zutritt erhielten, sondern es durfte sich sogar rühmen, hierzu den Ton angegeben zu haben. In ihm regulirte sich ein recht mannigfachen glücklichen Gesellschaftsverhältniß gleichsam von selbst. Wen auch weder die geistige Liebenswürdigkeit seiner drei Begründer, noch der Kreis angezogen hätte, den hohen Sänger des Liedes an die Freude von Angesicht zu erschauen, den fesselte, auch nachdem dieser längst in Weimar das ferne bauernden Verkehrs mit Goethen sich erfreute, die ganze Einrichtung des gastfreundlichen Hauses und dessen völliges Abweichen von den meisten übrigen Häusern durch anständige Zwanglosigkeit und einer Einfachheit, eben so weit entfernt von Prunk und Hoffart, als von unzureichender Bequemlichkeit. Fremde und Einheimische fanden ihre Rechnung in seinen behaglichen Räumen und bei der Frugalität seiner Tafel und seines Büffets, zumal da in der Regel, vermöge der dortigen freien Bewegung der Rede, der mannigfachste Gesprächsstoff sich recht heiter und anmuthsvoll zu gestalten pflegte. Wissen und Kunst, denen in diesem Lokal ein Freihafen offen stand, mußten zwar beim Eintritt ihre pedantischen Formen zurücklassen, fühlten sich dann aber auch um so wohler in der lieben, trauten Umgebung. Gemeiniglich übernahmen die drei häuslichen Autoritäten die Leitung der allgemeinen Unterhaltung im Stillen und ohne daß Jemand solches inne wurde. Des ansehnlichen, würdevollen Hausherrn vielfache Präponderanz that hierin das Meiste und wußte stets eine imponirende Haltung zu behaupten. Der Hausfrau, zu Anfang der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts schon über ihre Blüthenzeit weit hinaus, war, zufolge übereinstimmender Berichte, früher, bei einer, noch fortdauernden, unvergleichlichen Figur, die ausgezeichnetste Grazie eigen gewesen, deren Spur noch immer mächtig nachwirkte, so daß oft durch einen einzigen ihrer milden Blicke ein Scherz, der aus der Art zu schlagen drohte, auf der Stelle in seiner rechten Bahn festgehalten wurde. Und der dritten Person, ihrer Schwester Dorothea, fiel ebensalls kein geringer Theil der Unterhaltungstalente zu. Mit scharfem, zuweilen zu schonungslosem Witze reich begabt, war sie mitunter eine arge Zuchtrute, vor der die Vorcilligsten mancher Anwesenden auf ihrer Hut zu sein alle Ursache hatten. Ein Beispiel wird solches ins Licht stellen.

Einen stehenden Artikel des allgemeinen Gespräches bildete desontere die Malerei im Körner'schen Hause. Als Malerin von großem Rufe mußte Dorothea Stock vor Aufträgen zu Portraits nach der Natur und zu Kopien von Dresdener Galeriegemälden sich zuweilen kaum zu retten. Ueberhaupt hatte die berühmte Dresdener Gemäldegalerie nicht lange erst angefangen eine vorherrschende Modesache zu werden. Wer von eleganten Herren und Damen nicht riskiren wollte, selbst aus der Mode zu kommen, der mußte wenigstens dann und wann in den Mittagsstunden auf ihr sich einstellen. Nicht gerade um der dortigen Kunstschätze freh zu werden, sondern hauptsächlich, um sich davon zu unterrichten, ob der auf der Galerie von selbst zusammengeflossene, in seinen Ansichten ziemlich wetterwendische Kunstaretopag so eben dem Rafael, Correggio, Tizian, Rubens, Dürer oder welchem andern Patriarchen der Malerei der Preis vor allen übrigen meisterlichen Autoritäten zuzuerkennen, oder was sonst in den Abendzirkeln der Stadt aus der Kunstregion Neues zu notificiren sey. Bei den Körnerschen Soireen war auf dergleichen Neuigkeiten am sichersten zu rechnen. Wiewohl die Künstlerin Dorothea Stock im Allgemeinen zu viel Takt besaß, um, oft sogar dem Absurdesten was dabei zu Markte gebracht wurde, offenbaren Widerspruch entgegen zu setzen, ließ sie sich einsmals doch durch das Ehetierische ihrer Natur, ohne Noth zu Handhabung ihrer sarkastischen Zuchtrute verleiten. Der Gegenstand, um den es sich handelte, war, ich weiß nicht mehr welche alte Landschaft, die obschon von großem Werthe sey, so eben durch andere Kunstwerke in die Oede Wüste der Vergessenheit geträngt wurde. Einige Artikarchen und Artikarchinnen hatten sich offenbar das Wort gegeben, das verdrängte Bild nicht nur diesem trostlosen Zustande zu entreißen, sondern ihm sogar den höchsten Ehrenplatz im Reiche der Kunst zuzuerkennen. Die Einwendungen dagegen blieben jedoch nicht aus. Einemals hatten die Debatten darüber auf der Gemäldegalerie den ganzen Vormittag weggenommen und der mittägliche Schluß der Thüre flatgefunden, ehe die Kunstkennerei das abgehandelte Thema zum Schlusse gebracht. Eine ältliche Dame, vermöge der Kraft ihrer Lunge und einer seltenen Beredsamkeit ihres Mundwerkes, in solchen Fällen häufig den Sieg ihrer Meinung davontragend, konnte es nicht verschmerzen, daß sie die beabsichtigte Protheese jener Landschaft mißlungen war, und parlamentirte beim Hinabmarsch über die Galeriestreppe mit dem übrigen Kunstgerichtshofe personal ziemlich laut und nicht ohne Anzüglichkeiten über den Gegenstand. Sie stellte sich auch zur Soiree bei Körners nebst mehreren gleichgesinnten Kameraden und Kameradinnen dießmal zu allererst ein. War Dorothea auf ihrer Seite zu bringen, so ließ sich ein Abschluß der unentschieden gebliebenen Sache unter dieser anerkannten Autorität leicht gewinnen. Und selbe der unbedingte Beitritt der Künstlerin, wie allerdings zu fürchten stand, nicht zu erhoffen seyn, weil sie bei solcher Gelegenheit sich der Geselligkeit zu Liebe, selten entschieden Partei nahm, so war doch viel gewonnen, wenn Dorothea, wie gewöhnlich eine Art von bewaffneter Neutralität behauptete. Und hierzu war bereits Anstchein vorhanden. Fräulein Stock hatte, während der gegenwenen ferneren Verhandlungen als Zuhörerin, zwar, ihren Mienen nach, an mancher Unverdaulichkeit sichtbar zu würgen gehabt. Aber der Triumph der Oberführerin trat doch auf dem anfänglichen Rebel immer klarer hervor. Da nahm indessen ihr Sache, in Folge der Vermehrung der Gesellschaft, rasch eine andere Wendung. Einige der vorzüglichsten Widersacher waren so zweckmäßig auf

Digitized by Google

die Entkräftung der gegnerischen Ansichten und Vorsiegelungen vorbereitet, daß der schon im Siege begriffenen Meinung der Letzterkrong wieder und der Hand gewunden wurde. In der seitzenden Empfindlichkeit hierüber verlor daher die ästliche Wortführerin zuletzt alle Traumtanz dergestalt, daß sich ihr Zorn bis zu der wahrhaft unsinnigen Aeußerung vergaloppirte, Jeder, der in der besprochenen wunderreichen Landschaft die Musik der Insekten im Grase nicht vernähme, sey ein aller fünf Sinne beraubter Halbmensch und unwürdig, auch nur einen Blick auf dieses erhabenste aller Meisterwerke zu thun.

Dem hierdurch herbeigeführten Lachsturme folgte aber eine diesem Hause ganz fremde revolutionäre Bewegung, die den geselligen Anstand vielleicht gefährdet hätte, wäre kein verständiger Eingriff von Seiten des Körnerschen Ehepaars geschehen. Aber die schöne Mäßigkeit, womit dasselbe dabei zu Werke ging, wollte der hochaufgeregten Stock dießmal nicht zureichen. Nur allzulange hatte die bejahrte Phantastin die Geduld der mit größter Mühe Schweigenden auf die Folter gespannt. Sie verdiente, Dorotheas Ansicht nach, eine frappantere Zurechtweisung. Und so bemächtigte sich die Künstlerin nun des Wortes. Aber aus dessen anfänglichen Leuchkaqueten wurden unvermerkt wahre Brandraketen, vor denen der Gegnerin der Laut auf der bleich gewordenen Lippe erstarb und jeder Blutstropfen aus dem unmittelbar zuvor noch pfirsichblutfarbigen Antlitze wich, während das seitdere Beehren der Versammlung, mit Einschluß der treuesten Bundesgenossen der tiefbeschämt sich zurückziehenden Eherführerin anstrebte.

Obschon nicht selbst Augenzeuge dieses Vorgangs ist mir solcher doch durch einen völlig glaubwürdigen Freund mitgetheilt worden. Er erinnert mich aber an einen andern, dem ich im Körnerschen Hause eines Sonntagsvormittags, wo sich in der Regel dort ebenfalls Besuch einfand, persönlich beiwohnte. Bei Gelegenheit eines Gespräches über die auf der Dresdner Gemäldegalerie stattfindenden Nachbildungen heutiger Kunstwerke, von denen Dorothea Stock eben eine in Arbeit hatte, redete ein Mitanwesender diese Künstlerin also an: Sie haben, Verehrte, ein eigenthümliches Malheur mit der hiesigen Galerie: Es sind gemeiniglich die schlechtesten Gemälde, welche Sie zum Kopiren auswählen. Man kann sich das allgemeine Erstaunen über dieses, mit der unbefangensten Miene ausgesprochene Wort kaum vorstellen. Das Betremden war um so größer, da die Behauptung von einem Manne herrührte, dessen Kompetenz zu einem Kunsturtheile, vielleicht vorzugsweise vor allen übrigen der den Anwesenden, seinem Zweifel zu unterliegen schien. Die sonst in ähnlichen Fällen stets auf eine nachdrückliche Replik gefaßte Stock verlor auch so sehr alle Fassung, daß sie ohne den kecken Gegner anzusehen, auf der Stelle die Versammlung verließ und durchaus nicht eher zur Rückkehr in dieselbe zu bewegen war, als bis der Beleidiger sich entfernt hatte. Allerdings wollte man wissen, daß es zwischen diesem Kritiker und ihr schon seit einiger Zeit zu einiger Spannung gekommen sey. Er gehörte nämlich zu den eifrigen Anhängern und Verfechtern der Grundsätze der romantischen Schule, welche auf die Malerei sich erstreckten und nach denen die Romantiker eine große Zahl der zuvor allgemein für Meisterwerke geltenden Bilder, als solche durchaus nicht anerkannten. Fräulein Stock fermirte hierin die schroffste Opposition und wußte wo sie mit Gründen nicht durchkommen konnte, häufig durch muthwilligen Witz die Lacher auf ihre Seite zu bringen. Dadurch selbst denn auch, wie man sagte, der sonst sehr feine und verständige Kritiker zu dem auffallenden Ausspruche sich aufgereizt gefühlt haben. In dessen Entschuldigung ist indessen nicht zu verschweigen, daß sich unter den Originalen der Stockschen Kopien allerdings manches Mittelgute befanden mochte. Nue geschah der Künstlerin offenbar Unrecht, wenn man die Wahl auf ihre Rechnung setzte, die doch in der Regel die zum Theil gar wunderliche Liebhaberei der Auftraggeber verschuldete. Der bald darauf in ganz Dresden widerhallende Ausspruch ergehte übrigens, eine beinahe so große Menschenzahl, als sich an demselben geärgert hatte. Denn die romantische Dichtkunst gewann immer mehr Anhang und man hielt Dorothea für sehr eingenommen gegen dieselbe. Das damals in Dresden festhafte eigentliche Oberhaupt dieser Schule: Ludwig Tieck, beinahe der Einzige dem es glücken wollte, ihre Theoreme durch Meisterwerke, wie Zerbino, Genovefa, Octavian u. s. w. mit großem Erfolg ins Leben zu rufen, trug auch noch neben diesem durch die Kraft seines mündlichen Wortes, viel dazu bei, den neuen Lehren immer mehr Eingang zu verschaffen. *

Auftritte wie diese beiden, der so eben mitgetheilte und der durch die Abschiedsart der musikalischen Landschaft herbeigeführte, verdienten übrigens, meines Erachtens vor vielen andern Erwähnung wegen ihrer großen Seltenheit im Körnerschen Hause, das immer allgemeiner als ein Muster des guten Tons betrachtet wurde und in dem Diskonanzen ähnlicher Art fast unerhört waren.

Unter diesemgen vornehmeren Zirkel, von denen die absolute Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Reform in Dresden zuerst anerkannt wurde, war der des Hausmarschalls Freiherrn von Racknitz zu zählen. Läßt sich auch diesem Manne kein so tiefes Studium in Kunst und Wissen nachrühmen, wie Körnern, so förderte er doch beides ungemein durch die Auszeichnung, die ihnen in seiner Umgebung widerfuhr. Während lange noch viele seiner Standes eine besondere Ehre darin suchten, die zeitherige Absonderung von den nicht bevorrechteten Kasten möglichst aufrecht zu erhalten, war Racknitz klug genug, weder den Adel, noch den durch sonstigen Rang oder Aufwand, diesem gleichgeachteten ausschließend Sitz und Stimmen in seinen Kreisen einzuräumen. Einzig die hinreichende Anständigkeit und Intelligenz hatten hierauf ein Recht. Wie Körnern so war auch ihm das vorzügliche Glück einer Gemahlin zu Theil geworden, ganz geeignet, durch besondern Geist und Takt die häuslichen Einrichtungen auf das zweckmäßigste ins Werk setzen zu helfen. Trägt mich mein Gedächtniß nicht ganz, so standen auch die beiden Familien Körner und von Racknitz mit einander in vertrautem Umgange und festem freundschaftlichem Verkehr. Gelegentlich bemerke ich hier, daß Herr von Racknitz auch dem literarisch-artistischen Publikum des Auslandes durch sein im Jahre 1796 zu Leipzig bei dem hochverdienten Typographen Göschen herausgekommenes Buch: „Daselleung der Geschichte des Geschmackes der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Ausgierung der Zimmer und auf die Bauknust überhaupt“ sehr vortheilhaft

* Bekanntlich ist Tieck, als der vermalige höchste Schmud des deutschen Parnasses, noch am Leben und hat erst im Jahre 1849 noch das Unvrtheilhafte seiner Jugendkraft durch die geist- und lebensvolle Novelle: Vittoria Accorombona, in einem wahrhaft bewunderungswerthen Grade dargethan. Nachdem er früherhin mehrere dramatische Epochrine des alten Griechenlands und des großen Shakspeares glanzerichen Sommernachtstraum in ihrer vollen Eigenthümlichkeit auf die deutsche Bühne mit entsprechendem Glücke zu verpflanzen wußte, hat die neueste Zeit bewiesen, daß seine literarische Thätigkeit auch durch sein hohes Greisenalter nicht zum Stillstand zu bringen gewesen. Und sagte auch die Vorrede zu den so eben in zwei Bänden erschienenen „kritischen Schriften,“ daß die Sammlung derselben unter dem Titeche Überreichen Erbens ins Werk gesetzt worde, so ist doch die seitdem eingetaufene Nachricht um so erfreulicher, daß sein oft schon mit dem Tode bedroht gewesener Gesundheitszustand abermals neugestärkt und befestigt zu seyn scheine.

Digitized by Google

bekannt werden. Sogar der Witz war außer Stande, durch die beiden eine Zeitlang vielbelachten Lenken:

Ehemals hatte man Einen Geschmack, nun gibt es Geschmäcke,
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

und

Kamtschadalisch lehet man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist Manchez bei euch schon kamtschadalisch genug,

konnte dem gerechten Wohlgefallen an dem mannigfach nützlichen Werke keinen Abbruch thun. Gehört doch dasselbe schon durch seine typographische Schönheit als Prachtausgabe (eine damals noch ziemlich seltene Erscheinung) an sich zu den literarischen Merkwürdigkeiten. Auch die demselben beigefügten Kupferstiche sind großentheils so geistvoll als sauber gearbeitet.

Wie in Körners, so behauptete auch, dem Vernehmen nach, im Nachtigallschen Hause die Unterhaltung eine höhere, als die gewöhnliche Richtung. Romantisch konnte in beiden der in den meisten Gesellschaften für ein nothwendiges Bedürfniß geachtete Spieltisch nur als Abweichung von der allgemeinen Regel gelten, die höchstens dann und wann aus besondern Gründen Statt fand. Bei Körners gehörte das Vorlesen interessanter literarischer Producte zu den bevorzugtesten Zweigen der Unterhaltung. Zuweilen unterzog sich Körner solchem selbst und ich erinnere mich eines Abends, wo die ganze, dazu besonders eingeladene Versammlung mit einem neuen Trauerspiel, auf dessen Vortrag er unverkennbar viel Sorgfalt verwendete, einen gewaltigen Enthusiasmus unter der ansehnlichen Zuhörerschaar erregte. Charaden, Räthsel, lebende Gemälde, Sprichwörteraufführung und was sonst die Mode gerade vorzüglich begünstigte, pflegte bei Körners baldmöglichst aufzupressen, um sofonn die Kunde durch die eleganten Gesellschaftssalons der Stadt zu machen. Mit Gregslichkeiten aus dem Gebiete des Gesangs und der Instrumentalmusik war es der nämliche Fall. Deklamation und Improvisation hatten im Körnerschen Hause ihre ziemlich langen Glanzperioden. Den Gipfelpunkt seiner Fülle und seines Ansehens bildeten vielleicht die Jahre der Napoleonschen Gewaltherrschaft. Die Stadt zerfiel damals in zwei politische Parteien. Aber wie gründlich auch Körners den absolutem Beherrscher hatten, so sehr wachte doch der Vorsteher des Hauses darüber, daß dieser Haß nie in demselben öffentlich zur Sprache kam. Um der Kunst, Wissenschaft und Geselligkeit willen! Alle politischen Fraktionen und Nuancen wurden darin gehegt und vertreten, aber sie wußten zu gut, daß ihnen der Aufenthalt im dortigen Gesellschaftskreise sofort würde entzogen werden, wenn sie ihrem Napoleonshasse Worte gestatten wollten. Auch diese, zu Aufrechterhaltung des geselligen Verkehrs in der zeitbrieigen Weise gegen die allenthalben auflauernde französische Polizei unerläßliche Maßregel ging von Körners aus auf mehrere Dresdener Gesellschaftszirkel wie z. B. dem Nachtigallschen, Seidelmannschen * u. s. w. über und beförderte wesentlich den Riesenschritt, den allmählig die Gesellschaftskultur in der letzten Zeit zu Dresden gemacht hatte.

Inzwischen war in Körners Hause ein sich innigst liebendes Geschwisterpaar heranzuwachsen, das dem so zu sagen schon mit der Muttermilch eingesogenen Tyrannenhaß dem Vater Körner so viel Freude als Sorge machte, weil das offene Bekenntniß desselben zuweilen äußerst schwer zu verhüten stand. Wer erinnerte sich nicht hier seines Sohnes, des nämlichen Theodor Körner, den, als Dichter und Freiheitskämpfer gleich berühmt, schon vor Vollendung seines zwei und zwanzigsten Lebensalters bei Wöbbelin in Mecklenburg der Heldentod ereilte, wo bald darauf die aus Harm über seinen Verlust gestorbene Schwester Emma ihm an die Seite gelegt wurde? Wer hätte sichen vergessen, daß viele Jahre nachher der Leichnam des seitdem vom Alter der Welt entrissenen Vaters, dessen Wunsche gemäß, der Asche seiner zärtlichst geliebten zwei Kinder ebenfalls zugesellt worden ist? Obschon durch seine inzwischen erfolgte Versetzung von Dresden nach Berlin, persönlich mit ihm ganz auseinander gekommen, war mir das Andenken an den würdigen Greis nicht zu entfernden gewesen. Sein wahrhaft deutscher Sinn, seine Gluth für alles Schöne und Gute, sein Eifer und Umfang in allen scientifischen und sonstigen gemeinnützigen Bestrebungen hatten mir ihn unvergeßlich gemacht.

(Schluß folgt.)

* Unstreitig gehörte Apollonia Seidelmann zu ihrer Zeit den besonders ausgezeichneten Personen des eleganten Dresdens an. Aus einem angesehenen Hause der alten Republik Venedig stammend, hatte sie sich schon in frühern Jahren der Miniaturmalerei und zwar mit ungemeinem Erfolge gewidmet, späterhin aber unter Leitung ihres Gemahls, des Professors an der Dresdener Kunstakademie, hauptsächlich der Sepiazeichnung zugewendet, einem Kunstzweige, als dessen Erfinder ihr Gatte gewissermaßen zu betrachten ist. Einen großen Theil der vorzüglichsten Gemälde der Dresdener Bildergalerie hat Seidelmann, zum Theil in derselben Größe, wie z. B. die Nacht des Correggio, in Sepie nachgebildet. Das ungemeine Glück, welches diese Zeichnungen in der Kunstwelt machten, reizte viele Künstler zu ähnlichen Versuchen an. Aber unter allen ist vielleicht kein einziger im Stande gewesen, der Zartheit und Kraft, welche Seidelmanns höchst sauberer Zeichnungen in gleichem Grade darlegen, so nahe zu kommen als seine geniale Gemahlin. Es ist auch eine solche Zeichnung der letztern, welche dem mit Recht hochberühmten Kupferstiche Müllers des Jüngern aus Stuttgart, von der Sixtinischen Madonna auf der Dresdener Galerie zu Grunde liegt. Als Künstlerin so hervorragend, daß sie zum Mitgliede der Dresdener Kunstakademie mit einem Jahrgehalte ernannt wurde, war sie auch vermöge der ihr eigenthümlichen, gediegen und körperlichen Anmuth und eines besondern Takts für Anstand und Schicklichkeit in allen geistreichen Gesellschaftszirkeln eine besonders willkommene Erscheinung. Der höchste Glanzpunkt in so mehrer Beziehung für Apollonia Seidelmann war übrigens das eigene Haus, dessen Direktion an Gesellschaftsdamen der Gemahl ihr anschließenst zu überlassen pflegte. Die vornehmsten Herren und Damen amalgamirten sich dann leicht und wohnte so zu sagen jedem Individuum jeden Standes, als vorigen Zirkel, weil sie darauf rechnen konnten, daß Niemand den Fuß über die Schwelle des Seidelmannschen Salons setzen durfte, von dem auch nur der geringste Schatten gegen Anstand und Sitte zu besorgen war. Obschon Signora Seidelmann der italienischen und französischen Sprache nach allen Regeln die zur größten Zierlichkeit möglich war, besaß, so bevorzugte sie doch bei ihren Soiréen nur gegen solche Gäste, denen die deutsche Landessprache ganz fremd geblieben. Und gerade das Deutsch hatte sie sich nicht nach den Lehren der Grammatik angeeignet, sondern nur durch den Umgang, weshalb es auch, obgleich grammatisch völlig verschieden, mitunter etwas unvollkommen ausfiel. Das zuweilen entsprechende Lachen über die Inkorrektheit ihres Ausdrucks konnte sie übrigens nicht irre und noch weniger unwillig machen. Vielmehr gefällte sie sich häufig geradezu den Lachern und Lachrinnen bei. Auch trugen diese Inkorrektheiten nicht selten durch ihr Drolliges bei, der ganzen gesellschaftlichen Stimmung einen Reiz mehr zu verleihen.

Ich entsinne mich keines Abends in diesem Hause, wo man nüthig gehabt hätte, die Spieltafeln zu Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Lebens herumholen. Oefte angekommen waren oft seine musikalischen Ergötzlichkeiten. Die einzige liebenswürdige Tochter Louise, jetzige Gemahlin des Obersten von Zeblitz, besselte zuweilen Alles durch ihre so anfprucktlose als klangvolle Stimme. Auch die damals als Tonvirtuosin und mimische Künstlerin gleichgefeierte Signora Cacavoglia-Sanbeini, welche, nachdem sie sich schon lange in die geräuschlosere Sphäre einer Musiklehrerin zurückgezogen, auch in dieser einen großen Ruf von jetzt genießt, verschmähte es nicht, den Seidelmannschen Soireen dann und wann durch ihre hinreißende Gesangskunst eine besondere Würze zu ertheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 88. Dienstag den 12. December 1848.

Schiller und Körner.

(Schluß.)

Im Jahr 1835 war bereits der zweite Druck der Gesammtausgabe der poetischen Werke seines Sohnes erschienen. Noch aus den frühren Ausgaben derselben, die verzüglichsten seiner dichterischen Herzensergießungen in meinem Gedächtnisse aufbewahrend, hatte ich, gerade mit andern Arbeiten überhäuft, lange versäumt, mich mit dieser Gesammtausgabe bekannt zu machen, bis endlich der Name Streckfuß ihres Herausgebers in Auftrag der damals noch lebenden hochbejahrten Mutter des vereinigten Dichters und Helfers, auf dem Titel eines in einer Dresdener Buchhandlung aufgeschlagen liegenden Buches mir ins Auge fällt und mich zur nähren Ansicht desselben anreizt. Nach wenig Blicken nur hinein, betrachtete ich das Buch als einen wahrhaften Glücksfund. Schon wegen der Vorrede. Außer fünf Briefen von Goethe'n an Körner, den Vater, enthält sie über einige literarische Produkte Theodors Briefe an diesen neun Vater, wodurch sich letzterer auch als solcher auf das Trefflichste charakterisirt. Sogleich fühlte ich mich daher auch aufgefordert, den mir von der Universität Leipzig her treu verbürteten, berühmten Uebersetzer des Dante und Arioſt, welchen inzwischen die unglückliche Verkleinerung des Königreichs Sachsen, wie Körnern, als geheimen Regierungsrath nach Berlin versetzt hatte, meinen besondern Dank abzutragen, zugleich aber hauptsächlich ihm zur Pflicht zu machen, bei einem, vermöge der ungemeinen Popularität des Namens Theodors, wohl zu verhoffenden dritten Drucke der Gesammtausgabe seiner Werke, des Vaters Körner und dessen ganzen Hauses ungemeine Verdienste um die geselschaftliche Bildung der sächsischen Residenzstadt gebührend hervorzuheben. Wegen der in den verletzten Jahren mit dem Körnerschen Ehepaar sehr genauen Bekanntschaft, wäre Streckfuß hierzu ganz der Mann gewesen, da er von dem früher so vorzüglichen geselligen Zustande Dresdens, aus eigener Anschauung hinreichend unterrichtet war. Mein Brief schien indeß seine Eile zu haben, weil das Vergreifen der unstreitig starken Auflage der Körnerschen Werke sich wohl so bald noch nicht erwarten ließ. Zum Unglück aber raffte, wider alles Vermuthen, den Herausgeber, meinen alten, noch sehr rüstig erscheinenden Freund, plötzlich der Tod dahin und ehe ich noch mit mir einig werden konnte, ob und wie etwa durch mich selbst der Angriff eines Versuchs das Körnersche Haus und dessen unläugbares Verdienst um die geselschaftliche Kultur der höheren Cirkel meiner Vaterstadt zu machen sein möchte, versetzt das im vorigen Jahr erfolge Erscheinen des Schiller-Körnerschen Briefwechsels die Sache von Neuem in einen andern Stand. War ich frei meiner persönlichen Bekanntschaft, von jeher weit entfernt gewesen, Körners bedeutenden Einfluß auf dessen Umgebung und alles mit ihm in Berührung kommenden gering anzuschlagen, so überweg doch die Summe von Kenntniß und Fähigkeit, welche der reiche Inhalt seiner nunmehr gedruckten Briefe darlegte, meine Vorstellung davon dergestalt, daß meine geringen Kräfte verzweifelten, die Schilderung seiner wichtigen Einwirkung auf Zeit und Zeitgenossen auch nur nothdürftig zur Ausführung zu bringen. Noch immer einer geistigen Lähmung, die mich, in Folge dieses drückenden Gefühls anwandelte, nicht mächtig geworden, versuchte ich mein Verhalten von Tag zu Tage, bis endlich die Störung von einer Seite erschien, von der kein Mensch solche erwartet hätte. Die Gewalt der zu Ende Februars des Jahres 1848 in Frankreich eingetretenen Katastrophe unterwühlte bekanntlich mit Einemmale den ganzen Fußboden Europas auf unerhörte Weise. Lange Zeit behielt faſt Niemand für etwas Anderes Sinn, als wo möglich dem eigenen Untergange zu entrinnen. Auch ich bekam erſt mehr als ein halbes Jahr später wieder den Muth, die gedruckte Schiller-Körnersche Briefsammlung nochmals zur Hand zu nehmen, deren Inhalt vor jenem weltverschütternden Ereigniſſe zu meinen süßesten Hoffnungen gehört hatte. Und siehe da die große Mehrheit der gesammelten Briefe von Körnern wie von Schillern, zauberte mich wirklich in ein wahres Paradies der Vergangenheit, in dem ich mich über die so mannigfachen Wirren der Gegenwart ganz hinausgerückt fühle, die übrigens, trotz der noch ganz neuerlich erſt wieder vorgekommenen zum Theil unglaublichen Stürme und Gräuel, der Hoffnung doch wieder Raum gebe, daß der drohende Hauch, unter Leitung der weisen Vorsehung, sich hoffentlich zuletzt doch in Segen umwandeln könne.

Die Schiller-Körnerschen Briefe sind hauptsächlich auch um so schätzbarre Ergänzungen der schon erwähnten weit früher in Druck gekommenen Goethe-Schillerschen Korrespondenz, da sie noch vor der Periode der Verbindung der beiden Dichterheroen anheben und neben einem faſt vollständigen Verzeichniſſe aller Vorgänge in Schillers Gemüthe, auch den innersten Ursprung seiner meisten geistigen Produktionen, so wie sein ganzes Streben darüber überhaupt, ruhscheinern und dabei nicht verkennen lassen, welch einen wesentlichen Einfluß Körners Meinung und Rath auf mehr als die größere Hälfte von Schillers geistigen Schöpfungen gehabt haben. Seit Körners, sogleich mit größter Innigkeit beginnenden Verbindung mit Schillern unternahm dieser so leicht nichts ohne seine Billigung darüber zuvor eingeholt zu haben und der tiefe, richtige Blick, den Körner bei nahe in das gesammte weite Reich des Wissens, der Kunst und des Lebens in seinen Aussprüchen zu erkennen gibt, muß besonders auch deßhalb Bewunderung erregen, da Körners Zeit, Gewandtheit und Thätigkeit von seinem offiziellen Geschäftskreise, zumal in früherer Zeit ungemein in Anspruch genommen wurde.

Digitized by Google

Besage der Schiller-Körnerschen Briefe sind Körners ästhetische Urtheile auch auf Goethe'n von großem Gewichte gewesen. Sie leuchten in der That mehrentheils dem damaligen allgemeinen geistigen Zustande Deutschlands in vielen Stücken voraus.

Daß Körner zu denen gehöre, welche von einer Verschmelzung der Naturen Goethe's und Schillers die höchste dichterische Vervollkommnung beider erwarteten, haben zeugt besonders ein schon am 15. April 1796 geschriebener Brief. Es heißt darin unter anderm: „Außer dem, was Du von Deiner Gesundheit und Deinem Humor schreibst, freut mich besonders Dein Verhältniß mit Goethe'n immer mehr. Seine mannigfaltigen Attentionen für Dich und das Zutrauen, mit dem er Dich über eines seiner Lieblingsprodukte * schalten und walten läßt, beweisen für seine herzliche Anhänglichkeit. Eure Verbindung muß für Euch beide von vielem Genusse seyn und für die Kunst habe ich große Erwartungen davon, deren Erfüllung faſt bloß von Deiner Gesundheit abhängt. Ich sehe eine Möglichkeit, wie Ihr zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden! Aber auch ohne diese Fälle müssen sich in Euren Werken die köstlichsten Folgen von dieser gegenseitigen Annäherung immer mehr zeigen. Eure Verschiedenheit könnte faſt nicht besser ausgesucht werden, um Euerm Verhältnisse die größte Würze zu geben."

Die Berührung der allerdings ungemeinen Verschiedenheit dieser beiden erhabenen Dichter bringt mich von selbſt auf die Betrachtung einer eben so großen Verschiedenheit des zwischen Schillern und Körnern und zwischen Schillern und Goethe'n Anfangs stattgefundenen Verhältnisses. Gustav Schwab läßt es Seite 581 seiner sehr verdienstvollen Biographie Schillers, dahingestellt, ob die Verbindung Schillers mit Goethe'n eine Geistes- oder Herzensfreundschaft zu nennen gewesen sey. Ohne allen Zweifel wohl die erstere, wenn wir sie ihrem Ursprunge nach betrachten. Den besten Aufschluß hierüber ertheilt die S. 21 des zweiten Theils der Schiller-Körnerschen gedruckten Korrespondenz. Schiller scheidt: „Ueberes um Goethe'n zu sehn, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Gegiebigung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl, als durch große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber wie ein Gott, ohne sich selbſt zu geben — dieß scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht ** gern recht vollendet wünschte. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. „Die Götter Griechenlands" hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht Unrecht gehabt haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich, als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist das gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauchern umgehen, denn ich selbſt werde ihn nie über mich befragen."

Hiebei ist zu bemerken, daß diese Worte dem Briefsteller zum Theil offenbar wider Willen von freien Stücken aus der Seele gequollen sind, wie die Art von Widerruf bezeugt, welche ein spätrer Brief (S. 53 desselben Theils abgedruckt) darlegt: „Ich muß lachen, sagt Schiller, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe'n geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben; aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksale getragen und wie muß ich die auf diese Minute noch kämpfen! Einbeulen läßt sich alles! Verlorene für mich nun nicht mehr. — Nach dem dreißigsten Jahre bildet man sich nicht mehr um, und ich könnte ja selbſt diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren * nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

Ein anderemal schreibt er: „Mit Goethe'n meſſe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft aufwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Simplicheit und zu allem diesen einen durch Kunsterkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Zeitheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas heraberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar gewesen seyn."

In einem Briefe vom 27. Juni 1796 geht er in der Bescheidenheit so weit, um zu sagen: „Gegen Goethe'n bin und bleibe ich eben ein poetischer Lump."

Wenn aber auch nach dem hier bereits Angeführten Anfangs die Gefühle Schillers für Goethe'n mit dem Namen einer tiefen Geistesfreundschaft hinreichend bezeichnet werden, so langt doch nach Allem was und von ihrem spätern vertrauten Zusammenleben bekannt worden, diese Bezeichnung in der Folge immer weniger aus, vielmehr haben sich seine Gefühle auf das unverkennbarste zugleich bis zur innigsten Herzensfreundschaft emporgehoben.

Und daß, beiläufig erwähnt, Goethe's Gefühle sich in gleich großer Innigkeit Schillern zukehrten, das beweist am vollständigsten der zehn Jahre nach des letzteren Dahinscheiden aus seinem Innersten gefloſſene Spruch zum Lobe von der Glocke, einem unsterblichen Werk, aus Liebe und Schmerz bestehend, welches zugleich die in Kurs gebrachte Albernheit, es sey Goethe'n, dem liebreichen aller deutschen Sänger, ein theilnehmendes Herz abgegangen, wohl am gründlichſten widerlegt.

Körners Briefe gewähren auch einen unschätzbaren Kommentar über die hauptsächlichſten literarischen Erscheinungen der wahrhaft großen Goethe-Schillerschen Periode und die dabei

* Es war der „Egmont." In einem Briefe vom 10. desselben Monats hatte Schiller nämlich gesagt: er habe, durch Goethe'n dieses aufgefordert, diese Tragödie für eine Aufführung in Weimar zu bearbeiten gehabt, und diese sey so gewissermaßen Goethe'n ans sein gemeinschaftliches Werk geworden. Bekanntlich ist eine ähnliche gemeinschaftliche Bearbeitung von Goethe's „Stella" und dessen „Iphigenie" der Aufführung dieser Schauspiele vorangegangen, auch Goethe beim Schaffen des „Wallenſteinschen Lagers" seinem Freunde Schiller mit der That zur Hand gewesen.

** Dieß war das unter dem Namen: „Die Künstler" mit Recht so berühmt gewordene, dessen Vervollkommnung ihn damals beschäftigte.

* Der Brief ist vom 9. März 1789, wo Schiller auf dem Punkte stand, die ihm gewährte Professur in Jena anzutreten.

Digitized by Google

zur Sprache kommenden Gegenstände. Sie beurkunden den reichlichen Gedankenumfang, den klarsten Verstand, den lebendigsten Sinn für das Fortschreiten in Wissenschaft und Kunst. In dieser Beziehung erlaube ich mir unter anderm einen Wink auf die Verhandlung zwischen ihm und Schillern über die Xenien zu geben, welche als die überraschendste Neuigkeit im Musenalmanach für das Jahr 1797 so ungemeine Sensation hervorriefen und noch die diese Stunde in manchen Stücken recht erfreulich auf unsere Literatur nachwirken. In einem Briefe aus Jena vom 18. Januar 1796 an Körner leitete Schiller die Nachricht von den Xenien auf folgende Weise ein: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen, Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen Almanach, welches eine wahrhafte poetische Teufelei seyn wird, die noch kein Beispiel hat."

In einem folgenden Briefe vom 1. Februar desselben Jahres läßt er sich umständlicher darüber aus, indem er berichtet: „Das Kind, welches Goethe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard seyn. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wild, geistlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit eingelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter sechshundert solcher Monodistichen werden; aber der Plan ist, auf tausend zu steigen. Ueber zweihundert sind jetzt schon fertig, obgleich der Gedanke kaum einen Monat alt ist. Sind wir mit einer raisonnablen Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um (sich) dem andern mehr anzunähern. Wir haben beschlossen unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals aus einander zu setzen (welches auch bei der Muthwilligkeit der Satire nicht wohl anzurathen wäre) und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz abdrucken. Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß die ganze Sache vor der Hand unter uns beiden bleibt und Du wirst also gegen Niemand davon sprechen."

Seite 361 des ersten Theils der Schiller-Körnerschen Korrespondenz sagt Körner über die Xenien, nachdem sie bereits veröffentlicht waren: „Unter den Distichen sind ich manches Neue, manches gelungene. Ich habe gesucht mir die Xenien fremd zu machen und alles Persönliche dabei zu vergessen und es sind nur wenige unter den polemischen, die ihren Werth nicht behaupteten. Eine gewisse vis comica, worin es im Deutschen so wenig Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Theile und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat; er mag sich nun für literarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für das Komische selten in unsern Tagen und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gezeichnet findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessirten Theile des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten."

„Daß Du auch Friedrich Schlegeln gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gib ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben."

Was Körner S. 43 des 4ten Theils, bei Gelegenheit von Schillers Balladen über diese Dichterin äußert, ist, meines Erachtens, vortrefflich und noch immer recht lehrreich. „Stoff zu Balladen, schreibt er, müßte, dächt' ich, in der Bibliothek der Romane zu finden seyn. Aber freilich so etwas Ausgesuchtes, wie der Stoff zum „Taucher" ist mir noch nicht eingefallen. Ohne eine kleine Dosis von Liebe behält die Ballade leicht etwas Trockenes, das durch alles poetische Talent sich nicht überwinden läßt. Nur muß die Liebe, däucht mich, im Hintergrunde bleiben und mehr aus ihren Wirkungen geahnt werden, so wie eben im Taucher und in Goethe's „König von Thule," einem großen Liedlinge von mir. Große Naturscenen sind sehr passend für die Ballade und alles Reimmenschliche. Aber moderne Kultur und konventionelle Verhältnisse sind nicht zu brauchen. Die Begebenheit soll durch ein poetisches Denkmal verewigt werden: dazu gehört eine vollemäßige Behandlung, die aber freilich von einem pöbelhaften Tone sehr verschieden ist. Das Volk, von dem hier die Rede ist — Menschen von Herz und Phantasie, aber ohne ausgebreitete Kenntniße und verfeinerte Ausbildung — soll die Stimme eines höhern Wesens — nicht seinesgleichen — zu vernehmen glauben, aber diese Stimme muß ihnen durchaus verständlich seyn. Durch die Pracht des Rhythmus und den Wohllaut der Sprache wird die unverdorbene Menschennatur ergriffen und in eine festliche Stimmung versetzt. Nun ist sie empfänglich für höhere Gefühle und das Bild der Phantasie, wozu die Bekanntheit in ihrer Sphäre liegen. Jede Erinnerung an ihre Beschränkung würde diesen Zustand der Begeisterung erschweren; daher die schädliche Wirkung einer jeden Ihrer, die eine besondere Art von Kenntnissen voraussetzt."

„Ich habe jetzt wieder bei dieser Gelegenheit einige Bürgersche Balladen gelesen. Die Darstellung ist lebendig, Sprache und Versbau oft trefflich, aber der Ton ist nicht gehalten. Das Subjektive muß in der Ballade, wie im Epos überhaupt, von höherer Natur seyn, nämlich von der allgemeinen Natur des Dichters, ohne die Persönlichkeit des besondern Dichters. Im Drama dürfen wir zwar nicht an den Dichter erinnert werden; aber auch hier wollen wir nicht das Objekt selbst sehen, sondern wie es eine Dichterseele sich selbst spiegelt. Im lyrischen Gedicht dagegen erscheint die besondere Natur des Sprechenden, mit möglichstem Weichthum der Individualität, doch immer im idealischen Zustande."

Auf gleiche Weise knüpfen sich über die mannigfachen Zweige der schönen Literatur in Körners brieflichen Mittheilungen die tiefsten theoretischen Bemerkungen oft von selbst, die mitunter noch für heute vom höchsten Werthe sind. So sagt er einmal der Frage: ob Gozzi's Turandot, deren Bearbeitung Schillern eben beschäftigte, bald erschienen werde, die Besorgniß bei: „Er fürchte fast, daß Schiller den Jamben untreu werde und das solle er gerade am wenigsten. Auf die Ungeschicklichkeit der jetzigen Schauspieler dürfe die Kunst nicht Rücksicht nehmen."

Ueber W. Schlegel läßt sich Körner also heraus: „Sprache und Versfikation haben (in Schlegels Jon) viel Gutes und es gehört allerdings Talent dazu, so etwas hervorzubringen. Aber das Ganze kommt mir in seiner Art vor, wie Barthelemi's Anacharsis: die Oberfläche eines griechischen Stoffes in einer eleganten Form. Es fehlt an Tiefe, an Innigkeit. Wie fast in allen Gedichten W. Schlegels ist kein Mark in den Geschöpfen

Digitized by Google

seiner Phantasie. Dagegen hat mir die Parthenais (von dem Dänen Baggesen) viel Freude gemacht. Die Ausführung ist gar nicht korrekt, der Reimer äußerst vernachlässigt, die Sprache oft unbeholfen und hart, der Ton nicht immer gehalten, in den Gedanken oft Dunst und Nebel; aber Phantasie und lebendiger Sinn für das Schöne in der physischen und moralischen Welt leuchtet überall hervor. Das Herzliche und Zarte wechselt auf eine gefällige Art mit einem gewissen Muthwillen. Das Ganze hat ein frisches, jugendliches Kolorit, dergleichen man selten findet. Man thut diesem Produkt unrecht, wenn man es mit Hermann und Dorothea oder mit Luisen vergleicht. Es ist eine eigene Gattung, die ihren besondern Werth hat und wovon es in der deutschen Literatur noch kein Beispiel gibt. Auch für die Sprache ist Manches dabei gewonnen. Unter den neuen Zusammensetzungen von Beiwörtern sind einige recht glücklich, so prosaisch dagegen andere sind. Ich wünschte freilich, daß Baggesen weniger sudelte, aber ich wünschte auch, daß wir noch mehr solche Sudler hätten.

Was Körners Briefe über andere Meisterwerke, wie über Goethe's Alexis und Dora und Wilhelm Meister enthalten, sind wahrhaft köstliche Perlen. Das glänzendste Zeugniß für seinen Beruf zum Kunstrichter stellt diesem scharfsinnigen Theoretiker wohl das ziemlich vollständige Urtheil über den ganzen Inhalt des Xenienalmanachs aus, das er seinem Briefe vom 11. Oktober 1798 hat einfließen lassen. Schiller sagt auch S. 71 des 4ten Theils vom Briefwechsel: „Deine Kritik des Almanachs ist mir immer ein rechter Schmaus und hält mich auf der guten Bahn.“ Aus den durch das ganze Buch laufenden, fortdauernden Schillerschen Aufforderungen an Körnern zu eigenen ästhetischen Produktionen mancherlei Art geht auch hervor, welchen Werth sein hoher Freund auf Körners poetische Schöpfungskraft setzte. Das einemal schreibt er, besage S. 346 des 4ten Theils, über Körners Mangel an schriftstellerischer Thätigkeit Klage führend: „Eigentlich ist es ein Unglück für Dich, daß Dich der Hunger nicht zum Schreiben zwingt, wie unsereinen. Das würde Dich nöthigen zum Ziele zu eilen. Am Ende würdest Du doch finden, daß Du etwas geleistet hast, was Arbeit und Zeit lohnt; der leidige Muß würde ersetzen, was Dir an Selbstvertrauen und Beharrlichkeit fehlt. Wie oft ist es mir so ergangen!“ Wem triebe der unverkennbare Seufzer in den letzten Worten keine Thräne ins Auge, daß auch einem Kunstheros, wie Schillern, dergleichen vom Schicksale nicht erspart werden konnte!

Mächtiger als je zuvor mußte wohl nach meiner Bekanntschaft mit dieser höchstinteressanten Korrespondenz, der Wunsch Körners Verdiensten um die gesellschaftliche und literarische Civilisation, namentlich auch Dresdens, ein schriftliches Ehrendenkmal gesetzt zu sehen in mir aufstammen, je lebendiger sich mir, außer dem würdigen Stammvater, die vier übrigen Personen der schon seit einiger Zeit völlig ausgestorbenen Körnerschen Familie von Neuem vergegenwärtigten. War doch jede einzelne davon in vieler Hinsicht eine Merkwürdigkeit. Den rühmlichen Eigenschaften von Vater und Sohn treten die echt weiblichen und geselligen Tugenden der anmuthsvollen Hausfrau und deren auch als Künstlerin hochverehrten, einzigen Schwester Dorothea glanzvoll zur Seite. Emma, die Tochter vom Hause gewann schon allein durch die Idealität und absolute Hingebung ihrer Liebe zu dem Bruder, jedes für höhere Sittlichkeit empfänglichen Gemüth. Dieser sein Bild verklärt im Herzen tragenden Schwester verdanken wir auch die seelenvolle Zeichnung, welche dem Theodors Werken voranstehenden Portrait desselben zu Grunde liegt.

Fast hätte ich vergessen hier noch mit anzumerken, daß das Trauerspiel, welches, wie erwähnt wurde, beim Verlesen im Körnerschen Hause durch den Hauchern so viel Enthusiasmus erregte, derselbe Zrinn war, der bald nachher auf allen Bühnen Deutschlands Furore machte. Theodor Körner, damals Theaterdichter in Wien, hatte es seinem Vater in der Handschrift zugesendet.

Möchte die Literatur die ihr vor allen übrigen obliegende Pflicht nicht versäumen, das Andenken des von der Oberfläche der Erde verschwundenen fünfblätterigen Kleeblatts in würdiger Weise mit ihren Buchstaben festzuhalten, ehe die letzten Augenzeugen des nützlichen Einwirkens dieser Familie in Dresden, dem Loose alles Irdischen, dem Untergange, ebenfalls erliegen. Möchten die Kreisten und Besten des schon sehr zusammengeschmolzenen Restes dieser Zeugenschaft sich angeregt fühlen, der Literatur zu Erreichung dieses Zweckes freundlich entgegenzukommen.

Ein zweiter Wunsch steigt zugleich hierbei auf, daß nämlich, drei Körners des Aelteren literarischer Wichtigkeit, eine gründliche Nachforschung Kattinden möchte, ob nicht irgendwo noch handschriftliche Werke oder Bruchstücke aus seiner Feder verhanden wären, um sobald als die allgemeine Stimmung der Kunst und Wissenschaft wieder günstiger geworden, eine Auswahl aus seinen etwa aufzufindenden Schriften zu veranstalten. Auf diesem Wege würde vielleicht einem in völlige Unzugänglichkeit gerathenen literarischen Schachte noch manche köstliche Ausbeute abzugewinnen seyn. Aber auch abgesehen von diesem anlockenden Vielleicht, ist Körner, nach Allem was dessen Briefwechsel mit Schillern zu erkennen gibt und mit auf eingezogene mündliche Erkundigungen bekannt worden, in dem „Bunde“ zwischen Goethe'n und Schillern wirklich als „der Dritte“ zu betrachten gewesen und sein persönliches Verhältniß zu beiden schon an sich der sorgfältigsten Aufmerksamkeit jedes echten Literaturfreundes so würdig, daß man voraussehen möchte, eine möglichst vollständige Schilderung von Körners Individualität gehöre dergestalt zu den geistigen Bedürfnissen aller wahren Verehrer unserer zwei erhabenstirn Dichternaturen, sich noch immer als ein nicht minder erwünschtes, wie nützliches Werk, und zwar fortdauernd in zunehmendem Grade, bewähren würde.

Fr. Laun.

Roman.

Dr. Katzenbergers Badereise; nebst einer Auswahl verbesserter Werschen, von Jean Paul. Dritte Auflage. In einem Bande. Mit dem Bildniß des Verfassers. Breslau, Josef Max und Comp., 1849.

In diesem Roman ist bekanntlich die ganze vis comica Jean Pauls concentrirt; während in fast allen seinen übrigen unsterblichen Werken der Scherz nur wie eine rankende Liane sich um die ernste Cypresse windet. Es gibt Leser — auch Referent gehört dazu —, denen der Ernst Jean Pauls oft zu weich und wehmüthig ist und wie ein überzarter Harmonikaglasglocken fast wehthut, die sich dagegen an seinem lachenden Humor mehr erfreuen und darin auch die wahre Stärke und Gesundheit seines Geistes erkennen. Für sie wird der besondere Abdruck des Katzenberger eine willkommene Gabe seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 89. Sonnabend den 16. December 1848.

Politische Literatur.

Frankfurt und Preußen. Von Franz von Florencourt. Grimma, Verlags-Comptoir, 1849.

Frankfurt und Preußen sind die Angelpunkte, um welche sich die künftigen Geschicke Deutschlands drehen, seitdem Oesterreich sich auf sich selbst zurückgezogen. Wir begreifen daher gern den Anlaß, uns auf das Thema „Frankfurt und Preußen" einzulassen müssen aber hier im Voraus sagen, daß wir eine ganz andere Meinung vorüber haben, als Herr von Florencourt.

Dieser nämlich sagt zwar auf dem Titel Frankfurt und Preußen, meint aber Preußen ohne Frankfurt. Alle seine Sympathien sind specifisch preußisch, von Frankfurt, von einem Aufgehen Preußens in Deutschland will er nichts wissen. Sogar den Gedanken der preußischen Hegemonie lehnt er als revolutionär ab. Für ihn hat die deutsche Revolution seit den Märztagen keine Berechtigung. Er bleibt lediglich auf der Linie vor dem März stehen und erkennt alles als null und nichtig, was seitdem geschehen ist. Ohne Zweifel ist er nicht der Einzige, der so denkt, und in dem Augenblick, in welchem in Berlin die Reaktion beginnt und traurige Fortschritte macht, ist das so unumwundene und entschiedene Aussprechen des einseitig preußischen Gedankens von Wichtigkeit.

Herr Florencourt steht in den Ansprüchen des übrigen Deutschlands und namentlich Frankfurts an Preußen nichts als eine Anmaßung, als eine freche Störung der preußischen Verhältnisse, und in den dreifarbigen Sympathien der Preußen selbst ein eingedrungenes fremdes Element, das Preußen nicht schnell und energisch genug ausstoßen könne.

In der gesammten deutschen Bewegung gegen den Bundestag (abgesehen von Preußen) sieht er ein freches Beginnen, durchaus unglitig von Anfang an und sträflich. „Die sogenannte vorberathende Versammlung für ein deutsches Parlament war der anmaßendste, frechste, unverständigste und gewissenloseste Fehlgriff, den der flache deutsche Liberalismus je begangen hat. Das würde aber wenig auf sich haben, wenn nur nicht die Fürsten und Regierungen Deutschlands sich von diesem Haufen theils anmaßender, theils leichtsinniger, theils hinterlistig bösartiger Schwätzer auf eine unbegreifliche und schmachvolle Weise hätten ins Bockshorn jagen und sich von ihnen, gleich kleinen Kindern, die nicht gehen können, ans Gängelband hätten nehmen lassen. Daß solches in Deutschland hat geschehen können, ist unter den vielen schlimmen Beweisen von unserer totalen Unreife und Unfähigkeit zu einer bessern Ordnung unserer politischen Zustände wohl der allerschlimmste." Seite 103 erklärt Herr von Florencourt feierlich, er erkenne für seine Person die Frankfurter Nationalversammlung nicht an. „Sie mögen beschließen, was Sie wollen, ich werde Ihnen auf keinen Fall Folge leisten. Fern sey es von mir, Ihnen das Recht Beschlüsse zu fassen absprechen zu wollen; dieses Recht besitzt jede Gesellschaft; warum sollten Sie es nicht ebenfalls besitzen können? Aber diese Beschlüsse sind nichtsdestoweniger nur für Ihre eigenen Mitglieder verbindlich. Für jenes kleine Ländchen, welches man Deutschland, französisch l'Allemagne nennt, besitzen dieselben keine Rechtskraft. Ich sage, ich werde Ihren Beschlüssen auf keinen Fall gehorchen, und lege auf das Wörtchen „Ihren" einen ganz besondern Nachdruck. Wenn die in Deutschland zu Recht bestehenden gesetzgebenden Behörden Ihre Beschlüsse acceptiren und dadurch zum formellen Rechte erheben sollten, so versteht es sich von selbst, daß ich als gehorsamer Unterthan mich diesen neuen Gesetzen unterwerfen werde. Aber ich gehorche alsdann nicht Ihnen, sondern den zu Recht bestehenden gesetzlichen Staatsgewalten. Die höchste gesetzgebende Behörde aber für Deutschland ist der Bundestag. Will er neue organische Gesetze für Deutschland machen, so müssen seine Mitglieder einstimmig seyn; ohne Einstimmigkeit gibt es keinen Bundestagsbeschluß. Die neue deutsche Verfassung wird also von der Einwilligung sämmtlicher deutscher Regierungen, und mittelbar von der Einwilligung der deutschen Kammern abhängig seyn ꝛc."

War denn aber, abgesehen von den unvermeidlichen Ungesetzlichkeiten und abgesehen von den vermeidlichen Ausschweifungen, welche die Aenderung der Dinge seit dem März begleitet haben, kein Grund zu einer Aenderung überhaupt vorhanden? Diese Frage hätte Herr von Florencourt vorzugsweise ins Auge fassen sollen. Ohne allen Zweifel befand sich Deutschland seit dem Wiener Kongreß in seiner natürlichen Lage nicht; seine innere Eintheilung war eine unnatürliche, seine Absperrungen im Innern und nach außen unerträglich, seine Gesammtstellung zum Ausland eine schwache, seiner Kraft nicht würdige. Zu geschweigen der Mißstände des Polizeistaats, der Censur, des trop regner, der Vielschreiberei ꝛc. Reformen im Innern, noch mehr aber eine bessere Zusammenfassung der deutschen Nation in allen ihren Beziehungen nach außen, waren ein längst und tief gefühltes Bedürfniß. Der Thatbestand des Bundestags vermochte doch wohl die weltbekannte Berechtigung des deutschen Volks zur naturgemäßen Entwicklung seiner Kraft nicht ungültig zu machen. Der Bundestag that nichts; was einzelne bessere Regierungen im allgemeinen deutschen Interesse begannen, wurde oft durch andere gehindert. So scheiterten die preußischen Pläne für Deutschland schon unmittelbar nach den großen Kriegen und später wurden auch dem Zollverein die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Hatte das deutsche Volk etwa kein Recht, endlich zu verlangen, daß man es zweckmäßiger regiere?

Herr von Florencourt ist in seinem Eifer für das specifische Preußenthum so blind, daß er vergißt, wie gerade aus diesem Preußenthum die edle Schwärmerei für die deutsche Nationalität

Digitized by Google

zuerst hervorgegangen ist. Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Arndt, Görres, die Patriarchen der deutschen Gesinnung, sie alle waren Preußen. Wenn nun jetzt in den ehemaligen Rheinbundstaaten dieselbe Gesinnung vorzugsweise lebendig ist, wie sollte sich ein preußisches Herz der guten alten Zeit nicht höchlich darüber erfreuen! Was stellte Preußen 1813 so hoch, als gerade sein Eifer für die allgemeine deutsche Sache. Welcher Preusse jenes unsterblichen Jahrs 13 sich rühmt, der muß auch seine Lust haben an dem Vorparlament des Jahrs 48, denn es gilt dieselbe Sache, die Wiedergeburt eines einigen, großen und starken Deutschland.

Von vorn herein die Möglichkeit leugnend, daß aus der Erhebung Deutschlands im März und aus dem Zusammentritt deutscher Männer in Frankfurt am Main etwas Heilsames hätte hervorgehen können, behauptet Herr von Florencourt, es sey nur auf Anarchie und allgemeines Zerstören, nicht auf irgend etwas Positives (die Einheit, den Ausbau eines neuen Reichs rc.) abgesehen gewesen, und doch macht er zugleich wieder der Frankfurter Rechten, welche der Anarchie gesteuert, den Vorwurf, durch ihre Halbheit geschadet zu haben. Nachdem Herr von Florencourt geschildert, wie durch die Opposition in Deutschland der alte Bestand schon lange untergraben gewesen sey, fährt er fort: „Als nun zu die Kunde von den Februarereignissen zu Paris nach Deutschland kam, da war nun vollends schon im ersten Nu für den Verständigen auch nicht der leiseste Zweifel mehr vorhanden, daß auch bei uns in Deutschland das ganze alte System vollständig über den Haufen stürzen, und daß alle Wünsche nach Freiheit, die seit dreißig Jahren vergebens angeregt waren, mit Einemmale bewilligt werden und ins Leben treten würden. Jetzt handelte es sich nur noch darum, daß mit dem Sturze der verhaßten Mißbräuche nicht auch gleich jedes Gesetz überhaupt umgestürzt werde, und daß nicht das graus Chaos der Anarchie über Deutschland hereinbreche. Von jenem Augenblicke an nun hätte man denken sollen, daß jeder gebildete und rechtliche, die wahre Freiheit und sein Vaterland liebende Mann mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften dahin wirken werde, das sinkende Ansehen unserer Fürsten und Regierungen gegen die hereinbrechenden Fluthen einer rasenden Volkssouveränität zu schützen, auf daß der von seiner Winterdecke befreite Strom der Freiheit seine gesetzlichen Ufer nicht verlasse und nicht zerstörend über die Felder einer tausendjährigen Kultur dahin stulze. Ja, das hätte man denken sollen; statt dessen aber sah man Männer von allen Seiten herbeieilen, um die Ufer und Dämme so rasch wie möglich zu durchstechen, um das ohnehin fast unabwendbare revolutionäre Zerstörungswerk nur noch mehr zu beschleunigen und noch unabwendbarer zu machen. Und es waren leider Männer dabei, von denen wir es nicht erwartet hätten. Daß ein Jtzstein, Hecker und Struve, daß ein Robert Blum, Joseph u. s. w. sich beeilen würden, das revolutionäre Feuer noch mehr anzublasen, daß sie den Versuch machen würden, die erste Aufregung der entfesselten Gemüther nicht bloß gegen die Mißbräuche, die schon ohnehin gefallen waren, sondern gegen Fürsten und Regierungen überhaupt zu lenken, um auch sie für immer unmöglich zu machen, das hat uns nicht gewundert, wir hatten diese Männer und ihre Richtung schon seit Jahren durchschaut; aber daß auch ein Welcker, ein Gagern und so manche Andere jenes Frankfurter Vorparlaments, welches alle willkürlichen und anarchischen Wünsche plötzlich entfesselte und alle Blicke von der gesetzlichen Bahn ablenkten, welches alle bestehenden Regierungen schon durch sein bloßes Zusammenkommen, abgesehen von seinem weitern Auftreten und anmaßenden Prätensionen, für geistig und moralisch bankerott erklärte und sie mit Koth bewarf, welches noch zuletzt jenen Fünfzigerausschuß zurückließ, der weiter nichts war, als eine fortgesetzte Drehung mit Revolution, wenn Fürsten, Ministerien und Bundestag nicht unbedingt zu Allem Ja sagten, was dieser zusammengelaufene Haufe von politischen Schwätzern eben wünschte, befürderte und beförderte, das, wir bekennen es offen, hat uns nicht nur gewundert, sondern es hat uns mit Zorn, Schmerz und Verzweiflung erfüllt. Wahrlich, eine Versammlung, die eine so trübe Entstehungsquelle hat, wie die Jhrige, sie kann schon deßhalb zu keinem reinen und guten Resultate führen. Noch ist die Kunst nicht erfunden, Jemandem den Kopf wieder aufsetzen zu können, nachdem man denselben abgerissen hat, und auch Jhnen wird es nicht gelingen, wiewohl Ihr Präsident v. Gagern in seiner undgreiflichen Selbstüberhebung es thun zu können sich vermißt. Nachdem man durch ganz Deutschland einmal ausgeschrien hat, man werde sich zu einem Nationalparlamente versammeln, selbst gegen den Willen der Fürsten und der bestehenden Regierungen, kraft der Volkssouverainität, und nachdem man auf diese Weise die Völker von der Pflicht des Gehorsams gegen ihre Monarchen und der Jnnehaltung des gesetzlichen Weges feierlichst entbunden hat — nachher kommt's Jhnen vielleicht dann in den Sinn, die Autkorität der Fürsten und des Gesetzes und die Treue und das Vertrauen der Unterthanen per decretum wieder herstellen zu wollen. Aber, wie gesagt, das geht nicht so leicht, der einmal abgerissene Kopf läßt sich wohl wieder annähen, aber nicht organisch mit dem Körper vereinigen. Diejenigen unter Jhnen, welche dieses Frankfurter Parlament, den Fürsten und der bestehenden Bundesverfassung zum Hohne, durchgesetzt haben, und doch seine Revolution und seine Republik für Deutschland wollen, sie haben geradezu wie Wahnsinnige gehandelt."

Nicht wie Wahnsinnige, wenn Herr von Florencourt erlaubt, sondern sehr natürlich, nämlich gerade so wie die Konstituirenellen in Frankreich im Jahr 1791 haben sie gehandelt. Wenn eine große Umgestaltung der Dinge nothwendig wird, kann es nie an besorgesinnten, ehrlin und kräftigen Männern fehlen, welche die rauhen Uebergänge möglichst mildern und bei der Heilung des Staatskörpers die bis zur Tödtung gefährliche Operation möglichst schonend sicher stellen wollen. So wollten die Lafayette Frankreich verjüngen und von seinen alten Mißbräuchen reinigen ohne Königsmord, so wollen es auch bei uns die Gagern, Welcker, Bassermann rc. Aber wie Lafayette zu seiner Zeit von den allgemeinen Royalisten ungerecht angefeindet wurde, so erfährt Gagern jetzt dasselbe Schicksal durch Florencourt. Traurige Verblendung! Alle edlern Geister sollten in dieser Zeit zusammenhalten, aber sie befehden, sie entwerfen einander im Angesicht unerbittlicher Feinde und schrecklich drohender Verhängnisse. Die Bekämpfung der rechten Seite und des Centrums in Frankfurt am Main durch die Stockpreußen ist ein politischer Fehler ersten Ranges, den nichts wieder gut machen kann.

Als im Jahr 1819 durch die Karlsbader Beschlüsse die von Preußen ausgegangene christlich-deutsche Gesinnung, d. h. die aus den Befreiungskriegen stammende fromme Begeisterung für die Nationalehre in der Presse und auf den Universitäten unterdrückt wurde, that sich alsbald in den ehemaligen Rheinbundstaaten eine neue Opposition abgesehen von aller Religiosität und Nationalität ausschließlich im Sinn der Freiheit und nach dem Vorbild der Liberalen in Frankreich auf. So lange diese Opposition die alte Rheinbundpolitik gleichsam fortsetzte, Front machte gegen Oesterreich und Preußen und hundertmal bekheuerte, sie wolle gern die Verbindung mit dem übrigen Deutschland aufgeben, wenn sie nur in der Vereinbarung mit Frankreich alle Garantien der Freiheit finde, so lange konnte die preußische Gesinnung und Politik sie allerdings verherrescirten, wie sie von ihr verherrescirt wurde. Allein sobald gerade die süd- und

Digitized by Google

westdeutschen bisherigen parlamentarischen Oppositionen sich im März d. J. entschlossen, das Panier der Freiheit mit dem der Nationalität zu vereinigen, sa alle ihre Sonderinteressen der Ihre der großen Einheit Deutschlands aufzuopfern, seitdem muß es nothwendig die preußische Politik seyn, aus voller Seele zuzustimmen und aus allen Kräften das Werk der Einigung zu fördern. Eine Wahrheit, welche Herr von Florencourt gänzlich misskannt hat.

Was würde denn wohl Preußen seyn, wenn es sich vom übrigen Deutschland iselirte? wenn es geschehen lassen müßte, daß Frankreich neuen Einfluß dieseits des Rheins gewänne und einen neuen Rheinbund, etwa im republikanischen Sinne, leitete? Würde Preußen eine Entschädigung in die brüderlichen Umarmung Rußlands finden? Preußen hat das dringendste Interesse, das übrige Deutschland (Frankfurt) an sich zu ziehen, nicht abzustoßen. Ueberhaupt ist die süd- und westdeutschen Staaten, die jetzt um seine Freundschaft und Bruderliebe buhlen, dem französischen Einfluß, dann wird es trotz seiner tapfern Armee zwischen Rußland und Frankreich zerdrückt werden. Schließt es sich dagegen aufrichtig an Frankfurt an, so wird es mit Deutschland groß werden.

Gagern konnte in Berlin keine andere Mission haben, als diesen Gedanken klar und geltend zu machen.

Es wäre traurig, wenn die Männer, auf die es in Preußen ankommt, den Gegensatz Deutschlands gegen Frankreich und Rußland nicht in erster Linie auffaßten, und nur an den Gegensatz der Ordnung gegen die Anarchie dächten, wie Herr von Florencourt. Die österreichischen Generale scheinen nur den letztern Gegensatz aufgefaßt zu haben, das beweisen die Paraden, welche sie zu Ehren der russischen Couriere abhalten lassen, aus deren Hand sie kaiserlich russische Ordenssterne entgegennahmen. Möge Wrangel sa nicht dasselbe thun! Denn jeder Nachgiebigkeit gegen Rußland im deutschen Osten wird früher oder später eine Nachgiebigkeit gegen Frankreich im deutschen Westen entsprechen und wir werden um russische und französische Ehre gestritten und unser Herzblut vergossen haben, nicht um deutsche.

Auch ist nicht sehr Ordnung die, nach der wir trachten müssen. Nur eine naturgemäße kann genügen, nicht die bisher erkünstelte. Vergebens würde man, wenn es auch gelänge, die ganze Bewegung des Jahre 1848 bis zu ihrem Ursprunge zurückzudrängen, die ganze alte Ordnung wieder herstellen und festhalten wollen. Die Kraft der Natur würde immer wieder die ungehörigen Bande lüsten, lockern und zu gelegener Zeit abermals gewaltsam sprengen. Wer nun in Preußen für Ordnung ist, muß eine bessere wollen, als die alte.

Wir theilen Herrn von Florencourts Antipathien gegen den süßen Pöbel und gegen das literarische Israel, das in Berlin wie in Wien regieren zu wollen eine Zeitlang sich erfrecht hat. „Dieser Berliner Pöbel nun, der nach Gefallen preußische Regierungen einsetzt und absetzt, hat natürlich selbst nicht das mindeste Urtheil in politischen Dingen. Er ist in den Händen weniger unruhiger Köpfe, die sich seiner als willenloses Werkzeug bedienen, und die die Kunst verstehen, ihn, sobald sie es an der Zeit erachten, aufzuregen und gegen die gesetzlichen Behörden in den Kampf zu führen. Und wer sind diese Führer des Berliner Pöbels? Der Abschaum unserer Literatur, feile Strichbentren, deren durch Lüderlichkeit aller Art ausgebrannte Lüdrin in Tumult und Revolution noch den letzten Reiz findet, die in gesetzlichen und ruhigen Zeiten es nie zu einer ehrenhaften Existenz bringen können, und die, um dem Elende und dem Hunger zu entgehen, das Glück von Millionen Menschen und die Zukunft ihres Vaterlandes verrathen. Ein Eichler, ein Eylert, Meyer, Julius u. s. w. Namen, die ein ehrlicher Mund nicht gern auf die Zunge nimmt, um sich nicht zu beschmutzen, die sind es, welche den Berliner Pöbel und durch denselben mittelbar Berlin in der Gewalt haben. Sie sind es, welche dem Könige und den Ministern Gesetze vorschreiben ꝛc. Das ist alles wahr, allein daraus folgt noch nicht, daß Preußen, wenn es sich dieses anarchischen Gesindels entledigt hat, gegen Frankfurt Front machen soll.

Wir bitzen kein Vorurtheil für die Frankfurter Abgeordneten. Ohne in das Verdammungsurtheil des Herrn von Florencourt einzustimmen, kennen wir doch recht gut ihre Schwächen. Die Behauptung, daß in Frankfurt alles vereinigt sey, was Deutschland an Geist, Kenntniß und politischer Tugend besitze ist lächerlich, aber nicht unwahrer als die, daß dort nur Schwächer sitzen. Dem natürlichen Laufe der Dinge nach konnten dort nicht wohl andere Männer erscheinen, als dort erschienen sind. Eine Weisheit und der liberalen Bourgeoisie voll Ehrlichkeit, guten Willens, auch parlamentarischer Routine, nur des Blicks in die große nationale Politik noch ermangelnd. Eine Minderheit wilder Republikaner von unbeherrschter schärferem Blick in die großen Verhältnisse, alles maßenhaft und rücksichtslos auffassend, aber ohne Plan; für das Vaterland; und eine zweite Minderheit klug in die Zukunft vorschauender Ultramontanen. Diese drei Schattirungen waren allein noch möglich, nachdem eine vierte, auf die es freilich mehr als auf alle andern angekommen wäre, nämlich die der preußischen Patrioten aus der Schule Steins seit den Karlsbader Beschlüssen ausgetrocknet oder nur noch greisenhaft in zwei Individuen, Arndt und Jahn, vertreten war. Alle Gewählten in Frankfurt, außer diesen zwei Greisen, gingen aus der langen Schule des französischen Liberalismus und Radikalismus und aus der Schule des konstitutionellen Kampfs seit 1837 hervor und konnten aus keiner andern hervorgehen. Es war Wunder genug, daß sie, bisheran den nationalen Sympathien aus Prinzip und Gewohnheit entfremdet, nur überhaupt in der Beförderung der Nationaleinheit ein Mittel für ihre speciellen Freiheits- oder auch Kirchenzwecke erkennen mochten. Jedenfalls war ihnen allen die Einheit deutscher Nation, nicht wie den Patrioten von 1813—1818 alleiniger Zweck, sondern nur Mittel. Aber sie haben doch alle zur Einheit. Das war nun genug, um ein inniges Bündniß mit Frankfurt denjenigen Preußen zu empfehlen, welche die Größe Preußens als von seiner überwiegenden Stellung in Deutschland abhängig erkannten.

Wir gehen gern zu, daß der preußische Stolz nicht gern Belehrungen empfängt von den Miniatur-Mirabeaus der kleinen deutschen Staaten, daß der tapfern Beschränktheit des Soldaten die Prahlerei parlamentarischen Geschwätzes zuwider ist, und daß Frankfurt überhaupt schicklicher von Berlin aus regiert wird, als umgekehrt; allein das dermalige zufällige Uebergewicht Frankfurts ist ja kein bleibendes und wenn je Preußen in Deutschland überwiegen soll, so kann es dieß nur durch Frankfurt.

Wer es daher irgend gut meint mit Deutschland, der helfe jetzt dazu, Preußen mit Frankfurt nicht zu überwerfen, sondern zu versöhnen.

Um nicht ungerecht gegen Herrn von Florencourt zu seyn, müssen wir schließlich noch zwei glänzende Partien seines kleinen Buches hervorheben, einmal die geistvolle Charakteristik des jetzt regierenden Königs von Preußen und zweitens die entschiedene Erklärung gegen den Polizeistaat, wie er bisher bestanden.

Ueber den König sagt Herr von Florencourt unter Anderm: „Es ist nicht zu leugnen, daß unser König mit seinen Gefühlen und mit seinen Ansichten nie hinter dem Berge gehalten hat; daß er vielmehr mit einer großen Lebhaftigkeit und Wärme die selben öffentlich an den Tag gelegt und sich als Vorkämpfer derselben hingestellt hat. So wenig wir ein solches in die Bresche Springen, ein solches Vorangehen der Persönlichkeit mit der Stellung der Krone vereinbar finden, so entschieden müssen wir doch

Digitized by Google

die hohe Aufrichtigkeit, die ein Begeistertung und Ueberzeugungstreue anerkennen, die sich eben dabei kund gab. Ein König, der weniger von der Wahrheit und Lauterkeit seiner Absichten durchdrungen gewesen wäre, hätte wohl schwerlich die öffentliche Meinung so gewaltsam zur Prüfung derselben herausgefordert. Daß man es gewagt hat, diese hochherzige, vertrauensvolle Offenherzigkeit als listige Berechnung und diplomatisches Scheinwesen auszulassen, ist nur ein Beweis davon, wie die meisten Menschen heutigen Tages bereit so verderben sind, daß sie einen so ritterlichen, begeisterten Charakter gar nicht mehr verstehen können. Jeder gesinnetere und bessere Mensch, der auch nicht mit den offen ausgesprochenen Ansichten des Königs übereinstimmen konnte, mußte doch mit liebevoller Dankbarkeit die selbstständigere und würdigere Stellung anerkennen, auf welche der König sein Volk hierdurch zu heben suchte. Er wollte nicht blos befehlen, sondern er wollte auch überzeugen. Man sollte ihm nicht blos aus Zwang, sondern aus freier Neigung gehorchen. Aber merkwürdig, dieselben Menschen, die sich einem kategorischen Kabinetsbefehle seines Vaters in gedankenloser Demuth unterwarfen, dieselben murrten über dieses Bestreben ihres Königs, ihnen die ganze Fülle seiner Gefühle und Anschauungen mitzutheilen. — Dabei wollen wir gern zugeben, daß er, durchdrungen von der Richtigkeit seiner Ansichten und von dem Berufe, diese Ansichten zu verwirklichen, entgegengesetzten Ueberzeugungen zu oft schroff entgegentrat und zu rücksichtslos über sie den Stab brach. Das mußte selbst die edleren und selbstständigeren Naturen auf der anderen Seite um so mehr verletzen, als sie vermöge der Stellung des Königs ihm nicht auf gleiche Weise entgegentreten und ihn nicht mit gleichen Waffen bekämpfen konnten. So ist es denn gekommen, daß ein unaussprechlich guter, edler und geistreicher Mensch, an dem, wie das Sprichwort sagt, auch nicht ein falsches Haar ist, und der von allen jetzt lebenden Regenten vielleicht am allerwenigsten je einen unedlen Gedanken gehabt hat, schon vor der letzten Berliner Katastrophe von der großen Masse in Preußen, wie im übrigen Deutschland auf die allergemeinste, schmählichste Weise verkannt worden konnte. Wie allgemein diese Verkennung war und bis zu welchem Grade der Abgeschmacktheit sie ging, das hat er selber wie gewußt, er hat immer in der freundlichen Illusion gelebt, daß sein Wesen und seine Absichten von dem bei weitem größten Theile seines Volkes vollkommen verstanden würden, und daß es nur einzelne Stimmen böswilliger Menschen wären, welche ihn anfeindeten. Die Censur, welche auch unter seiner Regierung viel schwerer auf die freie Meinungsäußerung drückte, als er je geglaubt, trug das Ihrige zu dieser Verkennung der Stellung seiner Persönlichkeit zu der öffentlichen Meinung bei; aber wir fürchten sehr, daß seine Umgebungen ihn auch absichtlich, sey es aus Gutmüthigkeit, sey es aus politischer Berechnung, in diesem Irrthum über das wirkliche Verhältniß bestärkten, einem Irrthum, der für einen König noch verderblicher ist wie für jeden andern Menschen. Aus diesem Irrthum nun, aus dem Glauben, daß sein Volk mit vollem Vertrauen auf ihn, auf sein System und seine Absichten blicke, erklärt sich so Manches, was sonst nicht zu erklären wäre. Daraus erklärt sich selbst noch die auffallende Art und Weise, wie er selbst nach den Berliner Ereignissen noch glauben konnte, daß es nur seiner offenen begeisterten Willenserklärung bedurfte, sich an die Spitze der Bewegung zur Wiedergeburt Deutschlands zu stellen, um mit Jubel als Führer und Retter begrüßt zu werden. Es wird mir schwer, den Schmerz zu schildern, den ich bei Lesung dieser Erklärung und einer Nachricht von dem Zuge durch Berlin empfand. Die Form dieses Aktes stand in zu schreiendem Mißverhältnisse mit der wirklichen Stimmung, als daß ich nicht gleich die Fülle von Hohn hätte empfinden sollen, die alsbald aus allen Winkeln Deutschlands darüber ausgegossen werden würde; ja ich leugne nicht, daß ich über diese totale Verkennung des wirklichen Verhältnisses im ersten Augenblicke mit einer gewissen Bitterkeit den Stab brach. Der schlimmste Vorwurf, der unserm Könige von einer großen Masse Menschen, und namentlich von dem ungebildeten und halbgebildeten liberalen Gesindel gemacht wird, ist der, daß er es mit dem konstitutionellen Systeme, zu dem er sich so plötzlich bekannt, unmöglich ehrlich meinen könne, und daß man seinen Erklärungen in dieser Beziehung keinen Glauben schenken dürfe. — Es gibt verschiedene politische Charaktere, die einen solchen Verdacht schon auf sich haften lassen können, ohne daß sie darum an Bedeutsamkeit und Achtung beim Volke viel verlieren. Was sich für den Einen schickt, schickt sich nicht für den Andern; einem Wilhelm III. von England konnte man manche hinterhaltige Gedanken mit Recht zutrauen, ohne daß dadurch ein dunkler Flecken auf seinem Charakter haftete; für unsern König aber wäre der Vorwurf der Unaufrichtigkeit und Verstellung ein gänzlich vernichtender. Friedrich Wilhelm IV. ist entweder aufrichtig, jedes unwahren Wortes, jeder unwahren Miene unfähig, oder er ist gar Nichts. Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, warum der leiseste Verdacht der Unaufrichtigkeit einen ganz unverträglich mit einer schönen oder auch nur achtungswollen Auffassung von dem Bilde unseres Königs ist."

Die jüngst eingetretenen Ereignisse sind dem spezifischen Preußenthum der Herrn von Florencourt günstig gewesen. Berufen hat das wilde Element seiner konstituirenden Versammlung bewährigt, wie Oesterreich, und in einem so unklugen Siege, daß es sogar eine Verfassung octroiren konnte. In dieser seiner wiedergewonnenen Selbstständigkeit hat es nun zwar nichts gegen Frankfurt am Main unternommen, was der Hinrichtung Robert Blums entfernt gleich käme; allein es hat doch auch sein Verhältniß zum künftigen Deutschland von gewissen Eventualitäten der Zukunft abhängig gemacht, wie Oesterreich. Oesterreich sagt, wir werden einstweilen bei (altem!) Bundesprincipien treu bleiben und von der Zukunft erwarten, in wie weit es uns zusagtich ist, eine neue engere Verbindung mit Deutschland einzugehen. Preußen sagt, wir sind zur engeren, ja zur engsten Verbindung geneigt, in dem Maaße wie uns vertraut wird, aber nicht nur vom Herrn von Gagern vertraut wird, sondern von den deutschen Fürsten. So lange dieses Vertrauen sich aber in dem erwünschten Grade nicht bethätigen wird, wird Preußen sich in sich selbst immer fester abschließen. Es ist dazu um so mehr aufgefordert, als ein Gleiches in Oesterreich stattfindet und dort an das Auftreten eines jungen vom allgemeinsten Vertrauen begeisterten Kaisers sich Hoffnungen knüpfen, welche das bisher darniederliegende Oesterreich wieder mächtiger und einflußreicher in Deutschland, wie Europa machen, als es der spezifisch altpreußischen Politik lieb seyn kann. Unter diesen Umständen wird ein großes Gewicht der Entscheidung in den Händen Bayerns liegen, womit auch wohl die Reise des Prinzen Karl nach Berlin zusammenhängt. Jedenfalls dürfte bei der Ausgleichung des österreichischen und preußischen Interesses mit dem deutschen (Frankfurter), oder bei der Auseinandersetzung derselben Bayern eine Hauptrolle vorbehalten seyn.

Die Freunde deutscher Einheit können mit der jetzigen Sachlage keinesfalls ganz zufrieden seyn, weil die Unvereinbarkeit der Interessen seine wahre Einheit und Centralisation zuläßt und sich alles wieder zur bloßen Konföderation im alten Sinne zuneigt. Allein uns erfüllt die Hoffnung, daß Deutschland dennoch ungleich einiger werden werde, als es bisher war, indem die Sehnsucht danach sich doch allzustark angemeldet hat, und es nur einer großen Persönlichkeit, aber auch einer großen Gefahr nach außen bedarf, um das Drängen danach unwiderstehlich zu machen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben und die Reaktion gegen die Wühlerei wird ungestraft nicht auch eine gegen das Bedürfniß der Nationaleinheit seyn können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 90. Dienstag den 19. December 1848.

Schauspielkunst.

Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen des Toubin u. A. Mit einem Vorworte von Georg Schirges. Hamburg, Meißner und Schirges, 1848.

Das französische Theater hatte der Prachtliebe des Hofes, den frivolen Liebhabereien der höhern Stände und dem Modenwechsel der Pariser, aber auch der Aufklärung gedient. Schon lange vor dem Ausbruch der Revolution war ihr wie durch die esprits forts et beaux überhaupt, so auch durch das Theater vorgearbeitet worden. „Lange Zeit vor der Nationalrepräsentation waren die Neger auf den Theatern schon emancipirt, die Heerrechte des Reichs waren aufgehoben, die Ehescheidung eingesetzt, die geistlichen Gelübde und die Ehelosigkeit der Priester abgeschafft. — Man wende mir nicht ein, daß die Idee aller dieser Reformen von den Encyclopädisten in Umlauf gesetzt worden sey. Der Philosoph wendet sich in seiner abstrakten und wissenschaftlichen Sprachweise nur an die Intelligenten, welche sich immer in der Minderzahl befunden, und spricht zu ihnen vom einsamen kalten Kämmerlein des Gelehrten aus. Das Theater hingegen packt die in einer glühenden Atmosphäre versammelten Massen auf einmal und bei allen Sinnen, und wirkt deßhalb mit einer andern Gewalt auf sie. Man liest, vergißt; aber man sieht, und der Eindruck ist bleibend. Selbst da, wo das Theater nur der Ausdruck des öffentlichen Bewußtseins, wurde dieß von demselben geordnet, abgeklärt, gestärkt, und dadurch erhob sich die Bühne aus einer bloßen Wirkung selbst zu einer Ursache."

Doch dieß nur nebenbei. Die vorliegende Schrift läßt sich auf das Theater, wie es vor der Revolution beschaffen war, nicht näher ein und beginnt unmittelbar mit der Revolution selbst.

Das erste Symptom einer politischen Richtung zeigte sich auf der Pariser Bühne im Jahr 1789, sofern die bisher gleichgültig aufgenommenen gewöhnlichen der Monarchie dargebrachten Huldigungen mit einem ungewöhnlich scharfen Accent ausgesprochen wurden. Das Theater wurde benutzt, um die bedrängte königliche Familie zu trösten, um dem Adel Muth zu machen, um beide in ein Sicherheitsgefühl einzuwiegen, das eben nicht mehr vorhanden war, weßwegen man es erkünsteln wollte. Auch hoffte man für den guten König Ludwig XVI. dadurch wärmere Sympathien zu gewinnen, daß man ihn als würdigen Nachkommen des guten König Heinrich IV. bezeichnete und das Andenken dieses Heinrich lebhafter als sonst erweckte. Daher die Betonung der Schauspiele la partie de chasse und le souper d'Henri IV. Allein das Theater konnte nicht lange in den schwachen Händen der Hofpartei bleiben. Die Zeitstimmung forderte von ihm eine andere Befriedigung.

Da erschien Ebenders Charles IX. auf der Pariser Bühne und machte den tiefsten Eindruck. Zum erstenmal wurde die Bartholomäusnacht in Paris auf dem Standpunkt der besiegten Partei beurtheilt und auf die Kirche und den König der tödtlichste Haß gehäuft. In diesem Stücke schießt der König aus dem Fenster auf sein Volk und der Kardinal von Lothringen erscheint mit blutigen Händen als der Oberste der Henker. Doch blieb es noch lange bei historischen Gemälden und andern Bühnenstücken, welche Anspielungen auf die Gegenwart zuließen. Direkt nahm sich das Theater der Revolution noch nicht an. Das Theaterpersonal sah in der Revolution eine Störung seiner Interessen. Einige der ausgezeichnetsten Schauspieler und Schauspielerinnen waren zu innig mit der alten Hofgesellschaft liirt, um sie verlassen zu können. Daher ihr langer Widerstand gegen den Jakobinismus und später ihre Einkerkerung. Als ein besonderes launiges Stück aus dem Jahr 1790 ist hervorzuheben le réveil d'Epiménides de Paris ou Flins. Epiménides, Präsident der Kammer unter Louis XIV., ist während der Sitzung eingeschlafen, als er erwacht, sind gerade 100 Jahre verflossen. Man kann sich denken, zu welchen komischen Scenen das Veranlassung gibt. — Allein die Zeiten wurden immer ernster und die Trauerspiele bekamen eine immer lebendigere politische Färbung. „Am 17. November wohnte Mirabeau einer Vorstellung des Brutus von Voltaire bei. Das Parterre bemerkte ihn in der Tiefe einer Loge und nöthigte ihn in das Orchester herabzusteigen, damit es ihn besser sehen könne. d'Aiguillon und Menou, welche sich auf dem Balkon befanden, unterlagen demselben Zwang. Ihren Höhepunkt erreichte die patriotische Begeisterung bei folgendem Verse:

Dieu! donnez-nous in mort plutôt que l'esclavage!

Der Ausbruch des Parterre war so groß, daß im Saal eine Staubwolke entstand, welche den Zuschauern den Anblick der Bühne entzog. Einige Bravos gewann der Vers:

Vivre libre et sans roi...

Aber sie wurden durch den Ruf: „Es lebe der König!" überwältigt. Ehe der Vorhang in die Höhe ging, las Jemand Verse auf Voltaire vor; nachdem das Stück beendigt, wurde seine Büste auf die Bühne getragen und mit Lorberen bekränzt." Bald darauf mußten le siège de Calais und Gaston et Bayard, bisher höchst beliebte patriotische Stücke, die Frankreichs Tapferkeit und Großmuth zur Schau trugen, unterdrückt werden, weil

Digitized by Google

der darin gepriesene französische Heroismus zu sehr nach dem Königthum und Ritterthum schmecke.

Sehr merkwürdig waren die Verhandlungen über das Theater in der Nationalversammlung 1790 (im August). Nachdem alle andern Privilegien gefallen, verlangte man auch die Freigebung der Theater. Jeder, der Geld und Lust hatte, sollte ein Theater errichten dürfen, wo er wollte. Andererseits erkannte man, welchen großen Einfluß das Theater auf die Gemüther übe und wollte es zu einer Bildungsanstalt des Staats machen. Mancher dachte schon daran, durch das Theater die Kirche zu ersetzen. „Die Theater, sagte Chapelier, müssen die Sitten läutern, den Bürgersinn wecken, wenn sie eine Schule des Patriotismus, der Tugend und aller jener herzerhebenden Gefühle seyn sollen, welche das Band und den Zauber des Familienlebens bilden. Dieß war das ersemal, daß das Ministerium die politische und sociale Bedeutung des Theaters officiell anerkannte. Nach Ablesung des Berichts bestieg Maury die Tribüne. An diesem Tage war der Chor der Rechten in heiterer Laune. Anfangs entschuldigte er sich, an einer solchen, ihm als Geistlichen fernliegenden Diskussion Theil zu nehmen, er bewies indeß nicht gerade eine hohe Achtung vor dem eignen Priesterkleide. Chapelier hatte auf eine vollständige Freiheit der Theater erkannt. Maury wies nun dabei auf die Gefahren hin, und sagte, wenn dieß Gesetz durchginge, würde man bald die Konstitution als komische Oper sehen. Nun war an Mirabeau die Reihe die Tribüne zu besteigen; in einem spöttischen Tone fragte er Maury, ob er zu seinem oder der Versammlung Vergnügen das Wort genommen hätte? Einige inhaltreiche Worte Robespierre's beendigten die Diskussion, und nach erfolgtem Votum beschloß die Versammlung, daß in Zukunft jeder Bürger ohne irgend eine andere Formalität als eine vorhergehende Anzeige beim Stadtrath, ein Theater errichten dürfte. Außerdem bestimmte man noch, daß dramatische Werke, fünf Jahre nach dem Tode ihres Dichters, dem öffentlichen Staatsgut anheimfallen sollten und auf allen Bühnen ohne Ausnahme dargestellt werden könnten. Die guten und schlechten Nachwirkungen dieses Gesetzes machten sich sogleich fühlbar. Im Jahr 1790 hatte Paris nur neun Theater, zwei Jahre nachher zählte man schon zwanzig. Alle gaben Charles IX., Brutus und La mort de Cesar. Es gab damals Leute, welche die Freiheit der Theater zu schlechten Zwecken in Anspruch nahmen. Ein Hufschmied und ein Frauenzimmer von käuflicher Tugend kündigten im Palais Royal das Grand ballet des sauvages an. Ich enthalte mich einer Beschreibung dieser Vorstellung, weil die Stadtbehörde diese beiden cynischen Darsteller sogleich arretiren ließ. Auch das Parterre begann damals, sich bis dahin noch unbekannte Ausgelassenheiten zu erlauben. Eines Tages rief das Publikum in der Vorstellung des Guillaume Tell von Schaine und Grétry die Schauspieler. Ellevieux und Philippe erschienen, da aber ihre Kameraden vorzukommen zögerten, da erstieg das Parterre das Proscenium, zerriß den Vorhang und zog die Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen einige halbnackend waren, mit Gewalt aus ihren Ankleidezimmern auf die Bühne. Dieselben Störungen trugen sich auch in den Provinzen zu, einige sogar unter noch weniger milden Umständen."

Eben so schwierig der Inhalt der Stücke aus. Neben dem stehenden Artikel der Tyrannen, an denen Volksrache geübt wurde, traten als zweiter stehender Artikel die Päpste, Bischöfe, Aebte und Mönche auf, die, um dem Haß gegen die Kirche Luft zu machen, in den schändlichsten Situationen auftreten mußten. So gab man schon im Jahr 1790 das Stück le mariage du pape. „Lemenie und der Erzbischof Juigne unterhalten sich über die Tagesereignisse, als sich plötzlich tausend Stimmen des Aufruhrs am Fuße des Vatikans hören lassen. Rienzi ist aus seinem Grabe emporgestiegen, er hat sich an die Spitze der wiedergebornen Römer gestellt. Die Engelsburg, der Vatikan werden mit Sturm genommen, es bleibt nichts übrig, als mit der Revolution zu kapituliren. Der heilige Vater nimmt die französische Verfassung und die ausübende Gewalt an. Das heilige Kollegium gibt dem Antrage des Abbé Cournaud seine Stimme und entschridet sich für die Ehe. Der Papst heirathet die geschiedene Frau von Polignac ꝛc." Ein anderes Stück le diner des patriotes schloß mit dem Tanz eines Abts und einer Nonne. Ein drittes le mari directeur mit einem Ball von Mönchen und Nonnen.

Nur noch einmal, als der König die Konstitution beschwören, glänzte vom Theater her ein loyaler Lichtblick auf den Thron. Man sang das Lied o Richard, o mon roi, man jubelte dem König zu; aber rasch ging dieser Moment vorüber und die blutige Revolution nahm ihren Lauf. Mit Recht sagt der Verfasser, die Scene des 21. Januar 1793 war auf den Pariser Theatern permanent. Es verging kein Tag, an dem nicht fast auf allen Theatern Stücke gegeben wurden, in denen ein König oder Tyrann umkommt. „Nur solche Dramen, in denen die grausamsten und blutgierigsten Tyrannen dargestellt wurden, waren eines entschiedenen Beifalls sicher: Johann ohne Land, Heinrich VIII., Nero, Appius Claudius ꝛc., diese hatten die ganze Chance des Erfolgs für sich, vorausgesetzt, daß ihre Alexandriner zwölf Sylben zählten und die Worte Vaterlandsliebe, Tugend, Freiheit zwei- oder dreimal in einer Periode wiederholt wurden. — Die Tragödie hatte während der ganzen Revolution nur ein Sujet und nur eine Form. Nehmen wir alle von 1789 bis 1796 dargestellten Stücke, so ist es viel, wenn wir unter denselben fünf oder sechs finden, welche nicht dramatisirte Philippiken oder ein in Dialoge gesetztes Sturmgeläute Marats sind. Dagegen gibt es unzählige tyrannische Tragödien in diesem Zeitraume: Charles IX., Henry VIII., Barneveldt, Guillaume Tell, Jean-Sans-Terre, Epicharis, la Conjuration de Pison, Brutus, Virginie etc. etc. Jeden Abend opferte Melpomene in mehr oder weniger schlaffen Alexandrinern fünf oder sechs gekrönte Häupter. Es war ein immerwährender 21. Januar."

Wie das Theater sich in „die Kirche des Patriotismus" verwandelte, beweist folgende Scene. „Die Hymne Rouget de Lisle's war in Paris beinahe gänzlich unbekannt: ein Schauspieler trat während eines Zwischenaktes auf die Bühne und stimmte den Heldensang, welcher nachher das Ohr der Welt bezwerrief, mit zitternder Stimme an. Schon durch die erste Strophe wurden alle Zuhörer tief ergriffen, noch nie hatte man eine so penetrante und berauschende Melodie gehört. Einfach und ernst, gleich einem Kirchengesang, und doch so stürmisch und stolz! Nach jeder Strophe sah sich der Schauspieler genöthigt innezuhalten, um seine Bewegung zu bekämpfen und das lauschende entzückte Auditorium zu Athem kommen zu lassen. Bei dem Schlußverse „Amour sacré de la patrie" sank der Künstler auf die Knie, alle Anwesenden folgten seinem Beispiel, Aller Herzen pochten laut, Thränen perlten in allen Augen." Dem Vaterland wurde damals allein die Anbacht gewidmet, sie den Kirchen entlehnte war. Das Theater hatte so sehr die Kirche überragt, daß es auch in der Osterwoche geöffnet wurde, während man nahe daran war, die Kirchen für immer zu schließen. Der deutsche Uebersetzer macht hiezu die Bemerkung: „In Deutschland haben wir dieß im denkwürdigen Jahre 1848 noch nicht erlangt. Polizei und Kirche verdammen das Theater in der Osterwoche zu einem empfindlichen und schädlichen Müßiggange." Wir müssen uns wundern, daß er aus dem Werke,

Digitized by Google

welches er übersetzt hat, nicht mehr gelernt hat, daß er Ausschweifungen, die er so grell beschreibt, zurückwünscht.

Die Revolution erreichte ihre Höhe und alle bessern, tugendhaften Patrioten wurden von den abgefeimten und blutdürstigen Demagogen dem Tode geweiht. Natürlicherweise konnten nun alle bisherigen Helden der Bühne, die edlen Tyrannenfeinde und Tyrannenmörder Brutus, Gracchus, Timoleon ꝛc. nicht mehr auftreten, weil das Lob, das die Dichter ihnen gespendet, ihnen so gut auf die alten Konstitutionellen, auf die Girondе, auf Danton oder Camille Demoulins und dagegen vieles, was gegen die Tyrannen gesagt wurde, auf Robespierre paßte. „Niemals wurde die Censur unter dem alten Regime brutaler gehandhabt, als um diese Zeit. Mochte man immerhin, wie es Barny, der Administrater der „Opéra", that, den Chor aus der Iphigenia von Gluck:

Chantons, celébrons notre reine,

streichen; ihr Staatsklugheit machte das eben so gut zur Bedingung, als das Verbot gegen die Aufführung der Mérope, aus der viele Stellen zu Gunsten der Gefangenen im Temple interpretirt werden konnten. Ich begreife selbst, wie man die ultraroyalistische Oper Richard Coeur-de-Lion unterdrücken konnte. Aber Fénélon und Calas wurden als fanatische Stücke, und Gracchus als ein antiföderativen von der Bühne verbannt. Die Tragödien Charles IX. und Henry VIII. waren gleichfalls verboten, weil sie das Königthum noch in einem zu günstigen Lichte zeigten. Charles IX. und Henry VIII. ist es zu glauben? Der Wohlfahrts-Ausschuß strich Brutus und Mohamet wegen der folgenden Versen vom Repertoire:

Accélez un Romain sur de simples souppons,
C'est agir en tyrans, nous, qui tes bâtrissons.
. . . . . .
Exterminez, grands dieux, de la terre où nous sommes,
Quiconque avec plaisir verse le sang des hommes!

Robespierre und St.-Just erkannten, daß diese Verse auf sie selbst hinzielten." Ehenier mußte sein Manuscript zum Trauerspiel Timoleon verbrennen, wenn er nicht guillotinirt werden wollte.

Da gute Stücke unter diesen Umständen nicht mehr gegeben werden konnten, trat der rohste Cynismus in seiner abschreckendsten Gestalt aus dem Jakobinerklubb auf die Bühne. „Im Brumaire des Jahres II gab das Theater der Rue de la Loi ein Stück, das den Namen la Journée du Vatican führte. Ein desperater Papst, ein stotternder und blödsinniger Erzbischof, Maury und Bernis, fangen zottige Gespräch. Der Verfasser dieses Lustspiels bewahrte die Anonymität. Um dieselbe Zeit ließ Silvain Maréchal im Theater „de la République" das Dernier Jugement des rois, eine Weissagung in 1 Akt aufführen. Alle Könige der Erde werden in diesem Stücke auf eine wüste Insel deportirt, wo sie sich zum Zeitvertreib gegenseitig ihre Sünden vorwerfen. Die folgende Stelle ist eine der mindest derben dieses überspannten und schamlosen Dramas:

Le Pape.

N'avons pas même de quoi faire la multiplication des pains! Cela ne m'étonne pas; nous avons ici des schismatiques.

Catherine de Russie.

C'est sans doute à moi que ce discours s'adresse; je veux en avoir raison. (Elle prend son sceptre et se met en garde.) En garde, Saint-Pere!

Le Pape (avec sa croix. de même).

Ah! ah!

Catherine.

Une! Deux! Ah!

Und mit einem Scepterschlag zertrümmert sie ihres Gegners Kreuz. Der entwaffnete Papst wirft seine Tiara der Catherine an den Kopf. Aber die Insel ruht auf einem Vulkan; eine Eruption findet statt. Könige und Königinnen, Papst, Kaiser und Kaiserinnen werden unter den Strömen glühender Lava begraben. Alles geht unter lautem Beifallruf des Publikums mit fettigem Haare und in rothen Mützen vor sich."

Allein die Republik selbst konnte sich auf diesen Extreme nicht lange halten. Schuld Robespierre gestürzt war, wurde der Sansculottismus auch auf der Bühne verhöhnt. Im Germinal des Jahres III gab das Theater „de la Cité-Variétés" die Jacobins du 9. Thermidor et les Brigands. Die aus Paris verjagten Jakobiner flüchten sich in das Gehölz von Fontainebleau; eine Hehle, deren Wirthe sehr ehrsame Leute, abgesehen davon, daß sie hin und wieder eine kleine Exkursion zu machen pflegen, die Diligence zwischen Dijon und Paris anhalten, bietet sich ihren Augen dar. Sie werfen sich dort hinein und wollen sich säubern. Einer von ihnen legt der Gesellschaft, ich wollte sagen der Bande, voll Vertrauen seine Titel vor. „Ich, ich bin Bankerottier," sagte er. „Gut," antwortet der Chor,

„Bon, bon, c'est un coquin,
C'est un excellent Jacobin."

„Ich, antwortet ein Anderer, „ich bin Septembriseur." „Und ich, ich bin ein Todtschläger," ꝛc. So war auf einmal alles umgekehrt. Marats Büste wurde auf dem Theater in Stücken geschlagen und vielleicht von derselben Schauspielerin mit Füßen fortgestoßen, die ein Jahr vorher dieselbe Büste öffentlich bekränzt hatte.

Die Reaktion schritt immer weiter. Man kehrte vom Bildern zum Sansten, von der Barbarei zur Classicität zurück. „Um diese Zeit nahm man Corneille, Racine, Molière und das ganze alte Repertoire wieder auf. Das Theater des damals eine zwischoche merkwürdige Erscheinung dar. Von einer Seite fortianistische und offiianistische es sich. Gewisse dramatische Schriftsteller wollten gegen den allgemeinen Geschmacks-Verfall aus dem vorhergehenden Zeitraume reagiren und seien wieder in die Schäferspiele und Possenreißerei zurück, oder verloren sich in die dunklen Nebel der kalodonischen Poesie. Andere mißbrauchten, um mit Göthen zu reden, das Feuerregen-Drama: im ersten Akt Brand, im zweiten Wasser, im dritten lebendig begrabene Menschen; dabei interessirte sich mehr oder weniger ein Theil des Publikums."

Am Schluß macht der Verfasser eine treffende Bemerkung: „Absichtlich lasse ich alle als lemisch bezeichneten Werke hinweg, die ohne Geist, ohne Styl, im Patois der Klubbs zur Erbauung Frérons oder Höherts geschrieben werden sind. Chaotische Lustspiele existirten gar nicht, das einzige vielleicht mögliche ward von Fabre d'Eglantine versucht, der dabei seine Alexandriner verdarb. Wird man daraus folgern können, daß die Sitten der Revolution für das Lustspiel zu rauh seien? Es blieb das ancien régime übrig. Alle Laster und Lächerlichkeiten in Ueberfülle, da konnte Thalia bei jedem Schellenschlag Garben binden: Boudoir-Prälaten, Coulissen-Abbés, Anti-Chambre-Helden, Petitsmaitres, Favorit-Marquisinnen, adelige

Digitized by Google

Huren und dazu noch die Bastille. Unglücklicherweise sind die Leute, über welche man am meisten lacht, nicht immer diejenigen, welche man am meisten haßt, und Haß, rechtmäßiger Haß, war das Hauptgefühl der Revolution. Sie hätte die Duborry, die ausgevergtreste Persönlichkeit des ancien régime, auf die Bühne bringen können mit all' ihren Lastern und ihrer Infamie, sie fand es bequemer, dieselbe aufs Schaffot zu schicken." Das unterscheidet die erste Revolution auffallend von der zweiten. Der zweiten gingen alle die Erinnerungen an die Boudoirs und die Maitressenherrschaft des vorigen Jahrhunderts vorher, die der Verfasser bei der ersten vermißt. In einem unermeßlichen Memoiren-Panorama umgab sich das französische Volk mit dem vorrevolutionären Rokoko und den Bildern des siècle de Louis XIV. und XV. Aber eben weil es sich an diesen Bildern ergötzen konnte, bewies es, daß sein Haß erloschen sey. Man kann aus diesem Umstand allein die Unhaltbarkeit der neuen französischen Republik herleiten. Man spiegelt sich in den Schilderungen vornehmer und frivoler Genüsse, man beneidet sie. Das ist nicht die eiserne Tugend eines zur Republik reifen Volkes.

Biographie.

Hans Sachs. Sein Leben und Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen von J. L. Hoffmann. Nürnberg, Bauer und Raspe (Julius Merz), 1847.

Eine kurze, aber gute Charakteristik des berühmten Nürnberger Dichters. Derselbe war 1494 als Sohn eines Schneiders geboren und wurde selbst ein Schuster; allein obgleich er sein Handwerk mit mehreren Gesellen trieb, auch einen offenen Laden hatte und nie des Pechs sich schämte, so gewähren ihm doch die trefflichen Schulen seiner Vaterstadt und der Reichthum von Bildung, der in derselben herrschte, eine Entwicklung seines poetischen Talents, wie sie unter minder günstigen Umgebungen einem Schuster wohl kaum möglich gewesen wäre. Insbesondere kam ihm zu Statten, daß es bereits vor ihm eine zahlreiche Meistersängerzunft in Nürnberg und viele Fastnachtsspieldichter gab, deren Stücke öffentlich mit größtem Beifall und allgemeinem Ruhm in Deutschland aufgeführt wurden.

Man hat bekanntlich früher den Hans Sachs verachtet, seit Goethe ist er wieder zu Ehren gekommen, allein man hat ihn dann wieder überschätzt. Es ist wohl unleugbar, daß er sich auch in der Poesie häufig als Handwerker zu erkennen gibt. Man hat an ihm insbesondere die große Fruchtbarkeit seiner Erfindungen und die phantastische Pracht des Horizonts bewundert, welche seine Beiseitenheit über sein dumpfes Arbeitsstübchen ausbreitete. Allein gerade diese ungeheure Menge von fremden poetischen Materien, die er aus der Schule und aus den ersten Druckwerken und Uebersetzungen der Humanisten schöpfte, sind bei ihm eben doch meist nur oberflächlich über den dramatischen Leisten geschlagen, ohne tiefere Charakteristik der Personen oder lebendigere Entwicklung der Scenen. Nur in den Fastnachtsschwänken entfaltet er bei eigner Erfindung auch wahres Genie in der Behandlung des Stoffes und hierin liegt seine Meisterschaft. Zugleich sind diese Stoffe aus dem gemeinen Leben gegriffen; sie heimeln an durch ihre Deutschheit und Bürgerlichkeit, durch den gesunden Sinn und Witz, mit dem Alter, Geschlechter und Stände aufgefaßt werden. Seine Bauern, Knechte und Weiber, seine Narren ꝛc. sind viel poetischer als seine Kaiser und Könige. Schon die staunenswürdige Menge von Gedichten, welche Hans Sachs verfertigte, macht erklärbar, daß sie fast alle nur sehr kurz sind, die dramatischen viel zu kurz. „Außer 4275 Meistergesängen, welche sämmtlich nach seinem eigenen Willen umgedruckt geblieben sind, hatte er, als er am 1. Januar 1567 seine Bücher inventirte, 17 Sprüchbücher, alle eigenhändig geschrieben, und das 18te angefangen. In diesen letztern waren enthalten 208 Komödien, Tragödien und kurzweilige Spiele, deren größter Theil in Nürnberg und andern Städten, die sich dieselben kommen ließen, nah und fern gespielt worden war; ferner geistlich und weltlich mancherlei Gespräche und Sprüche vom Lob der Tugend und guten Sitten für die Jugend, auch mancherlei Sprüche aus der verblümten Poeterei d. i. Allegorien, und auch von manchen weisen Heiden, die von der Natur, Fabeln und Schwänke, lächerliche Possen, seltsame Ränke, dieser Gedichte zusammen 1700, davon in drei Büchern 788 Stücke gedruckt seyen, ein viertes und fünftes Buch, welche etliche Hundert Stücke enthalten sollten, würde noch im Druck erschienen, wie sie denn auch nach seinem Tod erschienen sind. Dazu, außer den prosaischen 7 Dialogen, eine Menge Psalmen und andere Kirchengesänge, auch veränderte geistliche Lieder, auch einzelne Gassenhauer, Kriegs- und Buhllieder, 73 in Summa, theils in bekannten, theils in 16 selbst erfundenen Melodien, so daß wir hier den Meistersänger umschlagen sehen in einen Dichter von Volksliedern, nur schade, daß er diese nicht in den Druck gegeben hat. Die Summe aller seiner Gedichte betrug 6048," ohne die kleinen, die er nicht eingeschrieben hatte. Diesen Bericht stattet er uns selbst ab in dem Schlußgedicht des fünften Bandes im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters, und fügt bei, daß eben dieses Gedicht, in welchem er eine kurze Selbstbiographie niedergelegt hat, sein letztes seyn solle."

Noch ist zu bemerken, daß Sachs von seiner ersten Frau sieben Kinder hatte und noch im 62ten Jahre eine zweite junge Frau nahm, in die er sehr verliebt war. Reisen scheint er nicht gemacht zu haben. Ueber den rein poetischen Charakter seiner angeblichen Reisen siehe Seite 18. Der Herausgeber hebt noch besonders die warme Theilnahme hervor, welche der damals noch junge Hans Sachs der Reformation widmete. Dieser Begeisterung entstammten auch seine schönsten lyrischen Gedichte. Vor allem das berühmte Lied, in Folge dessen man hinfort Luthern die wittenbergische Nachtigall nannte.

Indem wir das kleine Buch bestens empfehlen, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, der Verfasser möchte uns auch mit einer Biographie und Charakteristik des noch so wenig beachteten Autors beschenken.

---

* Puschmann gibt die Zahl auf 6636 an. Ist seine Zählung richtig, so würden die 588 überzähligen in die folgenden Lebensjahre fallen, wenn man nicht, da dieß für die wenigen Jahre, in welchen er noch dichtete, zu viele sind, annehmen will, der Dichter habe selbst falsch gerechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91. Sonnabend den 23. December 1848.

Biographie.

Heinrich von Kleist's Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgegeben von Eduard v. Bülow. Berlin, Wilh. Besser, 1848.

Herr Eduard von Bülow hat dem deutschen Publikum unlängst den genialen Heinrich von Bülow in Erinnerung gebracht und die schätzbarsten Nachrichten über sein Leben und seinen Charakter gesammelt. Hier zeichnet er uns ein zweites, höchst interessantes und jenem nahe verwandtes Charakterbild. Heinrich von Kleist und Heinrich von Bülow, beide Landsleute, beide altberühmten Meißnergeschlechtern entsprossen, beide von der feurigsten Natur und übersprudelndem Geiste, erlagen beide der Ungunst der Zeit und der Unnatur ihrer Stellung. Freilich muß man ihnen auch das Ausschweifende ihrer Einbildungskraft, die Reizbarkeit und das Unstäte ihres Charakters vorwerfen. Immerhin aber stimmt das Krankhafte, der geniale Wahnsinn in ihnen, mit dem Unglück der Zeit, mit der Verkommenheit und Schande deutscher Nation unter der napoleonischen Herrschaft überein. Hätten jene edeln Geister Befriedigung finden können im Bewußtseyn der Nationalgröße, sie würden nie auf so seltsame Abwege gerathen seyn. Heinrich von Bülow fiel unter den Streichen der Kosaken als das Opfer seines glühenden Patriotismus. Heinrich von Kleist wurde Selbstmörder aus genialer Caprice, aber erst, nachdem er alle Hoffnung auf die Rettung des Vaterlandes aufgegeben hatte.

Heinrich von Kleist wurde 1776 zu Frankfurt an der Oder, wo sein Vater als Offizier in Garnison stand, geboren. In früherer Jugend genoß er mit einem andern Knaben gemeinschaftlichen Unterricht. Dieser stille Knabe war so schwermüthig, daß er in spätern Jahren als Selbstmörder endete. Heinrich soll in seiner schon früh sich zeigenden Exaltirtheit mit ihm verabredet haben, sie wollten beide freiwillig sterben. Als Heinrich herangewachsen war, trat er als Kadet in die Armee und übte mit großer Leidenschaft die Musik. Einst zog er mit einigen Freunden, in Folge einer Wette, in ärmlicher Tracht vierzehn Tage lang durchs Land und sie lebten bloß von dem Verdienst als Spielleute. Eine unglückliche Liebe machte ihn toll, er vernachlässigte sein Aeußeres und nahm seinen Abschied als Lieutenant, um fortan in seiner Vaterstadt zu studiren. Hier war er nun im Umgang mit seinen muntern Schwestern sehr glücklich, aber immer verfiel er wieder in seine tolle Launen. Er hielt den jungen Damen Vorlesungen; als aber eine derselben einmal einem vorbeikommenden Zuge mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ihm, brach er mitten in der Rede ab und stellte seine Vorlesungen auf längere Zeit ein. Fouqué, der ihn damals kannte, erzählt auch von ihm, er habe im Gespräch öfter plötzlich inne gehalten, indem er einem ganz neuen Gedankengange gefolgt sey und die frühere Rede vergessen habe.

In diese Zeit fällt auch seine Verlobung mit einem Mädchen aus sehr gutem Hause. Allein wie lange sie auch an ihm hing, er mußte endlich doch ihre Liebe verscherzen, weil er gar zu extravagant war. Erst verlangte er, sie sollte und dürfe ihren Eltern und Verwandten nichts von ihrer Liebe sagen, denn ohne das Geheimniß habe die Liebe keinen Reiz mehr. Sodann sollte sie an nichts denken als immer nur an ihn, über ihm alles andere vergessen. Obgleich er sie täglich ohne alle Hindernisse sah, schrieb er ihr doch zugleich auch täglich die feurigsten Briefe. Er wollte nun geschwind Diplomat werden und ging deßhalb nach Berlin, um dieses Fach zu studiren. Hier vertiefte er sich unnützerweise in die Kantische Philosophie, die ihm jedoch mit dem seitdem so berühmt gewordenen General Pfuel ins innigste Freundschaftsverhältniß brachte. Dann fiel ihm plötzlich ein, mit der diplomatischen Laufbahn zu warten, seine Braut heirathen zu wollen und mit ihr in die französische Schweiz oder in das südliche Frankreich zu ziehen, um sich dort vom Umrecht in der deutschen Sprache zu ernähren und zugleich die Kantische Philosophie unter den Franzosen auszubreiten. Begreiflicherweise gab sich die Braut nicht dazu her. Nun ekelte ihn auf einmal die ganze Philosophie an und er warf sie von sich. Aber Frankreich steckte ihm noch zu tief im Kopf und er wagte sein ganzes kleines Vermögen daran und reiste mit seiner Schwester, welche männliche Kleider angethan hatte, nach Paris. Unterwegs besuchte er viele berühmte deutsche Gelehrte und Dichter. In Paris erkannte Niemand das Geschlecht seiner Schwester, so gut hatte sie sich verkleidet, außer dem berühmten blinden Flötenspieler Duhan, der sie in einer Gesellschaft, ohne zu wissen, wer sie sey, sogleich als Madame anredete.

Ueber die Franzosen schrieb Kleist damals in einem Briefe sehr gut: „Uebrigens muß man gestehen, daß es vielleicht nirgends Unterhaltung gibt, als unter den Franzosen. Man nenne einem Deutschen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er lieber bleiben, er wird es tausendmal mit seinem Geiste anfassen, drehen und wenden, bis er es von allen Seiten kennt, und Alles, was sich davon sagen läßt, erschöpft hat. Dagegen ist der zweite Gedanke über ein und dasselbe Ding dem Franzosen langweilig. Er springt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunst, gewinnt jedem Ding die interessante Seite ab, spricht mit Ernst von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernsthaften, und wenn man dann eine Viertelstunde zugehört hat, ist es, als ob man in einen Spottkasten gesehen hätte. Man versuche es, seinen Geist zwei Minuten lang an einen heiligen Gegenstand zu fesseln: er wird das Gespräch kurzweg mit einem ab bah! abbrechen.

Digitized by Google

Der Deutsche spricht mit Verstand, der Franzose mit Witz. Das Gespräch des Ersteren ist wie eine Reise zum Nutzen, das Gespräch des Anderen wie ein Spaziergang zum Vergnügen. Der Deutsche geht um das Ding herum, der Franzose fängt den Lichtstrahl auf, den es ihm zuwirft, und geht vorüber. Zwei Reisende, die zu zwei verschiedenen Zeiten nach Paris kommen, sind schon zwei ganz verschiedene Menschenarten. Ein Aprilmonat kann kaum so schnell mit der Witterung wechseln, als die Franzosen mit der Kleidung. Bald ist ein Rock zu eng für Einen, bald ist er groß genug für Zwei, und ein Kleid, das sie heute einen Schlafrock nennen, tragen sie morgen zum Tanze, und umgekehrt. Dabei sitzt ihnen der Hintere bald unter dem Kopfe, bald über den Hacken, bald haben sie kurze Arme, bald keine Hände, die Füße scheinen bald einem Hottentotten, bald einem Sinesen anzugehören, und die Philosophen mögen uns von der Menschengattung erzählen, was sie wollen, in Frankreich gleicht jede Generation weder der, von welcher sie abstammt, noch der, welche ihr folgt."

Heinrich fand in Paris, wie begreiflich, seine Rechnung nicht. In der düstersten Stimmung schrieb er an seine Braut, er wolle ein Bauer werden, sich mit ihr in einem Alpenthale in einer romantischen Hütte niederlassen. Natürlicherweise ließ sie sich auch auf diesen abenteuerlichen Plan nicht ein und von nun an zweifelte er an ihrer Liebe und gab sie auf. Nachdem er seine Schwester heimbegleitet, eilte er allein nach der Schweiz, im Jahr 1801.

Bis heran hatte Heinrich von Kleist noch nicht daran gedacht, als Dichter aufzutreten. Seine Phantasie hatte wilde Schossen getrieben, der Hand des pflegenden Gärtners unbekannt. Erst die Bekanntschaft mit dem jungen Wieland, dem jungen Gesner und Heinrich Zschokke, mit denen er einen Winter in Bern und einen Sommer in Thun zubrachte, führte ihn dahin, auf sein Dichtertalent aufmerksam zu werden und damals schrieb er seine ersten dramatischen Dichtungen „die Familie Schroffenstein" und „der zerbrochene Krug." Der Herausgeber bemerkt: „Also verdankte Kleist diesem Schweizeraufenthalte darin, daß er ihn zum Dichter machte, das höchste Ergebnis seines Lebens, wenn gleich bald darauf sein schon lange gewaltsam angeregtes Gemüth ihn auf das Krankenlager warf. Seine treue Schwester kam in dieser Zeit abermals zu ihm, und begleitete ihn, nach seiner Genesung, im Herbste des Jahres 1802, nach Deutschland zurück. Kleist ging zuerst nach Jena, wo er von Schiller gut empfangen ward, und gleich darauf nach Weimar zu Goethe, der ihm zwar sehr freundlich begegnete, in der Folge jedoch seinen zerbrochenen Krug so unpassend in mehreren Akte getheilt aufführen ließ, daß er jede Wirkung des Stückes, wie sie auf andern Bühnen stattfand, selbst vernichtete. Es mag überhaupt an dieser Stelle nicht unpassend seyn, die verschiedenen öffentlichen Aeußerungen Goethe's über Kleist zusammenzustellen. — Mir erregte Kleist, bei dem seinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, nur Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig bleibt, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein."

Weil Kleist in der Schweiz den jungen Wieland so gut gelannt, nahm ihn auch der alte liebreich auf seinem Gute bei Weimar auf und behielt ihn einige Zeit bei sich. In einem Briefe vom 10. April 1804 äußert sich Wieland über ihn unter Anderm: „Wiewohl mir nichts mehr zuwider und peinlicher ist als ein überspannter Kopf, so konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. So oft dieß, in meinem ganzen Leben, bei einer neuen Bekanntschaft, bir ich machte, der Fall war, entrainirte mich meine natürliche Offenheit und Bonhomie weiter als die Klugheit einem kaltblütigen Menschen erlauben würde. — Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn, wie ein Glockenspiel anzuspielen schien, und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurück blieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderm Gegenstande beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte." Kleist theilte dem alten Wieland etwas von dem Drama mit, was diesen völlig begeisterte, denn er schreibt weiter: „Ich gestehe Ihnen, daß ich erstaunt war, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Sie versichere: Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das seyn, was Kleists Tod Gustlavs des Norwannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sey dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist; und Sie stellen sich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen."

Nach Norddeutschland zurückgekehrt, unternahm Heinrich von Kleist mit seinem Freunde Pfuel eine Fußreise durch die Schweiz nach Mailand, einzig um dort seinen Freund Lohse zu besuchen. Es charakterisirt ihn vollkommen, wenn man erfährt, daß er in Mailand war und den Freund Lohse, wegen dessen er gekommen, vergaß und gar nicht besuchte. Mit Pfuel weiter nach Paris pilgernd kam er dort in solche böse Laune, daß sich Pfuel von ihm trennte. „Ein (philosophischer) Streit über Seyn und Nichtseyn führte die Katastrophe herbei. Kleist rannte im Zeene hinweg, blieb lange aus und fand, als er endlich heimkehrte, ein Billet von Pfuel vor, aus dem hervorging, daß er unterdeß ausgezogen war, und ihn in der Wohnung allein gelassen hatte. In seiner darüber entstandenen Verzweiflung an sich und der Welt, verbrannte Kleist alle seine Papiere, und vernichtete die Tragödie zum drittenmale, welche er mit so besonderer Vorliebe ausgearbeitet hatte. Es ist möglich, daß darunter auch die beiden Dramen: Peter der Einsiedler und Leopold von Oesterreich waren, die er jetzt in Paris, in Shakspearischem Style geschrieben haben soll, und von denen mir Herr von Rühle, aus der Erinnerung, einen Theil des Plans erzählte. Tieck sagt dagegen nur: Kleist habe 1804 in Dresden eine Tragödie über den Fall Leopolds von Oesterreich schreiben wollen, aber nicht geschrieben. Einige Hefte: „Fragmente" mit allerlei Betrachtungen und Gedanken, welche Frau von Müller eine Zeitlang von seiner Hand besaß, sind wohl später verloren gegangen. Also zerstört, verließ der Dichter Paris ohne Paß und begab sich zu Fuße auf den Weg nach Boulogne sur mer. Als er eine Strecke weit gegangen war, begegnete er einem Husaren Conscribirter, und gab sich vergebene Mühe, für einen derselben als gemeiner Soldat einzutreten. Zu seinem Glücke traf er noch kurz vor Boulogne mit einem ihm bekannten Chirurgien-Major zusammen, auf dessen verwunderte Frage, was er da zu thun habe? er ihm erzählte, er laufe ohne Paß herum. Der

Digitized by Google

Franzose schilderte ihm mit Entsetzen, welche Lebensgefahr er unternehme, indem in Boulogne noch unlängst unter ähnlichen Verhältnissen ein preußischer Obelmann als vermeinter russischer Spion erschossen worden sey, und nahm ihn unter seinem Schutze, als seinen Bedienten, mit nach der Stadt. Von hier aus bat Kleist den Gesandten Luchesini sogleich um einen Paß, den er nach vier Tagen, unmittelbar nach Potsdam ausgestellt, erhielt, und sah er sich also genöthigt, nach dem Vaterlande heimzukehren." In Koblenz unterwegs hatte er bei tollen Gedanken, ein Tischler werden zu wollen. Nachdem er in Mainz noch eine schwere Krankheit überstanden, kehrte er nach Preußen heim. In Potsdam empfing ihn Pfuel aufs freundschaftlichste.

Nun ließ er sich endlich bewegen, einen solchen Lebenswandel anzufangen, studirte Cameralia und ging 1805 als Diätar nach Königsberg. Hier fand er seine ehemalige Braut, die sich unterdeß mit einem Andern verheirathet hatte, in glücklicher Ehe wieder. Auch hier hielt er nicht aus. Das Kanzleileben ekelte ihn. In dem Unglücksjahr 1806 nahm er den lebhaftesten Antheil am Vaterlande, ohne jedoch wieder Soldat zu werden. Im folgenden Jahr wurde er auf einem Spaziergang von den Franzosen aufgegriffen, die ihn für Pfuel hielten, und ohne Gnade als Gefangener nach Frankreich geschleppt. Er lebte zu Chalons an der Marne, von wo aus er einen geistvollen und denkwürdigen Brief über die Kunst schrieb. Hier nur Einiges davon: „In einer der hiesigen Kirchen ist ein Gemälde, schlecht gezeichnet zwar, doch von der schönsten Erfindung, die man sich denken kann, und Erfindung ist es überall, was ein Werk der Kunst ausmacht. Denn nicht das, was dem Sinne dargestellt ist, sondern das, was das Gemüth durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk. Es sind ein paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmlischer Freude niederschweben, um eine Seele zu empfangen. Sie liegt, mit Blässe des Todes übergossen, auf den Knieen, der Leib herbend, in den Armen der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das Harte berühren, mit den äußersten Spitzen der rosenrothen Finger nur das liebliche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entstoßen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft dieß auf sie, als ob es in Gestalt unendlicher Seligkeit hinausfähe. Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen. — Nach einem Jahre ungefähr schrieb Kleist von Dresden aus: Unbeschreiblich rührend ist mir Alles, was Sie mir über Penthesilea sagen. Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele. Jetzt bin ich nur neugierig, was Sie zu dem Käthchen von Heilbronn sagen, denn das ist die Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen das eben so mächtig ist durch Hingebung, als jene durch Handeln. Ob es (Penthesilea) bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt werden, als Naturen, wie die Ketzebuesschen und Iffland'schen sind, nachzuahmen. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne Schuld, und sie sollten entweder gar nicht ins Schauspiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Drama, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären."

Im Jahr 1808 kam Kleist aus seiner Gefangenschaft zurück und vermeilte in Dresden, wo sich damals auch seine Freunde Pfuel und Rühle von Lilienstern aufhielten. Hier wurde er besonders im Hause Adam Müllers heimisch und half mit an der Zeitschrift Phöbus. „Unterdessen hatte Kleist die Penthesilea gedichtet, vollendete er den Kohlhaas, sowie die Mehrzahl seiner Erzählungen, arbeitete den zerbrochenen Krug und Amphitryo um und schrieb das Käthchen von Heilbronn. Auch lebte zu gleicher Zeit Robert Guiskard wieder auf, und theilte der Phöbus von ihm und den meisten übrigen Werken Proben mit. Beweis genug, wie Ernst es damals Kleist war, sich emporzubringen und zu retten! Er lernte in den Körnerschen Hause ein reiches und liebenswürdiges junges Mädchen kennen, mit dem ihn bald eine gegenseitige Neigung verband. Es schien ihrer Verbindung eine Weile nichts im Wege zu stehen, und beiden ungeachtet gerschtig sie sich an dem bloßen Verlangen Kleists, daß ihm die Geliebte ohne des alten Körners, ihres Vormunds oder Oheims Vorwissen, schriebe. Sie schlug es ab, er wiederholte seine Bitte nach drei Tagen, in denen er sie nicht besuchte, darauf nach zehen zu vielen Wochen und Monaten und löste zuletzt das Verhältniß auf diese Weise völlig. Nach dem Bruche begann er das Käthchen von Heilbronn zu dichten, und ward dazu gewissermaßen von dem schmerzlichen Bedürfnisse angetrieben, seiner ungetreuen Geliebten beispielsweise an seiner Heldin zu zeigen, wie man lieben müsse. Die Annahme, daß eine andere Dame seine Verbindung zumeist aus Abneigung gegen ihn gestört habe, vermochte ihn zugleich, ihren Charakter so sehr ins Schwarze und Häßliche auszumalen, daß daraus die Uebertreibung seiner Kunigunde entstand. Aus Niedergeschlagenheit über die Störung dieses Verhältnisses, und weil es sich zugleich entschied, daß der Phöbus keinen Fortbestand haben werde, versuchte Kleist schon hier, sich das Leben zu nehmen und fand ihn sein Freund Rühle einen Herbsttages, von einer starken Dosis Opium, die er zu sich genommen hatte, der Besinnung beraubt, auf dem Bette liegen." — Andererseits brach eine Art Wahnsinn bei ihm aus. Er wollte einmal Adam Müller von der Elbbrücke hinabstürzen.

Einigermaßen eis ihn der Patriotismus aus diesen Geistesverirrungen wieder heraus. Er schrieb den „Hermann" und die „Germania." Auch schient Ludwig Tieck günstig auf ihn eingewirkt zu haben. Wie ersahren bei dieser Gelegenheit, daß Heinrich von Kleist sein liebliches Gedicht, das Käthchen von Heilbronn, vor dem Druck vielfach mit Tieck besprochen habe. „Nachdem Kleist das Käthchen von Heilbronn geschrieben, und Tieck mitgetheilt hatte, sprachen und stritten sie manuigfach darüber und sagte Tieck ihm unter andern eine Meinung über eine merkwürdige Scene, die das ganze Stück gewissermaßen in das Gebiet des Mährchens oder Zaubere hinüberspiele. Kleist mißverstand diese Aeußerung als Tadel, vernichtete die Scene, ohne daß Tieck eine Ahnung davon hatte, und als dieser sie in der Folge im Druck vermißte, konnte er nicht aufhören, darüber sein Bedauern auszusprechen, weil sie die karikirte Häßlichkeit Kunigundens weit besser motivirt und sie in ein besseres Licht gerückt habe. Dieser Scene gemäß wandelte Käthchen im vierten Akt auf dem Felsen und erschien ihr unten im Wasser eine Nixe, die sie mit Gesang und Rede lockte. Käthchen wollte sich herabstürzen, und wurde nur durch eine Begleiterin gerettet. Vorher belauschte sie Kunigundens badende Häßlichkeit und war außer sich vor Angst, wie sie den Ritter vor dem Ungeheuer errette."

Von Dresden ging Kleist nach Prag, dann nach Berlin, wohin auch Adam Müller sich gewandt hatte. Hier kam Kleist vollends zur Verzweiflung. „Es ist mir interessant, daß Herr von Varnhagen meine eigene Vermuthung, der so höchst sophistische Adam Müller habe nur unzüchtig, besonders in der letzten Zeit, auf Kleist einwirken können, in einem Briefe an mich bestimmt theilt, und ausspricht, daß gerade der Umgang mit Müller ihn von dem Kreise abgehalten habe, der ihn hätte retten können, nämlich von dem Staatskanzler, mit dem sich Müller in Feindschaft gestellt hatte, — indem er Kleist dem Kreise zuführte, in

Digitized by Google

welchem er zu Grunde ging. Es ist Herrn von Varnhagen auch keinem Zweifel unterworfen, daß die äußere Noth und Hoffnungslosigkeit, in der sich Kleist befand, ihn am stärksten zum Selbstmord getrieben, und daß er doch ohne die Gefährtin seines Todes, — zu der ihn Müller geführt, — denselben nimmermehr vollbracht hätte. Eine andere Unannehmlichkeit hatte Kleist um diese Zeit mit Iffland, dem er als Direktor des Berliner Theaters das Manuscript seines Käthchens zur Aufführung geschickt. Iffland verzögerte seine Antwort und seinen Entschluß wegen der Anfrage und es wurde Kleist hinterbracht, daß er sich sehr geringschätzend über das Schauspiel ausgesprochen habe."

Die Dame, welche Kleist bei Adam Müller kennen lernte und die seinen Tod veranlaßte, war verheirathet. Nach der einen Meinung soll sie an einer unheilbaren Krankheit gelitten und nur deßhalb Kleist um den Tod gebeten haben, ohne daß ein zärtlicheres Verhältniß zwischen ihnen stattfand. Andere haben diese angebliche Krankheit wieder in Zweifel gezogen. Genug, sie fuhr mit ihm im November 1811 heimlich aus Berlin und eine Meile von Potsdam erschoß er sie, wie sie von ihm verlangt hatte, und dann sich selbst.

Leider sind uns nur sehr wenige Briefe dieses geistvollen Mannes erhalten. In denen an seine Braut mischt sich in die innigste Hingebung immer zugleich ein unerträglicher Terrorismus. Er fordert nämlich eine Liebe, die er nicht für echt erkennen will, wenn sie nicht zugleich Gleichgültigkeit oder gar Haß gegen alles das ist, was sich nicht auf ihn bezieht. Man kann den Egoismus kaum weiter treiben. Dieses Verhältniß geliebt zu werden, welches wir fast mehr weiblich als männlich nennen möchten, war die eigentliche Krankheit seines Herzens. Auch wo er wirklich geliebt wurde, genügte es ihm nicht. Er wollte auf seine Weise geliebt seyn. Er ließ der ihn Liebenden nicht die geringste Freiheit. Sie sollte und mußte seyn, wie er sie in seinem Käthchen von Heilbronn idealisirt hatte.

Eine dankenswerthe Beigabe ist das Bildniß Heinrich von Kleists, freilich aus seiner ersten Jünglingsperiode. Man sieht diesen heitern und unbefangenen, fast kindlichen Zügen noch keinerlei Zerrissenheit des Gemüthes an.

Die poetischen Werke Heinrich von Kleists sind nicht nur in hohem Grade genial und den würdigsten Werken unserer Literatur beizuzählen, sondern sie sind auch gemessen, würdig, klar und verrathen nur in seltenen kleinen Zügen die Exaltation, welche den unglücklichen Dichter im Leben begleitete. Der Dichter war viel besonnener als der Privatmann. Wir haben daher sehr zu bedauern, daß so vieles, was Kleist gedichtet, unwiederbringlich verloren ist, weil er es in Stunden des Unmuths verbrannte. Dem fleißigen Sammler seiner Reliquien aber, Herrn Eduard von Bülow, zollen wir für seine Mühe den aufrichtigsten Dank.

Romane.

1) Jetzt und Einst. Von Samuel Warren, Verfasser der Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. (Warrens Werke, 6ter Band.) Aus dem Englischen von Dr. Karl Kolb. Stuttgart, S. G. Liesching, 1848.

Eine rührende Geschichte. Adam Ayliffe, ein alter verarmter Freisasse, wohnt mit seinem einzigen Sohne in seiner kleinen alten Hütte. Der Sohn ist verheirathet, aber sein einziges Kind, ein kleiner Knabe, ist durch einen Fall verkrüppelt. In frommer Demuth trägt die Familie ihr Unglück, bis das Maaß desselben durch die Lücke der Menschen voll wird. Ein reicher Lord in der Nähe wünscht Ayliffes Hütte zu kaufen, um seine Anlagen zu vergrößern, und weil sie ihm im Wege liegt. Die unverschämte Art, mit der sein Verwalter bei Ayliffe die Sache einleitet, indem er dem Alten sagt, er werde doch bald in ein größeres Haus (das Armenhaus) kommen, reizt den Zorn des Sohnes, der den Verwalter zur Thür hinaus wirft. Dieser sinnt nun auf Rache und spielt einmal dem jungen Ayliffe einen todten Hasen in die Hand, worauf er ihn als Wilddieb anklagt. Der wackere Pfarrer des Orts, Mr. Hylton, bezahlt für ihn die Buße. Bald darauf aber wird der Sohn des Lords im Walde erschlagen und der junge Ayliffe als angeblicher Mörder verhaftet und von der Jury schuldig erkannt. Mr. Hylton kennt den jungen Ayliffe von Kindheit an und ist von seiner Unschuld überzeugt; er gibt sich daher alle erdenkliche Mühe, entlastende Indizien aufzutreiben und es gelingt ihm, durch einen Besuch beim Oberrichter wenigstens einen Aufschub der Hinrichtung zu erwirken. Aber er kann die Beweise nicht liefern. Ein Offizier, der am Mittag vor dem Morde an der Tafel des Lords speiste, hat daselbst etwas, die Sache näher Erklärendes vernommen; das Gesetz der Ehre verbietet ihm aber, es zu sagen, wenn der Lord, an dessen Tisch er es gehört, ihm nicht zuvor die Erlaubniß dazu gibt. Dieser aber verweigert sie und so kann der arme Pfarrer den Beweis nicht liefern. Diese Scenen sind vom Dichter, freilich etwas lang, aber äußerst Charakteristisch ausgeführt und spannen den Leser ungemein auf den Ausgang. Ein Brief, worin von zwei Flüchtigen die Rede ist, die an dem Abend des Mordes in einer andern Richtung gesehen worden, hilft dem Pfarrer einigermaßen. Die völlige Unschuld Ayliffes wird zwar nicht erwiesen, doch der König begnadigt ihn zur Deportation. Erst zwanzig Jahre nachher erklärt der wahre Mörder, als er eines andern Verbrechens wegen hingerichtet werden soll, er habe auch den Sohn des Lords ermordet. Nun erst kehrt Ayliffe gerechtfertigt zurück. Der alte Lord versöhnt sich mit der Familie auf eine sehr rührende Weise und bedenkt sie reichlich in seinem Vermächtniß. Aus dem krüppelhaften Enkel Ayliffes wird ein ausgezeichneter Gelehrter und der vertraute Freund des Lordenkels. Endlich lebt der treffliche Hylton noch lange genug, um sich seines schönen Werkes zu freuen. Er ist, wie man sieht, der eigentliche Held des Romans, und sein Charakter ist meisterhaft entwickelt. Wie man durch Gottvertrauen und durch eine feste Männlichkeit jedes Unglücks Herr werde, ist der schöne Sinn des Ganzen.

2) Reimar Widdrik und Dithmarschen im Jahr 1500. Historischer Roman von Henriette von Bissing. Drei Theile. Hannover, Klud, 1848.

Durch den neuen Kampf des deutschen Peluzips gegen das Dänenthum sind die denkwürdigen ältern Kämpfe in Erinnerung gebracht worden. Einer der glänzendsten war der große Sieg der Dithmarschen über König Johann und die berüchtigte schwarze Garde, Heidenfressen, die uns hier in romantischem Gewande und mit gehöriger Zuthat von Liebe vorübergeführt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 92. Donnerstag den 28. December 1848.

Geschichte.

Geschichte der Republik Venedig von Léon Galibert. Deutsch bearbeitet von Eduard Höpfner. Zwei Theile. Leipzig, Gustav Mayer, 1848.

Das theure und bänderreiche Werk von Daru ist noch nicht überseyt und dem großern deutschen Lesepublikum wenig bekannt geworden. Es ist daher erfreulich, daß wir nunmehr durch Galibert ein minder umfangreiches, doch meisterhaft ausgearbeitetes Geschichtswerk über Venedig erhalten haben, dem schnell die Uebertragung ins Deutsche gefolgt ist. Das Hauptverdienst Galiberts besteht in dem großartigen Ueberblick, den er uns nicht nur über die Geschichte, sondern auch über die Kulturzustände und das höchst eigenthümliche Leben in Venedig gewährt. Alle Weitschweifigkeit vermeidend, hält er überall nur das Wesentliche und Charakteristische fest.

Venedig war von der Natur zu einem eigenthümlichen Bildungsgange privilegirt, wie es die Niederlassungen der Menschen in Lagunen oder Anschwemmungen der Flußmündungen zu seyn pflegen. In schwer zugänglichem Meeressumpf die Unabhängigkeit bewahrend, werden solche Menschen durch den beständigen Kampf mit dem Element kühn und geschickt; das erhebt sie über ihre Nachbarn. So wurde Venedig groß, wie nach ihm die Republik Holland. In jenen Lagunen von Venedig erhielten sich die Ueberreste der altvenetischen und römischen Bevölkerung ihre Unabhängigkeit von den deutschen Stämmen, die seit der Völkerwanderung in Italien herrschten, von den Herulern, Gothen, Longobarden und Franken. Doch gelangten sie zu keiner politischen Bedeutung und ihr Aufsehen unter den Nachbarn blieb gering, bis erst in der Zeit der Kreuzzüge das venetianische Genie erwachte und den Namen Venedig mit unauslöschlichen Zügen in die Geschichte Europas und Asiens einschrieb. Die Kreuzfahrer brauchten Schiffe, um den Seeweg einschlagen zu können. Venedig übernahm nun die große Fracht ins h. Land. Dazu öffneten die Schwerter der Kreuzfahrer dem Handel neue Wege und eroberten Provinzen an der asiatischen Küste, die nach und nach den Venetianern in die Hände fielen. „Als gegen den Ausgang des 11ten Jahrhunderts das Abendland sich in Masse auf das Morgenland stürzt, mahnt Venedig ein mächtiger Instinkt, daß es auf diese Bahn sich werfen müsse und daß es dort Größe und Glück finden werde. Und so sehen wir denn die ruhmreiche Fahne des heil. Markus an der Spitze aller Kreuzzüge wehen. Während die Könige der Christenheit in diesen gefahrvollen Unternehmungen sich zu Grunde richten oder nichts als eitle Ruhmestitel davontragen, weiß Venedig sie mit Geschick zur Vermehrung seines Reichthums und zur Erweiterung seiner Macht sich dienstbar zu machen.“ Venedig wurde der Universalerbe der Kreuzfahrer. Alle von diesen eroberten Provinzen gingen wieder verloren, oder wurden, wie Morea, Candia, Cypern, Eigenthum des h. Markus.

Von da an bis zum Aufschwung der spanischen und portugiesischen Marine war Venedig die erste Seemacht in Europa und gewann vom Meere her auch für seine Landmacht solche Kräfte, daß es ringsum erobernd auftreten und einen nicht unbedeutenden Staat bilden konnte, um dessen Beistand sich Kaiser und Könige bewarben. Aber als der Seeweg um das Kap herum und als Amerika entdeckt wurde, verlor Venedig sein Monopol des orientalischen Handels und somit war auch der Grund seiner Macht und Größe untergraben. Den da an gehrte es nur noch am alten Kapital und gerieth langsam, aber unrettbar in Verfall.

Das ist, auf den kürzesten Ausdruck gebracht, der Inhalt der Geschichte Venedigs. Aber das Interessanteste an dieser Geschichte ist die innere Entwicklung der Republik und die originelle Eigenthümlichkeit des venetianischen Lebens. Der Schilderung desselben widmet Galibert eben so viel Raum, wie der eigentlichen Geschichte, und das mit Recht.

Im Kampfe mit den Nachbarn, insbesondere den tapfern Deutschen, die Italien eingenommen hatten, mußten die Venetianer sich der Leitung kühner und geschickter Führer unterwerfen. Diese duces (Degen) versuchten anfangs, eine möglichst unumschränkte und erbliche Würde zu erlangen; allein der Freiheitsgeist des kleinen Volks duldete es nicht. Man traf solche Vorkehrungen, daß der Doge vom Rathe der Republik hinreichend abhängig blieb, und wenn später noch einzelne Dogen Usurpationsversuche machten (wie Marino Faliери) sching es ihnen zum Unheil aus. Mit dieser Politik hing auch der sonderbare Gebrauch zusammen, das Heer faß nie einem Venetianer, sondern einem Ausländer anzuvertrauen, der wegen der natürlichen Eifersucht der Einheimischen einen Usurpationsversuch nicht wohl machen konnte und den man gewöhnlich, wenn er ausgedient hatte, mit Undank belohnte. Allein wie energisch und scharfsinnig auch die Republik verfuhr, das Aufkommen einer monarchischen Gewalt unmöglich zu machen, so war doch dadurch die demokratische Freiheit keineswegs gewährleistet, vielmehr richtete sich die Staatskunst Venedigs eben so entschieden gegen das demokratische, wie gegen das monarchische Prinzip.

Es blieb also nichts übrig, als die Aristokratie und nie in der Welt hat es eine aristokratische Regierung von solcher innern Vollendung und von so langer Dauer gegeben, wie die venetianische. Sie war ein Muster in ihrer Art im Guten wie im Bösen. Der Grund aber, warum Venedig gerade eine aristokratische Verfassung erhielt und keine andere, scheint in seiner maritimen Tendenz und im Vorherrschen reicher und unternehmender Kaufleute zu liegen. Die alten phönikischen

Digitized by Google

Staaten, wie die Hansestädte zeigten etwas Aehnliches. „Um der Macht des Dogen einen Zügel anzulegen, hatte man sie vernichtet, indem man diesen höchsten Beamten der Ueberwachung der Aristokratie unterwarf, einer Klasse, die schon durch ihren Reichthum, ihre Gewandtheit und das Alter ihres Ursprungs so einflußreich war. Einer solchen Aristokratie war, um die gesammte Staatsgewalt an sich zu reißen, nichts nöthig als einmüthiges Handeln. Zum Unglück sollte dieser Einklang stattfinden und sich bald in eine ununterbrochene und klug organisirte Verschwörung verwandeln. Während Venedigs Ehre die republikanischen Formen, die nationale Unabhängigkeit und den Haß gegen die Monarchie sorgfältig beibehielten, verwehrten sie fort und fort ihre Macht, ohne Aergwohn zu erwecken.“ Die Vergleichung der venetianischen Regierung mit einer tausendjährigen ununterbrochenen Verschwörung ist zwar überraschend, aber auch zutreffend; denn in der That behielt diese Regierung stets das Heimliche einer Verschwörung bei. Eben so glücklich bezeichnet Galibert die Maske, die den Venetianern im gemeinen Leben allmählich unentbehrlich wurde und zu den Kleidungsstücken gehörte, zugleich als das Sinnbild der Republik.

Wir wollen hier übergehen, mit welcher außerordentlichen Kingheit und Routine die aristokratischen Körper des großen Rathes und Senate gegen einander gravitirten, um einander wechselseitig zu schützen und zu tragen. Wir heben nur das berüchtigte Institut der geheimen Staatsinquisition hervor. Es gab drei von der Aristokratie bestellte, aber unbekannte Inquisitoren. „Dieser unsichtbaren Behörde waren alle Stände ohne Unterschied des Geschlechts, die Ausländer so gut wie die venetianischen Unterthanen unterworfen; ihre Befugnisse waren so unbestimmt gehalten, so allgemein, so willkürlich, daß es kein Wort, keine Handlung gab, die nicht nach ihrer Laune in ein Staatsverbrechen verwandelt werden konnten; ihre Strafbestimmungen, eben so unbestimmt wie die Vergehen, waren in der Regel von maßloser Strenge: der Tod oder die Bleidächer und die Brunnengefängnisse. Wohl wußte man, daß diese Behörde existirte, aber man kannte nicht den Ort, wo sie ihren Sitz hatte, weil sie ihre Gerichtsbarkeit überall ausüben konnte. Man las ihre Urtheil: sie trugen die Unterschrift eines bloßen Sekretärs. Man sah Hinrichtungen: ein geheimnißvolles Gericht hatte sie befohlen. In jedem Augenblicke, im engsten Privatverkehre, in den Ergüssen der Freundschaft, mitten im Rausche der Vergnügungen sah man sich der Gefahr ausgesetzt, von einem dieser furchtbaren Männer umgeben zu seyn, die nie ihren Charakter als Richter verleugneten. Die Verhaftnahme war willkürlich, die Haftzeit unbeschränkt, die Denunciation unbekannt, das Verfahren war geheimnißvoll, selbst die Freilassung hatte etwas Drohendes und Wildes. „Was willst du hier? Geh von hinnen!“ Das war die barsche Formel, mittelst welcher der Kerkermeister dem Gefangenen verkündete, daß die Richter ihn nicht als schuldig befunden. Die Inquisitoren waren keiner Regel unterworfen außer der Einstimmigkeit in ihren Urtheln. Uebrigens war der Ort ihrer Sitzungen, die Erforschungsmittel, die Würdigung der Beweise, die Texture zur Entreißung von Geständnissen, der Wahl der Strafen — Alles war dem Gewissen der Richter überlassen. Vom letzten Gliede des Staats bis zu dem Haupte, das die herzogliche Krone trug, war Alles nicht nur dem Despotismus dieses Tribunals, sondern auch seiner unaufhörlichen Ueberwachung und seinen allgeeit furchtbaren Verweisen unterworfen. Das einzige Vorrecht des Dogen bestand darin, nicht vor den Dreiherren erscheinen zu müssen, sondern ihre Verweise in seiner Wohnung zu empfangen und hier den Verhaft auszustehen, den sie manchmal über ihn verhingen. — Ihre Befehle überwogen alle Dienstanweisungen, die ein Beamter von seinen natürlichen Vorgesetzten erhalten haben konnte, überwogen sogar seine Pflichten. Wenn z. B. die Inquisitoren einem Gesandten der Republik den Befehl ertheilten, mit ihnen in Briefwechsel zu treten, so unterhält der Gesandte von diesem Augenblicke an einen doppelten Briefwechsel, einen mit der Regierung, der er nicht Alles mittheilte, einen andern mit der Staatsinquisition, in welcher die kleinsten Einzelheiten enthalten waren.“ Daher sind bekanntlich die geheimen Berichte der venetianischen Gesandten, die man erst in neuerer Zeit zu benutzen angefangen hat, höchst wichtige Geschichtsquellen. Zur Zeit ihrer Blüthe hatte die Republik Venedig ihre Gesandten an allen großen Höfen und alle berichteten aufs genauste.

Nächst den päpstlichen Diplomaten waren die venetianischen die gewandtesten in Europa. Die venetianische Polizei aber übertraf sehr andere in der Welt. Durch die Staatsinquisition war ein Netz geheimer Spionage über die ganze Republik ausgebreitet, dem nicht die unschuldigste Fliege entgehen konnte. In dieser Beziehung war Venedig schon ein moderner Polizeistaat, als ringsumher alles noch barbarische Freiheit genoß. — Besonders charakteristisch war an dieser Modernität des Staates Venedig auch sein Konflikt mit der Hierarchie. Venedig machte fast immer Opposition gegen Rom und Rom wagte selten, diesen Trotz zu bestrafen und bemühte sich vielmehr, den Stolz der Venetianer zu beschwichtigen und sich mit dem Schein der Anerkennung zu begnügen, wo das Wesen fehlte. „Die Regierung Venedigs wußte ihrer Geistlichkeit passiven Gehorsam aufzuerlegen; sie hatte sie frühzeitig gelehrt, sich dem Einflusse Roms zu entziehen und keine andere Autorität anzuerkennen als die des Raths der Zehn und der Inquisition; auf der Kanzel und in Privatreden durfte der Redner sich nur mit der Kirchenlehre und dem Glauben beschäftigen, mußte Alles, was die Gemüther aufregen konnte, fern halten und vor allen Dingen von der leisesten Anspielung auf die Handlungen der Regierung abstehen; fügte sich die Geistlichkeit in diese Vorschriften, dann konnte sie versichert seyn, in Frieden, geehrt und geachtet zu leben; denn zu ihrem unsittlichen Lebenswandel drückte man die Augen zu und ließ sie gern ihren sittenverderbenden Einfluß üben und sich den gemeinsten Ränken hingeben. Um eine solche Ontheiligung kümmerte sich die Regierung wenig, und wenn der Priester, der auf solche Weise seine hehre Würde besudelte, sein wüstes Privatleben durch seine Denunciationen, durch die Enthüllung einiger in seinen sündigen Verbindungen abgelockter Geheimnisse loskaufte, so war er der Unterstützung und des Schutzes einer Regierung gewiß, welche die Prostitution als ein Staatsmittel zugelassen hatte. Unter solchen Einflüssen versank die Geistlichkeit in Unwissenheit, und all ihr Trachten ging nur auf Erlangung reicher Pfründen und Erschleichung von Testamenten und Schenkungen, um ihren Ausschweifungen und Leidenschaften um so zügelloser fröhnen zu können. Statt eine Sittenverderbnis zu seyn, war die venetianische Geistlichkeit im Gegentheil eine der thätigsten Förderinnen der Sittenverderbnis und trug so zur Beschleunigung des Untergangs der Republik mächtig bei.“ Man darf in dieser Beziehung nur vergleichen, was Casanova von den Geistlichen und Nonnen Venedigs erzählte. So ist gewiß merkwürdig, daß die Geschichte Venedigs auch nicht einen großartigen Reformator oder pfründen Prophezeiten kennt, keinen Savonarola, keinen Arnoldo da Brescia. Der Geist war dort ganz im Fleisch unterzugangen.

Aus dem Verherrschen der Sinnlichkeit im gemeinen Leben erklärt sich überhaupt die Möglichkeit einer solchen aristokratischen Republik. Die römischen Kaiser gewährten dem Volk panem et circenses, das war auch die Staatsmaxime der venetianischen Nobili. Durch den Handel und die Kolonien strömten große Reichthümer nach Venedig. In diesen schwelgten nicht nur die Reichen, sondern sie ließen auch das gesammte Volk daran

Digitized by Google

Theil nehmen, indem Feste und Schauspiele und Sinnengenüsse aller Art aufs verschwenderischste begünstigt wurden. Mehr verlangte das gemeine Volk nicht. Von diesen Volksvergnügungen und Festen, von den Maskenspielen ꝛc. gibt der Verfasser ausführliche und anmuthige Beschreibungen. Stehende Figuren sind dabei die privilegirten Courtisanen, die Bravi (gedungene Meuchelmörder), der verliebten Abbates als Cicisbei und die geduldigen Hörnerträger.

Die Sinnlichkeit Venedigs trat auch charakteristisch in seiner großen Malerschule, vor allen in Tizian hervor. Der Kunst widmet Galibert, wie billig, ein ausführliches Kapitel. Eben so der Literatur. Venedig hat das unsterbliche Verdienst aus seinen griechischen Kolonien die kostbarsten Handschriften der Klassiker gerettet und durch Abschriften vervielfältigt zu haben. Die Unfreiheit der Presse gestattete zwar dem Geist der Venetianer keine große literarische Entfaltung, doch hat sich nach Erfindung des Druckes Venedig durch typographische Leistungen ausgezeichnet. Wer kennt nicht den trefflichen Meister Aldus und seine Ausgaben? Endlich ist auch Venedig die Heimath der Zeitungen. „Man darf nicht vergessen, daß die Venetianer es sind, denen man die ersten Tagblätter (gegen den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts) verdankt. Da die Angelegenheiten Italiens, die Kriege mit den Türken die ganze Christenheit interessirten, und Venedig der Punkt, wohin die Nachrichten aus dem Oriente gelangten, und oft auch der Schauplatz der Unterhandlungen war, so kam einer der Drucker dieser Stadt auf den Einfall, die öffentliche Neugierde in Kontribution zu setzen, indem er gedruckte Blätter austheilte, die mit einer gazzetta, einer damals conursenden kleinen Münze, bezahlt wurden und daher ihren Namen erhielten; wiewohl einige Wortforscher behauptet haben, das Wort gazzetta rühre von der Figur einer Elster (im Italienischen gazza) her, die auf dem Titelblatte dieser Drucke angebracht war." Ueber den neuesten Zustand der Druckerei in Venedig bemerkt Galibert: „Obwohl heut zu Tage die meisten venetianischen Pressen nur mit dem Drucke von Gebetbüchern, von Uebersetzungen der Klassiker und von Werken der Tagesliteratur beschäftigt sind, so verdient doch die Druckerei der Mechitaristen, armenischer Mönche auf der kleinen Insel San Lazaro, hervorgehoben zu werden, welche die geschätztesten und nützlichsten Bücher in der armenischen Sprache herausgibt. Diesen thätigen Vätern verdankt man eine schöne Ausgabe der Chronik des Eusebius, und in diesem Augenblicke veröffentlichen sie eine vollständige Sammlung der Schriftsteller ihrer Nation seit dem vierten Jahrhunderte, eine Ausgabe, die mit kritischen Noten und Abhandlungen vom höchsten Interesse bereichert ist."

Am Schlusse des Werkes spricht sich Galibert, wie uns scheint, etwas gar zu summarisch und ungerecht über die Vernachlässigung Venedigs unter österreichischer Herrschaft aus. Er hätte mehr erwägen sollen, daß Venedig schon vorher in tiefen Verfall gerathen war und daß es auch beim besten Willen unmöglich wäre, Venedig zu seinem frühern Glanze zu erheben, weil seit mehr als drei Jahrhunderten der Handel eine andere Richtung genommen hat und andere Seestaaten aufgekommen sind. Galibert sagt: „Daß der österreichische Einfluß nur ein ungünstiger seyn konnte, läßt sich bei einer so engherzigen, selbstsüchtigen und quälerischen Regierung leicht begreifen. Wenn sich dieser Einfluß auf Mailand weniger bemerkbar gemacht hat, so liegt dieß daran, daß Mailand Hauptstadt des Königreichs und Residenz ward, in welcher Begünstigung es Elemente des Reichthums und Wohlstands fand und sein Handel und seine Industrie sich hoben. Aber Venedig muß man sehen, wenn man das tief erschütternde Schauspiel des Verfalls und Untergangs beobachten will; die Verödung seiner Paläste, die Wehmüthigkeit seiner Straßen, die Melancholie seiner Kanäle, in denen das Ruder des Gondelführers den aufgehäuften Schlamm aufrührt — sie predigen laut ein tiefes Elend. „Es ist zum Weinen!" spricht der Gondelführer; denn das Volk ist es vor Allen, das von diesem Verfalle am Schmerzlichsten betroffen wird und noch immer mit starker Liebe an dem Löwen des h. Markus hängt, obwohl er besiegt ist. Der Handel und die hohen Staatsämter, welche die Quelle des venetianischen Glanzes waren, sind verschwunden, die meisten patrizischen Paläste stehen vereinsamt da, und was vom Adel noch übrig ist, lebt zerstreut umher oder an den Ufern der Brenta. Wenn Venedigs Handel, wie wir gesehen, in dem Augenblicke, wo die Republik von der politischen Karte Europas gestrichen ward, schon tief gesunken war, so sah seitdem Venedig, der jonischen Inseln beraubt, der Strenge des Prohibitivsystems unterworfen, gänzlich von Triest verdrängt, das unter Oesterreichs Einflusse der erste Hafen des adriatischen Meeres geworden, seinen Handel noch weit tiefer fallen, dergestalt, daß er sich fast nur noch auf die Bedürfnisse der örtlichen Konsumtion beschränkte. Ein solcher Zustand der Dinge mußte nothwendig viele Klagen erzeugen und immer erneuerte Vorstellungen zur Folge haben, die denn endlich das österreichische Gouvernement zu billigern Gesinnungen stimmten und ein Dekret des Kaisers vom 20. Febr. 1829 veranlaßten, das Venedig die Hafenfreiheit bewilligte. Hat aber diese so wichtige und so lebhaft erbetene Concession die davon erwarteten Früchte getragen? Keineswegs! Einestheils machten die allzu zahlreichen Beschränkungen und Formalitäten die Maßregel unvollständig, anderntheils hat die Macht der Gewohnheit Triest den entschiedenen Vorrang vor Venedig gelassen."

Galibert verfolgt die Geschichte Venedigs bis auf die neuesten Tage und fragt, was aus der Stadt werden solle, die jetzt noch Radetzki's Waffen widerstehe, während Mailand längst wieder unterworfen ist? „Wie die Ansprüche Oesterreichs nun lauten werden, ob es, kühn gemacht durch sein glänzendes Kriegsglück, seine italienischen Provinzen ungeschmälert von Neuem unter seinem Scepter vereinigen, oder, durch die drohende bewaffnete Intervention Frankreichs gezwungen, auf das Ganze oder einen Theil desselben Verzicht leisten wird, kann zwar erst die nahe Zukunft lehren; allein dafür spricht schon jetzt die größte Wahrscheinlichkeit, daß Oesterreich, wenn auch, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, vielleicht der Lombardei, doch unter keinen Umständen dem venetianischen Lande entsagen wird, das ihm von so hoher Wichtigkeit ist theils als Vormauer seiner Erbstaaten gegen Frankreich, theils als reiche und nicht zu missende Quelle seines Fiskus und dessen Hauptstadt so nicht ohne die äußerste Gefahr für den großartigen, auf Kosten Venedigs erwachsenen Handelsverkehr seines ersten und bedeutendsten Hafens Triest fremden Händen überlassen darf." Das ist die reine Wahrheit.

Reisen.

Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland von G. Poulett Cameron, Esqr. Frei nach dem Englischen von Gerstäcker. Zwei Bände. Zweite Ausgabe. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Ein englischer Offizier schildert hier seine Reise durch den Kaukasus und zurück über Moskau und Petersburg. Da

Digitized by Google

er sich einige Zeit in den berühmten Ländern des Kaukasus aufhielt und viel mit russischen Offizieren verkehrte, hatte er Gelegenheit, viel über den Kriegsschauplatz und die Kriegführung zu erfahren. Er reiste über Crimon nach Tiflis, dann in die Kaukasusländer. Wir übergehen, was ihm unterwegs begegnete, obgleich er es sogar an eingeflochtenen poetischen Erzählungen nicht fehlen läßt, und machen nur auf Einiges aufmerksam, was von größerem politischen Interesse ist.

Indem er den langjährigen Kampf der Russen mit den Gebirgsvölkern des Kaukasus mit Einem Blick verfolgt, bemerkt er: „Als der Krieg begann, hatte Rußland, durch die früheren Siege in der Türkei übermüthig gemacht, geglaubt, daß wenig von einer Horde wilder Bergbewohner zu fürchten sey, und daß daher den Tschernamoreck-Kosaken (vom schwarzen Meere) mit den Linienkosaken von der andern Seite, und verschiedenen Pulks der Donischen, auch einer kleinen Abtheilung Infanterie, ihre Unterjochung ein Leichtes seyn würde. Das war von der kaiserlichen Regierung ein böser Irrthum gewesen, und verrieth, während es den Krieg in den Ebenen verlängerte, den Gebirgsbewohnern nicht allein ihre eigene Stärke, sondern erfüllte sie auch mit Verachtung und Geringschätzung gegen ihre Gegner, da sie ihnen in Kriegführung, Waffen wie Pferden so weit überlegen waren. Die Tschernamoreskier wurden daher auf solche entsetzliche Art zusammengehauen und über den Haufen geritten, daß die Lichtung ihrer Reihen nur das Vorspiel zu ihrer gänzlichen Ausrottung schien. — Nach wiederholten und entschiedenen Niederlagen sahen sich denn die eindringenden Mächte genöthigt, einen andern Kriegsplan anzunehmen, und schwere Massen Infanterie mit einer gewaltigen Anzahl von Geschützstücken wurden dem Kriegsschauplatze zugeführt. Dann freilich wandte sich das Glück der Schlachten auf eine entsetzliche Weise von den Gebirgskriegern, denn da diese, durch ihre frühern Erfolge über die Tschernamoreskier kühn gemacht, und wenig Ahnung von der Furchtbarkeit ihrer jetzigen Gegner habend, nach Art der frühern türkischen Spahis hinanstürmten, brach sich ihre Masse an den russischen Quarrés und Geschützstücken, und wenn sie auch manchmal mit einer Gewalt, die die Berechnung jeder modernen Kriegskunst zu Schanden machte, diese vernichten und zusammen ritten, so mußten sie doch solch theuer erkauften Ruhm schrecklich büßen. Tausende der muskowitischen Soldaten fielen, was half ihnen aber das? es war ein Hauch aus der furchtbaren Macht ihrer Feinde — andere Tausende erstanden, während die, welche auf der circassischen Seite fielen, Opfer ihres eigenen tollkühnen Heldenmuthes, ihrem Volke nie wieder ersetzt werden konnten. Die Folgen waren vorauszusehen, zuerst fielen die Kabarden, später die Provinzen des Kuban und der Labafüße in die Hände der Feinde, und mußten, nach langem blutigem und verzweifeltem Widerstande, Geißeln geben, daß sie sich fortan in dem Krieg mit den Bergvölkern, ihren eigenen Landsleuten, neutral halten wollten. Die Einwohner der Bergdistrikte aber, durch Erfahrung gewitzigt, veränderten ebenfalls ihre früh ere Kriegsführung; die Lektion die ihre Landsleute vernichtete, war keineswegs unbeachtet an ihnen vorübergegangen, und sie begannen jetzt mit solcher Schlauheit und Ausdauer einen feinen Guerillakrieg, daß sie, durch Klima und Lage begünstigt, die russische Armee mit unausgesetzten Nachwachen, mit Abschneiden von Provisionen und Mangel an Ruhe und ärztlicher Hülfe fast zur Verzweiflung brachten. Zuführen wurden aufgefangen, Vorposten überrascht und niedergehauen, die größten Armeen unermüdlich verfolgt und Massen von ihnen durch einen unsichtbaren Feind angegriffen und erschlagen, denn die nie fehlenden Schützen der Berge sandten sichern Tod in die geschlossenen Reihen der Eroberer, deren Anzahl und Disciplin ihnen gegen die wilde Tollkühnheit und Schlauheit Einzelner, die wieder und immer wieder ihre heimlichen und wohlberechneten Angriffe erneuerten, wenig oder gar nichts half. Große Massen von Kavallerie verwandten die Circassier jetzt sehr selten, und nur dann, wenn Boden und Umgebung ihnen, mit ziemlich gewissem Erfolg verhatteten, die Russen zu überfallen."

Auch vom Zustande des russischen Heeres spricht der Verfasser und rügt vieles daran, namentlich die übertriebene und unmenschliche Strenge der Disciplin und die Korruption der Offiziere (wie aller russischen Beamten). Doch verhehlt er nicht auch ruhmwürdige Ausnahmen zu berichten, z. B.: Noch vor zwölf Jahren kannten die Offiziere eines Regimentes, sogar Kapitäne und Subalterne nicht allein von ihren Vorgesetzten körperlich bestraft werden, sondern es war ein keineswegs ungewöhnlicher Fall, daß sie an den Tischen derselben wie Diener oder Sklaven aufwarten mußten. Dieß hat der jetzige Kaiser jedoch und zwar bei Gelegenheit einer sehr traurigen Katastrophe aufgehoben. Ein Husarenoffizier war nämlich mit wichtigen Depeschen der Regierung, auf seinem Weg nach Petersburg, hatte an einer der Postitationen die Pferde gewechselt und wollte eben seine Reise wieder fortsetzen, als der Wagen eines Stabsoffiziers vorfuhr, dessen Herr, da keine andern Pferde zu bekommen waren, die Thiere des Zuerstgekommenen für sich in Anspruch nahm. Der Offizier machte ihm hierüber artig und achtungsvoll Vorstellungen, da er sowohl zuerst die Station erreicht habe und ihm dann auch seine Reise als sehr dringend von der Regierung empfohlen sey. Die einzige Antwort hierauf aber war, daß der General aus seinem Wagen sprang und dem jungen Mann einen heftigen Faustschlag ins Gesicht gab. Dessen Blut wallte jedoch bei dieser tückischen und nicht verdienten Beleidigung wild auf; er war aus dem Süden, hatte die Grenze kaum hinter sich und trug noch seine Waffen, in der Erregung des Augenblicks fuhr seine Hand nach dem im Gürtel ruhenden Pistol, ein Biß und Knall folgte und ein entsetzlicher Schrei von den Lippen des Barbaren tönte den Erlegt; durch das Herz getroffen stürzte sein roher Vorgesetzter todt zu den Füßen des jungen Mannes nieder. Der Mörder aber wurde ergriffen, vor Gericht gestellt und nach den Bergwerken von Sibirien verurtheilt. Als dieß Urtheil dem Kaiser vorgelegt ward, ließ er sich das Kriegsgericht nochmals versammeln, da „ein Hauptpunkt der Untersuchung nicht beachtet, ja nicht einmal erwähnt war," ob nämlich das Pistol im Augenblick des Affexzens bei der Hand und schon geladen war. Dieß zugestanden, wurde das Urtheil des Gerichts bald darauf veröffentlicht, die gewichtigen Worte des Kaisers demselben aber hinzugefügt: „Gemüthlichkeit und aufgehoben."

Ueber Moskau und Petersburg sagt der Verfasser zwar nicht viel Neues, da man diese Städte aus andern Schilderungen hinreichend kennt, doch folgen wir seiner heitern Berichterstattung gern. Auf den Brand von Moskau zurückblickend, gibt er sich einem englischen Vorurtheil gegen die Franzosen hin und meint, Napoleons That sey doch sehr zweifelhaft und es möchte wohl seyn, daß die Franzosen selber Moskau angezündet hätten, wenn auch nicht mit Absicht, doch aus Fahrlässigkeit. In Petersburg wurde der Verfasser dem Kaiser vorgestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google